A. W. Grube

Geographische Charakterbilder

Presented to
The Library
of the
University of Toronto

Der Eisfjord auf Spitzbergen im Lichte der Mitternachtssonne.

(Nach der Künstlersteinzeichnung von FRIEDRICH KALLMORGEN aus R. Voigtländers Verlag in Leipzig.)

G
G

Geographische Charakterbilder

von

A. W. Grube

Eine Sammlung geographischer Schilderungen

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Hans Stübler

Erster Teil

Arktis — Europa — Afrika

Zwanzigste Auflage

Mit Bunt- und Schwarzbildern

476369
1.7.48

Leipzig
Friedrich Brandstetter
1907

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorwort zur ersten Auflage.

Wie der eigentliche Wert und die Bedeutung der als Wissenschaft wiedergeborenen Geographie darin besteht, daß sie die Erde als ein Organ des Menschenlebens kennen lehrt, das die menschliche Wirksamkeit ebenso bedingt, wie es von dieser bedingt wird: so besteht der eigentliche geistige Gewinn, den unsere Schüler aus dem geographischen Unterrichte ziehen sollen, darin, daß sie einen Blick bekommen für die Wechselwirkung des Erd- und Menschenlebens und in dieser Anschauung ihr eigenes Weltbewußtsein entwickeln. Dieses Ziel kann aber nur dann erreicht werden, wenn wir die Fundamente des geographischen Lehrganges so anlegen, daß sie alle auf ihre gemeinsame Spitze, die Kulturgeographie, die Richtung bekommen, daß die einzelnen Teile des geographischen Lehrstoffes hierin ihren Mittelpunkt, ihre vereinende und belebende Seele finden. Dies ist nun freilich leicht gesagt, doch schwer zu machen. Die Volksschule und das Jugendalter bis zum 14. Jahre überhaupt bewegt sich auf der psychologischen Stufe der Anschauung, und da ist es unmöglich, die Gesetze der Wechselbeziehung zwischen Natur und Mensch in wissenschaftlicher Allgemeinheit als solche — etwa wie sie Kohl in seinem Buche „Über den Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen" zusammengestellt hat — zum Bewußtsein zu bringen, so gründlich auch zuvor die mathematische, physikalische und was man politische Geographie nennt, die Hilfswissenschaften der Geschichte, Naturkunde usw. absolviert sein mögen. Wir werden so lange vergebens danach ringen, jene oberste Spitze des geographischen Lehrgebäudes zu erreichen, als es an geographischen Charakterbildern fehlt, welche das Menschenleben mit seiner Sitte, Geselligkeit, Religion, Staatsverfassung im Reflex des Grundes und Bodens, auf dem es erwachsen, des Klimas, in dem es sich bewegt, der Tier- und Pflanzenwelt, die es umgibt, vor die Anschauung stellen, und auf konkretem Wege das geographische Gesetz zur Darstellung bringen. Diese „Charakterbilder" müssen einerseits ganz individuelle, für sich abgerundete Einzelbilder sein, und andererseits in einem inneren Zusammenhange zu dem Lehrgange stehen, indem sie die geographischen Hauptexistenzen zum Vorwurf nehmen, typisch in dem Besonderen das Allgemeine darstellen, also Gattungsbilder sind. Die menschliche Kultur in der Polar- wie in der tropischen Zone, in ihrem Embryo bei dem Australneger wie auf ihrem Gipfel euro-

päischer Zivilisation, in der nordamerikanischen Ansiedelung und in der englischen Weltstadt usw. prägnant und lebendig zu schildern, das ist ihr Zweck, und sie unterscheiden sich dadurch von den bloßen „Landschaftsbildern", die schon in früheren Kursen (bei der sogenannten physikalischen Geographie) herangezogen werden können, daß sie auf jedes Landschaftsbild den Menschen stellen, der, im Vordergrund stehend, den Hintergrund erklärt und verständlich macht und zugleich von demselben die Beleuchtung und das Relief empfängt. Eben darum aber, weil sie den Menschen und die Natur in ihrer Einheit auffassen, müssen Naturkunde und Naturlehre, welche überwiegend auf das Physische den Ton legen und als Elemente der physikalischen Geographie behandelt werden müssen, sowie die Geschichte, welche die Kulturstufen der Menschheit im Nacheinander der Zeit anschaulich macht und überwiegend auf das Ethische den Ton legt, vorhergegangen sein — sie bilden die einzelnen Momente, welche die Kulturgeographie als der letzte Kurs in eins zusammenfaßt. Darum haben die Kulturbilder auch eine tüchtige Vaterlandskunde zur Voraussetzung, und die Zeit wird hoffentlich nicht mehr fern sein, wo ein Vaterländisches Lesebuch in keiner Volksschule fehlen wird.

Da meine „Charakterbilder" einen gründlichen geographischen Unterricht fordern und methodisch gewandte Lehrer voraussetzen, so brauche ich wohl kaum bemerklich zu machen, daß nicht mit den komplizierten Kulturverhältnissen Europas der Anfang gemacht werden darf, sondern mit den einfachsten einer Polarzone, einer Wüstennatur, einer Steppe, wo das Wechselverhältnis zwischen Boden, Pflanze, Tier und Mensch leicht in die Augen springt. Wenn ich Verwandtes zusammenstellend doch im allgemeinen den Rahmen der Erdteile beibehalten habe, so mag man das entschuldigen, da diese Anordnung das Aufsuchen des jedesmal Notwendigen nicht eben erschweren wird. Indem ich viel entschiedener die ästhetische Rücksicht verfolgt habe, als es bisher in ähnlichen Werken geschehen, so habe ich auch überall ein in sich vollendetes, abgeschlossenes Gemälde — nicht bloße Exzerpte — aufgestellt. Dabei habe ich aber soviel als möglich die lebendige Schilderung des Reisenden unverändert gelassen, da jede Darstellung um so eingreifender wirkt, als sie von der lebendigen Persönlichkeit getragen wird. Daß ich überall bedeutende Persönlichkeiten herangezogen, solche, die mit wahrhaft historisch-geographischem Sinne geschrieben, und daß ich nur klassische Darstellungen ausgewählt habe, das hielt ich für eine der Hauptrücksichten, die ich beim Entwurf der Arbeit nehmen mußte. Daß ich auch aus der fremden Literatur Wertvolles benutzt habe, namentlich aus der englischen und französischen, die an charakteristischen gelungenen Reiseskizzen sehr reich sind, wird man gewiß billigen. Wo mir die Übersetzung nicht genügte, habe ich mit besonderer Rücksicht auf die ästhetische Abrundung von neuem übersetzt, zugesetzt, weggelassen, anders gruppiert, wie

es der Zweck des Buches erheischte. Je weniger dabei meine Arbeit auffällt, desto lieber soll es mir sein.

Man wird vielleicht schon nach zwei Dezennien wunderbar finden, wie es „einst“ möglich war, daß vierzehnjährige Schüler wohl die Namen russischer Flüsse und Provinzen aufzuzählen wußten, aber von der russischen Kirche und dem griechischen Ritus kein Wort gehört hatten, und wie der geographische Unterricht wohl die Namen sämtlicher Residenzstädte auf dem weiten Erdenrund dem Gedächtnis einprägte, aber das Wesen und die Bedeutung auch nicht einer zur Anschauung brachte. Es ist indes hohe Zeit, daß die Errungenschaften, welche die Wissenschaft durch den Genius Karl Ritters gewonnen, auch den niederen Schulkreisen zugute kommen. Dies wird mit Erfolg aber erst dann geschehen, wenn wir, über die abstrakte Scheidung des geographischen Lehrstoffes in topische, physikalische und politische Geographie hinausgehend, die lebendige Einheit der Kulturgeographie zu gewinnen trachten.

In der Hoffnung, mit dieser Arbeit einen nicht unwichtigen Beitrag zu der Methodik des weltkundlichen Unterrichts geliefert zu haben, und im Bewußtsein der Schwierigkeit einer Aufgabe, die auf einem noch wenig betretenen Felde gelöst werden mußte, empfehle ich meine „Charakterbilder“ den Freunden der Geographie zur gütigen Aufnahme, wie den sachverständigen Methodikern zur nachsichtsvollen Beurteilung.

Hard bei Bregenz, im Januar 1850.

A. W. Grube.

Vorwort zur zwanzigsten Auflage.

Das Vorwort August Wilhelm Grubes (1816—1884) verleugnet nicht den Einfluß Harnischs, seines Seminardirektors in Weißenfels, der den Basedowschen Konzentrationsgedanken einer Weltkunde aufgenommen hatte, die Geschichte und Naturkunde in sich vereinigte (1827), die den Realunterricht auf der Oberstufe der Volksschule zu einer Einheit verschmelzen sollte. Dieser Gedanke erwuchs aus der Tatsache, daß die Geographie als Wissenschaft zu den Natur- und Geisteswissenschaften reiche Beziehungen unterhält, er barg aber die Gefahr in sich, daß die Schulgeographie ihre Selbständigkeit einbüßte und als Weltkunde sich im blauen Dunst der Allgemeinheit verflüchtigte. Dieser vorwiegend pädagogische Gesichtspunkt mußte als überholt bei einer Neubearbeitung fallen gelassen werden.

Geographisch ließ sich Grube von Karl Ritters Anschauungen leiten: seine Charakterbilder sollten den Blick vergleichend richten auf die Zusammenhänge von Erde und Leben, besonders Bodengestalt, Klima und Menschengeschichte. Und dieser Gedanke ist auch heute noch lebendig — doch so lebendig, daß er gewachsen ist und andere Gestalt angenommen hat. Denn Ritter (und damit Grube) betrachteten die Geographie wesentlich als deduktive Wissenschaft, die zu erweisen habe, daß die Erde das Erziehungsheim der Menschheit sei, in dem sie ihrer göttlichen Bestimmung entgegenreife. Die heutige Geographie ist über Peschel, v. Richthofen nach der naturwissenschaftlichen, über Ratzel nach der mehr ins politische und wirtschaftliche Leben eingreifenden, geschichtlichen Seite eine induktive Wissenschaft geworden ihrer Forschungsmethode nach, die das Tatsachenmaterial sammelt, sichtet und daraus erst ihre Schlüsse zieht.

So konnte Grube zu der ihm eigenen Forderung der Charakterbilder kommen, d. s. „Gattungsbilder der menschlichen Kultur aller Stufen", wie sie sich durch die Verschiedenheit der geographischen Bedingungen herausgebildet haben. Es waren „abgerundete Gemälde, in deren Vordergrund der Mensch stand und den Hintergrund erklärte, während er zugleich von demselben die Beleuchtung und das Relief empfängt". Es waren eben Bilder — denen nur insofern Leben zukam, als sie sich des Mittels des lebendigen Wortes bedienten, es haftete ihnen noch sehr die Auffassung der Geographie als Erdbeschreibung an. Wir verlangen heutzutage Schilderungen, die in den Landschaften

der Erde, in der Formenwelt des Erdbodens wie in der Welt des Wassers und der Luft, die auch in der Lebewelt ein Gewordenes und ein Werdendes sehen. Der Entwicklungsgedanke ist es, der aus dem Bilde, der Beschreibung, eine Schilderung macht. Damit mußte die anthropozentrische Enge der Anschauung Grubes gesprengt, es mußten Schilderungen auch von Naturlandschaften als geographischer Charaktere aufgenommen werden, in denen die menschliche Kultur noch zurücktritt. Denn gerade sie wirken auf Sinn und Geist des Menschen am stärksten, weil in ihnen die unberührte Schönheit der noch ungebändigten Natur zu uns redet, und doch aus ihnen zugleich die Forderung heraus klingt: Füllet die Erde und macht sie euch untertan! Die Schilderung der Völker und ihrer Kulturverhältnisse ist eine Aufgabe der Ethnographie. Sie konnte in der neuen Auflage um so eher zurücktreten, als der Verlag ihr in dem Sammelwerk von Leo Frobenius, Geographische Kulturkunde — eine eigne Stätte geschaffen hat.

Ich wollte in diesem Sinne Grubes Charakterbilder zu einer Sammlung guter erdkundlicher Schilderungen aus allen Teilen der Erde machen. Der Form nach sind es Reiseschilderungen, entnommen den Werken unserer besten Forscher, sie tragen die frische Stimmung des Erlebten in sich, sie zeigen die Mühsal und die Erfolge der Entschleierung des Erdantlitzes, sie packen durch das persönliche Moment. Es sind auch Landschaftsschilderungen, die nach der wissenschaftlichen Erarbeitung der erdgeschichtlichen und klimatischen Grundlagen eines Erdstrichs seine Erscheinungen danach gruppierten und zusammenfassend in knapper Darstellung wieder aufbauten; hieran fehlt es in unserer neueren Literatur freilich sehr, besonders für Europa, obwohl hier durch Geographen, wie Passarge, Wegener u. a. schon wieder gute Anfänge da sind. In vielen Fällen aber war ich noch auf die ältere Literatur angewiesen, die ich nur überarbeiten konnte, um Fehler auszuscheiden und Übersehenes nachzutragen. Endlich finden sich auch Stimmungsschilderungen, die den rein menschlichen Eindruck einer fremdartigen Natur festzuhalten suchten, die also mehr künstlerischen, als geographisch-wissenschaftlichen Charakter tragen. Es liegt in der ganzen Art dieses Werkes, daß es aus den Werken von Forschern, Gelehrten, Künstlern Anleihen machen mußte — ich ließ es mir angelegen sein, mich diesen Mitarbeitern gegenüber wenigstens insofern dankbar zu erweisen, als ich auf möglichst genaue Quellenangabe hielt. Dem Buche sind eine Anzahl malerischer und photographischer „Charakterbilder“ beigegeben worden, die der lebendigen Anschauung dort weiterhelfen sollen, wo das schildernde Wort nicht ausreicht mit seiner Kraft, aus allen Winkeln der Vorstellungswelt die schaffenden Geister heranzurufen, mit Lust ein Innenbild zu schaffen, dem gleich, das der Schilderer mit leiblichem Auge draußen sah in all seinem Leben und

Weben. Auch in diesem Bilderschmuck zeigt das Buch, daß es nicht nur wissenschaftliche Erdkunde vermitteln, sondern auch künstlerisch die Schönheit der Erde künden will allen, die ihre Erdheimat lieben. Möge das Buch auf der Oberstufe des erdkundlichen Unterrichts, wo der Lehrer voraussetzen kann, daß die Schüler einer Schilderung zu folgen vermögen, weil sich mit jedem Wort eine Fülle anschaulicher Vorstellungen bei ihnen bildet, sich als wertvoll erweisen; mögen Grubes Charakterbilder auch im neuen Gewand ein Lieblingsbuch unserer Jugend sein, ein Buch, das in ihr die Lust am beobachtenden Wandern und Reisen, der besten Methode des geographischen Unterrichts, anregt, ein Buch, an dessen Hand sie auch in spätern Jahren noch gern Gedankenreisen in alle Welt macht.

Endlich noch ein Wort über die äußere Einteilung des Werkes: Der vorliegende erste Band enthält Schilderungen aus der Arktis, aus Europa und Afrika, der zweite soll Nord- und Südamerika, Asien und Australien und die Antarktis, der dritte das deutsche Vaterland in „Charakterbildern“ schildern. Daß dabei auch die Meere berücksichtigt werden, zeigt schon der erste Band. Grube hatte seiner Einteilung einen pädagogischen Gesichtspunkt zugrunde gelegt: den der psychologischen Nähe — er begann „mit den einfachsten Kulturverhältnissen der Polarzone“ und stieg auf „bis zu den komplizierten Europas“. Ich habe bei der weiteren Auffassung des Begriffs „Geographisches Charakterbild“ die räumliche Gliederung Ratzels nach 6 Erdteilen — je 3 Nord- und 3 Süderdteilen — vorgezogen. Der Plan des Ganzen ist also folgender:

1. Band: Arktis, Europa, Afrika.
2. Band: Nordamerika, Südamerika, Asien, Australien (Ozeanien), Antarktis.
3. Band: Deutschland.

Innerhalb dieser Ordnung sind die Bilder wiederum räumlich zu Gruppen zusammengefaßt, obwohl hier die Abgrenzung und Bezeichnung manchmal schwierig war — lediglich zur bessern Übersicht. Grubes Gliederung erschwerte das Aufsuchen, zudem war sie durch die wiederholte Bearbeitung, durch Hinzufügungen fast nicht mehr zu erkennen. Sie läßt sich auch nicht halten, weil das räumlich Ferne nicht das psychologisch Nächste sein kann. Dem Schlußwunsche Grubes in seinem Vorwort zur ersten Auflage schließe ich mich bei der Herausgabe der zwanzigsten von Herzen an.

Bautzen, im Oktober 1906.

Dr. Hans Stübler.

Inhaltsverzeichnis.

Arktis

I. Bilder aus der Arktis.

Seite

Einleitung 3
1. Die nordwestliche Durchfahrt 3
2. Die Suche nach dem offenen Polarmeere 10
3. Die nordöstliche Durchfahrt 19
4. Zum Nordpol 24
5. Nordenskjöld und Nansen auf dem Inlandeise Grönlands 30
6. Spitzbergen. (Mit Abbildung) 40
7. Im nördlichen Polarmeere 46

Europa

II. Bilder aus Skandinavien.

1. Island 51
2. In Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Erde 56
3. Der Lappe und das Renntier 60
4. Durch den Sognefjord zum Galdhöpig (Mit Abbildung) 75
5. Im südschwedischen Granitlande 79
6. Von Gotenburg nach Stockholm 85
7. Nach Finnland 89
8. Kopenhagen 91

III. Bilder aus Osteuropa.

A. Nördliches Rußland.

1. In Petersburg 94
2. Petersburg im Winter 107
3. Die Newa 112
4. Im Petersburger Kaufhofe 119
5. Im Schlitten von Petersburg nach Archangel 122

B. Mittleres Rußland.

6. In Moskau und Nischnij-Nowgorod 127
7. Die Großrussen 135
8. In russischen Kirchen 146

C. Südliches Rußland.

9. In der südrussischen Steppe 155
10. Herden und Hirten in der Steppe 166
11. Unter Deutschen an der Wolga 179

IV. Bilder aus Mitteleuropa.

Seite

Einleitung 182

A. Donauländer.

1. Böhmen und seine deutschen Randgebirge 183
2. Prag und die tschechische Mitte 187
3. In polnischen Dörfern 191
4. Ruthenische Walddörfer 195
5. In den Pußten 199
6. Die Deutschen im Banat 203
7. Die Siebenbürger Sachsen einst und jetzt 207
8. Das Leben der sächsischen Bauern in Siebenbürgen 210
9. Nach Rumänien 214

B. Frankreich.

1. Frankreich und die Franzosen 217
2. Paris 219
3. Aus der Vendée 223
4. In den Landes 226
5. Durch die Provence nach Marseille 230

C. Alpenländer.

1. Das Alpengebäude 239
2. Alpenstraßen 246
3. Über den Splügen nach Chiavenna 250
4. Das Engadin 257
5. Der Kanton Appenzell und seine Landsgemeinde 269
6. Der Vierwaldstätter See und das Rütli 278
7. Über und durch den St. Gotthard 285
8. Ein Bergsturz im Kanton Schwyz 297
9. Von Interlaken zur Jungfrau (Mit Abbildung) 300
10. Durchs Wallis zum Genfer See 302
11. Die Eroberung des Montblanc 308

V. Bilder aus Westeuropa.

A. Britische Inseln.

1. Durch den Firth of Forth nach Leith-Edinburgh 317
2. Quer durchs schottische Hochland 319
3. In Irland (Mit Abbildung) 321
4. Englands schwarze Diamanten 327
5. Wochenschluß in Manchester 331
6. Von Gravesend bis London 338
7. Die Docks von London 341
8. In der City von London 343
9. Wie London wächst 346
10. Londoner Verkehrsleben 352
11. Der Engländer in seiner Häuslichkeit 356
12. Die englischen Parks und Landhäuser 360

B. Rheindeltaländer.

Seite
1. Die „Niederlande“ an der Nordseeküste 364
2. Der Holländer als Schöpfer seines Landes 369
3. In Nordholland und Amsterdam 372
4. Ebbe und Flut in Seeland 383
5. In Brabant und Flandern 386

VI. Bilder aus den Mittelmeerländern.

A. Apenninhalbinsel.

1. In der Po-Tiefebene 394
2. An der Riviera 397
3. Im heutigen Rom 402
4. Ein Karneval im päpstlichen Rom 406
5. Die römische Campagna 414
6. Neapel (Mit Abbildung) 417
7. Pompeji 422
8. Skizzen aus Sizilien 427
   a) Sonnenland und Weinparadies 427
   b) Nach dem Ätna 431
   c) Nach den Schwefelminen nördlich von Girgenti 436
9. Malta 439
10. Küstengrotten des Mittelmeers 443

B. Pyrenäenhalbinsel.

1. Lissabon und Cintra 448
2. Madrid 453
3. Granada 470
4. In den Huertas 482

C. Balkanhalbinsel.

1. Aus Dalmatien 487
2. Am Skutarisee 491
3. Über den Schipka 494
4. Die Ägäis als Wiege der europäischen Kultur 496
5. Athen 506
6. Türkisches Familienleben 511
7. In Konstantinopel 514

Afrika

VII. Bilder aus den Atlasländern.

1. Marokko 525
2. In Fes, der Hauptstadt Marokkos 527
3. Bei den Bergberbern der Maßmuda 534
4. Algerien 539
5. Von Oran in den Tellatlas 541
6. Von Konstantine zur Oase Biskra (Mit Abbildung) 547

VIII. Bilder aus der Sahara und Ägypten.

1. Durch die Sahara auf der Bornustraße 555
2. Ein Brief aus der Mitte der Sahara 559

Seite

3. Durch die libysche Wüste nach Sîwe 561
4. Ägypten und der Nil (Mit Abbildung) 566
5. Die Kulturlandschaft Altägyptens 571
6. Die Pyramiden und ihre Umgebung 576
7. Von Alexandria nach Kairo 584
8. Ein Volksfest in Kairo 589
9. Bewässerung und Landbau im Nillande 592
10. Der Kanal von Suez 595
11. Sinai und Akabah 600

IX. Bilder aus dem Sudan.

1. In Togo 604
2. Kuka und der Tsad 606
3. Sklavenjagd in Bagirmi 611
4. In Wadai 614
5. In Omdurmān 625

X. Bilder aus dem ostafrikanischen Seenhochland.

1. Das Kaiserreich Äthiopien 629
2. Vom Roten Meer zum Ras Daschan 632
3. Die Auffindung des Albert-Njansa 637
4. Besteigungsversuche am Kilimandscharo (Mit Abbildung) 642
5. Zum Kibo-Gipfel des Kilimandscharo 649
6. Am Meru 652
7. Deutsche Arbeit am Njassa 654

XI. Bilder aus Westafrika und dem Kongobecken.

1. Ankunft in Kamerun 657
2. Auf den Kamerunberg 661
3. Am Kamerunästuar 663
4. Über die Nil-Kongo-Wasserscheide 669
5. Die Erschließung des Kongos 674
6. Die Gründung des Kongostaates 680
7. Im Urwalde am Kongobogen 687
8. Die Erforschung des südlichen Kongobeckens 691
9. Die Landschaften des südlichen Kongobeckens 698

XII. Bilder aus dem südafrikanischen Tafellande.

1. Im nördlichen Deutsch-Südwestafrika (Mit Abbildung) 707
2. Zum Omatako, dem höchsten Gipfel Deutsch-Südwestafrikas 709
3. Mit der Feldbahn nach Windhuk 712
4. Quer durchs Namaland 715
5. Die Kalahari 719
6. In den Diamantgruben und Goldbergwerken Südafrikas (Mit Abbildung) . 722
7. Im Kaffernviertel von Johannesburg 726
8. Zu den Sambesifällen 728

XIII. Bilder von afrikanischen Inseln.

1. Auf den Pik von Tenerife 731
2. Madagaskar 739

Arktis

I. Bilder aus der Arktis.

Einleitung. — 1. Die nordwestliche Durchfahrt. — 2. Die Suche nach dem offenen Polarmeere. — 3. Die nordöstliche Durchfahrt. — 4. Zum Nordpol. — 5. Nordenskjöld und Nansen auf dem Inlandeise Grönlands. — 6. Spitzbergen. — 7. Im nördlichen Polarmeer.

Einleitung.

Zugleich mit der Auffindung der Neuen Welt und der Seewege nach Indien setzt die neuere Nordpolarforschung ein, weil die Spanier und Portugiesen die neugefundenen Seewege aus dem Atlantischen Ozean in den Indischen und in den Pazifischen Ozean für Schiffe anderer Nationen sperrten, um das Handelsmonopol sich zu wahren. Denn die Unternehmungslust besonders der Engländer und Holländer suchte nun auf neuen Wegen um die Norderdteile herum den eigennützigen Rivalen ein Schnippchen zu schlagen, da die neuen Straßen nach Nordwesten und Nordosten, um Nordamerika und um Nordasien herum, den Weg nach Indien abzukürzen versprachen und vor den eifersüchtigen Mitbewerbern sicher waren. Diese rein praktischen Beweggründe führten zwar nicht zu dem erwünschten Ziele, dienten aber einerseits der wirtschaftlichen Erschließung des Nordpolargebiets als vor allem andererseits der wissenschaftlichen Erforschung und kartographischen Festlegung der bisher ganz unbekannten arktischen Regionen. Mehr und mehr wurden wissenschaftliche Interessen aller Art die Triebfedern der kühnen Erkundigungsfahrten und Vorstöße gegen die nördliche Eiskappe unseres Planeten, und dieser ideale Zug des Erkenntnistriebes feierte dabei Sieg auf Sieg, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß eine Art Sportleidenschaft, die um jeden Preis den Pol selbst erzwingen will und sich der hohen Zahl der erreichten Grade und Minuten freut, manchmal dabei eingeschlichen ist.

1. Die nordwestliche Durchfahrt.*)

durch die arktische Inselwelt Amerikas zum Stillen Ozean bemühten sich besonders die Engländer zu finden. Die Land- und Meernamen, die die Karte in diesem Gebiete nennt, halten die Erinnerung an die kühnen englischen Seefahrer fest. Die vorbereitenden Fahrten eines Martin Frobisher 1576/78 (vgl. Frobisherbai),

*) Quellen für 1—3: J. Löwenberg, Die Entdeckungs- und Forschungsreisen in beiden Polarzonen. Prag 1886 (Tempsky). — K. Hassert, Die Polarforschung. Leipzig 1902 (B. G. Teubner).

eines John Davis 1585/87 (vgl. Davisstraße), der den englischen Walfang in jenen Gegenden ins Leben rief, eines Henry Hudson 1607/11 (vgl. Hudsonstraße und -bai), eines William Baffin 1612/16 (vgl. Baffinsbai und -land) und anderer klärten die Polargegenden Nordamerikas auf, ohne doch die Durchfahrt zu finden. Die Lösung der Aufgabe wurde erst im Anfange des 19. Jahrhunderts, besonders auf das Betreiben John Barrows hin (vgl. Barrowstraße als Fortsetzung des Lancastersunds) wieder aufgenommen, und der englische Staat machte die Polarforschung zur Nationalsache. Ein Preis von 400 000 Mark wurde für die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt, eine Belohnung von 100 000 Mark für die Erreichung des 110. Grades westlicher Länge von Greenwich ausgesetzt.

Edward Parry war schon 1818 als Begleiter von John Roß an die Tore der nordwestlichen Durchfahrt gelangt, und das Vertrauen der englischen Admiralität setzte ihn 1819 in den Stand, an der Spitze zweier stattlicher Segelschiffe „Griper“ und „Hekla“, begleitet vom jüngeren Roß, Sabine und Beechey, die Flagge Englands so weit zu tragen, als es ihm die eigene Kraft und die Umstände gestatten würden. Am 8. Mai 1819 lichtete er die Anker, erreichte glücklich die Baffinsbai, wo er mit Glück die Zusammenstöße mit den mächtigen, schwimmenden Eisbergen vermied, und warf am 1. August Anker im Lancastersund, der ersten Station auf der Nordwestlinie. Wo ein Jahr vorher Wolkengebilde dem älteren Roß ein hemmendes Gebirge vorgetäuscht hatten, fand er eisfreies Wasser, und mit geblähten Segeln fuhr er ein in die zweite Station seiner Route, die Barrowstraße. Hier erfuhr seine unter so günstigen Zeichen begonnene Fahrt die erste Verzögerung durch vorgelagerte Eismassen. Er versuchte nach Süden auszuweichen, fand aber denselben widerstandsfähigen Feind, und außerdem drohte die Magnetnadel ihren Dienst zu versagen; befand er sich doch, ohne es zu ahnen, in der Nähe des magnetischen Nordpols. Mit kühnem Mut zwang er seine Fahrzeuge wieder westwärts, drang glücklich in den Melvillesund ein, gewissermaßen den Binnenhafen der nordwestlichen Durchfahrt. Schon hatte er den 110. Grad w. Gr. erreicht und damit den Preis von 100 000 Mark errungen, als ihn der arktische Winter nötigte, an der Südküste der Melville-Insel den sogenannten Winterhafen aufzusuchen. Er war hier zehn volle Monate festgebannt im Eise, sah am 15. November 1819 die Sonne zum letztenmal untergehen, um 84 Tage die teure Himmelsbotin nicht wieder zu begrüßen. Mit Energie und richtigem Blick suchte er seine Mannschaften in der so notwendigen Tätigkeit zu erhalten, überdachte die Fahrzeuge gegen Sturm und Kälte, ließ Boote und Tauwerk ans Land bringen und sorgte in seiner großen Familie für Arbeit wie für Unterhaltung. Erst am 15. August 1820 wurden seine Fahrzeuge befreit aus der Eispresse, und sofort begann die Fahrt nach Westen; doch es sollte ihm nicht vergönnt sein, auch die letzte Station der Nordweststraße zu durchfahren; vor Banksland stand ihm die Eisbarriere ohne jede

Öffnung drohend im Wege und nötigte ihn zur eiligen Heimkehr. Die ganze Inselflur der amerikanischen Arktis wurde später ihm zu Ehren Parry-Archipel getauft. Obwohl der große Forscher in den Jahren 1821—23 die Lösung seiner Aufgabe in niederen Breiten versuchte, der Hudsonstraße auf den Schiffen „Fury" und „Hekla" folgend, sollte ihm die Lüftung des Schleiers auch an dieser Stelle nicht vergönnt sein. Auch eine dritte Fahrt 1824 war nicht vom Glück begünstigt.

Von der irrigen Ansicht ausgehend, daß das Eis im höchsten Norden eine zusammenhängende, glatte Decke bilde, wollte Parry den Nordpol selbst erobern, und mit ungeschwächter Begeisterung warf er sich auf die Verwirklichung dieser neuen Idee, die er auf anderem Wege mit Hilfe des Schlittens auszuführen suchte. In Gemeinschaft mit Clark, Roß und Crozier stach er am 4. April 1827 mit der „Hekla" abermals in See und befand sich am 19. glücklich in Hammerfest, wo er acht Renntiere an Bord nahm. In nördlicher Fahrrichtung erreichte er im Kampfe mit widrigen Winden Spitzbergen; als jedoch die Reise direkt nach dem Pol angetreten werden sollte, war die Jahreszeit (der arktische Sommer) schon zu weit vorgerückt. Er ließ die Renntiere samt dem Schiffe zurück, belud die Schlitten, die gegebenenfalls ebensogut als Boote verwendet werden konnten, für 71 Tage mit Proviant und trat am 22. Juni seinen Marsch nach dem Pol an. Auf der ersten Strecke von 40 Stunden war das Eis glatt wie ein Spiegel, und man kam rasch vorwärts. Doch als man den Rand dieser Fläche überschritt, zeigten sich bereits die Wirkungen des warmen arktischen Sommers: das Eis war zerrissen, rauh, an manchen Stellen dünn und weich, von Kanälen durchschnitten, so daß der Vormarsch, besonders das Ziehen der Schlitten ungeheuer erschwert war. Man reiste nur bei Nacht, da bei Tage der Schnee das Auge zu sehr blendete; am Morgen wurde dann der Tag mit dem Abendgebet beschlossen, und sieben Stunden gab man sich einem erquickenden Schlafe hin auf treibenden Eisschollen. Zu den vorigen Beschwerden gesellte sich bald der Regen; oft hatte man in vier Stunden angestrengtester Arbeit nicht eine halbe Stunde Weges zurückgelegt; am 25. Juni war man unter 81° 13′ n. B., am 29. desselben Monats unter 81° 23′, am 23. Juli unter 82° 45′ und am 26. Juli gar unter 82° 40′ 23″. Man war also auf dem nach Süden abtreibenden Eise rückwärts getrieben worden. 35 Tage hatte man sich übermenschlich abgemüht, den Pol zu erreichen, doch vergeblich. Unverrichteter Sache zwar, doch wohlbehalten, kehrte Parry zurück. Er hatte wenigstens den Erfolg, dem Pole so nahe gewesen zu sein, wie niemand vor ihm.

Die englische Admiralität verweigerte in Zukunft die Mittel zur Erreichung eines als Hirngespinst erkannten Zieles und zog 1828 auch den Preis für die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt zurück. Doch jetzt tat die Privatunternehmung das ihrige. Der ältere Roß (John) rüstete mit Hilfe des reichen Privatmannes Felix

Booth den Raddampfer „Victory“ aus, um die nordwestliche Durchfahrt zu suchen. In Begleitung seines Neffen James Clarke Roß trat er am 29. Mai 1829 seine (zweite) Reise nach den arktischen Gegenden an. Nachdem er an der grönländischen Küste die Schäden der „Victory“ ausgebessert, drang er durch den Lancastersund und die Barrowstraße; doch die Eisbarriere zwang ihn, südwärts in die Prinzregentstraße abzubiegen. Er fand hier zu seiner Freude die 1824 von Parry als Wrack zurückgelassene „Fury“ mit gut erhaltenen Lebensmitteln und Booten. Am 1. Oktober war er bis zum 70. Grad südwärts gelangt, als ihm auch hier Eismassen ein Ziel setzten. An der Ostküste einer nach Norden vorragenden Halbinsel des Kontinents, die er nach seinem Gönner Boothia Felix nannte, richtete er sich für den Winter, richtiger für zwei Winter ein; denn zwei volle Jahre hielt ihn das Eis gefangen; zwei Winter, in denen das Thermometer bis — 50° R*) fiel. Bei den Wanderungen über die schmale Halbinsel, die er mit geringem Proviant und wenigen Gefährten unternahm, entdeckte er den durch Beobachtungen an der Magnetnadel vorher berechneten „magnetischen Nordpol“ der Erde, jene Stelle, wo die Inklinationsnadel senkrecht steht. Sie liegt unter 70° 5′ 17″ n. Br. und 96° 46′ 45″ w. L. in einer trostlos öden Strecke der Westküste von Boothia Felix; er hißte an dem für die Wissenschaft wichtigen Punkte die englische Flagge und ergriff Besitz von demselben. Zwar gelang es, im Herbst 1831 die „Victory“ aus der Eispresse zu befreien, doch unmöglich war es dem alten Seehelden, sie über die westliche Spitze der Halbinsel Boothia Felix hinauszubringen. Er mußte endlich die treue Gefährtin im Stich lassen und trat mit seinen Leuten die Wanderung an über Eis und Felsland nach jener Stelle, wo die „Fury“ von Parrys Expedition lag. Hier verbrachten die Nordpolfahrer den vierten arktischen Winter in jenem furchtbaren Klima. Im Sommer 1833 endlich zwängte man sich mit den Booten der „Fury“ durch bis zum Lancastersund, hoffend, daß Gott die Mutigen nicht verlassen werde. Ein Schiff zeigte sich, doch vergebens waren alle Anstrengungen, sich bemerklich zu machen. Nach langem, langem Warten erschien ein zweites, das sofort ein Boot aussetzte, sie aufzunehmen. Kein Mensch vermutete, in diesen bärtigen, von Schmutz starrenden, in Eisbärenfelle eingehüllten, bis auf die Knochen abgezehrten Gestalten europäische Landsleute zu finden. „Die ‚Isabella‘ von Hull, einst von Kapitän Roß befehligt,“ so rief der Steuermann den Ankömmlingen entgegen.**)

„Der Kapitän Roß bin ich selbst, und das ist die Mannschaft der ‚Victory‘“, entgegnete der erstaunte Seeheld. Der Steuermann starrte ihn ungläubig an; Roß hielt er längst für tot, und die „Isabella“ war ausgesandt, die Spuren der Verschollenen zu suchen. So fügte

---

*) = $62^1/_2$° C.

**) 1818 hatte John Roß auf der Isabella seine erste Polarfahrt gemacht.

es die gütige Vorsehung, daß die beiden Roß nach 4½jährigem Begrabensein im Eise des Nordens die Küsten Altenglands wieder erblickten.

Die Idee einer nordwestlichen Durchfahrt ließ trotz der bittern Enttäuschungen die Gemüter nicht zur Ruhe kommen, und die Frage danach trat in ein neues Stadium mit John Franklin, der 1845 mit den Schiffen „Erebus“ und „Terror“ England verließ. Er war damals 59 Jahre alt und hatte Entdeckungsreisen in Australien und im arktischen Amerika schon ausgeführt. Den tüchtigen französischen Kapitän Crozier zur Seite, mit 129 Schiffsleuten und Proviant für drei Jahre, so ging er am 26. Mai mit großen Hoffnungen in See. Von Walfischfängern aus der Baffinsbai erhielt man von ihm Berichte, datiert vom Juli 1845. Es waren die letzten, die man überhaupt von ihm empfing. Als nach drei Jahren noch keine Nachricht über seine Expedition eingegangen war, legte sich die bange Ahnung, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen sein müsse, beängstigend auf alle Gemüter. Doch nicht dumpfe Verzweiflung machte sich breit, sondern ein tatkräftiger, rühmlicher Wetteifer, der kein Opfer scheut, den Unglücklichen womöglich Rettung zu bringen, oder mindestens Gewißheit über ihr Schicksal zu schaffen. Man mußte den Vermißten auf dem Wege folgen, der sich nach ihrer Instruktion vermuten ließ. Drei Möglichkeiten lagen vor: entweder mußte man sie in den Sunden der nordwestlichen Durchfahrt und ihrem Inselgewirre oder an Amerikas Nordküste oder endlich in der Nähe der Beringstraße suchen.

Und aus diesen Umständen erklären sich die zahlreichen Expeditionen, die zwar wenig über Franklins Schicksal, viel dagegen für die Wissenschaft ergeben, und die über dreißig Jahre lang den edelsten Wetteifer der Engländer und Amerikaner im Dienste christlicher Humanität bekunden.

Im Jahre 1850 waren nicht weniger als 16 Schiffe zur Aufsuchung Franklins unterwegs. Dampfkraft und Pulver sollten ihnen den Weg durch die Welt von Eis bahnen helfen, Kanonendonner den Vermißten Rettung verkündigen, kleine Luftballons sollten Tausende von bedruckten Papierstreifen durch die Lüfte tragen und ihnen die Kunde naher menschlicher Hilfe bringen. Doch nur gering waren die Erfolge der gewaltigen Anstrengungen; von Franklins Expedition fand man nur das letzte Winterlager und drei Gräber auf der kleinen Beecheyinsel am Eingange der Barrowstraße. Unter den 16 Schiffen, welche im Jahre 1850 ihre Tätigkeit begannen, war besonders der „Investigator“ unter Mac Clures (spr. mäkluhr) Führung glücklich, insofern er zwar nicht Franklin, wohl aber die von diesem und so manchem andern vergeblich gesuchte nordwestliche Durchfahrt fand.

Mac Clure sollte in Gemeinschaft mit Collinson, dem Befehlshaber der „Enterprise“, von der Beringstraße aus, wo ein Stationsschiff sich befand und ebenso ein zweites, das sie mit Proviant versehen

sollte, nach den arktischen Inseln Amerikas vorgehen. Die beiden Schiffe hatten jedoch ganz verschiedene Geschwindigkeit, und so kam es, daß, als Mac Clure in Honolulu (Hawaiiinseln) eintraf, Collinson diesen Hafen bereits verlassen hatte. Um nicht von der Ehre der Entdeckung ausgeschlossen zu sein, nahm Clure einen viel geraderen Weg nach der Beringstraße, fand zwar das Stationsschiff, jedoch nicht Collinson vor und machte sich allein an die Lösung des Problems. Am 2. August 1850 umfuhr er Kap Barrow (Nordküste Amerikas), am 9. September erreichte er nach unendlichen Mühen in jener Einöde des Polareises die Südspitze der Insel Banksland, und von hohem Bergesgipfel erblickte er die zwischen Banks- und Prinz-Albertland hindurchführende Prinz-Walesstraße, die in den Melvillesund mündet. Es gelang ihm nicht, in demselben Jahre die Straße ganz zu durchfahren; $7^1/_2$ geographische Meilen vom Melvillesund entfernt, mußte er inmitten gewaltiger Packeismassen überwintern.

Die Winterszeit benutzte er, um auf dem Schlitten sich seiner Entdeckung zu vergewissern. Doch seine Hoffnung, im nächsten Sommer den „Investigator“ vollends zum Melvillesund vorzuschieben, erfüllte sich nicht, weil das Eis sich nicht in Bewegung setzte. Er fuhr rückwärts, um auf der Nordseite von Banksland durch die Banksstraße, die wohl nach ihm auch Mac Clurestraße genannt wird, seine Entdeckung vollständig zu machen. Doch nur mit Pulversprengungen war es möglich, vorwärts zu dringen, und schon am 24. September 1851 fror er wiederum ein, um sich nun volle zwei Jahre aus jenen Eismassen nicht wieder zu entfernen. Auch von hier aus erreichte er auf Schlitten den Melvillesund, fand eine Urkunde von Leutnant Clintock, die ein Jahr früher dort niedergelegt war, und schloß seinerseits ein Schriftstück bei. Als die Vorräte mehr und mehr schwanden, die Rationen für die Mannschaften immer kleiner werden mußten und auch der dritte Sommer keine eisfreie Straße herstellte, da wurde seine Lage verzweifelt. So kam es, daß in einer Beratung am 30. März 1853 beschlossen wurde, daß 26 Mann den Weg übers Eis ostwärts nach der Barrowstraße, sechs dagegen die Richtung südwärts nach dem Mackenzie nehmen sollten, um wieder in bewohnte Gegenden zu gelangen. Der 15. April sollte der Tag des Aufbruches sein. Am 5. hatte Mac Clure seine Briefe geregelt, am 6. aber erscholl plötzlich der Ruf: „Leutnant Pim vom ‚Herald‘“. Derselbe gehört einer vom Osten vordringenden Expedition an (Kellet), welche Mac Clures Urkunde auf der Melvilleinsel gefunden, und Pim war mit Hundeschlitten zu Hilfe gesandt worden. Mac Clure mußte sein Schiff im Stich lassen und vollendete 1853 die Durchfahrt nach dem Atlantischen Ozean auf den Schiffen der Rettungsexpedition. So war das Problem der lange gesuchten, jedoch unbrauchbaren Nordwestpassage gelöst. Mac Clure erhielt dafür 200000 Mark. Collinson hatte die Viktoriastraße und damit in der Nähe von Boothia Felix den dritten Anschluß an die alten Entdeckungen gefunden, war aber

gezwungen worden durch die Beringstraße zurückzukehren, ohne die Durchfahrt zu vollenden.

Von Franklin freilich wußte man blutwenig. Auf die dringenden Bitten der Gattin des unglücklichen Nordpolfahrers setzten sich 1853 Kapitän Inglefield und Elisha Kane, ein Arzt, an die Spitze einer von dem Amerikaner Grinnell ausgerüsteten Expedition, um in dem vermuteten offenen, eisfreien Meere, nördlich von der Baffinsbai, die Forschungen fortzusetzen. Glücklich gelangte die kleine Zahl mutiger Männer in den Smithsund an Grönlands Westküste (78°) und von hier aus auf Schlitten bis zum 82.° n. Br.; die Küstenstrecken mit ihren durch herabhängende Gletscher ausgefüllten Fjorden wurden genau untersucht und aufgenommen, die Tier- und Pflanzenwelt, sowie die Temperatur, die Eisbildungen jener Breiten genau erforscht, doch eine Spur der Vermißten suchte man vergebens.

Sie wurde durch John Rae aufgehellt, welcher 1853 auf Boothia Felix mit Vermessungen tätig war; nach den Berichten dortiger Eskimos waren im Frühling 1850 gegen 40 weiße Männer an der (westlich von Boothia Felix gelegenen) König Williamsinsel gesehen worden, welche mit einem Boote und Schlitten nach Süden zogen. Von ihnen waren später 35 als Leichen in der Nähe des Back- oder großen Fischflusses gefunden worden. Rae brachte auch aus den Händen der Eskimos Gegenstände mit, die sicher einst Eigentum der Franklinschen Expedition gewesen. So stand denn endlich fest, daß Franklin nicht nach Norden und Westen vorgedrungen war, sondern daß er den Weg nach Süden, nach den Stationen der Hudsonsbailänder gesucht. Daraufhin fand am 6. Mai 1859 Leutnant Hobson vom „Fox", der unter der Führung von Mac Clintock von Franklins Gattin ausgesandt war, auf Point Victory der Nordwestküste von König-Williamsland unter einem Steinhaufen eine Blechbüchse mit einem Schriftstück folgenden Wortlautes:

„Ihrer Majestät Schiffe ‚Erebus' und ‚Terror' überwinterten im Packeise am 28. Mai 1847 in 70° 5′ n. Br., 98° 23′ w. Gr. Überwinterten 1846—47 auf Beecheyinsel in 74° 43′ 28″ n. Br., 91° 39′ 15″ w. Gr., nachdem sie im Wellingtonkanal bis 77° hinaufgefahren und an der Westseite der Cornwallisinsel zurückgekehrt waren. Sir John Franklin kommandiert die Expedition. Alle wohl!"

Die Umschrift lautete: „25 April 1848. Ihrer Majestät Schiffe ‚Erebus' und ‚Terror' wurden am 22. April 1¼ geographische Meilen nordnordwestlich von hier verlassen, nachdem sie seit dem 12. September 1846 eingefroren waren. Die Offiziere und Mannschaften, bestehend aus 105 Mann, unter dem Kommando von Kapitän Crozier, landeten hier in 69° 37′ 4″ n. Br. und 98° 4′ w. Gr. Dieses Papier wurde durch Herrn Irving unter dem Steinhaufen gefunden, von dem man vermutet, daß er von Sir James Roß 1831 eine geographische Meile nördlich erbaut sei. Hier wurde es niedergelegt durch den verstorbenen Kommandeur Gore im Juni 1847. Sir James Roß' Steinhaufen war nicht mehr vorhanden, dieser Bericht aber da

niedergelegt, wo derselbe stand. Sir John Franklin starb am 11. Juni 1847, und der ganze Verlust durch Tod in der Expedition war bis heute 9 Offiziere und 15 Mann. — I. R. Crozier, Kapitän und ältester Offizier, James Fitzjames, Kapitän I. Maj. S. ‚Erebus', reisen ab, morgen am 26. nach Backs = Fischfuß —."

Verschiedene Gegenstände, Kleider, Proviant, Schaufeln, Kochgeräte, ein Arzneikasten, etwas weiter südlich zwei Boote mit einer Menge von Kleidungsstücken, zwei Menschengerippen, fünf Taschenuhren, silbernen Löffeln und Gabeln, religiösen Büchern und einer geladenen Doppelflinte wurden gefunden; das eine Boot lag an der Südküste von König Williamsland, gegenüber der Mündung des großen Fischflusses (Backflusses). Was aus den Leuten geworden, darüber herrschte Todesschweigen.

Im Jahre 1878 durchsuchte der nordamerikanische Marineoffizier Schwatka als Führer des „Cothen" nochmals die König Williamsinsel nach Überresten der Franklinschen Expedition. Als das Packeis den „Cothen" festbannte, unternahm er die größte, je gemachte arktische Schlittenreise, die ihn erst nach 11 Monaten und 4 Tagen zu seinem Schiffe zurückgelangen ließ, und auf welcher er 5232 km zurücklegte. Obwohl das Thermometer Anfang des Jahres 1880 wochenlang bis — 57° C anzeigte, drang die kühne Schar, nach Eskimoweise lebend, doch unaufhaltsam vorwärts. Die Insel König-Williamsland und die gegenüberliegende Festlandsküste von Nordamerika wurden gründlich untersucht, und die Spuren der Expedition Franklins führten bis zu den Gebeinen, die man bestattete. Von Aufzeichnungen der Unglücklichen war nichts mehr zu finden. Wie entsetzlich die Leiden der Ärmsten gewesen sein müssen, das ergibt sich vor allem aus dem Zustande, in welchem die Eskimos die Gebeine auffanden; man erkannte unzweideutig, daß die Unglücklichen in der äußersten Not das Fleisch der toten Genossen nicht verschmäht hatten. Ihre Aufzeichnungen waren den Eskimos in die Hände gefallen und verloren.

2. Die Suche nach dem offenen Polarmeere

wurde besonders rege durch die Nordamerikaner betrieben. Inglefield und Dr. Kane hatten im Smithsund zwischen Grönland und Ellesmereland auf der Suche nach Franklin im Norden eisfreies Meer gesichtet und eine Zunahme des tierischen Lebens gefunden. Daraus schloß man, von dort aus in ein weites offenes Polarmeer gelangen zu können, das durch das warme Wasser eines Golfstromzweiges offen gehalten werde. Es gälte nur, die Packeiszone, die davor lagere, zu überwinden und man habe leichte Fahrt zum Pole. Diese wissenschaftliche Illusion vom offenen zirkumpolaren Meere, die auch der deutsche Gelehrte August Petermann verfocht, führte zu einer Reihe kühner Vorstöße, anfangs besonders

durch den Smithsund, die wenigstens die Inselnatur Grönlands zur Gewißheit machten, aber weder das offene Polarmeer noch den Pol fanden.

Der Arzt Isaak Hayes setzte die Forschungen Dr. Kanes fort, indem er 1860 mit ungeheurer Anstrengung längs dem Gestade von Grinnell-Land durch den Kennedykanal über das Packeislabyrinth nach Norden vordrang und in morschem Eis und dunklem Himmel Anzeichen der gesuchten „Open Polar Sea" zu finden meinte. Die interessanteste Expedition, die diesem Zwecke diente, wurde unter dem kühnen amerikanischen Kapitän Hall im Jahre 1871 auf dem sorgfältig ausgerüsteten Schraubendampfer „Polaris" ausgeführt. Von Deutschen begleiteten ihn: der Ingenieur Emil Schumann, der Arzt und Naturforscher Dr. Emil Bessels aus Heidelberg, der den Reisebericht schrieb, und der Meteorolog Friedrich Meyer. Auch unter den Matrosen waren zahlreiche Deutsche. Dazu kamen die wegkundigen Begleiter Kanes und Hayes, der Steuermann Morton und der Eskimo Hans Hendrik. Außerdem bewog Hall eine Eskimofamilie zur Mitfahrt: Joseph, Hannah und Pannik: Vater, Mutter und Tochter, die als Dolmetscher und als Jäger gute Dienste leisten sollten. Von Neuyork stach die „Polaris" am 29. Juni 1871 in See, gelangte an der Westküste Grönlands entlang schon am 24. August in den Smithsund und arbeitete sich in dem engen Robesonkanal zwischen Eismassen bis 82° 26′ durch, eine bisher von keinem Schiffe erreichte Leistung. Hier jedoch war das Glück des Sternenbanners zu Ende. Nebel und Eis drohten dem Schiffe den Untergang, aber aus dem Mastkorbe hatte man nordwärts offenes Fahrwasser gemeldet und taufte die weite Meeresfläche Lincolnsee.

Im „Gottseidankhafen" an Grönlands Westküste überwinterte man in 81° 38′ n. Br. Ringförmige Bauten, Harpunen, Lanzenspitzen und Schlittenkufen deuteten darauf hin, daß das menschliche Leben auch in diesen Breiten nicht ganz erstorben; Moschusochsen, Eisbären, Füchse, Lemminge boten reiche Jagdbeute; ja selbst Bienen und Schmetterlinge fehlten nicht; im Sommer kleidete eine Moosdecke den Boden, durchwebt von rot- und blaublühenden Alpenpflanzen. Starkes Treibholz lieferte ausreichendes Brennmaterial. Den anstrengenden Eismärschen erlag Hall am 7. November 1871. Kapitän Buddington übernahm an seiner Statt das Kommando. Seine Bemühungen, im Sommer 1872 nordwärts vorzudringen, mißglückten, zumal die „Polaris" leck geworden war. Mit schwerem Herzen kehrte man um an der Pforte des offenen Polarmeeres — wie man meinte. Bis zum 15. September zwängte man das Schiff durchs Eis; dann mußte man es verlassen. Man brachte Instrumente und Vorräte aufs Eis. Da brach plötzlich die gewaltige Scholle, und 19 Personen, darunter neun Eskimos, die zufällig auf dem abgebrochenen Eisfelde waren, trieben darauf mit dem Sturme südwärts, und bald waren Schiff und Gefährten ihren Blicken entschwunden.

Kapitän Tyson, Obersteward Heron, der Meteorolog Friedrich

Meyer, sieben Matrosen und neun Eskimos — unter ihnen Hans Hendrik mit seinem einen Säugling nährenden Weibe — bildeten die Bemannung des wunderlichen Wracks. Der gesamte Proviant für diese Gesellschaft von 14 Erwachsenen und fünf Kindern betrug 800 Pfund, während der Feuerungsvorrat — zwei Säcke Kohlen — kaum einige Tage ausreichen konnte. Da man nicht wußte, wie lange man von menschlicher Hilfe entfernt sein konnte, beschloß man, täglich nur zwei karge Mahlzeiten zu halten, die über einer Tranlampe erwärmt wurden. Besonders lästig war den unfreiwillig Reisenden der Wassermangel, welcher die Reinlichkeit fast unmöglich machte. Die Hütte auf dem schwimmenden Eisfelde war namentlich zur Zeit der Dunkelheit und des Schneegestöbers ein unheimlicher Ort. Als im November der Eskimo Joseph so glücklich war, einige Seehunde zu erlegen, war das blutreiche Fleisch ein rechtes Labsal, und eine zweite Tranlampe machte die Hütte wohnlicher hinsichtlich des Lichtes wie der Wärme. Doch die Polarnacht verbot ihnen endlich auch die Jagd, und bald trat das Gespenst der Hungersnot drohend vor ihre Augen; auf Licht und Wärme mußte man ebenfalls verzichten. Am Weihnachtsfest saßen die 19 Menschen hungernd, frierend, in Schmutz starrend in ihrer Hütte; ein bis zwei Lot zurückgelegter Schinken, ebensoviel Zwieback, fünf Lot Pemmikan und etwas gefrorenes Seehundsblut bildeten ihr Weihnachtsmahl. Als am 1. April 1873 zu den ihnen längst vertrauten Gefahren ein furchtbarer Sturm trat, wurde ihre Eisscholle zertrümmert und das nasse, eiskalte Element nahte sich drohend ihrer Hütte. Als die Scholle immer kleiner und kleiner wurde und kein anderes Eisfeld sich zeigen wollte, sprangen sie ins Boot, um das im Westen vermutete Packeis zu erreichen. Doch das für sechs Personen berechnete, aber mit 19 Mann belastete Fahrzeug konnte nur dadurch über Wasser erhalten werden, daß man Bettzeug und Mundvorrat — freilich mit blutendem Herzen, über Bord warf. Sobald man eine nur irgendwie geeignete Scholle fand, sprangen die Männer darauf, nur Frauen und Kinder ließ man im Boote und trieb daneben nach Süden. Die Jagd war im April wenig ergiebig, der Hunger wütete in den Eingeweiden, die Scholle schmolz wiederum zusammen, so daß man jeden Augenblick gefaßt sein mußte, ins Boot zurückkehren zu müssen. Sieben Monate war man nun unterwegs, und aus 77° n. Br. war man in die Nähe des 54. gelangt. Schon zeigte sich hier und da die Küste von Labrador und endlich auch die Rettung. Der englische Walfänger „Tigress“ nahm die Schollenfahrer auf, und sämtlich wohlbehalten trafen sie in Washington ein. Ihre 14 Genossen von der „Polaris“ hatten aus dem lecken Schiffe zwei Boote gezimmert, waren nach Süden gefahren und wurden in der Melvillebai von einem schottischen Walfischfänger gerettet.

Eine 1875 ausgefahrene englische Expedition unter Kapitän Nares drang von Grantland aus bis 83° 20′ 26″ vor, fand nichts als gewaltige Eismassen statt des gesuchten Seeweges zum Pole und faßte

ihr negatives Ergebnis in das Telegramm zusammen: The North-Pole impracticable, der Nordpol ist unerreichbar. Doch zeigten Schlittenreisen, daß die grönländische Küste rasch nach Osten umbog, eine Stütze mehr für die Ansicht, daß Grönland eine Insel sei.

Auch die letzte amerikanische Reise in den Smithsund unter Leutnant Greely scheiterte vollständig. Der tapfere Leutnant Lockwood drang zwar bis 83° 30½′ nach Norden vor, fand aber 1883 bei Kap Sabine auf Ellesmoreland den Hungertod mit vielen seiner Gefährten, nur 6 von 25 kehrten mit Sammlungen und topographischen Aufnahmen zurück.

Erst dem amerikanischen Marineingenieur Peary glückte es, die Inselnatur Grönlands festzustellen. Seit 1891 ist der kühne Mann jahrelang in Nordgrönland tätig gewesen, hat bei 83° 39′ die Nordspitze Grönlands gefunden und ist bis 83° 50′ polwärts vorgedrungen. Die Umsegelung Grönlands, die der Norweger Kapitän Otto Sverdrup vom Smithsund aus 1898—1902 erzwingen wollte, gelang nicht, dafür fand er „neues Land" im Westen von Ellesmoreland: König Oskar-Land, Axel-Heibergland usw.

* * *

Der deutsche Geograph August Petermann hatte wohl die Idee des offenen Polarmeeres verfochten, aber den Weg durch den Smithsund von Anfang an für verkehrt gehalten. Als nun die Amerikaner trotz wiederholter Vorstöße dort wirklich keinen Erfolg hatten, drang er um so mehr darauf, daß sein Rat, zwischen Grönland und Nowaja Semlja zum Pole vorzudringen, von den Deutschen befolgt werde. Auf dem ersten deutschen Geographentag 1865 in Frankfurt a. M., der unter Petermanns Leitung stand, faßte man denn auch den Entschluß, für das nächste Jahr eine deutsche Nordpolexpedition auszurüsten, die freilich, abgesehen von einer mißlungenen Vorbereitungsfahrt, 1865 wegen des 66er Krieges erst 1868 zur Ausführung kam. Aber die Expedition des Kapitäns Koldewey auf der kleinen Jacht „Germania" erreichte nicht viel, so daß 1869 auf Petermanns Betreiben eine neue größere „Germania", ein Dampfer, und mit ihr ein Segelschiff, die „Hansa", von neuem in See stachen, der Dampfer unter Koldewey, der Segler unter Kapitän Hegemann. Sie sollten an der Ostküste möglichst weit nach Norden vorzudringen suchen, dabei die Geographie und Naturgeschichte des Landes aufhellend. Am 20. Juli aber, als dichter Nebel das Meer bedeckte, wurden die beiden Schiffe für die ganze Dauer der Expedition voneinander getrennt. Die „Hansa" blieb im Treibeis der Ostküste festsitzen und trieb darin südwärts, bis sie zerdrückt sank. Lassen wir uns das Schicksal der Hansamannschaft durch ihren ersten Steuermann Hildebrandt selbst erzählen:

„Unser erster Versuch, die Küste zu erreichen, mißlang. Wir waren nur so weit westlich vorgedrungen, daß wir die Ostküste

Grönlands in schwachen Umrissen sahen, und da wir, mit dem Eisstrome immer weiter südlich treibend, nicht darauf rechnen konnten, durch die dichten Eismassen und eng aneinander liegenden Eisberge hindurchzukommen, steuerten wir weiter, dem freien Wasser im Osten zu, um dort nördlicher zu gehen und einen zweiten Vorstoß zur Küste hin zu versuchen. Die „Germania“ hatte, wie sich später ergab, während dieser Zeit an der Eisgrenze gelegen und war, als wir das freie Wasser gewonnen hatten, in den Eisgürtel hineingegangen. Auch sie hatte das nämliche Mißgeschick wie wir, sie mußte wieder hinaus in das offene Meer, um einen zweiten Versuch zu wagen. Zu derselben Zeit saßen aber wir schon wieder tief im Eisgürtel und hatten etwa nur noch sieben bis acht deutsche Meilen bis zur Küste zurückzulegen, als wir dermaßen von dem Eise erfaßt wurden, daß ein Entrinnen unmöglich wurde. Wir kannten die Gefahren, die uns drohten, allein wie uns dagegen schützen?

Einige Wochen hatten wir schon so dagelegen und waren mit dem ganzen Eislabyrinth mehrere Grade nach Süden getrieben. Manche Schneestürme hatten ungeheure Schneemassen über uns ausgeschüttet und das Eis in die heftigste Bewegung gebracht, ohne jedoch dem Schiffe Schaden zu tun. Allein es war unmöglich anzunehmen, daß es auch ferner so gehen würde; die hohen Eisdämme und Eisfelder, die uns umschlossen, mußten dem Schiffe endlich verderblich werden. Wir beschlossen daher, um gegen alle Möglichkeiten gerüstet zu sein, die Steinkohlen (aus Kohlenstaub und Teer zusammengepreßte viereckige Tafeln), welche wir für die „Germania“ mitgenommen hatten, dazu zu verwenden, um auf der größten der neben uns liegenden Schollen ein Haus aufzubauen.

Ende September begannen wir denn auch dieses eigentümliche Bauwerk aus Schnee, Wasser und Kohlen und beendeten dasselbe zu unserer nicht geringen Freude am 16. Oktober. Wir hatten für uns 14 Mann eine Art Stall errichtet, der mit seinen schwarzen niedrigen Mauern auf dem weißen Schneefelde allerdings einem Sarge ähnlicher sah, als einer Behausung. Kaum hatten wir für das Haus, welches 6 m lang, 4 m breit und 2 m im Giebel und ohne Fenster war, eine Tür gemacht, als auch die Stunde des Unterganges der „Hansa“ geschlagen hatte. Am 19. Oktober, als wir gerade unsere gewöhnlichen Tageseinträge über Wind und Wetter machen wollten und draußen der Schneesturm mit seiner ganzen Kraft tobte, fing das um uns liegende Eis dermaßen an zu tosen und gegen das Schiff zu pressen, daß die Balken zu brechen drohten, die Deckplanken sich bogen und das Pech wie Staub aus den Nähten sprang. Wir eilten auf das Verdeck, das Schneetreiben ließ uns nicht die allernächste Umgebung des Schiffes erkennen. Wir hörten nur das Seufzen und Stöhnen desselben und fühlten, wie es bei jeder neuen Pressung unter unsern Füßen bebte. Dann war es wieder einen Augenblick still, und nur die umgebenden Eismassen hörte man sich auftürmen und wieder zusammenstürzen. Schon glaubten wir

der Gefahr entronnen zu sein, als sich neue Eismassen gegen das Schiff andrängten. Diesen neuen Pressungen konnte es nicht widerstehen; 4 m hoch und fast 2 m querfeldein geschoben, sank es, als die Eismassen sich auseinander taten, als Wrack in das Wasser zurück, um nach 36 Stunden auf dem Meeresgrunde zu ruhen.

Wir hatten dieser Katastrophe natürlich nicht mit müßigen Händen zugesehen. War anfänglich nur eine geringe Menge Mundvorrat auf die Scholle geworfen worden, so lag jetzt schon ein großer Teil darauf, und hierzu Zeug, Feuermaterial, ein großes Faß Seehundsspeck, Seehunds- und Eisbärenfelle, der Kochherd, die drei Boote, überhaupt alles, was in der Eile aufgerafft werden und uns von Nutzen sein konnte. Nach dem Verschwinden der „Hansa“ war unsere nächste Arbeit, die neue Wohnung besser und wohnlicher zu gestalten. Nach acht Tagen hatten wir es auch so weit gebracht, daß uns, obgleich die Kopfkissen noch an den Haaren festfroren, doch wenigstens nicht mehr vollständige Sturzbäder von dem lecken Dache ins Gesicht flossen.

Mit der Zeit wurde unsere Ansiedelung immer wohnlicher. In der Mitte stand das Wohnhaus, links dahinter ein Schneehaus, nicht weit davon ein anderes, welches als Waschhaus diente; dann standen die drei Boote verteilt, und endlich war, um bei unsern langen Spaziergängen nicht die Richtung zu verlieren, ein Flaggenstock aufgepflanzt, die vormalige Bramstange der „Hansa“. So trieben wir mit unserm ganzen Haushalt auf einem Eisgrund immer südlicher und an der ostgrönländischen Küste entlang, ohne jemals den Versuch, sie zu erreichen, glücken zu sehen. Um uns frisch und gesund durch Tätigkeit zu erhalten, wurde eine stetige Arbeitszeit eingehalten und befolgt. Arbeit war auch immer genug da. Bald waren wir so tief eingeschneit, daß wir keinen Ausweg finden konnten. Dann wurde ein unterirdischer Gang von ungefähr 8 m Länge zur Oberfläche geschaufelt; bald waren die Boote mit Schnee bedeckt und mußten wieder ausgegraben und von neuem segelfertig gemacht werden. Es wurden Rundhölzer zu Brennmaterial zerhauen, Matten über unseren Eisboden geschlagen usw. Es galt nun einmal, unser Leben auf alle Weise zu erhalten. Jeder legte daher selbst gern Hand an, um alles das zu besorgen, was zu unserem Unterhalt not tat. An schönen Tagen machten wir lange Touren über das Eis, um Jagd auf Bären oder anderes Getier anzustellen zur Vermehrung unseres Proviantes.

Unaufhaltsam trieben wir mit der Scholle und zwar, abgesehen von den häufigen Schneestürmen, ohne Ungemach weiter und hatten das neue Jahr 1870 schon begrüßt, als wir aus unserem ruhigen und geregelten Leben auf eine höchst unangenehme Weise herausgerissen werden sollten. Der 2. Januar 1870 brachte abermals einen schweren Schneesturm, so daß in Zeit von fünf Minuten unser Feld, welches einen Umfang von zwei deutschen Meilen, eine Stärke von ungefähr 18 m hatte, bis auf den achten Teil der ganzen Größe

verkleinert ward. Unser Wohnraum, der nur 400 Schritte von dem Rande stand, blieb aber glücklicherweise unversehrt. Aber schon einige Tage darauf sollte unsere kleine Scholle, die inzwischen mehr und mehr ein Spielball der sie umgebenden größeren geworden war, gerade da brechen, wo unsere Ansiedelung stand. Der Bruch ging quer durch den Boden unseres Hauses. Um uns so schnell wie möglich aus der Gefahr zu retten, flüchteten wir so, wie wir waren, auf einen noch fest zusammenhängenden Teil der Scholle.

Jetzt war guter Rat teuer. Soweit Nacht und Schneegestöber uns zu sehen gestatteten, wirbelten Eismassen durcheinander, welche uns jeden Augenblick erdrücken konnten. Wir wurden mit unserer Scholle hinaus in ein großes, eisfreies Wasser gedrängt, wo unser Grund und Boden ein Spiel der Wellen und Dünung wurde. Beim Heben durch die Wellen brach ein Stück nach dem andern durch die eigne Schwere ab. Und doch wäre ein Verlassen der Scholle zu Boot unser sicherer Untergang gewesen.

Nachdem wir drei Tage so umhergetrieben, unter freiem Himmel ohne jegliches Obdach dem Sturme Trotz geboten hatten, legte sich das Unwetter. Sogleich wurde die günstige Zeit benutzt, um aus dem Rest des alten Hauses ein neues aufzubauen. Am Morgen fingen wir diesen Bau an, des Abends war er fertig und wurde bezogen. Aber der neue Aufenthalt bot im Vergleich zu unserer früheren, mit einem gewissen Komfort ausgestatteten Ansiedelung einen traurigen und ärmlichen Anblick dar. Eßgeschirr, Kleidungsvorrat, Bettzeug usw., davon war keine Spur mehr zu finden. Alles das war mit dem alten Hause zugrunde gegangen. Brennmaterial lieferten die übrig gebliebenen Wände desselben, denn unser Holzlager war verschwunden. Indes so gut es ging, setzten wir uns auf der kleinen Scholle wieder in erträglichen Zustand. Bären-, Seehunds- und Walroßspeck dienten auch zum Leuchten und Heizen, das Fleisch dieser Tiere ergänzte den zusammengeschmolzenen Proviant. Im Monat März gerieten wir mit unserem Stück Treibeis in einen Malstrom, in welchem wir das Vergnügen hatten, vier Wochen hindurch uns im Kreise herumzudrehen, bis wir endlich durch einen günstigen Wind herausgesetzt wurden und unser Eisfloß seine Reise weiter nach der Südspitze Grönlands antreten konnte. Die Nächte wurden allmählich kürzer, und mit den längeren und wärmeren Tagen stärkte sich unsere Hoffnung auf endliche Rettung.

Wir hatten uns mehr und mehr einem Küstenstriche genähert, wo wir erwarten konnten, Eingeborene zu treffen. Unserem bis auf ein Restchen verminderten Stück Eis trauten wir den Widerstand gegen einen schweren Sturm nicht mehr zu. Wir beschlossen daher, bei der nächsten Gelegenheit, d. h. sobald sich zwischen den Schollen Kanäle bilden würden, breit genug, um unsere Boote hindurchzubringen, aufzubrechen und zu versuchen, die Küste zu erreichen.

Am 7. Mai 1870 bot sich uns eine solche Gelegenheit dar. In

wenigen Stunden waren wir mit unseren drei Booten aufgebrochen und hatten unsere treue Scholle, die uns sieben Monate auf ihrem Rücken über 300 deutsche Meilen nach Südwest getragen hatte, verlassen. Die ganze Ansiedelung trieb herrenlos weiter und wurde später an der Westküste von Eskimos getroffen und besucht, die noch einige zurückgelassene Gegenstände vorfanden. Wir hegten die größte Hoffnung, binnen kurzer Zeit landen zu können; aber auch hierin sollten wir uns täuschen. Der Wind, anfänglich Südwest, setzte nach Nordost um, und schon nach kurzer Zeit lagen wir wieder eingeschlossen mit unseren Booten auf einer anderen Stelle. Harren auf Änderung war ebenfalls vergebens. Der Proviant ging auf die Neige, und Ersatz war nicht mehr aufzutreiben, da sich keine Spur von Tierleben zeigte. Wohl oder übel mußten wir den letzten Versuch, unser Leben zu retten, unternehmen. Er bestand darin, die Boote über das Eis hinweg bis zur Küste, zwischen deren Klippen wir freies Wasser vermuteten, zu ziehen. Unter welchen unsäglichen Anstrengungen, Mühen und Strapazen dies endlich gelang, ist kaum zu schildern. Man denke sich in die Lage eines Menschen, der vier Wochen lang unter freiem Himmel in den arktischen Regionen, Wind und Wetter preisgegeben, täglich die anstrengendsten Arbeiten verrichten muß, ohne des Nachts Ruhe zu haben, ohne dem hungrigen Magen seine Befriedigung angedeihen zu lassen, dazu gelegentlich noch schneeblind wird und endlich auch zeitweise keinen trockenen Faden auf dem Körper hat!

Endlich am 4. Juni kamen wir, die Boote Schritt für Schritt hinter uns herschleppend, an der Küste an. In unseren Hoffnungen, freies Fahrwasser zu finden, hatten wir uns nicht getäuscht; es war eine ziemlich freie fahrbare Straße vorhanden. Wir machten an einer Insel Halt, um ein kärgliches Mahl einzunehmen und den Proviant durch Seevögel zu vermehren. Nach einer mehrstündigen Jagd hatten wir eine Mahlzeit für 14 Mann zusammengeschossen.

Unsere Fahrt nach Süden ging jetzt in Booten weiter. Es war noch ein siebentägiges langes Umherirren zwischen Eisklippen und Fjorden, ehe wir die Nordspitze des Kap Farewell erreichten und zu der Eskimo-Ansiedelung Friedrichstal gelangten. Hier wurden wir zu unserer freudigen Überraschung von zwei deutschen Herrnhuter Missionaren begrüßt und aufgenommen. Wir 14 Schiffbrüchigen waren nach achtmonatlichen Rettungsversuchen und grauenvoller Schollen- und Bootfahrt gerettet!“*)

Die Germania war unterdessen (1869) bis $75^1/_2{}^0$ und die Mannschaft 1870 mit Schlitten bis 77^0 n. Br. vorgedrungen, wo das König-Wilhelmsland, der Franz-Josephs-Fjord, die Petermannspitze usw. an der Ostküste Grönlands an ihre Tätigkeit erinnern. Übrigens entging hier der Astronom der Expedition, Dr. Börgen, der eines Abends seine Beobachtungen am Lande machte, nur

*) Vergl. S. 11 die Schollenfahrt der Polaris.

mit genauer Not dem Tode durch den Biß eines Eisbären, und Koldewey war so glücklich, auf der Kuhninsel Kohlenlager zu entdecken, die gerade für die Forschung in jenen Breiten von weittragender Bedeutung sind. Am 10. September 1870 kehrte die „Germania" von dieser wissenschaftlichen Nordpolexpedition zurück, ohne eine Ahnung, daß inzwischen der große Krieg ausgebrochen war.

Waren auch die heimgebrachten Ergebnisse hinter den erhofften zurückgeblieben, war vor allem das eisfreie Meer um den Pol nicht aufgefunden worden, so ließ sich doch der Geograph Petermann in Gotha nicht beirren, und auf sein Betreiben kam mit Hilfe der hochherzigen österreichischen Grafen Zichy und Wilczek die berühmte Expedition des „Tegetthoff" unter Payer und Weyprecht zustande. Als ideales Ziel schwebte ihr die nordöstliche Durchfahrt vor, also von Nowaja Semlja ostwärts vorzudringen, womöglich bis zur Beringstraße. Petermann wies auch darauf hin, daß durch den warmen Golfstrom zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja wahrscheinlich eine offene Zufahrt zum „Polarmeere" sei, eine Gasse zum Pole. Am 13. Juni 1872 begann die Fahrt des gut ausgestatteten Schiffes, das außerdem drei Boote und sechs für die Zwecke der Expedition eigens gebaute Schlitten mit sich führte. Am 3. Juli war der „Tegetthoff" in Tromsö, am 21. August verließ er nach abermaliger Einnahme von Proviant und Kohlen die Bäreninsel, um auf drei Jahre gänzlich den Augen der Welt zu entschwinden. Bald war er vom Treibeis eingepreßt für lange Zeit. Das mächtige Schiff wurde in die Höhe gepreßt, drohte umzustürzen, und dazu kam am 28. Oktober die 109tägige arktische Nacht. Erst am 16. Februar 1873 erschien die Himmelskönigin wieder am Horizont, und am 25. desselben Monats gab das Eis seine Beute frei. Durch die Südwinde des August wurden die kühnen Forscher nach Norden getrieben in ein Gebiet, das wohl noch nie ein europäisches Schiff durchfurcht hatte. Plötzlich stieg am 31. August 1873 eine hoch über die Meeresfläche emporragende Landmasse vor ihren Augen auf. Mit dreimaligem Hurra begrüßte man sie und nannte das neue europäische Inselreich Kaiser-Franz-Josephs-Land. Doch erst Ende Oktober konnte man es betreten, da Wind und Eis jeden Landungsversuch verhinderten.

Sie verbrachten hier den zweiten arktischen Winter. In einer Schneehütte barg man die wissenschaftlichen Instrumente, und es begannen nun zahlreiche astronomische, meteorologische und magnetische Beobachtungen. Namentlich fesselte das Auge die Pracht des in allen Farben und Formen erscheinenden Nordlichts. Erst im Frühjahr 1874 nahm die Durchforschung des Landes ihren Anfang und zwar zu Schlitten. Es war ein vergletschertes Hochland, fast ohne jedes Leben, ganz selten nur trat das bloße Gestein, vorwiegend Basalt, zutage, sonst war es überall in den Eispanzer gezwängt. Die Temperatur fiel bis zu — 50° C. Alle Kleidungsstücke froren bei diesen Streifzügen infolge des Schneegestöbers steif wie

Blech. Die Hunde waren bis auf drei tot oder dienstunfähig; so spannten sich denn die Männer — unter ihnen Kapitän Payer — selbst vor den mit 16 Zentnern belasteten Schlitten, um Ausdehnung und Natur des Landes zu erforschen. Es bestand aus zwei Hauptinseln, Wilczekland im O. und Zichyland im W., welche durch einen Sund getrennt sind. Reich an Fjorden und schöngeformten Bergpartien, war es doch arm an Häfen, arm an Pflanzen, und die einzigen Lebewesen waren Eisbär, Polarfuchs, Seehund und Alk. Die höchste erreichte Breite betrug 82° 5′ und lag 160 deutsche Meilen vom Standorte des „Tegetthoff" entfernt. Am 20. Mai 1874 begann die Heimreise und zwar, da das Schiff im Eise festsaß, in Booten und Schlitten. Am 16. August — nach 96 Tagen voller Gefahren und Abenteuer — erblickten sie Nowaja Semlja, wo zwei russische Fischer sich ihrer annahmen und sie nach Vardö (an der norwegischen Nordküste) brachten. Am 3. September meldete der Telegraph von Hammerfest aus der harrenden Welt ihre Heimkehr.

3. Die nordöstliche Durchfahrt

längs der Nordküste Asiens zum Stillen Ozean, damit zu Chinas, Japans und Indiens Küsten war nach verschiedenen Versuchen der Engländer besonders das Ziel der Holländer, die einen Preis von 25000 Gulden für diese Entdeckung ausgesetzt hatten. Aber auch ein Willem Barents kam nicht weiter als bis Nowaja Semlja, wo er mit fünf seiner Leute dem Skorbut erlag im Jahre 1597, nachdem er die Bäreninsel und Spitzbergen entdeckt hatte.

Die russische Eroberung Sibiriens mit Hilfe der Kosaken führte 1654 zur Auffindung der Beringstraße durch den Kosaken Deschnew, der die Ostspitze Asiens von der Tschuktschenhalbinsel bis ins Beringmeer umsegelte. Aber erst durch die Expedition Peters des Großen unter dem Dänen Vitus Bering 1725 wurde die wichtige Pforte zum Sibirischen Eismeere bekannt und benannt. Nachdem von 1734—43 die Russen in vielen Teilexpeditionen, an denen auch hervorragende deutsche Gelehrte beteiligt waren, das Nordgestade Asiens aufgeklärt hatten, nahmen sie auch das Problem der nordöstlichen Durchfahrt wieder auf, nicht mehr, um einen Wasserweg nach China und Japan, als vielmehr zu ihrem neuen Besitz Sibirien zu suchen, in dessen reichen Wasseradern man günstige Zugänge von Norden ins Innere erhoffte. Durch die Beringstraße drangen die Russen nach des Engländers James Cook Durchfahrt 1778 verschiedene Male ins sibirische Eismeer ein, ohne doch in Hinsicht des Problems der Durchfahrt Erhebliches zu leisten. Auch vom Lande aus drangen Russen nordwärts wiederholt vor. Der Weg von Europa aus, den die Holländer versucht hatten, war gewöhnlich nur bis ins Karische Meer schiffbar, so daß der Erforscher

Nowaja Semljas, der Naturforscher Karl Ernst von Baer, 1837 den originellen Ausdruck: Eiskeller des Nordpols dafür prägte, obwohl damals schon die russische Küstenbevölkerung im Sommer einen gewissen Schiffsverkehr bis zu den sibirischen Strömen Ob und Jenissei unterhalten hatte.

Da das schiffbare Gebiet des Ob, Jenissei und der Lena einen Handelsbezirk darstellt, weit größer als Europa, da die Produkte dieses Landes (Getreide, Fleisch, Talg, Häute, Flachs, Holz, Metalle, Graphit, Salz, Pelzwaren, chinesischer Tee) Europa viel leichter zugänglich gemacht werden konnten, wenn es gelang, sie aus den Mündungen der Ströme jährlich auf dem Seewege nach Europa zu bringen, ruhte das Problem nicht.

Als im Jahre 1869 die norwegischen Robbenfänger Carlsen und Johansen das Karische Meer eisfrei gefunden hatten, zeigte sich der Unternehmungsgeist besonders tätig, um durch den schwedischen Seemann und Gelehrten Adolf Erik Nordenskjöld zum Siege geführt zu werden. Bereits geübt in Polarfahrten, verließ er das erstemal am 8. Juni 1875 Tromsö auf dem Segler „Pröven", den ihm der Großkaufmann Oskar Dickson in Göteborg zur Verfügung gestellt hatte. Obwohl er bereits am 22. Juni an die Pforten des Karischen Meeres (Karische und Jugorstraße) klopfte, taten sie sich doch erst am 2. August auf. Er stach ins Karische Meer und landete am 15. desselben Monats an der Mündung des Jenissei, wo er im Dicksonhafen eine gute Stelle für künftige Landungen fand. Von hier aus nahm er seinen Weg in kleinerem Fahrzeug den Jenissei hinauf und dann zu Lande nach Petersburg und Schweden zurück.

Um zu zeigen, daß die „Handelsstraße nach Nordsibirien eröffnet sei" und seine glückliche Fahrt nicht bloß Spiel des Zufalls gewesen, legte er auf dem Dampfer „Ymer" vom 25. Juli bis 18. September 1876 denselben Weg in einem Sommer mit demselben Glücke zurück.

Diese Fahrten brachten Nordenskjöld zu der Überzeugung, daß die nordöstliche Durchfahrt, damit die Umsegelung Asiens, ein lösbares Problem sei, wenn nur die rechte Zeit wahrgenommen würde, da das Küsteneis von dem warmen Sommerwasser der sibirischen Ströme aufgelockert und nach Norden geführt wird. Mit Hilfe des opferwilligen Dickson, des reichen russischen Goldwäschereibesitzers Sibiriakow und des schwedischen Königs Oskar II. war er in den Stand gesetzt, auf der „Vega" in Begleitung dreier anderer Schiffe, umgeben von ausgezeichneten Fachgelehrten und ausgerüstet mit den besten Instrumenten, die Fahrt am 25. Juli 1878 anzutreten. An der Mündung des Jenissei, die man ohne Hemmung durch Eismassen am 6. August erreichte, fand eine Trennung des kleinen Geschwaders statt; zwei Schiffe kehrten mit der Ladung heim, während „Vega" und „Lena" dem fernen Ziele zusteuerten. Bald traten ihnen in dem undurchdringlichen Nebel, den zahlreichen, bisher auf keiner Karte verzeichneten Inselreihen, dem seichten Fahrwasser dazwischen,

bedeutende Hindernisse entgegen. Doch schon am 19. August hatte man mit dem Kap Tscheljuskin 77° 42′ n. Br. den nördlichsten Landvorsprung der alten Welt erreicht, am 27. August warf man in der Lenamündung Anker. Hier trennte sich auch der letzte Gefährte von der „Vega", indem die „Lena" ihrem Ziele Irkutsk nach Süden zusteuerte.

Am 4. September trat die „Vega" ein in die Welt des Eises; rastlos drang das ausgezeichnete Fahrzeug vorwärts, überwand Kaps, die man früher von Osten her vergebens zu umschiffen versucht hatte, bis es endlich am 28. September, nur 180 km von der Beringstraße entfernt, festgekeilt wurde. Nordenskjöld richtete das Winterlager ein, um es 295 Tage (vom 28. September 1878 bis Juli 1879) nicht zu verlassen. Mit meteorologischen und magnetischen Beobachtungen, kartographischen Aufnahmen der Küsten, Studium der Tschuktschenbevölkerung verbrachte man in nützlicher Weise die lange Zeit. Im Juli 1879 endlich entfloh die „Vega" der Eispresse, fuhr am 29. ein in die Beringstraße, und am 2. September warf sie Anker im Hafen von Jokohama, um durch den Suezkanal die Fahrt um die alte Welt zu vollenden. Überall wurden Nordenskjöld und sein Stab begrüßt als Helden der nautischen wie der wissenschaftlichen Welt. Widerlegt war also die Ansicht von einem sibirischen, in ewiger Erstarrung befindlichen Meere von Eis, dem sibirischen Handel war ein neuer — wenn auch jährlich nur sechs Wochen fahrbarer — Weg eröffnet, die alte Welt umfahren, Geographie und Naturwissenschaft bereichert.

Leider hatte diese überaus glückliche Expedition ein schreckliches Nachspiel. Als die „Vega" 295 Tage festgebannt war im Eis in der Nähe der Beringstraße, glaubte man, daß ihr ein Unglück zugestoßen, und in hochherziger Weise stellte Gordon Bennett der Besitzer des „Neuyork Herald", die Mittel zu einer Aufsuchungsexpedition zur Verfügung. Wie er 1871 Livingstone am Tanganika und 1874—77 Stanley im heißen Afrika geholfen, so rüstete er jetzt die „Jeannette" unter Führung des Kapitäns de Long aus zu einer Polarfahrt. Ende Juni 1879 fuhr die „Jeannette" aus San Franzisko und nahm ihren Weg durch die Beringstraße nach der sibirischen Nordküste. Man erfuhr am 19. August durch einige Tschuktschen, daß Nordenskjöld bereits Ende Juli die Beringstraße durchfahren habe. Verschiedene Gegenstände in der Hand dieser Leute unterstützten ihre Aussagen, so daß de Long nicht daran zweifeln konnte. Um nicht tatenlos umzukehren, stach die „Jeannette" ins Polarmeer in nördlicher Richtung, war jedoch am 24. August vollständig vom Eise umschlossen; 21 Monate, bis zu ihrem Untergange, wurde sie darin willenlos umhergetrieben. Am 7. Januar 1880 war sie leck geworden, sie trieb beständig weiter nach NW. Am 12. Juni war der Aufenthalt auf dem Schiffe mit Lebensgefahr verbunden; unter 77° 13′ n. Br., fast 1000 km vom Festlande, mußte es verlassen werden. Am Morgen des 17. Juni 1881 fand es sein

Grab im nordischen Eise. Die aus 32 Personen bestehende Mannschaft verteilte sich auf die drei Boote, die von de Long, Leutnant Chipp und Oberingenieur Melville geführt wurden. Der Kurs war südlich, nach der sibirischen Küste gerichtet. Als man ungefähr 400 km vom Lenadelta entfernt war, wurden die drei Boote durch Sturm und Nebel voneinander getrennt. Das Boot Melvilles langte mit 11 Insassen am 16. September im östlichen Arme des Lenadeltas an, erreichte glücklich die russische Station Bulun an der untern Lena und endlich Irkutsk.

Das Boot, in welchem de Long selbst die Führung hatte, landete in einem so seichten Lenaarme, daß die Bootfahrt unmöglich war. In durchaus ungenügender Kleidung, mit Proviant nur für wenige Tage machten sich die 14 Mann zu Fuß auf nach Bulun, der einzigen, 750 km entfernten, ihnen bekannten Niederlassung an der untern Lena. Da die Lebensmittel sehr bald aufgezehrt waren und die Erschöpfung der Mannschaft sich fühlbar zu machen begann, schickte der Kapitän die beiden deutschen Matrosen Nindemann und Noros voraus nach Hilfe. Nachdem sie 23 Tage in vollständiger Einöde sich hingeschleppt, fielen sie schließlich Jakuten in die Hände, die sie nach Bulun brachten. Sie trafen hier mit Melville zusammen, der, sobald er über de Longs Weg Kenntnis erlangt hatte, ihnen entgegeneilte; er fand die treuen Gefährten, aber — tot, verhungert, erfroren, verbrannt. In ihren Taschen hatten die meisten Stückchen verbrannten Pelzwerks, an dem sie genagt zu haben schienen. Die Hände waren ihnen verbrannt, wohl weil sie dem Feuer zu nahe gekommen waren. Hören wir über die letzten Tage eine Stelle aus de Longs Tagebuch, die einen Einblick gewährt in ihre furchtbaren Leiden: „Am 10. Oktober $^1/_2$6 Uhr früh genossen wir jeder die letzte halbe Unze Alkohol und aßen Streifen von Renntierhaut. Gestern morgen verzehrte ich die Fußspitzen meiner Renntierhaut. Luft nicht sehr kalt. Um 8 Uhr unterwegs. Um 11 Uhr sind wir sehr erschöpft. Feuer gemacht und einen Trank aus den Teeblättern bereitet. Mittag wieder vorwärts. Frischer SSW-Wind. Treibschnee. Schwieriger Marsch. Lee bittet, zurückgelassen zu werden. Um 3 Uhr machen wir, völlig erschöpf, Halt. Wir krochen in ein Loch am Ufer, sammelten Holz und machten Feuer. Zum Abendessen hatten wir nichts als einen Löffel Glyzerin. Alle sind schwach und matt, aber heiter. Gott stehe uns bei! Am 12. Oktober SW-Sturm mit Schnee. Ich kann mich nicht bewegen. Ein Teelöffel voll Glyzerin und heißes Wasser zum Frühstück. Zum Mittag hatten wir einen Aufguß auf Weidenblätter. Alle werden schwächer und schwächer. Wir haben kaum noch Kraft genug, um Feuerholz zu holen. SW-Sturm mit Schnee. Am 13. Oktober Weidentee. Heftiger SW-Wind. Wir sind in den Händen Gottes, und wenn er uns nicht weiter hilft, sind wir verloren. Wir können nicht gegen den Wind gehen, und Hierbleiben heißt so viel als umkommen. Nachmittags gingen wir ein Stück, etwa eine Meile, weiter und

kreuzten einen Flußarm oder eine Biegung des Hauptflusses. Darauf vermißten wir Lee. Wir legten uns in ein Loch am Ufer und sandten Leute nach Lee zurück. Er hatte sich niedergelegt, um zu sterben. Alle vereinigten sich im Gebet zu Gott. Abends brach ein Sturm los. Furchtbare Nacht. Am 14. Oktober früh Weidenblättertee. Zum Mittag genossen wir wieder solchen mit einem Löffel Öl. Alexia schoß ein Schneehuhn, das uns eine Suppe lieferte. Der Südwind wurde schwächer. Am 15. Oktober hatten wir zum Frühstück Weidenblättertee und zwei alte Stiefel. Wir beschließen beim Sonnenaufgang weiter zu ziehen. Alexia zusammengebrochen. Wir kamen zu einer leeren Hütte und lagerten darin. Bei der Morgendämmerung zeigten sich südlich Spuren von Rauch. Am 16. Oktober. Alexia liegt danieder. Gottesdienst. Am 17. Oktober. Alexia im Sterben. Der Doktor taufte ihn. Ich las Gebet für den Kranken. Heute ist Collins' vierzigster Geburtstag. Gegen Abend stirbt Alexia an Erschöpfung aus Mangel an Nahrung. Ich bedeckte den Leichnam mit der Flagge. Am 18. Oktober ruhiges mildes Wetter. Schneefall. Am Nachmittag legten wir Alexias Leiche auf das Eis des Flusses und bedeckten sie mit Stücken Eis. Am 19. Oktober schnitten wir das Zelt auseinander, um uns Fußzeug daraus zu machen. Am 20. Oktober hell und sonnig, aber sehr kalt. Lee und Knack sind am Ende. Am 21. Oktober. Lee fanden wir um Mitternacht zwischen mir und dem Doktor tot. Knack starb gegen Mittag. Wir lesen Gebete für die Kranken. Am 22. Oktober. Wir sind zu schwach, um die beiden Leichen aufs Eis zu bringen. So brachte der Doktor Collins und ich sie nur hinaus aus Sicht. Dann schloß sich mein Auge. Am 23. Oktober. Alle sind sehr matt. Wir schliefen oder ruhten heute, und versuchten dann vor Dunkelwerden genug Holz zusammenzubringen. Dann beteten wird. Unsere Füße schmerzen uns; kein Fußzeug. Am 24. Oktober eine schwere Nacht. Am 27. Oktober. Iversen zusammengebrochen. Am 28. Oktober. Iversen starb in der Frühe. Am 29. Oktober. In der Nacht starb Dreßler. Am 30. Oktober. Boyd und Gortz starben in der Nacht. Collins liegt im Sterben." —

Was dem dritten Boot und seinen Insassen zugestoßen, das erzählt wohl nie eine lebende Seele.

Diese schreckliche arktische Niederlage bewirkte, daß zunächst ein Stillstand in den Entdeckungsfahrten eintrat. Man begnügte sich damit, rings um den Pol einen Beobachtungsring von wissenschaftlichen Stationen zu schaffen auf erreichbaren, doch vorgeschobenen Posten, z. B. Fort Rae am großen Sklavensee, Point Barrow, Spitzbergen, Lenamündung usw., deren Einrichtung 11 seefahrende Staaten, zum Teil auch Privatpersonen, besorgten.

Andererseits wurde gerade das Unglück der „Jeannette" der Anlaß zu der kühnsten und erfolgreichsten arktischen Forscherfahrt, die bisher unternommen worden ist, dem Vorstoß Fridtjof Nansens auf der „Fram" gegen den Pol selbst.

4. Zum Nordpol.

So heißt in neuerer Zeit die Losung der Arktisfahrer. Fridtjof Nansen gründete auf die Tatsache, daß Überreste der „Jeannette“ in Julianehaab an der Küste Südgrönlands nach drei Jahren auf einer treibenden Scholle aufgefunden worden waren, einen kühnen Plan dazu. Er vermutete aus der Richtung dieser Schollendrift eine Meeresströmung, die über den Pol gehe von Asiens Nordküste her nach Grönland. Sibirisches Treibholz findet sich häufig in Grönland, und das stützte seine Ansicht von einer Polarströmung in der angegebenen Richtung.

Dieser Treibeisströmung wollte er sich auf einem Schiffe anvertrauen, das durch den Eisdruck nicht zerdrückt, sondern emporgehoben wurde vermöge seiner glatten, schrägen Seiten und seiner starken Bauart aus italienischem Eichenholz. Der norwegische Schiffsbaumeister Colin Archer baute ihm dies Schiff, an dem die Erfahrungen aller Polarfahrer wahrgenommen und verwertet wurden, die seitdem weltberühmt gewordene „Fram“ (d. h. Vorwärts). Während der Polarnacht sollte sie elektrisch beleuchtet werden, die Dynamomaschine wurde während der Fahrt durch die Dampfmaschine, während des Aufenthalts im Eise durch eine Windmühle an Deck getrieben. Zwölf Norweger, darunter der Kapitän Otto Sverdrup, der die Querung des grönländischen Inlandeises mit bestanden hatte, begleiteten Nansen auf seiner Fahrt „durch Nacht und Eis“. Ein Reserveleutnant Fredrik Hjalmar Johansen war so begeistert für die Teilnahme an der Expedition, daß er sich als Heizer meldete, weil sonst kein Platz für ihn frei war. Am Johannistag 1893 fuhr die „Fram“ aus Kristiania ab, begleitet von Lustjachten, zuletzt bei Laurvik ein Stück gesteuert von Archer, ihrem Erbauer.

Am 21. Juli 1893 nahm die „Fram“ Abschied von Norwegen in Vardö. In Chabarowa an der Jugorschen Straße brachte man 34 Schlittenhunde an Bord, die Baron Toll, ein russischer Polarfahrer, versorgt hatte. Am 7. August sah die Expedition die letzten Menschen, zwei Samojeden von der Halbinsel Jalmal. Die Karische See war eisfrei und setzte der Fahrt wenig Widerstand entgegen, nur an den Küsten lagen Haufen von Meereistrümmern, Torosse, die übereinander geschoben und an den Kanten allmählich abgerundet, zu ungeheueren Blöcken zusammenfrieren. Nordöstlich der Jenisseimündung kamen die kleinen Kamennyjinseln (Felseninseln) in Sicht, und Nansen bemerkte deutliche Strandlinien, die für eine Hebung der sibirischen Küste seit der Eiszeit sprechen, auch wurden viele kleine Felseninseln vor der westlichen Taimyr entdeckt und benannt, ein kleiner Archipel auch Nordenskjöldinseln. Gegenwind und Totwasser hielten die „Fram“ oft auf. Das Totwasser entsteht, wenn eine Süßwasserschicht über dem schweren Salzwasser liegt und sich an das Fahrzeug wie eine hemmende Schleppe heftet.

Das Tierleben auf dem Eise war reich an Seehunden, besonders Phoca barbata, auf den Inseln und dem Festlande an Renntieren und Eisbären. Mit knapper Not gelang es, das Kap Tscheljuskin, den nördlichen Punkt der alten Welt, noch vor der winterlichen Vereisung zu umschiffen, doch mußte Nansen auf eine zweite Lieferung von ostjakischen Schlittenhunden, die Baron Toll an die Mündung des Olenek gesandt hatte, verzichten. Nördlich der Lenamündung fand er bis über 77° n. Br. hinaus plötzlich freies Wasser, die neusibirischen Inseln blieben östlich der kühn polwärts fahrenden „Fram". Sverdrup glaubte fast, in das offene Polarmeer gekommen zu sein. Wirklich trieb eine starke Strömung nach Norden, wie Nansen vermutet hatte. Am 20. September stieß er bei ziemlich 78° n. Br. auf die kompakte Eiskante. Bald fror die „Fram" im Eise ein und trieb in sonderbaren Kurven im ganzen nordnordwestlich. Die lange Winternacht brach ein, das elektrische Licht half, vom Windmotor erzeugt, auf dem Schiffe das Tageslicht ersetzen, Bärenjagden, Arbeiten aller Art, besonders wissenschaftliche Beobachtungen kürzten die Zeit. Hören wir eine Schilderung der Polarnacht aus Nansens Tagebuch*):

„Es gibt nichts so wunderbar Schönes wie die arktische Nacht. Es ist ein Traumland, in den zartesten Tönen gemalt, die man sich denken kann; es ist in Äther verwandelte Farbe. Ein Schatten verschmilzt in den andern, so daß man nicht weiß, wo der eine endigt und der andere beginnt, und doch sind sie alle vorhanden. Keine Formen; alles ist schwache, träumerisch gefärbte Musik, eine weit entfernte, lang gezogene Melodie auf gedämpften Saiten. Ist nicht alle Schönheit des Lebens erhaben und zart und rein wie diese Nacht? Gebt ihr glänzendere Farben, und sie ist nicht mehr so schön.

Der Himmel gleicht einer großen Kuppel, die im Scheitelpunkt blau ist und sich abwärts in Grün, dann in Lila und Violett an den Rändern abschattiert. Über den Eisfeldern lagern kalte und violettblaue Schatten mit helleren blaßroten Tinten, wo hier und dort ein Grat den letzten Widerschein des entschwindenden Tages auffängt. Oben im Blau der Kuppel scheinen die Sterne, die den Frieden verkünden, wie es diese unveränderlichen Freunde stets tun. Im Süden steht ein großer rotgelber Mond, umgeben von einem gelben Ringe und leichten goldenen Wolken, die vor dem blauen Hintergrunde schweben.

Jetzt breitet das Nordlicht über das Himmelsgewölbe seinen glitzernden Silberschleier aus, der sich nun in Gelb, nun in Grün, nun in Rot verwandelt; er breitet sich aus und zieht sich wieder zusammen in ruheloser Veränderung, um sich dann in wehende vielfaltige Bänder von blitzendem Silber zu teilen, über die wellenförmige glitzernde Strahlen dahinschießen; dann

*) In Nacht und Eis I, S. 190.

verschwindet die Pracht. Im nächsten Augenblicke erschimmert sie in Flammenzungen gerade im Zenith, dann wieder schießt ein heller Strahl vom Horizont gerade empor, bis das ganze im Mondschein fortschmilzt. Es ist, als ob man den Seufzer eines verschwindenden Geistes vernähme. Hier und dort sind noch einige wehende Lichtstrahlen, unbestimmt wie eine Vorahnung — sie sind der Staub vom glänzenden Gewande des Nordlichts. Aber jetzt nimmt es wieder zu, es schießen wieder Blitze herauf, und das endlose Spiel beginnt aufs neue. Und während der ganzen Zeit Totenstille, eindrucksvoll wie die Symphonie der Unendlichkeit."

Anfangs schien es, als ob Nansens Vermutung einer nördlich gerichteten Eisströmung zunichte werden sollte; denn das Schiff trieb reichlich einen Monat südöstlich ab. Erst seit dem 8. November 1893 wuchs mit zunehmender Norddrift Nansens Hoffnung wieder, und bald wurde die Vermutung zur Gewißheit. Dagegen bewährte sich die „Fram" vorzüglich in den gewaltigen Eispressungen, die bei Flut eintraten, besonders stark bei Neumond. Im eigentlichen Polarbecken kamen sie nicht so regelmäßig vor, da sie hier mehr durch den Wind verursacht wurden, der das Eis trieb.*)

„Solch ein Kampf zwischen den Eismassen ist unleugbar ein großartiges Schauspiel . . . Zuerst vernimmt man in der großen Eiswüste ein Geräusch wie Donnergebrüll eines weit entfernten Erdbebens, dann hört man es, immer näher und näher kommend, an mehreren Stellen. Die schweigende Eiswelt widerhallt vom Donner, die Riesen der Natur erwachen zur Schlacht. Das Eis birst ringsumher und türmt sich auf, ganz plötzlich befindet man sich mitten im Kampfe. Auf allen Seiten hört man Heulen und Donnern, man fühlt das Eis erzittern, hört es unter den Füßen brüllen; nirgends ist Friede. In dem Halbdunkel sieht man es zu immer näher und näher kommenden hohen Ketten sich auftürmen und aufwerfen; Schollen von 3, 4 und 5 m Dicke bersten und werden übereinander geworfen, als ob sie federleicht wären. Sie sind jetzt ganz nahe, und man eilt fort, das Leben zu retten; aber plötzlich spaltet sich das Eis vor uns, ein schwarzer Abgrund öffnet sich, aus dem das Wasser emporströmt . . . Ringsum wälzen sich neue Wälle von Eisblöcken heran mit Donner und Gebrüll wie von einem ungeheueren Wasserfall, mit Explosionen wie Geschützsalven . . . Dies ereignet sich im hohen Norden jahraus, jahrein. Könnte man die Eisfelder von oben betrachten, so würden sie ein Netzwerk solcher zusammengeschobener Eisketten oder „Preßdeiche" mit fast quadratischen Maschen vorstellen."

---

*) In Nacht und Eis I, S. 209, 210.

Nur in einer Beziehung erwiesen sich Nansens Vorbereitungen als unzulänglich, die Lotleine von 3475 m Länge war zu kurz; denn man stieß, je weiter nach Norden man kam, auf große Meerestiefen, bis zu 3900 m.

Das Fangnetz lieferte in hohen Breiten reiche Ausbeute an kleinem Seegetier: Flohkrebsen, leuchtende Copepoden und Crustaceen, so daß oft der Inhalt des Netzes wie glühende Kohlen aussah. Denn das Tiefenwasser wurde verhältnismäßig warm gefunden, in 250 m Tiefe z. B. + 0,55° C.

Im taghellen Sommer bildeten sich auf dem drei und mehr Meter dicken Eise Süßwassertümpel, die sogar Segelfahrten gestatteten, und große offene Rinnen. Über diesen schwebten Beute suchend, Möwen aller Art, fingen Garnelen und anderes Seegetier; besonders freute sich Nansen, die seltene Rosenmöwe in etwa 81° n. Br. schießen zu können. Auch Bären suchten diese Rinnen nach Seehunden ab.

Im Winter 1894/95 hatte Nansen den Plan gefaßt, die „Fram" zu verlassen, um begleitet von Johansen eine Schlittenreise polwärts anzutreten. Nach zwei verunglückten Anläufen brach er am 14. März 1895 endgültig auf, nachdem er den Oberbefehl an Kapitän Sverdrup übergeben hatte. Die Anstrengungen dieser Forschungsreise waren ungeheuer: Die Eisketten und offenen Rinnen waren auf den schweren Hundeschlitten kaum zu kreuzen, die Kälte blieb beständig zwischen 30 und 50° C. Die Kleider wurden von den Ausdünstungen des Körpers, die sich außen niederschlugen und gefroren, zu Eispanzern, die so steif waren, daß sie Wunden scheuerten und im Doppelschlafsack erst nach Stunden durch die Körperwärme auftauten. Sie konnten natürlich nie getrocknet werden: „es war, als lägen wir beständig in einem nassen Umschlag", schreibt Nansen. Dazu trieb das Eis südwärts, während sie nordwärts wanderten, so daß sie bis zum 8. April nur bis zu der allerdings erstaunlichen Polhöhe von 86° 4′ N. vordrangen, dann aber des Proviants für den Rückweg und der Hindernisse wegen nur noch 450 km vom Pol entfernt umkehren mußten. Auf der Rückfahrt gegen Franz Josephsland mußte ein Hund nach dem andern als Nahrung für die übrigen geopfert werden, da die mitgenommenen Futtervorräte nicht ausreichten. Land war weit und breit nicht zu erblicken, die Lebensmittel fingen an, knapp zu werden, endlich glückte es, am 22. Juni, in einer der offenen Rinnen einen Seehund zur Ergänzung des Vorrates zu schießen. Drei Hunde waren nur noch vorhanden. Die Rinnen wurden schließlich so breit, daß sie auf Kajaks aus Bambus und Segeltuch gekreuzt werden mußten. Seehundstran diente zum Heizen, Seehundsfleisch wurde getrocknet. Endlich glückte es auch, eine Bärin mit zwei Jungen zu erlegen, damit auch die beiden letzten Hunde Kaiphas und Suggen wieder einmal reichlich zu füttern. Das war im „Sehnsuchtslager" auf dem Eise am 10. Juli 1895. Am 24. Juli endlich erscholl der Ruf: Land! Land! und belebte die Kräfte der armen Eiswanderer aufs neue. Aber erst am 7. August,

nach 107tägiger Wanderung, wurde es erreicht, zugleich aber auch offenes Meer! Diese erste Insel taufte Nansen nach seiner Gemahlin Evaland. Nun mußten die beiden treuen Hunde erschossen werden, da sie auf der Kajakfahrt auf offener See nicht zu gebrauchen waren. Bald folgte die Livinsel, nach Nansens Töchterchen genannt, und zwei andere; „Weißland" wurde der kleine Archipel getauft. Zu Lande von Bären gefährdet, drohte den beiden Forschern in den leichten Kajaks jetzt von Walrossen Gefahr. Nun zeigte sich aber bald mehr und mehr Land und Leben: Blumen blühten zwischen Basaltblöcken! Am 28. August schon waren die beiden Wanderer gezwungen, ein Winterlager auf dem neugefundenen Lande zu errichten. Denn Eis sperrte den Weg nach Süden. Bären an Land, Walrosse auf dem Eise waren zur Genüge da. Aus Steinblöcken wurde eine Art Hütte gebaut, aus einem Treibholzstamm ein First gesetzt und Walroßhaut darüber gespannt, die durch Steingewichte straff gezogen wurde. Aus Schnee ein kleiner Schornstein, Speck, Bandagen und Blechschalen lieferten Brennmaterial, Docht und Lampe. Wie gut kam Nansen sein früherer Verkehr mit den grönländischen Eskimos zugute und alle Erfahrungen, die er dort gesammelt, bei seiner 9monatigen Robinsonade auf Frederick-Jacksonland unter 81° 10′ n. Br. Glücklicherweise blieben beide Einsiedler gesund bis auf Rheumatismus; der Skorbut, der von allen Arktisforschern gefürchtet wird, stellte sich nicht ein. Sie litten nur unter dem Schmutze, dem Mangel an Kleidung, den diebischen Blaufüchsen, die alles stahlen, was sie fortbringen konnten: Bambusstücke, Stahldraht, Harpunen, die Steinsammlung, das Moosherbarium, ein Thermometer sogar. Endlich drückte sie seelisch die Einsamkeit, der Mangel an geistiger Anregung — besonders während der langen Polarnacht. Dennoch blieben die beiden Männer gutes Mutes und suchten die lange Dunkelzeit zu verschlafen; eng aneinander geschmiegt, in Eisbärfelle gewickelt, brachten sie es bis zu 20 Stunden Schlaf hintereinander.

Den Frühling 1896 kündete im Februar der Krabbentaucher an, der anfangs in kleinen Scharen von Süden kam. Nun begannen die Vorbereitungen zur „Heimfahrt". Die Kleider wurden geflickt, ein Schlafsack aus Bärenfellen genäht, auch Socken und Handschuhe; frischen Proviant: Speck und Fleisch lieferten die wieder eintreffenden Bären. Das kostbarste und notwendigste Gut waren für beide die Doppelflinten und die Munition; als sie am 19. Mai 1896 aufbrachen, hatten sie noch 100 Kugel- und 110 Schrotpatronen. In der Hütte ließ Nansen einen kurzen Bericht über die Reise der „Fram" und über seine Schlittenexpedition zurück. In kleinen Tagesmärschen erreichten sie das während des ganzen Winters mit Sehnsucht gesehene Kap M'Clintock, sie hatten es „Kap der guten Hoffnung" genannt. Die Zugschlitten trieb dabei zeitweilig ein guter Segelwind kräftig an. Schlechtes Schneesturmwetter hielt die Reisenden auf; am 4. Juni brachte man die Kajaks ins Wasser und paddelte

längs Gletschern und Basaltfelsen, zwischen vogelbelebtem Meere südwärts, um freilich am 6. Juni vom Kap Richthofen an wieder mit dem Schlitten reisen zu müssen. Doch mit günstigem Winde gelangte man in kurzer Zeit bis zur Südseite des Franz-Josephlandes, wo offenes Wasser am 12. Juni die Segelfahrt auf den Kajaks gestattete. Als man sie aber am Abend am Küsteneise vertäut und und zur Orientierung einen Hügel bestiegen hatte, rissen sich die beiden Boote durch Wind und Strömung los und trieben ab. Rasch entschlossen stürzte sich Nansen ins eisige Wasser und schwamm mit äußerster Anspannung aller Kräfte den Kajaks nach, die alles bargen, was ihnen geblieben war. Halb erstarrt und fast erschöpft erreichte er sie und brachte sie zurück. Auf der Weiterfahrt wurde Nansens Kajak durch einen wütenden Walroßbullen leck gestoßen, lief aber noch rechtzeitig auf dem Eisfuß der Küste auf. Am 17. Juni wurden die kühnen Männer plötzlich von aller Gefahr und Entbehrung erlöst: Bei Kap Flora auf der Northbrookinsel war nämlich eine englische Expedition unter Frederick Jackson stationiert. Nansen und Johansen wurden stürmisch begrüßt und herzlich aufgenommen in der russischen Blockhütte, die auf der 16 m über den Meeresspiegel gelegenen alten Strandterrasse erbaut war. Am 26. Juli traf Jacksons Expeditionsschiff „Windward“ ein und brachte Vorräte. Es nahm Nansen und Johansen mit und brachte sie am 13. August nach Vardö. Als sie am 20. August in Hammerfest waren, erreichte sie die erlösende Nachricht, daß die „Fram“ am 20. August 1896 in Skjärvö bei Tromsö wohlbehalten angekommen sei. Wie Nationalhelden wurden Nansen und seine Begleiter beim Einzug in Kristiania geehrt. Sverdrup hatte die „Fram“ trefflich geführt, sie war am 15. November 1895 mit der Drift bis 85° 55,5′ n. Br. gelangt unter 66° 31′ der Länge. Im Frühjahr 1896 trieb sie nördlich von Spitzbergen südwärts, und nun forcierte Sverdrup, die sich bildenden Rinnen benutzend, mit Dampfkraft und mit Schießbaumwolle und Pulver den 340 km breiten Packeisgürtel. Auf Spitzbergen traf die „Fram“ mit der schwedischen Expedition des Oberingenieurs Andrée zusammen, der im nächsten Jahre mit dem Luftballon „Örnen“, d. h. Adler, den Pol zu erreichen dachte, aber dabei jämmerlich zugrunde gegangen ist. Von allen Vorstößen zum Pole seit Nansens kühner Fahrt ist nur der „Stella Polare“ des Herzogs der Abruzzen, Prinzen Ludwig von Savoyen, von einigem Erfolge gewesen. Der Marineleutnant Cagni drang mit Nansenschen Hundeschlitten um 54 km nördlicher als Nansen, bis 86° 33′ N. vor, und erreichte glücklich nach 104 Tagen wieder das Lager der Expedition an der Teplitzbai auf Franz Josephsland. Leider wurden drei Mitglieder der Expedition Opfer dieses Erfolges. Nansen selbst hat zur Erreichung des Poles vorgeschlagen, von der Beringstraße aus, also weiter östlich, seine Eisdrift auf einem dazu tüchtigen Schiffe zu wiederholen, einen Plan, den vielleicht der kanadische Kapitän Bernier durchführen wird.

5. Nordenskjöld und Nansen auf dem Inlandeise Grönlands.*)

Der Freiherr A. E. v. Nordenskjöld wurde durch die reichen Mittel, die ihm Dr. Oskar Dickson nach der berühmten Vega-Fahrt zur Verfügung stellte, in den Stand gesetzt, an die Erforschung der Eiswüste im Innern Grönlands heranzutreten; die Frage war nicht bloß deshalb wichtig, weil bis zum Jahre 1870 das Binneneis nur auf ein paar hundert Meter vom Rande aus beschritten war, sondern auch deshalb, weil der gegenwärtige Eispanzer Grönlands wichtige Aufschlüsse geben konnte über die geologische Vergangenheit Nordeuropas, das ja einst in ähnlicher Weise vergletschert gewesen sein muß. Schon im Jahre 1870 war Nordenskjöld in Begleitung des Dr. Berggren unter 68° 30′ n. Br. nach dem Binneneise aufgebrochen; 50 km weit arbeitete er sich über ein schwieriges, von bodenlosen Abgründen durchzogenes Eisterrain; da ihm aber seine zwei Eskimos die Gefolgschaft kündigten und er ohne Taue, Zelte, Schlitten war, ja das Kochgeschirr zurückzulassen genötigt war, so mußte er vorderhand weiteres Vordringen aufgeben.

Nachdem König Oskar und die schwedischen Kammern auf das Gesuch Nordenskjölds ihm den aus schwedischem Eisen erbauten Dampfer „Sofia", der sonst dem Winterpostverkehr auf der Ostsee diente, bewilligt, wurde die Ausrüstung (von Dickson allein in hochherziger Weise bestritten) mit Proviant für 24 Mann auf 14 Monate, mit wissenschaftlichen Instrumenten, dem Gerät für Eiswanderungen, einer mit Dampfmaschine versehenen Barkasse, einem Walfischboot, einem kleinen norwegischen und zwei Bertonschen Segeltuchbooten besorgt, und das Personal in sorgfältiger Weise ausgewählt; es gehörten dazu auch zwei Walfischfänger, zwei Lappländer und außer Nordenskjöld noch sechs Gelehrte: ein Zoologe, ein Konservator, ein Hydrograph, ein Kartograph usw. Trotz zahlreicher Warnungen, die namentlich auf die für die Eisverhältnisse Grönlands ungeeignete „Sofia" hinwiesen, stach Nordenskjöld am 23. Mai 1883 von Gotenburg aus in See.

Man fuhr um die Nordküste Schottlands herum nach den F a r ö e r, jenen von Regen, Frost, Eisstoß und Meeresbrandung umkämpften Restinseln großer Basaltergüsse, deren einzelne Decken als Schichten an den dunklen Uferwänden heraustreten. Die dunkeln mächtigen Nordseewellen, die mit breiten nassen Schwingen unablässig dagegen anstürmen und mit Donnergetöse in regelmäßigen Zeiträumen sich daran brechen, daß der schäumende Gischt bis aufs Oberland

---

*) Quellen: Grönland von A. E. Freih. v. Nordenskjöld. Leipzig, Brockhaus 1886; Auf Schneeschuhen durch Grönland von Dr. Fridtjof Nansen. 2 Bde. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Aktiengesellschaft 1891.

hinauf spritzt, haben tiefe Klüfte und Höhlen darein gegraben. Auf den Höhlen und Absätzen der dunklen Gehänge finden zahllose Seevögel vorzügliche Schlupf- und Nistwinkel, Trottellummen, Seepapageien, Möwen, Eis- und Sturmvögel. Es wimmelt im Wasser, an den Wänden und in der Luft von weißem und graulichtem Gefieder, daß man den Eindruck eines lustigen Schneegestöbers aus der Ferne hat. Der größte dieser Vogelberge ist Großdimon, eine steilgeuferte Basaltinsel, die von einem Ansiedler bewohnt wird, der auf dem grünen Oberlande Schaf- und Rindviehzucht treibt, besonders aber dem Vogelfang obliegt. Die Vogelmänner klettern entweder vom Boote aus an den steilen Wänden empor oder werden von oben an einem langen Seile herabgelassen und gelangen, sich mit den Füßen abstoßend und so hin- und herpendelnd, bald zu dieser, bald zu jener ergiebigen Fangstelle, ein gefahr- aber gewinnbringendes Gewerbe. Die Färinger sprechen einen altnorwegischen Dialekt, stehen aber jetzt unter dänischer Herrschaft. Auch ihre Tracht und Sitte, besonders der allsonntägliche Kreis- oder Kettentanz zu dem Takte eines alten Seeheldenliedes, zeigt den altnorwegischen Ursprung der Leute, die manches treuer wahrten in ihrer insularen Abgeschiedenheit als die Stammverwandten im Mutterlande. Die Hauptstadt der Färinger ist Torshavn und hat sogar eine färingische Wochenschrift „Die Morgendämmerung“. Sie hatte den Bewohnern die Polfahrt der „Sofia“ bereits gemeldet.

Bei bewegter See ging es auf Island zu, die armen Berglappen vermeinten an der Seekrankheit sterben zu müssen. „Noch halte ich ein wenig am Leben fest, aber knapp ist es,“ klagte der eine; erst auf Island fühlten sie sich wieder wohl und erklärten, „daß ihnen das Leben wiedergekommen wäre“.

Die Ostküste Grönlands ist mit einem breiten Eisgürtel gepanzert; man versuchte nicht, ihn zu durchbrechen, sondern fuhr langhin nach Südsüdwest. Wild zerklüftete Bergzinnen dämmten die dahinter liegenden Inlandeismassen ein, so daß sie nur in Einzelströmen in den Scharten zur See herabflossen; aber je weiter man nach Süden kam, desto niedriger wurden die Uferfelsen und breit und weiß drängte sich das Eis ans Meer. Am 15. Juni umschiffte man Kap Farvel, das seine haifischzahnscharfen Bergspitzen am Südende Grönlands ins Meer hinausschiebt. Das Eisband schlang sich damals auch um die Südwestküste, so daß eine Landung gefährlich war; Schiffe, die eine der dahinter gelegenen Ansiedelungen anlaufen wollen, müssen so weit nordwärts fahren, bis der Eisgürtel schwindet. Dann öffnet sich längs der Küste eine schmale Wasserrinne, in der man südwärts segeln kann.

Um in dem Hafen Ivigtut die vorausgesandten Kohlen und anderes mehr einzunehmen, auch die dortige Grubenkolonie der Kryolithgesellschaft zu besuchen, ging man zwischen den Schären und Eisbergen durch dem Ziele zu und warf ohne Zwischenfall im Hafen dieser rein europäischen Kolonie Anker, wo jener seltene

Stein, der Eisstein oder Kryolith, gebrochen wird; er ist halb durchsichtig, weiß, bricht sich wie Spat und ist so weich, daß er mit dem Messer geschnitten werden kann; in früherer Zeit hoffte man, ihn zur Aluminiumgewinnung verwerten zu können, doch die Herstellungskosten waren zu groß; die Kryolith-Gesellschaft versendet ihn besonders nach Amerika, wo Soda und Beizmittel für Färbereien (Tonerdepräparate) daraus gewonnen werden. Neuerdings stellt man in Pittsburg (Pennsylvanien) daraus ein glasiges Porzellan her, das sog. Heißgußporzellan. Die Aufnahme in dieser aus lauter Junggesellen bestehenden Kolonie war überaus gastfreundlich.

Am 23. Juni litt es Nordenskjöld nicht länger, die Eiswanderung sollte sobald als möglich begonnen werden; die „Sofia“ wandte sich nordwärts in den endlosen Schären über Godthaab nach Egedesminde; fern im Osten zog die blauweiße Masse des Landeises den Blick des Forschers auf sich. Ihn beschäftigte die Frage: Gibt es jenseits des blauen Walles bis an die eisgepanzerten Küstenberge im Osten nur eine Eisfläche, oder liegen dazwischen auch grüne Oasen?

Als Ausgangspunkt für seine Auswanderung wählte Nordenskjöld den 130 km langen Aulatsivik-Fjord, der sich im Innern wiederum zu einer bedeutenden Meeresbucht, Tasiusarsuak (d. h. der große Binnensee) erweitert. Große, vom Landeise heruntergefallene und ins Wasser hinausgeschobene Eisblöcke schwammen im Fjord hin und her. Er fand eine günstige Ankerstelle; der kleine Hafen war von 2—300 m hohen Gneisfelsen umrahmt, die an einzelnen Stellen mit dichtem, niedrigem Gesträuch bewachsen, mit einem Teppich von Rauschbeeren (Empetum nigrum), Weiden, Moosen und Flechten bedeckt waren; prachtvolle Blüten zierten den Teppich am 1. Juli, indes von einer steilen Felswand ein Wasserfall herabstürzte.

Während den Forscher auf der eigentlichen Entdeckungsreise nur neun Mann begleiteten, gaben ihm von der Ankerstelle bis zum Rande des Inlandeises der Direktor der grönländischen Handelsgesellschaft in Egedesminde, H. Hörring, der Händler Olsen und eine Anzahl echter und Halbbluteskimos das Geleite; unter diesen war auch der Schriftleiter, Drucker und Poet der mit Bildern erscheinenden Eskimozeitung, welche den Titel Atuagagliutit, d. h. Lektüre, führt und in Godthaab gedruckt wird, Herr Lars Möller. Er schloß sich den Forschern an, um durch Zeichnungen unterstützte Berichte für seine Zeitung liefern zu können.

Es war schon ein schweres Stück Arbeit, die für die Landbeförderung bestimmten, schwerbeladenen Karren, Zelte usw. bergan und bergab über den steinigen, von dichtem Moosteppich überzogenen Streifen zu schleppen, der sich in 3—4 km Breite zwischen dem Meeresgestade und dem Binneneise hinstreckte. Aber die eigentliche Mühsal begann erst am Fuße des Eises, wo ein kleiner, durch Gletscherbäche gebildeter See lag. Die Lasten der Karren wurden auf sechs Schlitten geladen und das Eis betreten. Es zeigte sich

bald, daß es unmöglich war, gerade ostwärts fortzuschreiten, man drang am Eisabhange nordostwärts vor, die tiefen Spalten und Schluchten anfangs mit Leichtigkeit überwindend. Doch schon am dritten Tage wurde die Last der Schlitten drückend und daher der Mundvorrat auf $^4/_5$ (d. h. auf 40 Tage statt auf 50) beschränkt, das kleine Bertonboot zurückgelassen, und nur ein gewöhnliches Zelt aus dünnem Baumwollenzeug mit 12 Zeltstäben aus Eisen, ferner ein Schlafsack, eine Filzdecke und eine Kautschukmatratze für jeden Teilnehmer, sowie Blasebälge zum Aufblasen der Matratzen, isländische Jacken, eine Bluse aus Segeltuch, eine wollene Schlafmütze für jeden Mann, 16 Paar Schuhe aus Segeltuch mit Rietgras, Eisspitzen zum Befestigen an den Sohlen, Teller und Kaffeetassen aus verzinntem Eisenblech, Kochapparate für Spiritus, 2 Paar Schneeschuhe, 2 lappländische Bärenlanzen, farbige Brillen für alle, wissenschaftliche Instrumente, Tragseile, ein starkes Manilahanftau usw. auf den 6 Handschlitten weitergeführt. Wohl wären auf harter, glatter Eisdecke die 20 Zentner Gepäck mit Leichtigkeit fortgezogen worden, aber auf dem von Schluchten und Spalten zerrissenen Binneneise mußte alles in Teillasten befördert werden, so daß man denselben Weg dreimal machte. Bald gesellten sich zu den Schluchten und Rissen zahlreiche reißende Flüsse mit Steilufern, die man auf einer Brücke überschritt, zu welcher die festen Alpenstöcke die Unterlage bildeten. Aufgefundene Knochen schienen anzudeuten, daß in dieser Sahara des Nordens das wilde Renntier auf seinen Wanderungen den Tod gefunden.

Je weiter die Forscher ostwärts vordrangen, um so mehr Formen nahm das Inlandeis an seiner Oberfläche an: Die von Steinen, Lehm und Eis gebildete Einfassung stellte die unbedeutende Randmoräne dar, die Grenze zwischen Eiswüste und Land; diese Moräne wird beim Zurückweichen des Binneneises von den Gletscherbächen bis auf die großen Felsblöcke wieder fortgespült; der ziemlich gleichmäßige Abhang des Inlandeises war von einer dünnen Lehmschicht bedeckt und von zahllosen Schluchten zerschnitten; am gefährlichsten und für die Schlitten kaum zu überschreiten war das Gipfeleis, das in Form 6 m hoher Gipfel und Eiskämme die steil abfallenden Höhenzüge krönte, sowie das Höckereis, welches in mehr abgerundeter Form die Höhenrücken bedeckte; aber diese Höcker standen so nahe beieinander, daß die Schlittenkufen kaum zwischen ihnen hindurch konnten.

Man traf weiter schalenförmige Einsenkungen mit Seen, die von zahlreichen, reißenden Flüssen durchzogen waren; als der 13. Rastplatz nach dem Innern verlassen worden war und der Boden sich bereits bis 1100 und 1200 m erhob, war das Inlandeis von einer dünnen trügerischen Schneeschicht bedeckt, in die der Fuß sofort einsank bis in den Schneebrei, der in großen Flächen darunter lagerte; in Senkungen hatten sich dort Seen angesammelt, denen zahlreiche Flüsse Wasser zuführten; auch aus diesen „Schneebreiebenen“ ragten

oft Hügel mit Eishelm hervor. In der Höhe von 1600 m endlich, noch weiter im Osten traf man die trockenen Schneewüsten, welche wegen des Wassermangels den Lappen auf ihren Schneeschuhfahrten nach Osten am hinderlichsten waren. Klüfte gab es überall, besonders auf den Höhen, oft nur meterweit auseinander; es gab parallele und sich durchkreuzende, leere und auch bis zum Rande mit stillstehendem Wasser gefüllte.

Am Abend des 9. Juli wurde der beste Zeltplatz erreicht; es war ein kleines Eisplateau, das von Gletscherbächen umgeben war, glücklicherweise aber nur wenige wassergefüllte Schmelzlöcher hatte. In der Nähe des Lagers befand sich ein See, in den zahlreiche Gletscherbäche einmündeten, dessen Abfluß ein kurzer, sehr reißender, tosender Strom war, welcher sich in einen riesigen Gletscherbrunnen ergoß. Zwischen prachtvollen, steilen Eisufern schoß er dahin, als ob eine Künstlerhand eine Wasserleitung eingesenkt hätte zwischen Wände aus blauweißem, flecken- und fugenfreiem Marmor; selbst die Lappländer standen staunend vor diesem Gebilde, das einer fremden Zauberwelt anzugehören schien. Auf dem weiteren Wege nach Osten traf man ein ähnliches, nur wilderes Flußtal, in dem man hinzog; da das rechte Flußufer mit rotem Schnee bedeckt war, gab ihm Nordenskjöld den Namen Karmintal. Diese Erscheinung ist aus Hochgebirgen und polaren Gegenden bekannt und rührt von einer Kugelalge her (Sphaerella nivalis), deren Chlorophyll sich durch einen blutroten Farbstoff vor dem Lichte schützt.

Bei herrlichem Wetter, einer Temperatur von + 2 bis 8° im Schatten und 20° in der Sonne, Tag und Nacht andauerndem Sonnenschein, drang man immer kühn ostwärts vor; da die Lichtstrahlen von Schnee- und Eisflächen stark zurückgeworfen wurden, stellte sich die mit heftigen Schmerzen verbundene Schneeblindheit ein, die Dr. Berlin durch Schneebrillen und Einträufeln einer Lösung von Zinkvitriol hob. Weniger gefährlich, aber sehr schmerzhaft war die durch den steten Sonnenschein bewirkte Gesichtsröte; das Brennen der Haut, besonders da, wo sich große Brennblasen gebildet hatten, war kaum erträglich. Die Blasen trockneten schließlich ein, hingen in Läppchen herab, eine neue Haut bildete sich darunter, die aber in der Morgenkälte empfindlich schmerzte.

Am 13. Juli stellte sich bei starkem Südostwind Regen ein, der nachts in Schneefall und Schneenebel überging; man begrüßte ihn als ein Zeichen des eisfreien Binnenlandes; sobald der Nebel sich hob, strengte man die Augen an, um Bergspitzen zu entdecken, die den Eishorizont überragten, der rund herum um die Wanderer einen ununterbrochenen, ebenen Kreis bildete. Wohl meinte man manchmal, dunkle Berggipfel in der Ferne zu entdecken, zeichnete sie ab, begrüßte sie mit Hurra, doch es war Täuschung.

Der Boden stieg — wie das Aneroid zeigte — nach Osten immer weiter an; immer gleich aber blieb sich die schwärzliche, graphitartige Decke des Inlandeises aus Lehmschlamm (Kryokonit),

der zwar nicht ganze Flächen bedeckte, wohl aber die 1—3 Fuß tiefen runden Löcher ausfüllte, die überall siebartig ausgeschmolzen waren. Nordenskjöld vermutete, daß das ein Luftniederschlag sei, weil darin kosmische Bestandteile in großer Menge (Magnetit und ein staubfeines, durch den Magnet ausziehbares Eisen) enthalten sind. Dieser Eisstaub ermöglicht die Bildung einer eigentümlichen Eisflora, deren mikroskopische Gewächse sich darin entwickeln. Sie spielen in dem Haushalte der Natur eine wichtige Rolle, sofern sie bei ihrer dunkeln Färbung die Sonnenstrahlen kräftiger verschlucken als das Eis und somit die Ursache der löcherartigen Zerstörung der Eisdecke bilden. Nach neueren Forschungen ist der Kryokonit Verwitterungsstaub von den Küstenfelsen und kommt nur in ihrer Nähe vor.

Am 20. Juli hatte man die Höhe von 1510 m erreicht; am 21. erhob sich wiederum Südostwind, der Schnee und Regen brachte; bald watete man in wassergetränktem Schneebrei; alle Augenblicke blieb ein Schlitten stecken, so daß ihn vier Mann kaum wieder flott machen konnten; das Zelt fand kein trockenes Plätzchen; nur die Kautschukmatratzen bildeten gewissermaßen die Flöße, auf welchen die durchnäßten Leute vor dem feuchten Elemente einigen Schutz fanden; doch wer den Fuß über die Matratze setzte, wurde sofort bis über die Knöchel naß. Da sich die Unmöglichkeit ergab, die Schlitten weiter zu ziehen, wurde die Umkehr beschlossen; doch sollten vorher die zwei begleitenden Lappländer auf einer Schneeschuhfahrt nach Osten erkunden, ob die Verhältnisse unter allen Umständen Halt geboten. Lars und Anders erhielten Urlaub auf 3—4 Tage, und besonders der erstere brannte vor Begierde, das — nach seiner Vermutung — wie eine Oase zwischen Inlandeis und Ostküste liegende Land zu erforschen, von dessen Wäldern er sogar im Traume erzählte. Nachdem sich die beiden aus dem Mundvorrat nach Belieben ausgewählt, vor allzu kühnem Vordringen gewarnt worden waren und Auftrag erhalten hatten, von dem etwa angetroffenen Lande Blumen und Gras mitzubringen, brachen sie am 22. Juli 1883 von dem Zeltplatz Nr. 18 auf. 117 km war man in 18 Tagen vorwärts gekommen. Die Zurückbleibenden vermochten in dem wassergetränkten Schnee nicht auszuharren, sondern kehrten zum vorhergehenden Zeltplatz zurück.

Sie beobachteten in diesen Tagen, daß der Himmel von einem ganz dünnen Wolkenschleier bedeckt war, der durch die Sonne warm, ja brennend beschienen wurde. Er senkte sich zeitweilig auf die Eisfläche herab; er war nicht feucht, sondern so trocken, daß nasse Kleider sofort trockneten. Wahrscheinlich war diese Naturerscheinung dem „Sonnenrauch“ in Skandinavien und dem „brouillard sec“ Aragos nahe verwandt.

Nach einer Abwesenheit von 58 Stunden kehrten die Schneeschuhläufer zurück, weil sie kein Trinkwasser und ebensowenig Brennmaterial zum Schmelzen des Schnees gefunden. Ihren Schätzungen

nach hatten sie 230 km nach Osten hin zurückgelegt,*) bis sie am Wendepunkte eine (barometrisch gemessene) Höhe von 1947 m erreicht. Sie hatten bald ostwärts kein Wasser mehr gefunden, das Eis wurde glatt und eben, das Thermometer zeigte —5°. Die Schneeschuhbahn war ausgezeichnet, der Durst aber brennend, bis man Schnee in einer Konservenbüchse schmolz. Keine Spur von Land bot sich den Blicken dar; sie sahen vor sich nur die Eisebenen, von ganz feinem und ebenem Schnee bedeckt. Stach man hinein, so entdeckte man eine 2 Ellen dicke Schicht losen Schnees, dann körniges Eis, unter dem sich ein Zwischenraum befand, in den man die Finger hineinstecken konnte, und der von kantigen Eisstücken umgeben war, darunter lagerte das Inlandeis.

Auf der Rückfahrt wurden zwei Raben bemerkt, die von Norden kamen und nach derselben Richtung zurückkehrten; ihre Nistplätze liegen auf den Küstenbergen. Am 25. Juli wurde der Rückzug der Expedition beschlossen, da der Nebel den Marsch über die zerklüftete Eiswüste lebensgefährlich machte. Auch die Kälte nahm (— 11°) zu, und Schneefall war zu befürchten, der die Klüfte und Löcher täuschend überdeckte. Die Flüsse waren, als man sie auf dem Rückwege traf, meist ausgetrocknet, die Eishügel hatten infolge Abschmelzens viel von ihrem früheren Umfang verloren, dagegen waren die Gletscherspalten bedeutend größer und für das Überschreiten gefährlicher; dasselbe galt von den Schmelzlöchern, die mit Eisstaub gefüllt waren — alles Wirkungen des kurzen arktischen Sommers, der an Wärme sofort einbüßte, als die Sonne nachts wieder unter den Horizont hinabsank. Einigemal begegnete man Scharen von Sumpfvögeln, die von Norden nach Süden zogen. Am 3. August erreichte die Expedition den Westabhang des Inlandeises, kletterte hinab und eilte — alle schweren Gegenstände der Ausrüstung vorläufig zurücklassend — dem Zeltplatz am Sofiahafen zu; am 9. August traf man wieder in Egedesminde ein.

Ungleich erfolgreicher war der norwegische Zoolog Fridtjof Nansen auf seiner verwegenen, aber wohlüberlegten und -vorbereiteten Durchquerung Grönlands von Ost nach West im Jahre 1888. Sein Plan ging dahin, auf den in seiner Heimat als Verkehrsmittel im Winter benutzten Skiern mit wenig erlesenen Gefährten das Inlandeis zu überschreiten. Diese waren der Schiffskapitän Otto Sverdrup, der Premierleutnant Oluf Dietrichson und Kristian Kristiansen Trana, ein norwegischer Bauernbursche. Außerdem nahm Nansen noch zwei Lappen aus Finnmarken mit, den 45 Jahre alten Berglappen Ravna und den 26jährigen Balto aus Karasjok. Trotzdem, daß Sachverständige Nansens Plan, von der öden unzugänglichen Ostküste zur bewohnten Westküste Grönlands vorzudringen, für sehr wagehalsig, ja für verrückt erklärten, trotzdem ihm die norwegische Regierung die Mittel versagte, setzte der Mann, dessen Wahlspruch

*) Nansen berechnete später, daß sie vom Lager aus höchstens 70 km ostwärts vorgedrungen sein könnten.

heißt: Der Mensch ist Wille! sein Unternehmen durch. Ein reicher Däne, der Etatsrat Augustin Gamél, gab Nansen die 5000 Kronen, die ihm sein Vaterland verweigert hatte.

Auf fünf leichtgebauten Schlitten aus Eschenholz mit breiten schneeschuhartigen Kufen sollte das Gepäck so transportiert werden, daß jeder Mann seinen Schlitten selbst zog. Außer den Skiern nahm man indianische Schneeschuhe und norwegische Truger mit, die bei feuchtem Schneebrei das Einsinken verhindern sollten, Holzrahmen mit Flechtwerk darin. Ein leichtes, aber festes Boot, das über das Treibeis geschoben werden konnte, zwei Schlafsäcke aus Renntierfell, die je drei, zur Not auch vier Mann faßten, Pelzzeug und Wollkleider, Fellschuhe und Lederstiefel, Fausthandschuhe, Wollmützen und Frieskapuzen, Schneebrillen und rote Schleier, ein fünfteiliges festes Zelt aus wasserdichtem Segeltuch, ein Spirituskochapparat und haltbarer und nahrhafter Proviant und die notwendigen wissenschaftlichen Instrumente u. a. m. vervollständigten die Ausrüstung.

Am 2. und 3. Mai 1888 rückte die Expedition von Kristiania aus über Leith in Schottland und die Färöer nach Island auf dem gewöhnlichen dänischen Passagier- und Postdampfer. Von Island aus schiffte sie sich an Bord des Seehundfängers Jason ein, der in der Dänemarkstraße dem Fang der Klappmützen, (Cystophora cristata) einer Seehundsart, oblag. Am 17. Juli setzte der brave Kapitän Jakobsen vom Jason die kühnen Argonauten vor dem Sermilikfjord an der Ostküste Grönlands auf dem mitgenommenen Boot und einem dazu gekauften Fangboote aus, aber es sollte noch lange dauern, ehe sie die Küste betreten sollten. 500 km wurden sie durch die Strömung südwärts getrieben und erst am 29. konnten sie wenden, um hinter dem Treibeisgürtel in gefährlicher Fahrt bis zum 10. August wieder nordwärts vorzudringen. Auf der kleinen Felseninsel Kekertarsuak betrat die Expedition zuerst festes Land, am Kap Bille stieß sie auf ein Eskimolager und verlebte mit den harmlosen Leuten manch heiteres Stündchen. Die schwimmenden oder festsitzenden Eisberge im Treibeise boten auf der Weiterreise einen herrlichen Anblick: bei einem ragten zwei steile Zinnen wie schlanke Kirchtürme in die Luft, unten hatte die See große Grotten ausgehöhlt, die in allen Tönen blau bis zum tiefsten Ultramarin spielten. Das sah aus wie ein schwimmender aus Saphir gebauter Feenpalast; ringsumher rieselten Bäche in kleinen Wasserfällen an den Flanken herab, aus den Grotten klang die Musik fallender Tropfen heraus. An einzelnen Stellen war am Tage die Stechmückenplage groß, so daß Gesichter und Hände ganz zerstochen wurden, es gab keinen Widerstand gegen die Unzahl der winzigen Feinde. Nach einem nochmaligen Zusammentreffen mit Eskimos, nachdem man auch mehrfach an begrünten Stellen der Küste Reste alter Ansiedelungen gefunden, die durch Hungersnot in schweren Jahren ausgestorben waren; nachdem man eine sehr gefährliche Fahrt zwischen Eisbergen überstanden, von denen die einen wilde, blauschlüchtige For-

men zeigten, die anderen glatte, weißlichblaue Tafelberge waren, die wahrscheinlich bei der Ablösung von dem zerklüfteten Küstengletschern oder auch später ihr Oberstes zu unterst gekehrt hatten, so daß der polierte Eisfuß über den Meeresspiegel gekommen war; nach alledem landete Nansen am 10. August am Umivikfjord. Am 15. August wurden die Boote geborgen, die Schlitten gepackt, und über schmalspaltiges Eis begann der Aufstieg in nordwestlicher Richtung auf Christianshaab an der Westküste zu. Der Zug war beschwerlich genug. Regen stellte sich ein, dann Frost, der zwar die Schlittenbahn besserte, aber Trinkwassernot erzeugte, so daß man in den Blechflaschen Schnee auf der warmen Brust schmelzen mußte. Man wanderte anfangs vorzugsweise des Nachts über die Eiswogen, immer den 100 kg schweren Schlitten ziehend, daß die Schultern vom Seil wie verbrannt schmerzten. Entschädigt wurden die tapferen Männer für ihre harte Arbeit durch die Herrlichkeit der Polarnächte.

„Am südlichen Himmel führte das ewig wechselnde Nordlicht in langen, wogenden Bändern einen märchenhaften Tanz auf, bald unruhig jagend und flimmernd, bald mit glühenden Lichtspießen flammend und durcheinander fahrend, als gäbe es einen Kampf mit blitzenden Lanzen. Die Eskimo glauben dann, daß die Seelen der verstorbenen Kinder am Himmel Ball spielen. Oder der Mond ging auf und zog seine schweigsame Bahn durch den sternbesäten Himmel, spielte auf dem Gipfel der Eiskämme und badete die ganze tote, starre Eiswelt in seinem Silberglanze. Dann vergaß man die Mühsal, Friede kam über die Wanderer, und das Leben wurde ihnen zur Schönheitsoffenbarung."

Nunataks tauchten überall anfangs aus der Eismasse auf, einzelne Spitzen des Felsuntergrundes, Oasen in der eisigen Sahara. Wo das Eis, wie an den Küsten, in Bewegung war, ist es an der Stoßseite dieser trotzigen Zacken aufgepreßt und zerrissen. An anderen Stellen aber machten sie das Eis eben, indem sie die gleitende Bewegung der Masse hemmten und aufhielten, so daß es nicht zur Spaltenbildung kam. Am 31. August wurde der letzte Nunatak gesehen. Bald wurde der Nachtfrost so hart, daß die Schlitten auf dem trocken-kalten, staubfeinen Schnee wie auf Sand liefen, so daß Nansen wieder des Tages reiste. Schneestürme bauten um das Zelt des Nachts oft hohe Dünen und verwehten die Schlitten. Am 26. August beschloß Nansen, die Route abzukürzen und westsüdwestlich auf Godthaab loszusteuern, um das letzte Schiff nach der Heimat an der Westküste rechtzeitig zu erreichen. Nun wurden auch die Skier fleißig benutzt auf der flachwelligen Schneehochfläche, deren Wellentäler von Norden nach Süden gingen. Vom 30. August an war die Fläche „glatt wie ein Spiegel ohne andere Unebenheiten als die Spuren, die die Füße hinterließen". Das Wetter war fast immer klar und sonnig, selbst wenn der feine Frostschnee fiel, schien doch die Sonne hindurch und zauberte sich Nebensonnen, Ringe

und Achsen in die Luft, besonders wenn sie im Westen tiefer sank. Des Nachts sank die Temperatur im Zelte bis unter —40° C, während am Mittag die Luft nur —11° C hatte, in der Sonne aber bis über +30° C herrschten. Solche Temperaturverhältnisse wie auf der Höhe der Eiswüste in 2720 m mit so gewaltigen Schwankungen zwischen Tag und Nacht kommen am ehesten in der Sahara vor, wo es am Tage erstickend heiß sein kann, während in der Nacht das Wasser gefriert, schreibt Nansen und rechtfertigt damit die Bezeichnung Nordenskjölds für Innengrönland als der Sahara des Nordens. Der Schnee war in dieser Höhe nur oberflächlich verfirnt, da am Tage nur verschwindend wenig schmolz, das Schmelzwasser aber in der Nacht als dünne Schutzkruste gefror. Groß war der Jubel, als am 17. September, genau zwei Monate nach dem Verlassen des „Jason", ein Schneesperling von der Westküste den ersten Gruß brachte. Und als am 19. sich eine östliche Brise erhob, wurden die Schlitten zusammengebunden, die Zeltwände als Segel aufgetakelt, und auf diese geniale Weise kam man 65 km in einem Tage der Westküste näher. Am Morgen des 20. lag das ganze Land südlich des Godthaabfjordes mit seinen schneebedeckten Felsbergen vor den Augen der Reisenden, die Fjorde konnte man nur ahnen, nicht sehen. Aber der Abstieg zur Küste sollte sehr schwierig werden durch steilgetürmtes Eis mit gähnenden tiefen Spalten, erst am 24. September hatte man sich hindurch- und hinabgearbeitet und stand mit Wonne auf Felsen, lagerte auf Gras und Moos und Heidekraut, in dessen betäubendem Tannengeruch, umweht von frischer Bergluft, gewärmt von einem großen Feuer ein Festmahl gehalten und aus den lange ungefüllt gewesenen Pfeifenköpfen in Ermangelung des Tabaks Moos geraucht wurde. Selbst der alte mürrische Ravna gestand, daß er gern an die Westküste ziehen würde, denn hier sei ein guter Ort für einen Berglappen, es seien viele Renntiere hier wie auf den Gebirgen Finnmarkens. Durch das Austmannatal kam Nansen am 26. September endlich an den Ameralikfjord, baute aus den Zweigen der dort wachsenden Weiden mit Sverdrup ein Bootsgerüst, das mit dem Segeltuchboden des Zeltes umgeben wurde und ruderte mit dem gefährlichen Fahrzeuge vom 29. September bis 3. Oktober nach Godthaab, wo er von Europäern und Eskimos als ein Held empfangen ward. Die ganze Kolonie hat 4—5 europäische Häuser, eine hochgelegene Kirche und eine Reihe grönländischer Hütten. Der Ort liegt in einer Talsenkung an einer kleinen Bucht. Es gelang Nansen durch kühne Kajakfahrer noch Botschaft nach Ivigtut zu senden, da nur von dort noch ein Schiff, der „Fox" der Kryolithgesellschaft, nach Europa fuhr. Nachdem die zurückgebliebenen Mitglieder der Inlandeisexpedition vom Ameralikfjord in einem Holzboot und einem großen Weiberboot oder Umiak am 12. Oktober nach Godthaab gelangt waren, mußte freilich überwintert werden. Die Zeit wurde von Nansen dazu benutzt, eingehend das Leben der Eskimo zu studieren, ihr küh-

nes Fischerleben auf dem Kajak, dem leichten einsitzigen, gedeckten Seehundsfellboot, das sie mit dem zweiblättrigen Ruder regieren, von dem aus sie die Jagd auf Seehunde mit der Blasenharpune am langen Fangriemen, die mit dem Wurfbrette geschleudert wird, betreiben, ihr häusliches Leben im Sommer und Winter, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Religion und Kunst. Am 21. Mai 1889 trafen alle sechs Mitglieder der Nansenschen Expedition in Kopenhagen wieder ein, am 30. Mai wurden sie festlich im Hafen von Kristiania empfangen.

Mit Nansens Reise war die von Nordenskjöld noch offen gelassene Frage eines tundrenartigen Innern von Grönland endgültig verneint, und unsere Vorstellungen von der früheren Vereisung Nordeuropas traten in viel helleres Licht.

6. Spitzbergen.*)

Unter dem 15. Meridian, dem Meridian Mitteleuropas und der skandinavischen Halbinsel liegt zwischen 76° 30′ und 80° 50′ N. Spitzbergen. Es galt bis vor kurzem als die am weitesten nach Norden gerückte Vorhut unseres Erdteils. Das Land ist eine Inselgruppe, bestehend aus einer Hauptinsel, welche ihren Namen dem ganzen Archipel verliehen hat, aus zwei anderen Inseln, einer kleineren im Süden, dem „Staatenlande“, und einer größeren im Norden, dem „Nordostlande“ — und außerdem noch auf der westlichen Seite aus der „Prinz-Karl-Insel“ und einer Reihe ganz kleiner Eilande, die sieben Inseln genannt, gerade gegen den Pol hinlaufend.

Auf diesen Inseln herrscht der Winter mit grausamer Strenge zehn Monate des Jahres; das organische Leben erlischt aus Mangel an Wärme und Licht; aber ganz erstorben ist es nicht. Auf Spitzbergen schmilzt der Schnee nur am Meeresstrande an günstig gelegenen Stellen; die Berge hingegen bleiben selbst während der zwei Sommermonate beständig weiß.

Sämtliche Täler sind mit mächtigen Gletschern angefüllt; welche von dem ausgebreiteten Inlandeise zum Meere herabfließen. Diese Inseln sind demnach das getreue Abbild des geologischen Zeitalters, welches dem unsrigen vorausgegangen ist — der Gletscherperiode. Während dieses Zeitraums bedeckte ein Eismantel den ganzen Norden Europas bis 53° N.; sämtliche Täler von Bergketten, wie die der Vogesen, des Jura, der Alpen, der Pyrenäen, der Karpaten, des Kaukasus, des Himalaya, ja selbst diejenigen Neuseelands waren von Gletschern eingenommen, welche sich mehr oder minder weit in die benachbarten Ebenen erstreckten. Spitzbergen stellt uns das Bild eines geologischen Zeitalters dar, wie es die Schweiz vor vielen Jahrtausenden zeigte, und wie es an-

*) Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforschers etc. Von Charles Martins, übersetzt von A. Barthels. 2 Bde.

nähernd die Firn- und Gletschermeere der Hochalpen noch in unserer Nähe zur Anschauung bringen.

Wenn man sich vom Meere aus dem Insellande nähert, sieht das überraschte Auge nichts als spitze Bergzacken, weshalb die holländischen Seefahrer es „Spitzbergen“ nannten. Übrigens sind diese Berge nicht sehr hoch; ihre Höhe schwankt zwischen 500 bis 1200 m; überall treten sie jedoch bis an den Rand des Meeres heran, und im ganzen ist nur ein schmaler Landstreifen vorhanden, der den Strand bildet. Nur an den beiden äußersten Enden der Hauptinsel, im Norden und Süden, ist der Boden ebener, die Täler sind weiter, und das Land nimmt das Aussehen einer Hochebene an. Die Westküste Spitzbergens wird von fünf jener tiefen und verzweigten Buchten zerschnitten, welche die Norweger Fjorde nennen. Es sind — von Süden nach Norden — der Hornsund, der Glockensund, der Eisfjord, die Kreuz- und Königsbai. Die Hamburger- und Magdalenenbai sind weniger tief verzweigte Fjorde.

In allen diesen Buchten starren dem Menschen die Gletscher entgegen. Der im Glockensund ward von Martins gemessen und hatte 18 km Länge bei 6 km Breite. Alle diese Gletscher bilden an ihrem äußersten unteren Ende große Eismauern oder Eisböschungen, welche sich senkrecht über dem Wasser zwischen 30 und 120 m Höhe erheben. Die ersten holländischen und englischen Seefahrer nannten diese riesigen Eiswände, welche die Höhe ihrer Masten überragten, „Eisberge“, weil sie ihre Verwandtschaft mit dem Inlandeis nicht ahnten. „Als ich zum erstenmal,“ erzählt Martins, „im Jahre 1838 auf Spitzbergen landete, erkannte ich sofort die Gletscher, welche ich so oft in der Schweiz bewundert hatte, wieder; der Ursprung beider ist derselbe; die Verschiedenheiten aber hängen vom Klima, von der Nähe des Meeres und der geringfügigen Erhebung der Gebirge von Spitzbergen ab.“

In den kalten Ländern kann sich ein Gletscher schon in einer Ebene, einer Bodensenkung und in einem bis zum Meere gehenden Tale bilden. Der im Winter angehäufte Schnee schmilzt zum Teil im Sommer, gefriert wieder, schmilzt von neuem, wird vom Wasser durchsickert, gefriert vollends mit Eintritt des Winters und verwandelt sich so erst in Firn, dann in mehr oder weniger festes, von zahlreichen Luftbläschen, welche in den Schneelücken saßen, angefülltes Eis. Diese Eismassen sind nicht starr, unbeweglich, sondern plastisch, in stetem Vorrücken begriffen. In einer langsamen, aber ununterbrochenen Bewegung, die im Winter langsamer, im Sommer schneller von statten geht, rückt das untere Ende des Gletschers vorwärts, in der Schweiz bis in bewohnte Alpentäler hinein, auf Spitzbergen bis ins Meer.

Ein glattes geradliniges Ufer überschreitet der Gletscher nicht; in der Tiefe einer Bucht aber rückt er immer weiter vor, indem er sich auf die Seiten der Bucht stützt und über dem Wasser hängend fortschreitet. Man begreift leicht, warum? Im Sommer hat das

Seewasser im Hintergrunde der Buchten immer eine Temperatur etwas über Null; der Gletscher schmilzt bei der Berührung mit diesem Wasser, und während der Ebbe bemerkt man zwischen dem Eise und der Oberfläche des Wassers einen Zwischenraum. Der Gletscher, nun nicht mehr unterstützt, stürzt teilweise ein; ungeheuere Blöcke lösen sich ab, fallen ins Meer, verschwinden unter dem Wasser, kommen wieder zum Vorschein, indem sie sich um sich selbst drehen, und schwanken einige Augenblicke, bis sie ihre Gleichgewichtslage eingenommen haben. Diese von den Gletschern abgelösten Blöcke bilden die Eisberge. Im Hintergrunde des Glockensundes wohnte Martins während der Ebbe einem solchen Einsturze des äußersten Gletscherrandes bei. Ein donnerähnliches Getöse begleitete seinen Fall; das aufgewühlte Meer, einen Strudel bildend, trat über das Ufer; die Bucht bedeckte sich mit schwimmenden Eismassen, welche, durch die Ebbe fortgerissen, Flotten gleich aus der Bai ausliefen, um das offene Meer zu gewinnen — oder auch an Punkten, wo das Meer nicht tief war, auf den Strand trieben. Diese Eisberge hatten nicht mehr als 4—5 m Höhe über dem Wasser; denn vier Fünfteile eines Eisberges und mehr sind ins Wasser getaucht. Die Eisberge der Baffinsbai sind bei weitem höher; sie überragen zuweilen die Masten der Schiffe; in dieser Bucht ist aber auch die Temperatur des Meeres unter Null; der Gletscher schmilzt nicht bei der Berührung mit dem Wasser; er geht bis auf den Grund des Meeres herab, und die Teile, welche sich ablösen, sind um den ganzen untergetauchten Teil höher, der in den Baien von Spitzbergen durch die Schmelzung zerstört wird.

Doch sind die Eisberge auch bei Spitzbergen ein Schauspiel, an dem man sich nicht satt sieht. Grotten und Höhlen, auf der Wasserlinie durch die Wellen gebildet, sind mit den schönsten lasurblauen Tinten gefärbt, und wenn bei etwas unruhiger See diese Eisberge von den Schlagwellen geschaukelt werden, so bieten diese Färbungen den schönsten Wechsel dar vom reinsten Weiß bis zum tiefsten Ultramarinblau. Sind die Blöcke zahlreich, so vernimmt man ein Knistern, ähnlich dem von elektrischen Funken, wahrscheinlich von den Luftbläschen herrührend, die aus dem Eise aufsteigen, je mehr es bei der Berührung mit dem Wasser schmilzt. Prächtig sind auch die Eisgrotten der Gletscher auf Spitzbergen, mit denen verglichen die „Tempel des Winters“, welche bei Grindelwald, Rosenlaui und im Chamonixtale den Schweizerreisenden gegen ein Trinkgeld erschlossen werden, zu Kleinigkeiten herabsinken. „Eines Tages,“ erzählt Martins, „als ich vor dem Gletscher des Glockensundes Meerestemperaturen aufgenommen hatte, schlug ich den mich begleitenden Matrosen vor, mit dem Boote in eine dieser Höhlen einzudringen. Ich setzte ihnen die Gefahren auseinander, die wir zu bestehen hätten, da ich nichts ohne ihr Gutheißen wagen mochte. Einstimmig nahmen sie meinen Vorschlag an. Als unser Nachen den Eingang durchfahren hatte, befanden wir uns in einem unge-

heueren gotischen Dome; lange Eiszapfen mit kegelförmiger Spitze hingen vom Gewölbe herab; die Einbiegungen schienen ebenso viele zum Hauptschiff gehörige Kapellen zu sein; breite Spalten trennten die Wände, und die vollen Zwischenpfeiler strebten gleich Bogen zum Gewölbe empor; lasurblaue Tinten spielten auf dem Eise und spiegelten sich im Wasser wieder. Die Matrosen, lauter Bretagner, waren wie ich selber stumm vor Bewunderung."

Andererseits haben die Gletscher der Schweiz manche Schönheit vor denen von Spitzbergen voraus. Diese sind meist glatt und zeigen nicht oder selten jene Eisnadeln und Prismen, welche die Reisenden auf dem Glacier des Bossons, auf dem von Talèfre bei Chamonix und auf anderen Schweizer Gletschern bewundern. Sie bewegen sich nur auf sanften Abhängen und bilden deshalb keine gefrorenen Wasserstürze (Kaskaden), wie jene. Es klaffen also auch keine Spalten auf, und wenn sie aufklafften, würde auf Spitzbergen die schweizerische Sonne fehlen, welche die Spalten beleckt und sie in prächtige Zacken, aufrechtstehende Säulen oder Eisnadeln zerteilt.

Alle Reisenden, welche die Alpengletscher gesehen haben, sind von der großen Anzahl von Felsblöcken überrascht worden, die auf ihrer Oberfläche umherliegen. Die Blöcke kommen von den benachbarten Bergen, die Sommer und Winter zerbröckeln und den Gletscher mit Trümmern bedecken; je höher die Berge sind, welche ihn beherrschen, desto zahlreicher sind die Trümmer. Sie sind nicht aufs Geratewohl zerstreut; sie bilden lange, längs der Gletscherränder hinlaufende Reihen; dies sind die Seitenmoränen; andere nehmen den mittleren Teil des Eisstromes ein; man nennt sie Mittelmoränen — sie entstehen aus der Verschmelzung von Seitenmoränen zweier Gletscher, die sich vereinen. Ganz so erkennt man bei der Vereinigung zweier Flüsse, deren Wasser von verschiedener Farbe ist, in der Mitte des Stromes einen farbigen Streifen, der von der Mischung des Wassers beider Zuflüsse herrührt. In seinem unaufhaltsamen Vorrücken reißt der Gletscher die Trümmer mit sich fort; am Ende fallen sie alle zu Boden und bilden einen Schutt- und Steinwall, Endmoräne genannt. In den Alpen sind gewisse Gletscher, wie das Eismeer von Chamonix, der Unteraargletscher, der von Zmutt bei Zermatt, so mit Felsstücken bedeckt, daß unter ihnen das Eis fast verschwindet; das rührt daher, daß diese Gletscher von hohen Felsbergen beherrscht werden, die sich beständig spalten, zersplittern und einstürzen. Auf Spitzbergen hingegen sind die niederen Berge sozusagen unter den Gletschern vergraben; nur ihre Spitze ragt aus den umgebenden Eismassen hervor, so daß nur wenig Trümmer auf die Gletscher fallen. Darum sieht man hier nur spärliche Moränen, wie auf den obersten Teilen der Schweizer Gletscher, wo auch die Seiten- und Mittelmoränen an Mächtigkeit abnehmen.

Da die Gletscher bis zum Meere hinuntergehen, gibt es auf Spitzbergen weder Ströme noch Flüsse; einige unbedeutende Bäche

entschlüpfen zuweilen den Seiten des Gletschers, verschwinden aber bald. Da der Boden in der Tiefe von einigen Dezimetern stets gefroren ist, so sind Quellen auf diesen Inseln unbekannt.

Wenn man bedenkt, daß die Höhe der Sonne auf Spitzbergen selbst in den südlichsten Teilen nie 37° übersteigt; daß ihre schrägen Strahlen, eine ungeheuer dicke Atmosphäre durchbrechen und erst zur Erde gelangen, nachdem sie fast alle ihre Wärme verloren haben; daß vom 26. Oktober bis zum 16. Februar die Sonne ganz verschwindet und eine viermonatliche Nacht diese eisige Erde einhüllt: so wird man es begreiflich finden, daß das Klima von Spitzbergen zu den strengsten Klimaten gehört, die es gibt. Steigt auch die Sonne im Sommer so, daß sie vier Monate nicht unter den Horizont hinabsinkt, so hat doch der Monat Juni noch harte Fröste und höchstens 6° Wärme, und der höchste Thermometerstand des Monats Juli, den Martins beobachtete, war +5,7° R. Die Sonnenstrahlen werden in den Monaten Juli und August oft durch Nebel, die sich aus dem Meere erheben, verdunkelt. Dazu bringen heftige, durch die Eisbänke oder Gletscher abgekühlte Winde in kurzen Zwischenräumen die Temperatur der Atmosphäre zum Fallen. Nichtsdestoweniger ist das Klima von Spitzbergen weniger kalt als das der nördlichen, unter gleichem Breitengrade gelegenen Gegenden von Amerika, nämlich des äußersten Endes der Baffinsbai, unter dem Namen Smithsund bekannt. In diese Gegenden haben die Meteorologen den einen Kältepol der nördlichen Halbkugel verlegt. Wenn das Klima von Spitzbergen weniger streng als das der Festlandsgegenden ist, so kommt dies daher, weil es in einem Meer liegt, dessen Gewässer durch den Golfstrom erwärmt werden, der sich im nördlichen Atlantischen Ozean ausbreitet in fächerartigen Strömen. Die westliche Seite von Spitzbergen ist im Sommer stets eisfrei, während die Ostküsten von Eisbergen umlagert sind und selten zugänglich werden für die Robben- und Walroßfänger, die diesen öden Strich besuchen.

Daß die Flora sehr spärlich ist, leuchtet ein; ebenso, daß die Kryptogamen (Moose und Flechten) vorherrschen. Doch beträgt die Zahl der Phanerogamen (Pflanzen mit deutlich erkennbaren Blüten) noch 93 Arten. Nur eine einzige dieser Phanerogamen, das Löffelkraut (Cochlearia fenestrata) ist für den Menschen Nahrungspflanze geworden. Elf Pflanzen, welche auf dem Gipfel des Faulhorns und an anderen Alpengipfeln blühen, sind auch auf Spitzbergen heimisch, nämlich: Gletscherranunkel (Ranunculus glacialis), ein Schaumkraut (Cardamine bellidifolia), stengelloses Leimkraut (Silene acaulis), Sandkraut (Arenaria biflora), die Alpen-Dryade (Dryas octopetala), einblumiges Bandkraut (Erigeron uniflorus), Steinbrech (Saxifraga oppositifolia und aizoides), spitzkeimender Knöterich (Polygonum viviparum), zweinarbiger Säuerling (Oxyria digyna) und unterähriger Hafer (Trisetum subspicatum).

Die Zahl der Landsäugetiere beträgt nur vier. Der größte und

bekannteste Vierfüßer ist der weiße Bär (Ursus maritimus), Sommers fast nur im Norden von Spitzbergen zu sehen. Als Kapitän Phipps auf seiner arktischen Entdeckungsreise 1773 Spitzbergen besuchte, befand sich am Bord seines Schiffes ein schmächtiger Midshipman, der ganz allein einen Eisbären angriff und ihn wirklich erlegte. Als man ihm über seine Tollkühnheit Vorwürfe machte, antwortete er einfach: „Ich wollte sein Fell meinem Vater mitbringen.“ Dieser schmächtige Jüngling war der nachmals so berühmt gewordene Nelson.

Geschätzter aber noch als das Bärenfell ist das Rauchwerk des blauen Fuchses (Canis lagopus), der auch auf Spitzbergen gemein ist. Man muß ihn aber im Winter jagen, um sein Fell in voller Schönheit zu bekommen; im Sommer ist es schmutzigbraun, im Winter aber wird es weiß und dunkelschieferblau. Um blaue Felle zu erbeuten, waren russische Leibeigene von Archangel nach Spitzbergen geschickt worden, und etliche Kreuze über ihren Gräbern, sowie die Reste der Fallen, die sie gestellt hatten, waren im Glockensund 1838 noch sichtbar. Die Füchse graben sich tiefe Gänge mit mehreren Mündungen und stopfen den Kessel, den sie bewohnen, mit Moos aus. Im Sommer gewähren ihnen die Vögel, die zum Eierlegen und Aufziehen ihrer Jungen nach Spitzbergen kommen, reichliche Nahrung, und sie werden sehr fett; im Winter müssen sie fasten, und in ihrem Hunger benagen sie alles. Als Bering auf der Insel der Meerenge, die von ihm den Namen trägt, Schiffbruch litt, suchten die blauen Füchse dem Schlafenden die Sohlen von den Füßen zu reißen, und auf der Insel Jan Mayen waren die Herren Vogt und Berna genötigt, ihre Kleider und Vorräte mit Flintenschüssen gegen die diebischen Tiere zu verteidigen.

Ein einziger kleiner Nager, die Feldmaus der Hudsonsbai, bewohnt Spitzbergen. Ihr Winterkleid ist weiß, das des Sommers veränderlich. Sie vertritt auf Spitzbergen den durch seine Wanderungen so bekannt gewordenen Lemming Norwegens.

Das wilde Renntier, der Hirsch des Nordens (Cervus tarandus), ist auf Spitzbergen selten geworden. Sommers findet es am Meeresstrande das Kraut, das seine eigentliche und gewöhnliche Nahrung bildet, und Winters scharrt es den Schnee fort, um die Moose und Flechten zu äsen. Es ist sehr scheu, zeigt sich auch nicht in großen Rudeln.

Zahlreicher sind die Säugetiere der See, die Wale und Robben. Man findet das Meer in den nordischen Gegenden stets bevölkerter als das Land. Der Seehund ist an den Küsten von Spitzbergen in drei Arten vertreten. Im Winter hält er sich in der Nähe der Löcher und Spalten auf, welche die Eisrinde hier und da darbietet. Will er dann aber aus dem Wasser auftauchen, so ist der Eisbär da, der ihn mit seinen furchtbaren Pranken packt; die Robbe taucht von neuem unter, glücklich, wenn sie ein anderes Loch antrifft, durch das sie den Kopf stecken und einen Augenblick Atem holen

kann. Hier ist besonders Phoca barbata, die Bartrobbe, gemein auf dem Eise der Baien und Fjorde.

Von Vögel ist auf den Inseln das Schneehuhn (Lagopus albus) seßhaft; die übrigen sind Wandervögel, die während der Winternacht fortziehen. Mit Ausnahme des Schneeammers sind sie Seevögel; Lummen (Uria troile), weiße Möwen, Fettgänse, Larventaucher u. a. Die Gänse brüten an den Ufern des Festlandes; die Eidervögel und Raubmöwen wählen sich die kleinen, mit Wassertümpeln übersäten Inseln; die meisten nisten auf den einsamen, brandungumbrausten Felsklippen im Meere, den „Vogelbergen". Dort hocken auf jedem Gesims und in jeder Spalte die Weibchen auf den Eiern, den Kopf seewärts gewandt, eins neben dem andern, so zahlreich wie die Besucher des Theaters auf den Sitzen bei einer ersten Vorstellung. Die Männchen umkreisen in einer blinkenden Wolke auf- und niederflatternd die Felsen, fischen und tauchen nach Krustentieren über der See, um sie den Brütenden als Nahrung zu bringen. Der Jäger wird von der wirbelnden Unruhe und dem vieltausendstimmigen Lärm der tausend und abertausend geflügelten Segler so verdutzt, daß er nicht weiß, wohin er Feuer geben soll; er vermag den Vogel, den er erlegen möchte, nicht mit dem Auge zu verfolgen, geschweige auf ihn zu zielen. Gibt er endlich blindlings in den lebendigen Strudel einen Schuß ab, so steigt der Aufruhr aufs höchste. Auch von den Felsen her, vom Wasser herauf, kommen sie herzu, Vögel auf Vögel, mischen sich mit der stürmenden Wolke; ein wütendes mißtöniges Geschrei gellt durch die Lüfte; sie umschwärmen und umschwingen das Haupt des Schützen und schlagen ihm mit den Fittichen ins Gesicht.

Alle die verschiedenen Arten, die sich auf dem Felsen zu einer Schutzgemeinschaft vereint haben, erheben sich, als wollten sie dem Menschen vorwerfen, daß er bis ans Ende der Welt komme, um das große Werk der Natur, die Erhaltung und Fortpflanzung der Arten, zu stören. Die Weibchen, durch die Mutterliebe festgebannt, begnügen sich damit, ihre Klagen mit denen der erzürnten Männchen zu vereinen; unbeweglich bleiben sie auf ihren Eiern sitzen, bis man sie gewaltsam davon nimmt, oder bis sie getroffen auf ihrem Neste enden, das die Hoffnungen und Freuden der Familie barg.

7. Im nördlichen Polarmeer.*)

Die Gewässer des Polarmeers sind sehr fischreich. Nördlich und westlich von Island z. B. lohnt sich der Fang auf Dorsche mit der Angelleine, weiter draußen auf Hellflundern. Bald stößt das Schiff auf das Treibeis des Polarmeeres. Diese Eiswelt ist einförmig und einfach, im kleinen hat sie zwar eine unendliche Formenfülle und alle Farbentöne zwischen Blau und Grün; im großen

*) Nach Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland, 1. Bd. Hamburg 1901. In Nacht und Eis, 2. Bd. Leipzig 1886 (Brockhaus).

ganzen aber hebt sich das treibende Eis als schimmernde weiße Fläche vom schwarzdunkeln Meere ab und wirft einen hellen Widerschein gegen die Wolken. Der Himmel ist an hellen Tagen weißblau, meist aber von treibenden Wolken bedeckt oder in dichte Nebel gehüllt, bald erglühend gegen Morgen und Abend, bald träumerisch-licht in den hellen Nächten, bald düster-ernst in den Nächten der dunkeln Jahreszeit, wo Sternenschimmer und Nordlicht über den weißen Flächen spielen oder der Mond seine Bahn über die öde Natur zieht. Die Landschaft bleibt sich hier gleich, der Himmel gibt ihr Wechsel und Leben.

Die Schollen gleiten plätschernd über die bewegten Wellen, sie mehren sich zusehends, und es entsteht ein Geräusch wie ferner Brandungsschwall, wenn die See darüber geht und rasselnd die Eisschollen gegeneinander schiebt. Die Seehundsfänger sind so stark gebaut, daß sie dem Schollenstoß widerstehen. Die großen Eisschollen werden zertrümmert, die Bruchstücke übereinander gestaut bis zu 15 m Mächtigkeit im Sturme, es bilden sich so Eisberge aus dem Treibeis. So gelangt das Eis aus dem hohen Polarmeere z. B. durch den Polarstrom nach Süden geführt, längs der Ostküste Grönlands in die Dänemarkstraße. Darauf tummeln sich Scharen einer großen pelagischen Seehundsart, der sogenannten Klappmütze (Cystophora cristata). Eine vorwiegend norwegische Fängerflottille von ungefähr 15 Schiffen macht seit 1876 auf sie Jagd. Die Männchen tragen über der Nase eine faltige Haut, die sie aufblasen können, daher der Name Klappmütze. Sie tauchen in große Tiefen und fangen dort Fische. Gesellig lebt dies Tier auf dem Treibeise der Gewässer von Spitzbergen, Grönland, Labrador, bei Nowaja Semlja kommt sie nicht vor. Bei Jan Mayen wird der grönländische Seehund (Phoca groenlandica) ebenso gejagt; indem die Jäger in Booten heranrudern und die Tiere abschießen, abhäuten und entspecken; das Fleisch ist die Speise der unzähligen Möwen, obwohl es für Menschen ganz gut genießbar ist. Aber der Seemann hat ein Vorurteil dagegen und ißt lieber das schwerverdauliche Salzfleisch.

Eine kleine Walart, der Rüsselwal oder Entenwal (Hyperoodon diodon) mit weichem rundem Fettpolster über der Stirn, das über dem Wasser erscheint, tummelt sich gern in Scharen von fünf und mehr Stücken um die Schiffe. Seltener trifft man die großen gewaltigen Blauwale oder Grönlandswale (Balenoptera Sibaldii). Man hört sie von fern schon gewaltig pusten und sieht die wasserdampfreiche Atemsäule aus den Nasenlöchern steigen. Der Schrecken dieser Großwale ist der Speckhauer (Orca gladiator), ein kleiner Zahnwal, der jene Riesen als schneller und ausdauernder Schwimmer verfolgt und ihnen mit seinem scharfen Gebiß große Stücke Speck aus den Seiten reißt, so lange, bis sie ermattet vom Blutverlust ihm zum Opfer fallen. Auch der Seehund ist nicht vor ihnen sicher. Seehunde treiben schaukelnd auf den Wellen wie Korkbojen und schlafen zwischen Schollen und treibenden Tangmassen. Wenn sich im Sommer (Juli bis September) im eigentlichen Polarbecken Rinnen im Eise bilden,

wandern Scharen von Narwalen nordwärts bis $84^1/_2{}^0$ n. Br., tummeln sich darin, machen Luftsprünge und zeigen ihre großen langen Stoßzähne. An diesen Rinnen halten sich auch mit Vorliebe die ungeschlachten Walrosse auf. Wie „Fleischberge" liegen sie auf dem Eise. Im Wasser aber entfalten sie große Gewandtheit, schwimmen unter den Schollen fort und tauchen in den Rinnen koboldartig auf; mit dem dicken häßlichen Kopfe brechen sie auch nach heftigen Stößen durch das Eis, um schnaubend und grunzend Atem zu schöpfen. Die Hauer müssen ihnen helfen, auf die Schollen zu klettern. Weithin schallt dann ihr Schnauben und Bellen und wetteifert mit dem Möwengeschrei.

Auf dem Eise treibt und wohnt und wandert der Eisbär und der Polarfuchs bis in hohe Breiten. Besonders reich ist aber das Vogelleben des nördlichen Eismeeres: Elfenbeinmöwen (Larus eburneus), Eissturmvögel (Procellaria glacialis), Grillummen (Uria grylle), Schneeammern (Plectrophanes nivalis), Krabbentaucher (Mergulus alle), Rosenmöwen (Rhodosthetia rosea) besonders im nördlichen Gebiete von Franz-Josephsland und viele andere halten sich den arktischen Sommer hindurch über dem Eise auf, nisten und brüten auf Klippen und streichen im Winter südwärts.

Der Meeresgrund des Polarmeeres liegt sehr tief. Nansens Messungen ergeben 3400—3900 m für das eigentliche Polarbecken, im Meere zwischen Grönland und Spitzbergen liegt eine große Tiefe von 4800 m, während südlich von Franz-Josephsland und Spitzbergen nur Tiefen von 300 m, nördlich der sibirischen Küste solche bis zu 150 m gemessen worden sind. Grauer Ton, arm an organischen Resten, arm an Kalk, bedeckt den Meeresgrund. Die sibirischen und amerikanischen Ströme tragen viel Schlamm in das nördliche Polarmeer. Auf 86^0 n. Br. fand sich solcher Schlamm auf dem Treibeise, auch sibirisches Treibholz wird auf dem Wege der Eisdrift bis nach Grönland durch das Polarbecken verfrachtet. Durch Winde wird die Eisdrift hervorgebracht, die sich von den neusibirischen Inseln durch das Polarbecken gegen die Ostküste Grönlands bewegt, ähnlich einer Meeresströmung. In 5—6 Jahren, schätzt Nansen, ist das Eis von der Beringstraße auf diesem Wege in dem großen „Schlund" zwischen Spitzbergen und Grönland angelangt, so daß sich das Eis im Polarmeere immer erneuert. Es wird dabei 3—4 m dick, erreicht aber durch die Pressungen zur Zeit der Fluten gewaltigere Mächtigkeit, auch dann, wenn nach langen Zeiten gleicher Winddrift der Wind umspringt und die entgegentreibende Eismasse aufstaut. Vom Atlantischen Ozean strömt in der Tiefe zwischen 100—500 m warmes, schweres salzhaltiges Wasser ein, das die Aussüßung des landumgebenen Nordeismeeres durch das Wasser der Ströme verhindert, deren kaltes leichtes Wasser obenauf schwimmt und die Eisbildung fördert. Flohkrebse hausen darin in großer Menge, in der Nähe von Land auch Schnecken und Seeigel zwischen Laminarien und Blasentang.

Europa

II. Bilder aus Skandinavien.

1. Island. — 2. In Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Erde. — 3. Der Lappe und das Renntier. — 4. Durch den Sognefjord zum Galdhöpig. — 5. Im südschwedischen Granitlande. — 6. Von Gotenburg nach Stockholm. — 7. Nach Finnland. — 8. Kopenhagen.

1. Island.*)

Island ist ein durchaus eigenartiges Stück Erde, sowohl nach seiner Lage, als nach seiner Bodengestalt, als nach seinen Bewohnern und ihrer Geschichte. Fern vom Festland steigt es als „Fels im Meer" empor, an der äußersten Grenze der Menschenwelt eine dauernd bewohnte große Insel von über 100 000 qkm; 14 000 qkm unter inlandeisartigen Gletschern begraben, umspült von den Fluten des Eismeeres, im Norden im Winter vom Packeis gepanzert, und doch aufgebaut und noch heute erwärmt und erschüttert von den heißen Glutkräften der Tiefe, im Süden umworben von warmen Wässern des Golfstroms, die tropische Hölzer aus den amerikanischen Urwäldern an die holzarme Insel tragen; bewohnt von 80000 Menschen, die sich vornehmlich als Fischer und Bauern (Viehzüchter) ernähren, und dabei stolz sind, Nachkommen der seit 874 eingewanderten Normannen zu sein und in ihrer insularen Abgeschiedenheit ihre Sprache und Sitte rein erhalten zu haben, stolz auch auf ihre literarische Bildung und den allzeit regen idealen Bildungstrieb.

Der Reisende, der auf dem dänischen Postdampfer, von Kopenhagen her über den schottischen Hafen Leith bei Edinburg und über die Faröer kommend, die im Mittagsglanze hellsilberblau leuchtenden Wogen des Faxafjords an der Südwestküste kreuzt, sieht bald die freundlichen Holz- und Lavahäuser der kleinen Inselmetropole Reykjavik herüberleuchten. Sie zählt jetzt über 8000 Einwohner. Neben der evangelisch-lutherischen Kirche steht das Parlamentsgebäude, wo die 40 Männer des Althings das Wohl des Landes beraten. Sechs von ihnen sind vom Könige von Dänemark erkoren, die anderen vom Lande erwählt. Alle Beschlüsse müssen die Bestätigung des in Reykjavik lebenden Ministers für Island finden. Auch eine Art Hochschule beherbergt die Stadt: es können sich Ärzte,

*) Quellen: Dr. C. Keilhack, Reisebilder aus Island. Gera 1885 (Reisewitz' Verlag); Prof. A. Heusler, Berlin, Bilder aus Island. Deutsche Rundschau 1896, Nr. 22. 23; Prof. F. Vetter, Bern, Eine Besteigung der Hekla. Vom Fels zum Meer 1889. H. 11. Außerdem verweise ich auf: Valtyr Gudmundsson, Island am Beginn des 20. Jahrhunderts, übersetzt von R. Palleske. Mit 109 Abb. und Beilagen. Kattowitz 1904.

Geistliche und voraussichtlich bald auch Juristen hier ihre Vorbildung holen, doch studieren viele in Kopenhagen.

Die inselreiche Bucht von Reykjavik umschließen mäßig ansteigende Kuppelberge, deren bräunliche Tuffmassen zu dem Hengill (770 m) aufsteigen und weiterhin übergehen in die Basaltberge im Osten und Norden. Der Boden der Stadt ist ein von der Eiszeit geglätteter Lavastrom, verfolgt man aber die Straße nach Eyrarbakki südöstlich gegen das Hellisskard, einen Bergpaß, so gelangt man in vierstündigem Ritte auf ein junges Lavafeld. Die Straße ist gut und erinnert in ihrem sanften Gefälle, das durch schöne Schlangenwindungen erreicht wird, an eine gute kleinere Alpenstraße. Im weiteren Verlaufe führen zwei sehr große Brücken über die beiden nicht durchreitbaren Ströme des Südviertels.

Mäßig gewellt zieht sich das junge Lavafeld drei Stunden landeinwärts hin. Der Boden ist grau und spielt je nach der Beleuchtung ins Stahlblaue, ins Violette oder Rostbraune. Zwischen den Lavatrümmern und dem Schutte liegen Flecke grünen Rasens verborgen, bestickt mit blühenden Enzianen und Saxifrageen, hier und da auch unterbrochen von einem rosaroten Polster der Alpenblume Silene acaulis, die die Isländer lambagras nennen, d. h. Lämmerkraut. Noch bunter, einem Treibhaus der lieblichsten Flora gleich, zeigen sich die phantastischen jungen Laven von Budir an der Nordseite des Faxafjordes. Zwischen den scharfen Zacken und kühnen Säulen, den schmalen Firsten und rundlichen Knollen, die Wind und Wetter noch nicht eingeebnet haben, zwischen den phantastischen schwarzen Lavagebilden dieses Labyrinths, die im Sonnenglanze blauschwarze, noch phantastischere Schatten werfen, wuchert es herauf von Farnkräutern, kriecht kratziges Brombeergerank hindurch, auch lichtgrüne Lycopodiumschlangen kommen hervor; auf sonnigen Stellen leuchtet Enzian und goldgelber Mauerpfeffer; es ist wie ein Zaubergarten für sich. Leben kommt auch durch die kristallklaren Bäche in die Landschaft, die durch das Lavagrau irgend einer der blauen Buchten zueilen, die die steinige Küste zerfransen. Aber es gibt auch tote Stellen, Lavawüsten, wo die Erde, ausgebrannt und verkohlt, anmutet wie Hochofenschlacke. Dunkle rußige Aschenkegel steigen dort auf mit zinnoberroten Brustlätzen vulkanischer Sande, in wirrer Unordnung hie und da hingestellt. Die Blöcke haben nur silbergraue Moose und Flechten erst erobert, viele sind auch noch ganz nackt, und nur unruhige Schlagschatten spielen zwischenhin.

Den Horizont im Süden bildet eine kühne Zackenlinie, deren Umriß der Kontur der Berner Alpen ähnlich scheint. Besonders scharf hebt sich daraus der Hahnenkamm des Vifilsfells heraus, und doch ist die Kette nicht höher als 650 m, die bizarren Formen des ausgewitterten vulkanischen Tuffes lassen sie höher erscheinen. Das Auge verliert leicht das Maß. Am braunen splitterbesäten Vifilsfell senken sich schwer und breit Lavaflüsse nieder in Felsenkesseln, fächerförmig am Gehänge sich ausbreitend. Die Oberfläche ist glatt

wie ein versteinerter Stromspiegel, aber winzige, kreisrunde Kraterkegelchen werfen im Abendschein lange Schatten auf die altsilberne Fläche, daß man auf den Mond verzaubert zu sein glaubt.

Östlich von Reykjavik liegt das große alte Lavafeld der Thingvellir. 200 qkm bedecken hier aus verschiedenen Kratern zusammengeflossene Lavaströme zwischen noch älteren Tuff- und Basalthöhen. Ein im Südwesten am stärksten wirksamer Einbruch längs mehrerer Bruchlinien schuf hier einen Kessel, der heute von dem 100 m tiefen Thingvallasee ausgefüllt ist. Er liegt völlig abgeschlossen im Schoße weichgipfliger Bergmassen. Gelbe hügelige Inseln träumen in seinem violettgrauen Wasserspiegel, am nördlichen Rande hebt sich der wellige Bergumriß des Hengill empor. Hier in der Nähe der Almannagjá (aller Männer Kluft), einer wilden Lavaschlucht von über 7 km Länge und hohen Steilwänden, von denen der Weltreisende Lord Dufferin sagte, es sei der Mühe wert, um die Erde zu reisen, nur um die Almannagjá zu sehen, tagten einst unter freiem Himmel auf dem Grasboden der Seeufer die Kammern der Landsgemeinde, wo sich schildkrötenartige, flachgewölbte Lavaplatten nackt ringsum daraus hervorschälen.

Weiter ostwärts kommt man in das Gebiet der Geysirs. Heiße Quellen — wohl 50 an der Zahl — entströmen hier dem sumpfigen Boden. Der große Geysir hat sich einen 5 m hohen Kegel aus Kieselsinter um sein Sprudelloch gebaut; es stellt einen Trichter dar, dessen Rand 50 m Umfang bei 16 m Durchmesser hat und stets mit dampfendem Wasser gefüllt ist. Der zentrale Eruptionsschlund ist immer noch 5 m breit und schleuderte 1810 aller sechs Stunden, 1860 nur noch aller 4—5 Tage (heutzutage etwa aller 20 Tage) eine gewaltige kochende Wassergarbe gen Himmel. Der alte Wüterich leidet eben an Altersschwäche. Doch hat er all den heißen Springquellen der Erde seinen Namen als Gattungsnamen gegeben. 70 m davon wallt in einer weißschimmernden Sinterröhre von 2 m Durchmesser im ebenen Boden die kochende Wassersäule des Strokkr auf und ab, ab und zu schießt auch hier das herrlich blaugrüne Wasser aus dem alabasterweißen Schlunde zu 30—40 m Höhe empor in gewaltiger Explosion, wenn die Wasserdämpfe in der Tiefe die nötige Spannung erreicht haben. Große Wolken heißer Dämpfe breiten sich dann pinienartig über der Ausbruchsstelle aus.

Südlich dieses Gebietes heißer Quellen liegt eine flache Stromebene, lauter junges, grünes Schwemmland, durchschnitten von milchgrauen Gletscherflüssen und silberblauen, felsentsprungenen und daher geläuterten Gewässern, die braunes Erdreich einfaßt. Rietflächen decken moorigen Boden zu, darüber tanzen irrlichtartig die weißleuchtenden Büschel des Wollgrases (Eriophorum angustifolium). Frei wölbt sich die zarte Bläue der reinen Luft. Inselgleich erheben sich hie und da übergrünte Hügelgestalten aus dem flachen Niederlande, auch größere Horste aus dem wasserreichen Plane, alte stehengebliebene Tuffpfeiler, einst lange Zeit vom Meere umkämpft, wie

noch heute draußen die Westmännerinseln vor der Küste, dann landfest gemacht durch die Geschiebe und den Schlamm der Flüsse. Graue Zungen vulkanischen Flugsandes unterbrechen das lebhafte Grün der weiten Stromebene im Osten, die im Sturme oft ihre Lage wechseln und sogar Höfe öde gelegt haben. Sie entstammen der isländischen Schwester des Vesuvs, der Hekla, die sich im Osten der Niederung, südlich vom Geysir als schwarzblauer breit hingelagerter Vulkan mit einem glänzenden Schneemantel um die Schultern zu einer Höhe von 1557 m aufschwingt. Gewaltige Lavafluten sind rings um ihren Fuß erstarrt in schwarzen zerrissenen gletscherartigen Strömen. Ihre Form ist ausgeprägt, als regelmäßige Halbkugel scheint sie sich aus der Tiefe empor und wieder zu Tale zu wölben, aber ihr fehlt die Rauchpinie, die den Vesuv so schön macht.

Ein dürftiges isländisches Gehöft, Naefurholt, ist die letzte Station vor dem Anstieg zum Gipfel des alten „Hechelbergs", den schon Irenikus 1570 in seiner descriptio Germaniae als das Abbild der Hölle und des Fegefeuers beschrieb. Der Hof besteht wie fast alle isländische Bauernhäuser aus mehreren mit den Langseiten aneinandergebauten Hütten, aus unbehauenen Steinen und Rasenstücken aufgebaut. Sie lehnen sich an den Hang und schauen auf einen kleinen See, den wilde Schwäne bewohnen, mit den bretterverschalten, bemalten Giebeldreiecken hinaus. Eine Rasenmauer umgrenzt den bachdurchrauschten grünen Rasenplatz; dort wuchert die breitblättrige Archangelica officinalis, und hohe rötliche Ampferstauden umrahmen wie eine kleine Allee den Zugang zum Hause. Aus Rasenstücken ist auch das Dach zusammengesetzt; von dem die schöne „Baldersbraue" (Anthemis cotula) mit ihrer leuchtenden Asterblume herabnickt. So gleicht das Gehöft von der Bergseite einer Reihe begrünter Erdhügelchen, von der Seeseite macht es den Eindruck, als sei das Giebelstück mit seinen Fenstern und Türen vor eine Erdhöhle hingesetzt. Der isländische Bauer ist sehr gastfrei, fast überall hat er eine gestastofa, Gaststube, für den Fremdling bereit, darin einige notwendige Möbel, bei Reichen bisweilen aus Mahagonitreibholz gebaut; abends werden dort Betten aufgeschlagen, mit sehr gutem Bettzeug, denn die isländischen Eiderenten haben gute Daunen. Hier aber im ärmlichen Einsiedelhof, am äußersten Vorposten der Kultur gegen das rauhe Innere muß der Gast mit der badstofa („Badestube") fürlieb nehmen. Das war im Mittelalter allerdings ein Baderaum, ist jetzt aber der gemeinsame Schlafsaal der isländischen Familie, einschließlich der Knechte und Mägde.

Am Morgen erwarten den Reisenden und seinen Führer die kleinen ponyartigen Pferdchen, die an Gewandtheit im Klettern es den Maultieren gleichtun. Meist sind es Schimmel oder Füchse, häufig sind auch Schecken mit weißen und rotbraunen Flecken wie das Simmentaler Vieh. Über Lavafelder klettern die munteren Tiere, oft versinkt der Huf in graugrünen Kissen isländischer Flechte (Cetraria

islandica), hier Fjallagras (Bergkraut) genannt. Mehrere parasitische Krater sitzen auf dem Gehänge auf, so der vom vorletzten Ausbruche von 1845. Der Lavastrom, der sich damals aus der südwestlichen Bergschulter ergoß, steht wie eine erstarrte Brandungswoge da, schwarz mit wenigen grauen Moosflecken, die Oberfläche zerrissen gleich spritzendem Schaum, wie die Tätigkeit der gespannten Gase im Innern sie bei der Abkühlung auftrieb. Hier versagen die Pferde, und der Reisende muß seinen Weg selbst suchen durch das chaotische Lavafeld. Eine Schneekehle führt zum Krater von 1845 hinauf, der von roten und schwarzen Lavaschlacken eingefaßt, im Innern die erstarrte und zersprungene graue Masse zeigt, wie sie zurückebbend in sich selbst verbrodelt ist. Beim weiteren Aufstieg erleichtert der Schneemantel, der die Unebenheiten der Lava ausgleicht, das Gehen. Schwarzer Lavasand liegt schichtenweise darauf, hier steigt ein brandroter Schlackenkegel aus dem Weiß des verfirnten Schnees auf. Endlich steht man auf dem Rande des Hauptkraters, der in seinem Ring von ca. 300 m Durchmesser an zwei Stellen der schwarz, gelb und roten aperen Sonnenseite Wasserdampf aus Rissen und Poren des Tuffes aushaucht. Nach Osten hin liegt ein zweiter etwas kleinerer Krater, dessen Schanzring den höchsten Punkt des Berges trägt, vergraben in dichtem Schnee. Dort glänzt gegen Nordosten der breite Vatnajökull, mit seiner riesigen, alle Unebenheiten des Untergrundes verbergenden, ganz flachgewölbten Eiskappe mehr ein Inlandeisrest von über 8000 qkm Größe als ein Gletscher, ein echter jökull; sein Eis ist glatt und nur wenig durchschrundet, von den Rändern hängt hier und da eine Zunge, ein gletscherartiger Zipfel herab. Violette, kühn geformte Bergprofile im Vordergrunde bilden einen wirksamen Gegensatz zu der duftigen Firnlinie des Jökulls in der Ferne. Blaue Seespiegel sind dazwischen gelegt. Gegen Südost richtet sich der Blick auf die grauenvolle Lavawüste, in der 1878 der letzte gewaltige Ausbruch stattfand, gegen Westen auf die von 1845. Hier schimmern in der Ferne Strombänder und blaues Meer herüber. Gegen Norden flachwelliges Grasland und Heiderücken, wo kleine Gruppen isländischer Schafe äsen zwischen Blaubeergestrüpp und buschigen Birken und Zwergweiden, dahinter das zweitgrößte Gletschermassiv Islands, der Langjökull, eine schimmernde Silberfläche, deren Umriß sich sanft der weißblauen Himmelsluft anschmiegt, aber absticht nach unten von dem stumpfen Grünbraun der Heide, das übergeht in das Grün des südlichen Stromlandes.

Ganz anders ist die Basaltlandschaft des Nordwestlandes und der Nordküste Islands! Ein fjorddurchschnittenes Plateau von 5—600 m Höhe mit vielen Halbinseln, Landfingern, die in die See hinauszugreifen scheinen nach den basaltenen Felsklippen, die in ihrer Verlängerung liegen, Seevögelsiedlungen. Das Hochland ist Heide und Trümmerland, auch flache Firndecken liegen darauf. Die Wände der Fjorde, die engen Täler der Nordflüsse legen tiefe Schnitte

in das Schichtengefüge der alten Basaltlava. Die oberste Lage ist am weitesten zurückgedrängt, die nächsttiefere springt etwas vor und so geht es über 20—90 Stufen einer Riesentreppe herab; die einzelnen Geröllhalden der Stufen sind oft mit grünem Weidenteppich behängt; Nebenflüsse haben unten am Fjordspiegel in kleinen Schuttfächern all das ausgebreitet, was sie in mühsam ausnagender Arbeit den schwarzen „Trappwänden" abrangen. „Man muß diese Küste im vollen Sonnenlichte des Abends sehen," schreibt Prof. Heusler. „Dann gewahrt man erst, wie der Basalt, bei bewölktem Himmel eine mürrische Gesteinsart, Körper und Ausdruck erlangt; wie der Schattenschlag seiner Klüfte sich entfaltet; wie das metallische Rot (des Eisenoxyds) aufleuchtet und diese ganze Bergwelt ein leidenschaftliches Leben gewinnt. Und ihr zu Füßen funkelt das stahlblaue Meer: ein gemilderter Goldbronzeschimmer legt sich von den hohen Ufern auf die bewegte Wellenfläche."

Der Isländer ist nicht mehr der hünenhafte Viking, den der Färinger noch repräsentiert. Er ist schlank und zierlich gebaut, nicht robust veranlagt, sondern eher nervös-zart. Obwohl auf den Dorschfang und die Schafzucht angewiesen, betreibt er beides nicht mit der Energie der Gewinnsucht; der Großfang liegt in den Händen der Bretagner und Norweger, den Handel hatten die Dänen einst monopolisiert, erst nach und nach haben sich die Isländer darein gefunden, das Geschäft selbst in die Hand zu nehmen. Der Isländer richtete sein Streben von jeher mehr auf Geistesbildung, die sich besonders in liebenswürdiger Gastlichkeit und feinem literarischen Wissen und Können offenbart. So kommt es dahin, daß der uns geläufige Begriff des Standesunterschiedes auf Island überwunden ist: es gilt gleich, ob „einer eines Tagelöhners Habe hat, er hat doch eines Königs Sinn". Die Isländer sind ein Volk von Aristo-Demokraten, das seine Kraft aus den Schätzen seiner Sprache, aus den Sagas und den Werken seiner Dichter und Gelehrten zieht.

2. In Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Erde.*)

Auf der Westseite der „Walinsel", norwegisch Qualö, liegt die nördlichste Stadt der Erde, Hammerfest. Nur in Norwegen konnte sie erstehen, denn von allen Ländern um den Nordpol hat es das günstigste Klima. Nirgends geht der Ackerbau höher gegen Norden hinauf auf der Erde, und am Nordkap unter 72° N. blühen noch Veilchen. Das dankt das Land der warmen Meeresströmung aus dem amerikanischen Mittelmeere, die sich an die Felsenküste schmiegt, in alle Fjorde dringt und warme Winde landeinwärts sendet, dem Golfstrome. Die Pflanzenwelt profitiert freilich auch von dem langen Sommertage, wo die Sonne ziemlich sechs Wochen (in Hammerfest

*) Aus Marmiers „Lettres sur le Nord" mit Entlehnungen aus S. Ruge, Norwegen, Leipzig 1899 (Velhagen & Klasing).

vom 14. Mai bis 28. Juli) über dem Horizonte schwebt und sich schraubenförmig höher am Himmel hinauf und wieder hinab zu drehen scheint.

Von der See her entdeckt das Auge kaum die gelbgrauen Holzhäuschen, den hölzernen Kirchturm, weil sie sich von der Felswand, an die sie sich anlehnen, kaum abheben. Die gewaltige Felsenwildnis ringsum, das breite Meer lassen die Stadt winzig genug erscheinen, „nicht größer als ein Schwalbennest zwischen den Pfeilern eines erhabenen Münsterbaues", schreibt Dr. G. Wegener. „Es hat etwas Rührendes, dieses kleine tapfere Leben zu sehen, das sich an einem so weltverlorenen Orte festklemmt. Den Hafen bildet eine halbkreisförmige Bucht, die gegen die offene See durch Sorö gedeckt ist. Die meisten Häuser der Kaufleute, die Fischerhütten, die roten Magazine, liegen auf einer kleinen flachen Halbinsel am Südende der Bucht. Hier sind einige breite, rechtwinklig sich kreuzende Straßen, ein geräumiger Marktplatz mit einem Springbrunnen. In den Hafen hinaus springen geräumige Speicher, auf Pfählen errichtet, die Giebel dem Wasser zugekehrt und mit Kranen versehen. Hier lagern die Stockfische in luftigen Räumen, bis sie die Schiffe aus Rußland holen und Mehl dafür abladen." Elektrisches Licht und Telephon geben der Stadt einen großstädtischen Anstrich. Auf der anderen Seite der Bucht, gegen Norden, liegt die kleine Vorstadt Fuglnäs, wo zur Erinnerung an die skandinavisch-russische Gradmessung in den Jahren 1816—1852 eine Meridiansäule steht. Der Geruch, der von den Dorschtrockenplätzen ausgeht, liegt über der ganzen Stadt, und es bedarf langer Gewöhnung, bis man gegen den Trangestank genügend abgestumpft ist.

Seit dem Anfange des Mittelalters erscheint der Name Hammerfest in den Handelsannalen von Finmarken. Es war damals nur eine Gruppe von Hütten; aber der sichere und bequeme Hafen war den Kaufleuten von Bergen schon bekannt, ebenso den russischen Fischern, welche bald hier ihre Netze ins Meer warfen, bald an den Küsten das Handwerk von Piloten übten. Der während eines Jahrhunderts monopolisierte Handel von Finmarken brachte die Bevölkerung jener Gegend in eine Art Sklaverei und stürzte sie in das tiefste Elend. Im Jahre 1789 begriff die dänische Regierung endlich die traurigen Folgen des Vertrags, welchen sie mit einer habgierigen und grausamen Gesellschaft geschlossen hatte. Der Handel wurde wieder frei, und Hammerfest empfing zu gleicher Zeit die Privilegien einer Kaufmannschaft. Nach der Meinung derer, welche diesen Regierungsbefehl von 1789 ausstellten, sollte die Stadt einen reißenden Aufschwung nehmen. Man glaubte, sie sei bestimmt, der Mittelpunkt des Handels im Norden, eine Niederlage zwischen Finmarken und Archangel zu werden, aber diese Hoffnungen verwirklichten sich nicht; Hammerfest blieb lange Zeit nur ein Anlegeort. Leopold von Buch, welcher es im Jahre 1810 sah, entwirft davon ein trauriges Gemälde; die ganze Stadt — sagt er —

besteht aus neun Wohnungen und hat nicht mehr als 44 Einwohner, worunter den Pfarrer, vier Kaufleute, einen Schullehrer und einen Schuhmacher. Man findet kaum Lebensmittel, nicht einmal Brennholz.

Binnen dreißig Jahren war aber der Ort schon so emporgekommen, daß er 80 Häuser mit 400 Einwohnern zählte, und gegenwärtig hat er fast 2500 Einwohner, große Magazine, Wirtshäuser, die den Namen Hotel tragen, Handwerker und Fabriken. Dieser Fortschritt ist durch die Betriebsamkeit der Kaufleute geschehen, und Kaufleute bilden die Aristokratie dieser Gegenden. Einige von ihnen sind Konsularagenten verschiedener Staaten und genießen besonderes Ansehen. Im Alltagsleben ist die Auszeichnung des Konsuls eine Stickerei; bei wichtigen Gelegenheiten hat er den Vorrang vor allen übrigen Kaufleuten. Der Prediger ist zu bescheiden, um einer so vornehmen Würde nicht zu weichen. Der Zollaufseher allein mit seinen goldgestreiften Pantalons und mit seiner stets durch eine anspruchslose Tresse gezierten Mütze könnte ihm den Rang streitig machen.

Im Sommer bietet die kleine Stadt Hammerfest einen heiteren und belebten Anblick dar; sie sieht im Verlauf einiger Monate ein halbes Tausend Fahrzeuge, teils norwegische, teils fremde, namentlich englische und russische ankommen. Die einen freilich fahren nur durch den Fjord, um sich östlich nach Archangel oder westlich nach Tromsö zu wenden; andere gehen von Insel zu Insel, ihre Ladung voll zu machen, eine große Anzahl bleibt hier. Sie bringen Mehl, Hanf usw. und nehmen als Austausch Fische, Tran, Renntierhäute, Eiderdunen, Fuchspelze und Erze mit fort. Hammerfest ist die Hauptstadt von Westfinmarken. Sie zieht den größten Teil der Produkte des Landes, von der Jagd nämlich und vom Fischfang, an sich und verbreitet die fremden Güter, welche sie empfangen hat, in die verschiedenen Kauforte des Bezirks.

Russen kommen in großer Anzahl in die Stadt. Es erscheinen auch einige schwedische, dänische und deutsche Briggs; aber jeden Tag führt der günstige Wind mehrere russische Bodjes heran. Dies sind kurze Fahrzeuge von drei Masten, die Mehrzahl so abgenutzt und alt, daß man sie kaum für fähig hält, einem Sturme zu widerstehen. Die kleinsten davon haben nicht einmal Nägel; von vorn bis hinten sind die Planken mit Hanf zusammengebunden. Man erzählt, daß, als einst der Kaiser von Rußland eines von diesen Schiffen in den Hafen von St. Petersburg kommen sah, ihm dasselbe so auffiel, daß er es für die Folge von jedem Zoll befreite. Mit diesen gebrechlichen Fahrzeugen umschiffen die Russen das Nordkap und dringen in alle Buchten des Eismeers. Während die einen den Handel mit Finmarken ausbeuten, begeben sich die anderen in die Fischgründe. Geschickter und tätiger als die Norweger, haben sie oft ein mit Fischen reich beladenes Boot, wo ihre Konkurrenten nur ein halbleeres Netz herausziehen. Es ist ihnen zwar verboten, auf eine Meile von der Küste zu fischen, aber

sie überschreiten täglich die Grenzen, welche ihnen gezogen sind. Durch Beharrlichkeit ermüden sie die Aufmerksamkeit derer, welche sie überwachen sollen. Im Osten, im Westen, im Norden, von allen Seiten umringen sie die Küste von Finmarken; ohne Aufhören kehren sie wieder.

Neben den festen englischen und den minder festen russischen Fahrzeugen erscheint die ärmliche Barke des Finnen, welcher dem Kaufmann die Fische bringt, die er mühsam in mehreren Monaten gefangen hat, um einen Teil seiner Schulden in Ordnung zu bringen. Auf dem aus Holz gebauten Umgang, welcher die Magazine umgibt, bemerkt man alle Arten von Trachten, sowie man alle Sprachen des Nordens hier sprechen hört. Der Kaufmann ist immer auf dem Platze beschäftigt, die Mütze von Fischotter auf dem Kopf, die Feder hinter dem Ohre, von seinem Kontor zur Niederlage und von da wieder zurücklaufend. Jetzt ist die Zeit der Arbeit. Vom Geschäftsgang in diesen drei oder vier Monaten hängt der Erfolg des ganzen Jahres ab. Da fertigt er Fahrzeuge nach Spitzbergen und Fischladungen nach Spanien und Portugal ab. Der ganze Tag vergeht in einer ununterbrochenen Kette von Berechnungen und Schreibereien; nur abends bei der Punschbowle wird geplaudert. Dann überlassen sich diese braven Kaufleute mit Lust ihren Herzensergießungen, ihren gastfreundschaftlichen Gewohnheiten, und wenn ein Fremder unter ihnen ist, so haben sie für ihn eine Güte und Zuvorkommenheit ohnegleichen.

Wenn man durch die wogenden Nebel und durch die dichten Wolken, welche gewöhnlich den Himmel von Hammerfest verschleiern, plötzlich einen schönen Sonnenstrahl dringen sieht; wenn die Gebirge der Inseln mit ihren bläulichen Rändern und ihren schimmernden Gipfeln in der Ferne erscheinen; wenn das Meer wie ein silberner See sich zwischen der Stadt und dem Felsen ausbreitet: so ist das ein schönes, poetisches Schauspiel. Eines Abends im August habe ich von einer Höhe die Sonne, im ersten Augenblick durch eine leichte Wolke verhüllt, um Mitternacht in all ihrer Pracht sich erheben sehen. Das ganze Meer erglänzte im Lichte; die Gebirge hatten eine Färbung von Azur, gleich dem fernen Horizont südlicher Gegenden, und die Sonne, zwischen den Hügelwänden in ihrem Bette von Granit wie eingeschlafen, glich einer kristallenen Schale. Sobald diese schönen Tage erscheinen, entsteht in der ganzen Stadt eine große Bewegung. Jeder will das seltene, eilig fliehende Schauspiel genießen. Aber diese Tage der Erheiterung sind nur spärlich; ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Frost beginnt mitten im schönsten Sommer, bald verschwinden die fremden Schiffe eines nach dem andern; die Warenhäuser werden geschlossen; die Geschäfte hören auf, alles wird still.

Der Winter ist da. Und welch ein Winter! Nächte ohne Ende, schwarzer Himmel, gefrorener Erdboden! Während im Sommer der längste Tag hier unter 70° 30′ N. eine Länge von $2^1/_2$ Monat erreicht,

muß man im Monat Dezember sich um 12 Uhr des Mittags ganz nahe ans Fenster stellen, um einige Zeilen zu lesen. Vom Morgen bis zum Abend ist die Lampe in allen Häusern angezündet, und keine Freude gibt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeiten. Die Post, die dreimal monatlich ankommen soll, erscheint nur noch zu unbestimmten Zeitpunkten. Die, welche auf dem Landwege über die schwedischen Gebirge kommt, wird oft durch die Nacht und die schlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim übers Meer stößt auf noch größere Hindernisse. Die Stadt ist jetzt eine Welt für sich, vom Reiche der Menschen getrennt. Die armen Einwohner suchen dann alle möglichen Mittel hervor, um sich zu zerstreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um sich dänische und deutsche Bücher zu verschaffen. Sie versammeln sich des Abends bald bei dem einen, bald bei dem anderen, wenn die Schneewirbel sie nicht verhindern, auszugehen. Sie trinken Punsch, sie rauchen, sie spielen Karten. Selbst die wissenschaftlichsten unter ihnen müssen sich auf solchen Zeitvertreib beschränken; denn anhaltend beim Lampenschein zu lesen oder zu schreiben ist unmöglich. Eines ihrer größten Vergnügen ist, wenn bisweilen der Himmel sich aufklärt, die langen norwegischen Schneeschuhe anzuschnallen und über die Felsen und Gebirge zu laufen, an denen die Schneemassen alle Unebenheiten ausgeglichen haben.

Gegen Ende Januar suchen sie am Horizont die ersten Lichtblicke der Sonne, welche sie so lange geflohen hat. Anfangs unterscheidet man in dem düsteren Gewölk nur einen rötlichen Schein; aber dies ist das wohlbekannte Zeichen, das alle freudig begrüßen: es ist der Vorbote der Sonne, welche Erde und Menschen wieder beleben will. Der erste, welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme, und jedermann läuft auf den Hügel. Dieser Tag ist ein Festtag in allen Familien. Nach und nach vergrößert sich der rote Schein; die unbestimmte Linie wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht, von Woche zu Woche sich mehr über den Horizont erhebt und da verweilt, bis sie fast drei Monate ununterbrochen den Nordmenschen leuchtet.

3. Der Lappe und das Renntier.*)

Die Lappen von Finmarken, dem nordöstlichen Grenzbezirk Norwegens, sind ebenso ein Grenzvolk der Menschheit am äußersten Norden wie die Samojeden in Rußland, ihre Stammverwandten. Die Fortschritte der Gesittung, die Ausdehnung des Ackerbaues und andere Gewerbe beeinträchtigen wesentlich die Rechte und beschränken die Freiheit dieses Volkes, welches noch in dem ursprünglichen Zustande des Hirtenlebens verharrt. Vorzeiten zogen die Lappen

*) Ein Winter in Lappland und Schweden. Von Arthur de Capell Brooke. (Aus dem Englischen übersetzt).

in einem großen Teil der skandinavischen Halbinsel ungehindert umher; jetzt verengert die Kultur ihre Grenzen. Der Lappe, welcher unter dem Einflusse der norwegischen Ansiedler lebt, ist eine Art Mischling, dessen ganzes Wesen durch diesen Verkehr in hohem Grade verändert wurde. Dies ist mit den Lappen Finmarkens noch nicht der Fall. Die natürliche Unfruchtbarkeit ihres Landes schützt sie gegen Angriffe auf ihre Freiheit; ihre kahlen Gebirge bieten keine Aussichten dafür, daß der Ackerbau sie je erobere; nach Verlauf von Jahrhunderten werden sie wahrscheinlich noch dasselbe sein, was sie jetzt sind: Naturkinder mit zähem Widerwillen gegen das zivilisierte Leben und heftiger Liebe zur Freiheit. Freilich entpuppt sich ihr Land, das nördliche Norwegen, jetzt als ein Erzgebiet von großem Reichtum. In Südvaranger, dem nordöstlichsten, an Rußland grenzenden Teil Finmarkens, wurden Eisenerzfelder gefunden, die an Ausdehnung ihresgleichen suchen und die bekannten Erzfelder Dunderlandsdal in Norwegen, sowie Luossavara und Gellivare in Schweden weit übertreffen sollen. Einzelne der Adern sind 70, 100, ja 200 m dick, und selbst die kleinsten messen 30 m, während beispielsweise in dem mächtigen Dunderlandsdal Adern von 12 bis 20 m für groß gelten. Das entdeckte Erzfeld umfaßt ca. 15 km Land, das dem Staate gehört. Der Eisengehalt dieses Erzes soll so bedeutend sein, daß eine großartige und lohnende Tätigkeit beginnen kann. In der Nähe des Erzlagers fließt der Pasvikelf und bildet einen mächtigen Wasserfall, der nach Angabe von Fachleuten 40000 bis 50000 Pferdekräfte darstellt und Triebkraft liefern wird. Dieser Wasserfall liegt an der Grenze, und die Hälfte gehört zu Rußland. Im übrigen haben die Unternehmer, auf deren Veranlassung die Untersuchungen stattfanden, alle nötigen Schritte getan, um sich Wettbewerb fernzuhalten, indem sie sich das ganze Gebiet sicherten. Die großen schwedischen Erzfelder von Kirunavara und Luossavara bringen neuerdings durch die Ofotenbahn ihre Ausbeute schon über den Hafen Narvik am Ofotenfjord, zur Ausfuhr. Mit diesen Entdeckungen an den Grenzen Lapplands dürfte bald auch die Zivilisation in das Gebiet dieses Naturvolkes vordringen.

Im schwedischen und russischen Lappland gibt es eine Anzahl armer Lappen, Skogslappar — Waldlappen — genannt, welche meist in den Waldgegenden wohnen, und deren Renntierherden zu klein sind, um sie in den Stand zu setzen, auf den Gebirgen zu leben und von ihren Tieren allein ihren Unterhalt zu ziehen. Während des Sommers leben sie unter Zelten; allein bei Annäherung des Winters errichten sie sich eine dauerhaftere Wohnung von Rasen und Erdschollen. Dann bleiben sie an demselben Ort und leben teils von ihren Herden, teils von der Jagd auf Wildpret, wovon es einen Überfluß gibt, und dessen beständige Verfolgung sie zu sehr geübten Schützen macht.

Lappländer dieser Art sind in dem norwegischen Lappland unbekannt, da das Land viel Gebirge, aber wenig Wälder hat. Die

Lappen in Finmarken können in zwei Klassen geteilt werden: die Fischer- oder Uferlappen und die Renntier- oder Berglappen, welche Sommer und Winter herumziehen, keine andere Wohnung als ihre Zelte haben und in ihrem ganzen Wesen das Bild nordischer Nomaden bieten.

Die Lebensweise des nomadischen Lappländers im Sommer weicht gänzlich von der im Winter ab. Die Ursachen, welche diese Menschen bewegen oder vielmehr zwingen, ihre weiten und alljährlichen Wanderungen aus den inneren Teilen Lapplands nach der Küste zu unternehmen, sind dringend genug, wie sonderbar sie auch scheinen mögen. Im Sommer sind die inneren Teile von Lappland, namentlich dessen grenzenlose Wälder, von verschiedenen Arten Mücken und anderen Insektenarten so heimgesucht, daß kein Tier ihren unaufhörlichen Verfolgungen entgehen kann. Große Feuer werden angezündet, in deren Rauch das Vieh die Köpfe hält, um den Angriffen dieser Feinde zu entgehen. Die Eingeborenen selbst sind genötigt, ihre Gesichter mit Teer zu beschmieren, als dem einzigen Schutzmittel gegen die Stiche und Bisse. Kein Tier leidet indessen mehr als das Renntier von den größeren Arten der Insekten (Oestrus tarandi), da sie es nicht allein durch ihr Stechen unaufhörlich plagen, sondern auch ihre Eier in die Wunde, die sie auf der Haut machen, niederlegen. Wollte sich der Lappländer in den Monaten Juni, Juli und August in den Wäldern aufhalten, so liefe er Gefahr, den größten Teil seiner Herde zu verlieren, die Tiere würden auch von selbst auf die Gebirge entfliehen, um nicht von der Wespe gestochen zu werden.

Aber noch andere Gründe treiben den Lappländer an, nach den Gebirgen, die über die Küsten von Norwegen und Lappland hervorragen, zu ziehen. Während des Winters hat er von den Renntieren, die er zu seinem und seiner Familie Unterhalt geschlachtet, eine große Anzahl Häute und Geweihe aufgehäuft; vielleicht hat er auch Gelegenheit gefunden, einige Bären zu erlegen; auch mag er einige Fuchs-, Fjeldfraß- und Marderfelle gesammelt haben. Die Federn der Berghühner, die er schießt oder in Schlingen fängt, werden ebenfalls aufbewahrt. Alle diese Dinge sind für ihn wichtige Handelsartikel, die er an die Kaufleute der Küsten vertauscht gegen andere Waren, die er im Winter braucht, als: grobes Tuch, Mehl, Pulver und Tabak.

Was den Lappen ferner an die Küsten treibt, ist das Salzwasser der See, das seine Renntiere notwendig des Jahres einmal trinken müssen. Sobald die Renntiere das Meer zu Gesicht bekommen, eilen sie in vollem Lauf samt und sonders darauf zu und schlürfen das Wasser wie einen Labetrunk, obwohl man sie später nicht mehr davon trinken sieht. Dieses Trinken soll sehr wirksam sein zur Vernichtung der Larven der großen Wespe, welche ihre Eier in die Haut des Tieres legt, bevor es die Wälder verläßt. Instinkt treibt zu diesem Heilmittel hin.

Anfang Juni fängt der Lappländer seine Wanderung an. Der Boden ist um diese Zeit gewöhnlich vom Schnee befreit; folglich fährt er nicht länger auf Schlitten. Er läßt daher diese samt allen seinen Wintergerätschaften zurück als eine zu große Last auf seinem Sommerzuge und verwahrt sie in dem Vorratshause, das fast jeder Lappe in der Nähe der Kirche besitzt, die im Winter den Mittelpunkt seines Aufenthaltes bildet.

Der Weg, den er zurücklegen muß, wechselt je nach der Lage der Küste, die er aufsucht. Die Gesundheit und Sicherheit der Herde ist der Gesichtspunkt, nach welchem die Gegend ausgewählt wird; die Bequemlichkeit des Menschen kommt hierbei nicht in Betracht, da dieser ganz von seinen Renntieren abhängt. Die vielen Inseln an der westlichen Küste von Norwegen und Lappland werden als Sommeraufenthalt vorgezogen, sowohl wegen der frischeren Luft, als der größeren Sicherheit, die sie gegen Wölfe und Bären gewähren. Wenn diese Raubtiere auch, durch den Geruch der Renntiere angezogen, gelegentlich hinüberschwimmen, so werden sie doch alsbald von den wachsamen Lappen bemerkt und zurückgescheucht, was um so leichter wird, da kein Wald vorhanden ist, in welchem sie sich verbergen könnten. Um die Inseln zu erreichen, muß die Herde oft 2—3 km von dem festen Lande aus schwimmen, was ohne Gefahr abläuft.

Die Inseln bieten zugleich dem Lappländer viele Vorteile; denn hier sind bequeme Stationen für den Fischfang und gute Häfen; die Fische kommen zahlreich in die vielen Buchten und engen Kanäle, und das lädt natürlich die Kaufleute ein, sich daselbst anzusiedeln.

Der Lappländer begibt sich dann nach der Fischereistation des Kaufmanns, und wenn ein Trunk Salzwasser der Gesundheit seiner Herde notwendig ist, so scheint er einen Schluck Branntwein als unentbehrlich für die seinige zu halten. In der Bude des Kaufmanns findet man ihn bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, und seine Begierde nach geistigen Getränken geht so weit, daß der ganze Betrag für seine Tierfelle, Pelze und andere Handelsartikel oft für Branntwein vertauscht wird, so daß er, im Begriff nach seinen Winterquartieren zurückzukehren, nicht selten, obwohl mit großem Widerwillen, genötigt ist, einen Teil seiner Herde zu verkaufen, um sich mit den unentbehrlichsten Dingen versehen zu können.

Die häusliche Einrichtung und Wirtschaft des Berglappen ist äußerst einfach. Er wählt für sein Gezelt eine bequeme Lage an den Ufern eines Sees, wo nicht allein Wasser leicht zu haben ist, sondern auch Schutz vor den gewaltigen Winden, die leicht die winzige Wohnung wegraffen würden.

Das Zelt (Lawo) ist wenig mehr als ein Lumpen von einer Art groben Tuchs, im Norden unter dem Namen „Wadmal“ bekannt, welches hauptsächlich in Schweden und Norwegen gemacht

wird und einen Hauptartikel des Handels mit den Lappländern bildet. Viel von diesem Tuche wird auch von den Küstenlappländern gewoben, die es gegen Renntierfelle an den Gebirgslappen vertauschen, um aus den Fellen ihre Winterkleider und Betten zu machen. Dieses Tuch wird von ästigen Birkenstämmen unterstützt, und darunter hält der Gebirgslappländer Finmarkens die lange dauernde, strenge Kälte der Wintermonate in den inneren Gegenden aus. Die Höhe des Zeltes ist ungefähr 2 m, und der ganze Umfang des Inneren übersteigt selten 5—6 m. In diesen engen Raum drängen sich der Lappländer, sein Weib und seine Kinder und sehr oft eine zweite Familie, die des Mitbesitzers der Herde zusammen. In den Ecken steckt einfaches Hausgerät, Näpfe, eiserne Töpfe, Löffel, hölzerne Kästchen usw. Dabei bleibt noch immer ein Plätzchen für die Hunde, die treuen Wächter der Herde, welche bis zu zwanzig in einem Zelte sind, wovon freilich viele auf den Leibern ihrer Herren eine bequeme Ruhestätte finden. In der Mitte ist das Feuer, von einigen großen Steinen eingeschlossen; ein Teil des Rauches gebt oben durch die Öffnung des Zeltes, der übrige erfüllt den unteren Raum fast immer mit einer dicken Wolke, hüllt die Bewohner gänzlich ein, so daß der Eintretende sie kaum erkennt, und beizt dem Fremden die Augen. Der höchste Grad von Kälte kommt einem erträglicher vor, als eine Stunde in einem lappischen Zelte. Der Lappländer gewöhnt sich früh an alle Unbequemlichkeiten, und eben das dichte Zusammengedrängtsein ist für ihn eine Hauptquelle von Wärme und Behaglichkeit, die ihm die strenge Winterkälte besiegen hilft und ihn zugleich vorbereitet, die für jeden anderen unerträgliche Sommerhitze im Zelte zu ertragen.

Oben an der Spitze des Zeltes, dicht an der Öffnung für den Rauch, ist eine Art Reck aufgehangen, worauf die Käse gelegt werden, um schneller zu trocknen. Das Innere des Zeltes ist gewöhnlich mit Birkenzweigen, an welchen das Laub gelassen ist, bestreut und mit einer Decke von Renntierfellen belegt, welche dem Lappländer in allen Jahreszeiten zum Bette dient. Der einzige Eingang zum Zelt ist ein schmaler Schlitz an der Seite, vor welchem ein Lappen hängt, der, wenn er in die Höhe gehoben wird, von selbst wieder in seine vorige Lage zurückfällt und die äußere Luft abhält. Den Gebirgszelten, welche in Lappland gebräuchlich sind, fehlt nie eine Art Speisekammer in der Nähe. Deren Errichtung ist ebenso einfach wie die des Zeltes: ein paar Zweige, in Form eines Dreiecks in die Erde gesteckt und grobes Tuch darüber gespannt. Diese kleineren Hütten dienen besonders zur Aufbewahrung der Käse.

Die Gebirgslappen Finmarkens sind natürlich wild und roh von Ansehen, Kleidung und Sitten. Man bemerkt an ihnen einen Grad von Trotz und stolzer Unabhängigkeit des Geistes, den man bei den Bewohnern der Ebenen des russischen Lapplands nicht wahr-

nimmt. Ihre Gemütsart ist finster und verdrießlich, durch ein Geschenk wird sie aber leicht gemildert. Die Gastfreiheit, welche die meisten halb- und nichtzivilisierten Völker auszeichnet, ist bei ihnen nicht zu bemerken und wird durch ihren Hang zum Mißtrauen verdunkelt. Ein Fremder, der ohne Begleitung eines seine Lage und Wünsche erklärenden Dolmetschers oder ohne ein besänftigendes Geschenk plötzlich vor einem dieser Lappen erschiene, würde nicht bloß keine Gastfreundschaft finden, sondern sich auch einiger Gefahr aussetzen. Entfernt man indes sein natürliches Mißtrauen; überzeugt man ihn, daß er keine Ursache hat, Furcht zu hegen; erklärt man ihm, was die Veranlassung ist, seine Wüste zu besuchen, und unterstützt man solche Rede mit einem Glase Branntwein oder einem Päckchen Tabak: so wird man ihn ganz umgewandelt, zu jedem Dienst bereit finden. Wo Pechtannen und Birken nicht mehr gedeihen und wachsen können, da scheint auch die menschliche Natur mangelhaft zu bleiben. Sie sinkt im Kampfe mit der Not und dem Klima.

Die Kleidung der Fjeld-Finner (Gebirgslappen) unterscheidet sich nicht sehr von der übrigen Tracht der übrigen herumziehenden Stämme in den anderen Gegenden von Lappland. Im Winter sind sie ganz mit Renntierfell bekleidet. Während der Monate Juli, August und September, von denen nur die ersten zwei nicht zu dem „Winter“ gehören, zwingt sie indessen die heiße Witterung, statt des Pelzes einen Rock von Wadmal anzuziehen, der mit einem breiten ledernen Gürtel, woran ein Messer hängt, um den Leib festgebunden wird. Diese Gappe (Sommerrock) reicht gerade bis unter die Knie; unter dem Rock werden lange Beinkleider getragen, welche aus dünnem Leder junger Renntiere verfertigt werden. An den Knöcheln kommen sie mit den Komagers, einer Art lederner Socken, zusammen. Auf den Kopf wird eine kleine, niedrige, vierzipflige Kappe von Tuch (Gappie), mit Pelzwerk von Renntier eingefaßt, gestülpt. Doch trifft man auch mitten im Sommer Gebirgslappen beiderlei Geschlechts, die ganz in Fellen stecken. Die Hitze dieser Kleider, namentlich auch der von dem filzigen, festgewebten Wadmal, würde unerträglich sein, wenn der Rock nicht sehr weit gemacht und vorn teilweis offen wäre. Da Leinwand ein Artikel ist, mit dem die Lappländer fast ganz unbekannt sind, wird kein Hemd darunter getragen, so wie sie auch die Strümpfe nicht kennen, indem sie ihre bloßen Füße in die Komagers stecken, welche mit weichem, trockenem Gras, Sena genannt, ausgestopft werden. Die Kleidung der Frauen ist ganz wie die der Männer.

Die Lappländer sind im allgemeinen eine kleine Rasse. Es ist jedoch bemerkenswert, daß die Lappen Finmarkens etwas größer sind als die in den südlicheren Teilen von Lappland. Vielleicht kommt das von der freieren und reineren Gebirgsluft her, daß sie größer, rüstiger und mutvoller sind als jene. Sie sind auch größer als die, welche an der Küste leben, um ihren Unterhalt durch Fischfang zu gewinnen, die also beständig den Nebel des Meeres atmen.

Die gewöhnliche Größe der Gebirgslappen ist 152—157 cm. Leute von 165 cm sind eine Seltenheit.

Auszeichnende Züge der Rasse sind kleine, längliche Augen, hohe Backenknochen, ein breiter Mund und ein spitziges Kinn mit wenig oder gar keinem Bart. Das Haar ist gewöhnlich braun oder von dunkler Farbe, während die Küstenlappen meist helles Haar haben. Hände und Füße sind wie bei den Eskimos klein; aber der ganze Bau ist knochig und muskelstark. Die Stimme ist schwach und klingt dem Ohr des Fremden etwas quiekend.

Die Farbe der Haut ist nicht dunkelbraun, wie sie oft beschrieben wird, sondern von Natur weiß und nur durch den Rauch in der Hütte und das Leben im Freien gebräunt. Hatte der Reisende doch selbst während seines Aufenthalts unter diesen Menschen eine braune Farbe bekommen, die sich erst in Stockholm wieder verlor. Sehr strenge Kälte bringt also dieselben Wirkungen hervor als sehr große Hitze.

Der Lappländer ist von Natur ein Renntiersenne. Da sein Unterhalt völlig von seinen Renntieren abhängt, welche fast frei und sich selbst überlassen sind, so kann man sagen, daß seine Bewegungen durch sie geleitet werden, und daß seine ganze Lebensweise durch sie bestimmt ist. Die Anzahl der Renntiere, die zu einer Herde gehören, beträgt 300—500; mit einer solchen Herde kann ein Lappe sich wohl befinden und leidlich leben. Er kann im Sommer eine hinreichende Menge Käse machen für das Bedürfnis des Jahres, und im Winter kann er so viele Renntiere schlachten, daß er und seine Familie fast beständig Fleisch essen können. Mit 200 Renntieren kann ein Mann mit kleiner Familie sich so einrichten, daß er auskommt. Hat er nur 100, so ist sein Auskommen sehr unsicher; bei 50 ist er nicht mehr sein eigener Herr, kann nicht mehr seine eigene Wirtschaft führen, muß vielmehr seine kleine Herde mit der eines reicheren Lappen vereinigen und verrichtet nun die Dienste eines Knechtes, indem er die Herde begleitet und hütet, nach Hause zum Melken bringt usw. Es geschieht auch häufig, daß, wenn die Herde eines Lappländers durch Krankheit oder Unglück bis auf diese Zahl herunter kommt, er den Überrest einem anderen verkauft und nach der Küste wandert. Da sucht er entweder Arbeit bei den norwegischen Ansiedlern, oder, was noch häufiger ist, er läßt sich an den Ufern einer der benachbarten Meerbuchten auf der Küste nieder, treibt Fischfang zu seinem Unterhalt und wird aus einem Gebirgslappen ein Küstenlappe. Aber die Sehnsucht nach dem freien Nomadenleben verläßt ihn nicht, und zuweilen gelingt es ihm, die frühere Lebensart wieder zu beginnen.

Ein Lappländer, der Herr einer Herde von 1000 Renntieren ist, wird als ein reicher Mann angesehen. Manche haben 1500, ja 2000 Stück.

Das Leben dieser Menschen ist beständiger Veränderung unter-

worfen und wechselt zwischen größter Untätigkeit und größter körperlicher Anstrengung, zwischen höchsten Überfluß und Mangel, zwischen höchster Kälte und Hitze. Wenn der Lappe hungrig ist und seine Eßlust ungehindert befriedigen kann, so ist er gefräßig; die Masse, welche er verschlingt, ist ganz erstaunlich, und wie die wilden Tiere des Waldes ißt er so viel, daß er auf einige Tage satt ist und einem unvermuteten Mangel begegnen kann. Während der Wanderzeit im Sommer ist indes die Nahrung des Lappländers außerordentlich einfach und spärlich. Da genießt er nicht mehr seine Lieblingsspeise, das Renntierfleisch: dies ist die leckere Winterkost. Im Sommer ist er nur darauf bedacht, seine Herde zu vermehren. Er begnügt sich mit der Milch seiner Tiere und den Überbleibseln von Lab und Molken nach der Bereitung der Käse. Von der Milch genießt er sparsam und ist geizig damit; denn ein Renntier gibt nicht viel Milch, und diese muß zunächst für den Käse verwendet werden, der auch für den Winter vorhält. Da die Herde nur des Sommers gemolken wird, so setzt er, wenn dieser zu Ende geht, etwas Milch beiseite, um sie gefrieren zu lassen, nicht bloß zum eigenen Genuß während des Winters, sondern auch als Handelsartikel, der wegen des großen Wohlgeschmacks sehr gesucht wird.

Als einige Lappen in der Nähe von Fuglnäs verweilten, hatte der Reisende das Glück, zuweilen etwas Renntiermilch zum Frühstück zu bekommen, und fand den Geschmack so köstlich, daß er meint, ein mit Muße gesegneter Feinschmecker würde seine Zeit nicht verschwenden, wenn er einen Abstecher nach Finmarken auf seinen Reisen machte. An Farbe und Dicke gleicht die Milch einem fetten Rahm; ihrer Fettigkeit wegen kann man nur wenig genießen, obschon der Geschmack höchst lieblich und gewürzhaft ist, letzteres wegen der mancherlei Bergkräuter, die das Tier im Sommer frißt.

Sonderbar ist es, daß der weiße Käse von dieser schönen Milch hart ist und unangenehm schmeckt und nur für den Lappländer genießbar ist. Die Zubereitung ist sehr einfach, indem man die Milch in einem großen eisernen Topfe über das Feuer stellt, wo sie mit Hilfe des Labs aus dem Magen des Renntiers schnell gerinnt. Dann wird die Masse ausgepreßt, die Molken werden gesammelt, die Käse in flache Formen gedrückt.

Die gewöhnliche Größe des Käses ist die eines kleinen Tellers, und er ist nicht viel dicker als ein Zentimeter. Die harte Rinde bildet den größten Teil des Käses. Er wird von den Lappen sowohl roh als geröstet gegessen und sehr geschätzt; geröstet erscheint er auch auf den Tischen der Kaufleute und ist dann etwas schmackhafter. Seiner scheinbaren Härte und Trockenheit ungeachtet, tröpfelt ein fettes, reines Öl herab, wenn er auf das Feuer gelegt wird. Das ist sehr wirksam gegen die Wirkungen des Frostes; denn auf den erfrorenen Teil gelegt, verhindert es den kalten Brand, der leicht dazu kommt, wenn man das Reiben mit Schnee versäumt hat.

Da der Käse viel nutzbarer ist als die Butter, zu der Brot erforderlich wäre, das die Lappen nicht kennen, so wird aus der Renntiermilch fast nie Butter gemacht. Diese ist immer ganz weiß.

Der Lappländer bringt zuweilen eine Veränderung in seinen Speisen dadurch hervor, daß er Heidelbeeren, Zwergmaulbeeren und ähnliche Früchte seiner Gegend in die Molken mischt, nachdem er sie vorher zu einem dicken Safte eingekocht hat. Gern essen sie auch die Angelikawurzel, die gut gegen den Skorbut sein soll. Darum mögen sie auch für das Blut des Renntiers so große Vorliebe haben; beim Schlachten des Tieres wird es sorgfältig gesammelt und aufbewahrt und in verschiedenen Gerichten zubereitet. Warm genossen, soll das Blut ein sicheres Mittel gegen den Scharbock sein.

Die geringe Entfernung, in welcher die Herden von Fuglnäs waren, setzte den Reisenden in den Stand, ihr Leben und Treiben fast jeden Tag zu sehen. Besonders malerisch und für Lappland charakteristisch war es des Abends zur Melkzeit, wenn sich die Herde um die Gamme (das Zelt) versammelte. Auf allen Höhen rund umher wird alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geschäftigen Hunde bellen überall und treiben die Herden immer näher; die Renntiere springen und rennen, stehen still und springen wieder in einer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit von Bewegungen. Welch schönen und majestätischen Anblick gewährt es, wenn das weidende Tier, von dem Hunde geschreckt, sein Haupt erhebt und seine breiten und mächtigen Augsprossen zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht ist sein Schritt! Nie hören wir seinen Fußtritt auf der Erde, nur das beständige Knarren seiner Hufe; ein sonderbares Geräusch, das wegen der Menge von Renntieren, die es hervorbringen, schon aus großer Ferne herschallt. Hat endlich die ganze Herde die Gamme erreicht, so stehen die Tiere still, ruhen aus oder springen zutraulich herum, spielen mit ihren Geweihen gegeneinander oder umringen gruppenweise einen Moosstock, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Tiere zum anderen mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Bast um die Augsprossen des Tieres, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Tier sträubt sich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen; das Mädchen lacht und freut sich über die Mühe, welche dies verursacht. Auch läßt es zuweilen aus Mutwillen ein Renntier wieder los, damit es noch einmal für sie eingefangen werde. Unterdessen hört man den Vater oder die Mutter schelten wegen des Mutwillens, der oft die Wirkung hat, die ganze Herde scheu zu machen. Wer würde bei diesem Schauspiele nicht an Laban und Lea, Jakob und Rahel denken? Wenn die Herde sich zuletzt hinstreckt, so viele hundert Tiere auf einmal rund um die Gamme, so bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu sehen, den Befehlshaber des Ganzen in der Mitte.

Wir müssen die Vorsehung bewundern, welche dies Tier ge-

schaffen hat, das es dem Menschen möglich macht, unter dem Schnee und Eis der Polarzone auszudauern, das ihm das ganze übrige, in Kälte erstarrte Naturleben ersetzt.

So anmutig und zierlich in seinem Äußeren, als etwa das Pferd und der Hirsch, ist freilich das Renntier nicht; denn es hat einen kurzen, dicken Hals, so daß das Tier, statt den Kopf in die Höhe zu halten, ihn in einer gebückten Stellung trägt, die fast eine gerade Linie mit dem Rücken bildet. Die eigentümliche Bildung und Stärke des Halses, der Schultern und des Vorderbuges deuten darauf hin, daß das Tier zum Ziehen geeignet ist; die Muskelkraft der Lenden und die Dicke der Knochen bestätigen dies. Die Hufe sind dem Lande wohl angepaßt; statt schmal und spitzig zu sein, wie die Hufe der Rehböcke und Damhirsche, sind sie sehr breit, platt und weit; auch kann das Renntier den Huf ausbreiten oder zusammenziehen, je nach der Beschaffenheit der Oberfläche, auf der es sich bewegt. Wenn Schnee auf dem Boden liegt, so gibt ihm die Breite seiner Hufe, die es dann so weit macht, daß sie den Pferdehufen gleichkommen, eine feste Haltung auf dem Schnee und verhindert das Einsinken.

Die Augsprossen (Geweih) des Tieres sind breit und sehr zierlich, beim Wachstum mit einem weichen, dunkeln, samtartigen Flaum bedeckt, der bis zum Winter bleibt. Die Hörner beginnen im Mai auszuschießen, und in einem Zeitraume von sieben bis acht Wochen erreichen sie ihre völlige Ausbildung; die Böcke bekommen sie zuerst, die Kühe zuletzt, werfen sie aber nicht vor dem Frühlinge ab. Weil diese Tiere das Geweih so notwendig brauchen (zum Aufscharren des Schnees), so gab die Natur auch dem Weibchen Hörner.

Das schnatternde und klappernde Getöse, welches gehört wird, wenn das Tier geht, kommt von dem Zusammenziehen der Hufe beim Aufheben von dem Boden und von dem daraus folgenden Schlagen der inneren Teile im Hufe gegeneinander. Dieses Geräusch hat den Vorteil, daß es die zerstreute Herde sammelt. Die Renntiere mit ihrem feinen Gehör können es weithin hören.

Ein anderes Geschöpf hat kaum ein so dickes Fell als das Renntier. Von allen Kleidern, welche die Bewohner der Polargegenden tragen, halten die von Renntierfellen gemachten am wärmsten. Darum besteht die Winterkleidung des Lappen ganz aus Renntierfellen. Die Haare darauf stehen so dick und dicht, daß, wenn man sie auf irgend eine Weise trennen wollte, um das Leder zu entdecken, dies gar nicht möglich ist. Am Halse verstärkt noch ein Haarbüschel den natürlichen Schutz des Tieres gegen die Kälte.

Die Farbe ist während des Sommers viel dunkler als im Winter. Im Anfang des Sommers, wo das Tier eine neue Behaarung erhält, ist das Haar dünn, nimmt aber gegen den Winter hin außerordentlich an Dicke zu, bekommt eine graubraune Farbe, Seiten, Brust

und Unterleib sind dann grauweiß. In mancher Herde trifft man auch ein paar ganz weiße Renntiere an.

Die Renntierkuh wirft gegen Ende Mai ein Junges, während es noch Winter ist und Schnee die Erde deckt. Zögert der Sommer mit seiner Ankunft, so tritt oft großer Mangel an Milch ein. Das gewöhnliche Alter des Renntiers ist 9 oder 10 Jahre, sehr selten mehr als 15 oder 16 Jahre.

Im Sommer lebt das Renntier nicht bloß vom Tundrenmoos, sondern streift die Blätter von den Birken-, Weiden- und Espenbüschen begierig ab, frißt auch das junge Gras, die zarten Sprossen der Sträucher auf den Bergen und mancherlei duftiges Kraut, das der warme Sonnenstrahl schnell hervorlockt. Im Winter ist aber, außer einigen Leberkräutern, die Renntierflechte seine einzige Nahrung. Dieses Gewächs, das die Vorsehung so reichlich über ein Land verbreitet hat, wo große Pflanzenarmut herrscht, ist nahrhaft genug, daß die Kühe, wenn sie davon fressen, noch Milch geben.

Hitze greift die Renntiere sehr an; darum findet man sie, wenn die Witterung am heißesten ist und das Thermometer bis auf 30° C steigt, sogar am Nordkap, immer auf der Spitze der Gebirge, die Stellen suchend, wo noch Schnee liegt, und wenn ein Windhauch entsteht, so kehren sie sich nach der Seite hin, wo er herkommt, und ziehen auf diese Weise mehrere Meilen von dem Orte weg, wo sie geweidet haben. Echte Geschöpfe der Polarwelt! Die lappländischen Tiere der Gebirgsfinnen sind imstande, eine Last zu ziehen von 240 Liespfund = 2400 kg. Der Schlitten (Pulk) kann nach seiner Einrichtung nur von einem Renntiere gezogen werden. In Sibirien und Kamtschatka gebraucht man das Tier auch zum Reiten, hier nicht. Die Schnelligkeit, mit der es große Lasten zieht, ist außerordentlich; denn sie beträgt bis 15 km in der Stunde, wohl zu merken auf gebirgigem Terrain.

Der Gebirgslappe bricht mit seinen Herden auf, sobald das Laub von den Bäumen fällt, und zieht sich von der Küste zurück. Der dringendste Grund ist ohne Zweifel die Seltenheit der Renntierflechte an der Küste von Finmarken und auf den Inseln, was der Herde am notwendigsten ist. Je weiter in das Festland und in die Wälder hinein, desto reichlicher wächst es, namentlich auf flachem Moorboden. Darum hat auch Finmarken nicht jenen Überfluß, den die Ebenen und Moräste des russischen Lapplandes darbieten. Da sind die Tundren, unabsehbare Strecken mit der Flechte bedeckt, deren weißliche Farbe ihnen das Ansehen einer beschneiten Fläche gibt.

Auch der Schutz, den zur Winterszeit das Innere der Wälder vor den heftigen Stürmen verleiht, ist ein wichtiger Grund, die Winterquartiere hier aufzuschlagen; sodann der reiche Vorrat an Brennholz, woran es der Küste fehlt, und endlich das jagdbare Wild, das der Lappe im Walde findet.

Nachdem der Lappe sein Zelt abgebrochen hat, wird es mit den Stangen, die es aufrecht erhielten, auf den Rücken eines Renntieres gepackt. Seine Käse und die Eßwaren, die er für den Winter angekauft hat, desgleichen die wenigen Hausgeräte werden in eine Art Korb von Zweigen und Bast verpackt, oben mit Fellen und Birkenrinde zugedeckt und dann zugeschnürt. Ein solcher Korb hängt an jeder Seite des Tieres; zuweilen bloß einer, wenn auf der anderen Seite eine Wiege mit dem Kinde hängt. Diese Wiege ist in der Form eines Schlittens aus Holz gemacht, offen, aber mit einer Lederdecke über dem Kopfe des Kindes, auch mit Renntierflechte und Renntierfell gepolstert. Sie wird an die Bäume gehängt, wenn Mutter und Mädchen mit der Herde beschäftigt sind, so hoch, daß das Kind vor Raubtieren sicher ist. Durch die Bewegung des Windes wird die Wiege von selbst geschaukelt und das Kind in Schlaf gelullt. Sollte es aufwachen, so zieht der Anblick der über seinem Kopfe hängenden Knöpfchen, die von der Luft aneinander schlagen, seine Aufmerksamkeit an und unterhält es, bis es wieder einschläft. — Will die Mutter das Kind auf einem Zuge mitnehmen, so befestigt sie die Wiege auf dem Rücken, so daß der Kopf des Kindes über ihren Schultern erscheint. Da das Ganze leicht ist und die Mutter ihre Hände frei hat, so kann sie ungehindert ihre Geschäfte verrichten. Gegen die Sonne und die Mücken ist oben an der Wiege ein Stück Tuch befestigt, das die Trägerin nach Gefallen herabläßt. Sind zwei kleine Kinder da, so wird je eine Wiege auf jede Seite des Tieres gehängt, gerade wie die Körbe. Die Erwachsenen gehen zu Fuß; einige ziehen an der Spitze und geben acht auf die Lasttiere. Dann folgt die Herde; die Nachhut wird von den übrigen und den Hunden gebildet.

Trotz der Sorgfalt des Lappländers kommt es zuweilen vor, daß einzelne Renntiere zurückbleiben, die sich von der Herde verirrt haben. Diese findet er gewöhnlich wieder, wenn er den folgenden Sommer zurückkommt; wenn nicht, so werden sie bald wild.

Die Lappländer, welche die Walinsel (Qualö) und die umliegenden Eilande besuchen, sind, wie wir bereits angedeutet, in die Notwendigkeit versetzt, ihre Renntiere quer über den Sund oder die Meerenge, die sie vom festen Lande trennt, schwimmen zu lassen. Dies ist dem Fremden ein interessanter Anblick, besonders wenn die Herde groß ist und vielleicht aus 1000 Stück besteht. Sobald der Lappländer auf der Stelle ankommt, wo er übersetzen muß, mietet er mehrere Boote entweder von den Ansiedlern oder den Uferlappen. Da hinein stellt er die jungen Kälber, und hinterher zieht er die Tiere, welche schwach sind und Hilfe bei der Überfahrt nötig haben. Da die ganze Herde dieses Übersetzen sieht, während sie zugleich von den Hunden und dem Geschrei der Lappländer im Rücken angegriffen wird, so geht sie ins Wasser. Das Renntier schwimmt leicht, indem es den Kopf und die Schultern

über das Wasser hebt; es ist imstande, mehrere Meilen zu schwimmen, selbst wenn die See unruhig ist.

Sobald der Lappländer das Land erreicht, setzt er seinen Weg in langsamen und bequemen Tagereisen fort, indem er 12—15 km des Tages geht und gelegentlich einen Halt von zwei oder drei Tagen macht, wenn er eine Stelle findet, die ihm gefällt. So erreicht er endlich die Gegend, wo er zu überwintern gedenkt.

Das Winterzelt wird wieder in derselben Weise wie das Sommerzelt errichtet, die Herde weidet nach wie vor im Freien, und die Hirten müssen den Schneestürmen Trotz bieten. Die Winterkleidung des Menschen besteht nun ganz aus der Haut seines treuen Lebensgefährten. Der Pelz wird von der ganzen Haut des im Winter geschlachteten Tieres gemacht; die Gamaschen und Handschuhe werden von der Haut, welche die Beine und Schenkel des Tieres umgibt, die Schuhe von dem Teile des Felles, welcher zwischen den Hörnern ist und den oberen Teil des Kopfes bedeckt, verfertigt. Die Haare sind nach außen gekehrt, und wegen der besonderen Festigkeit und Dichtigkeit ihres Gewebes ist es unmöglich, daß die Kälte durchdringe. Um die Wärme des Körpers zusammenzuhalten in einer warmen Luftschicht und den freien Umlauf des Blutes zu befördern, ist jeder Teil weit und bequem gemacht; insbesondere sind die Ärmel des Pelzes so weit, daß die Arme mit Leichtigkeit ausgezogen und wieder eingesteckt werden können, ohne daß man nötig hat, ihn auszuziehen. Wenn der Lappe bei großer Kälte gezwungen ist, auf dem Schnee zu schlafen, und ihm ein Arm vor Frost erstarrt, so kann er denselben leicht aus dem Ärmel ziehen und an seinem Leibe wieder erwärmen. Ebenso sind auch die Handschuhe weit und ohne Finger.

In ihrer Winterkapuze, welche Kopf und Schultern ganz bedeckt und nur ein Loch für die Augen hat, laufen die Lappen zu jeder Stunde und bei jedem Wetter in ihren Schneeschuhen hinaus, um nach ihren Renntieren zu sehen und sie gegen die Angriffe der Wölfe zu schützen. In diesem schwierigen Geschäft stehen ihnen die Weiber bei, die, sobald die Reihe an sie kommt, auch die Herde hüten und jede Arbeit mit den Männern teilen.

Im Winter lebt der Lappe in einer Art von Überfluß. Bei einer Herde von 500 Stück Renntieren wird wöchentlich eins geschlachtet; ist die Herde größer, zwei, ja zuweilen bei starker Familie drei. Renntierfleisch ist dann fast die ausschließliche Nahrung; darauf freuen sich die Leute schon im Sommer. Die einzige Weise, in der sie ihr Fleisch zubereiten, besteht im Kochen. Dadurch erhalten sie eine kostbare und nahrhafte Brühe, welche sie außerordentlich gern genießen. Ehe sie das Fleisch in den Topf tun, wird es in lauter kleine Stücke zerschnitten, damit der Saft besser herausdringen kann. Ist es hinreichend gar, so bekommt jeder einen Napf aus Birkenholz mit einem guten Teil Brühe und einem Stück Fleisch, das er mit den Händen herausholt und verzehrt.

Die Wanderungen sind im Winter auf den nächsten Kreis um die Kirche beschränkt und gehen selten über 18—20 km hinaus, wenn die Herde einigermaßen Nahrung findet. In der Nähe der Kirche stehen auch die hölzernen Vorratshäuser, von denen jeder Familienvater eins besitzt. Sie sind von Tannendielen gebaut, nur wenig über 1 m hoch, mit einer Öffnung an der vorderen Seite, durch welche der Besitzer kaum hineinkriechen kann, und welche mit einer Tür verschlossen ist. In diesem Hause bewahrt er alles auf, was er auf seinen Sommerwanderungen nach der Küste nicht mitzunehmen hat; zugleich ist es die allgemeine Lagerstätte für die Einkäufe, die gelegentlich von den Kaufleuten herübergebracht sind.

Der Renntierlappe hat verschiedene Arten von Schlitten, sowohl für seine eigenen Fahrten, als für seine Sachen. Zuerst den Pulk, welcher hauptsächlich zum Gebrauche der Kaufleute oder anderer Reisender bestimmt ist. Der Form nach ist er einem Boote ähnlich, 2 m lang, ungefähr 40 cm breit und 20 cm tief, das Hinterteil aber um das Doppelte erhöht. Das vordere Ende ist spitz, wie ein Kahn, das hintere breit und der Boden oder Kiel ausgehöhlt. Über den Sitz wölbt sich das Fell von einem Seekalb als Decke. Der Lappländer bedient sich selten dieses bedeckten Schlittens. Die Notwendigkeit, in der er sich häufig befindet, auszusteigen, entweder um denen zu helfen, deren Tiere störrisch geworden sind, oder sein eigenes Tier zu erleichtern, wenn die große Tiefe des Schnees ihn nötigt, zu Fuß zu gehen, oder die Dunkelheit des Wetters ihn zwingt, den Weg zu suchen, nachdem er die rechte Richtung verloren hat — das alles veranlaßt ihn, sich des offenen Schlittens (Kjöre Achian) zu bedienen, welcher im übrigen dem Pulk sehr ähnlich ist und gleichfalls aus Birkenholz gemacht wird. Die dritte Art ist der Packschlitten (Raid Achian), gleichfalls offen und in Kahnform, aber viel größer, gegen 3 m lang und verhältnismäßig breiter. In diesem werden Handelssachen und andere Packwaren verfahren.

Vor jeden Schlitten wird nur ein Renntier gespannt; da aber die vor die Packschlitten gespannten Tiere natürlich gehindert werden, mit den vordern, leichten Schlitten gleichen Schritt zu halten, so bekommen sie einige Schrittmacher, welche voranfahren in leichten, offenen Schlitten, indem jedes der nachfolgenden Tiere an den vorhergehenden Schlitten befestigt wird. Ein Zug von fünf so aneinander befestigten Schlitten heißt Raid (Reihe).

Die Renntiere werden schon im zweiten Jahre gewöhnt, den Schlitten zu ziehen, sind aber keineswegs ruhige, gelehrige Tiere. Der Lappländer aber weiß sie zu behandeln. Wird das Tier widerspenstig, so fährt er von dem gebahnten Wege ab, mitten in den Schnee hinein und macht es bald müde und zahm, so daß es sehr gehorsam auf die bequeme Straße zurückkehrt.

Das Geschirr der Renntiere besteht aus einer Halfter von Renntierleder, welche rund um den Hals geht; unten sind zwei Stücke

ausgestopften Leders von eirunder Form, die zwischen den Beinen des Tieres hängen und an welchen der Zugriemen befestigt ist, dessen Ende sich um die Beine schlingt, unter dem Leibe hindurch geht und durch ein kleines Querholz in einem eisernen Ring an dem Schnabel des Schlittens befestigt wird. Rund um den Leib des Tieres liegt ein breiter Bauchgurt von gefärbtem Tuch, durch welchen der Zugriemen gezogen ist, damit er sich nicht in den Beinen des Tieres verwickelt. Um den Hals ist eine Art Halsbinde von weißem Tuch geschlungen, woran eine Glocke hängt, deren Klang die Partie zusammenhält. Das Kopfende des Zügels ist ein Stück Seekalbsfell, der Halfter ähnlich; es wird nicht in den Mund gelegt, sondern nur um den Kopf gewunden. Das ganze Riemenzeug ist einfach, aber stark.

Sobald der Lappländer sich in den Schlitten gesetzt hat, läuft das Tier aus allen Kräften, aber immer von der geschickten Hand seines Herrn gezügelt und an die kühnsten Wendungen gewöhnt. Am größten ist die Schwierigkeit, das Gleichgewicht des Schlittens zu erhalten, was in einzelnen Fällen beinahe unmöglich ist, wenn es glatte, steile Abhänge hinabgeht, wo der Schnee sich in Eis verwandelt hat und der Schlitten wie im Fluge dahinsaust. Ein Fremder würde in diesem Falle jeden Augenblick umwerfen, obwohl wegen der Niedrigkeit des Fuhrwerks ohne üble Folgen. Das Gleichgewicht muß gehalten werden, als wenn der Schlitten ein wirkliches Boot wäre, welches auf dem Lande immer auf eine Seite fällt wegen des schmalen, scharfen Kiels. So ist es auch mit den hohlen Schlitten, und es liegt dem Fahrenden ob, mit seinem Körper zu balancieren, auch bei dem schnellsten Lauf des Tieres. Wäre der Boden des Schlittens breiter, so würden die Unebenheiten des Grundes, den es passieren muß, die Tiefe des Schnees, die Steilheit der Gebirge und viele andere Umstände es dem Tiere unmöglich machen, ihn zu ziehen.

Unfälle, die den Eingeborenen auf seinen Fahrten treffen, sind entweder eine Folge von Dunkelheit, in der er seinen Weg verliert, oder der Windwehen, die ihn überfallen, namentlich bei trüber Nebelluft. In diesem Falle sichert er seinen Lauf durch scharfe Beobachtungen der Form und Richtung des Gebirges, auf dem er fährt, und von dem er aus langer Erfahrung weiß, daß seine Züge nach gewissen Himmelsrichtungen laufen und das ihm so den Kompaß ersetzt. Außerdem verläßt er sich in hohem Maße auf sein Renntier, wenn er die Richtung ganz verloren hat. Ist das Tier schon einmal den Weg gekommen oder stößt es auf Spuren anderer Renntiere, so bringt es ihn gewöhnlich wohlbehalten nach bekannten Gegenden und Pässen. Kommt plötzlich ein Schneesturm, der die Weiterfahrt unmöglich macht, so hat der Lappe für diesen Notfall sein Zelt bei sich, das er an irgend einem geschützten Orte aufschlägt und darin wartet, bis das Unwetter vorüber ist. Nicht selten wird er auf diese Weise mehrere Tage aufgehalten. In der Regel

ist es auch mit dem Fehlen der Sonne in der Winternacht nicht gefährlich. Ist der Himmel klar, so gibt der Mond, welcher mehrere Tage hintereinander fortscheint ohne unterzugehen, ein Licht, das dem der Sonne wenig nachsteht. Ist der Mond untergegangen, so verbreiten das Nordlicht und der außerordentlich helle Schimmer der Sterne einen solchen Lichtglanz, daß der Mensch sicher seinen Weg durch die pfadlose Wüste des Schnees findet. Weil seine Augen während der Reise beständig auf die Himmelskörper acht geben, so erwirbt er sich ganz von selbst einige Kenntnis der Astronomie, die sich auf eine kleine Zahl von Sternbildern, wie des großen und kleinen Bären, des Orion usw. beschränkt. Diese Sterngruppen unterscheidet er durch Namen, die er ihnen selbst gibt, und sie ersetzen ihm die Magnetnadel. So schlägt der Lappe sich mutig durch alle Gefahren und Hindernisse seines Klimas durch, und die großen Beschwerden dünken ihm leicht, weil sie notwendig zu seinem Leben gehören. Sitte und Gewohnheit versöhnen mit allen Dingen, bilden den Charakter und machen mit einem Worte den Menschen zu dem, was er ist.

Die Versuche der Regierung, den Lappen eine höhere Kultur angedeihen zu lassen — sie hat besondere Seminare errichtet, in denen lappländische Lehrer und Priester gebildet werden — sind zwar sehr achtungswert; da aber das Land mit seinen hohen, kahlen Gebirgsflächen und weiten Schneefeldern, mit seinen reißenden Strömen und mückenumschwärmten Seen, mit seinen düsteren Wäldern und einem neun Monate andauernden Winter nicht geändert werden kann: so wird auch die Lebensweise und Sitte des Volkes im großen Ganzen so bleiben, wie sie ist.

4. Durch den Sognefjord zum Galdhöpig.*)

Wer die eigentümliche Schönheit des „Landes der Mitternachtssonne“, des Landes der Eddapoesie, die zerfranste Felsenküste mit ihrem Silbergrau und Weiß, ihren grünen Schuttsäumen, ihrer kristallklaren, fernsichtigen Luft, ihren tiefschattigen, gründunkeln Wasserspiegeln und stäubenden Sturzbächen kennen lernen will, muß von Bergen, der alten Hansestadt, die ihre Fische in die katholischen Mittelmeerländer verhandelt zur Fastenspeise, aufbrechen und den größten Fjord befahren, der sich 180 km weit in den höchsten Teil des skandinavischen Gebirgslandes hineinzieht, den Sognefjord. Dort oben liegen auf den Fjelden die noch immer majestätischen Reste des Eises, das als gewaltiger Strom mit mehreren Quellarmen, alte Risse und Brüche im Urgestein benutzte und den im Hintergrunde 1244 m tief ausgehöhlten, am Eingange mit einer

*) Nach Paul Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne. Bd. I. Leipzig 1882 (Hirt & Sohn), und Sophus Ruge, Norwegen. Leipzig 1889 (Velhagen & Klasing).

Schuttbarre, über der nur 200 m Wasser stehen, gesperrten, alpenseeartigen, vielverzweigten Riesenfjord bildete.

Bergen liegt auf altem Felsengrund, auf einer von der Meeresbrandung glattgespülten alten Strandebene wie viele der norwegischen Küstenstädte. Draußen liegt ein Gewimmel von Granitinseln aller Größen und Gestalten; bald zackige Klippen, bald rund geschliffene Buckel ragen über den blanken Seespiegel hervor; manche sind bewohnt, manche kaum mit frischgrüner Moosnarbe überzogen; hinter den vordersten, deren Lokalfarben man noch deutlich unterscheidet, tauchen andere auf, die schon durch das Luftblau gedämpfte Töne haben, weiterhin andere, die wandartig blau darin stehen, an deren Fuße sich der Ozean in weißer Brandung bricht. Das ist der Schärengürtel, der diese ganze Küste säumt und schützt. Hinter dieser felsenstarrenden Brustwehr liegt der Skjaergaard, der Schärengarten, tiefes, gutes, stilles Fahrwasser, das auf der anderen Seite von den klotzigen Felsentürmen der Fjordküste begrenzt und dem Post- und Reiseverkehr dient. Der Dampfer gleitet ruhig nordwärts und legt wenig an, nur dann und wann dreht er bei, und seine Boote bringen Frachten und Fahrgäste an Land. In sechs Stunden lenkt der Dampfer um die Sognefest, den gewaltigen südlichen Eingangspfeiler in den Sognefjord, herum und fährt auf dem langen Meerfinger landeinwärts zwischen 1000 m hohen Felsentürmen, die sich oft bis auf 5 km voneinander entfernen. Den Fuß säumen, je weiter landeinwärts, desto mehr liebliche Wäldchen von Birken und Nadelholz — auch Matten mit weidenden Kühen oder Ziegen — und tief drinnen im Fjord, wo nur irgend eine kleine Strandebene, eine Schutterrasse eines Seitentals, der eingeebnete Schuttkegel eines Bergsturzes sich zeigt, steht auch ein kleiner Weiler von 2—3 Holzhäuschen, braunrot mit weißen Kanten angestrichen. Das macht einen „Gård“ (sprich Goard), und der Bauer, dem der Grund gehört, nennt sich danach, z. B. der von Krokengård, und fühlt sich als Freiherr gegenüber dem Häusler, dem „Huusmann“; dessen Gårdhäuser Blockbauden sind, mit Rasen gedeckt, inwendig vom Kaminrauche geschwärzt. Die kleinen Ansiedlungen verkehren untereinander nur mit dem Boote, das am Strande liegt, blank und schmuck. Tiefer Friede liegt über diesen Einsiedeleien. Die Häuschen lehnen sich an die Bergwände und zeigen durch ihre Kleinheit erst die majestätische Gewalt und trotzige Größe der Felsen an. Ihre Bewohner sind gebildete Leute, sprechen oft mehrere Sprachen, haben für den langen Winter eine gute Hausbibliothek, in der auch ausländische Meister vertreten sind, lieben und pflegen die Hausmusik auf dem Klavier, der Harfe, Gitarre, Violine. Die Kirchen sind weit entfernt; zur Feier des heiligen Abendmahls, zur Konfirmation, zum Gottesdienst an einem schönen, klaren Sonntag fährt die Familie im Boote. Den Unterricht leitet anfangs die Mutter, späterhin erzieht sie die Töchter allein, die am Webstuhl, an der Nähmaschine, am Herde ausgebildet werden,

A. NORMANN, Sognefjord.

(Als Charakterbild der Fjordlandschaft.)

Nach einer farbigen Lithographie der Vereinigung der Kunstfreunde, Berlin.

aber auch Sprachen und Literatur nicht vernachlässigen, um später im häuslichen Kreise Pflegerinnen des Schönen und Idealen zu sein. Der Vater bereitet die Knaben für die höheren Schulen vor. Ihm liegt vor allem die Bewirtschaftung des Gutes ob. Er besucht seinen Obstgarten, in dem dank dem Einfluß des gemilderten ozeanischen Klimas sich Äpfel- und Kirschbäume unter der Last der Früchte beugen, Stachelbeer-, Johannisbeer- und Himbeerbüsche gedeihen. Eine niedrige Steinmauer wird von etlichen Wegen durchschnitten, die hinausführen auf die Wiesen und Weiden, auf die Felder und am Bache hinauf inmitten von Wäldern, deren Birken, Kiefern und Tannen das nötige Brennholz liefern, zur Mahlmühle. Im Gemüsegarten pflegt man alle unsere Gemüse, in Mistbeeten sogar Melonen, unter 61° N. Am Strande liegt ein Badehaus und hinter den Wirtschaftsgebäuden führen Spazierwege zu einzelnen aussichtsreichen Felsvorsprüngen, auf denen Bänke und Lauben zur Ruhe laden.

Tief im Hochland verzweigt sich der Sogne in mehrere immer enger werdende Meeresstraßen und Felsengassen. Im Jahre 1868 fuhr eine Lawine vom Westrande nieder und baute über den $1^1/_2$ km breiten Wasserspiegel eine Firnbrücke. Den südwestlichen Zweig des Fjordes, den Näröfjord, fährt der Dampfer hinauf bis Gudvangen. Hier rücken die Felsenmauern so eng zusammen, daß sie bei ihrer gewaltigen Höhe das direkte Sonnenlicht, das im Winter ziemlich flach einfällt, für mehrere Monate absperren. Im benachbarten Lärdalfjord vermißt man z. B. die Sonne 27 Wochen lang im Winter. In diesem südöstlichen Zweige trifft man auch eine der altertümlichen norwegischen Stabkirchen, die Borgundskirche, mit ihren schindelgedeckten Dächern und Türmchen, den vielen Giebeln. Sie ist sehr alt, stammt aus dem 12. Jahrhundert; seit der Reformationszeit ist diese echt norwegische Holzbauweise der Kirchen ausgestorben. Ein alter Opferstein des Thor dient darin als Altar.

Nach Osten schiebt sich der breitere Aardalfjord in das Gebirgsmassiv. Am Eingange des Aardalfjords ragen gleich Nadeln der 970 m hohe Bodlenakken und die 1250 m hohe Boermolnaase auf, während die schnee- und eisbedeckten Gipfel des Jötunheims den Hintergrund des alpenhaften Gemäldes bilden. Am Ufer liegen armselige Holzhäuschen, deren Bewohner, da der Steinboden den Anbau kaum gestattet, vor allem von den Fischschätzen des Fjords sich nähren. Davon zeugen die überall zum Trocknen aufgehängten Netze. Scharen flachshaariger Kinder laufen spielend am Strande umher.

Hier strömt aus dem Herzen des norwegischen Hochgebirges, des Jötunheims, wie es die norwegischen Wanderer getauft haben in Erinnerung an die Frost- und Reifriesen der Edda, die Utlaelv in den Fjord. Er hat seine wilden Gewässer, wie das meist im Hintergrunde der Fjorde geschieht, in einem See etwas beruhigt. Auf dem „Eid", dem alten Moränenwall, der den See vom Fjorde abschließt, liegen einige Häuschen. Talaufwärts verengt sich das

Bett des Bergstroms zum Vettisgjelet in weichem, bröckligem Gesteine.

Eine Strecke weiter dehnt sich das Tal wieder zu größerer Breite, und man erblickt das Vetti-Gehöfte, in welchem Touristen für die Nacht gute Unterkunft finden und von dem aus ein Zickzackpfad nach den zu den Wolken strebenden Höhen und nach dem Abgrunde führt, in dessen gähnende Tiefe man, am Rande des Felsens platt auf der Erde liegend, hinabblicken kann, um den Sturz des mächtigen Stromes zu verfolgen. Ein Seitenpfad führt abwärts in das Tal der Mörkedola, deren aus zwei kleinen Seen am Fuße des ca. 2100 m hohen Koldedal-Plateaus kommende Wassermasse im Vettisfos, dem höchsten der vielen norwegischen Fälle, aus einer Höhe von 260 m über eine Felskante senkrecht zwischen den im Halbkreise sich aneinander reihenden dunklen Felsen herabstürzt und vom Gegenstrom der herniedergepreßten Luft wie eine durchsichtige Wolke schimmernden Schaumes emporraucht, deren glänzende Helle sich leuchtend von der düsteren Pracht des felsigen Hintergrundes abhebt.

Über den Boden wie auch um die Felsen ringsum schmiegt sich eine Decke von dunklen schwammigen Flechten; alles trägt dazu bei, die blendende Weiße des Schaumes hervorzuheben; die Wassermasse streift nur wenig die Felswand, über die sie sich herabwälzt und auf deren schroffem Grat einige wenige Birken einsam emporragen. Während der Blick an dem Falle hängt, beginnt die Schaumsäule, vom Winde getrieben, hin und her zu schweben, die Schwingung wird immer heftiger, bis das schimmernde Silberband schließlich, gleich dem Perpendikel einer Uhr, über einen Raum von mehr denn 80 m sich hin- und herbewegt. Ein brausender Windstoß fährt dazwischen, und der glänzende Streifen zerstiebt in eine riesige Wolke, die wie ein durchsichtiger Schleier die düsteren Felsen umflattert; dann aber, wenn der Wind nachläßt, verwandelt sie sich wie mit einem Zauberschlage wieder in die wunderbare Säule aus leuchtendem Kristall.

Nun aber hinauf zum Jötunfjelde, in die Welt der norwegischen Gletscher oder Braes (d. h. Breiten), die als große Firnfelder zipfelartig nach allen Seiten in Hochtälern vorwärts kriechen, bis sie sich in irgend einem Fjordarme mit einem großen Gletschertore öffnen, aus dem brausend die Schmelzwasser hervorbrechen. Hier wächst in 1200—1500 m Seehöhe kein Baum mehr, Seen füllen alle Mulden und sind mit spärlichem Grase und Moosen gesäumt. Mitten aus dem vergletscherten Hochlande steigt der höchste Gipfel Norwegens, der Galdhöpig zu 2560 m mit steilem Absturze als schwarze Felsmasse im weißen weichen Firn des Smörstabsbrae mit seinen blauen Geltscherterrassen auf.*)

---

*) Vergl. A. Baumgartner, S. J. Durch Skandinavien nach Petersburg. S. 292. Freiburg 1901 (Herder'sche Verlagsbuchhandlung).

Die Aussicht auf diese Hochgebirgswelt der „Tinder“, „Pigger“, „Hörner“ und „Nebber“ ist anders als etwa die von Wengernalp aufs Berner Oberland. Treffend kennzeichnet Kjerulf, der Geolog Norwegens, diese Landschaft, indem er sie mit dem Anblick eines unabsehbaren Lagers vergleicht, dessen dunkle, weißgesprenkelte Zelte sich wirr aneinanderreihen, während über ihren Spitzen gewöhnlich dichtes Gewölke ruht, das vom „Fjeldsnoe“ angeblasen, wie die Wolke eines Vulkanes emporwirbelt.

Drunten windet sich wieder eine kleine Karawane von Fjeldwanderern heran; in groben Regenmänteln, breitkrempigen Hüten und hohen Reitstiefeln schwingen sie sich eben am Rande des Eisfeldes, des Braes, von ihren kleinen, sicher gehenden Reitpferdchen mit ihren gestutzten Mähnen und lassen sie und die Packpferdchen mit dem Mundvorrate zurück. Ein Renntierjäger ist hier der „Alpenjäger“ und liegt auf der Lauer auf sein Wild.

Drunten in den Unterkunftshütten — oder besser noch in den freundlichen Sennhütten oder „Saeterstuen“, wo die wackeren Mädchen den Sommer lang ihr Milchvieh warten und melken, bei Sturm und Nebel in die Steinpferche treiben, dort findet der Fjeldwanderer Bewirtung und Nachtlager. Hat er sich erquickt an frischer Milch und Butter, an Renntierfleisch oder an einigen „Fjell-Örreter“, d. h. Bergforellen, die kurz zuvor aus dem kalten Schneewasser im Hochsee gefangen sind, hat er sich müde geplaudert mit den freundlichen Bergkindern, dann lädt ihn das eingeheimste duftige Alpenheu zu wohlverdienter Ruhe.

Auf der Nordseite des Sogne liegt der gewaltige Jostedalsbrae, das größte zusammenhängende Gletschergebilde Norwegens, wie ein riesiges Eisbärenfell auf dem Fjelde und seine weißen Tatzen kriechen nach den Fjordarmen zu. Lysterfjord und Fjärlandsfjord, der Schauplatz der Frithjofsdichtung Esaias Tegnérs, sind die größten dieser Nordarme des Sognefjords.

5. Im südschwedischen Granitlande.*)

Als wir am frühen Morgen von Lund ausfuhren, standen die prachtvollsten Gewitter am Himmel; die Sonne brach hier und da durch und beleuchtete das schöne Hügelland Schonens, das indessen bald einer ganz neuen Formation, der echt schwedischen, Platz macht, die nun den Reisenden nordwärts begleitet, wohin er auch seinen Fuß setzen mag.

Diese eigentliche schwedische Natur ist etwas so vollkommen Neues und Eigentümliches, daß der Fremde anfangs wie vor einem Rätsel steht; erst allmählich versteht er die einzelnen Erscheinungen,

*) Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderstudien von L. Passarge. (Leipzig, Fr. Brandstetter.)

indem er vergleicht und kombiniert, und dann empfängt er ungefähr folgenden Gesamteindruck:

Schweden ist in keiner Weise ein Gebirgs-, sondern ein weites Felsland. Vorherrschend eben, oft in Hügelschwellungen übergehend, hier und da von langen einförmigen Rücken durchzogen, macht es den Eindruck eines aus dem Meer aufgetauchten, von der Verwitterung noch fast unberührten, jungen Landes; gerade so, wie der Meeresgrund sich darstellen würde, wenn die darüber befindliche Wasserflut sich verliefe: so erscheint jetzt das Land Schweden. Ursprünglich vom Inlandeis bedeckt, wie heute Grönland, ist es mit Gotland und Finnland in einer Zeit, welche in geologischem Sinne als neu bezeichnet werden muß, von der Eislast durch Schmelzung befreit worden. Denn noch hat das Land seinen ursprünglichen Charakter als Gletscherboden in keiner Weise überwunden. In ungeheuerer Ausdehnung, in unglaublichen Massen tritt hier das blankgeschliffene Urgestein auf und trotzt den zerstörenden Einflüssen des heutigen nordischen Klimas. Während anderswo schon die Felsen zerbröckelt und in Ackerkrume verwandelt sind, in jene weiche Masse, aus welcher die Kultur keimt, starren uns hier die nackten Granit-, die Gneis-, die Porphyrblöcke an und bilden ein Chaos, vor welchem die Hand des Menschen erlahmt, den eine wenig gütige Natur nötigt, mit dem unerbittlichen Gestein um sein Dasein zu ringen.

Soweit das Auge blickt, zeigt sich ein unermeßliches Felsen-, Pflanzen- und Baumchaos, jenes seltsame Gemisch, das die Schweden einen skog nennen; denn die Felsbrocken, welche die ganze Erdoberfläche bedecken, sind meist wieder in einen doppelten Mantel gehüllt. Moos und Gräser, Farnkräuter und allerlei kleines Pflanzengestrüpp, Preißel- und Blaubeeren, Porst und Wacholder bedecken die Felswüste wie mit einem einzigen Teppich. Darüber aber erhebt sich der Baumwald, selten aus Eichen, Buchen und anderen Laubbäumen gebildet, meist ein Gemisch von Fichten, Kiefern, Erlen und Birken. Diese drei Elemente, zu unterst das starrende Felsgetrümmer, gehüllt in den Pflanzenteppich, welcher es pelzartig überzieht, und dann der Baumwald: diese drei im Verein bilden den schwedischen skog, den Feind aller Kultur, den Sitz aller Unholde. Gehst du in einen solchen Skog, so hast du in wenigen Minuten Pfad und Richtung verloren. Hier und da leitet dich wohl ein von dem weidenden Vieh getretener Gang, immer aber in die Irre; du brichst durch den Pflanzenpelz, welcher die Untiefen überzieht, du zerreißest deine Kleider, deine Haut an Gestrüpp und Felskanten und verzichtest auf jedes weitere Vordringen.

Bevor ich nach Schweden kam, hatte ich das Wort skog vielfach in Volksliedern und anderen Gedichten gefunden, daneben das Wort lund. Beide bedeuten Wald, nach dem Lexikon. Woher aber diese doppelte Bezeichnung für denselben Gegenstand? — Nun wurde

mir mit einem Male der Unterschied klar. Skog ist der schwedische Urwald, jenes Gemisch von Fels und Baumwald, Lund aber der reine Baumwald, der aus fruchtbarem Erdreich sprießende, in dessen Schatten es sich wandeln läßt. Daher wohnt der schwedische Troll und die Waldfrau (skogsfra) niemals in einem lund, sondern in dem unheimlichen skog. Wollen die Schweden einen heiteren, schattigen, beseligenden Aufenthalt malen, so sprechen sie von einem lund; dagegen lautet der Kehrreim in einem Gedicht von Geijer:

Det är så*) mörkt långt långt bort i skogen.
Es ist so dunkel weit weit tief im Walde.

und in einem andern von Malmström:

Da suckar det sa tungt uti skogen.
Da seufzt' es so schwer in dem Walde.

Der Skog ist gleichsam das Kleid des schwedischen Landes, das ursprüngliche, autochthone. Er überzieht das Land von der Hügelebene Schonens ab bis zu jenen Einöden Lappmarkens, in welchen die Mitternachtssonne leuchtet. Alles übrige ist Ausnahme, gleichsam das Zufällige. Als solche Ausnahmen treten auf: das Sumpf- und Torfland, die Seen und das Kulturland des Menschen. Auf den Sümpfen, die meist nur verlandete, vertorfte Seen darstellen, wächst dasselbe Pflanzenwerk wie auf ähnlichen Stellen in Deutschland: Porst, Rietgras, Wacholder, verkrüppelte Kiefern. Sie dienen dem Vieh (kreatur) als Weide (gräsgång) und würden von jedem Tiere in Deutschland verschmäht werden. In Schweden werden sie häufig ausgerodet, geebnet und als Wiesen benutzt.

Die Zahl der Seen ist so groß, daß sie nur noch von der der finnischen Granitplatte übertroffen wird; sie nehmen mehr als den achten Teil des ganzen Areals von Schweden ein. In Södermanland, wo dieses Verhältnis noch auffallender ist, hat man das Sprichwort: Als Gott einst Wasser und Land geschieden, habe er Södermanland vergessen. Der Fremde möchte diesen Ausspruch auf das ganze weite Reich ausdehnen, das, von der Höhe des Himmels aus gesehen, den Eindruck einer Mondkarte machen müßte. Die Karten verzeichnen natürlich nur größere Seen. Bei einer Fahrt durch Schweden wird die Erscheinung dieser Wasserbecken, die uns anfangs überrascht, allmählich so gewöhnlich, daß wir sie ebensowenig zählen als die Bäume in einem Forste. Immer liegt solch ein See inmitten des meilenlangen Waldes, von Felshöhen umgeben, nicht von Gebirgen; immer den blauen Himmel wiederspiegelnd und den prächtigen Laubkranz; immer still und heimlich, verlassen und einsam, wie ein totes Meer. An den Rändern wächst stets Rohr und Schilf, weiter beginnen die Mummeln oder Seerosen (die Neck-

*) Das schwedische å immer wie o gesprochen.

rosen, näckrosor), und zwischen den Pflanzen ragen in allen möglichen Größen dunkle Felsblöcke über die Wasserfläche wie ungeheuere, ruhig aus dem Wasser schauende Frösche. Selten erblicken wir an einem solchen See ein Haus, das seine roten Wände in den Spiegel malt, oder ein Segel, das die blaue Flut belebt. Nur hier und da steht ein zerbrechlicher Kahn an dem Gestade, mit welchem die Leute von drüben das frisch gemähte Gras holen, um es in der Nähe ihres Hofes auszustreuen und zu trocknen. An solchen Seen ist es still und einsam. Zuweilen schaukelt sich eine Möwe über der Flut, ein Specht hackt an der Rinde eines Baumes, ein Eichhörnchen springt von Zweig zu Zweig, vielleicht zieht auch ein Habicht vorüber und nötigt die trägen Wildenten zu schwerfälligem Fluge. Ich habe daselbst vergebens auf den Gesang der Vögel, das heitere Spiel der schreienden Schwalben gewartet, die Natur ist hier schweigsam, selbst das geschwätzige Murmeln der Quellen fehlt oder verklingt ungehört in der unermeßlichen Waldwüste.

In diese stille, starre, scheinbar unbezwingliche Natur ist nun der Mensch getreten und hat sich ein Heim geschaffen. Zuerst hat er sich da angesiedelt, wo der Wald weite Ebenen bedeckte, wo dieser ein lund, kein skog war: bei Upsala, auf den reichen Fluren Ost- und Westgotlands. Aber er hat sich auch mitten in dem unheimlichen skog niedergelassen und als Pionier der Kultur den Unhold angegriffen. Der Boden an sich, der in Kulturländern so hohe Preise erzielt, hat in einem solchen skog anfangs keinen Wert; er erhält ihn erst, wenn der Mensch durch seine Arbeit ihn schafft. Noch jetzt lassen sich Hunderte von Ansiedlern in den einsamen Wäldern nieder, erbauen eine Hütte und dringen von diesem Zentrum nach der Peripherie vor, den Wald schrittweise bezwingend, ihn rodend und der Kultur öffnend.

Man denke in betreff der Schwierigkeit hierbei nicht an amerikanische Ansiedler. In der neuen Welt gilt es nur, die Vegetation, den Baumwald zu bezwingen; in Schweden ist das Wegräumen der Bäume ein Leichtes — die Axt fällt sie oder das Feuer verzehrt sie; auch die dichte Pflanzendecke, der Filz, welcher den Felsboden einhüllt, wird durch Feuer unschwer entfernt, der Ansiedler sticht mit dem Spaten die Pflanzendecke ab, läßt die Stücke trocknen, häuft sie aufeinander und zündet sie an. So verzehrt das Feuer das hindernde unfruchtbare Pflanzenwerk und läßt es in Asche zerfallen, die wiederum den Boden düngt. Dieses Verfahren heißt svedja, schwenden. Ist der Mensch so weit gekommen, dann erst beginnt die schwerste Arbeit für ihn: er hat den Felswald auszuroden. Hier genügt nicht mehr Spaten und Axt allein; Sprengungen durch Pulver sind erforderlich und unsägliche jahrelange Arbeit, bis endlich das Getrümmer entfernt, der Boden gereinigt und eine Ackerkrume geschaffen ist, in welche die Saat gestreut werden kann. Oft hat es den Ansiedler verdrossen, den

durch Feuer zerstörten Urwald ganz zu beseitigen; er läßt die Steinblöcke mitten im Erdreich stehen und streut die Saat oder setzt die Kartoffeln dazwischen; oder er duldet auch die verbrannten Stümpfe und Stubben der Bäume, die nun halb verkohlt mitten unter dem frisch grünenden Getreide stehen und den sonderbarsten Anblick gewähren. Die ausgerodeten Felsbrocken aber häuft er sorgsam in einem Steinwalle (stendige) auf und umgibt damit seine Ackerstücke, wodurch er sie gegen den Einbruch des Wildes oder der weidenden Herden schützt. Oft benutzt er auch die angebrannten Baumstämme zu einem Holzzaune (skidgård) und stellt zuweilen sogar den Holzzaun auf den Steinwall, um sich eines doppelt sicheren Schutzes zu erfreuen. So wohnt der schwedische Ansiedler in seiner Kathe auf freiem, selbstgeschaffenem Boden, niemandes Herr, niemandes Knecht; ein beneidenswertes Los, so lange die Reinheit der Sitten währt und die Zufriedenheit des Gemüts.

Eine Fahrt vom Südende Schwedens bis zum Wettersee, in das Herz des weiten Reiches, zeigt uns durchgehends den Charakter des Koloniallands. Erst das Schonensche Hügel- und Fruchtland, dann den unermeßlichen skog, zuletzt eine Art Gebirgsbildung, mit Wald und Seen, die südliche Barre vor dem Wettersee, welche die Eisenbahn zu übersteigen und zu durchschneiden hat. Doch kommen schon im nördlichen Teile von Schonen echt schwedische Bergzüge vor, die sich etwa hundert Meter über das mittlere Niveau des Hügellandes erheben und aus starrem Granit bestehen. Sie werden Åser (Einzahl ås) „Dachrücken“ genannt. Wer den Dachfirst der schwedischen Häuser gesehen, die mit Rasen bedeckt sind und mit äußerst geringer Neigung zu beiden Seiten abfallen, wird den Vergleich richtig finden. Solche åser ziehen sich vom Kattegat aus quer durch Schonen nach Südosten hin, unter verschiedenen Namen: Soderåsen, Linderåsen, Stenhufond usw. Der großartigste ist aber jener 200 m aufsteigende, „Kullen“ genannte Höhenzug, welcher nördlich von Helsingborg wie ein ungeheuerer Riesenfinger sich ins Meer erstreckt und auf seiner Spitze einen Leuchtturm trägt.

Alle diese Granitrücken, das ganze ungeheuerliche Gemisch des skogs hatte die Eisenbahn zu überwinden. Wer je auf dem Kamme des Riesengebirgs, namentlich auf den mit Granitblöcken bedeckten Spitzen, dem Reifträger, den Sturmhauben usw. gewesen ist, kann sich eine ungefähre Vorstellung von dieser Felsnatur machen, wenn er sich das Grotesk-Wilde um das Dreifache vermehrt und dazu die ganze Gebirgswüste mit dichtestem Walde bedeckt denkt. Hier waren breite Granitrücken zu durchbrechen, vor allem aber das unendliche — ich möchte sagen — Felsgestrüpp zu entfernen. Hier war ein Fluß zu überbrücken, dort ein Damm aufzuschütten, bald durch ein Tal, bald durch einen der Seen. Wo sollte man aber die ausgerodeten Steinblöcke hinschütten oder gar nützlich verwenden? Wo die Erde hernehmen zu den Schüttungen, da Schweden

zwar das an Steinen reichste, aber an Erde ärmste Land Europas ist? Die aus der Bahnlinie gerodeten und gesprengten Steine sind alle zu Steindämmen aufgehäuft, welche in ununterbrochener Linie die Eisenbahn auf beiden Seiten begleiten und nun zugleich einen Schutzwall gegen die angrenzenden Waldweiden der Bewohner bilden. Du fährst stundenlang, meilenweit auf der Bahn weiter, aber diese Steinwälle nehmen kein Ende; sie begleiten dich so stet und ohne Unterbrechung, wie der Telegraphendraht. Wo es aber notwendig war, zu den Bahnhöfen, Dämmen usw. Erde zu beschaffen, da blieb nichts übrig, als dieselbe mühsam zwischen und unter den Steinblöcken hervorzusuchen. Wir erblicken oft neben der Bahn ein Chaos von frisch durchwühlten Steinblöcken, die durcheinander geworfen ganz anders daliegen, als das sonstige Steinmeer. Das Unterste dieser Steinblöcke ist nach oben gekehrt, die Pflanzendecke fehlt ganz und das bißchen Dammerde und Schutt, darauf die Blöcke lagen, ist fortgeschafft. Aus solchen durchwühlten Felsmeeren haben die Erbauer die Schutterde zur Eisenbahn genommen. Wie wir in Norddeutschland die Erde durchwühlen nach Steinen, so hat man hier die Steine durchwühlt nach Erde.

Die Fahrt durch das südliche Schweden ist bei aller Neuheit der Erscheinungen in hohem Grade ermüdend. Es sind stets dieselben Elemente: Fels und Wald, zuweilen ein blauer, duftiger See. Nirgends jene Großheit der Natur, welche uns in den Alpen, in Norwegen, selbst schon im Harze fesselt; selten ein weiter Blick, eine Umschau über Täler und Höhen. Wie der Natur das Siegel der Herbheit und Verlassenheit aufgedrückt worden ist, so fühlt sich der Geist in dieser Wüste, die nicht Wüste ist, in diesem labyrinthischen Durcheinander verlassen, gedrückt und zur Melancholie geneigt. In dieser Natur gewöhnt man sich, wie es Humboldt so schön ausdrückt, an den Gedanken, daß der Mensch nicht die Hauptsache in der Schöpfung sei. Und so ist auch dem eingeborenen Schweden zumute. Hier wurzelt der Charakter des Volkes. Der Gebildete, der schreibende Dichter, sie können wohl die Schranke, welche ihnen die Natur gezogen, durchbrechen; sie ringen zum Licht, der Schein einer idealen Welt verklärt ihr Dasein; nicht so das singende Volk. Unendlich schwermütig, herb und unvermittelt klingt es aus seinen Liedern, wie eine einzige, nie verstummende Klage über das kurze, schwere Erdenleben. Wenn jene Mollieder mit ihren strengen Übergängen, ihren eigentümlichen Rhythmen durch den stummen Wald oder über den schweigenden See zittern, so ist es uns, als hörten wir nicht Menschenstimmen, sondern als klinge die Seele dieser tieftrauernden, in sich versunkenen Natur selber: wir glauben jene klagenden Laute zu vernehmen, welche durch das monotone Rauschen der Fichten tönen, wie der Seufzer eines gepreßten Herzens. Wir verstehen die Lieder des Volks und die tiefe Klage in dem Refrain eines dieser Volkslieder:

„Mir deucht, schwer, schwer ist es zu leben!“

Aber wie der Geist des Menschen, und umnachtete ihn auch die tiefste Schwermut, doch eine Stelle hat, durch welche das Himmelslicht der Freude dringt, so hat auch der schwedische Wald eine Erscheinung, welche diese düstere Natur verklärt und verschönt, und das ist nichts weiter als eine unbedeutende, in unserem Vaterlande wenig beachtete Blume. Ich meine nicht die schöne Linnaea borealis, die einst ungetauft in diesen Wäldern stand, sondern das einfache Weidenröschen (Epilobium) mit seinen roten, leuchtenden Blüten, bei uns im Mittelgebirge die Sommerzierde der Holzschläge und Schonungen. Wohin wir schauen, überall entfaltet die Blüte ihre schönen, rotvioletten Blätter. Bald prangt sie mitten unter den wüsten Bäumen des skog, bald auf einsamem Felsblock. Sie scheint sich gern dem Menschen anzuschließen, denn sie folgt ihm immer, wohin er auch rodend, brennend, anbauend gekommen ist. Die Blume steht ebenso auf der Eisenbahn wie in dem Gärtchen der Bahnwärter, sie ziert die winzigen Kartoffel- und Bohnenbeete, die alle mit einem Steinwalle umgeben sind. Sie keimt noch aus den Rasenbrocken, welche auf die Steinwälle gelegt werden, sie steht mitten in den kleinen Roggenfeldern, dicht neben den halbverbrannten Stubben und dunkeln Steinblöcken. Wohin du blickst, die rote Blüte leuchtet dir immer entgegen. Aber die Schweden haben der Blume auch ein dankbares Herz entgegengebracht; sie haben sie so hoch geehrt, wie man eine Blume nur ehren kann, indem sie diese immer nur blomman, die Blume, nennen. Die Epilobiumblüte ist also den Schweden der Vertreter der ganzen Blumenwelt. Die anderen nennt er bei ihren mannigfaltigen Namen, das Epilobium aber ist ihm einfach d i e B l u m e.

6. Von Gotenburg nach Stockholm.*)

Göteborg zeigt in seiner Umgebung, wenn man sich seewärts der Stadt naht, etwas Norwegisches. Ein Schärengürtel, Hunderte von Inseln legen sich auch hier vor die fjordartige Mündung der Götaelf und halten die gefährlichen Brandungswogen, die der Nordwest heranpeitscht, auf. Nach einer halben Stunde, die der Dampfer flußaufwärts fährt, lenkt er in den Hafen ein mit seinen Schiffen, Docks, Werften, Speichern; denn Gotenburg ist der größte schwedische Handelshafen und hat ungefähr 140000 Einwohner. Die Götaelf durchschneidet die Stadt, Brücken vermitteln den Verkehr. Draußen auf dem Inselring liegen vielbesuchte Seebäder, z. B. Marstrand, Sarö.

Eigentümlich sind der Stadt, wie Schweden überhaupt, die Einrichtungen der Gasthäuser. Da steht der sogenannte Sexatisch,

*) Nach einem Aufsatze von C. W. in der Wissensch. Beilage der Leipziger Zeitung 1898, Nr. 63.

der Smörgåsbord. Wenn ein Schwede in ein Gasthaus tritt, so geht er jederzeit zuerst an diesen Tisch und ißt dort vom Lachs, Renntierschinken, von der Hummermajonnaise, den Krebsen, Eiern, Sardellen oder Sardinen, der Mettwurst, dem Schinken, dem Knäckespisbrod, der Butter, dem Käse oder wonach sonst sein Herz Gelüsten trägt, soviel er will und trinkt zwischenhinein einen „Snaps" nach dem andern, Aquavit, Genever, Korn, Kümmel oder schwedischen Punsch, der auch stets zum Kaffee oder zum Selterser Wasser genossen wird. Der Zutritt zum Sexatisch kostet eine bestimmte Summe, meist etwa 1,50 Mark, dafür kann man essen und trinken nach Herzenslust. Von Gotenburg fährt man durch den berühmten Götakanal nach der Hauptstadt Stockholm. Er verbindet sämtliche große Seen Südschwedens miteinander, den Wenern, den Wettern, den Mälarn. Er ist 188 km lang, 100 km davon entfallen auf die Seen, 88 km auf die eigentliche Kanalstrecke. Er ist überall 3 m tief, oben 26 m breit, und das Schiff erklimmt die Höhe, die die Götaelf in den schauerlich-schönen Trollhättafällen herabstürzt, in 58 Schleusen zu je 35,6 m Länge. Dieser Anstieg dauert etwa zwei Stunden. Die ungeheure Kraft der Fälle wird in zahlreichen Fabriken ausgenutzt, die überall in die Steinklippen hineingebaut sind. Diese teilen den Fall in viele Strähne, er stürzt von Stufe zu Stufe schäumend und donnernd nieder, das Weiß der stäubenden Wassermassen wird gehoben durch die düsteren Nadelwälder ringsum.

Nach zweitägiger Wasserfahrt kommt man durch Södertelja nach Stockholm, das auf dem Inselisthmus zwischen dem „Saltsjö", dem Baltischen Meere, und dem Mälarn auf acht Granitinseln erbaut ist und mit seinen Brücken und Wasserstraßen und Palästen den Namen „nordisches Venedig" verdient. Aus Norremalm, der Nordvorstadt, gelangt man über die belebte Norrebro (= brücke) auf die Staden, einen Schärenarchipel inmitten der schmalen Verbindungsstraße zwischen Ostsee und Mälarn, dann hinüber nach Södermalm, der Südvorstadt. Auf den Staden liegt das herrliche Residenzschloß, hier entstand in geschützter Lage, denn die räuberischen Finnen machten oft Einfälle, der älteste Teil der Stadt mit seinen engen Straßen, die, oft ohne Fußsteig, nur mit Kieselsteinen gepflastert sind. An den Kais, in den Parks, in den Landgärten herrscht des Sommers reges, fröhliches Leben; denn der Schwede liebt die Geselligkeit und Fröhlichkeit. Die langen Tage — denn in der Zeit vom 17.—21. Juni ist hier die Sonne von morgens 3 Uhr bis abends gegen $^1/_2$10 Uhr sichtbar — begünstigen diese Neigung außerordentlich.

Ein anschauliches Bild solchen Stockholmer Sommernachtslebens auf dem Stromparterre, einem Lustgarten unterhalb der Norrebro, folge hier: „An kleinen runden Tischen sitzt das Publikum, Bier oder Kaffee trinkend oder Eiswasser, Selters, Vichy mit schwedischem Punsch schlürfend, während die Husaren konzertieren. Die Damen alle in hellen, leichten, meist weißen Kleidern, luftig und

sommerlich, die Herren auch in weißem oder hellem Anzuge mit Strandschuhen oder Strandmützen. Die Abende in Stockholm sind vom Mai bis September so gelinde, daß man sich das gestatten kann. Das kontinentalere Klima Schwedens macht sich darin geltend. Eine Hochsommernacht im Norden ist unvergleichlich schön, lau und warm und hell! Am Himmel eine wunderbar durchsichtige Färbung, ein clair obscure, das nicht Tag und nicht Nacht ist, sondern nur eine dem Auge wohltuende, friedenbringende, klarlichte Dämmerung, bei der auch die zarteste Schrift zu lesen ist und jedes Blatt an den Bäumen unterschieden werden kann. Die sanfte Bläue des Himmels tönt sich gen Nordwesten in ein zartes Rosa, gegen Süden und Osten aber in blasses Grün ab; die Wolkenstreifen schimmern in flüssigem Golde, und ihr Widerschein spiegelt sich in den Gewässern, die leise rauschen und belebt sind von Hunderten von Schiffen, Gondeln, Kähnen, Jachten; die buschigen Ufer verschwimmen im dämmernden Halblicht, und nur der glänzende Abendstern blickt einsam vom Himmel nieder. Der Stockholmer gäbe diesen Zauber seiner Mittsommernacht nicht für alle Pracht des Südens her."

Seiner glücklichen Lage auf der Brücke zwischen Mälarn und Ostsee hat es Stockholm zu danken, daß seine Sommertemperatur, die bis höchstens 31° C steigt, immer 5—7° C niedriger ist als die der russischen Hauptstadt, desgleichen, daß seine Wintertemperatur, die höchst selten 9° C unter Null sinkt, sich um 9—10° C höher stellt als die Petersburgs.

Unstreitig beruht der größte Zauber, den Stockholm auf den Reisenden ausübt, in dem eigenartigen Eingreifen des feuchten Elements in seinen Inselstadtplan, sowie in der Umgebung des Mälarbeckens.

Der 1163 qkm große Mälarn ist mit ungefähr 1400 Holmen (Inseln) bedeckt, streckt seine zahlreichen Buchten wie Finger ins Land, die umstarrt sind von tannenbewachsenen Felsen, aber ebenso umkränzt von freundlichen Städten, Dörfern, Schlössern, Kirchen, Ruinen und Wiesen.

An den Buchten und Fjorden, auf den dicht gesäten Inseln und Inselchen finden wir Felspartien, parkartige Gruppen von Eichen, Linden, Ulmen, Eschen, Pappeln, Birken, Kiefern, Tannen, angebaute Strecken, und die kleinen Dampfer eilen rastlos von Holm zu Holm, oder von der Stadt nach den Landhäusern am Ufer. Eine der Inseln von ziemlicher Größe trägt den Djurgården, den Tiergarten. Natur und Kunst haben sich die Hand gereicht, um dies reizende Stück Erde zu gestalten: Fels und Eichenwald, schattige Fahrstraßen, schön gewundene Fußwege, Seen und Flüßchen, Villen und Restaurants aller Art bringen in ihrem Zusammengreifen eine prächtige Wirkung hervor.

Der Sonntag ist in Stockholm, wenigstens zur Zeit des Morgengottesdienstes, ein Tag der Ruhe; Läden, Fabriken, auch Restaurants sind geschlossen. Sobald die Frühkirche vorüber, sieht man

zahllose Leute des Arbeiterstandes in die Museen und Bibliotheken eilen, um wenigstens einmal in der Woche dem Bildungsbedürfnis zu genügen, während man den Nachmittag meist in einem der gesunden Parks in frischer Luft und fröhlichem Genuß verbringt.

Stockholm ist das Zentrum Schwedens, wer Schweden kennen will, kann hier genug lernen.*)

Wer sich zurückversetzen will ins alte Schweden, das durch seine Macht in Europa gefürchtet war bis an den Bosporus, der besucht die alte gotische Riddarholmskirche, die alte Kirche der Grauen Brüder aus der katholischen Zeit, heute mit ihren Kapellen die Grabkirche der protestantischen Schwedenkönige von Gustav Adolf an, dessen Grabschrift heißt: Moriens triumphavit! Auch Karl XII. liegt hier unter einem schwarzen Marmorblock mit einer goldenen Löwenhaut, Krone, Zepter und Schwert. Gottesdienst wird nicht mehr in dieser Mausoleumskirche gehalten.

Wer aber Neuschweden kennen lernen will, Schweden, wie es heute lebt und schafft, der muß die Museen der Stadt besuchen: das Museum der Akademie der Wissenschaften, deren erster Direktor Karl von Linné war, in welchem die Gesteine und Erze des Landes, seine Flora und Fauna in der trefflichsten Übersicht vereinigt sind. Da liegt auch ein riesiger, 490 Zenter schwerer Meteorstein. Das nordische Museum aber erschließt uns das Volksleben des Landes: da ist eine Gruppe aus Lappland dargestellt in dem Augenblicke, als sie die Herbstwanderung antritt, dort blicken wir in eine Bauernstube aus Dalarne und so sind alle Gaue des Landes charakteristisch vertreten mit ihren Holzschnitzereien, mit ihren farbenprächtigen Trachten, ihren Webarbeiten und Schmucksachen usw. Auch die anderen skandinavischen Länder sind gut vertreten. Am interessantesten ist aber im Tiergarten, bei den „Skansen“ (Schanzen) das „Freiluftmuseum“, wo auf breitem Raume altschwedische Bauernhäuser aus allen Landesteilen, mit vollständigem Hausrat, dort ein altnordischer Friedhof, da eine Bergmannshütte aus der Gegend von Upsala, hier eine Köhlerhütte und ein Meiler, da ein alter Runenstein, ein hübscher Holzglockenturm und so viele charakteristische Denkmäler der schwedischen Landschaft zwischen Wäldchen und Wiesen aufgestellt sind. Dazwischen sind in Gehegen Schwedens Tiere: Elch und Renntier, Bär und Fuchs, Adler usw. zu sehen, schwedische Gesteine in gewaltigen Blöcken, zwischen denen des Landes Blumen wuchern. Wenn man des Sommers dieses „Kleinschweden“ an den schönen Abenden durchwandert, kann man auch die Volkstänze und Volksspiele der Schweden beobachten oder vom „Bredablick“, dem höchsten Punkte der ganzen Anlage das Auge weiden an der Stadtsilhouette, die zwischen Himmel, Meer, Felsinseln und Wald zu hängen scheint.

---

*) Vergl. Alexander Baumgartner, S. J. Durch Skandinavien nach Petersburg. S. 335ff. Freiburg 1901 (Herder'sche Verlagsbuchhandlung).

7. Nach Finnland.*)

Finnland ist Fehnland, ist Sumpfland — und auch der Name, mit dem die Finnen ihre Heimat selbst nennen, „Suomi“ bedeutet nichts anderes. Das Land der tausend Seen wird es genannt; Seen, Wasserfälle, Moore, Wälder und Felsen zu gleichen Teilen gemengt, das gibt einen Begriff des Landes.

Von Schweden herüber führt in dies skandinavische Land mit den stammfremden Leuten eine Naturbrücke, der Archipel der Ålandsinseln, zahllose Felsinseln, bald kahl und kaum von Moos übernarbt, bald schwimmenden Tannenwäldern gleich, bald Felsriffe mit Birken, Eschen, Fichten auf jedem Sims, bald bewohnte freundliche Wiesenpläne mit Blockhütten und sogar Feldbreiten. Seit 1808 sind diese von Schweden bewohnten Inseln Rußland überliefert worden, nachdem sich ihre Bauern durch Selbsthilfe der russischen Besatzung schon entledigt hatten. Die Festungswerke, die die Russen hier anlegten, am Eingange zum bottnischen, als besonders zum finnischen Busen, wurden 1854 von einem französisch-englischen Geschwader im Krimkriege zusammengeschossen. Jetzt ist das freundliche Mariehamn mit seinem halben Tausend Einwohnern der einzige größere Ort der Inselgruppe.

In Åbo, der alten Hauptstadt im heidnischen Finnenlande, betreten wir das eigentliche Finnland, das stets ein schwedisches Kolonialland gewesen war, bis es 1809 als selbständiges Großfürstentum mit ständischer Verfassung dem Zarenreiche angegliedert wurde. Nach und nach hat man aber diese Selbständigkeit mehr und mehr „vergessen“, und erst jüngsthin hat wieder die alte Freiheit sich ein wenig vorgewagt. Neben der altfinnischen Sprache herrscht hier überall noch die schwedische, die russische nur erzwungenermaßen. Die Finnen haben seit ihrem Reformator Michael Agricola, der 1557 als Bischof in Åbo starb, eine eigene Literatur, bekannt und auch geographisch interessant ist das große Volksepos Kalevala, das alte Jäger- und Fischersagen mit manchen asiatisch-schamanischen Lehren, mit germanischen und christlichen Elementen verquickt und an Phantastik selbst die nordische Mythe übertrifft. Der Arzt Lönnrot hat es auf jahrelangen Fahrten aus dem Munde der Fischer gesammelt. 1835 erschien es im Druck.

Die finnische Küste hat einen „Skjaergard“ wie die norwegische, und das Schiff fährt ruhig in seinem stillen Fahrwasser, während die See sich aufgeregt an den Riffen und Granitbuckeln der Schären draußen bricht. Aber die Küste steigt nicht auf als majestätische Felswand, sie gleicht den Ufern des Mälarn. Dem Schärenkranz ist auch im Urteil der Finnländer der Preis zuerteilt worden. Baumgartner schildert diese Landschaft mit folgenden Worten: „Licht,

---

*) Quelle: A. Baumgartner, S. J. Durch Skandinavien nach Petersburg. S. 471 ff.

Luft, Meer, Fels und Wald tragen zur landschaftlichen Schönheit bei. Die Elemente bleiben immer dieselben, und doch wird man nicht müde, diese meist vom Wald gekrönten und von dunklem Wald umfangenen Eilande anzuschauen, die wie ein schwimmender Park am Auge vorüberhuschen: jetzt ein verwitterter Felsblock, von sturmzerzausten Tannen überragt, die siegreich auf die im Sonnenlichte strahlende Meeresstraße herabschauen, — jetzt eine schattige, spiegelglatte Bucht, deren Baumterrassen mit all ihren dunkelgrünen Wellenlinien sich im Wasser verdoppeln, — jetzt eine zerklüftete kahle Felsenburg, auf der nur zwerghafte Birken und niedriges Gestrüpp die einzelnen Stockwerke, Klüfte, Risse und Adern bezeichnen, — jetzt ein von der Brandung umzischtes langgestrecktes Riff, das wie der Rücken eines gewaltigen Seeungeheuers dunkel aus den Wogen emporstarrt, — jetzt ein freundliches Bauerngut mit Haus, Scheuer und Ställen, Garten und Weideland, von dunkelm Busch umsäumt und ins Meer hinaus versetzt — jetzt wieder hoher Tannenwald, von dem am Ufer nur durch die helle Meerstraße getrennt. An der Küste selbst wechseln prächtige Wälder mit bebautem Lande und öden Felswüsteneien. Buchten ziehen sich weit ins Land hinein, und von bläulicher Ferne her grüßt dann und wann eine Ortschaft mit ihrem Turme den vorüberrauschenden Dampfer. Da und dort öffnet sich wohl auch eine weitere Sicht aufs Meer, das sich nach Süden hin für das Auge unbegrenzt ausdehnt und den Eindruck einer schönen, aber doch etwas schwermütigen Natureinsamkeit verstärkt."

Die neue Hauptstadt des russischen Finnland ist Helsingfors geworden, das durch die starke Schärenfestung Sveaborg (d. h. Schwedens Burg) gedeckt ist, wie diese selbst den Eingang zum Finnischen Meerbusen und damit zu St. Petersburg deckt. Im russischen Eroberungskriege wurde diese sehr starke Inselfestung feigherzig ausgeliefert. Damals war Helsingfors noch eine kleine Stadt. Rußland aber verlegte die Universität von Åbo hierher, führte viele Prachtbauten auf für die Verwaltung des Landes, und so erstand die durchaus modern angelegte Hauptstadt mit ihrer prächtigen lutherischen Nikolaikirche und ihrer russisch-orthodoxen Kirche, ihrem Rats- und Senatshause, ihren Boulevards und Hotels.

Wer altfinnisches Leben sucht, der muß ins Innere nach Norden zu vordringen: dort wohnt noch in seiner Pörte, dem schlichten Blockhause, der arme Ackerbauer und ringt dem Boden Korn und Hafer ab, gefährdet von den Frühjahrsgewässern, den Sommergewittern mit ihren Hagelschauern und den Frühherbstfrösten. Dort wohnt am fischreichen See noch im altfinnischen Wigwam, der Kota, der kegelförmigen Zelthütte mit dem Kesselhaken in der Mitte, der arme Fischer und stellt mit allerhand sinnreich erdachten Fanggeräten den Forellen, Lachsen u. a. m. nach. Dort erklingen noch auf der fünfsaitigen Kantele schwermütige Volkslieder; denn als Wäinämöinen, der Nationalheros der Finnen, auf seinem Kupferboot für immer

Suomi Valet sagte, weil das Christkind König über Karelien geworden war, ließ er zum Troste des armen Volkes seine Harfe, seine Lieder „zu ewiger Freude“ in den wasserreichen Wäldern der Heimat zurück.

8. Kopenhagen.*)

Kopenhagen ist ungefähr halb so groß wie Hamburg und hat durchaus eigenartiges nordisches Gepräge.

Als Hauptstadt des dänischen Inselreiches wundert man sich, daß es an der Peripherie und nicht in der Mitte liegt. Aber es ist erst seit 1443 Residenz und Hauptstadt Dänemarks.

Die älteste Hauptstadt des Landes liegt auch wo anders, in der Mitte von Seeland, der größten der dänischen Inseln, am Ende des tief einschneidenden, schmalen Isefjords: Roskilde, die alte Königsstadt, davon noch der doppeltürmige Dom mit den Grüften vieler dänischer Fürsten von Harald Blauzahn (985) bis auf Christian IX. (1906) zeugt. Die Lage der Stadt tief im Fjordwinkel ist typisch für die nordischen Hauptstädte alter Zeit; dort waren sie vor Wikingern und Seeräubern am sichersten. Auch die altschwedischen Hauptstädte Sigtuna und Upsala lagen so versteckt. Roskilde ist heute ein Landstädtchen in anmutiger Landschaft: reizende halbstädtische Bauernhäuser mit tonigen Strohdächern und weißem Gemäuer, grüne Waldhügel, stille Fjordbuchten sind seine Reize.

Verkehrsreiche und gesicherte Zeiten erforderten eine Verlegung der Zentralgewalt an eine Stelle, wo das wirtschaftliche und politische Leben pulsierte — das war der Sund, das wichtigste Tor zur Ostsee.

Das alte Schloß, heute eine malerische, ausgebrannte Ruine, liegt wie eine Festung auf einer künstlich erweiterten rechteckigen Insel am Sund, die durch sieben Brücken mit der Stadt verbunden ist. Hier baute im 12. Jahrhundert der Bischof Absalon von Lund in Schweden ein festes Schloß als Stützpunkt gegen die Seeräuber. Damals war Schonen dänisch, und Absalon gleichzeitig auch Bischof von Roskilde. Er ist der Gründer Kopenhagens — und seines geographischen und politischen Weitblicks wegen verdient er die Verehrung, die ihm Dänemark noch heute zollt. Denn hier stieß Seeland am weitesten gegen den Sund vor, und der schmale Meeresarm des Kalvebodstrand, der durch die vorgelagerte Insel Amager entsteht, bot einen günstigen und geschützten Hafen.

Das älteste Kopenhagen liegt wie alle alten Festungsstädte in einem Halbring von Anlagen: Parks und botanischer Gärten — bis zur Zitadelle, die als Rest der Befestigung erhalten ist. Doch

*) Nach Lichtwark, Eine Sommerfahrt auf der Jacht Hamburg. Berlin 1905 (Bruno Cassirer).

zerfällt der davon eingeschlossene Stadtteil in zwei deutlich unterscheidbare Hälften: die eigentliche alte Stadt mit ihren krummen, „gewachsenen“ Gassen und Gäßchen — und die einstige Sommerstadt der Könige Rosenborg mit dem Adelsquartier Amalienborg, die im 17. Jahrhundert sorgfältig rechtwinklig angelegt wurden.

Große Wasserbassins, die den Raum der einstigen Gräben einnehmen, schließen den Anlagenring nach außen von den jüngsten Stadtteilen ab.

Den Eindruck der Stadt schildert uns Lichtwark*) mit den Worten:

„Kopenhagen hat etwas Märchenhaftes. Kommt es daher, weil es durch Andersen geweiht ist, oder liegt nicht auch in seiner Anlage und in seinen Bauten ein ganz phantastischer Zug?

Was für eine Märchenidee, den Turm der Börse aus den umeinander geringelten Leibern von vier Ungeheuern zu bilden, oder den Turm der Erlöserkirche mit einer außen umlaufenden Wendeltreppe zu umgeben? Wie fremdartig sondert sich die Burginsel durch den breiten Kanal ab, der sie umgibt, und wie schaurig ragen die Trümmer des gigantischen Königsschlosses auf dieser Burginsel in die Lüfte!

Auch im Hafen hat alles einen phantastischen Zug, die künstliche, befestigte Insel im Meer trägt in Erinnerung an die Zeit, wo der König von Dänemark die drei nordischen Kronen auf seinem Haupte vereinte, den Namen Dreikronen (Trekoner). Weit draußen im Sund ist eine neue Festungsinsel auf dem Mittelgrund aufgetaucht, wo sie das ganze Fahrwasser beherrscht. Dann die alten Hafenanlagen mit ihren gewaltigen alten Speichern, die vielen Meerarme wie Kanäle in der Stadt, bald Hamburg, bald Amsterdam, bald Venedig, der träumerische Park von Rosenborg, die geheimnisvolle Zitadelle — ist es ein Wunder, daß hier Märchen wachsen?“

Wie jede große Stadt Europas, hat auch Kopenhagen die Güter der Kunst und Kultur des Landes und auch des Auslandes in einem System von Museen gesammelt. Dem größten Bildhauer des Landes, Thorwaldsen, ist auf der Schloßinsel ein Museum geweiht worden, wo seine Werke und seine Kunstsammlungen vereinigt sind, wo er selbst im Hofe unter dem grünen Efeu schlummert. In der alten Frauenkirche steht sein berühmter einladender Christus, wohl sein bekanntestes und tausendfach vervielfältigtes Werk.

„In dem Museum nordischer Altertümer besitzt Kopenhagen einen Schatz, an dem die gesamte germanische Welt interessiert ist. Auch dies Museum ist Geschichte und Märchen. Wer steht ohne Schauer vor den wohlerhaltenen Gewändern einer germanischen Fürstin der Urzeit, vor den riesigen Lurenhörnern aus Bronze, die die Feier des Gottesdienstes mit Tönen begleiteten, die heute noch

*) S. 67.

in ihnen schlummern; vor einem wirklichen Götterwagen, auf dem das Bildnis des Gottes oder der Göttin über Land gefahren wurde; vor den unbeschreiblichen Schätzen an Gold und Silber, zum Teil in einer technischen Vollendung und künstlerischen Schönheit, daß die sämtlichen Schmuckkünstler unserer Tage davor erröten müßten.“*)

In dem malerischen Schlößchen Rosenburg sind die fürstlichen Schätze moderner Kultur sehr gut aufgehoben, darunter ein Königsthron aus Narwalzähnen und Silber, eines Seekönigs Hochsitz — im Schlosse Frederiksborg ist des Volkes Ruhmeshalle. Dem Edelsinn eines Bürgers, des Brauers Jacobsen, verdankt die Stadt wertvolle Ergänzungen dieser Sammlungen in der „Glyptothek“, dem archäologischen, dem Kunstgewerbe-Museum usw.

Die Umgebung Kopenhagens ist großenteils Villenlandschaft: immer wieder rote Dächer und weiße Mauern im Grünen, die Sommerhäuser der Städter.

Dort liegt als Ergänzung zu dem Fürsten- und Bürgermuseum der Hauptstadt das Bauernmuseum von Lyngby, ein Freiluftmuseum ähnlich dem Stockholmer. Hier findet auch der Deutsche Heimatkunst. Aus Ostenfeld bei Husum stammt ein sog. „Rauchhaus“, ein sächsisches Bauernhaus ältesten Schlages mit breiter Einfahrt auf die Diele, mit seitlichen Ställen, mit der Wohnung im Hintergrunde und dem schornsteinlosen Herde, wo das offene Feuer brannte. Aber auch dänische, nordholländische, schonische und smaländische Häuser alter Art sind in dem hügeligen Feldgelände Lyngbys vereinigt.

---

*) a. a. O. S. 82.

III. Bilder aus Osteuropa.

A. Nördliches Rußland.

1. Petersburg. — 2. Petersburg im Winter. — 3. Die Newa. — 4. Im Petersburger Kaufhofe. — 5. Im Schlitten von Petersburg nach Archangel.

1. In Petersburg.*)

Von dem ostpreußischen Städtchen Eydtkuhnen aus fährt der Zug über die Grenze in ein anderes Lebensgebiet ein: nach Halbasien. Wirballen ist die Zollstation jenseits der schwarzweißen Pfähle, hier will man nur Russisch verstehen. Ein mächtiger viereckiger Raum mit langen Tafeln dient der Prüfung des Reisegepäcks und des Reisepasses. Am Fahrkartenschalter will der Beamte: Kowno nicht verstehen, sondern Kauna hören, aber im Wartezimmer, wo man die Stunde verbringt, die die mitteleuropäische Zeit der osteuropäischen nach ist, herrscht ein mehr internationaler Geist.

Im russischen Bahnwagen 3. Klasse, der geräumiger und daher bequemer als der deutsche ist, wird der Ofen ebenso mit Holz geheizt wie vorn die Lokomotive, die Beleuchtung geschieht durch Kerzen. Eine bunte Gesellschaft findet sich herzu, manche schlafen auf dem festen Gepäckbrett über den Bänken, Soldaten schaukeln Kinder auf dem Arme, Juden bieten allerhand Kurzwaren an, Weiber betteln, eine Bande musiziert auf Markneukirchener Instrumenten.

Dies Stück Polnisch-Litauens, das wir durchfahren, hat über ein Jahrzehnt zu Preußen gehört nach der dritten polnischen Teilung, noch heute hat das südliche Stück des Bezirks Suwalki manches Vorrecht vor dem nördlichen, die Schulen können z. B. noch litauisch lehren.

Die Landschaft zeigt altlitauisches Gepräge: kleine weitentlegene Dörfer mit weitläufigen Gehöften, Stangenzäune und Brettergitter; Strohdächer, Obstgärten; die Haustüren nach dem wärmeren Süden sehend, von einer Laube umschirmt, wenig Kirchen. Ein jedes Gehöft hat zwei Teile, den Haushof und den Scheunenhof. Sie sind durch eine Hecke geschieden. Die Mitte des Haushofes bildet der Obstgarten, den Rand besetzen die Häuser: das dreiteilige Wohnhaus mit Stube, Flur und Kammer, die Klete, der Wirtschafts- und Schlaf-

*) Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1898, Nr. 4, und J. K. Kohl, Petersburg in Bildern und Skizzen.

raum, der Stall. Den Scheunenhof rahmen die Scheunen mit der Dörrstube oder Pirtis, Wagen- und Futterschuppen, das Räucherhaus mit dem Kleinviehstall, das Flachstrockengestelle und das Badehaus ein. Vor dem Gehöfte liegen Fichten-, Kiefern-, Ahorn- oder Birkenhaine. Der Njemen ist der Rhein der Litauer, hier liegen ihre altheiligen Berge und zerbrochenen Burgen.

In Kowno herrscht auf dem Bahnhofe buntes Leben; Wagen und Troiken, Diener und Träger, nicht zum wenigsten feilschende Juden drängen sich durcheinander. Die Hotels sind sämtlich in jüdischen Händen, denn der Jude versteht alle Sprachen — über die Hälfte der Einwohnerschaft sind jüdischen Stammes. Im Gegensatze zum platten Lande sind hier die Kirchtürme zahlreich. Schulen und Fabriken, auch große Kaufhallen sind vorhanden. Der Markt wird vom Popen, vom Bauer mit der Pelzmütze, der Bäuerin im buntgetupften Kopftuch, der eleganten Städterin besucht; er bietet vielerlei: harten Quark in Säcken, Hühner mit zusammengebundenen Beinen, Butter, Brot, Eier, Zierweihwedel, hefigen Honigmet. Das Leben und Treiben der Menschen macht nicht den vernunftbeherrschten Eindruck einer westeuropäischen Stadt. Weiterhin geht's nach Wilna, wo ebenfalls über die Hälfte der Einwohner Juden, die übrigen vorwiegend katholische Polen, der Rest orthodoxe Russen, lutherische oder reformierte Balten und Deutsche sind. Juden und Polen geben der altlitauischen Königsstadt das heutige Gepräge. Neben schönen großstädtischen Läden- und Palaststraßen, neben den Villen an den Ufern der schiffbaren Wilja gibt es echt orientalisch-enge und schmutzige Viertel, und die Bettler fallen überall auf. An der Stelle eines altlitauischen Perkunheiligtums erhebt sich über die Häuser der hügeligen Stadt die stattliche Stanislauskathedrale aus dem 14. Jahrhundert, die besuchteste Kirche ist aber die Ostra-Bramakirche mit ihrem wundertätigen Marienbilde, vor dem stets eine Menge von Gläubigen betet, vor dem jeder Vorübergehende die Kopfbedeckung lüftet.

Nun geht die Fahrt nordwärts nach Dünaburg; die regelmäßig gebaute Stadt wird breit von dem schiffbaren Dünastrome durchflossen. Unter der Bevölkerung tritt das deutsche Element hervor. Handel mit Flachs und Getreide belebt die Stadt. Durch ungeheure Wälder und Moore, unwirtlich und öde, von Baumleichen durchschlagen, mit vereinzelten Holzmacherhütten auf Lichtungen, keucht die Lokomotive St. Petersburg zu, hier und da an einem Heutrockengestänge oder ein paar Bienenstöcken vorübereilend.

Wenn unsere im frühen Mittelalter entstandenen Städte mit ihren engen Straßen und winkeligen Häusern von den seltsamsten Formen, mit ihrem von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbten Bauplane oft verwachsenen Steinmassen und ausgehöhlten Felsennestern gleichen, in denen planloser Zufall die Wohnungen aufeinander setzte oder Furcht und Not die Mauern ballte, die Gebäude zu Türmen auftrieb und die Menschen wie in Bienenzellen häufte, so

wurde in Petersburg, dem Kinde einer jüngeren Zeit, alles bequem und verständig angelegt, die Straßen weit, die Plätze regelmäßig, die Gehöfte groß, die Häuser geräumig. Bei uns taxiert und mißt man die Bauplätze mit dem Zollstabe; die 80 □Werst*), welche Peter der Große 1703 für die Stadt bestimmte, erlaubten freigebiger zu verfahren, und wenn in Wien und Dresden selbst die Königspaläste so sehr mit den übrigen Gebäudemassen verschmelzen, daß sie kaum als selbständige Ganze zu erkennen sind, so nimmt in Petersburg jedes Haus mit seinen Höfen ein Stück Boden ein, das hinreichend groß ist, um sich bequem ausbreiten zu können, und jeder Baum im großen Häuserwalde tritt selbständig hervor.

Aber eben deshalb, weil das Einzelne sich breit macht, verliert das Ganze an Einheit, ist Petersburg nichts weniger als eine malerische Stadt. Alles ist so luftig und licht, es fehlt in den Straßen so sehr an kräftigem Schatten, an hell durchbrechenden Strahlen, an der Mannigfaltigkeit des Lichts, es ist alles so bequem, so verständig, so neu, ja so schön, daß es schwer hält, auch nur eine poetische Ansicht zu gewinnen, wie man sie in unseren an Gegensätzen, Erinnerungen und buntem Leben so reichen Städten unschwer findet. Dazu kommt, daß das Terrain der Stadt so eben ist, daß sich kein Teil über den anderen erhebt. Nichts hebt sich, nichts gruppiert sich; alles zerfällt und verschwindet, und die Augen finden keine Anhaltepunkte in diesem breiten Meere von Häuservierteln und Palästen.

Namentlich macht sich diese Eigentümlichkeit Petersburgs im Winter bemerklich, wo alles: der Boden, die Dächer, die Newaarme mit einer und derselben Farbe, dem einförmigen Weiß des Schnees überzogen sind. Die weißen Wände der Häuser heben sich nicht vom Boden ab und scheinen kaum auf festem Grunde zu wurzeln; die beschneiten Dächer fließen zusammen mit den graulichen Tinten des Himmels, wir wandeln in einer Nebel-, einer Schattenstadt, in der alle Linien verschwinden, alle Ecken fehlen, als hätten die Häuser keine Festigkeit, und als wäre alles Gemäuer nur locker und luftig.

Um so interessanter ist die Verwandlung im Frühling, wenn der Himmel sich klärt und die Sonne das bleiche Leichentuch des Winters von den Dächern und Flüssen hebt. Es ist, als wenn dann die Stadt erst wahre Existenz bekäme und sich in wenigen Tagen von neuem aufbaute. Die Häuser fassen nun auf dem dunklen Grunde festen Fuß; die lebhaften, derbbarbarischen Farben der grün angestrichenen Dächer und der blauen, mit goldenen Sternen beschneiten Kirchenkuppeln, die vergoldeten Spitzen der Türme, die sich aus der Eiskruste hervorschälen, erfreuen nun das farbenhungrige Auge, und die klaren Flußnymphen, die ihren Eispelz abgeworfen

*) 1 □Werst = 1,138 qkm.

haben, werfen aus tausend Spiegeln das Bild der schmucken Paläste zurück.

Kaum eine unserer Städte dürfte so aus Palästen und Riesengebäuden zusammengesetzt sein wie Petersburg. Die schönen Bauten längs des englischen Kais, der Petersplatz mit dem Gebäude der Synode und der prächtigen Isaakskirche, die sich zur Riesenkuppel aufwölbt, mit dem Monumente Peters des Großen im Vordergrunde — daneben die alte Admiralität mit ihrem weit sichtbaren, vergoldeten Turme, dann der Winterpalast, die Eremitage (welcher Palast jetzt die Gemäldegalerie enthält), das kaiserliche Hoftheater, mehrere großfürstliche Paläste, das Marmorpalais, das ungeheuere Marsfeld mit der Statue Suwarows am Kai, der kaiserliche Sommergarten mit seiner reichvergoldeten Marmorkapelle, weiter aufwärts der taurische Palast: das ist ein Verein der großartigsten Bauwerke und riesigsten Maßverhältnisse. Es gibt viele Häuser in Petersburg, in denen mehrere tausend Menschen wohnen, z. B. im Winterpalais 6000, im Hospital der Landtruppen 4000 (d. h. Betten für eine gleiche Anzahl von Kranken), im Findelhause 7000 (Kinder), im großen Kadettenhaus mehrere tausend junge Leute. Selbst unter den Privathäusern sind viele, welche an Zahl und Weitläufigkeit der Gebäude, an Größe der einzelnen Flügel usw. der Burg in Wien wenig nachgeben.

Die meisten Häuser in Petersburg sind nur zweistöckig, nur in den innersten Stadtteilen findet man drei- und vierstöckige. Eine große Anzahl ist hölzern; denn alle Russen haben eine Vorliebe für niedrige und hölzerne Häuser, die auch in der Tat viele Vorteile gewähren, namentlich sehr warm sind. Die Regierung sucht aber die hölzernen Häuser mehr und mehr zu verbannen, und in einigen Stadtteilen sind sie ganz und gar verboten.

Das Bauen ist in Petersburg kostspieliger als in jeder anderen Stadt des Reichs, weil die Nahrungsmittel und daher der Tagelohn teurer sind als irgendwo; dann auch des Baugrundes wegen. Der schwammige und morastige Boden der Stadt macht es durchaus nötig, daß man zuvor ein ganzes Gerüst unter die Erde versenken muß, ehe es möglich ist, daß eins darüber erscheint. Alle größeren Gebäude der Stadt ruhen auf Rosten von außerordentlich langen Bäumen. Wie schlammig der Boden ist, das sieht man recht deutlich auf den Friedhöfen, wo sich in den frisch ausgeschaufelten Gräbern rasch das Grundwasser sammelt.

Material zu den hölzernen Häusern liefern die Fichtenstämme, die nach der gewöhnlichen nordischen Weise übereinander gelegt werden, zu den steinernen gebrannte Ziegel und finnländischer Granit. Die Mauern, die man aus Ziegeln baut, sind gewöhnlich sehr dick, und während man bei uns darüber erstaunen muß, wie man hohe Gebäude mit äußerst dünnen Mauern aufzuführen wagt, hat man hier Gelegenheit, sich über die beinahe 2 m dicken Mauern der niedrigen Gebäude zu wundern. Alles wird mit unglaublicher

Schnelligkeit gebaut. Teils treibt die Kürze der für den Bau günstigen Jahreszeit dazu, teils die Ungeduld der Russen, Angefangenes fertig zu sehen. Dafür gibt es denn freilich auch eine Menge von Häusern, die frühzeitig an Altersschwäche leiden. Der Winterpalast ist das schlagendste Beispiel davon. Es wurden binnen Jahresfrist nicht weniger als 20 Millionen Rubel darin verbaut! Man setzte den Bau im Winter fort, indem man das Gebäude beständig heizte, um die Materialien flüssig zu erhalten und die Wände schnell trocknen zu lassen. Bei den meisten Privatgebäuden der Großen liegt der Fall ähnlich. Alles wird so schnell zusammengenagelt wie Theaterdekorationen.

Bei der Leichtigkeit, mit der die Russen sich zu Veränderungen entschließen, wird man es natürlich finden, daß in Petersburg viel gebaut und umgebaut wird. Es ist fast nie ein Haus völlig fertig, und beständig wird bald hier, bald da etwas geändert. Ein einziges Fest, ein Ball, ein Diner bringt oft nicht unbedeutende Veränderungen im Innern eines Hauses zuwege. Findet man die Zimmer zu klein, so bricht man eine Mauer durch, zieht das folgende Zimmer hinzu und läßt Türen für den Abend einsetzen. Säulen und Balustraden werden zur Ausschmückung und für die Musik errichtet, Lauben, Stubengärten, Büffets angebracht, Zimmer für den Augenblick mit Tapeten behangen und mit Teppichen belegt, ja oft, um noch Zimmerraum zu gewinnen, wird ein vorläufiges, hölzernes Zimmer über den Balkon hingebaut, der als hübsch ausgeschmücktes Kabinett oder als Sitz der Musiker mit zum Tanzsaal gezogen wird. Auch die Polizei flickt mit großer Veränderlichkeit an den Häusern. Bald verbietet sie diese oder jene Fensterform, bald gebietet sie, alle Türen sollen von Eichenholz sein, bald erlaubt sie es, daß hier und da Erker und Vorbauten aus den Souterrains hervortauchen, bald werden sie mit einem Male rasiert.

Auch das Straßenpflaster ist in Petersburg wegen des sumpfigen Bodens sehr teuer; denn es bedarf beständiger Ausbesserungen, und doch dringt die Feuchtigkeit überall durch. Auch verstehen sich die Russen auf das Pflastern schlecht, und man hat für die besseren Straßen deutsche Pflasterer aus den Hansestädten berufen. Neben dem schlechtesten hat man aber auch das schönste Straßenpflaster, die herrlichsten Holzblockwege, auf denen die Wagen so glatt und geräuschlos rollen wie die Elfenbeinkugeln auf dem Billard. Diese Wege, die jedoch bloß als schmale Streifen durch die große Newskijperspektive und einige andere Straßen führen, bestehen aus sechseckigen Holzblöcken, die wie Bienenzellen zusammengefügt sind. Da das Holz bei dem unaufhörlichen Fahren und bei dem feuchten Boden sich schnell verbraucht, so sind sie ungemein kostspielig. Übrigens wendet man in Petersburg schon deshalb weniger Sorgfalt auf ein gutes Pflaster, weil es sechs Monate hindurch völlig gleichgültig ist, was für ein künstliches Pflaster vorhanden, da die Natur mit Schnee und Eis dann selber pflastert.

Die Zugänge der Häuser sind bequem und weit. Die meisten Häuser der Großen haben Vorhöfe zum An- und Abfahren der Equipagen wie bei uns die Theater oder Königspaläste. Auch das Innere ist durchweg geräumiger als in irgend einer unserer Städte, und wer bei uns mit ein paar Zimmern sich begnügt, hält in Petersburg gewiß auf ein halbes Dutzend. Die Vorhäuser sind groß, die Treppen winden sich in doppeltem Zuge zu beiden Seiten der Bel-Etage hinauf. Die Tanz-, Speise- und Gesellschaftszimmer sind hoch und weit. In vielen Palästen findet man einige Zimmerräume, die zu Wintergärten bestimmt sind. Die größten Wintergärten, die in Petersburg mehr als in jeder anderen Stadt in Aufnahme gekommen sind, haben natürlich die kaiserlichen Palais; doch werden oft bei großen Tanzfesten auch nur vorübergehend Wintergärten mit Lauben, Blumenbeeten, Springbrunnen usw. eingerichtet.

Eine Eigentümlichkeit der Petersburger Häuser entsteht durch den Luxus, der mit großen Fensterscheiben getrieben wird. Man hat gefunden, daß die Fensterstäbe, welche die Scheiben zusammenhalten, die Aussicht stören und füllt daher die Öffnung mit einer einzigen großen Spiegelscheibe aus. In den meisten Salons befindet sich nur e i n so kostbar beglastes Fenster. Das vertritt dann die Stelle der bei uns gewöhnlichen Guckfenster und Erker, und die Damen stellen ihre Arbeitstische und Diwans diesem Fenster gegenüber, vor dem sich alle Bilder des Straßenlebens vorüber bewegen. Die Häuser der Reichen sind von oben bis unten mit solchen kostbaren Scheiben ausgestattet.

Die Bevölkerung von Petersburg ist sehr bunt und mannigfaltig. Namentlich gehen die Verbindungen Petersburgs zu Lande so weit, wie bei keiner Stadt der Welt und bringen die Residenz in Berührung mit so vielen Völkerschaften des Erdballs, daß es ebenso schwer sein möchte, die aufzufinden, die hier nicht vertreten wären, als alle vorhandenen aufzuzählen. Wie vielfach sind nicht schon die Volksstämme, die sich hier auf h e i m i s c h e m Boden fühlen, welche Petersburg als ihre Hauptstadt ansehen! Man betrachte nur das Militär! Da gibt es eine eigene Garde für die kaukasischen Völker, eigene Abteilungen für die Tataren, für die Finnen, für die Kosaken usw., weil immer Auserwählte als Geiseln der Treue ihrer Brüder in der Residenz zu weilen gezwungen sind. Man sieht den Kosaken, der sein Roß tummelt, mit eingelegter Lanze, als wären Feinde zu verfolgen, über den Platz traben; den Tscherkessen in seiner reichen Tracht, auf jedem Zoll seines Leibes bewaffnet und bepanzert, auf öffentlichen Plätzen kriegerische Übungen anstellen; den Taurier*) seiner Steppen und seines Allah eingedenk selbstbewußt durch das Getümmel schreiten; die russischen Soldaten in langen Kolonnen durch die Straßen der Stadt

*) Aus der Krim oder Taurien.

defilieren, — die verschiedenen Montierungen und Uniformen der russischen Armee, von denen allen eine Probe in der Residenz sein muß, die Garderegimenter, die Husaren, Jäger, Ulanen, Dragoner, Kürassiere und Grenadiere, die Sappeure, Ingenieure zu Pferde und zu Fuß ihre Wachen wechseln, Kasernen beziehen, zur Parade eilen.

Oder man sehe auf die Kaufmannschaft und den bürgerlichen Verkehr! Da fehlt kein Volk von Europa und fast keins von Asien, nicht der Spanier und Italiener, nicht die Einwohner der grünen britischen Eilande, nicht der Normanne aus dem entfernten Thule*), nicht der von Seidengespinst umrauschte Buchare und Perser, sogar der Inder nicht aus Taprobane**), weder der Zopf des Chinesen, noch die weißen Zähne des Arabers.

Oder man betrachte das niedere Volk! Da schlendern die deutschen Bauern zwischen dem Getümmel der lärmenden Bartrussen, die schlanken Polen neben den untersetzten Finnen und Esthen, die Letten mit den Juden, amerikanische Matrosen, Kamtschadalen und Tscheremissen; Mohammedaner, Heiden und Christen; weiße Kaukasier, schwarze Mohren, gelbe Mongolen.

Entschieden am interessantesten und schönsten entwickelt sich das Petersburger Straßenleben auf der herrlichen Newskij-Perspektive. Diese prachtvolle, 35 m breite Straße geht vom Alexander-Newskij-Kloster, das die Reliquien dieses Heiligen birgt, seit die rechtgläubigen Russen unter Peter dem Großen nicht in eine Stadt ohne Heiligen ziehen wollten, 5 km weit bis zum Admiralitätsgebäude. Sie durchschneidet alle verschiedenen Ringe der Stadt, das Quartier der armen Vorstädter wie die Gegenden des Reichtums und des Luxus im Zentrum. Sie ist daher von sehr verschiedenem Aussehen, und eine Reise auf ihrer ganzen Ausdehnung ist entschieden die interessanteste, die man auf dem Terrain von Petersburg machen kann. An ihrem äußersten Ende sind das Kloster und ein Kirchhof: Tod und Einsamkeit. Alsdann kommen kleine niedrige Häuser von Holz, Viehmärkte und Branntweinschenken, von singenden russischen Bauern umschwärmt: Dorfleben und Vorstadttreiben; weiterhin hier und da zweistöckige, steinerne Gebäude, bessere Wirtschaften, Magazine und Läden, wie man sie in russischen Provinzen vergeblich sucht; Märkte und Magazine mit einer Menge alter Möbel, Kleider und Sachen, welche das Zentrum der Stadt abnutzte und hier den Vorstädten feilbietet. Die Häuser sind nach alter russischer Weise gelb und rot angestrichen, und Menschen sieht man mit langen Bärten und noch längeren Kaftans. Etwas weiterhin erscheinen schon Iswoschtschiks (Droschkenkutscher), die sich aus den inneren Kreisen hierher verirrten, Omnibusse und Pferdebahnwagen, rasierte Kinne, französische Fracks und einzelne prächtige Häuser. Wenn man um die Ecke des Winkels biegt,

---

*) Island.

**) Der alte Name von Ceylon.

den die Straße macht, so zeigt sich in der Ferne, wie über dem niedrigen Straßennebel schwebend, die goldene Riesennadel des schlanken Admiralitätsturmes, den alle Hauptstraßen der Stadt zum Augenpunkt haben. Man setzt über ein paar Kanalbrücken, und es offenbart sich allmählich der Kern der Residenz. Die Paläste schwellen drei- bis vierstöckig empor, die Inschriften an den Häusern mehren und vergrößern sich. Die Vierspänner werden häufiger, und es schlüpft hier und da ein eleganter Federbusch vorüber. Endlich gelangt man zur Fontanka*) und der Anitschkow-Brücke, und hiermit beginnt die eigentliche Residenz, was gleich das große Bjeloselskische Palais ankündigt. Von dieser Brücke bis zum Ende ist das eigentlich stilvolle und großstädtische Stück der Perspektive. Vierspänner auf jedem Tritte, Generale und Fürsten unter dem Getümmel, die ausländischen Magazine, die Silberläden, die kaiserlichen Palais, die Kathedralen und Hauptkirchen aller Petersburger Religionen.

Von der Anitschkow-Brücke bis zur Admiralität hin und her zu spazieren, ist der anmutigste Zeitvertreib, den das Stadtleben zu bieten vermag. Jeder Petersburger Stutzer nimmt einmal des Tages seinen Freund an den Arm und macht diese Promenade ein paarmal auf und ab. Die beliebteste Seite der Straße ist die nördliche, weil sie die Sonnenseite ist. In Genua würde es die südliche sein, weil dort alles nach Schatten schmachtet. Die nördliche Seite ist daher auch mit weit glänzenderen Läden und Magazinen besetzt und gibt einen höheren Mietzins als die südliche.

Da Petersburg als Residenz eine starke Garnison hat, so ist der zehnte Mann, der einem in den Straßen begegnet, ein Soldat; und da weder Gemeine noch Offiziere sich je von ihren Epauletten und Waffen trennen und auf jedem Spaziergange ebenso bis an die Zähne aufgezäumt wie auf der Parade erscheinen müssen, so sieht man auf den Spaziergängen nichts häufiger als Federbüsche und blinkende Rüstungen.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, halb Petersburg stecke in der Uniform. Denn außer den zahlreichen Militärs mögen auch ungefähr ebenso viele Zivil- und Privatuniformen tragen: die Beamten, Polizisten, Lakaien, Bedienten usw., weshalb denn fast das ganze Publikum bordiert, belitzt, besternt, verbrämt und eingekantet erscheint. Die zahlreiche Kaufmannschaft, die englische Faktorei, die deutschen Barone aus den Ostseeprovinzen, viele reiche russische Gutsbesitzer, Fürsten und Herren, die meisten Ausländer, insbesondere die zahlreichen Privatlehrer usw. stecken im Frack, der freilich der Uniform weichen muß bei allen Militär- und Zivilbeamten, auch bei den Lehrern aller öffentlichen Schulen, bei den Professoren wie bei den Gymnasiasten und den Zöglingen öffentlicher Anstalten, die ebenfalls als angehende Staatsbeamte unifor-

*) Ein Arm der Newa mit besonders schönen Palästen an den Ufern.

miert erscheinen und wie die Schmetterlinge in allerlei bunten Farben glänzen.

Wie in der Natur anderes Wetter immer andere Tiere zum Vorschein bringt, wie im Regen die Enten, im Sonnenschein die Schmetterlinge sich freuen, wie im Abendnebel die Nachtschwärmer, am Mittage die Sonnenfalter streichen und das Wild im Winter einen anderen Rock anzieht als im Sommer, so hier auch bei den Menschen; anderes Wetter bringt andere Menschen auf die Straße. Da nun das Wetter des Petersburger Himmels erstaunlich wankelmütig ist, so verändert sich der Anblick des Petersburger Straßenpublikums ungemein häufig. Im Winter die dicken Pelze, im Sommer die leichten Flore und Seidenstoffe. Am Abend alles in Mänteln und Kapuzen, am Tage alles luftig und bloß. Im Sonnenschein die flatternden Stutzer und Modedamen, im Regen alles Modische, aller Uniformenglanz verschwunden und nichts als schwarzes Volk in Radmänteln. Heute auf dem Schnee alles Schlitten und Schleife, morgen auf den Steinen alles Wagen und klapperndes Rad.

Noch mehr als die Verschiedenheit des Wetters ändern die religiösen Festtage den Anblick des Publikums. Freitags, am heiligen Tage der Mohammedaner, herrschen die Turbans, die schwarzen Bärte der Perser und die geschorenen Köpfe der Tataren auf den Straßen. Am Sabbat erscheinen die schwarzseidenen Kaftans der Juden, und am Sonntage jubeln die Scharen der Christen hinaus. Dazu kommt die Verschiedenheit der christlichen Bekenntnisse. Heute läuten die Lutheraner zum Bußtag, und man sieht die deutschen Bürger, Vater, Mutter und Tochter, schwarze Gesangbücher unter dem Arme, nach der Kirche pilgern; morgen rufen die Katholiken zu einem Feste der unbefleckten Jungfrau, und Polen, Litauer, französische und österreichische Untertanen wandeln zu den Tempeln. Übermorgen aber läuten die tausend Glocken der griechischen Kolokolniks, und nun summt und flattert es auf allen Straßen von den grasgrünen, blutroten, schwefelgelben, veilchenblauen Kleidern der Töchter und Frauen der russischen Kaufleute. An den großen Staatsfesten aber, den sogenannten „Kaiserlichen Tagen", erscheinen dann alle Trachten, alle Farben und alle Moden, die von Paris bis Peking gang und gäbe sind. Es ist, als wenn Noahs Arche an der Newa gestrandet wäre und ihres sämtlichen bunten Gefieders hier sich entledigt hätte.

Petersburg ist eine Stadt der Männer, weil zufolge der großen Sterblichkeit in der ungesunden Stadt die Bevölkerung sich durch Einwanderung ergänzt und Männer erfahrungsgemäß eher die Heimat verlassen als Frauen. Der Frauen sind hier weniger als der Männer, weshalb diese keine große Auswahl haben. Dabei scheint den zarten Blumen das Petersburger Klima nicht günstig zu sein, denn sie verblühen dort bald, und überhaupt gilt es ganz allgemein von den Russen, daß die Frauen durchweg weniger schön sind als die Männer. Endlich werden sie auch, je weniger zahlreich sie sind, um so mehr

in Gesellschaften und Vergnügungen, wo sie unentbehrlich sind, abgemattet. Selten sieht man ein hübsches, frisches Mädchenangesicht, bleich ist ihre allgemeine Farbe, und man merkt es ihnen an, wie viel Frische und Anmut die Residenz aufbraucht. Die deutschen Damen aus den Ostseeprovinzen machen davon eine Ausnahme, da sie auf dem Lande, in der gesunden Luft der Gärten und Wälder aufwachsen. Aus Finn-, Esth-, Liv- und Kurland kommt der Stadt viel Schönes zu, und alles, was hier in der Gesellschaft glänzt, ist fast immer von dort.

Die vorzüglichste Zeit für den Spaziergang auf dem Newskijprospekt sind die Stunden nach dem Frühstück von 12—2 Uhr, wo auch die vornehmsten Frauen hier an den Kaufläden vorfahren. Gegen 2 und 3 Uhr, wo diese Einkäufe, die Wachtparade, die Börse und die Handelsgeschäfte beendigt sind, wendet sich die lustwandelnde Gesellschaft dem englischen Kai zu. Kaiser Alexander II. hat den englischen Kai in Aufnahme gebracht. Dieser herrliche Kai aus Granitblöcken geht am Ufer der Newa zwischen der neuen und alten Admiralität hin. Der Bau ist ein Riesenwerk aus der Zeit Katharinas, die ungefähr fünf deutsche Meilen Flußufer mit Granit einfassen ließ. Wie bei allen Wasserbauten ist das Riesenmäßige an der Arbeit äußerlich wenig sichtbar. Die gewaltigen Roste, auf denen die Kais ruhen, stecken tief im Sumpfe und ebenso die ganzen Unterbauten, von denen nur die obere schmale Kante, die der Spaziergänger genießt, mit der Einfassung eines zierlichen Eisengeländers sichtbar ist. Für die Fußgänger führen überall zierliche Treppen, und für die Wagen breite, schöne Abfahrten, deren Seiten im Winter gewöhnlich noch mit allerlei aus Eis gemeißelten und gedrechselten Säulen und Geländern verziert werden, zum Wasser hinab. Auf der einen Seite des englischen Kais zieht sich eine lange Reihe schöner Paläste hin, die meistenteils von Engländern erbaut worden, aber jetzt größtenteils im Besitz russischer Großer sind; auf der anderen Seite hat man die Aussicht auf den breiten Newaspiegel mit allen den Schiffen, Booten, Gondeln, die darauf schaukeln, und gegenüber die prächtigen Gebäude von Wassili-Ostrow, der Inselstadt, die Akademie, die Marineschule usw. Der englische Kai stellt in Petersburg ungefähr dasselbe vor, was in Frankfurt die „Mainstraße“, in Hamburg der „Jungfernstieg“ ist. Nur müßte man hier „Fürstenstieg“ sagen.

Bismarck schrieb 1859 an seine Frau: in Petersburg sei alles steinern. Es fehlte an einem größeren öffentlichen Garten im Mittelpunkt der Stadt. Als man die Anlage eines Stadtparkes in Betracht zog, dachte man zuerst an den Admiralitätsplatz, der die lange Front des mächtigen Admiralitätspalastes umschließt und auf der einen Seite bis zum Senat und dem Ufer der Newa, auf der anderen bis zum Winterpalais reicht. Aber man scheute sich, ihn zu wählen, da er zur Abhaltung von Paraden für die Garderegimenter und für jene Volksbelustigungen während der Butter- und Osterwoche, auf

die der Russe so viel hält, fast unentbehrlich geworden war. Doch der Wille des Kaisers Alexander II. machte allen Bedenken ein Ende; er befahl den Admiralitätsplatz in einen Stadtpark zu verwandeln.

In erstaunlich kurzer Zeit ward ein Garten hervorgezaubert, an dem alle ihre Freude haben. Genügend breite Parkwege umrahmen schlängelnd trefflich gehaltene Rasenplätze, die teils mit Baumgruppen, teils mit Blumenbeeten geschmückt sind. In der Nähe schattenreicher Baumgruppen fehlt es nicht an Ruhebänken zur Bequemlichkeit des Publikums. In der Richtung des Senats reicht der „Alexandergarten", wie er dem Zaren zu Ehren genannt wurde, bis an die Newa, deren majestätischer Lauf sich von einem künstlich angelegten Hügel, einer kleinen mit Blumen bepflanzten Felsgruppe, bequem überblicken läßt. An den langen Sommerabenden lassen die Bewohner St. Petersburgs sich gern da nieder, um dem regen Verkehr von Dampf- und Segelschiffen auf der Newa zuzuschauen.

Eine sehr besuchte Promenade ist auch der Sommergarten. Alle übrigen Gärten der Stadt, der des Taurischen Palais, der des Michailowpalais, werden weniger besucht. Der Sommergarten mit seinen schönen, hohen Lindenbäumen ist insbesondere der Tummelplatz der Petersburger Jugend. Hierher kommen die jungen Damen mit ihren Gouvernanten, die Lehrer mit ihren Zöglingen, die Ammen mit ihren Säuglingen; hier bietet sich die beste Gelegenheit, die Kinderwelt der Stadt zu beobachten. Man kann aber auch nichts Reizenderes sehen als eine tändelnde Versammlung dieser kleinen hübschen Kosaken, Tscherkessen und Muschiks; denn es ist bei den Russen aller Stände Mode, ihre Kinder bis in das siebente, achte Jahr „à la Moujik" zu kleiden. Die Haare rund herum abgeschnitten wie bei den Bauern, kleine zierliche Kaftane mit einem hübschen Gürtel und hohe tatarische Mützen wie bei den Kutschern. In neuerer Zeit ist die tscherkessische Kleidung bei der Petersburger Jugend sehr beliebt geworden, weil sie ihr wegen der vielen Silberbordierung und Pelzverbrämung noch hübscher steht und noch mehr gefällt.

Da die Kinder russische Bediente haben, englische und französische Bonnen und deutsche Lehrer, so lernen sie die Sprachen aller dieser Nationen auf einmal und nehmen in ihre Kindersprache aus allen Fremdsprachen solche Worte auf, die ihnen bequem sind. Es entsteht so ein höchst merkwürdiges Sprachgemisch, dessen sich die Petersburger Kinder bedienen. Einmal hörte ich im Sommergarten folgendes Gespräch zwischen einem reizenden kleinen Jungen und einer französischen Bonne:

Bonne: Nikola, bist du artig gewesen?
Nikola: Da, Nana! (Russisch: Ja, Nana.)
Bonne: Bist du gewiß nicht unartig gewesen?
Nikola: No, no! (Englisch: Nein, nein!) Koko sa, Koko mi. (Koko, russische Abkürzung für Nikola; sa, französisch für sage, artig; mi, russisch für mihloi, gut).

Bonne: Ist dein Bruder Iwan auch artig gewesen?
Nikola: Wawa na! (Wawa, russische Abkürzung für Iwan; na, englisch für naughty, unartig).
Bonne: Was hat er denn gemacht?
Nikola: Bihi Koko. (Englisch: he has beaten Nikola, er hat Nikola geschlagen) usw.

Die Erwachsenen sprechen oft in noch mehr Sprachen durcheinander, natürlich viel vollkommener als die Kleinen. Dabei ist es aber merkwürdig, daß die Schmeichel- und Liebesworte alle in der Muttersprache bleiben. Es ist kaum eine Sprache so reich an zärtlichen Ausdrücken, Kose- und Schmeichelnamen wie die russische. „Lubesnoi", „mein Lieber"; — „Milinkoi", „mein Liebchen"; — „Dätuschka", „Großväterchen"; — „Matuschka, „Mütterchen"; — „Druschka", „Freundchen"; — „Golubtschik", „Täubchen"; — „Duschinka", „mein Seelchen" — sind Ausdrücke, die selbst von den Fremden angenommen werden; die französischen Bonnen sprechen mit ihren Kindern „Duschinka, Druschka", usw., und selbst die Deutschen geben sich untereinander dieselben Titel.

Auf der einen Seite stößt an den Sommergarten die sogenannte „Zarenwiese", von den Deutschen auch das „Marsfeld" genannt. Dies ist der am meisten benutzte Paradeplatz für die Rekruten. Auch die große Wachtparade gehört bei vielen Einwohnern Petersburgs zu den täglichen Genüssen.

Die Admiralität ist von einem Boulevard und einer doppelten Allee von Bäumen umgeben. Unter diesen Bäumen pflegt das Publikum während der Wachtparade zu spazieren. Da immer ein paar tausend Mann und so und so viele Generäle und Offiziere dabei zugegen sind, so ist diese Parade jedesmal ein glänzendes Schauspiel. Den Glanzpunkt und zugleich das Ende der großen Petersburger Paraden bilden die Übungen der irregulären Reiterei, die sich vorzugsweise aus Kosaken zusammensetzt. Ihre Leistungen gleichen in gewissem Grade den Reiterschauspielen, welchen die Araber den Namen Phantasie geben. Lassen wir uns von einem Augenzeugen darüber berichten!*)

„Die eigentliche Parade, die im wesentlichen allen westeuropäischen großen Militärproduktionen dieser Art gleicht, ist vorüber. Der hohe Kreis, vor dem sie stattgefunden, hat sich noch nicht aufgelöst, er erwartet ein neues militärisches Schauspiel. Ihm gegenüber halten unbeweglich zwei Ssótnien (Schwadronen) Kosaken vom Kaukasus mit ihren blauen Halbkaftans, auf dem Kopfe den hohen Kalpák (Mütze) von Pelzwerk. Sie reiten ihre kleinen, langen, flinken, fabelhaft ausdauernden, an Strapazen aller Art gewöhnten Pferde.

Ein Wink des Kommandeurs! und in demselben Moment lösen sich die Schwadronen in einzelne Reiter auf, welche mit der Schnelligkeit des Blitzes, ventre à terre, an dem Zuschauerkreise vorübersausen. Die einen lassen den Zügel fahren und wenden sich, um

*) Fr. Meyer v. Waldeck, Rußland. II. Abteilg. S. 59ff. Leipzig 1886 (G. Freytag).

den Karabiner auf den Hintermann abzuschießen, die anderen lassen sich vom Pferde herabfallen, um in jähem Sprunge sofort wieder oben zu sitzen, wieder andere stehen auf dem Sattel, den blanken Säbel zwischen den Zähnen und feuern ihre Pistolen auf den Feind ab, alle vollführen sie die gewagtesten, kühnsten Reiterkunststücke.

Und das geschieht nicht etwa im Zirkus auf weicher, geebneter Sandbahn, von Reitern, welche die Sohlen mit Kreide und die Schenkel mit Kolophonium eingerieben haben, das alles sehen wir vor uns auf freiem Felde von Reitern in voller Kriegsausrüstung. Da raffen sie im Karriere Gegenstände vom Boden auf, stürzen mit einem Fuß im Steigbügel von dem wild dahinjagenden Pferde, halten mit dem rasenden Renner gleichen Schritt in Sprung und Lauf, schwingen sich wieder in den Sattel, stellen sich auf das Pferd, laden den Karabiner, schießen nach vorn, nach hinten, lassen sich rückwärts in den Sattel fallen und brausen dahin, bald dem Pferde im Nacken, bald auf dem Widerrist sitzend; das sind keine Reiter, wie man sie in den wohlgedrillten Armeen des Westens zu sehen gewohnt ist, das sind berittene Dämonen, die mit Jubelgeheul und donnerndem Hurra wie blitzsprühende Gewitterwolken an uns vorübertosen.

Jetzt rasen beide Schwadronen in wildem Gählauf auf uns heran. Voran drei Reiter nebeneinander; ein vierter, der anscheinend sein Pferd verloren hat, steht hinten auf, die weit ausgespreizten Beine auf den beiden Seitenpferden. Dann folgt ein Sohn der Berge, die lebendige Beute, einen Gefangenen, vor sich auf dem Sattelknopf. Ein dritter entführt in wilder Flucht ein Weib und hat sich seiner Haut zu wehren gegen seinen schönen Raub, der sich mit Händen und Füßen sträubt, und gegen die Reiter, die ihn verfolgen und den krummen Säbel über seinem Haupte schwingen. So folgt ein wildes Kriegsbild nach dem anderen. Da erschallt ein Kommando. Die eine Ssótnie formiert sich, die andere verschwindet. Jetzt ein Wink, ein Pfiff — und alle Pferde der formierten Schwadron liegen platt auf dem Erdboden — und die Kosaken, den Karabiner schußbereit in der Hand, erwarten den Angriff des heranstürmenden Feindes. Dieser — die zweite Ssótnie — rast jetzt in wildem Kriegsjubel herbei. Die Reiter werfen im Karriere Säbel und Karabiner in die Luft und fangen sie wieder auf, sie feuern scharf auf den vor ihnen im Staube liegenden Gegner, der vernichtet erscheint; — da empfängt sie eine wohlgezielte Salve, die Pferde der ersten Ssótnie springen auf die Beine, die Kosaken in den Sattel und in wütendem Gegenangriff verfolgen die Angegriffenen den Gegner, der sich in wilder Flucht auflöst. Dichte Staubwolken verhüllen bald die fortbrausenden Schwadronen für die Blicke der bewundernden Zuschauer.“ —

Petersburg hat gegenwärtig die alte Nebenbuhlerin Moskau auch auf dem Gebiete der Industrie erreicht.*) Seine Fayencen

*) Vgl. Roskoschny, Rußland, Land und Leute, Bd. 2, S. 74ff. Leipzig 1882. (Greßner & Schramm).

und Porzellane, besonders die aus der Kaiserlichen und Korniloffschen Manufaktur, gehören zu den Kunstwerken. Die Möbel- und Bautischlerei konkurriert mit der vollendetsten des Auslandes. Auch Eisengießerei, Holzstoffgewinnung, Baumwollenspinnerei und -weberei sind bedeutend. Tüchtiges wird ferner geleistet in den Gerbereien, den Handschuhfabriken, in der Herstellung von Reitzeug, des Juchtenleders. In der Eisenindustrie, namentlich im Maschinenbau, ist Petersburg Hauptsitz; aus seinen Fabriken gehen besonders Lokomotiven, Dampfmaschinen, Gußstahl, Werkzeuge, Gewehre hervor. Bronzeartikel, Tapeten, Papier, Kautschukfabrikate, Glas, Gold- und Silberwaren, Seidenstoffe, gewirkte Artikel, Hüte, Parfüms, Stearinkerzen, Seifen, Zuckerwaren, Konserven, Zichorie, Essig, moussierende Weine, Mineralwässer, Branntweine, Biere: alle diese Artikel erzeugt Petersburg fabrikmäßig und zwar in steigender Menge und Güte, unterstützt durch die harten Einfuhrzölle.

2. Petersburg im Winter.

Im Jahre 1836 im Monate Dezember warf jemand in Moskau eine Apfelschale zu einem kleinen Luftfenster hinaus. Sie langte nicht auf der Straße an, sondern blieb zufällig auf dem Rande der Fensterbrüstung hängen und fror hier sogleich fest an. Sechs Wochen hindurch sah man diese Apfelschale steif gefroren über dem Abgrunde schweben, ohne daß auch nur ein einziges Mal eine warme Witterung sie erweicht hätte. Endlich, Anfang Februar, sechs Wochen und drei Tage, nachdem sie zum Fenster hinausgestürzt war, taute sie beim warmen Sonnenschein auf und fiel, ihren vor sechs Wochen begonnenen Sturz vollendend, auf die Straße hinab. — Gewiß ein anschaulicher Beweis von der eigensinnigen Ausdauer der moskowitischen Kälte!

In Petersburg kann Ähnliches sich nicht ereignen; denn in dem sumpfigen Newa-Delta hat das Klima nicht die Unveränderlichkeit des mittleren Rußlands. Die mildernden Einflüsse der Ostsee stellen sich hier noch oft den eisigen Winden entgegen, welche Sibirien schickt. Regenfeuchte Westwinde, kalte Nordostwinde, dichte Nebel und heitere Frosttage wechseln eigentlich während dieser Jahreszeit beständig und ringen miteinander die ganzen sechs Monate hindurch, so daß man weder im Januar vor Regen und Schmutz ganz sicher ist, noch auch im Frühlingsmonat vor Eis und Schnee; ganz anders, als in Moskau, wo der Dezember sich noch nie zu einer Wasserträne erweichte, und im Januar sich noch niemand die Stiefeln auf der Straße beschmutzte.

Dennoch fällt das Thermometer in Petersburg häufiger auf niedrigere Grade herab, als in Moskau, und ebenso zeigt die Durchschnittszahl des ganzen Winters eine niedrigere Temperatur an, als die des mittleren Rußlands ist. Petersburgs Klima ist sehr un-

beständig. Im Sommer steigt die Hitze bis auf 30° und im Winter der Frost bis auf 30°. Im Sommer nach einem überheißen Morgen fällt oft nachmittags ein rauher Wind ein, der das Thermometer auf der Wärmeskala um 12° sinken läßt, gleichsam als ob die Stadt bald zum Äquator, bald zum Nordpole schwankte. Auch im Winter betragen die Unterschiede von einem Tage zum anderen nicht selten 12—18°. Es wäre natürlich unmöglich, in einem solchen Klima zu leben, wenn nicht der Mensch gegen die wechselvolle Unbeständigkeit der Natur, deren Launen er durchaus nicht beherrschen kann, sein Leben durch Beständigkeit schützte und erhielte. Bei uns, wo die Übergänge nicht so schroff und die Gegensätze der Temperatur nicht so schreiend sind, ist es eher möglich, den Veränderungen des Wetters zu folgen und bald den Überrock abzulegen, bald zum Mantel oder Pelze zu greifen, bald etwas Holz mehr in den Ofen zu werfen, bald etwas weniger. In Petersburg ist man aber nicht so beweglich. Es wird angenommen, der Winter beginnt im Oktober und endet nach siebenmonatlicher Dauer im Mai. Demgemäß hüllt man sich zu Anfang Oktober in Pelze, die gleich für alle möglichen Kältegrade berechnet sind, und legt sie erst wieder ab, wenn alle Stürme ausgetobt haben. Ebenso unbeweglich, wie in der Kleidung, ist man in der Warmhaltung der Zimmer, die immer gleich stark geheizt werden, damit das Haus sich nie abkühle; ganz ebenso, wie man ein für allemal angenommen hat, die Schlittenbahn dauere fünf Monate, demzufolge man die Wagen im Oktober in Ruhestand versetzt und ununterbrochen in Schlitten fährt, es mag nun der Schnee fallen oder schmelzen. Nur leichtsinnige Ausländer versuchen es wohl, den Bewegungen des Wetters zu folgen, büßen aber, da sie ungeschickt darin sind, ihren Vorwitz mit Krankheit, zuweilen mit dem Tode.

Gewöhnlich also geht das Leben im Winter, es mag nun regnen oder schneien, frieren oder tauen, seinen alten gewohnten Gang. Tag für Tag knistern die Birkenscheite im Ofen, einen Tag wie den anderen rutschen die Schlitten in den Straßen herum, beständig werden die öffentlichen Wärmstuben für die armen Leute geheizt, und regelmäßig die öffentlichen Feuer auf der Straße, in der Nähe der Theater für die Kutscher usw. unterhalten. Nur wenn die Kälte ausnahmsweise zu außerordentlicher Höhe steigt, treten bedeutende Veränderungen in der Bewegung auf den Straßen ein und im Anblick des Ganzen. Wenn es heißt: „das Thermometer ist auf 20° herabgesunken," dann spitzt man die Ohren, beobachtet den Wärmemesser und zählt die Grade. Bei 23—24° wird die Polizei wach, die Offiziere machen Tag und Nacht die Runde, um die Schildwachen und Butschniks wach zu halten, und die im Schlafe Überraschten auf der Stelle tüchtig strafen zu lassen; denn der Schlaf ist in diesem Falle das sicherste Mittel zu einem sanften Hinübergleiten aus dieser Welt in jene. Mit 25° hören die Theater auf, weil nicht mehr die nötigen Sicherheitsmaßregeln für die Schauspieler und für die Kutscher

getroffen werden können. Die Fußgänger, die sonst in Petersburg einen ziemlich bedächtigen Schritt haben, laufen alsdann so eilig, als hätten sie die wichtigsten Geschäfte, und die Schlitten, die schon vorher ziemlich flink sich bewegten, fliegen nun im Galopp über den schreienden Schnee. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber gewiß ist, daß 20° Kälte in Petersburg unendlich mehr bedeuten und weit schädlicher wirken als bei uns. Gesichter bekommt man dann gar nicht mehr auf den Straßen zu sehen; denn alles hat sich die Pelze über Kopf und Hut gezogen. Die Furcht, Augen, Ohren und Nase durch den Frost zu verlieren, beängstigt jeden, und da sich das Abfrieren nicht durch ein unangenehmes Gefühl vorher ankündigt, so hat man genug zu denken, daß man nicht eines der verschiedenen Glieder des Körpers vergesse, sondern zuzeiten etwas reibe. „Väterchen, deine Nase!“ erinnert der Vorübergehende den Entgegenkommenden und reibt ihm ohne Umstände seine kreideweiße Nase mit Schnee ein. Mit den Augen hat man ebenfalls viel zu tun, weil sie alle Augenblicke zusammenfrieren. Man tappt dann in die erste beste Haustür hinein und bittet die Leute auf ein paar Augenblicke um ein Plätzchen am Ofen, indem man dann hinterher eine zertaute Träne des Dankes dafür vergießt.

Die Kälte Petersburgs ist allerdings viel empfindlicher als die unsrige, aber die Petersburger sind auch viel empfindlicher für die Kälte. Alle Ausländer, selbst Italiener, Spanier und Franzosen, sind bei weitem kühner und weniger zärtlich. Handschuhe, bei uns ein Luxusartikel, sind in Rußland ein für jedermann unentbehrliches Kleidungsstück, und selbst die Bauern arbeiten nie ohne Handschuhe hinter ihrem Pfluge. Man sieht Verhüllungen von Personen mit Gürteln, Pelzen, Tüchern, Kapottes, Kopf- und Ohrennetzen, wie sie bei uns gar nicht vorkommen und die der Fremde anfangs verschmäht, allmählich aber auch anlegt.

Die russischen Öfen sind in ihrer Art das Vollkommenste, was Menschen erdacht haben. Sie sind aus Kacheln gebaut, und der Feuerzug windet sich in ihnen so vielfach auf und ab, daß die Hitze oft einen Weg von 30 m Länge und mehr darin machen muß, ehe sie in den Schornstein entlassen wird. Die große Steinmasse des russischen Ofens erwärmt sich nur sehr langsam, während unsere eisernen Öfen schon in wenig Minuten glühen; sie hält aber die Hitze desto länger in sich und wärmt, einmal geheizt, den ganzen Tag über. Man heizt fast durchgängig in Petersburg mit Birkenholz, das am billigsten in der Umgegend zu haben ist und dabei viel dauerhaftere Kohlen gibt, als das Holz der Nadelbäume. Denn auf reichliche Kohlenbildung kommt es bei der russischen Heizungsweise hauptsächlich an. Und während bei uns eigentlich nur die Flamme heizt, läßt man in Rußland viele Birkenstämme erst im Ofen verknistern. Dann, wenn die „Juschka“ (eine eiserne Platte und darüber gelegte Kapsel), die den Ofengang doppelt verriegelt, geschlossen ist, fängt die Wärme an, etwas im Zimmer durch-

zuwirken. Die russischen Ofenheizer sind sehr geschickt in allen bei dieser Heizart notwendigen Verrichtungen. Zangen und Schaufeln kennen sie nicht; sie haben kein anderes Instrument, als einen langen eisernen Feuerhaken, mit dem sie beständig den Kohlenbrei in dem Ofen umrühren und bearbeiten, die Kohlen zerschlagen und die noch nicht ganz ausgebrannten nach vorn bringen und dem Zuge mehr aussetzen. In jedem großen Hause gibt es einen oder ein paar Ofenheizer, die den ganzen Tag weiter nichts zu tun haben, als die Öfen zu versehen, das Holz herbeizuschleppen und vorzubereiten. Damit die Herren des Morgens beim Kaffee das Zimmer warm finden, müssen jene guten alten dienenden Geister ihre Arbeit bereits in der Nacht beginnen. Gewöhnlich bauen sie schon am Abend vorher recht künstlich ihren Holzmeiler im Ofen auf, damit die Birken noch ein bißchen nachtrocknen, und zünden dann früh am Morgen mit Kien- und Fichtenholz das Ganze an. Die Ein- und Ausgänge sind meist in den langen Korridoren der Häuser, welche dadurch, wie das Vorhaus, das aber in der Regel noch mit eigenen Öfen versehen ist, mitgeheizt werden.

Man kann sich denken, welche wichtige Rolle der Ofen auch in den Häusern der ärmeren Russen spielt. Er ist hier eine zu einer außerordentlichen Größe gediehene Maschine, die zugleich als Koch-, Heiz- und Backofen dient. Rund umher laufen Bänke zum Genießen der Wärme; denn diesen Nordmenschen ist das Wärmeeinsaugen und alles, was damit zusammenhängt, das Schwitzen, Sonnen usw., derselbe Genuß wie das Ausruhen und Schlafen. Es sind viele kleine Vertiefungen und Löcher in dem Ofen angebracht, um tausenderlei Dinge darin zu trocknen, und nasse Strümpfe und Kleider hängen immer daran herum. Auf der Plattform des Ofens liegen Betten, in denen man, noch in Schafpelze gehüllt, des Nichtstuns und der Wärme sich freut.

Nicht wenig zum Zusammenhalten der Zimmerwärme tragen die doppelten Fenster bei, die in Petersburg wie in ganz Rußland üblich sind. Wenn im September die Bäume sich rot und gelb färben, wenn im Oktober der erste starke Frost eintritt, so rüstet man das ganze Haus zu, verpicht alle kleinsten Öffnungen und setzt überall doppelte Fenster ein, deren Fugen oft noch mit Papier überklebt werden, selbst in den Eisenbahnwagen. Die Kinder haben keine Michaelisferien, sondern Klebeferien. Fast jeder Bauer hat Doppelfenster. Kaum wird hier und da ein Luftfensterchen gelassen, und man kann sich denken, welche Freude, welche Heiterkeit und Frische in die Zimmer zieht, wenn endlich, endlich im Mai diese beengenden Verhüllungen wieder abgenommen werden und die Fenster zum ersten Male wieder sich öffnen können, hinter deren Verschluß man saß wie Noah in seiner Arche. In der Höhlung zwischen den doppelten Fenstern pflegt man Salz oder Sand auszubreiten, welche Stoffe die sich sammelnde Feuchtigkeit anziehen sollen. Das Salz häuft man in allerlei zierlichen Formen auf, die unberührt bis zum Früh-

linge liegen, und das Sandbeet bepflanzt man mit hübschen Kunstblumen, die dann ebensolange in diesem Käfige blühen. Jedes Haus hat darin seine eigenen Einfälle und seine besondere Weise, und man geht an einem hellen Wintertage gern durch die Straßen, um den Schmuck der Doppelfenster zu betrachten.

Die Türen bleiben nicht hinter den Fenstern zurück. Man findet nicht nur doppelte, sondern zuweilen selbst drei- und vierfache. Die kleinrussischen Bauern haben bei ihren Erdwohnungen einen verdeckten Gang, durch den man über einige Stufen zu der Tür des Hauses hinabgeht; an den Petersburger Häusern ist ein ähnlicher, nur daß man einige Stufen zur Haustür aufwärts, und dann noch durch eine Tür zu gehen hat, bevor man in das geheizte Vorhaus gelangt.

Die Armen leiden in kalten Wintern große Not. In Petersburg hat man Wärmstuben errichtet in verschiedenen Stadtteilen, und in eisernen Häuschen bei den Theatern brennen Feuer, woran die Kutscher sich wärmen. Dicke Pelze und Kleider haben meist auch die Bettler, die Wohnungen, die Hütten nicht ausgenommen, sind luft- und wasserdicht und bieten trefflichen Schutz. Bei — 25° erhalten die Schildwachen in Petersburg Pelze. Nichtsdestoweniger ist es natürlich, daß bei den barbarischen Kältegraden manches Menschenleben zugrunde geht. Doch sind die Sitten der Bewohner weit mehr schuld daran, als die Dürftigkeit ihrer Schutzmittel, und zwar vor allem die Trägheit des Volkes — das Branntweintrinken*) — und die Rücksichtslosigkeit der Reichen.

Viele Russen, so lebhaft ihr Humor ist, lieben durchaus keine Anstrengung, und geistige wie körperliche Gymnastik ist ihnen verhaßt. Sie ziehen es daher in der Kälte vor, sich hinter den Ofen oder in Pelze zu verkriechen und still auszuhalten, anstatt, wie jeder Nichtrusse tun würde, mit Hand und Fuß sich gegen die Kälte zu wehren. Das unmäßige Branntweintrinken vergrößert die Gefahr; denn Trunkenheit und Schlaf sind beim Frost das Allergefährlichste. Da nun jeder plötzlich eintretende Frost eine Menge Trunkener und Schlafender auf den Straßen findet, so kann man sich denken, daß der Opfer nicht wenige sind. Ihre Zahl wird durch die Rücksichtslosigkeit der Vornehmen vermehrt. Es ist unglaublich, was man den armen Vorreitern, Dienern und Kutschern zumutet. Bei Besuchen läßt man sie, sei es auch das härteste Wetter stundenlang auf der Straße warten, um sie jeden Augenblick bereit zu haben. Die Kutscher schlafen dann auf ihren Böcken ein, und die kleinen zwölfjährigen Vorreiter, die noch nicht bis Mitternacht wachen gelernt haben, hängen schlummernd auf ihren Pferden, oder legen sich, den Zügel an den Arm gebunden, auf den gefrorenen Schnee des Straßenpflasters hin. Manchem armen Kutscher froren so Nase,

---

*) Im August 1894 wurden allein in Petersburg 5195 Personen wegen Trunkenheit auf den Straßen polizeilich aufgegriffen.

Hände und Füße ab, während seine Herrschaften sich der ausgezeichnetsten Ohren- und Gaumengenüsse erfreuten.

Die höchsten Kältegrade fallen gewöhnlich bei heiterem, ruhigem Wetter ein, und das prachtvolle Petersburg hat daher in der Regel bei 30° Kälte seinen „schönsten heitersten“ Tag. Der Himmel ist hell, die Sonne leuchtet glänzend, um so glänzender, als ihre Strahlen durch Millionen kleiner blinkender Eiskristalle hindurchschießen, mit denen die Luft wie mit Diamantstaub erfüllt ist. Aus allen Häusern und selbst aus den geheizten Kirchen wirbeln dicke Rauchsäulen, die in der ätherklaren Luft so dicht erscheinen, als ob in jedem Hause eine Dampfmaschine stände, und dabei in allerlei Farben spielen. Schnee und Eis auf den Straßen und der Newa sind weiß und reinlich, als wäre alles aus Zucker gebacken. Die ganze Stadt hat das zierlichste Gewand von der Farbe der Unschuld, und sämtliche Dächer blitzen von einer gleichmäßigen Lage schimmernden Kristallstaubes. Alles Wasser gefriert, wie man es ausgießt, und die Brunnen, die Pferdetränken, die Schöpfanstalten, die Wasserfuhrleute und ihre Wagen — alles erscheint weiß mit Eis überzogen. In den Straßen zeigt alles, um dem Tode zu entgehen, das regste Leben. Alles rennt und jagt so hastig, als ob schon jedem der Sensenmann auf den Fersen säße. Der getretene Schnee knistert und heult die sonderbarsten Melodien, und alle anderen Klänge und Laute nehmen in dieser kalten Atmosphäre andere Farbe an. „Es friert, daß es brummt“ — denn beständig zieht ein leises Rauschen oder ein säuselndes Brummen durch die Luft, das von all dem erklingenden Schnee und Eise kommt. Unter der Hand des Künstlers aber werden die lebensfeindlichen Elemente zu bildsamen Stoffen; Statuen und Eispaläste erstehen und werden in ihrer glitzernden Pracht besucht und bewundert, bis sie die Sonne zusammenschmilzt.

3. Die Newa.

Die Newa ist der Abfluß des Ladogasees*), und ihre Gewässer, die in jenem 18588 qkm großen Becken die letzte Spur des Bergstaubes absetzen, kommen lauter und kristallrein bei Petersburg an. Sie ist ein Strom von wenig Meilen Länge, der sich eine Meile vor seiner Mündung in vier Haupt- und mehrere Nebenarme teilt, wodurch er einen Archipelagus bildet, auf dem St. Petersburg sich entfaltet.

Die Newa führt aus dem Innern des Landes den Überfluß der Provinzen heran und trägt Speise, Futter und Kleidung der Hauptstadt

*) Des „Eissees“.

zu. Sie empfängt an ihrer Mündung die schönsten Produkte ausländischer Industrie und schafft sie zu Palästen hin. Sie gibt den Petersburgern, die nur diesen einen schönen Brunnen und außer ihm keine klare Quelle haben, das Trinkwasser. Sie kocht ihre Speise, braut ihnen den Tee und Kaffee. Sie nährt gute Fische für ihre Tafel. Ja, sie verrichtet ihnen die gemeinste Sklavenarbeit, putzt ihre Wäsche und reinigt, sich in vielen Kanälen durch die Straßen windend, ihre Kloaken. Man darf sich daher nicht wundern, daß das Newawasser das Tagesgespräch vieler Petersburger ist. Es ist nicht immer ihre Freude, sondern zuweilen auch ihre Not und ihr Kummer, wenn es ihre Gärten verdirbt, ihre Häuser beschädigt, ja sogar ihr ganzes Dasein bedroht, was freilich nicht allein die Schuld der Newa ist.

Der harte nordische Winter schlägt fast die Hälfte des Jahres die Newa in eisige Banden, so daß sie nur sechs Monate hindurch ihre Wohltaten in vollem Maße spenden kann. Erst im Anfange des April, selten am Ende des März, sind die Gewässer warm und kräftig genug, um den sie drückenden Eismantel zu sprengen. Obwohl auf dem Newaeise den Winter durch fleißig dem Schlittschuhsport gehuldigt wird, erwartet man doch diesen Augenblick mit Sehnsucht, und kaum schieben sich die schmutzigen Eisschollen so weit vor, daß sie den glatten Spiegel auf eine Bootsbreite enthüllen, so erdonnern die Kanonen der Festung, um den erwünschten Augenblick den Bewohnern zu verkünden. Zur selben Zeit, sei es Nacht oder Tag, steigt der Kommandant der Festung, mit allen Zeichen seines Ranges angetan und von seinen Offizieren begleitet, in eine prächtig geschmückte Gondel, um zum gegenüberliegenden Palaste des Kaisers zu fahren. In einem großen, schönen Kristallbecher schöpft er das klare Newawasser, um es als die erste und schönste Gabe des Flusses dem Kaiser im Namen des Frühlings darzubringen. Er meldet seinem Herrn, daß die Macht des Winters gebrochen sei, daß eine fröhliche Schiffahrt gehofft werden könne, zeigt ihm als den ersten Wasserschwan seine Gondel am Ufer, die er glücklich herübergebracht, und überreicht ihm den Newabecher, den der Fürst auf die Gesundheit seiner Residenz leert. Es ist das am besten bezahlte Glas Wasser, das irgendwo auf dem Erdenrunde getrunken wird; denn der Sitte gemäß gibt der Kaiser es dem Kommandanten mit Gold gefüllt zurück. Früher bekam er es gestrichen voll Dukaten. Da aber mit der Zeit die Becher immer an Größe zunahmen, so daß die Kaiser immer mehr und mehr Wasser trinken und immer mehr und mehr Gold bezahlen mußten, so wurde endlich die Summe von 200 Dukaten festgesetzt, die dem Kommandanten zugezählt werden, gewiß noch immer für einen Trunk Wasser ein kaiserlicher Lohn.

Alles ist aber auch auf die Enthüllung der Newa gespannt, da alles dabei interessiert ist; die Kaufleute erwarten diesen Augenblick mit Sehnsucht, weil das Gelingen manches Geschäfts von seinem

früheren oder späteren Eintritt abhängt; die Arbeiter und Zimmerleute, weil er ihnen beim Brückenbau zu verdienen gibt; die kranken Einheimischen und an Heimweh leidenden Fremden, weil nun die Bahn zu den Bädern und Europa wieder offen steht. Man hat in dieser Zeit nur das eine Gespräch in Petersburg, „ob die Newa zum Ostersonntage oder zum Ostermontage aufgehen werde", und es werden die größten Wetten für diesen oder jenen Fall eingegangen.

Die Schiffe, welche im Sunde beigelegt haben oder auf der Ostsee kreuzen, warten auch mit Ungeduld auf den wichtigen Augenblick. Das erste Segel, das auf der Newa anlangt, wird mit außerordentlichem Jubel begrüßt, hat sich der größten Belohnungen und eines hohen Gewinnes zu erfreuen. Meistens ist es mit Orangen, Modeartikeln, Manufakturwaren und anderen Dingen beladen, nach denen sich das eitle Petersburg am meisten sehnt. Man zahlt für sie das Doppelte und Dreifache des Preises. Ist einmal mit dem ersten Schiffe der Anfang gemacht, so zaudern dann auch die übrigen nicht lange, und es folgen ihm bald die geflügelten Flotten der Schweden, der Engländer, Deutschen und Amerikaner. Alles geht plötzlich und rasch in diesem Lande der plötzlichen Übergänge, der zauberischsten Umwandlungen. Auf die ödeste Todesstille folgt das regste Leben. Die Nationen Europas kommen auf hoch bewimpelten Seeschiffen meerwärts hereingezogen, und flußwärts auf gebrechlichen Flößen und grob gezimmerten Barken die Völker des Innern mit ihren Waren. Die bisher in den Magazinen stockenden Produkte des Landes fließen nun aus in alle Lande. Die Kriegsflotte, die schon lange rüstete, läuft aus zu friedlichen Reisen und kriegerischen Übungen auf die Baltische See, und Dampfschiffe schnauben, Botschaften bringend und fördernd, schwarzen Atem aushauchend, die schöne Strombahn auf und ab, wo noch vor kurzem ein Seehund kaum Raum genug fand, ein wenig Luft zu schöpfen. Jeder Tag, jede Stunde bringt nun etwas Neues und Schönes, und die Entzauberung des toten Eispalastes ist vollendet.

Die Russen haben sich daran gewöhnt, eine große Menge Eis in ihren Haushaltungen zu verbrauchen. Sie kühlen alle ihre Getränke gern mit Eis, genießen gefrorene Säfte, die den ganzen Sommer über auf den Straßen ihrer Städte feil geboten werden, in Menge, und trinken nicht nur Eiswasser, Eiswein, Eisbier, sondern auch Eistee, indem sie statt des Zuckers Eisstückchen in die Tasse werfen. Ihr kurzer, aber erstaunlich heißer Sommer würde alle ihre Lebensmittel in Gefahr setzen, zu verderben, wenn ihnen nicht der Winter die Mittel gewährte, die von der Wärme beschleunigte Auflösung zu hemmen. Eiskeller sind daher in Rußland unentbehrlich in jeder Wirtschaft und nicht bloß bei den Bürgern der Städte, sondern auch auf dem Lande bei den Bauern allgemein verbreitet. Jeder Keller hat mindestens 50 Schlittenladungen zu seiner Füllung nötig. Die Fischhändler, Fleisch- und Kwaßverkäufer

usw. haben oft so große Keller, daß mehrere hundert Fuhren für sie nicht ausreichen. Die Bierbrauereien und Branntweinbrennereien verbrauchen ungeheure Massen von Eis. Dies liefert alle Jahre für Petersburg die Newa.

Das Newaeis wird gewöhnlich 1 m dick und in regelmäßigen Würfeln herausgearbeitet. Wenn es auf dem Schnee liegt, sieht es smaragdgrün aus, ist dabei fest, fast ohne Blasen und Risse. In langen Reihen werden die Vorräte um den Bruch herumgestellt und an die Schlittenführer verabfolgt, die dann ein paar davon auf ihren Schlitten laden, sich selber auf diesen kalten Thron setzen und singend damit in die Stadt hineinjagen. Es gewährt nicht geringe Unterhaltung, die unzähligen Eisbrüche auf der Newa zu besuchen und die Russen hier wie in einem Silberbergwerke schalten und walten zu sehen.

In den Kellern werden die Eisspiegel regelmäßig übereinander gelegt und zu beiden Seiten große Mauern davon aufgeführt. In diese Mauern haut man alsdann allerlei Bänke und Nischen aus, um Milch, Fleisch usw. in diese kühlen Höhlungen bequem einstellen zu können. So ist es in den ordentlich gehaltenen Kellern. National-russisches Verfahren ist es aber, die Schollen bloß in den Keller hineinzuwerfen, sie mit dem Beile zu zertrümmern und in allen Ecken fest einzukeilen. Durch diese Zertrümmerung wird die Festigkeit des Eises vermehrt, denn die Stückchen frieren bald von neuem in eine Masse zusammen.

Die Anschwemmungsinseln des Newa-Deltas, auf denen Petersburgs Paläste wurzeln, sind äußerst flach und niedrig. Mit ihren seewärts gekehrten unbewohnten Enden verlieren sie sich allmählich bis zum Wasserspiegel und darunter, selbst die entlegensten und höchsten, mit Häusern am meisten besetzten Teile der Stadt liegen nur 3—4 m über dem gewöhnlichen Stande des Meeres. Ein Steigen des Wassers von 5 m reicht also hin, ganz Petersburg unter Wasser zu setzen, und ein Steigen von 10—12 m, um die ganze Stadt zu ertränken. Man erwäge: Der Finnische Meerbusen erstreckt sich mit seiner größten Länge in gerader Richtung von Petersburg aus nach Westen, aus welcher Gegend die stärksten Stürme wehen. Diese treiben daher die Wassermassen des Meeres gerade auf die Stadt zu. Unglücklicherweise spitzt sich der Finnische Meerbusen nach Petersburg, das in seiner innersten Spitze liegt und in dessen Nähe die Fluten in einen engen Sack, den Kronstädter Busen, gefangen und zusammengedrängt werden, immer mehr zu. Dazu kommt, daß die Newa gerade hier, von Osten nach Westen gehend, ins Meer mündet und ihre Gewässer jenen von Westen kommenden Wogen gerade entgegenwirft. Wenn einmal ein heftiger Westwind im Frühling mit dem höchsten Wasserstande und Eisgange zusammenträfe, so würden die Eis- und Wassermassen des Meeres landeinwärts dringen, und der Fluß mit seinen Schollen ihnen entgegentreten. Im Titanenkampfe dieser Naturgewalten würden sämt-

liche Schlösser und Festen der Wunderstadt zertrümmert und die Million Menschen in den Fluten umkommen.

Das Elend und die Not, die eine Wasserflut wie die am 17. November 1824 in Petersburg herbeiführt, ist unbeschreiblich. Sie ist die höchste, welche die Stadt bis jetzt erlebte, und in allen Straßen ist ihre Höhe bezeichnet durch Striche an den Häusern. Vom heftigsten Westwinde gepeitscht, hob sich das Wasser immer mächtiger und schoß endlich eilenden Laufes durch die Straßen, hob alles, was es an Kutsch- und Lastgeschirren auf ihnen fand, in die Höhe, ergoß sich durch die Fenster in die Keller- und Erdgeschosse der Häuser und stürzte in mächtigen Säulen aus den Öffnungen der unterirdischen Kloaken hervor. Am meisten litten Not die „Basilius-Insel“ und die „Petersburger-Seite“, auf welch letzterer meist viele kleine Leute in wenig festen Häusern wohnen. Manche hölzernen Gebäude wurden vom Wasser ganz unversehrt und leise vom Boden gehoben und schwammen mit ihren Einwohnern in den Straßen umher. Die Kutschen, deren Insassen und Kutscher trockene Höhen erklommen hatten (die armen Pferde, die sich nicht frei bewegen konnten, kamen meist elend um) sammelten sich zu Dutzenden in den Gehöften. Alle Bäume der öffentlichen Plätze saßen so voll von Menschen, wie sonst von Sperlingen. Das Wasser stieg gegen Abend so hoch und der Wind wurde so stark, daß man alle Augenblicke fürchtete, die Kriegsschiffe möchten sich losreißen und in die Häuserreihen einbrechen. Das Übel war um so verderblicher, als es von niemand für so schlimm gehalten wurde, da das Wasser ohne Brausen und Toben mit ganz freundlicher Miene die Stadt beschlich. Sehr viele Häuser stürzten erst am folgenden Tage ein, als das Wasser schon wieder die Stadt verlassen hatte. Aus den meisten Wohnungen war die eingedrungene Feuchtigkeit nicht wieder zu verbannen, die Einwohner sanken aufs Krankenlager, und tödliche Seuchen herrschten noch viele Wochen nachher.

Das Newawasser ist bei der Mündung des Flusses noch sehr klar. Es ist bekannt, daß sein Genuß anfangs ganz eigentümliche Wirkungen hat, weshalb die Neulinge es nur mit Wein oder Rum vermischt trinken. Aber man gewöhnt sich leicht daran und hat dann ein so herrliches Getränk, daß man es allem anderen Wasser vorzieht. Die Petersburger beglückwünschen sich immer, wenn sie von Reisen zurückkommen, daß sie wieder Newawasser trinken können. Wie man erzählt, ließ sich der Kaiser Alexander II. auf seinen Reisen das Newawasser, auf Flaschen gefüllt, nachkommen. Zum Waschen ist es gleichfalls ausgezeichnet, und die dortigen Engländer haben ihre große Freude über die guten Eigenschaften, die es ihrer Wäsche mitteilt.

Alles Wasser, das die Stadt brauchte, mußte früher unmittelbar aus der Newa geschöpft werden. Es befand sich dazu in jeder Haushaltung ein Wasserfaß, das von einem eigens dazu angestellten Wasserschöpfer bedient ward. Sein kleiner Einspänner hatte meist

den ganzen Tag vollauf zu tun mit Wasserschöpfen. Die Armen schickten ihre Leute einfach ans Ufer der Newa, wo sie mit Eimern, die an langen Stäben befestigt waren, das Wasser etwas fern vom Ufer aus dem Flusse schöpften. Für die Wohlhabenden gab es Schöpfanstalten, wo man in kleinen Häusern das Wasser aus dem Flusse hervorpumpte. Im Frühlinge, wenn bei dem Schneeschmelzen aus allen Straßen schmutzige Bäche nach dem Flusse laufen, war indes in vielen Haushaltungen große Not, weil die Schläuche der Pumpen zu nahe am Ufer lagen und dann nicht eben das reinste Wasser heraufbrachten. Im Winter wurden viele Schöpflöcher in die Eisdecke gehauen und in deren Nähe auch Tröge zum Tränken der Pferde aus Eis gezimmert. Jetzt fängt man weit oberhalb der Stadt das Newawasser in zwei Röhrenleitungen ab, die es nach gründlicher Filterung bis in die Häuser führen.

In Rußland kennt man fast nur die Flußwäsche, und selbst in der Residenz kommen überall die Weiber mit ihrem Gefolge und dem schönen Flachsgewebe zur Wohnung der Nymphen gefahren, um von ihnen neuen Glanz und neue Frische zu borgen. Auf allen Kanälen der Stadt und an den Ufern der Flußarme sind Flöße errichtet. In deren Mitte befinden sich Öffnungen, in welche man die Wäsche wirft, und ringsum Gänge zur Verbindung. Die ganze Tätigkeit der Wäscherinnen besteht darin, daß sie die Gewänder häufig benetzen und mit einem glatten Holze schlagen. Selbst im Winter, wo sie die Öffnungen der Flöße eisfrei halten, haben diese abgehärteten Frauen kein anderes Verfahren, und man bemerkt nicht, daß irgend ein Kältegrad ihr Geschäft unterbräche. Unermüdlich mit ihrer Arbeit beschäftigt, obgleich von unten bis oben mit Eis bedeckt, fällt es ihnen nicht ein, auch nur einen Seufzer über die Kälte des Unwetters laut werden zu lassen. Natürlich begnügen sich die vornehmen Petersburger nicht mit dieser einfachen Waschweise; ja manche von ihnen treiben sogar die Peinlichkeit in diesem Punkte so weit, daß sie behaupten, in ganz Petersburg könnte kein Weib ein Hemd weiß waschen, weshalb sie ihre schmutzige Wäsche alle vierzehn Tage regelmäßig nach London schicken, um sie von dort alle Sonnabende gebleicht und gereinigt zurück zu empfangen.

Noch mehr als die von Waschweibern wimmelnden Flöße interessieren den Fremden auf den Kanälen und Flußarmen der Stadt die schwimmenden Fischbuden, die sogenannten Ssadocks. Alles, was den Fang, die Aufbewahrung und den Verkauf der Fische betrifft, ist bei den Russen aufs beste eingerichtet, und so sind es auch diese überall verteilten Ssadocks. Es sind recht niedliche, hübsch bemalte und zierlich gestaltete Holzhäuschen, fast den Hamburger Elb- und Alsterpavillons ähnlich. Sie schwimmen auf Flößen, liegen am Ufer vor Anker und eine Brücke führt von da aus hinüber. Im Innern ist ein Raum, worin die geräucherten und gesalzenen Fische aufgehängt sind, wie die Schinken und Würste in

den Häusern der westfälischen Bauern. Mitten drin befinden sich zum Schutze des Häuschens ein paar große Heiligenbilder mit brennenden Lampen. Außer dem Räuchern und Einsalzen haben die Russen noch eine Art, die Fische vor Fäulnis zu bewahren, das Einfrierenlassen. Im Winter stehen große Kästen umher, die mit gefrorenen Fischen angefüllt sind. Zu beiden Seiten des Raumes sind ein paar saubere Zimmer, eins für die Mannschaft des Ssadocks, und eins für die Gäste, die hier frischen Kaviar zu essen lieben. Hinter dem Hause unter dem Wasser sind die großen Behälter für die lebenden Fische, deren immer eine große Zahl vorhanden ist, da die Russen in bezug auf Fische Feinschmecker sind und sie gern lebendig in den Topf bringen.

Die Newa ist mitten in der Stadt bis 600 m breit. Man kann sich daher denken, welche Eiswüstenei ihre Oberfläche im Winter darstellt. Dann können bei Nacht mitten in der Stadt Reisen gemacht werden, wo man sich verlassen glaubt, wie auf den Seeeinsamkeiten Finnlands. Die Lichter der Häuser dämmern nur aus der Ferne. Mond- und Nordlicht dienen zur Erleuchtung, und man steuert seinen Lauf nach dem Kompaß und den Sternen. So verrufen auch diese Nachtfahrten auf dem Wintereise sind — Diebstahl und Mord geschehen hier am häufigsten — und so gern man sie meidet, so ändert sich das alles im Sommer, wo die Newaschiffahrten das beliebteste und reizendste Vergnügen sind. Der blinkende Fluß, dessen Oberfläche im Winter verbleichte, umgibt dann die schönen Stadtteile wie mit herrlicher Silbereinfassung. Die Nächte sind gelind und wunderbar hell, und die Petersburger, die sich aus pomphaften Schlittenfahrten weniger machen als wir, weil der Schlitten bei ihnen mehr ein notwendiges Hausmöbel ist, als ein Luxusartikel wie bei uns, schwelgen dann in der Lust des Gondelfahrens um so mehr, als sie ihnen nur kurze Zeit vergönnt ist. In den schönen warmen Monaten Juni und Juli sind die Newaarme Tag und Nacht mit großen und kleinen Segelschiffen und Rudergondeln übersät, und alles, was Venedigs Kanäle mit ihren Gondeln Zauberisches haben mögen, ist unbedeutend im Vergleich mit dem malerischen Leben, das sich hier entfaltet. Man denke sich eine Atmosphäre, von den schmeichelndsten Zephyren durchsäuselt, warm und mild, ohne daß die Pfeile des Apollo lästig fallen, als wenn die Wärme von den entfernten Sternen käme, zauberisch klar und hell, ohne daß doch die Quelle alles Lichtes über dem Horizonte sichtbar ist; eine Nacht, in der sich nichts verbirgt und nichts schlummert, weder die zwitschernden Vögel, noch die wachenden Menschen, noch die sichtbaren Pflanzen, deren Farben nicht verbleichen; kurz, eine Nacht mit allen Reizen der Nächte und doch mit aller Bequemlichkeit des Tages, als strahlte überall der helle, frische Tag hinter dem übergehangenen prächtigen Gewande der Nacht hervor; einen Strom, der sich spielend in eine Menge von Armen teilt und wieder zu großen Massen vereint, der

sanft, klar und majestätisch fließt; dabei einen Archipelagus von Inseln, dessen eine Hälfte mit prachtvollen Palästen besternt, und die andere mit wundervollen Gärten, geschmackvollen Lusthäusern und prunkenden Einsiedeleien geschmückt ist; dann das große Meer vor den Toren der Stadt und dicht bei ihr die sechs Mündungen der Flüsse. Dieses alles, von Tausenden von Gondeln belebt und mit Schiffen durchwebt — segelkundige Engländer, die sich in der Leitung ihrer kleinen, zierlichen Barken ihres Übergewichts über alles andere auf dem feuchten Elemente Schwimmende erfreuen; deutsche Bürger, die sich mit ihren Familien in der Nacht der Freude überlassen, um die Sorgen des Tages zu vergessen; russisches Volk, das seine harmoniereichen Lieder über das Wasser hinmurmeln läßt; die Reichen und Großen des Reichs, von den Chören ihrer Diener begleitet, die zauberische Hornmusik ertönen lassen; Matrosen und Schiffsvolk von allen seefahrenden Nationen, das Wunder der hellen Nächte anstaunend — man denke sich dieses alles lebhaft, oder man setze sich in eine der hübschen Gondeln, umkreise mit ihr die Inseln und Inselchen, und man wird schwerlich eine Stadt auf dem Erdenrunde finden, die mit diesen Sommernachtsträumen Petersburgs wetteifern könnte.

4. Im Petersburger Kaufhofe.*)

Wer nach Petersburg kommt, muß den mächtigen, viereckigen Kaufhof des Gostinnoi-dwor an der Newskij-Perspektive besuchen. Der Gostinnoi-dwor ist ein Labyrinth, aber jedes Zimmer ist ein Magazin, blendend in seiner Ausstattung wie in seiner Auslage. Die Länder des Orients namentlich sind es, die mit ihren Erzeugnissen diesen Kaufhallen ein eigentümliches, großartiges Gepräge aufdrücken. In grellen Farben schillern die persischen rohen Seidenstoffe; die ausgelegten orientalischen Teppiche empfehlen sich besonders durch kunstvolle Muster, eigentümliches Farbenspiel und haltbare Arbeit; Tischdecken mit einer erstaunlich feinen Stickerei; kaukasische Gürtel, aus Filigran oder blauschwarz angelaufenen Silberstücken gefertigt; die mit Gold, Silber und Edelstein ausgelegten Waffen aus den Schwertfegereien von Damaskus; gestickte Pantoffeln aus buntem Saffianleder, dazu die in Nationaltracht auftretenden Verkäufer mit dem langen Vollbart, den dunklen Augen und der steifen Würde: dies alles gibt ein durch seine Buntheit fesselndes Bild. Besonders bequem für den Käufer ist die Anordnung der Magazine in Quartieren, so daß gleichartige Artikel in derselben Reihe zu finden sind. Anstatt sich also nach dem einzelnen

*) Quelle: H. v. Lankenau und L. v. d. Oelsnitz, Das heutige Rußland. Bd. I. Leipzig 1876 (Spamer).

Käufer zu erkundigen, fragt man nur: „Väterchen, wo ist die Pelzbudenreihe, wo die Seiden-, Leder-, Stiefel-, Kleider-, Wechslerreihe?“

Die Kaufmannslehrlinge und -diener mit der lächelnden Miene, dem feinen Spitzbärtchen und den langen, vorn und um den Hinterkopf glattgeschnittenen Haaren lassen in bezug auf Höflichkeit und Dringlichkeit ihrer Einladung nichts zu wünschen übrig. Auffällig ist die Gewohnheit, bei ihren Einladungen den s-Laut — die Abkürzung von ssudar (Herr) und ssudarina (Madame) — in lästiger Häufung anzuwenden: „Was gefällig, mein Herr's? Hier sind Kleider, die schönsten's, vom neuesten Schnitt's, Stiefeln, deutscher Arbeit's; belieben Sie's, treten Sie nur herein's!“

Ein Erlebnis unserer Gewährsmänner mag uns das Treiben dort noch mehr veranschaulichen.

„Einmal im Gostinnoi-dwor, lasse auch ich mich verleiten, mit meinem Begleiter, einem Petersburger, in das Magazin eines Schlafrockhändlers einzutreten und bitte ihn, den unter einem Berge von bucharischen Schlafröcken von mir ausgesuchten aus roter persischer Seide mit seltsam wunderlichem Muster zu erstehen.

„Was kostet dieser Schlafrock?“ fragt mein Freund den Bucharen mit seinem geschorenen Kopfe und dem tatarischen Zöpfchen, der uns aufmerksam mustert. Statt direkt zu antworten, fängt dieser an, seine feine Ware zu loben und herauszustreichen und uns auf ihre Güte aufmerksam zu machen.

„O,“ sagt er, „man sieht, Sie sind Kenner; unter allen den Schlafröcken haben Sie den schönsten und feinsten gewählt; gestern noch hat mir ein General einen ganz ähnlichen, doch nicht so feinen als dieser, abgekauft.“

„Das ist möglich, doch frage ich nicht danach; ich will wissen, was er kostet?“

„Ja, sehen Sie sich ihn nur einmal näher an, und Sie werden sich überzeugen, wie stark und dauerhaft die Seide ist und dabei so weich . . .“

„Schon gut, aber wollen Sie nun nicht endlich auch einmal sagen, was er kostet?“

„Sie werden es mir vielleicht nicht glauben; doch aber ist es wahr, daß der Gouverneur von Tambow ein halbes Dutzend solcher Schlafröcke bei mir bestellt hat.“

„Und wenn Sie nun nicht gleich den Preis nennen,“ unterbrach ihn mein Freund ungeduldig, „so werden wir zu Ihrem Nachbar gehen, dessen Bursche schon draußen darauf lauert, ob und was wir kaufen; vielleicht finden wir bei ihm etwas, was uns noch besser gefällt.“

„Besser? Bei ihm? Nun, das möcht' ich sehen; doch gewähren Sie mir noch einen Augenblick, Ihnen zu sagen, daß diese Ware direkt mit der Karawane von Taschkent kommt . . .“

„Kommen Sie,“ sagte nun mein Freund, „dieser Mann scheint

nichts verkaufen zu wollen und uns für Neulinge aus der Provinz zu halten.“

Der Kaufmann ließ meinen Freund nicht ausreden. „Euer Hochwohlgeboren,“ hub er an, „belieben Sie doch nur einen kurzen Augenblick Geduld zu haben; wenn dies Moskauer Fabrikat wäre, könnte ich Ihnen den Rock für 80 Rubel lassen, ja noch billiger; so aber kann ich eigentlich nicht weniger als 200 Rubel nehmen; ich will aber ein Opfer bringen, damit Sie ein anderes Mal auch wieder zu mir kommen, und so sollen Sie den Schlafrock für 150 Rubel haben.“

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, Sie scheinen nichts verkaufen zu wollen oder uns für Neulinge zu halten; Sie sind närrisch, solch einen Preis zu verlangen,“ antwortete mein Freund und nahm mich beim Arme, um das Magazin zu verlassen.

Der Buchare vertrat uns den Weg. „Exzellenz,“ rief er, „gehen Sie so nicht weg; wohlan, nennen Sie mir Ihren Preis, was ist Ihnen der Schlafrock wert?“

„Ich habe keinen Preis bei einer so unverschämten Forderung.“

„Erlaucht, und wenn ich nun das Unmögliche täte und 75 Rubel nähme?“

„Zu viel noch, viel zu viel.“

„Nun wohlan, so seien es 50 Rubel, das ist aber mein letztes Wort,“ sagte der Buchare wie ärgerlich und fing an, die Schlafröcke zusammenzulegen.

Ich blickte meinen Freund an, der aber ganz gleichgültig blieb und endlich sagte: „Sie haben sich wohl versprochen, Sie wollten 25 Rubel sagen.“

„Wie!“ rief nun der Kaufmann, „25 Rubel? Sie belieben sich über mich lustig zu machen. Beim Barte des Propheten, das Futter allein ist ja mehr wert. Sie haben 30 Rubel gesagt, nun wohlan! geben Sie 40 und der Schlafrock ist der Ihrige.“

„Ich habe 25 Rubel gesagt, wollen Sie, oder wollen Sie nicht, zum letztenmal und halten Sie uns nicht länger auf!“ Diesmal standen wir bereits vor dem Laden, vor welchem schon mehrere junge Burschen unserer warteten und uns aufforderten, in ihre Magazine zu kommen, sie versicherten, noch viel schönere und billigere Schlafröcke zu haben.

Der Buchare kam uns eiligst nach und sagte mit kläglicher Miene: „Exzellenz, es geschieht der ferneren Kundschaft wegen, nehmen Sie ihn; noch mehr solche Opfer, und ich werde zugrunde gerichtet sein.“ —

Die Kaufleute, denen es verboten ist, innerhalb des Kaufhofes Feuer anzuzünden, denen also auch das Zubereiten von Speisen unmöglich ist, werden durch die Rasnoschtschiks (Hausierer) mit Nahrungsmitteln versorgt. Auf einem Brett oder in einem Korbe bieten sie innerhalb der Ladenreihen ihre Waren feil: Harte Eier, gesalzene Gurken, Essig- und Salzpilze, gesalzene und geräucherte Fische,

Piroggen und Pasteten (mit gehacktem Kohl, Rüben, Fleisch und Fisch gefüllt), schöne weiße Semmel und lockeres Weißbrot, Sbiten (ein warmes Getränk aus Mehl und Ingwer), Kwaß, Beerenlimonaden und im Sommer Zitronen-, Himbeer- und Vanille-Eis.

5. Im Schlitten von Petersburg nach Archangel.*)

Im Sommer ist eine Landreise nach dem russischen Norden mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft: die lästige Hitze, die aufgetauten Moore und Tundren, die Myriaden von Stechfliegen und Mücken können einem Westeuropäer das Reisen gründlich verleiden. Im Winter dagegen fliegt man, gut eingehüllt in russisches Pelzwerk, mit Leichtigkeit über die gefrorenen Moräste und Seen hin im halbverdeckten Schlitten, gezogen von einem flotten Dreigespann (Troika). Der Reisende bedarf jedoch, um an den Stationen schnell befördert zu werden, eines besonderen Passes, Padoroschnaja genannt, der ihn ermächtigt, auf jeder Poststation eine gewisse Zahl von Pferden zur Weiterbeförderung zu beanspruchen. Außer der nach Zahl der Werst bemessenen Taxe zahlt man auf jeder Station fünf bis zehn Pfennige per Pferd und Werst. Für Mundvorrat in genügender Menge wird der Reisende am besten selbst Fürsorge treffen.

Bis zum 61.° ungefähr trägt der Boden noch Roggen und Gerste, innerhalb der nächsten 30 Meilen nach Norden erscheinen jene Getreidegräser nur noch vereinzelt. Gibt uns weiter hinauf noch die nur von Flüssen, Seen und Sümpfen unterbrochene, vom Menschen freilich stark gelichtete Taiga, Urwald von Fichten, Lärchen, Kiefern und weißschaligen Birken, das Geleit, so nähert sich doch, je weiter wir nach dem Pol vordringen, der Pflanzenwuchs immer mehr dem Boden; die Krüppelformen der Nadelhölzer machen mageren Grasflächen mit Moosen (Sphagnum) und herrlichen Beerenarten Platz und gehen endlich in die Tundra über. Die Tundren ähneln unseren Torfmooren, bei deren Überschreiten der Fuß ebenfalls in den schwankenden Boden einsinkt, nur daß sie hier stets auf Eisboden ruhen; beigemengtes Raseneisen gibt ihnen zuweilen ein braunrötliches, ein Teppich von Renntierflechten ein weißes Aussehen. Hier und da sind festere Stellen in Form von Hügeln bemerkbar, welche von den duftenden Waldbeeren der arktischen Zone bedeckt sind: den Wacholder-, Sand-, Molte-, ja an den Südgrenzen der Tundren selbst von wilden Himbeeren. Diese Hügel sind zugleich die einzigen Stellen, wo der menschliche Fuß sich sicher fühlt.

Das weite Tundren- und Waldgebiet ist das Bereich des Fuchses und Wolfes, des Bären, des Renntieres und zahlreicher kleiner Pelztiere, Nörz, Eichhörnchen, Baummarder, Eisfuchs, Hermelin u. a.

*) Quelle: H. v. Lankenau und L. von der Oelsnitz, Das heutige Rußland. Leipzig 1876 (Spamer).

Sobald die Julisonne die gefrorene Kruste etwa ½—1 m auftaut, erscheinen Züge lästiger Wespen und Mücken, die verschwinden, sobald der September schwere Nebel über die Tundra lagert und der Oktober die gefrorene Eiskruste in Schnee einhüllt. Die Schneefälle sind so bedeutend, daß das Flockenheer den Himmel verdunkelt, und besonders gefährlich für den Bewohner jener Einöden werden sie dann, wenn der Ponossucha (Wind) die Schneemassen zu Dünen auftürmt, so daß man die Gegend nicht wieder erkennt. Ist die Windsbraut beruhigt, so daß der Mensch den Fuß ins Freie zu setzen wagt, so knarrt der Schnee unter dem Fuße, das Tagesgestirn hat sich von diesen schaurigen Öden gewendet, blutigrot schießt nur das Nordlicht seine Strahlen über den Himmel und das bezaubernde Licht des Mondes, der fast einen halben Monat am sternenbedeckten Himmel sichtbar ist, weckt in jenem Erdgürtel ein eigentümliches Leben.

Die Pelztiere wandern ein in die Tundren, Zobel und Marder, Füchse der verschiedensten Färbung, unter ihnen die geschätzteste Art, der Silberfuchs, ferner Schneehasen in Menge, endlich, geführt von einem Leittier, in langen Reihen die zarten Hermeline, jene Wiesel mit dem feinen weißen Pelze und dem vollen Seidenschwanz. Sie naschen an jedem Stück Fleisch, selbst an dem mit Quecksilber vergifteten Köder, den der Samojede, Sirjäne oder der russische Ansiedler an der Falle angebracht. Übrigens erlegen die Pelzjäger jene Tierchen nicht mit Schrot oder Kugel, sondern mit stumpfen Bolzen, um jede Verletzung des Pelzes zu vermeiden, und wo sie sich bei der Jagd auf Eichhörnchen doch des Feuerrohrs bedienen, zielen sie mit erstaunlicher Sicherheit immer nur nach der Schnauze.

An einem schönen Dezembermorgen trat einer unserer Gewährsmänner bei klarem Himmel und Windstille die Fahrt von Petersburg nach Archangel an.*) Er war wohl eingehüllt in einen dicken Leibpelz, welcher außerdem von einem weiten Schuppenpelze bedeckt war. Auf dem Kopfe trug er die russische Pelzmütze mit Ohrenklappen, an den Füßen enganschließende Filzstiefeln und darüber pelzgefütterte Galoschen. Auf dem Sitze des halbverdeckten, mit einem Bärenfell ausgestatteten Schlittens steht der jugendliche Kutscher, die Zügel seiner drei kleinen, flotten, ausdauernden Pferde in der Hand.

„Vorwärts ihr Täubchen," ruft er ihnen schmeichelnd zu, indem er ihnen die Zügel läßt und mit der Zunge schnalzt. „Lauft von Berg zu Berg; gibt doch der Herr ein Trinkgeld — ob er's gibt oder nicht, werden wir doch rascher zu Hause sein." Wie ein Pfeil schießt die Troika über die schneebedeckte Ebene dahin, und abends 6 Uhr hält unser Reisender am Schlagbaum der kleinen Festung Schlüsselburg. Mit neuem Vorspann geht's nach Neu-Ladoga am Südufer des Riesensees, der sogar von Seehunden be-

*) Der Leser findet sämtliche Stationen der Reiseroute in jedem guten Handatlas.

völkert wird, und eine dritte Troika setzt ihn am folgenden Abend in Wytegra unweit des Onegasees aus. Er war an dem wichtigen Marienkanalsystem entlang gefahren, das Rybinsk an der Wolga mit Petersburg, damit den Kaspisee mit der Ostsee verbindet. In östlicher Richtung eilte er weiter durch das wellige Meer von Schnee mit dem Untergrunde von Eis. Von den Hügeln erhoben sich bei dem Vorbeisausen des Schlittens Scharen krächzender Krähen. Um Mittag fuhr er durch einen nordischen Urwald von Nadelholz, die Sonne brach soeben durch die Wolken und strahlte aus allen den Schnee- und Eiskristallen am Boden und auf den Bäumen zurück. Plötzlich wurde das tiefe Schweigen um unseren Reisenden unterbrochen durch hundeartiges Geheul. Aufgeschreckt aus seinen Betrachtungen, steckte er den Kopf zum Schlitten hinaus und sah zwei Wölfe von ziemlicher Größe hinter dem Schlitten drein laufen. „Ich habe da ein paar gute Revolver," sagte er zu seinem jungen Rosselenker, der die Zügel fester gefaßt hatte und die Pferde zu schärferem Laufe anregte, „wenn wir den Bestien ein kleines Andenken in den Pelz jagten" . . . „Hüten Sie sich," entgegnete der mit den Gefahren des Landes wohlvertraute Führer; wenn wir e i n e n töten, werden wir bald das ganze Rudel hinter uns haben, und Gott weiß, wie groß das sein mag."

„Werden denn diese hier uns den ganzen Weg begleiten?" — „Das wäre möglich." — „Aber ist denn keine Gefahr?" — „Durchaus nicht, denn der Wolf ist ein feiger Geselle, greift nicht leicht selbst an, wenn er nicht sehr hungrig ist; wenn wir nicht umwerfen oder uns ein Pferd stürzt, können wir unbesorgt sein."

Als eine der beiden Bestien dem Schlitten allzu nahe kam, konnte sich unser Reisender nicht enthalten, seinen Revolver loszudrücken. Mit einem jämmerlichen Geheul blieb der Getroffene zurück. „Er ist verwundet," rief der Kutscher, „passen Sie jetzt auf, was da vor sich gehen wird". Um das verendende Tier stand bereits ein ganzes Dutzend Kameraden, um dem Sterbenden das Grab in ihrem knurrenden Magen zu bereiten.

Weiter flog der Schlitten durch Urwälder und über Schneefelder, die mit ermüdender Einförmigkeit einander folgten. Von der Station Kargopol an der Onega schlug der Reisende nördliche Richtung ein. Kaum hatte er die Grenzen des Gouvernements Archangel überschritten, als ein furchtbarer Schneesturm losbrach. Die Dichte der Flocken verhinderte jeden weiteren Umblick; der Orkan knickte Riesenstämme, türmte Schneehügel und trieb den feinen Schneestaub dem Reisenden fast bis auf die Haut. So schnell wie möglich ließ der in der Gegend gut bekannte Jämschtschik seine Tiere ausgreifen, bald einen beweglichen Schneehügel umfahrend, bald durch einen anderen hindurchstürmend und brachte unseren Reisenden glücklich nach der nächsten Poststation. „Ein Glück, daß uns der Buran (Wind) nicht ein paar Werst weiter zurück auf der offenen Fläche betroffen, wir hätten schwerlich heute noch die Station ge-

funden und erreicht.“ — „Und was hätten wir wohl gemacht, wenn uns das passiert wäre?“ — „Je nun,“ sagte er achselzuckend und ein dargebotenes Glas Kognak auf einen Zug hinunterstürzend und dann pustend und sich räuspernd, „je nun, Gott ist gnädig; wir hätten wohl irgend einen Schutzort in der Nähe suchen — ein paar dicke Bäume vielleicht — und warten müssen, bis der Buran vorübergehe. Möglicherweise wären wir eingeschneit, hätten die Deichsel des umgestürzten Schlittens etwa so stellen müssen, daß sie den Schnee überragte, vielleicht auch wäre ich reitend bis zur Station durchgekommen, hätte Beistand bringen können. Wozu sich aber damit den Kopf zerbrechen, was ja, Gott sei Dank — und dabei bekreuzigte er sich andächtig — nicht nötig geworden ist. Ihr roter Branntwein ist gut, Herr, wärmt Leib und Seele, solchen bekommen wir hier nicht. Bei dem kann man's schon aushalten.“

Je weiter der Reisende nach Norden vordrang, desto trostloser und beängstigender wurde die Einöde in den dichten, dunklen Nadelwäldern. Endlich hielt er nachts vor der Station Syskoi an der Dwina bald darauf vor Cholmogory, auf einer Insel des Stroms gelegen, und endlich zeigte sich am Horizonte das Ziel der Reise, Archangel.

Zunächst erschienen nur die Kuppeln der zahlreichen Kirchen, dann diese selbst mit den danebenstehenden Glockentürmen, ferner die öffentlichen Gebäude und endlich die Quartiere der Privathäuser. Die Macht der russischen Kirche findet einen beredten Ausdruck in der Zahl und Pracht der Gotteshäuser, deren Archangel, die Stadt des „Erzengels“ Michael, mit ihren 23000 Einwohnern (einschließlich des Inselstädtchens am Hafen, Solombola), mehr als zwanzig besitzt. Daß die Polarkälte keineswegs geistiges Leben tötet, geht deutlich daraus hervor, daß diese nordische Stadt ein geistliches Seminar, ein Gymnasium und eine Marineschule besitzt. Der bischöfliche Palast, das alte Kloster, der ansehnliche Markt, sowie die längs des Dwinakais hinführende Hauptstraße lassen die Bedeutung Archangels deutlich erkennen. Die lange Hauptstraße weist meist Steinbauten auf und enthält die Wohnungen, Läden und Niederlagen der Kaufmannschaft, die, wie sich aus den Firmen erkennen läßt, vorzugsweise englischer und deutscher Abstammung ist. Von einem Hamburger wurde vor etwa 80 Jahren das Haupthandelshaus von Brandt & Co. gegründet. In erster Linie Kaufmann, war er doch auch wissenschaftlichen Interessen nicht abgeneigt und begleitete den Reisenden Hoffmann als Führer in die Wildnisse an der Petschora. Seine Söhne setzten seine Tätigkeit mit Erfolg fort; über den ganzen Norden, bis nach Nowaja Semlja erstrecken sich heute die Handelsverbindungen dieses Hauses. In der Nähe der Stadt sind seine großartigen Sägemühlen und Zuckersiedereien, die Hunderte von Arbeitern beschäftigen, und in seinen Niederlagen häufen sich ungeheuere Vorräte von Flachs, Pelzwerk usw.

Im Jahre 1553 erschien das erste englische Schiff an der Dwinamündung, das einzige, welches von einer größeren Expedition übrig geblieben war. Sobald einmal der Weg durch das arktische Eis gebrochen, mehrten sich die englischen Fahrzeuge Jahr für Jahr, um europäische Industrieerzeugnisse gegen die wertvollen Rohstoffe des Nordens zu vertauschen. Bereits 1584 erhob sich in der Nähe des alten Klosters Archangel ein ansehnlicher englischer Kaufhof, um den sich dann wie um einen Magneten die Häuser gruppierten. Als freilich Peter der Große „das Fenster nach dem Westen Europas" öffnete und seine Gründung Petersburg mit größter Zollfreiheit ausstattete, ging der nordische Handelsplatz zurück, um erst unter der Regierung der großen Katharina seine alte Bedeutung wieder zu erlangen.

Archangel verdankt seine Bedeutung sowohl den Schätzen der Dwina und des Eismeeres, das an Heringen, Lachsen, Kabliaus, Steinbutten, Dorschen, Walrossen, Seehunden und Walfischen ganz ungeheuere Mengen besitzt, als auch dem Wildreichtum der Tundren, welche bedeutende Vorräte kostbaren Pelzwerks liefern, wie auch den Erzeugnissen des Bodens, besonders dem Holz. Und seine Einfuhr befaßt sich mit allen Erzeugnissen des europäischen Kunstfleißes wie des Bodenbaues, ja es ist — wie oben erwähnt — auch eigene Industrietätigkeit am Orte zu verzeichnen. Wer den Dwinakai entlang wandert, kann im Hafen Solombola das Handelstreiben am besten beobachten. Kauffahrteischiffe mit hohen Masten und im Winde flatternden Flaggen und Wimpeln laden aus und ein, kleine Ruder- und Segelböte schießen zwischen ihnen hin und her, Bugsierdampfer schleppen eine Reihe von schwerbeladenen Barken hinter sich her; schwerfällige, derbe Fahrzeuge der Walfischfängerflotte harren des Kampfes mit dem nordischen Eise. Fast zwei Werst lang ziehen sich am Kai hin die Kaufmannshäuser, Kramladen, Speicher, Fabriken und die Magazine für Schiffsbedarf. Die Matrosen in ihren rot- und blauwollenen Hemden treiben sich schlendernd zwischen den Marktbuden umher, um irgend ein Kleidungsstück, Tabak, Heringe, Fisch- oder Fleischpasteten, wohl auch steinharte Pfefferkuchen zu erstehen. Auf einer Flußinsel liegt das Admiralitätsgebäude, das zugleich alten, invaliden Matrosen einen ruhigen Lebensabend bietet, während die noch diensttuenden Seebären in eigenen Häusern wohnen, in denen ihre Frauen der Krämerei obliegen, die übrigen Räume sind an Handwerker vermietet.

Nicht selten im Frühjahr steht die Hafenstadt vollständig unter Wasser, dann nämlich, wenn der Eisgang auf der Dwina eine Verstopfung der Flußmündung herbeiführt. Die Bewohner retten sich dann in die höheren Stockwerke, während Pferde und Kühe die luftige Wohnung auf dem flachen Dache beziehen, bei dessen Bau man diesen Fall schon vorgesehen hat. Weit davon entfernt, sich durch dies ziemlich oft wiederkehrende Ereignis trübe stimmen zu lassen, besteigen die Bewohner vielmehr das Boot und fahren mit

Spiel und Gesang durch die unter Wasser stehenden Straßen und um die überschwemmten Häuser.

In den Monaten Mai bis September drängen sich in dem rührigen Archangel auch fromme Pilgerscharen, die nach dem auf einer Insel im Weißen Meer gelegenen, befestigten Kloster Solowetzk fahren wollen. Dazu dient ein von seekundigen Mönchen bedienter Dampfer, der für mäßiges Überfahrtsgeld die Gläubigen nach dem Heiligtum führt, das durch den Reichtum seiner Meßgewänder, Monstranzen, durch die Ausstattung der Heiligenbilder, durch die auch den Fremden dienenden Klosterküchen und Herbergsräume, sowie auch hinsichtlich seiner gewerblichen Betriebsamkeit zu den bedeutendsten des Zarenreichs gehört.

B. Mittleres Rußland.

6. In Moskau und Nischnij-Nowgorod. — 7. Die Großrussen. — 8. In russischen Kirchen.

6. In Moskau*) und Nischnij-Nowgorod.**)

In der Siebenhügelstadt an der Moskwa begegnen sich orientalisches und russisches Wesen. Sie ist nach Lage, Bauart und Bevölkerung der Mittelpunkt des Zarenreichs — und die Geschichte gibt dem auch Recht, denn Mütterchen Moskau, Matjuschka Moskwa, ist das Heiligtum altrussischer Art gegenüber dem neumodischen Petersburg, das dem heiligen Osten so fremd, desto offener dem Westen und seiner fremden Kultur ist. Moskau ist trotz der Zerstörungen durch Mongolenhorden und durch Brand immer wieder neu erstanden und hat in der alten Stadt das alte Gepräge behalten: enge, krumme, winkelige Gassen, niedrige Holzhäuser, ummauerte Höfe — nur die neuen Wachstumsringe haben breite Straßen, Prachtbauten, Boulevards, elektrische Bahnen usw. Jeder Russe sieht im eigenen Heim sein Ideal: er spart und darbt so lange, bis er ein kleines Häuschen sein Eigen nennt, bis er im eigenen Keller seine Vorräte speichern, im eigenen Hofe sein Geflügel züchten kann. So klein es auch sein mag, so sehr es vorspringt in der Häuserflucht oder zurücktritt, wenn es nur sein ist. So erklärt sich der Wechsel von Palast und Hütte, von großen Obst- und Gemüsegärten, von Ackerfeldern, Fischteichen mit kleinen Geflügelhöfen hinter Mauern und Plankenzäunen in der russischen Hauptstadt. Und der Ausspruch des Fürsten von Ligne: „Moskau ist keine Stadt, sondern nur eine Vereinigung von 4—500 von ihren Dörfern und Gärten umgebenen Schlössern“ — hat auch in dem seit 1812 neuerstandenen Moskau noch volle Berechtigung. So er-

*) Quelle: Roskoschny, Rußland, Land und Leute, Bd. 1.
**) Bd. 2. Leipzig 1882 (Greßner & Schramm).

klärt es sich ferner, daß die Stadt 75 qkm bedeckt, einen Umfang von 43 km hat und darin über eine Million Menschen beherbergt. Die schiffbare Moskwa teilt die Stadt in zwei ungleiche Teile, nimmt innerhalb der Mauern die Jausa und die überwölbte Neglinnaja auf und ist von größeren Fahrzeugen und einer Unmenge kleiner Dampfer und Barken bedeckt. Acht Brücken verbinden beide Stadthälften. Mitten in den Stein- und Holzhäusern liegen mehr als 100 Seen und Teiche; Boulevards und öffentliche Plätze sind in großer Zahl vorhanden, vor allem aber fällt die Menge der Kirchen auf (434 Kirchen, 82 Kapellen, 21 Klöster).

Obwohl hier die Hochburg des streng griechischen Glaubens ist, werden auch zwei römisch-katholische, zwei lutherische und je eine reformierte, anglikanische und armenische Kirche, eine jüdische Synagoge und eine mohammedanische Moschee geduldet. Ebenso treffen wir hier Vertreter aller Nationen des Morgen- und Abendlandes in ihrer Nationaltracht, die in ihren eigentümlichen häuslichen Einrichtungen ungeniert und ungestört hier wohnen: tatarische Baschkiren vom südlichen Ural, Kalmücken aus der kaspischen Niederung, Tscherkessen und Mingrelier vom Kaukasus, handeltreibende Armenier, Griechen, Perser, nomadisierende Zigeuner, bezopfte Chinesen, eine große Anzahl finnischer Stämme aus dem russischen Osten, Vertreter aller westeuropäischen Nationen. Sie alle halten ebenso fest an ihrer Nationaltracht wie der Großrusse Moskaus an der seinigen: an dem Kaftan, der in Langstiefeln steckenden Pluderhose, an dem Vollbart, an dem Christuskopf mit dem in der Mitte gescheitelten Haar; französische Kleidung ist nur bei den nichtrussischen Europäern, den russischen Beamten in Zivil und einem Teile der vornehmen Welt vertreten. Leider birgt sich unter dem altrussischen Kaftan oft auch noch der alte Haß der Stockrussen gegen europäische Bildung. Soll es doch heute noch Besitzer großer Handelsfirmen geben, welche sich bezüglich des Briefverkehrs und der doppelten Buchführung ganz in die Hände ihrer Buchhalter geben müssen, und ebenso Handwerker, deren Buchführung in dem Einstechen von Stecknadeln besteht.

Der schreiende, unvermittelte Gegensatz zwischen dem russischen Aristokraten, der das Französische wie seine Muttersprache spricht und in Kleidung und Bewegungen die hohe Schule des feinen Salons erkennen läßt — und dem gemeinen Mann im Kaftan, der ohne die Kunst des Lesens und Schreibens aufgewachsen ist, fällt nirgends mehr als hier in der Hochburg des Altrussentums auf: in den Palästen der Aristokratie und den Museen sind Meisterwerke russischer und westeuropäischer Künstler aufgestellt, der gemeine Mann dagegen drängt sich um den Bilderhändler aus Wladimir, der die roh gekleckten Märtyrer und Madonnen seiner zu fruchtbaren Vaterstadt an die Schnur gereiht um den Hals trägt; — neben dem reichen Viergespann erscheint die echtrussische Troika und der Iswoschtschik, jener aus den benachbarten Gouvernements,

ja aus Perm und Orenburg hereingezogene Bauer, der mit dem unansehnlichen, aber leistungsfähigen Rosse und der leichtgebauten Droschka in Moskau als Kutscher seinen Unterhalt verdient. Der Fahrgast besteigt sein Gefährt, ohne ein Wort über Richtung und Fahrgeld zu verlieren; in sausendem Galopp jagt der Iswoschtschik davon, gewärtig, daß bei Straßenkreuzungen sein Fahrgast ihn auf der rechten oder linken Seite am Gürtel fasse, lenke oder Halt gebiete auf dieselbe Weise. Neben die großartigsten Kleiderläden tritt in Moskau der wandelnde Trödelladen, der „Kleiderjude", gewöhnlich ein Mann tatarischen Stammes vom Schwarzen Meer, der mit kundigem Auge den vorübergehenden Stutzer abschätzt, verfolgt und sofort weiß, wo sein Geschäft blüht. Zu den Typen der Hauptstadt Altrußlands gehört entschieden auch der Dwornjik, der Hausmeister. Er weiß zu schweigen über alle die kleinen Vorkommnisse im Verkehr des ersten mit dem zweiten Stockwerk; er hält beide Hände vor die Ohren, wenn bei dem Offizier des dritten Stocks das Gelage bis in den Morgen hinein dauert; er versteht es meisterlich, dem Studenten in der Dachkammer die Gläubiger in der nötigen Entfernung zu halten, aber ebenso dem Kammerdiener des Hausherrn die schuldige Ehrerbietung zu erweisen; ist er doch gewiß, daß ein reichliches Trinkgeld alle diese Liebesdienste vergilt.

Doch siehe da, welch merkwürdiger Zug sich vom Smolensker Bahnhof die Twerskaja vor in die Stadt hereinbewegt! Von Soldaten begleitet ein Trupp Gefangener, die auf dem Marsch nach Sibirien sind. Ihre Weiber und Kinder folgen ihnen auf Wagen. Es ist, als wenn das Volk in seinem dunklen Drange sich bewußt wäre, daß es hier unter Verbrechern auch Unglückliche vor sich habe. Die begleitenden Soldaten sammeln in ihren großen Pelzmützen milde Gaben für ihre Gefangenen, der Kaufmann reicht ihnen aus dem Wagen eine Handvoll Fünfzig-Kopekenstücke; der Besenhändler dort gibt fast noch mehr, indem er ein Fünfkopekenstück hineinwirft; die Obstverkäuferin steckt den Kindern der Unglücklichen eine Tüte voll Obst in den Wagen; der Teehändler erquickt die Fröstelnden mit einer Tasse seines warmen Getränks, ja sogar der Schulknabe opfert sein Frühstück für die armen Verbannten.

Doch ein Bild verdrängt das andere! Dort rückt eine Kompagnie mit klingendem Spiel zur Ablösung der Wache in den Kreml, ihr schließen wir uns an. Die Straße steigt langsam an; denn die Festung liegt auf dem 43 m über den Spiegel der Moskwa sich erhebenden Borowizkischen Hügel. Durch eins der fünf Tore in der gewaltigen, 20 m hohen Umfassungsmauer, die 1487 erbaut ist, treten wir ein in diese Stadt in der Stadt, in die alte Zitadelle von Moskau, die zwischen 1500 und 2000 Bewohner zählt und außer dem Kaiserlichen Palast, dem Synodalgebäude, dem Senatspalast, dem Arsenal, der Kaserne und anderen großartigen Gebäuden noch drei Kathedralen, zwölf Kirchen, eine Kapelle und zwei Klöster enthält. Der tiefe Graben, welcher ehemals um dies russische Kapitol

lief, ist zwar ausgefüllt und in Boulevards verwandelt, aber die 18 Türme der Umfassungsmauer deuten noch heute den Festungscharakter an. Der Riesenturm „Iwan der Große“ (Iwan Welíkij), auf dem höchsten Punkte von ganz Moskau und dem Kreml errichtet, überragt mit 82 m Höhe und dem 16 m hohen vergoldeten Kreuz die ganze Hauptstadt, weithin funkelt die mit echtem Dukatengold überzogene Kuppel in das Land hinein, und bezaubernd ist der Rundblick, den man aus seinem fünften Stockwerk genießt. Der Glockenturm des Iwan Welíkij ist für den gemeinen Mann, der zum ersten Male Mütterchen Moskau aufsucht, das Sehenswürdigste der ganzen Stadt; denn in der Osternacht, wenn Tausende von Gläubigen auf dem weiten Platze zwischen den drei großen Kathedralen andächtig harren, verkündet seine große Glocke zuerst das Wunder der Auferstehung, und sobald ihr dumpfdröhnender Klang in die entferntesten Stadtteile dringt, tun die Tausende von Glocken und Glöckchen in der Stadt den ehernen Mund auf, das „Christos woskres, Christos woskres is mortwui! Woistino woskres! in die Nacht hinaustönend. Der 66000 kg schwere Riese erhebt nur zweimal im Jahre seine gewaltige Stimme, in der Christ- und Osternacht. Doch auch er ist noch ein Zwerg gegen den auf hohem Granitsockel stehenden „Glockenkönig“ (Zar Kólokol), die Riesenglocke Moskaus, die 200000 kg wiegt, 20 m Umfang und 6 m Höhe hat; neben ihr liegt ein bei einem früheren Sturze ausgebrochenes Stück von Mannsgröße. Solchen Ungeheuern gegenüber verschwindet freilich unsere Kölner Kaiserglocke mit ihren 27150 kg.

Die Krone unter den drei Kathedralen des Kreml ist die Himmelfahrtskirche (Uspenskij Sobór), in welcher seit den Zeiten Iwans des Schrecklichen (1547) die Zaren gekrönt werden. Iwans Großvater hat dies Bauwerk von einem italienischen Meister Fioraventi aus Bologna ausführen lassen. Obwohl dieser streng angewiesen war, sich im Stil des Prachtbaues an das Landesübliche anzuschließen, vermochte er sich doch von den Überlieferungen des klassischen Heimatbodens nicht ganz loszumachen, und an der Himmelfahrtskirche lassen sich nicht weniger als vier Stilarten unterscheiden: der byzantinische, romanische, tatarische und Renaissancestil. Vielleicht liegt gerade in deren Verschmelzung das Charakteristische des russischen Kirchenbaustils. Das Innere der Kirche wirkt durch seine Pracht geradezu blendend: der Ikonostas, die Bilderwand, welche den Altarplatz vom Schiff trennt, ist überladen mit Gold und Edelsteinen, an den Wänden wie an den Säulenschäften bis zu den Kapitälen hinauf finden sich kostbare Heiligenbilder auf Goldgrund. Der wertvollste Schatz ist unstreitig das der Sage nach vom Evangelisten Lukas gemalte Bild der Mutter Gottes von Wladimir, der Schutzgöttin Moskaus; ihrem Bilde verdanken die Russen den Sieg über die Horden Timurlans 1395. Der Rahmen dieses Kunstwerks stellt allein einen Wert von 650000 Mark dar, und solcher Kleinodien besitzt die Kirche viele, namentlich Gefäße, Meßgewänder,

Evangelien, darunter ein von Peter des Großen Mutter geschenktes im Werte von 200000 Silberrubel. Alle diese Schätze zeigen sich nur selten, nämlich am Krönungstage, wenn „Väterchen Zar" seine Vermählung mit dem russischen Volk feiert, bei welcher Gelegenheit gegen 60000 Untertanen aus allen Teilen des gewaltigen Reiches gegen Einlaßkarten Zutritt erhalten. Alle Wunder des Kreml zu beschreiben ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wir treten nun mit Erlaubnis des Chefs vom Hofkontor einen Gang rings um die 2—4 m breite Umfassungsmauer des Kreml an. Welch herrliche Ausblicke sind von hier aus möglich auf die zu unseren Füßen liegende Stadt und ihr Weichbild! Unter den 18 Mauertürmen sind die fünf bemerkenswert, unter denen hindurch die Tore in den Kreml führen. Der Spasskyturm, welcher das Erlösertor krönt, ist der bekannteste. Über dem Tore bemerkt man das Bild des Erlösers, der in der Linken das Evangelium hält, in welchem die Stelle aufgeschlagen ist: „Ich bin die Tür"; die Rechte spendet den unten Vorübergehenden den Segen seit Jahrhunderten; daher wohl der ehrwürdige Brauch, beim Durchschreiten des Tores das Haupt zu entblößen, ein Gebrauch, der früher nach strenger Verordnung überwacht, jetzt einfach durch die Länge der Zeit zu etwas für den Gläubigen Selbstverständlichem geworden ist. Auch der Fremde wird wohl tun, das Gemüt des sonst duldsamen Russen nicht zu reizen durch Verachtung dieses frommen Gebrauchs.

Dem Kreml und dem Erlöserturm ist nur ein dritter an Volkstümlichkeit gleichzustellen, der Sucharewturm, der große Wasserbehälter. Die Wasserleitung führt ihm das flüssige Element aus 43 Quellen in 18 km Entfernung zu; er liefert täglich 550000 Eimer (Wedró). Trotzdem, daß zu diesem älteren Wasserwerk 1871 ein zweites (Chodynka-Wasserleitung) getreten ist, das per Tag 150000 Wedró liefert, wird doch bei Feuersbrünsten oft ein Mangel fühlbar, da die tägliche Wassermenge kaum 1 Wedró auf den Kopf der rasch zunehmenden Bevölkerung ergibt.

Früher zogen durch das Erlösertor die Zaren zur Krönung, am Palmensonntag aber sah man den Weltbeherrscher hindurchschreiten an der Spitze einer großen Prozession, demütig die Eselin des Patriarchen am Zügel führend. 1605 zog der falsche Demetrius hier ein, ein Jahr später schleifte man seine Leiche durch dasselbe Tor aus dem Kreml hinaus. 1794 wurde vor dem Erlösertor auf dem Roten Platz Susloff hingerichtet, der an dem Wahne krankte, der Messias zu sein. Und da der Rote Platz durch Jahrhunderte die Richtstätte war, so könnte er seinen Namen wohl von den Blutströmen führen, die hier geflossen. Hier henkerte der gräßlichste Wüterich auf dem Zarenthrone, Iwan der Schreckliche, 120 Bojaren zu Tode, und Peter der Große ließ an derselben Stelle — freilich aus gerechter Ursache — unter dem Fenster seiner hochverräterischen Schwester Sophia die rebellischen Strelitzen verbluten. Heute sind die Blutspuren längst verwischt. Der Palmenmarkt er-

innert noch an die frühere große Prozession und die Demut der alten Zaren.

Nordöstlich vom Kreml, der Burg Moskaus, liegt der Mittelpunkt des Großhandels, die alte Chinesenstadt Kitajgorod, 1534 erbaut, mit dem Gostinnoi-Dwor, dem Kaufhof. Seine reihenweise gruppierten, durch enge Gassen getrennten Kaufhallen boten ursprünglich den fremden Kaufleuten Herberge, Kaufladen und Warenlager, jetzt vertritt er gewissermaßen den morgenländischen Bazar. Während früher nur Karawanen aus dem Osten ihre Waren hier feilboten, wurde das Verkehrsleben wesentlich gehoben, als Iwan IV. nach der Zerstörung Alt-Nowgorods 18000 reiche Patrizier dieser mächtigen Republik zur Übersiedelung nach Moskau zwang. Moskau wurde von da ab der Mittelpunkt des russischen Handels. Obwohl durch Petersburg eine Zeitlang überflügelt, hat die Stadt doch als Zentrum des Eisenbahnnetzes und durch die Entwickelung ihrer Industrie die alte Bedeutung zurückzuerlangen gewußt. Besonders im dritten und vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts erfolgte ein bedeutender industrieller Aufschwung. Die Stadt selbst, sowie die Statthalterschaften Moskau und Wladimir mit ihrer Hausindustrie erzeugen vorwiegend Textilwaren. Baumwolle aus Russisch-Zentralasien, russischer Lein werden verarbeitet; auch Wolle und Seide. An zweiter Stelle steht die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel, dann kommt die Metallindustrie (einheimisches Sumpfeisenerz), endlich die Verarbeitung tierischer Produkte (Lederindustrie) und die chemische Industrie. Die Uhrenfabrikation, die Kunsttischlerei, der Wagenbau und die Spielorgel- und Pianofabriken beschäftigen ebenfalls Tausende von Arbeitern. Moskau ist ferner ein Hauptplatz für Holz und Rohseide. Nimmt man hinzu die Zufuhr von Lebensmitteln, das Zusammenströmen der Naturerzeugnisse — Fischwaren vom Kaspisee, Metalle aus dem Ural, Rauchwerk aus dem Norden, Getreide und Flachs aus nächster Nähe — so begreift man die Bedeutung Moskaus auch als Handelsplatz und die Großartigkeit des Verkehrs auf dem Gostinnoi-Dwor, wo sich gleichzeitig der Groß- wie der Kleinhandel abwickelt. Die Verpflegung der Kaufleute, die zum Teil ihre Hallen den Tag über nie verlassen und Öfen nicht führen dürfen, geschieht durch dieselben wandelnden Küchen wie im Kaufhof zu Petersburg.

Kreml und Altmoskau werden in weiterem Bogen umspannt von der halbkreisförmigen „weißen Stadt“ Bjelojgorod; die alte weiße Mauer, welche diesen Stadtteil früher umgürtete, ist verschwunden, herrliche Boulevards sind an ihre Stelle getreten. Die ganze weiße Stadt ist ein Kind der Neuzeit; gerade, breite Straßen, stattliche öffentliche und Privatgebäude, Theater, von der feinen Damenwelt besuchte Promenaden, Konzerthäuser, Zirkus, zahllose Restaurants in französischem und russischem Stil, letztere mit der unvermeidlichen Riesenspielorgel, echtrussischen Speisekarte und Bedienung, deutsche Bierhäuser mit Kegelbahnen, deutschen Zeitungen

und Kellnern, einige Cafés, die freilich bei der Vorliebe des Russen für Tee mehr den Fremdenkolonien Ursprung und Bestand danken: alles dies zeigt uns die Großstadt Moskau. Geradezu auffällig in diesem Stadtteil ist die Unmenge deutscher Firmen, das Überwiegen deutscher Bedienung in den Hotels wie im Kaufladen, das Erklingen deutscher Laute auf den Straßen. Von Deutschenhaß ist in der Hochburg des Altrussentums wenig zu spüren; die Feindseligkeit gegen deutsche Abenteurer und Industrieritter gilt dem Stande, nicht der Nationalität. Der Russe, weit entfernt, deutsche Strebsamkeit, Gewissenhaftigkeit, allseitige Bildung zu verachten, strebt mit Eifer und Erfolg, darin sich dem Deutschen gleichzustellen. Und hierfür sollen außer der kaiserlichen Universität (gegründet 1755) und dem Lyceum noch acht Gymnasien für Knaben, zwölf für Mädchen, Realschulen, eine landwirtschaftliche Akademie, eine Feldmesserschule, ein Institut für orientalische Sprachen, Handelsschulen und eine Handelsakademie, technische niedere und höhere Schulen, ein geistliches Seminar, ein Lehrinstitut, vier Militärgymnasien, die Alexander-Kriegs- und Junkerschule, Stadt-, Pfarr- und Kreisschulen, ein Konservatorium und eine Theaterschule Sorge tragen. Unterstützt wird die Tätigkeit dieser Bildungsanstalten durch großartig ausgestattete Sammlungen und Bibliotheken. Unter den Wohltätigkeitsanstalten Moskaus verdient jedenfalls das musterhaft eingerichtete Findelhaus an erster Stelle Erwähnung; gegen 14000 Kinder erhalten hier Taufe, leibliche Verpflegung und Unterricht, im Sommer körperliche Kräftigung in den zahlreichen Landhäusern des Instituts, dem das Monopol der Spielkartenfabrikation reiche Einkünfte liefert. Die Kinder werden entweder gegen Entschädigung den Eltern zurückgegeben oder treten als Lehrlinge in Kaufläden und Werkstätten ein. Kindermord ist daher eine Seltenheit in Moskau. Ein Waisenhaus für 500 Mädchen, 127 Armenhäuser, 39 Versorganstalten und 21 Asyle für Obdachlose reden jedenfalls eine deutliche Sprache, wenn es sich um Beurteilung des russischen bzw. moskauischen Wohltätigkeitssinnes handelt.

Um die weiße Stadt legte sich ein jüngerer Ring, die nach der Umwallung durch Erdbefestigungen den Namen Erdstadt trägt (Semljanojgorod); der Erdwall ist aber zur Gartenstraße geworden, und ein jüngster Ring von Vorstädten ist darüber hinausgewachsen. Jenseits der Moskwa liegt nur ein kleiner junger Stadtteil, der mit in den Ring der Erdstadt fällt. In dem äußersten Stadtkranze liegen die Bahnhöfe, viele Fabriken und Arbeiterwohnungen, auch Kasernen. Weiter hinaus folgen wie bei Petersburg auch die Sommervillen oder Datschen; besonders zahlreich sind diese hübschen Holzhäuschen in dem großen Sokolnikiparke im Nordosten der Stadt — auch Schlösser und städtische Dörfer und Villenkolonien. Im Südwesten der Stadt liegen die Sperlingsberge, von denen aus man einen schönen Überblick über die alte Zarenstadt genießt. Ist Moskau das Zentrum der Ver-

waltung, des Heeres, der Industrie Rußlands — so unbestritten die Wolga-Okastadt Nischnij-Nowgorod die Handelszentrale.

Unser Interesse für Neu-Nowgorod hängt keineswegs an der Stadt von 100000 Einwohnern an sich, ebensowenig an ihrer herrlichen Lage — „wie die Diamantschließe am silbernen Wolgagürtel, der die kraftstrotzenden Glieder des Zarenreichs umspannt, liegt es da“ — auch nicht an ihren amphitheatralisch aufsteigenden, im Laube versteckten Häusern, ebensowenig an ihren Kathedralen und ihrem Kreml, sondern einzig und allein an dem Marktplatze der Stadt, der sich in dem Winkel zwischen rechtem Wolga- und linkem Okaufer ausbreitet. Schon aus dem neunten Jahrhundert haben wir sichere Nachrichten über einen zwischen Asiaten und Europäern hier stattfindenden Warenaustausch, dessen Ort sich von Kasan westwärts nach dem als Kloster berühmten Makariew zog, um endlich nach dem Brande der Marktbuden 1817 nach Nischnij-Nowgorod verlegt zu werden. Die Oka teilt diese Stadt in zwei ungleiche, durch eine Schiffbrücke verbundene Hälften. Am rechten Wolga- und Okaufer liegt die alte Oberstadt mit dem Kreml, 120 m tiefer gelangt man auf Hohlwegen hinab zur Niederstadt und aus dieser auf einer 900 m langen Schiffbrücke hinüber über die Oka auf die schmale Landzunge, welche die Budenstadt für die große Handelsmesse im Juli, August und September (russ. jarmarka) trägt. 6000 teils steinerne, teils hölzerne Buden bedecken eine Fläche von 1700 m Länge und 1000 m Breite.

Woher nun der so unendlich verschiedene Inhalt der Buden rührt, das sagen uns jene Wälder von Masten und Dampfschloten, welche wir am Oka- und Wolgaufer entlang wandernd, auf einer Strecke von 20 Werst aufragen sehen. Gegen 500 Dampfer, 4000 Ruder- und Segelschiffe, 1500 Flöße tragen Waren aus allen Teilen Rußlands herzu: Korn und Weizen aus den Gouvernements Saratow, Pensa, Samara, Simbirsk und Kasan, Fische vom Kaspisee, Salz vom Eltonsee, Talg aus Samara, Senf von Sarepta, Felle aus Kasan, Wein von Kislar, Seide vom Kaukasus und Buchara, Metalle aus Sibirien, Tee von China. Bedeutend ist aber auch die Menge von Produkten, welche auf leidlich gehaltenen Landstraßen als Industrieerzeugnisse aller größeren und kleineren Orte der engeren und weiteren Umgebung durch Fuhrwerk befördert werden, wiewohl sich die so verfrachteten Güter nicht in Vergleich setzen lassen zu denen, welche die Eisenbahn aus den gewerbreichen Gouvernements Mittelrußlands herbeiführt.

In der Zeit vom 27. Juli bis Mitte September entfaltet sich nun in Nischnij-Nowgorod ein Meßtreiben, zu welchem 2—300000 Verkäufer aus allen Weltteilen und eine entsprechende Käuferzahl beisteuern. In der Stadt der Kaufhallen mit ihrer ermüdenden Regelmäßigkeit fällt uns außer den Kirchen und der tatarischen Moschee vor allem der 1890 in altrussischem Stile erbaute Meßpalast auf. Die unteren Räume bilden einen Bazar für Luxus-

waren: Manufakturen aus Deutschland, Frankreich, England, Metallartikel von Tula, Teppiche von Taschkent, wohlriechende Essenzen von Smyrna und Damaskus, Seidenstoffe aus Persien, goldene Filigranarbeiten auch Buchara, kunstvoll geschnittene Halbedelsteine, wie Malachit und Lapislazuli aus Sibirien. Die Bedeutung des Marktes liegt jedoch nicht in diesen Luxusgegenständen, sondern in den Unmengen von Roh- und Halbprodukten; in langen Budenreihen lagern Roß- und Rinderhaare, Kalb- und Ziegenfelle aus der Kirgisensteppe, Kamel- und Kaschmirwolle aus den Turanischen Steppen, sibirische Rauchwaren von Tobolsk und Jenisseisk, Tabak und Gewürze, feilgeboten von Armeniern und Persern, Unmassen chinesischen Tees, herzugeführt von Söhnen des himmlischen Reiches.

Während in den Quartieren der Asiaten Schweigen herrscht, geht es in anderen Budenreihen ungemein lebhaft zu: in den Ständen der Eisenhändler von Tula, der Kattun- und Leinenhändler von Pawlowo, der Kurzwarenhändler aus den Ostseeprovinzen, der polnischen Süßholzverkäufer, der am Orte wohnenden Fleisch- und Fischhändler, die freilich auf eine Okainsel verwiesen sind. Die Marktpolizei hält Umschau bei Tag und bei Nacht im Lichte der elektrischen Lampen, doch hat sie selten Ursache, einzugreifen; verpönt ist besonders wegen der Feuersgefahr das Rauchen; exemplarisch werden Taschendiebe und Falschspieler, Hochstapler im Kleide russischer Würdenträger oder biederer Kaufleute bestraft.

Alle Völker Europas und Asiens geben sich hier ein Stelldichein. Der stets zu Scherzen aufgelegte blonde Großrusse sticht ab von dem finster dreinschauenden braunen Kleinrussen. Der Kosak als Marktpolizist legt am Tage das Gesicht in strenge Amtsfalten, des Abends aber trinkt er mit den Fabrikarbeitern von Pawlowo oder den Webern vom Klasma Brüderschaft. Für die Zerstreuung der Meßgäste sorgen eine Menge „Salons“, wo Musik aller Art, von der Hirtenschalmei an bis zur Janitscharenmusik, vom Volkssänger bis zum Damenquartett herausschallt, ferner deutsche Bierstuben mit den üblichen Kellnern, russische, tatarische, persische Nationalschenken, Karusselle, Schaukeln, Operettenbühnen und Variétés. Der jährliche Umsatz hat sich von 51 Millionen Rubel im Jahre 1817 auf das Vierfache gehoben. Doch schwankt die Umsatzziffer, da die Wege des Welthandels nicht fest sind, neue tun sich auf und alte verfallen, Englands Schiffe bringen den chinesischen Tee nach Europa, und die sibirische Bahn sucht ihnen zu Lande den Rang abzulaufen.

7. Die Großrussen.*)

Die russische Nation, die heute das Riesenreich Osteuropas füllt, ist ursprünglich ein slawischer Stamm gewesen, hat aber mit fortschreitender Entwickelung finnische und tatarische Stämme in sich

*) Nach J. C. Petri.

aufgesogen und ist so emporgewachsen zu der volkreichen durch die Sprache geeinten Masse von heute von nahezu 80 Millionen. Die Ausbildung einer so gleichartigen Nation von solcher Größe in verhältnismäßig kurzer geschichtlicher Zeit ist auf die Tieflandsnatur Osteuropas zurückzuführen, die einen raschen Verkehr friedlicher und kriegerischer Art nach allen Seiten gestattet. Der Hauptzweig der Nation sind die Großrussen (60 Mill.) im Innern und Norden, Nebenzweige die Kleinrussen (15 Mill.) im Süden in der fruchtbaren Ukraine, am Dnjepr und Donetz und die Weißrussen ($3^1/_2$ Mill.) im Westen, unter polnischem Einflusse. Diese Nation beherrscht außer dem breiten Osten Europas auch ganz Nordasien,*) einen Raum von $22^1/_4$ Millionen qkm, fast den 6. Teil der Landoberfläche der Erde mit 60 Millionen Menschen anderen Stammes.

Dieses Reich ist ein Koloß, aber mit tönernen Füßen. Die ethnische Einheit ist zwar da, die diese europäische Großmacht zusammenhält, aber es geht ein sozialer Riß durch sie hindurch, der die Entfaltung der Macht hindert. In der Größe konkurriert dieses Riesenreich mit Großbritannien, vor dem es die Geschlossenheit voraus hat; denn Rußland ist eine Festlands-, England eine Seemacht. Jenes beherrscht von einem Mittelpunkte aus halb Europa und ein Drittel von Asien; dieses beherrscht von mehreren weit entfernten Punkten aus die Binnenmeere und den Ozean. Jenes hat durch seine Landkriege die gerade Richtung nach den Küsten und Strommündungen genommen; die Levante ist trotz der Dardanellen seinem Handel und seinen Kriegsschiffen geöffnet, und von Armenien aus weist ihm der Euphrat den Weg nach Indien; dieses kann nicht mit gleichem Vorteil von den Küsten aus, die es sperrt, in das Land eindringen und Gesetze vorschreiben. Noch wichtiger ist ein anderer Unterschied zwischen den beiden Riesenstaaten. Rußland befindet sich in den ersten Anläufen der allseitigen Entwickelung seiner ungeheueren Natur- und Volkskraft; aber der Abstand zwischen der Bildung der herrschenden Gesellschaft und der Unbildung der Massen ist so groß, daß die dadurch erzeugte innere Spannung stets Gefahr droht; die Großen mißbrauchen die Macht ihrer Intelligenz, die Massen die rohe Naturgewalt ihrer ungebändigten Kraft. Das einende und zügelnde Band für alle Russen, die rechtgläubige griechische Kirche lockert sich hier und da auch schon: sie ist nicht mehr der stärkste Halt der Nationalität; obwohl noch immer die Tausende von Meilen entfernt wohnenden Stämme sich in ihr als Glieder eines Leibes fühlen, dessen Haupt der Zar, der sichtbare Stellvertreter Gottes, ist.

Auch in der Sprache herrscht kein bedeutender Unterschied. Das Russische zerfällt in zwei Hauptdialekte: in das Groß- und Klein-

*) Russisch-Asien wird in 3 selbständige Verwaltungsgebiete geteilt: Die Statthalterschaft des Kaukasus nebst den armenischen Besitzungen 473000 qkm, Sibirien 12500000 qkm und Russisch-Zentralasien 3500000 qkm.

russische. Jenes sprechen außer den Großrussen die donischen und alle anderen Kosaken großrussischen Ursprungs, sowie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; — dieses alle Kleinrussen, nicht nur in dem eigentlichen Kleinrußland, sondern auch in Podolien und in der früher sogenannten polnischen Ukraine, die Kosaken des Schwarzen Meeres, sowie alle übrigen von Kleinrussen abstammenden Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und echte Russen, in Abstammung, Sprache, Religion und Sitte, und alle Russen sind eins durch ihre Sprache. Das Groß- und Kleinrussische ist bei weitem nicht so verschieden, als z. B. das Ober- und Niederdeutsche.

Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird aber mächtig getragen und zusammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten unterschiedslosen Fläche, auf welcher kein Teil sich absondern kann, und alles — Mensch und Pflanze, Tier und Boden, Wind und Wetter — ein und dieselbe Uniform trägt. Das russische Weltreich konnte sich nur entwickeln auf russischem Boden. Der ganze europäische Teil Rußlands, vom Weißen bis zum Schwarzen Meere und vom Kaspischen See bis zur Ostsee, stellt eine weite Ebene dar. Gebirge scheiden Völker, geben den einzelnen besondere Gestaltung und bedingen dadurch entgegengesetzte, einander feindliche Volksstämme. Es ist bekannt, daß nirgends Volksstämme sich weniger zersetzen als in Gebirgen, und ein besonderer Volksstamm sich auch nirgends länger hält. Eine ganz andere Erscheinung bieten uns die Ebenen dar: bei der Offenheit des Landes, der Leichtigkeit der Verbindungen und Annäherungen streben verschiedene Volksstämme bei ihrem Aufeinanderstoßen ganz natürlich zur Verschmelzung hin; scharfe nationale Eigentümlichkeiten glätten sich ab, und bald bietet die ganze Ebene ein Volk, mit einem Glauben, einer Sprache, einerlei Sitten und bürgerlichen Einrichtungen dar. So sind auf dem Boden Rußlands, in der weiten Mittelebene zwischen Europa und Asien, auf diesem Tummelplatz der Völker, ungezählte Stämme aufeinander gestoßen, jeder Stamm lebte für sich und feindete die übrigen an; aber diese Absonderung und Feindschaft konnte sich nicht lange auf der Ebene erhalten; mit staunenswerter Schnelligkeit verschmolzen diese Stämme untereinander, sie fanden einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt; das Christentum verstärkte ihre Einheit, und in der Folge, als bei der Schwächung des Stammlebens einzelne Fürstentümer hervortraten, konnten auch diese nicht lange sich abgesondert behaupten. Der Mangel an Provinzialfeindschaft und provinzialen Unterschieden bedingte eine rasche Vereinigung aller Fürstentümer um Moskau her, und jetzt sind die Provinzialunterschiede in Rußland trotz seiner ungeheueren Ausdehnung unbedeutend. Infolge geschichtlicher Ereignisse waren viele russische Provinzen unter fremde Herrschaft geraten, aber die Natur selbst war dieser gewaltsamen Lostrennung entgegen, und Polen konnte das südwestliche Rußland nicht von dem nordöstlichen abreißen.

Indes kann die ebene Beschaffenheit eines Landes allein nicht die Einheit des Reichsgebietes bedingen; zu einer raschen Verbindung und Ausgleichung der Stämme sind auch noch leichte Verbindungswege, schiffbare Flüsse nötig, und in dieser Beziehung hat die Natur Rußland auffallend begünstigt. Der Größe des Landes entsprechen riesenhafte Stromsysteme, und diese Stromsysteme verflechten sich fest untereinander und bilden im ganzen Lande ein Wassernetz, aus welchem heraus die Bevölkerung unmöglich zu einem abgesonderten Leben sich verirren konnte. Die Flußsysteme spielen in der russischen Geschichte eine bedeutende Rolle; sie dienten der ersten Bevölkerung als Führer, hier ließen sich die Stämme nieder, hier erschienen die ersten Städte; sie sonderten anfangs die einzelnen Völkerschaften in vier Hauptgruppen, aber — wie sie einem Quellgebiete angehören — war in dieser Sonderung bereits die Einheit des Reiches angelegt und entwickelte sich daraus.

Das Russenvolk hat eine gewaltige Lebenskraft, eine unverwüstliche Zähigkeit. In besonderem Maße gilt das und alles folgende von dem herrschenden Stamm der Großrussen.

Der Russe hat einen ebenmäßigen Körperbau; der Wuchs ist in den verschiedenen Gegenden des großen Landes sehr verschiededen, meistenteils aber eher groß, als klein und mittelmäßig. Die Männergestalten sind im ganzen schöner als die Frauen. Von Natur verunstaltete Menschen trifft man höchst selten. In dem rauhen, aber gesunden Klima werden sie abgehärtet. Sie sind auch im allgemeinen nur wenigen Krankheiten unterworfen und erleben gewöhnlich ein heiteres, gesundes, oft sehr hohes Alter. Greise von 100, 110, ja 120 Jahren sollen gar nicht selten sein.

Die Hauptzüge der Gesichtsbildung mögen ungefähr, soweit sich Allgemeines derart überhaupt feststellen läßt, folgende sein: Kleine durchdringende Augen, eine freie und offene Stirn, ein nicht sehr großer Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, eine meist kleine und auswärts gebogene oder wenig aufgestülpte Nase, ein sehr starker Bart, dickes Haupthaar von verschiedenen Schattierungen, von dunkelbrauner bis roter Farbe, selten ganz schwarz. Über dem Gesicht liegt meist Ernst und Gutmütigkeit, auch Schwermut, seltener Schlauheit und Verschlagenheit. Gehör und Gesicht sind meist sehr scharf; die übrigen Sinne jedoch durch Lebensart und Klima mehr oder weniger abgestumpft. Der Gang und die Bewegungen des Körpers bei den Russen haben eine charakteristische Schnelligkeit und Heftigkeit, oft eine leidenschaftliche Lebhaftigkeit. Dabei sind sie gewandt an Geist und Körper, immer gutes Mutes, fröhlich, tätig — aber selten bis zu einer beharrlichen Anstrengung des Leibes oder Geistes; Freunde des Gesanges und der Musik, gutmütig aus Temperament; aber aufbrausend, heftig, und bis zur Grausamkeit wütend, wenn sie beleidigt oder sonst gereizt werden — die nordischen Franzosen! Sie sind äußerst betriebsam, erfinderisch und schlau in ihrem Gewerbe, aber auch betrügerisch, zur Verschwendung

geneigt, dienstfertig, gastfrei, gesellig und gesprächig. Selbst der gemeine Mann besitzt viel natürliche Beredsamkeit und eine gewisse natürliche Höflichkeit — ähnlich dem Franzosen.

Fast dieselben Grundzüge findet man auch bei dem weiblichen Geschlecht; nur daß hier alles mehr verschönert und oft veredelt ist. Die Mädchen werden früher reif, als man in einem so kalten Klima vermuten sollte, und es ist gar nichts Seltenes, daß der Bräutigam erst 16—17 Jahre, die Braut 13—14 Jahre zählt. Es ist Volkssitte, früh zu heiraten; Erziehung, Lebensart, namentlich der häufige Genuß des Branntweins, der reichliche Gebrauch warmer Bäder tragen zur schnellen Entwickelung viel bei. Eine Folge davon ist aber, daß die Blüte und Schönheit des weiblichen Geschlechts früh verwelkt. Der Umgang beider Geschlechter ist ziemlich frei und ungebunden, namentlich auf dem Lande, wo man eng beisammen wohnt. Das Betragen der Männer auf dem Lande gegen ihre Frauen ist oft barsch, rauh, grob, hart; diese sind auch von Jugend auf zur Arbeit und Unterwürfigkeit gewöhnt. Doch genießen sie bei der Intelligenz durchweg die Vorrechte und Freiheiten, welche gebildete Nationen dem schönen Geschlechte gestatten.

Wenn man aber den Charakter eines Volkes genau kennen lernen will, so muß man die einzelnen Züge des Gemäldes nicht in den höheren Klassen der Einwohner aufsuchen, sondern bei den mittleren und niederen Ständen bleiben. Die oberen Klassen sind hier, wie überall, von der ursprünglichen alten Lebensart weit abgegangen und gleichen schon ihren westeuropäischen Standesgenossen sehr. Der Bürger und Bauer zeigt noch wie vor alters Frohsinn, Lustigkeit, Sorglosigkeit, Genügsamkeit, Zufriedenheit; aber auch Trunksucht, Härte, Sklavensinn und Sklaventücke, Jähzorn, Gefräßigkeit, wenn es auf Kosten anderer geht, Hang zum Stehlen, zum Aberglauben und zur Frömmelei.

Der russische Handwerker ist talentvoll und geschickt, aber es fehlt ihm das Solide, Ausdauernde des Deutschen oder Engländers; er ist oberflächlich und leichtsinnig. Der Kaufmann und Krämer nimmt mit einem geringen Verdienste fürlieb, eben weil ihm, außer der Befriedigung seiner Trunksucht, der Überfluß wenig darbieten kann. Aber gerade diese Zufriedenheit mit mäßigem Gewinne und dürftigem Auskommen, sowie der sorgenlose Blick in die Zukunft, erzeugen oft Müßiggang, der um so schädlicher ist, je seltener sich die unteren Stände zu ungewohnten Geschäften entschließen, wenn sie nicht durch besondere Aufmunterung, durch Beispiele oder sichtbare, leicht zu erreichende Vorteile oder durch harten Zwang dazu angespornt werden. Der Handwerker hält daher gern blauen Montag und treibt sich, wenn er kann, mehrere Tage lang in Kabaken (Schenken) herum.

Zu den Hauptvergnügungen der Russen gehören Gesang und Musik. Diese Liebhaberei ist so allgemein und tiefliegend, daß man wohl sagen kann: „Der Russe lebt nicht ohne Gesang.“ Der

Gesang begleitet ihn bei allen Beschäftigungen, bei der Arbeit, wie auf der Reise. Der Ackersmann singt hinter dem Pfluge, der Fuhrmann bei seinem Fuhrwerke, der Hirt bei der Herde, der Handwerker bei seiner Arbeit, der Soldat auf dem Marsche, selbst wenn er zur Schlacht zieht. Die Ruderer auf den Booten singen vollstimmige Lieder, wenn es nicht gegen den Sturm geht und zu scharf gerudert wird. Am Sonntage und an Festtagen findet man bei gutem Wetter an allen Orten, selbst im kleinsten Dorfe Tanz und Gesang, begleitet von ländlicher Musik, der Gusli oder liegenden Harfe und der Balalaika, einem mit zwei Darmsaiten bezogenen Instrumente von Tannenholz, fast wie eine Zither gestaltet. Sogar im strengsten Winter, besonders um die Weihnachtszeit, sieht man die Dorfjugend bis spät in die Nacht singend und spielend auf den Straßen umherlaufen.

Die Lebenshaltung der gemeinen Russen ist sehr einfach. Ihre Wohnungen sind meistenteils einstöckige Rauchstuben, hier und da auch, besonders an den Poststraßen, gut gebaute Häuser mit Schornsteinen. Die Bauart ist die im ganzen Norden gebräuchliche: übereinander gelegte und an den vier Ecken ineinander gefügte Balken, deren Zwischenräume mit Moos verstopft werden, mit Stroh oder großen bretterähnlichen Schindeln gedeckte, warme Häuser. Es gibt Dörfer, die an Größe und Bauart manche kleine Kreisstadt übertreffen, wo die Gebäude sehr fest, geräumig, bequem, ja mitunter zierlich bemalt sind. Indessen gewährt auch das schlechteste russische Dorf dem genügsamen Reisenden einen erfreulichen Anblick. Man sieht überall tätige, geschäftige und frohe Menschen. An schönen Sommerabenden versammeln sich nach beendigter Tagesarbeit die jungen Burschen und Mädchen in den Dörfern auf freien Plätzen, singen und springen, schaukeln und belustigen sich durch allerlei Volksspiele. Bei dem Adel gehört es mit zu der ländlichen Abendkurzweil im Winter, daß ein Chor junger Bäuerinnen, sauber und schön gekleidet, die Gesellschaft durch Gesang und Tanz ergötzt.

In seiner Heimat und unter seinem Dache ist der Russe sehr genügsam, und nimmt mit der geringsten Kost fürlieb. Schwarzes Brot von ungebeuteltem Mehl, oft schlechter als Kommißbrot, frischer oder saurer Kohl, Rüben, Erbsen und Bohnen, am liebsten aber Grütze und Salzfische, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken, selten Kartoffeln, sind seine gewöhnlichen Speisen. Fleisch, meistens geräuchertes, wird nur an Sonn- und Feiertagen in die Kohlsuppe getan. Schwämme, Fleischpastetchen (Piroggen), Fische mit Kohl und Wurzelwerk, Eier- und Pfannkuchen gelten schon für Leckerbissen. Frisches Obst, allerlei wilde Beeren und Haselnüsse werden zum Nachtische aufgetragen Saure rote Rüben oder Kohl, mit Grütze und Pfeffer gewürzt, sind sein Lieblingsgericht in der Ukraine; auch ist ein Gemisch von Fleisch, Grütze, Mehlbrei, mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzt, sehr beliebt. Das allgemeine Nationalgetränk ist Kwaß,

der von Roggenmehl, Brot, auch bisweilen aus Malz, durch Gärung und Säuerung bereitet wird, unserem Dünnbier ähnlich ist und eine angenehme Erfrischung gewährt.

Die Russen haben viel natürlichen Erwerbssinn. Schon Peter der Große setzte unter eine Bittschrift etlicher polnischer Juden, die um Handelsfreiheit in seinem Reiche nachsuchten, den Vermerk: „Nichts von Juden hier; ich kenne meine Russen, sie verstehen den Kram besser als ihr.“ Das Sprachtalent unterstützt den Großrussen sehr bei seinen Handelsuntersuchungen. Hat er sein Kapital, so weiß er die Prozente davon zu gewinnen. Sein Kopf ist erfinderisch, seine Augen sind wachsam, seine Hände flink, seine Füße schnell, sein Magen genügsam. „Man setze ihn,“ sagt ein russisches Sprichwort, „mit einem Geldbeutel auf einen Stein, und er wird sich nähren.“ Die der ganzen Nation eigene Erwerbslust ließ auch die Leibeigenschaft, deren gänzliche Abschaffung seit dem Regierungsantritt des volksfreundlichen Kaisers Alexander II. angebahnt und trotz dem Widerstreben des russischen Adels und teilweise selbst der befreiten Bauern durchgesetzt ward, weniger empfinden, da die Hörigen nicht, wie ehemals noch die Esthen und Letten, an ihren Erbacker gebunden waren. Dem russischen Erbherrn war es gleich, wo sein Leibeigener sich aufhielt, wenn er nur seine Obrock (Geldabgabe) bezahlte und mit einem Passe oder Erlaubnisscheine versehen war. Hierzu kommt, daß der Russe sein Ich, sein Vaterland, seine Nation, seine väterliche Religion über alles liebt und ehrt, wodurch er sich mit anderen Nationen unvermischt hält. Nur selten und nicht ohne Not wird er das Vaterland des Gewinnes halber verlassen, und wenn er es ja tut, kehrt er gewiß bald wieder in seine Heimat zurück. Er geht wohl in eine andere Provinz, aber nie in ein ganz fremdes Reich. Deswegen ist auch das Davonlaufen der Soldaten nach Schweden oder Preußen nur ein selten vorkommender Fall.

Vornehme und geringe, arme und reiche Russen sind Freunde der Jagd. Die vornehmen lieben vorzugsweise die Hetzjagd, bei welcher Hasen und Füchse mit Windhunden, bisweilen auch Bären und Wölfe mit Packern (Bärenhunden) gehetzt werden. Im Winter findet man in den Dörfern oft wenig Männer zu Hause. Sie sind in dieser Jahreszeit meistens als Fuhrleute (Jämtschiks) abwesend, um für billige Fracht Produkte und Waren nach allen Häfen, Stapelorten und Handelsplätzen des Reiches zu führen. Andere beschäftigen sich mit allerlei Handarbeiten, Schlittenmachen, Verfertigen hölzerner Geräte, Töpferwaren, Korb-, Matten-, und Bastschuhflechten. Andere stricken Netze und verarbeiten Bast und Hanf zu Stricken, Leder zu Pferdegeschirr, drechseln Löffel und Schalen usw. Wenn der russische Bauer nur einigermaßen wohlhabend ist, so sieht er in seinem Hause wie an seiner Person sehr auf Reinlichkeit und Ordnung. Nicht nur er selbst und die Seinigen gehen wenigstens alle Wochen einmal (gewöhnlich am Sonnabend) in die heiße Badestube,

sondern auch die Stuben und Kammern werden fleißig gewaschen und gereinigt.

Der gemeine Russe läßt noch immer wie vor Jahrhunderten seinen Bart wachsen und trägt rund um den Kopf abgeschnittenes Haupthaar. Die Kleidung der Männer ist in allen Provinzen so ziemlich dieselbe; bloß in der Ukraine hat sie den polnischen Zuschnitt. Sie besteht im Sommer aus langen, weiten, grobleinenen Hosen, einem mit kurzen Ärmeln versehenen und um den Leib mit einem ledernen Gurt befestigten Hemde, über welches, wenn es kälter wird, ein langer Rock von grauem Landtuche mit sehr langen Schößen gezogen wird. Dieser Rock wird mit einer Art farbiger, wollener oder leinener Schärpe umgürtet. Im Winter trägt jeder einen Schafpelz, der Ärmere ohne Überzug, der Reichere mit Tuch oder Zeug überzogen. Als Kopfbedeckung haben die Männer im Sommer einen runden Hut mit schmaler Krämpe, im Winter aber eine mit Tuch oder Plüsch überzogene Pelzmütze. Statt der Strümpfe werden bei den Ärmeren die Füße mit langen Binden von Linnen oder grobem wollenen Tuch umwickelt, und die Schuhe sind von Lindenbast geflochtene Socken, oder auch Sandalen von rotem Leder, die über dem Fuße zugeschnürt werden.

Die Hochzeiten der Dorfbewohner werden mit großem Jubel und Lärm gefeiert. Acht Tage vor der Trauung verlobt sich das junge Paar vor dem Popen, und diese Verlobung ist unauflöslich. Bei der Trauung wird in der Kirche vor den Brautleuten ein heiliges Bild hergetragen, es wird ihnen dann ein Kränzchen aufgesetzt, und sie wechseln vor dem Altare die Ringe, worauf sie mit vielem Kreuzmachen vom Geistlichen eingesegnet werden, nachdem sie zuvor aus einem Becher getrunken haben. Nach Hause zurückgekehrt, reicht ihnen der Brautvater ein Brot mit etwas Salz, mit dem Wunsche, daß es ihnen nie daran fehlen möge. Nun wird geschmaust, gezecht, getanzt — oft mehrere Tage lang. Ein „Hanswurst“ muß schon auf dem Zuge zur Kirche und aus der Kirche, besonders aber beim Mahle seine Possen reißen und die Hochzeitsgesellschaft im Lachen erhalten.

Die Gebräuche der Religion halten die Russen sehr eifrig. Man findet in jeder Stube, der Tür gegenüber, an der Wand eine Kapsel oder ein Schränkchen, worin sich das Bildnis desjenigen Heiligen befindet, den der Hausherr zu seinem Schutzpatron gewählt hat. Gewöhnlich ist dies der Ritter St. Georg, welcher den Lindwurm erlegt. Vor diesem Heiligenbilde, das zwei kleine Vorhänge bedecken, macht jeder Eintretende, noch vor der Begrüßung der Hausgenossen, seine Verbeugung und ein paar Kreuze mit den Fingern der rechten Hand, begleitet von dem gewöhnlichen, in allen Kirchen unzählige Male ertönenden Gospodi pomilui (Kyrie-Eleison). Die Männer entblößen dabei ihr Haupt, lassen es auch oft aus Hochachtung — nicht vor den Anwesenden, sondern vor dem Heiligen — unbedeckt bis zum Weggehen. Jene Verehrung empfängt der

Heilige von allen Bewohnern des Hauses, jeden Morgen und Abend, vor dem Essen, ja vor dem Trunke. Bei wirklichen Zechgelagen machen sie sich aber von den Bräuchen frei, ziehen auch wohl die Vorhänge des Heiligenschreins zu, damit der Heilige nicht sehe, daß sie betrunken sind. Überhaupt wird jedes Heiligenbild, sei es in einer Mauernische oder auf einer Prozession usw., mit Bücklingen und Kreuzen begrüßt. Auch trägt jeder Russe und jede Russin ein kleines gemaltes Heiligenbild oder metallenes Kreuz, welches ihnen bei der Taufe umgehängt wird, bis an den Tod auf der Brust, und orthodoxe Geistliche tragen Bedenken, einem Verstorbenen, bei welchem dieses Zeichen seines Christentums sich nicht findet, ein ehrliches Begräbnis zu geben. Vor diesem Heiligtum hat jeder Russe eine tiefe Verehrung, läßt sich aber dadurch nicht abhalten, nach seinem Gelüst zu handeln. Er braucht indessen die Vorsicht, das Kreuz oder das Heiligenbild jedesmal, wenn er im Begriff steht, eine sündliche Handlung zu begehen, vorher abzulegen, so wie er den Stubenheiligen zudeckt, damit dieser nicht Zeuge seiner bösen Taten sei. Nach vollbrachter Tat wird das Bild wieder umgehängt und der Vorhang wieder aufgezogen. Diejenigen Russen, welche an Sonn- und Festtagen die Kirchen nicht besuchen, unterlassen doch nie, ihre Hausandacht zu halten. Der Herr des Hauses tritt mit sämtlichen Hausgenossen vor das Heiligenbild, vor welchem Lichter brennen. Man bückt und bekreuzt sich, ruft mehrere Male Gospodi pomilui; die Andächtigsten knien auch wohl nieder, stemmen die Hände auf die Diele und drücken sogar die Stirn dagegen. Dies alles geschieht noch weit öfter in der Kirche, wo auch die Gebildeten und Vornehmen den Brauch nicht unterlassen.

Wenn man sagt, der Russe müßte durch Strenge und harte Strafen zum Arbeiten gezwungen werden, so ist das nicht durchaus wahr. Billige Vorgesetzte und gerechte Herren haben das nicht nötig, und es galt nur von solchen Leibeigenen, die durch lange Knechtschaft an das Prügeln gewöhnt waren. Leider sind Billigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht eben die Tugenden der russischen Großen und Erbherren. Sie haben ihre Untergebenen harthäutig gemacht. Sie prügeln die Postknechte, wenn diese nicht schnell genug fahren; Deutsche, Engländer oder Franzosen, die in Rußland reisen, haben das aber nicht nötig und kommen mit einem kleinen Geschenke an Geld oder einem Glase Branntwein ebenso weit.

Es ist unglaublich, was diese Menschen aushalten können und wie weit ihre Abstumpfung, aber auch Stärke und Festigkeit geht. Manche halten 30, 60, ja 100 Knutenhiebe aus. Manche bekommen mit Batoggen, d. h. kleinen hölzernen Stäben (liegend, wobei zwei Männer Arme und Füße festhalten), 400—500 Hiebe, wodurch der ganze Rücken zerfleischt wird, und stehen dann wieder auf, ohne gehalten oder geführt zu werden. Die Ausdauer und Unverwüstlichkeit ist eine Folge teils des rauhen Klimas, teils der harten Er-

ziehung. Diese unmenschlichen Strafen sind zwar verboten, werden aber hier und da doch noch gehandhabt.

Es geschieht oft, daß Eltern ihre Kinder erst in heißem Wasser baden und dann nackt in den Schnee stecken, daß sie rot werden wie gesottene Krebse. Die meisten halten es aus, weil sie einen gesunden Körper auf die Welt bringen. Die Kinder werden auch sehr früh an die härtesten Arbeiten gewöhnt, sie bekommen wenige und nur harte Kost zu essen und werden bei kleinen Vergehen nachdrücklich gestraft, obwohl die Russen große Kinderfreunde sind. Diese Strenge bewahrt sie vor Entnervung und Weichlichkeit; sie bildet Kernmenschen, die sich in der Folge in alle Umstände schicken, keine Gefahr noch Schwierigkeit scheuen, alle Anstrengungen ertragen, alles aushalten, alles unternehmen, jeder Mühseligkeit trotzen. Daher erklärt sich ihr Mut, ihre Kühnheit, Unerschrockenheit, Unverdrossenheit, Beharrlichkeit, Ausdauer bei Frost und Hitze, bei Hunger und Durst, im Felde, auf dem Meere, in der Wüste, bei jeder Witterung. Ihr ganzes Aussehen zeugt von Kraft, Mut und Stärke. Sie haben große Lust zu Leibesübungen, und diese sind alle von solcher Art, daß man die Härte ihrer Körper mit in Betracht ziehen muß, um ein Vergnügen darin zu entdecken. Man sieht sie fast täglich ringen, sich balgen, schlagen, werfen, mit Fäusten stoßen, einander ein Bein stellen, zu Boden strecken und sonst noch ihre Stärke versuchen. Ihr größtes Vergnügen ist das Schaukeln und Herumdrehen auf den bekannten, den Windmühlen ähnlichen russischen Schaukeln, das Gleiten auf dem Eise und das pfeilschnelle Herabfahren von künstlich gemachten Eisbergen auf kleinen Schlitten. Schnelles Fahren überhaupt, im Winter wie im Sommer, lieben alle Russen.

Ohne Bad kann kein Russe leben; doch lieben alle die heißen Bäder mehr als die kalten. Wenn es ihnen im Leibe nicht recht ist, trinken sie ein oder zwei Glas Branntwein, essen Schießpulver, kauen Tabak und gehen darauf ins Schwitzbad. Eine solche Badestube ist in vielen Häusern, und jedes Dorf hat deren wenigstens zwei bis drei. Sie sind so gebaut, daß sie bis zu einem hohen Grad erhitzt werden können, und, wo es angeht, legt man sie gern an einem Flusse an, damit man nach dem Dampfbade sich gleich wieder abkühlen kann. In diesem Dampfbade waschen und reiben sie mit grünen und dürren Birkenbüscheln nicht nur den ganzen Körper in heißem Wasser, sondern sie reinigen auch ihre Kleider und Hemden von allerlei kleiner Einquartierung, indem sie selbige über dem Feuer ausschütteln oder an den heißen Ofen hängen, wo dann die Hitze alles, was lebt, tötet. Viele machen sich hinterher noch das Vergnügen, daß sie mit dem hochrot aufgedunsenen Leibe aus der heißen Badestube nackt herauslaufen, in den nahe gelegenen Fluß springen oder sich im Schnee herumwälzen, darauf wieder in die heiße Stube zurückkehren und es so lange wiederholen, bis sie es satt haben. Nach der Versicherung vieler soll diese Kur sehr angenehme Empfindungen erregen. Die vornehmen und reichen

Russen haben ebenso Badestuben in den Landhäusern wie der gemeine Mann. Sie sind aber viel größer und bequemer und oft mit ausgesuchter Üppigkeit eingerichtet.

Mit Recht hat man dieser Gewohnheit der Russen, die stärkste Hitze eines Dampfbades mit der größten Kälte abwechseln zu lassen, die Stärke, Abhärtung und Dauerhaftigkeit ihrer Natur zugeschrieben, da sie von frühester Jugend dazu gewöhnt werden.

Wenn man von ihrer Trunkenheit spricht, so muß man nicht glauben, daß sie diese zur Gewohnheit machen, sondern derselbe Bursche, der heute betrunken sich auf der Straße wälzt, ist nicht bloß morgen, sondern mehrere Wochen nachher wieder der nüchternste, mäßigste und arbeitsamste Mensch und löscht seinen Durst mit Wasser, ohne nach Branntwein lüstern zu sein. Er fordert auch zu Hause nie barsch, sondern fast immer bittend, und ist dankbar, wenn man ihm etwas über seinen kärglichen Lohn gibt. Will er sich einmal etwas zugute tun, d. h. sich berauschen, so bittet er ganz unbefangen um Erlaubnis dazu und sagt: „Väterchen, ich kann es nicht länger mehr aushalten, ich muß mich einmal besaufen! Morgen früh bin ich wieder nüchtern und mache alles gut und ordentlich.“ Es tut nicht gut, wenn er von seinem löblichen Vorsatze abgebracht wird; denn er läßt das Trinken doch nicht und wird von dem Augenblicke an mißtrauisch. Gönnt man ihm einmal das Vergnügen, einen halben Tag lang wahnsinnig zu sein, so verrichtet er nachher seine Geschäfte noch einmal so willig.

Ähnlich ist's auch mit dem Essen. So starke Mahlzeiten der Russe zu sich nehmen kann, wo sie ihn nichts kosten, so einfach und sparsam lebt er meist daheim mit seiner Familie. Genügsamkeit ist sogar als ein Hauptzug im russischen Volkscharakter zu bezeichnen. Auch in Zeiten größter Entbehrung bleibt er heiter und lustig.

Gastfreundschaft liebt der Russe sehr. Vom Muschik, dem Bauern, bis zum Fürsten herauf nimmt jeder seinen Gast in Ehren auf und bewirtet ihn mit dem Besten, was er bieten kann. Die Leute mittleren und niederen Standes setzen dem Gaste nach dem Frühstücke, das aus hartem, geräuchertem Fleische oder aus getrockneten oder gesalzenen Fischen besteht, beim Hausvater anhebend ein „Schälchen“ vor, d. h. ein Glas Branntwein; dann bekommen die Hausfrau, die Söhne, endlich die Töchter — je ein Gläschen Schnaps, das man nicht abschlagen darf, ohne unhöflich gescholten zu werden. Beim Mittagessen wird Kwaß, Bier, selten Wein getrunken; nach Tische Tee mit Kirschbranntwein oder Zitronensaft und dgl.; um 4 Uhr vielleicht ein Punsch mit Arrak, dann wieder Bier, Schälchen und so auch nach dem Abendessen. Wer alsdann noch bei Sinnen ist, geht heim und legt sich aufs Ohr. Der rohe echte Russe aber zecht, lärmt und singt fort, tollt und macht Späße, je wilder desto besser. Erinnert diese Art nicht an die Erzählungen von Trinkgelagen unseres Mittelalters?

8. In russischen Kirchen.*)

Rußland empfing sein Kirchentum von Byzanz her und damit auch den Baustil der Gotteshäuser. Natürlich wurde auf fremdem Boden das Christentum und der Kirchenbau den neuen Verhältnissen der Nationalität angepaßt, und es entstanden so die griechisch-russische Kirche und der ihr eigene byzantinisch-russische Baustil, der auch auf die Profanbauten überstrahlte.

Rußland hat sehr wenige alte Kirchen, weil man zuerst aus Holz baute, das leicht ein Raub der Flammen oder der Fäulnis wurde. Erst gegen das Ende unseres Mittelalters wurden Steinkirchen errichtet, die ältesten stehen in Kiew und auf dem Kreml Moskaus. Die Hagia Sophia in Konstantinopel ist das Urbild dieser Kirchen. Hier wurden sie nur klein, mit äußerst dicken Mauern und kleinen Fenstern aufgeführt, sie sind daher unglaublich finster. Das Dach trägt fünf zierliche Zwiebelkuppeln, von denen die größte in der Mitte thront, die vier anderen quadratisch um sie her angeordnet sind. Jede endet in einem hohen vergoldeten Kreuze, das auf einem Halbmonde steht, mit allerhand Ketten behangen und durch sie an der Kuppel verankert ist. Von außen sind die Kuppeln mit grellbunten Farben angestrichen, schreiend rot, grasgrün, himmelblau — oder sie sind auch über und über vergoldet oder versilbert. Im Innern blickt von der Hauptkuppel irgend ein Bild herab, bunt, aber schreckhaft häßlich: das Bild Christi, Marias, Johannis oder eines greisen Mannes, unter dem man Gott den Vater darstellen wollte. Die Wände sind gewöhnlich ebenso von oben bis unten mit wunderlichen Heiligen- und Engelsgestalten bemalt, die alle ungefähr in dem Stile der 10 m hohen hölzernen Maria in der Kirche zu Marienburg in Preußen ausgeführt sind, in welcher Manier auch die Bildhauer zu Bremen ihren Markt-Roland meißelten. Jetzt sind sie indes meist ziemlich verblichen, und schwerlich wird man sie wieder herstellen lassen.

So wenig alte Kirchen Rußland aufzuweisen hat, so zahlreich drängen sich die neueren Kirchen in den Städten dieses Reiches. Es gibt jetzt keine Stadt in Rußland, die nicht, aus der Ferne betrachtet, mit ihren vielen weißschimmernden Kirchen, unzähligen Kuppeln und Türmen wie ein kleines Konstantinopel oder wie das hunderttempelige Fes aussähe. Ja, Ortschaften, die ihrer Holz- und Lehmhäuser wegen, in der Nähe betrachtet, kaum für Flecken gelten würden, machen in weite Ferne hinaus fürs Auge so viel Aufsehen, daß man eine Residenz vermutet; alles bloß durch ihre zahlreichen neuen Kirchen.

Diese werden nun durchweg in einem eigenen neurussisch-byzantinischen Stile gebaut, der sich wie der alte auf eine quadratische Kirche mit einer großen Kuppel in der Mitte und vier

*) J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen. 1. Teil: Moskau.

kleinen auf der Seite beschränkt. Dazu kommt aber als hauptsächlichste Neuerung eine Menge von Säulen, gewöhnlich der reichen korinthischen Ordnung, eine bedeutende Vermehrung der Fenster und eine Vergrößerung der Räume. Jetzt haben die Kirchen einer kleinen russischen Kreisstadt für mehr Gläubige Platz, als die alten Kathedralen der ehemaligen großmächtigen Republik Nowgorod. Die fünf Kuppeln der Kirche sind auch größer und gewölbter, und die Gemälde darin fallen weg oder werden durch Stuckzierate ersetzt. Die Wände sind weiß, das Äußere ist überkalkt, und zu dessen Weiß steht das Grün der Kuppeln recht hübsch. Fast in ganz Rußland sind diese Kuppeln, wo nicht mit Kupfer-, so doch mit Eisenblech gedeckt und grün angestrichen. Manche Klöster haben freilich noch vergoldete und versilberte Kuppeln. Am feinsten und nach orientalisch-barbarischem Geschmack äußerst schön und wohlgefällig sehen die himmelblau gemalten und mit goldenen Sternen geschmückten Kuppeln aus, dergleichen man in Petersburg und Moskau bei mehreren Kirchen sieht.

Säulen finden sich jetzt selbst bei den unbedeutendsten Dorfkirchen in Fülle. Gewöhnlich läuft eine Säulenhalle um jede Kuppel; dann tritt eine Säulenhalle vor dem Haupteingange hervor, das Frontispiz*) tragend. Ja, zuweilen führt um die ganze Kirche ein Säulengang herum.

Auf jeder der fünf Kuppeln steht ein großes vergoldetes Kreuz, jetzt meist ohne Halbmond und Kettenschmuck. Die Kuppeln und Türmchen sind bloßer Zierat und dienen nicht wie unsere Kirchtürme zu anderen Zwecken. Die Sitte, Uhren auf den Türmen zu haben, ist in Rußland völlig unbekannt; auch hängt man keine Glocken darin auf. Dazu hat man bei allen Kirchen ein eigenes Gebäude, den sogenannten „Kolokolnik“, d. h. den Glockenträger. Dieser Kolokolnik ist bei den ländlichen Kirchen in baumreichen Gegenden gewöhnlich eine alte Eiche, die in ihren Ästen das ganze bunte Geläute der Kirchen trägt, als wären die Glocken große Baumfrüchte. In den Gegenden der Fichtenbäume hängen die Glocken der Reihe nach bloß an einem dicken Querbaum, den zwei andere in der Erde steckende in der Höhe tragen. Der zierlichere Baustil hat nun diesen rohen hölzernen Glockenträger teils in einen aus Steinen aufgeführten Bogen verwandelt, der einer Triumphpforte nicht unähnlich sieht, unter der die Glocken hängen, teils aber an seine Stelle einen Turm gesetzt, welcher von der Kirche abgesondert für sich aufgebaut ist.

Gewöhnlich hängen diese Türme voll Glocken wie die Palmbäume voll Kokosnüsse, voll kleiner, mittelgroßer, riesengroßer, brummender, brüllender, klingender, schreiender und schellender Glocken. Wenn sich so ein russischer Kolokolnik dann an einem Festtage in Arbeit setzt, aus allen seinen Luftlöchern feuert und mit allen seinen

*) So nennt man den mittleren Vorsprung eines Gebäudes — die Giebelseite.

Lungen leiert und schreit, oder wenn in einer Hauptstadt deren zwanzig bis dreißig auf einmal ihr Konzert beginnen, dann gnade Gott allen Ohren, deren Nerven einigermaßen tongerecht gestimmt sind. Die Russen finden indes ihr Geläute nicht so unleidlich wie wir Fremden. Denn gerade an Feiertagen sind die Kolokolnik immer sehr besucht und gewöhnlich von oben bis unten mit Menschen eingefaßt, die sich in ihrem Sonntagsschmuck unter dem Glockengeläute hinsetzen und in die Welt hinausschauen.

Einen russischen Küster läuten zu sehen, gewährt einen besonderen Anblick. Er setzt die Glocken selbst nicht in Bewegung, diese hängen vielmehr fest, haben auch keinen Klöppel. Bei jeder Glocke ist ein Hammer beweglich angebunden. Von diesen Hämmern führen nun auf allen Seiten Stricke zu dem Küster, der entweder, wenn er nur mit ein paar Glocken läutet, auf einem Stuhle in der Mitte sitzt und abwechselnd bald an diesem, bald an jenem Stricke zieht, oder, wenn er viele Glocken zu bearbeiten hat, dabei steht. Alsdann hält er ein paar Stricke in den Fingern jeder Hand, einen anderen hat er über den Rücken gebunden, und noch ein paar bewegt er mit den Beinen. Die Bewegungen, die er nun rückwärts, vorwärts, bald zur Rechten, bald zur Linken macht, sind oft sehr komisch, und ein russischer Zar soll die Sache so vergnüglich gefunden haben, daß er bei seiner Hofkirche gewöhnlich selbst den Küster spielte.

Von den Stadtkirchen weichen aber die Dorfkirchen sehr ab. In Großrußland sind die meisten Dorfkirchen nur einfache, hohe, hölzerne Häuser mit einem großen Kreuze auf dem Dache, ohne Turm und anderweitige Auszeichnung; nur befindet sich der meist schiefe und halbzerfallene Kolokolnik zur Seite.

Im Norden hat auch die Härte des Klimas einen Unterschied zwischen Sommer- und Winterkirchen eingeführt. Gewöhnlich sind beide in einem Gebäude derart miteinander verbunden, daß die Sommerkirche über die Winterkirche gesetzt ist. Jene ist dann ein hoher, luftiger, heller Raum im zweiten Stockwerk des Gebäudes, diese ein niedriges, dunkles Gewölbe, in das nur spärlich Licht und Luft eindringt. Solcher doppelten Kirchen findet man selbst in Petersburg einige, und in Moskau noch viele. Da aber auf diese Weise weder die eine, noch die andere sich architektonisch entwickeln kann, so setzt man jetzt in die neueren Kirchen viele große Öfen, die beständig geheizt werden, und versieht den Eingang mit doppelten Türen. Die Kirchen mit den Öfen und der angenehmen warmen Luft gleichen, besonders wenn man noch eine gewöhnliche Hausuhr darin picken hört, unseren Wohnzimmern.

Das Innere zerfällt wesentlich nur in zwei Teile, nämlich in den großen, für die Gemeinde bestimmten Raum und in das davon getrennte Allerheiligste, wo der Altar steht. Beide Teile werden durch eine Art von spanischer Wand, die gewöhnlich aus Holz gezimmert ist, voneinander geschieden. Diese Wand heißt „Ikonostas“, d. h. Bildergerüst, weil sie auf der nach der Kirche zugewandten

Seite von oben bis unten mit Heiligenbildern bedeckt ist. Vor dieser Wand her läuft noch eine niedrige Galerie, welche einen etwas erhöhten Raum, zu dem man auf einigen Stufen hinansteigt, abschließt. Dieser Raum stellt eine Art von Vorhof oder Vorbühne des Allerheiligsten dar.

In der Mitte des Allerheiligsten steht der Altar, mit Teppichen geschmückt. Darauf liegen stets ein großes Evangelium, häufig mit Gold und Edelsteinen bedeckt, ein Kreuz von Silber, an dem aber, weil die griechische Kirche keine Skulpturen duldet, der Heiland gewöhnlich nicht angebracht ist, sondern in das nur Engelsköpfe und andere Verzierungen eingeritzt sind. Dieses Kreuz liegt platt auf dem Tische. Stehende Kreuze sieht man überhaupt nicht in den russischen Kirchen. Alsdann befindet sich in der Mitte des Altars zwischen dem Evangelium und dem Kreuze die Hostie, welche nicht wie bei den römischen Katholiken in einer Monstranz aufbewahrt wird. Zuweilen stellt man sie in ein kleines Schränkchen oder in einen aus Metall gebildeten Berg, der über und über mit Engeln besetzt ist, und worin in einer Höhle ein kleiner silberner Sarg steht, in dem die Hostie liegt.

Da das Allerheiligste in der ganzen Kirche, der Altar aber im Allerheiligsten und dies Schränkchen mit der Hostie auf dem Altare das Wichtigste ist, so ist dieses eigentlich als der Mittelpunkt der ganzen Kirche zu betrachten, auf den sich alle Blicke vereinigen, um den sich eigentlich das ganze Leben der Kirche dreht, weshalb man denn auch alles mögliche angewandt hat, dieses Hauptstück aller Kirchengerätschaften recht glänzend zu machen. Sehr häufig ist jener ganze Berg von massivem Silber, ja in der Uspenskij-Kathedrale in Moskau ist er sogar von reinem Dukatengolde, ein Meter hoch mit allen seinen Figuren, Höhen und Gipfeln.

Weiter stehen auf dem Altar ein Becher und silberne Teller fürs Abendmahl, bedeckt mit den schön gestickten „Wosduchi“. Das sind bunte Tücher, mit welchen der Becher in dem Augenblicke bedeckt wird, wo die Verwandlung des Weines vor sich gehen soll. Die russischen Frauen betrachten es als ein Werk der Frömmigkeit, dann und wann solche Tücher für die Kirche zu sticken.

Was dem in eine russische Kirche Eintretenden zuerst und am meisten in die Augen fällt, ist jene große buntgeschmückte spanische Wand, der Ikonostas. Sie ist von drei Türen durchbrochen, durch welche das Allerheiligste mit dem übrigen Raume der Kirche in Verbindung steht. Die mittlere dieser Türen heißt die „königliche“ oder „zarische Pforte“, weil durch diese außer dem Oberpriester — welcher sie nur bei den feierlichen Handlungen des Gottesdienstes, z. B. beim Hineintragen des Brotes und Weines, durchschreitet — nur noch der Kaiser, und auch der nur beim Genusse des heiligen Abendmahls, eintreten darf. Diese Tür ist daher gewöhnlich verschlossen und öffnet sich während des Gottesdienstes nur selten, die Osterwoche allein ausgenommen, wo sie sieben Tage

und sieben Nächte lang offen steht. Die beiden Seitentüren dagegen sind immer geöffnet, und die Priester gehen durch sie aus und ein. Auch ist sonst jedermann, welches Bekenntnisses er auch sei, der Durchgang verstattet, auch der Eintritt in das Allerheiligste; aber beides ist Frauen auf das strengste untersagt, mit Ausnahme der Nonnen.

Die beiden Seitentüren haben nichts Besonderes, desto mehr Fleiß wird aber auf die prächtige Ausschmückung der königlichen Pforte verwendet. Das, was hinter ihnen beim Gottesdienste am Altare geschieht, soll allerdings für den Zuschauer in einigem Dunkel gehalten werden. Dennoch aber muß, damit dem Geheimnisse nicht sein Reiz genommen und die Spannung erhöht werde, etwas von dem inneren Getriebe im Allerheiligsten wahrnehmbar sein, das Ganze aber in einem gewissen Helldunkel erhalten werden. Zu diesem Ende sind daher die königlichen Pforten immer von durchbrochener Arbeit, so daß große Zwischenräume zum Durchblicken bleiben und hinter ihnen hängt allemal ein halbdurchsichtiger Vorhang, gewöhnlich von rotschimmerndem Seidenstoffe. Hinter diesem Vorhang schaffen denn die Priester wie hinter einem Schleier.

Die königlichen Türen selbst, die immer in vergoldeten Stoffen gearbeitet sind, stellen in halb erhabener Arbeit sehr Verschiedenes dar. Zuweilen sind sie nur ein buntes Gitterwerk mit goldenen Frucht- und Blumengirlanden. Zuweilen bilden sie eine goldene Sonne mit tausend Strahlen, die sich dann während des Gottesdienstes auf einmal auseinander tut und den Altar zeigt. Zuweilen ist es der Berg Zion, von oben bis unten mit Zinnen und Tempeln besetzt, der sich dann plötzlich in zwei Teile spaltet und der Welt den Altar zeigt.

Der Ikonostas selbst ist, wie schon bemerkt wurde, von oben bis unten mit Bildern bedeckt, ganz auf die Weise, wie die Wände in Gemäldesammlungen. Aber die Bilder sind nur zur Hälfte Ölgemälde und größtenteils mit Silberblech überzogen. Es ist nämlich in der griechischen Kirche Sitte, nur Gesicht und Hände eines heiligen Gemäldes unbedeckt zu zeigen, alles andere aber mit einem Silberblechpanzer zu überziehen, in welchem dann das Verdeckte durch halb erhabene Arbeit dargestellt wird — Häuser, Bäume, Mäntel, Mützen, Schwerter, Kreuze usw.; dieses alles ist von Silber oder auch Gold, und durch die gelassenen Öffnungen küssen dann die Gläubigen die Stirn, Füße und Hände. In solchen Bildern steckt oft ungeheuerer Wert, z. B. in dem der heiligen Mutter Gottes von Kasan, das mit den herrlichsten Brillanten geschmückt ist.

Der Raum zwischen den Bildern ist mit reichen Gewinden vergoldeter Blumen, mit Blättern, Ähren und Früchten geschmückt, namentlich mit Weintrauben, denn „die Traube ist die reichste Frucht und besonders dazu geeignet, die Fülle der Gnade, an der die Kirche so reich ist, vorzubilden".

Auf der kleinen Vorbühne vor dem Ikonostas stehen viele mächtige Leuchter mit vergoldeten, dicken Wachskerzen zur Beleuchtung, wozu auch die vielen aufgehängten Lampen dienen, die statt der Ölflammen gewöhnlich Wachskerzen tragen. Vor der königlichen Tür auf der Vorbühne liegt ein Teppich, auf dem bei den meisten Verrichtungen der Oberpriester steht. Auf diesem Teppich erblickt man Wolken gestickt, und in der Mitte den heiligen Geist in Gestalt einer Taube, die aber zuweilen so groß ist wie ein Adler.

Diese Vorbühne ist dann auch für den Sängerchor bestimmt, welcher immer zur Seite an einer der Ecken aufgestellt ist. Orgeln fehlen, es dürfen auch keine Blas- und Streichinstrumente angewandt werden.

In dem übrigen Raume ist dann alles ziemlich leer, an den Pfeilern und Wänden hängen noch Heiligenbilder mit brennenden Kerzen oder Kriegstrophäen, Fahnen, Schlüssel eroberter Festungen und dgl.: man sieht aber gar keine Sitze für die Versammlung. Das stete Knien, Bekreuzen und Stirnschlagen verbietet das Sitzen. Auch gibt es keine besonderen Abteilungen für den Magistrat, für höhere und höchste Personen; alles drängt sich hier durcheinander, ohne Unterschied des Geschlechtes, Ranges und Alters. Nur für die kaiserliche Familie ist ein um einige Stufen erhöhter, mit Sammet überzogener und mit einem Baldachin überdeckter Platz errichtet, zu dem ein paar Stufen hinaufführen, wo der Kaiser, wenn er einmal auf Reisen in einen solchen Ort kommt, dann mitten unter seinen Untertanen und wie sie stehend dem Gottesdienste beiwohnt.

Eines der merkwürdigsten Schauspiele, welches die russische Kirche bietet, ist der sonntägige und auch sonst an allen Feiertagen dem besonderen Gottesdienste des Tages vorausgehende allgemeine Gottesdienst, die gewöhnliche Messe, mit der Austeilung des heiligen Abendmahls verbunden.

Kein Fremder, der sich vom Geiste dieses Volkes anwehen lassen will, darf es versäumen, die Messe öfter zu besuchen. Da sie das Hauptstück des ganzen Gottesdienstes von über 80 Millionen Menschen ausmacht, und da sie so äußerst viel Charakteristisches für diese Menschen enthält, so wollen wir versuchen, davon eine getreue Darstellung zu geben.

Vorschriftsmäßig zerfällt die Liturgie der russischen Messe in drei Teile, nämlich in die Vorbereitung durch Gebet und Bibellesung nebst der Zubereitung des Brotes und Weines, in die Verwandlung des Brotes und Weines und in die Verteilung desselben nebst dem Schlußgebete. Aus diesem Einfachen haben aber die Priester ein sehr Zusammengesetztes gemacht, so daß eine vollständige Messe, wie sie indes nur in den Klöstern von den müßigen Mönchen abgehalten wird, drei bis vier Stunden dauert. In den gewöhnlichen Kirchen, wo manches abgekürzt wird, dauert sie aber noch lange genug.

Wenn die Gemeinde vor der Galerie des Allerheiligsten ver-

sammelt steht und die Stunde des Anfangs gekommen ist, so tritt zunächst ein Diakon aus einer der beiden Seitentüren des Ikonostas hervor, stellt sich mitten vor die verschlossene königliche Pforte, das Gesicht gegen die Zuschauer gewendet, und mit der linken Hand ein langes, breites, goldgesticktes Band, das ihm über die Schultern herabhängt, an dem einen Zipfel ergreifend und hoch emporhaltend, ruft er aus, „daß im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes der Gottesdienst beginne". Man nimmt immer einen in Gestalt und Stimme vollendeten Herold zu dieser Aufrufung, womöglich einen Riesen mit einem erschütternden Basse, der die Ankündigung überlaut in die Kirche hineinruft. Gleich nach der Eröffnung fährt derselbe Diakon mit seiner Ankündigung fort, die gleiche malerische Stellung beibehaltend, im Namen welcher Personen man jetzt das Brot zur Begehung der heiligen Handlung schneide. Er spricht mit mächtiger Stimme: „Im Namen unseres Herrn und allergnädigsten Kaisers Alexandrowitsch*)! Im Namen unserer Kaiserin Maria Feodorowna! Im Namen des kaiserlichen Hauses, des Staates, des Militärs, des Zivils! Im Namen aller rechtgläubigen Russen und unserer ganzen christlichen Brüderschaft!" Währenddessen gießt der Priester, aber unsichtbar hinter der Bilderwand — auf einem kleinen, zur Seite des Altars stehenden Tische den Wein in den Becher, zerschneidet das Brot in kleine Stückchen und schüttet es auf einen silbernen Teller.

Darauf nun wird das Evangelium hervorgetragen, ebenfalls aus einer der Nebentüren. Der Diakon, von einigen Dijatscheks (Kirchendienern) gefolgt, hält es hoch empor, indem er es nur an der unteren Kante mit der Stirn berührt. Er küßt es und legt es auf ein Pult nieder, das in der Kirche mitten vor der königlichen Tür steht. Dieser Vorgang ist keine leichte Arbeit, da die Bibeln der russischen Kirchen immer ungemein groß und schwer sind. Auf dem Kreml in Moskau gibt es Bibeln, die derart mit Edelsteinen, Silber- und Goldschmuck versehen sind, daß zwei Priester oft nicht hinreichen, sie zu tragen. Kraftvolle Diakonen setzen dann etwas darein, sie doch allein zu übernehmen und fortzutragen.

Nun liest einer der Geistlichen aus dem Evangelium einen sehr langen Abschnitt vor, so rasch, daß kein Mensch ein Wort davon versteht. Ich fragte einen Priester, warum man so rasend schnell lese. „Ach, Väterchen," antwortete er, „wir müssen wohl eilen. Es ist so viel zu tun. Wir würden sonst in einem halben Tage nicht fertig werden." Der Leser wird häufig von dem Sängerchor mit den oft wiederholten Worten: „Herr, erbarme dich unser!" (Gospodi pomilui) unterbrochen.

Während dieser Zeit sieht man durch die durchbrochene Arbeit der königlichen Türe hindurch den Priester vor dem Altar mit allerlei Zurüstungen beschäftigt, die sich auf die „Verwandlung" beziehen.

*) Bezieht sich auf Kaiser Alexander III.

Wie die Vorbereitung mit einer kraftvoll gesprochenen Ankündigung, so fängt die Verwandlung mit einem herrlich gesungenen Psalm an, den anzuhören in allen russischen Kirchen angenehm, in den Kathedralen der Hauptstädte aber ein großer Genuß ist. Die königliche Türe öffnet sich, und es zeigt sich auf einmal dem Volke der geschmückte Altar und das glänzende Innere des Allerheiligsten. In demselben Augenblicke öffnen sich auch die Seitentüren, und aus einer tritt die ganze Priesterschaft der Kirche in Prozession, Brot und Wein bringend, hervor. Voran schreitet ein Dijatschek mit brennender Kerze, dann kommt der Oberpriester mit dem silbernen Weinbecher in der Hand, und ihm folgt auf dem Fuß ein anderer mit dem silbernen Brotteller hoch auf dem Kopfe, hintennach noch viele andere Priester. Sie stellen sich einen Augenblick vor der königlichen Türe in dieser Haltung auf, und der Diakon spricht laut ein Gebet für den Kaiser und seine Familie. Alsdann treten sie durch die königliche Türe ins Allerheiligste zurück und setzen unter einem Gesange Brot und Wein feierlichst auf den Altar nieder, wo nun die Verwandlung vor sich gehen soll. Der Oberpriester kniet beim Altar nieder und liest viele Gebete für sich, um sich noch besonders zur Einweihung des Brotes und Weines zu heiligen und um Gottes Beistand zu flehen.

Indem dies ein Priester drinnen nicht hörbar, aber sichtbar verrichtet, tritt wiederum der Diakon in seiner früheren Stellung als Herold hervor und ruft oder singt mit einer gewaltigen Stimme die Worte in die Kirche hinein: „Geht hinaus, ihr Ungläubigen, so daß kein Ungläubiger in der Kirche weile. Wir gläubigen Gesichter*) wollen abermals und abermals den Herrn um seinen Frieden bitten.“

Dieser Brauch mag sich aus den ältesten Zeiten des Christentums, wo Heiden und Christen in den Städten Griechenlands noch gemischt waren, herübergeerbt haben. Doch auch jetzt noch müssen die Juden und Mohammedaner, die etwa in der Kirche sein sollten, hinausgehen, weil sie bei dem bevorstehenden heiligen Vorgange der Verwandlung nicht zugegen sein dürfen. Gleich darauf beginnt der Diakon das lange, eigentümliche Gebet: „Wir bitten dich, Herr, um das Heil unserer Seelen! Um die Reinheit der Lüfte! Um die Mehrung der Früchte! Um die Befreiung der Gefangenen! Um das Glück der Reisenden! Um die Genesung der Kranken! Wir bitten dich für unsere Eltern, unsere Brüder, unsere Kinder! Für die hier versammelte Gemeinde und für die, welche sich nicht in der Kirche befinden! Herr, wir bitten dich!“ An dieses allgemeine Gebet schließt sich dann sogleich wieder das besondere Gebet für den Kaiser, seine Familie und den Staat; es beginnt mit den Worten: „Für Se. kaiserliche Großheit, unseren großen Herrn, Herrn Alexander, Alexanders Sohn, Selbstherrscher aller Reußen, Gott, wir bitten dich!

*) Wörtlich übersetzt.

und für seine Gemahlin, unsere Kaiserin Maria, Christians*) Tochter, Herr, wir bitten dich!" — und so geht man das ganze kaiserliche Haus durch, indem jedes einzelne Mitglied besonders namhaft gemacht wird.

Sind nun des Diakonen laute und des Oberpriesters leise Gebete beendigt, so tritt jener unter einem einfallenden Psalm des Sängerchors zu diesem heran und spricht langsam und feierlich, auf den Kelch mit dem Weine weisend, die Worte: „Segne, Wladyka,**) diesen Becher!" Hat der Priester den Wein gesegnet, so fordert der Diakon dasselbe für das Brot mit den Worten: „Segne, Wladyka, dieses Brot!" Alsdann wird das Brot zum Wein in den Becher geschüttet und es heißt: „Segne beide!" Der Augenblick dieses Segens ist zugleich derjenige der Verwandlung des Brotes und Weines. Jetzt fallen die Priester am Altar platt zu Boden, die Gemeinde bekreuzt sich in endloser Bewegung und küßt wiederholt den Boden, und die Glocken der Kirche brechen auf einmal alle los, damit auch außer der Kirche dieser Vorgang durch ein Gebet gefeiert werde. Von dem schönen Psalm, der nun vom Sängerchor angestimmt wird, bekommt man wegen des unaufhörlichen Geläutes wenig zu hören. Hierauf öffnen sich die königlichen Pforten des Ikonostas von neuem — denn die letzten feierlichen Handlungen schimmern nur durch den durchsichtigen Vorhang — und es beginnt der Schlußakt, die Verteilung des heiligen Abendmahls.

„Tretet herzu mit Gottesfurcht und Glauben," spricht der Oberpriester zu denen, die das heilige Abendmahl empfangen wollen, und dann betet er über sie: „O Gott, gib, daß wir eine gute Beichte gemacht haben. Vergib uns alle Sünden, die wir mit oder ohne unser Wissen begangen haben. Gib, daß wir nicht uns zum Unglück, sondern zur Rettung das Abendmahl nehmen, und daß wir dich nicht wie Judas, sondern wie der Schächer küssen und sprechen: ‚Ich hoffe, mit dir in der anderen Welt im Paradiese zu sein!' Alsdann treten die Kommunikanten, einer nach dem anderen, herzu, fallen zuvor dreimal auf die Knie und empfangen nun das heilige Abendmahl, indem sie die Hände kreuzweise auf die Brust legen. Es wird ihnen dabei ein Stückchen Brot mit etwas Wein vermischt in einem kleinen silbernen Löffel gereicht. Darauf küssen sie den Becher, in dessen Metall sich meist verschiedene Heiligenbilder eingegraben finden, fallen noch einmal auf die Knie und treten ab.

Den Beschluß machen viele lange Gebete für den Staat, für die Reinheit der Lüfte usw., wie oben, die teils gesungen, teils gesprochen werden, und endlich kommen die Vorlesungen aus der Bibel.

So nähert man sich dem Abschiedssegen, den der Oberpriester, gewöhnlich ein alter Mann, mit schwacher Stimme auf die Gemeinde herabbittet: „Von Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen

*) Die Kaiserin-Witwe ist eine Tochter Christians IX. von Dänemark.

**) Meister, Herr.

Geiste! Von Johannes dem Täufer, von Joseph und Anna! Von der Gottesmutter! Vom Heiligen des Tages! Vom heiligen Antonius! Von Michael und Nikolai! Und von allen übrigen wundertuenden Höhlenbewohnern (Einsiedlern)!“

Es schließt sich nun die königliche Pforte, die Sänger stimmen einen Psalm an, und es entfernt sich die kreuzschlagende Gemeinde. Bis aber der Oberpriester und seine Gehilfen zum Hinausgehen kommen, dauert es wenigstens noch eine halbe Stunde, besonders wenn ein Bischof oder Metropolit des Amtes waltete, wo die Bräuche des Aus- und Ankleidens, des gegenseitigen Küssens und Bedienens, des Segenspendens und Begrüßens, des Kniebeugens und Bekreuzens kein Ende nehmen. Selbst wenn der Bischof sich schon völlig in seine Alltagskleider geworfen hat und bis zur Kirchentür gelangt ist, wo sein Vierspänner schon lange vorgefahren, liegt für ihn dort noch ein Teppich, stehen Chorknaben mit Wachskerzen bereit, und er verrichtet auf dem Teppiche erst das Türgebet. Das einzige, was die Gemeinde während der ganzen dreistündigen Handlung tut, ist häufig wiederholtes Bekreuzen und Berühren des Bodens mit der Stirn, das niemand, selbst die vornehmste Dame nicht unterläßt.

Die Versammelten haben kein Buch in der Hand, weder zum Nachlesen, noch zum Mitsingen; sie sind bloße Zuschauer, und das Ganze ist ein Schaugepränge. Nichts erleuchtet den Geist, nichts fördert die Erkenntnis, nichts erbaut das Herz, nichts sucht die schlummernden Keime des Gewissens zu wecken. Eigen aber ist es, daß die Leute dieses Schauspiels nie überdrüssig werden, daß man nie auch nur einen Unachtsamen findet, geschweige denn gar einen Schlafenden, wie doch häufig in unseren protestantischen Kirchen, und daß sie alle Feiertage mit demselben Eifer auf dieselbe Weise d a s s e l b e hören und sehen. Dies ist noch die erfreulichste Bemerkung, welche beweist, daß die Zuschauer noch höhere Ideen mit d e m verbinden, was die Priester zu einem Schauspiele machen.

C. Südliches Rußland.

9. In der südrussischen Steppe. — 10. Herden und Hirten in der Steppe. — 11. Unter Deutschen an der Wolga.

9. In der südrussischen Steppe.*)

Von Odessa nach Nordost entlang dem pontischen Gestade mit seinen eigentümlichen Limanen, einem Mitteldinge zwischen einem Flußästuar und einem Haff, bis zum Ural zieht der südrussische Steppengürtel sich hin, durchbrochen vom Unterlauf des Donez, Don, der Wolga, des Ural, des Kuban u. a., übergehend in die asiatische Kir-

*) Nach J. G. Kohl, a. a. O.

gisensteppe. Zwischen der Krim mit ihrem mittelmeerischen Klima, ihren immergrünen Laubhölzern und dem mittelrussischen Wald- und Schwarzerdegürtel liegt er mitteninne. Wie kommt es nun, daß derselbe schwarze Kornboden oder Tschernosem von Kischinew, Kiew, Charkow und Kursk zwischen dem 45.° und 50.° n. Br. nur eine Steppenflora, nur Gesträuch und Stauden, nur Gräser, durchschossen von Tulpen, Krokus und Hyazinthen, zeitigt? Die Isothermen-, Niederschlags- und Windkarte gibt die Antwort auf diese Fragen. Jener Steppengürtel Rußlands gehört trotz seiner nördlichen Lage und trotz der Schneestürme des Winters schon zum subtropischen Gebiete unseres Erdteils. Jener Streifen Landes nördlich vom pontischen Gestade hat einen 5—6 Monate währenden Winter, in welchem der sibirische Nordost den Schnee über die Ebene fegt, einen Winter, der, da ihm eine gleichmäßig verteilte Schneedecke mangelt, seine schädigenden Einwirkungen tief in den Boden hinein äußert und daher den immergrünen Wäldern Südeuropas mit ihrer zarten Natur das Lebenslicht ausbläst. Ihm folgt nach kurzer Übergangsjahreszeit ein drückend heißer Sommer, der das Pflanzenleben rasch entwickelt, der jedoch an großer Trockenheit leidet, so daß der Boden klaffend aufbirst. Beträgt doch die Regenhöhe jener Gebiete kaum 20—30 cm. Und wie der Winter die südeuropäische Flora erstarren läßt, so läßt der dürre Sommer die kräftigeren Baumgestalten und Getreidegräser des Nordens verdursten.

Die tiefen Täler und Regenschluchten führen bezüglich des Klimas die schneidendsten Gegensätze herbei. Im Winter, wenn auf der Steppe die alles Leben tötenden Unwetter wüten, sind sie ruhiger und wärmer als Keller. Im Sommer gleichen sie glühenden Backöfen, in denen die Sonnenstrahlen an den schroffen Wänden sich brechen und die Luft bis auf einen kaum erträglichen Grad erhitzen, derart, daß die trockene Erde meterlang klafft und aufreißt. Im Frühling weht auf der hohen Steppe oft noch ein schneidend kalter Wind, während in den Talschluchten schon die liebliche Sonne wärmt. Des Abends jedoch kühlt sich die Luft in den Balkis*) sehr rasch ab, so daß, während es auf der hohen Steppe noch bis spät in die Nacht hinein warm bleibt, in den Schluchten und Tälern alsbald ein kalter Tau niederfällt, sobald die Sonne in ihnen verschwindet.

So scharf der Gegensatz zwischen der hohen Steppe und ihren Einschnitten ist, so auffallend ist auch die klimatische Verschiedenheit zwischen dem Steppenrande und dem Meere. Wir sahen im Mai und Juni 1838 wenigstens zwanzig Gewitter auf dem Steppenplateau aufsteigen, die sich nach allen Seiten darüber verbreiteten bis zu dem Steppenrande, aber nicht auf das Meer hinausgingen, derart, daß die Nereïden im sonnigsten Himmelblau schwammen, während Zeus auf der hohen Steppenfläche donnerte und blitzte. Umgekehrt sahen wir oft das ganze Meer in Wolken gehüllt und

*) Name für die Täler.

nicht weit vom Steppenrande den Regen ins Wasser fallen, während die Viehherden auf dem trockenen Lande dürres Gras rupfen mußten. Oft dauerte es halbe Tage lang, bis die Grenze überschritten wurde und die Meeres- mit der Landluft sich ausglich. Am größten ist diese Verschiedenheit im Sommer, wenn die Steppe verbrannt und ihre Atmosphäre aufs äußerste erhitzt ist. Dann kommen die Gewitter, welche im Meere aufsteigen, nie auf die Steppe; und die Wolken, welche auf dem Lande sich zusammenziehen und ihre vollen Brüste hoffnungsvoll tief zu den schmachtenden Kräutern und Herden herabhängen lassen, werden von der grausamen Steppe nicht angenommen, indem die heiße Steppenluft in senkrechtem Winde von unten nach oben aufsteigend sie schwebend erhält, so daß sie auf das Meer hinabgleiten. Vergebens hofft der Gutsbesitzer auf seine großen von ihm angelegten Teiche, daß ihre Wasserfläche die in den Lüften schwebende Feuchtigkeit herablocken möchte; vergebens schöpft der kleinrussische Bewohner seine Brunnen leer und schüttet alles Wasser weit und breit im Grase umher, Gott anflehend, daß er Gleiches zu Gleichem gesellen wolle — aber gegen diese Bitten schreien die großen erhitzten Steppenplateaus ihr unbarmherziges Nein.

Der Steppenwinter ist sehr lang und rauh, besonders furchtbar durch seine Schneegestöber. Der Russe unterscheidet sehr genau drei Arten: die Mjatjols, Samets und Wjugas. Unter „Mjatjols“ versteht man die gewöhnlichen Schneegestöber, bei denen der Schnee aus einer vorüberwandelnden Wolke herniederfällt, unter „Samet“ aber das Schneejagen, wobei von heftigen Winden der Schnee von der Erde gehoben und flüchtig über die Gefilde hingeführt wird.

Mit dem Namen „Wjuga“ bezeichnen die Russen die schlimmste und gefährlichste Art des Schneegestöbers, wo bei großer Kälte und ungemein heftigem Sturm der Schnee sowohl von oben herab, als von unten herauf getrieben wird. Bei diesen Wjugen verschwinden in den Steppen alle Wege und Stege. Himmel und Erde sind in dreitägigem Aufruhr, aller Verkehr hat ein Ende. Daß in den wald-, dach- und fachlosen Steppen ein solcher Luftaufruhr Menschen und Tieren sehr gefährlich wird, kann man sich denken.

Es gibt in diesen Gegenden (auch abgesehen davon, daß ein geringer Grad von Kälte im allgemeinen empfindlicher ist, als im waldigen Norden) so harte Winter, wie man sie an der Küste kaum kennt. Sechs Monate hüllen sich, zur großen Verwunderung des Nordländers, die Steppenbewohner in Pelze, und in Odessa werden nicht viel weniger Pelze abgesetzt als in Riga. Ja, der Schafpelz des gemeinen Mannes wird sogar das ganze Jahr hindurch nicht beiseite gelegt und ist noch bis zum Juni bei der Hand, wo die Tage zuweilen schon sehr heiß sind.

Die Schneemassen, die im Winter auf die Steppen herabfallen, sind im Vergleich mit denen des Nordens gering, und dabei werden sie auch noch sehr schlecht verteilt, indem aller Schnee sich in den

Vertiefungen anhäuft, so daß er hier oft 10—12 m tief liegt, während auf der flachen Steppe nichts bleibt.

Die Natur schläft in den Steppen einen so langen Winterschlaf, daß man im Frühling wohl ein freundlicheres Erwachen erwarten könnte, als man im April und Mai zu sehen bekommt. Der Steppenfrühling beginnt mit der schmutzigen Zeit der Schneeschmelze, und wenn die Steppe oft monatelang kein Tröpfchen Wasser an sich zieht und meilenweit nicht die geringste Quelle aus dem klapperdürren Boden entläßt, so strömt im Beginn des Frühlings das unruhige Element überall, wo man es wünscht und nicht wünscht. Die ganze Steppe geht auf, und ihre Oberfläche, wo nicht der dickste und älteste Rasen sie befestigt, verwandelt sich in einen schwarzen, schwammigen Brei, so daß es dem Menschen unmöglich ist, seinen Fuß irgendwo hinzusetzen. Von allen Rücken und in allen Schluchten und Tälern brausen die schmutzigsten Ströme des widerlichsten Wassers. In den Wohnorten der Menschen, wo in den Straßen ebensolche wilde Ströme und Wasserfälle geräuschvoll arbeiten, wird der greulichste Unrat, den die Schneedecke lieblich verbarg, enthüllt und durch die Wege geführt. In dieser Zeit gehen die Hauptveränderungen der Bodenoberfläche der Steppen vor sich. Regenschluchten werden oft in einer Nacht bis zu Klaftertiefe aufgerissen. Senkungen der Küste am Meere finden nun vorzüglich statt, so wie auch Abtragungen und Verflözungen der oberen Decke der Fruchterde, die so bedeutend sind, daß in einigen Tagen lange Talstrecken mit einer mehrere Meter dicken Erdschicht bedeckt werden.

Hat sich durch lange und viele Gärungen der Frühling endlich hindurchgearbeitet, und kommen die schönen Tage des Mai, so erscheint die Steppe wie eine grüne Oase zwischen den Schneeflächen des Winters und den Graswüsten des Sommers. Die ganze Steppe, soweit sie reicht, steht dann voller grüner Gräser; auch Tulpen, Hyazinthen, Krokus und Schneeglöckchen erheben ihre freundlichen Blumenkronen. Aber doch, welch ein mongolischer Frühling ist so ein Steppenfrühling im Vergleich mit einem deutschen oder französischen! Zwar ist Grün eine schöne, wohlgefällige Farbe. Aber wie wird man gesättigt mit Grün und Gras bei einer Reise durch das Reich des Steppenfrühlings, und wie verschwinden in dieser Einförmigkeit die farbigen Blumen! Und der grüne Mantel, den die Steppe anzieht, wie ist er so grob geworden, wenn man ihn näher betrachtet! Nur von der Höhe des Kaleschensitzes herab findet man diese Blumen schön. Wenn man sich aber freundlich ihnen naht, so muß man über das harte und schlechte Gewebe des Teppichs klagen. Ja, hätte man Alpenwiesen oder nur den Rasen des Oden- und Schwarzwaldes, oder den Kunstrasen des grünen britischen Eilandes! Aber an dergleichen darf man bei der Steppe nicht denken, wo alle Kräuter groß, grob und strunkig sind und dabei sehr locker und gar nicht dicht beieinander stehen.

Wenn der Frühling schon so wenig Behagen bringt, so ist der Sommer ganz und gar unerquicklich und ohne allen Reiz. Der erhitzte Boden klafft überall auf und schreit vergebens nach der Labung des Regens. Die Juliwolken und Gewitter lassen keinen Tropfen entschlüpfen, blitzen aber und donnern unaufhörlich über den Köpfen der durstigen Tiere und Menschen.

Die Sonne geht in dieser heißen Zone meist feuerrot auf und unter, und um Mittag ist der Himmel ganz bleich, denn die Luft wird mit den Dünsten der Meere, Flüsse, Limane, der Tier- und Pflanzenwelt geschwängert, die aber wegen der großen Hitze nicht zum Niederschlag kommen. Die Steppe verliert ihre Frische, wird braun, endlich schwarz, als hätte alles ein verzehrender Brand versengt. Menschen und Tiere magern ab. Die Herden der wilden Ochsen und mehr noch der Pferde, die im Frühling so voll und mutig waren, sind matt und lahm. Selbst die braune Haut der Steppenbewohner, die freilich nie sehr frisch und elastisch war, legt sich schlaff in die hohlen Wangen; alles macht ein leidendes Gesicht und schleicht träge einher. Die Wasserteiche schmelzen zusammen, die Brunnen trocknen aus, und der schwarze Staub wirbelt empor.

Ende Juli und August erreicht die Dürre ihren höchsten Grad und geht gegen Ende dieses Monats schon wieder merklich bergab. Dann stellen sich wieder starke Nachttaue ein, und Gewitter werden hier und da vom Boden angenommen. Die bleiche Dunstatmosphäre klärt sich allmählich zu freundlichem Blau ab, und alles bildet sich mehr und mehr zum sanften Herbste hinüber. Die Lüfte werden nun äußerst sanft und mild, und zuweilen einfallende Regen halten den unholdigen schwarzen Steppenstaub nieder. Die Steppe ergrünt von neuem, und Menschen, Tiere und Pflanzen erholen sich wieder.

Mit dem Ende des Septembers ist aber auch schon alle Lust wieder zu Ende, und der Oktober, der sich bei uns noch mit Weinlaub und herrlichem Himmelblau schmückt, ist schon wieder ganz Skythe und Wüstenbarbar, trübe, nebelig und regnerisch. Früchte kennt er nicht und nicht die schönen Herbstmorgen, an denen bei uns die kleine schwarze Spinne ihr zartes Gewebe in die Luft hinaushängt, auch nicht das goldgelbe Laub der Bäume und das melancholische Violett der hinsterbenden Wälder. Ende Oktober beginnt schon meistenteils der Graus und Braus der Wjugen und Samets, und gegen einen Steppennovember ist ein deutscher November als ein unschuldiger Nachsommer zu betrachten.

Treffende Skizzen aus der südrussischen Steppe zeichnet in seinen Werken der russische Dichter Maxim Gorjkij (Gorki), und wir wollen uns nicht versagen, diese mit stimmunggetränkten Worten in unsere Anschauungskraft hineingedichteten Landschaftsbildchen aus dem Rahmen der trefflichen Erzählungen Archip und Lenka, Jemeljan Piljaj und anderer zu lösen und den Versuch zu machen, sie zu einem Mosaikbild zusammenzusetzen.

Östlich von Odessa ziehen sandige Dünen am Meere hin, die brandenden Wellen spielen mit dem weichen Sande, der mit Muscheln und Schneckenhäusern vermischt ist, die beim Anprall der Wellen melodisch rascheln. Das Meer wirft auch zittrige Quallen, kleine Fische, nasse schwarze Holzstücke aus. In der Ferne liegt der Mastenwald des Hafens, in Wolken schweren und schwarzgrauen Rauches eingehüllt, über die sanftbewegte Wasserfläche scheint ein unregelmäßig dumpfes Geräusch von rasselnden Ankerketten, pfeifenden Warenzuglokomotiven und lebhaftem Stimmengewirr der Schiffsarbeiter herüberzuschweben. Vom Meere her bläst eine frische Brise, die fern in der Steppe kleine Staubwirbel vor sich hertreibt.

Am Abend steigt über dem Meere die Dämmerung auf und bedeckt das Wellenspiel mit einem leichten bläulichen Flor. Aus dem Meeresinnern scheint eine gelblich-violette Wolkenmasse aufzusteigen, die von rötlichem Gold umsäumt der Steppe zueilt und die Dämmerung mehr und mehr verdichtet. Fern am Rande der Steppe steht ein riesiger purpurroter Fächer aus Strahlen der untergehenden Sonne, der Erde und Himmel mit weichen und zarten Farbentönen überflutet. Das Meer ist herrlich, schön und mächtig anzusehen, wie es hier rosig, dort dunkelblau blinkt. Wenn dann die Abendröte fast erloschen ist und am Himmel lässig und regungslos eine lange Wolke stehen geblieben ist mit einem dünnen rosigen Streifen, der immer mehr verblaßt, dann wird es still auf der Steppe und das unausgesetzte Plätschern der Wellen vom Meere her hebt in einförmig kosender Weise die melancholische Stille hervor. Die Steppe schläft, von der Tagesglut ermüdet. Über dem Meere aber erglänzen die Sternchen, eins nach dem anderen, klar und blank, als ob sie erst gestern zur Zierde dieses dunkelblauen, samttiefen südlichen Himmels gemacht worden wären. Das Meer scheint auch in die Nacht hinüberzuschlummern, breit liegt es da wie eine Riesenbrust, die gleichmäßig, ruhevoll und tief in festem Schlaf atmet.

Wenn anderen Tages Morgensonnenlicht die Steppe überflutet, daß sie am Horizonte mit dem Himmel in eins verschmilzt, liegt sie da weit, dunkelbraun wie eine riesige runde Schüssel, bedeckt von der glühenden Kuppel des wolkenlosen Sommerhimmels. Hier und da wogt üppig darin ein goldenes Weizenmeer. Der staubige Weg durchschneidet sie wie ein breites Band und brennt unter den Fußsohlen, wenn die Sonne steigt. Drei schlanke Pappeln heben sich in der Ferne vom blendend hellen Himmel ab; sie werden bald kleiner, bald größer, der Himmel hebt sich über dem gelben Weizenfeld, er senkt sich wieder — bis plötzlich alles hinter dem silbernen Vorhange des Steppendunstes verschwindet. Der zittrige, grelle, täuschende Dunst schwebt bisweilen wie ein glänzender Strom aus der Ferne heran, als ob er vom Himmel niederflösse, die von der Mittagsglut erschöpfte Steppe zu beleben. — Und dann verschwindet er wieder.

Wo man die Steppe am sonnenglühenden Tage durchwandert,

glaubt das Auge in der Ferne, dort, wo sich die Wölbung des Himmels auf ihre breite Brust zu stützen scheint, wundervolle Städte mit Kuppeln und Türmen hervorkommen zu sehen — und trübe Enttäuschung überkommt einen, wenn immer wieder nur dieselben Kosakendörfer zum Vorscheine kommen, dieselben Häuser, dieselben Menschen, die man so oft schon gesehen.

Ein Fluß erscheint hinter steil abfallendem Ufer, sein Rauschen verkündet ihn lang vorher. Dürftiges Weidengestrüpp säumt ihn, ein gelber Sandstreifen dann, zuletzt die braune Uferwand. Trübe sind die raschen Fluten von mitgespültem Erdreich. Ein zweirädriger Wagen knirscht mit seinen großen eisenbeschlagenen Rädern auf dem Wege einher in den Ufersand. Die schwarze Seilfähre nimmt das Gefährt samt dem großen scheckigen Pferde und dem breitschultrigen, rotwangigen Wagenlenker, einem schwarzbärtigen Kosaken aus dem nächsten Dorfe, auf. Drüben verschwindet Wagen und Roß in einer Wolke feinen dunklen Staubes. Endlich hat er das Dorf erreicht: Pappelgruppen, hinter deren Stämmen Dächer und Bretterzäune erscheinen. Eine schmale Gasse führt hinein. Das Schwarzpappellaub ist von einer grauen Staubkruste bedeckt, und die Rinde der dicken geraden Stämme ist von der Hitze rauh und rissig geworden. Hohes Steppengras und Klettenstauden stehen dicht am Wege, über den ein Kirschbaum seine Zweige hängt. Der laute Lärm des von der Weide am Abende heimkehrenden Viehes zieht die Straße herauf. Dort steht die Kirche mit den fünf blauen Kuppeln, niedrig und breit, rings von Pappeln umgeben, deren Wipfel über die goldenen Turmkreuze hinausragen, die in rosiger Glut der Abenddämmerung durch das Laubgrün schimmern.

Immer drückender und dunkler wird es ringsum. In der Abendluft liegt die stickige Schwüle, die einem Gewitter vorausgeht. Die Sonne steht dicht über dem Horizonte, und um die Pappelspitzen fliegt ein rötlicher, matter Schimmer, während sich die Abendschatten in ihr schwarzes Laub legen, daß sie höher erscheinen und ihre Kronen ernster, als brüteten sie Schrecken. Gesänge, hohe volle Noten vibrieren unaufhörlich in der heißen Luft durchs Dorf, als wären sie auch von Gewitterschwüle gesättigt. Der Himmel verdunkelt sich, seine Farbe wird wie schwarzer Sammet, und er scheint tiefer zur Erde herabzusinken. Endlich ist die Nacht hereingebrochen, der Mond ist aufgegangen, und sein milchig-silbernes Licht gießt sich über die breitgedehnte Steppe, die darin gleichsam schmäler erscheint, als sie am Tage war. In der Ferne, da, wo die Steppe mit dem Himmel zusammenfließt, steigen violette Wölkchen empor, die langsam über den Mond hinschweben und auf die Erde dichte Schatten werfen. Melancholisch, leise gleiten sie dahin und verschwinden plötzlich, als wenn sie durch die von den sengenden Sonnenstrahlen verursachten Spalten in den Erdboden geschlüpft wären. Vom Dorfe her flammen Lichter auf, die den grell-goldig schimmernden Sternen am Himmel zuzublinzeln scheinen.

In der Ferne kriechen langsam dunkle Wolken empor, schon verdeckt eine schwere dunkle den Mond. Plötzlich erbebt die ganze Steppe und weitet sich, von blendendem, blauem Lichte übergossen; der Nebel, der sie eingehüllt hat, erzittert und schwindet für einen Augenblick. Ein Donnerschlag dröhnt und rollt mit dumpfem Knattern über die Steppe hin, sie und den Himmel erschütternd. Rasch eilt eine dichte Masse schwarzes Gewölkes darüber. Es wird stockdunkel. Irgendwo zuckte, schweigend zugleich und drohend, noch ein Blitz nieder, und eine Sekunde darauf folgte ein schwaches Murmeln . . . Und nun Stille — eine Stille, die nie ein Ende zu nehmen scheint. Wir erwarten in qualvoller Angst einen neuen Schlag. Endlich, es dünkt uns nach langer Pause, erbebt der Himmel wieder, lodert in blauem Flammenscheine auf und führt einen gewaltigen, metallisch dröhnenden Schlag gegen die Erde. Es ist, als ob Tausende eiserner Platten laut aneinanderschlagend und klirrend auf uns niederrasselten . . . Große Tropfen fallen, ihr Rauschen klingt ahnungsschwer und geheimnisvoll . . . Aus der Ferne kommt ein breiter voller Ton, der sich anhört wie das Reiben einer gewaltigen Bürste, die über die trockene Erde fährt. Näher dröhnen die Donnerschläge, häufiger zuckt es über den Himmel. Sie überhasten sich, Blitz und Donner, und tauchen die Steppe bald lodernd in blaues Schwefellicht, bald in unheimliches, kaltes, ängstigendes Dunkel, das zittert und bebt mit uns. Der Regen strömt und strömt, seine Tropfen blinken im Feuerschein der Blitze wie Stahl, sie verbergen dicht die winkenden Lichter des Kosakendorfs . . . Blank und grün glänzen am anderen Morgen die Blätter der Pappeln, die Raben fliegen krächzend über die belebte Steppe und suchen die Opfer der Gewitternacht. In den Bodenrissen stehen nur hier und da noch vereinzelte Pfützen, alles hat der durstige Boden aufgetrunken. —

Obgleich die Malorossianen (Kleinrussen) durch ihre große Zahl und allgemeine Verbreitung die Hauptbevölkerung in den russischen Steppen bilden, so fehlt es hier doch keineswegs an Großrussen. Vielmehr findet man sie als Fischer, Tabuntschiks (Pferdehirten), Handelsleute, Fuhrleute, Holzarbeiter usw. im ganzen Lande verstreut. Man kommt daher überall mit ihnen zusammen, und so traf es sich denn auch eines Tages, daß ich meine Schritte neben denen eines langbärtigen Kapappen*), dessen Gesicht hochrot wie sein Hemd glühte, durch die Steppe setzte. Es war ein Fischer vom Meeresstrande, der in einem benachbarten Dorfe bei Verwandten seinen Sonntag feiern wollte. Ich sprach mit ihm von seiner diesjährigen Fischerei, und er sagte, daß es schlecht ginge. Darauf fragte ich ihn, wie ihm die Steppen gefielen. Er sagte: „Ach Herr, wie könnte es mir hier gefallen? Was kann hier gefallen?“ — „Ist denn Euer Rußland besser?“ — „Unsere Russija? Russija**)? Wie sollte sie nicht besser sein?“ — Ich sah, daß er sich erwärmen

*) Spitzname der Großrussen, den sie bei den Kleinrussen der Steppe haben.

**) Russija ist das Moskowiterland, der Kern von Großrußland.

wollte, und um ihn abzukühlen, hielt ich ihm Widerpart und fragte: „Wie so denn?“ — „O, in Russija, Herr, da ist von jeglichem jedes, und hier — ist von allem nichts. In Russija ist das Brot besser, die Häuser besser, das Land besser, der Schnee besser, der Sommer und Winter und alle Jahreszeiten besser. Da gibt's Berg und Tal, Wald und Wiese, Brunnen, Quellen und Flüsse die Fülle. Alles wechselt ab, und alles ist schön!“ Ich sah, daß er im Zuge war, sagte nicht, daß ich auch in Russija gewesen wäre, und er fuhr in der allen Russen so eigenen bilderreichen, lebendigen und fast schauspielerhaften Beredsamkeit fort: „Im Lande fließen große Ströme, vor allen die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder sind groß und schön, die Eichen, Linden, Buchen, die Tannen und Fichten alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen singen Vögel von jeglicher Art, der eine so, der andere so.“ (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach, und in den Wäldern, welche Luft und Wohlgeruch!“ (Dabei fächelte er sich die Luft zu und atmete sie so begierig ein, als wenn sie mit lauter Veilchenduft geschwängert wäre.) „Und wie nahe ist dir das alles! Siehe hier ist eine Haustür — du machst sie auf — trittst heraus, und du bist gleich mitten im schönen Walde.“*) (Hierbei hielt er mich bei der Hand, und ich mußte stehen bleiben, als wenn ich die Haustüre wäre; er aber schritt in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre.) „Welch herrliche Musik im Walde,“ sagte er dann, „und wie die Sonne durch die Blätter scheint! Und im Rasen des Waldes auf dem Boden blühen und reifen allerlei Beeren um dich her; Erdbeeren, Herr, kleine, süße, rote, wilde Himbeeren, Brom- und Blaubeeren von jeglicher Art, so viele, viele, als du nur wünschen magst. Du kannst dich niederlegen, wo du nur willst, rund um dich herumpflücken, ohne anders als völlig satt wieder aufzustehen.“ — Dabei warf er sich gar ins Gras und raufte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären, und ich glaube, wenig fehlte, so hätte er sie auch gegessen, um mir zu zeigen, wie gut sie schmeckten. Dann sprang er wieder auf und sagte: „Auch Pilze sind da von allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine damit. Gras und Heu ist noch das einzige in diesem Lande, überall Gras und nichts als Gras. Und selbst dieses einzige, was sie haben, wie schlecht ist es! Holzig, struppig und den größten Teil des Jahres ohne Saft. Bei uns gibt es auch Gras, aber so hoch bis zu meinem Bart, und was für Gras, grünes, feines, saftiges, süßes! Daß Gott erbarm! Die Kühe werden ganz fett davon und so dick!“ (Er stellte sich wieder hin, blies sich auf und machte sich mit Beinen und Armen so breit, als er konnte.) „Seht, und in dem allen mitten drin liegt unser Moskwa, die vor allen prächtige und heilige Stadt. Wie ich sage, dort ist von jeglichem alles. Und sagt mir, was ist hier?

*) Die Großrussen folgten in ihrer Verbreitung den Wäldern, die Kleinrussen den Steppen.

O! Russija wäre gewiß das erste und beste Land, wenn nur eins nicht wäre — die Herren. Die haben's verdorben." (Gewiß war er ein seiner Herrschaft entlaufener Rebell.) „Wenn wir jetzt in Rußland gingen, anstatt auf dieser öden Steppe, wie würden wir schön gulaien*) bald an einem Bache, bald in einem Gehölz, bald durch ein Dorf. Und hier müssen wir ein paar Stunden wie die Wachteln schnurstracks im Grase hinstreichen, bis wir unser Dorf erreichen. Die Sonne brennt uns auf den Kopf, und nirgends Schatten, auch nirgends ein Erdbeerlein gegen den Durst."

In der Tat scheint die Natur bei der Anlage und dem Aufbau dieses Steppenplateaus so wenig Rücksicht auf den Menschen genommen zu haben und dagegen so viel auf das grasfressende Vieh, daß sie den Menschen nur insofern dulden zu wollen schien, als er sein Dasein an diese Grasfresser bindet. Die ganze Vegetation der Steppe bietet äußerst wenige, dem Menschen genießbare oder für seine Hauswirtschaft nützliche Pflanzen; Schilf statt Bauholz, Unkraut statt Brennholz, Dorngebüsch statt der Fruchtbäume, fürs Vieh dagegen unendlich viel Dienliches.

Daher kommt es, daß auch die Haupteinteilung der Pflanzen, von der man in diesem Lande beständig reden hört, ihren Einteilungsgrund von der Beziehung zum Vieh hernimmt. „Trawa" und „Burian" sind die beiden großen Klassen, in welche der Steppenbewohner alle Gewächse seiner Graswüste unterbringt. Trawa heißt Rasen, und man versteht darunter alle niedrigen, kurzen Pflanzen, welche das Vieh mit seinen Zähnen leicht bezwingen kann, auch wegen ihrer heilsamen Säfte gern genießt. Unter Burian versteht man alle die struppigen, strunkigen, hochaufschießenden Stauden, welche das Vieh wegen ihres holzigen, saftlosen Gewebes nicht frißt.

Die Büsche und Bäume beschränken sich auf wenige Arten von Dornen- und Holunderbüschen, wilden Birn- und Apfelbäumen und einige noch weniger nennenswerte Baumarten. Die Birnbäume, die oft bloßes Birngebüsch sind, kommen hauptsächlich in den Vertiefungen und Schluchten vor; hier und da sieht man sie auch mitten auf der Fläche und dem breiten Steppenrücken stehen. Weit häufiger und auch in ordentlichen Gesellschaften sind die Dorngebüsche, die Schleh- und Weißdorn-, Hagebutten- und Brombeersträuche. Die Kosaken nennen ein solches dichtstehendes Gebüsch „Derina" und haben darin einen Ersatz für unsere Wälder und Gehölze. Im Herbste schneiden sie sich die langen Stäbe aus den Dornen, die sie zum Lenken ihrer Ochsen brauchen; auch verfertigen sie daraus die Heuschreckeneggen, indem sie eine Menge von Dornzweigen an einem Balken befestigen, sie mit Steinen beschweren und fortschleifen, damit die Heuschrecken auf dem Felde tötend. Selbst die Egge, mit der sie nach der Aussaat die Körner eineggen, ist auf diese Weise gemacht. Im Frühling freuen sich die

*) Von dem russischen galati (scherzend umher wandeln).

Kosaken über die Blüte und den Duft des Schlehdorns und wandern um ihn herum, den Duft genießend.

Der Holunder steht häufig an den schroffen Ufern des Schwarzen Meeres bei Odessa herum. Die deutschen Kolonisten sammeln hier seine Blüte, wenn sie noch ganz zart ist, und machen ihre im Schwabenlande so beliebten „Holderküchle“ davon, indem sie die ganze Dolde in einen Milchteig tauchen und sie wie Blumenkohl verzehren.

Eine sehr bedeutende Rolle im Leben der Steppenbewohner spielt das Schilf. Alle Häuser der Landleute sind mit Schilf gedeckt, die Zäune der Gärten werden, wenn man sie nicht von Erde aufwerfen will, aus Schilf geflochten. Man stellt dazu ganz einfach dicke Bündel von Schilf in schmalen Garben in die Erde und flicht sie mit ihren oberen Enden zusammen. Ja, in vielen Gegenden bauen die Leute auch ihre Häuser aus Schilf und zwar oft ganz hübsche und wohnliche, wobei die Schilfwände so mit Lehm und Kalk überworfen werden, daß man sich einbildet, in einem steinernen Hause zu sein. Endlich dient das Schilf auch noch als Brennmaterial, wenngleich nicht als das vorzüglichste; denn es erzeugt noch weniger anhaltende Glut als Stroh. Der Dnjestr und Dnjepr versehen weit und breit die Umgegend mit diesem in so viele Lebensverhältnisse eingreifenden Hauptbedürfnisse, und beständig winden sich lange mit Schilf beladene Wagenreihen aus ihren Niederungen auf die Steppe herauf. Der Dnjestr insbesondere versorgt die Stadt Odessa mit diesem Artikel. Die Schilfwaldungen der Flüsse sind gemeinschaftliches Gut der anliegenden Ortschaften, und jeder Ortsbewohner kann so viel herausholen, als er Lust hat. Die Krone besitzt auch große Gebiete in den Schilfen und schickt zuweilen ganze Regimenter zum Abschneiden hinein.

Die Gräser werden nur einmal im Jahre gemäht; denn die Steppe hat in den Monaten Juni, Juli und August zu wenig Kraft, um neue Halme zu treiben, da sie in dieser Zeit fast ebenso tot wie im Winter daliegt; im September und Oktober gibt es freilich wieder Regen und Gras, jedoch wird dieses Herbstgras zum Mähen nicht reif genug, und man läßt es daher bloß vom Vieh abweiden. Die Heuernte macht den Steppenbewohnern nicht halb so viel Mühe als uns im feuchten Deutschland, wo man das Gras tagelang liegen lassen, trocknen, zusammenrechen, wieder auseinander breiten und abermals trocknen muß, bis man endlich einmal das Glück hat, das Heu einfahren zu können. In den Steppen gehen unmittelbar hinter den Mähern Mädchen her und Burschen, welche das gleich trockene Heu in Haufen, „Kopitzen“ genannt, zusammenlegen. In diesen Haufen bleibt es einige Tage stehen und wird alsdann heimgefahren, oder für die Überwinterung in größere Haufen gebracht, die „Skirten“ heißen. Ja, zur Mitte des Juni ist die Trockenheit oft so groß, daß man das abgemähte Gras sogleich als Heu nach Hause oder zu Markte fährt. Da es in den schwach bevölkerten Steppen

an Arbeitern fehlt, so müssen die Mäher reich bezahlt werden, und aus den Nachbarprovinzen wandert den ganzen Sommer hindurch eine Menge von Menschen in die Steppen, um sich ein Stück Geld zu verdienen.

11. Herden und Hirten in der Steppe.

Erwägt man, daß jeder Baum in der Natur Bewohner hat, die auf ihn vorzugsweise angewiesen sind, daß fast jeden Strauch und jedes Blümchen seine eigenen ihm angehörigen Tierchen umschwirren, daß im Sumpfe andere Wesen hausen, im Walde andere, auf den Bergen andere, ja, daß fast jede Höhenstufe der Berge von anderen Tierfamilien erstiegen wird — und betrachtet man dann die Steppe in ihrer großartigen Einförmigkeit, diese unbegrenzte Ebene, ihren Mangel an Bäumen und Sträuchern, diese überall gleich fette, gleich schwarze, gleich begraste Erdschicht, die keine Sümpfe bildet und ohne Seen und Quellen bleiern daliegt: so wird man es natürlich finden, daß derselbe Boden, der so arm an Pflanzenarten ist, auch keinen Reichtum an Tiergattungen erzeugen konnte; die Tierwelt ist so dürftig wie die der Pflanzen.

Wiederum ist aber erklärlich, daß, so gering auch die Zahl der Geschlechter, so groß die der Individuen ist. Die Steppen sind von Menschen noch wenig bevölkert, und die Kultur tritt den Tieren noch nicht so hinderlich und beschränkend entgegen. Daher finden die Familien, welche einmal die Steppe vertragen lernten, einen um so freieren Spielraum, und der Reisende glaubt in einem der lebensreichsten Striche der Erde zu sein, zumal im Frühling, wenn alles grünt und blüht und sich sowohl die einheimischen Tiere lustig regen, als auch fremde Pilgrime auf der Steppe sich sammeln, die sich nachher bei der Sommerglut in benachbarte oder entfernte Länder verlieren. Alsdann erblickt man Vögel, die sich bei uns nur einzeln zeigen, Adler, Geier, Habichte, Trappen in großen Zügen, Enten, Gänse und Pelikane, die Schilfgebüsche füllend. Im Grase spielen überall die Erdhäschen in den ausgedehntesten Ansiedelungen, und Wölfe streichen zahlreich umher. Lerchen, Kibitze, Drosseln, Tauben sind allenthalben, und selbst von Insekten zeigen sich große Massen, die Schmetterlinge im Verhältnis zu der Unzahl von Blumen, die Mistkäfer im Verhältnis zu den großen Viehherden, und in schlimmen Jahren die Heuschrecken, von denen jede Abteilung des großen Zuges Legion ist.

Im Frühlinge verfällt in den Steppen selbst das zahme Vieh in einen Zustand halber Wildheit; die Pferde in den Tabunen (Pferdeherden), die Ochsen in den Tscheredas (Ochsenherden), alles sucht die freie Steppe, oftmals selbst die Hunde. Die Hündinnen entlaufen den Städten und Dörfern, scharren sich in der Wildnis eine Grube, werfen da ihre Jungen, fern von den Menschen, wie die Wölfe. Diese in den Steppen geborenen jungen Hunde sind den Sommer

über völlig wild, scheuen die Menschen und lassen sich nicht fangen. Im Winter aber, der mit seinen Wjugen alles bändigt, durch Hunger und Kälte selbst das Wild zahm macht und sogar den Wolf in die Dörfer treibt, da erinnern sich die wilden Hunde ihrer alten Herren und kommen zu den Wohnungen der Menschen zurück.

Freie Bienen, wie in den polnischen Wäldern, gibt es nicht in der Steppe, nicht einmal Erdbienen. Das Klima ist zu gegensätzlich, zu heiß und zu kalt, und des Schutzes wie der Nahrung ist zu wenig, als daß sie sich halten könnten. Der Baum- und Wassermangel, die Armut an duft- und saftreichen Pflanzen ist schuld daran, daß die Zucht der zahmen Bienen fast nirgends gedeiht. In Odessa sind zwar einige Bienenliebhaber, deren Anzahl jedoch mit der Dürftigkeit der Gärten in dieser Stadt in Verhältnis bleibt. Nur das einigermaßen fruchtbare Dnjestrtal zeichnet sich durch seine Bienenzucht aus. In den Steppenvorländern aber, in der buschigen Ukraine, in Kleinrußland und Podolien, wo Wälder Schutz verleihen und viele Flüsse auch selbst im Sommer in den Tälern Feuchtigkeit und Blumenblüte unterhalten, ist die Bienenzucht sehr bedeutend. In diesen Provinzen hat fast jeder Bauer Bienen, mancher oft 300 Stöcke und mehr. Dort kann man selbst auf den kleinsten Bazars den Honig, den die Kleinrussen und Kosaken sehr lieben und, wenn sie Gäste haben, mit Löffeln essen, zentnerweise kaufen. Von dort kommt auch aller Honig, der von Odessa verschifft wird, von dort stammt das meiste Wachs zur Erleuchtung der russischen Kirchen.

Unter allen Tieren, welche die Steppe bewohnen, ist das edelste Geschöpf das P f e r d, das nutzbarste aber das Rind.

Es lassen sich im ganzen drei Hauptklassen der in den Steppen lebenden Pferde unterscheiden, die auf verschiedene Weise gehalten und gezogen werden: die Hauspferde, die Pferde der Gestüte und die der halbwilden Tabunen (Zuchtherden). Die Haus- oder Arbeitspferde sind die alltäglichen Genossen des Menschen. Die Edelleute und deutschen Kolonisten in der Steppe halten ihrer eine Menge zum Spazierenfahren, Reiten, Ackern, zur Warenbeförderung usw. Der kosakische und bulgarische Bauer besitzt aber immer nur e i n s, das ihm bei den kleinen Fahrten dient, zu denen er nicht gerade sein Ochsenzweigespann in Gang setzen will.

Die Pferde der Gestüte sind von den verschiedensten englischen, arabischen und deutschen Rassen und bieten in ihrer Zahmheit kein eigentümliches, durch die Steppe bedingtes Leben dar.

Anders ist es mit den halbwilden Pferden der frei in der Steppe Steppe schweifenden T a b u n e n. Die Herren der Steppe, nämlich die großen Gutsbesitzer, die sich hier ganze Fürstentümer erworben haben, die Potockis, die Woronzows, Orlows usw., besitzen so viel Boden, daß sie wegen Mangels an Mannschaft nur den geringsten Teil davon bearbeiten können; sie halten und hielten daher seit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhherden auch ebenso große weitschweifende Herden leichtfüßiger Pferde, die sie überall auf

die entferntesten Wiesen und schlechtesten Weiden schicken können, um doch das sonst nutzlose Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln und sich so auf billige Weise in der Wildnis einen kräftigen Schlag von Pferden aufwachsen zu lassen.

Zu diesem Zweck verschaffen sie sich eine Anzahl von Stuten und Hengsten, die den Stamm des Tabuns ausmachen und die unter Aufsicht von Hirten in die Steppe geschickt werden, um sich zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Vätern und Müttern gelassen, bis mit der Zeit die Zahl der Tiere auf die Summe gestiegen ist, welche das Gut allenfalls ernähren kann, ohne der Landwirtschaft zu schaden. Diese Summe steigt von 100 auf 1000. Die Benutzung besteht darin, daß man teils die dem Gute selbst nötigen Arbeitspferde aus dem jungen vier- bis sechsjährigen Nachwuchs nimmt, teils auch von diesen in der Freiheit erstarkten, mutigen und unverwüstlichen Tieren an Liebhaber, an herumreisende Remonteurs und auf den Märkten des Landes verkauft.

Es ist nicht wahr, was manche in Deutschland fabeln, daß diese Pferdeherden völlig frei und ohne Aufsicht in den Steppen leben. Mancher arme Tabuntschik muß die halbwilde Pferdeherde bewachen! So heißen nämlich die Leute, die dazu bestellt werden, die Zöglinge des Tabuns vor dem Verlaufen über das Gutsgebiet zu bewahren, sie den Pferdedieben abzujagen und Acker, Feld und Garten anderer Leute vor ihnen zu behüten. Diese Tabuntschiks sind eine ebenso eigentümliche Geburt der Steppen wie die wilden Pferde selbst und werden durch ihre Lebensweise eine so abweichende Menschenrasse, daß man in Europa vergebens ihresgleichen sucht und nur bei ihren Gegenfüßlern in den Pampas von Südamerika ähnliche Leute wiederfindet.

In der Tat erfordert das Geschäft eines Tabuntschiks eine Leibesbeschaffenheit, die ihr Blut bei 20° Kälte ebenso flüssig und munter erhält als bei freundlichem Frühlingswetter, deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens dennoch so elastisch und markig bleiben, als wären sie eben im kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Es gehört dazu eine Lunge, die den nächtlichen Tauhauch des Grases und den glühenden Atem des Schirokko gleich erquicklich findet, und eine Haut, die Regengüsse duldet wie eine marmorne Bildsäule.

Die Schaf- und Ochsenhirten führen auf ihren Wanderungen beständig Wagen mit sich herum, mit denen sie sich hie und da auf kurze Zeit ansiedeln. Diese Bequemlichkeit darf sich der Tabuntschik nicht gönnen; denn die Beweglichkeit und Wildheit seiner Rosse nötigen ihn, beständig beritten zu sein; das unruhige Temperament seiner Pfleglinge läßt ihm nicht einen Augenblick Ruhe. Er haust Tag und Nacht auf seinem Pferde, welches nicht bloß sein Stuhl, sondern auch sein Speisetisch, sein Diwan und sein Bett ist, und diese Leute erlangen eine be-

wunderungswürdige Geschicklichkeit darin, alle Geschäfte zu Pferde abzumachen. Wenn andere Menschen am liebsten die Ruhe suchen, muß der Tabuntschik sie am meisten verschmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weitesten wandern und weiden, muß er vorzugsweise bei der Hand sein, um mit wachsamem Zurufe beständig die Runde um seine Herde zu machen. Auch drohen dann alle Gefahren, Wölfe, Diebe, Gewitter usw. Bei Regen- und Schneestürmen hat er es schlimmer als die Pferde selbst; denn diese dürfen sich von der Windseite abwenden, er aber muß den Stürmen die Stirn bieten, um die Herde, die bei starkem Unwetter gern blindlings über die kahle Steppe dahin streicht, zu überschauen und zurückzuhalten. Dabei muß er sich schneller tummeln als die Pferde und die Windgötter selbst.

In der Regel tragen die Tabuntschiks Hosen von behaartem Füllen- oder Kalbsleder, ein Rock von Roßleder mit einwärts gekehrten Haaren wärmt ihre Brust. Beides hält ein lederner Riemen zusammen, den sie sich drei- bis viermal um den Leib winden, und auf dem sie allerlei kleine Seltenheiten, Metallstückchen, Münzen, Bernstein usw. angereiht haben. Da sie zugleich die Ärzte ihres Tabuns sind und über ein Dutzend altherkömmlicher Mittel verfügen, so hängt ihnen gewöhnlich auch ihr ganzer chirurgischer und medizinischer Bedarf am Gürtel, was ihnen das Aussehen von Schamanen und Zauberern gibt. Ihren Kopf stecken sie wie alle Kleinrussen und Tataren unter die hohe Zylindermütze von schwarzem Lammfell. Über ihren ganzen Anzug werfen sie noch die Swita, einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An diese Swita ist oben eine weite Kapuze genäht, die über Mütze, Kopf und Gesicht gezogen wird und in der wie bei den alten Ritterhelmen bloß für Augen, Mund und Nase eine Öffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt sie auf dem Rücken wie ein Sack herunter und wird dann auch in der Regel nur als Tasche benutzt. Dieses Kleidungsstück gibt ihnen ein besonders barbarisches Ansehen, und mir gingen immer die barbarischen Namen der Petschenegen, Alanen und Hunnen durch den Kopf, wenn so ein Tabuntschik mit seiner hohen, eckigen Sturmhaube einhersprengte.

Doch es klirrt noch mehr an solch einem Rossebändiger herum. Vor allem sein großer Harabnik, die 6 m lange Peitsche mit kurzem, dickem Stile, alsdann seine Schlinge, ein 10—12 m langer Strick, an dessen einem Ende ein eiserner Ring zum Durchziehen des anderen befestigt ist. Will er ein Pferd einfangen, so wickelt er das eine Ende des Strickes um den Arm, jedoch ohne es weiter zu befestigen, damit er es nach Belieben nachschießen oder ganz fahren lassen kann, macht alsdann die Schlinge vorn recht weit, schwingt sie ein paarmal über seinem Haupt, schleudert sie, nie fehlend, dem Tiere um den Hals, zieht sie ein wenig an und wirft dann mit einem tüchtigen Rucke den Gefangenen zu Boden.

Der Harabnik zum Regieren, die Schlinge zum Fangen und

endlich die Wolfskeule zum Verteidigen, das sind eines jeden Pferdehirten Waffen. Diese Keule ist etwa 1 m lang, vorn mit einem dicken, eisernen Knopf versehen, und hängt gewöhnlich am Sattel. Er springt mit dieser Keule seinen Pferden zu Hilfe, wenn sie nicht allein fertig werden können. Je nach den Umständen schlägt er damit oder wirft sie aus der Ferne und weiß ihren eisernen Knopf den Wölfen so geschickt an den Kopf zu jagen wie ein Tiroler Schütze seine Büchsenkugel.

Im Frühjahr, wenn die Wölfe aus dem unwirtlichen Winter den größten Hunger mitbringen, sind die Kämpfe zwischen Wolf und Pferd am häufigsten und bedeutendsten. Da die Wölfe*) die schwächere Partei sind, so entwickelt sich bei ihnen große List und Gewandtheit, bei den Pferden aber eine Art Gemeinsinn, der sie und ihre Füllen gewöhnlich rettet. Daß Wölfe bei hellem lichtem Tage sich in den Tabun wagen, kommt nicht vor; sie wissen recht wohl, daß sie rettungslos verloren wären und von den Pferden zertreten würden. Bei Nacht aber geschieht es wohl, daß ein Rudel Wölfe mitten unter den Tabun gerät, und der Kampf entwickelt sich dann so: Die zunächst angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spitzen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den ersten Lärm springen sogleich alle nahen Hengste, Wallache und Stuten — denn bei der Wolfsgefahr macht das Geschlecht keinen Unterschied, und aller Mut ist gleich — herbei und setzen gerade auf die Wölfe ein. Diese werden dann durch den ersten wütenden Angriff der Pferde, den sie selbst erregten, erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indes geht das Geschrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun drängt sich im Sturmlaufe der gefährlichen Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen, und diese traben hinter den Alten her, im dicken Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl stark und peinigt sie der Hunger, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hier und da wieder und erhaschen vielleicht ein Junges, das täppisch und schreiend mit der Mutter herbeiläuft, die selbst noch nicht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohte. Die Mutter gerät außer sich und springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein sie verfehlt es. Bald sitzen auch ihr ein paar hungrige Rachen an der Kehle und legen sie in den Rasen. Aber nun fackeln die Pferde auch nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten mit den Wallachen bilden einen Kreis, der aber nicht so starr und mit den Vorderfüßen ein-

*) Wie zahlreich noch immer die Wölfe sind und wie frech sie vordringen, zeigt die Tatsache, daß im März 1883 ein Rudel Wölfe, 35—40 an der Zahl, am hellen lichten Tage (um 1 Uhr mittags) in die ansehnliche Kreisstadt Chwalinsk, die in einem Steppenteil des Gouvernements Saratow liegt, einfielen, die Einwohner, die ihre Wohnungen nicht zu verlassen wagten, förmlich belagert hielten und erst mit Anbruch der Abenddämmerung sich wieder zurückzogen.

gewurzelt dasteht, wie ihn unsere Bilderbücher darstellen. Auf diesen Bildern haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten sich vor den Hinterhufen der Pferde, und das Schlimmste, was ihnen begegnen kann, ist, daß sie sich den Gedanken an Füllenfleisch aus dem Sinn schlagen müssen. In der Wirklichkeit büßen sie ihre Lust gewöhnlich schwerer. Die Pferde setzen wie eine bewegliche Phalanx scharf auf die Wölfe ein und machen manchem von ihnen das verwünschte Augenleuchten vergehen; denn sie wollen sich nicht bloß verteidigen, sondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengste gehen nicht mit in jenes Karree, sondern bleiben draußen und umtoben es schnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als wenn jedes Haar eine Schlange wäre, zugleich als Feldherren, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo sie den Wolf im Grase sehen, da springen sie beißend gegen ihn ein und schlagen ihn mit den Vorderfüßen nieder. Man denkt bei uns, daß die Pferde alles in den Hinterfüßen haben; allein dies ist keineswegs der Fall. Vielmehr gebrauchen sie allemal zum Angriff die Vorderfüße und nur bei der Verteidigung die Hinterfüße. Der Hengst versetzt zuweilen seinem Feinde zugleich den ersten und letzten Schlag mit den vorderen Hufen, zuweilen betäubt er ihn nur, packt ihn alsdann ohne alle Umstände mit den Zähnen in dem Nacken und schleudert ihn durchs Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz so gerben, daß auch nicht ein Knochen darin ganz bleibt. So machen es die mutigsten Hengste. Natürlich gibt es auch feige, die bloß aus dem großen Haufen vorwüten. Auch gibt es ungeschickte, die den Wolf beim Einspringen verfehlen, und die dann in weniger Zeit, als ein Pferdewiehern dauert, mit herausgerissener Kehle auf dem Boden liegen und das letzte Gräschen riechen. Denn wenn die Pferde geschickt sind, so ist es der Wolf nicht weniger und weiß seine Zeit abzupassen wie der Blitz.

Die großen Schlachten der Wölfe und Pferde entspinnen sich jedoch nur selten und immer gegen den Willen des Wolfs. Denn seine Kampfführung besteht mehr in einem Kosakenkriege, in einem immerwährenden Plänkeln. Ein allgemeiner Angriff liegt nie in seinem Plane, und Überlistung ist seine Hauptkunst. Er verfährt dabei nicht weniger schlau als Meister Reineke. Ganz leise und vorsichtig kommt er durchs hohe Gras hergeschlichen, und zwar gegen den Wind; denn er weiß recht gut, wie unangenehm den Pferden sein Geruch ist. Er kundschaftet die Stellung des Tabuns aus. Bald entdeckt er auch eine Stute, die mit ihrem kleinen zierlichen Füllen etwas abgesondert weidet. Wohl hütet er sich jedoch, sogleich spornstreichs hervorzubrechen; er fällt nicht mit der Tür ins Haus. Leise und allmählich nähert er sich dem Füllen, dessen Gebaren er in aller Unschuld sogar nachahmt. Wenn sich das müde Füllen ins Gras niederlegt, streckt er sich auch nieder und tut ganz unbefangen. Indessen wittert doch die Mutter etwas Unheimliches im Grase, erschrickt und springt auf. Der Wolf legt nun wie ein

Hund die Schnauze auf die Vorderfüße, macht die freundlichsten Augen von der Welt und wedelt mit dem Schwanze. Der Erfolg dieses Manövers ist verschieden. Ist die Alte täppisch und läuft sie unvorsichtig darauf zu, so springt er im Nu ihr an den Hals, reißt ihr die Gurgel aus der Kehle und läuft mit dem Jungen davon. Zuweilen ist aber die Alte ebenso vorsichtig als wütend, macht Lärm und schlägt mit einigen herbeieilenden Schwestern den Wolf auf der Stelle in die Flucht. Zuweilen ist die Alte weder wütend noch täppisch, sondern bloß dumm, und denkt, wenn sie den schwanzwedelnden Wolf angesehen hat, es sei wohl nur eine friedliche Hundeseele, wie ihrer so viele in der Steppe herumschweifen, weidet ein wenig mit dem Füllen an der Seite und hegt keinen Argwohn. In diesem Falle siegt der Wolf wieder auf andere Weise. Will die Stute sich nicht gleich vollkommen beruhigen, so zieht er sich ein wenig zurück, als wolle er nichts mit ihr zu tun haben und ihr das freieste Feld lassen, kommt aber auf Umwegen wieder näher und legt sich auf einer Stelle nieder, wo ein direkter Weg zum Füllen führt, das indes müde geworden ist und wie ein Osterlämmchen im Grase liegt. Der Wolf wacht indes bedeutend. Er könnte es schon längst erschnappen; aber es liegt ihm nicht bloß am Fange, sondern auch am ruhigen Heimbringen und Verzehren, und dazu hört er immer noch die Tritte der Alten zu nahe. So unausgesetzt er auf das Junge schaut, so scharf horcht er auf die Stute, die er vor allen Wermut- und Königskerzenstauden längst nicht mehr sehen kann. Denn sie ging indes, weidend und milchreiche Kräuter suchend, weiter und immer weiter. Auf einmal, horch! welch Gestrampel und Geschnaube! Ach, der Wolf an der Kehle des kleinen, niedlichen Füllens! — Man muß dabei gewesen sein, um zu wissen, wie schnell er ein solches Tierchen zerlegt. Oft bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien, und der Wolf verzehrt es in aller Stille.

Wenn auch das Leben und Treiben der edlen Wildfänge mehr die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt, so muß er doch bekennen, daß die Herden der stillen und unbeachteten Wollträger weit häufiger seinem Blicke begegnen, und wenn vom Reichtum eines Mannes die Rede ist, hört man immer nur seine Schafe und Rinder in Anschlag bringen und selten nur seine Pferde. In neuester Zeit hat sich die Schafzucht sehr gehoben. Auf jedem Steppengute, wo man einen Tabun von 800—1000 Pferden findet, kann man sicher auf vier bis fünf Herden von 2000—3000 Schafen rechnen.

Am meisten sind im Lande verbreitet die sogenannten „Fettschwänze", walachische Schafe. Diese Rasse ist groß, langhaarig und hat einen dicken Fettschwanz, in dem sich gewöhnlich 6—10, zuweilen sogar 20 Pfund Fett aufspeichern. Neuerdings macht sie den Merinos und den Mischlingen mit der Landesrasse Platz.

Die gutmütigen, friedlichen Schafhirten, die den Leib nicht wie die Tabuntschiks in Pferdeleder, sondern in das weiße Vließ ihrer Herden-

tiere hüllen, heißen in Kleinrußland, in der Moldau, bei den Tataren „Tschabani“.

„Irlik“ heißt der große, fast 4 m lange, mit Kunst gearbeitete, am oberen Ende mit einem eisernen Haken versehene Stab, welcher dem Tschaban Keule, Schlinge und Harabnik zu gleicher Zeit ist. Mit dem eisernen Haken entert er am Hinterbeine die Schafe, die er einfangen will, zugleich stößt er sie mit dem Stecken, wo es nötig ist, vorwärts, und weiß mit dem schweren Ende den Wolf auf den Rücken zu treffen und ihn mit einem Hiebe niederzustrecken.

„Swita“ ist der schon erwähnte Mantel mit der schrecklichen Kapuze, den der Tschaban beim Regen sich so anlegt, als sollte er in der Zauberflöte den Bären spielen.

„Otara“ heißt die Herde der einfältigen Vließträger selbst, die 2000—3000 an der Zahl unter der friedlichen Zauberflöte dieser friedlichen Bären stehen.

„Oftschacki“ endlich ist der Name der den Wölfen schrecklichen, zottigen großen Hunde, die zu 10—15 eine Herde von der genannten Stärke bewachen.

Außer diesen Dingen führen die Tschabans einen oder zwei Wagen bei sich, die mit Ochsen bespannt sind und alle Lebensmittel, Medikamente, Kochgerätschaften, die Felle der gefallenen Schafe, die gewonnenen Käse und die Pelze der erlegten Wölfe den Hirten nachbringen. Es sind das aus uralter Zeit gebräuchliche, große, schwerfällige, mit einem hohen Dache versehene Wagen, den Reisewagen der Tataren, „Madjaren“ genannt, sehr ähnlich.

So ausgerüstet zieht der Tschaban um Ostern ins Feld, zu gleicher Zeit mit den Tabunen, nomadisiert den ganzen Sommer mit seiner Herde (Otara) in den Steppen und kommt erst im Herbste wieder heim. Ein Tschaban ist natürlich zu Fuß; denn seine Herde zerstreut sich nicht so leicht und so weit als die Tabunen. Die Schafe nähren sich auf kleinerem Raume, sind nicht so wählerisch als die Pferde, fressen eifrig alles ab, was sie Genießbares finden, und legen sich dann ruhig zum Wiederkäuen hin, während die Pferde in ihrem Tabun nie liegen und selbst den Schlaf stehend abmachen wie ihr Hirt im Steigbügel. Weit um sich greifend, wogen die Roßherden hierhin und dorthin, während der tägliche Marsch einer Schafherde kaum einige Werst beträgt.

Die Tschabani setzen ihren Wagen als Zentrum, Vereinigungspunkt und einstweilige Residenz, um welche herum, den Kreis immer erweiternd, geweidet wird. Der Platz wird natürlich mit Klugheit gewählt. Es müssen gute Steppen in der Nähe sein, womöglich auch ein Brunnen oder Quell. Finden sie, daß die Stellung für mehrere Tage haltbar ist, so treffen sie eingehendere Vorbereitungen, graben einen Herd und kleine Keller zum Aufbewahren ihrer Lebensmittel, schlagen wohl auch ein Zelt auf. Ist aber die Gegend unergiebig und abgeweidet, so ziehen sie am anderen Morgen weiter. Der Wagen geht quiekend und knarrend voran, und die Herde

folgt nach, jedoch nicht früher, als bis der Nachttau abgetrocknet ist, denn die Schafe verschmähen es, in der Nacht, der Zeit der lebhaftesten Pferdegelage, Speise zu sich zu nehmen, und lieben nicht den frischen Morgentau. Bei gutem Wetter ist das Leiten der Schafe ein leichtes Geschäft. Ein Führer geht den Wagen begleitend voran, der Haupttschaban folgt hinterdrein, und zur Seite gehen wieder zwei bis drei mit ihren langen Irliks. Sie rufen beständig einander zu und geben sich Zeichen mit ihren langen Stäben. Die Hauptunterhaltung mit den Schafen läuft auf zwei Worte hinaus: „No kudi? kudi?“ (nun wohin? wohin?), die sie fast so oft ausschreien, als sie einatmen, aus denen aber die Schafe so viel entnehmen, als ihnen zu wissen nötig ist.

Bei schlechtem Wetter aber, und insbesondere bei den in der Steppe so gefährlichen Stürmen, welche oft mit den sich selbst überlassenen Schafen davongehen und ganze Herden in Flüsse und Regenschluchten treiben, sind die Schafe nicht leicht zu lenken. Aber auch bei dem allerbesten Wetter gibt es bei der unglaublichen Tölpelhaftigkeit und Dummheit der Schafe eine Menge von Ereignissen, welche das Lenken dieser Tiere sehr erschweren. Man mischt darum allen Schafherden einige lebhafte, mutige und kluge Ziegen bei, welche als Führer und Lenker dienen. Die unbeholfenen Schafe schrecken oft ohne Ursache zusammen, kommen gleich außer sich, drängen sich beim Bellen des kleinsten Hündchens, wollen oft nicht die Regenschluchten hinab und verirren sich leicht in den Schilf- und Rohrgebüschen. Sie halten im Winde schlecht Stand, und es ist unmöglich, sie, wie dies doch zuweilen nötig ist, zu einem Marsche gegen den Wind zu bringen. In allen diesen und ähnlichen Fällen streicht nun die vorwitzige und kluge Ziege den Schafen mutig voran, führt die Otara rasch an den Abhängen der Regenschluchten und Täler hin, leitet sie sicher durch die sumpfigen Schilfgebüsche, springt auf nicht allzu überlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn er nicht zu kalt ist, und dient sonst noch vielfach der Schafdummheit als Salz und Reiz.

Ist nun der Wagen an der Stelle des folgenden Nachtlagers angelangt und sind die Schafe glücklich dorthin gekommen, so beginnen, während diese vom Marsche ruhen und wiederkäuen, für die Tschabans mancherlei Geschäfte. Einer von ihnen spielt den Koch. Er zieht die Kessel hervor, einen für die Menschen, einen für die Hunde, und hängt sie an zwei lange Stäbe, die am Wagen befestigt sind. Mit dem Wasser und der Feuerung geht der Koch sparsam um, weil die Steppe beides nur spärlich bietet. Er sucht trockenen Mist, verdorrtes Gras und Schilf zusammen, holt Wasser herbei, wenn das Faß leer ist, und läßt dann zur Freude der Hunde, die sich so viel als möglich in seiner Nähe halten, eine lange Flamme aufflackern. In das kochende Wasser tut er die nötigen Kräuter, die Hirse und den Kwaß, und der „Borscht“, dieses Nationalgericht der Kleinrussen, ist fertig. Dann schlägt er zum Zeichen für die

anderen Hirten an den Kessel, oder er steckt eine Fahne auf, nach deren Erscheinen die weiter entfernten schon lange schielten.

Die übrigen Tschabans haben mittlerweile andere Beschäftigung gefunden. Der eine hat ein paar Schafe, die krank erschienen, gefangen und nach Beratung mit seinen Kollegen ihnen Heilmittel eingegeben; der andere hat einem gefallenen Schafe das Fell abgezogen, es gereinigt und gesalzen; einige haben wiederum die Mutterschafe und die Ziegen gemolken, die Milch herbeigetragen und Käse gemacht. Da sie oft 500—600 Schafe zu melken haben, so machen sie die Sache kurz ab, nehmen gleich das ganze Euter zwischen beide Hände und drücken es aus wie Bacchus die Trauben. Die so gewonnene Milch stellen sie in die Sonne und lassen sie bis zum Abend gerinnen. Alsdann schütten sie Mageres und Fettes durcheinander in Säcke und reihen diese um ihre Wagen rund herum, um das Wasser auslaufen zu lassen. Den so gewonnenen Käse, der im ganzen Lande unter dem Namen „Brense“ bekannt ist, schütten sie alsdann in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Ausfüllung die Form einer Ziege wieder herauskommt; jedoch wird die rauhe Seite nach innen gekehrt. Dadurch nimmt freilich der Käse einen sehr eigentümlichen Geschmack an, der aber als sehr pikant gelobt wird. Beim Anfüllen der Felle wird immer auf eine Lage geronnener Milch eine Lage Salz gestreut, wodurch der Käse sehr scharf wird. In Odessa sind solche Käsezicklein in allen Kramläden zu kaufen, und der Brense geht weit umher.

Erklingt endlich der Kesselruf des Koches, so setzen sich die ehrlichen, alten, braunen Gesellen zu ihrem einfachen Mahle hin, von dem sie auch gastfrei gern jedermann mitteilen, der etwa auf der Steppe bei ihnen vorspricht.

Für die Hunde gibt es in der Regel einen großen Kessel voll Grützebrei. Doch wissen sie als flinke Jäger noch sonst allerlei auf der Steppe zu haschen und stellen den Vögeln und Erdhäschen nach. Ebenso machen sich auch zuweilen die Hirten einen Sonntagsbraten, entweder wenn der Wolf ein Schaf anriß, das sie ihm noch zur rechten Zeit abjagten und für ihre Wanderung einsalzten, oder wenn sich zwischen die Schafe Hasen verliefen, die auf der Steppe, fern von den menschlichen Wohnungen, weder selten noch scheu sind. Auch Trappen erlegen sie mitunter, und das gibt dann festliche Tafel.

Am heißen Mittag fressen die Schafe ebensowenig als die Pferde, stehen immer auf demselben Flecke und schnaufen so leidenschaftlich, als hätte sie eben der Wolf gejagt. Wenn aber die Sonne vom Gipfel ihrer Glut herabsteigt, dann beginnen sie wieder ihr liebstes Geschäft, das Kräutersuchen. Die Schäfer lassen sie bis nach Sonnenuntergang weiden, wo sich dann alles zu der Wagenheimat wendet. Da spricht oft ein Reisender ein, der nicht weiter kann, von der Dunkelheit überrascht. Zu diesem sagen die Hirten,

mag er nun arm oder reich sein: „Tut uns die Gnade, mit uns zu speisen!“ Dann muß der Wandersmann unter dem Schutze der Hunde bei ihnen schlafen, und er bekommt den besten Platz im Wagen. Am Morgen stecken sie ihm ein paar Schafkäse zu und sprechen: „Gott mit dir!“ — Die Schlafordnung aber ist folgende:

Der Oberhirt, als der Älteste (Ataman) und die Gäste wählen die Wagen selbst zum Bette, die anderen Tschabans aber treiben die Schafe in einen dichten Kreis um die Wagen herum und ziehen mit den Hunden einen Schutzgürtel um die Herde. Jeder Hirt legt sich seinen Pelz und seine Swita, die Sommer und Winter sein Ober- und Unterbett bilden, ins Gras der Steppe, und alle lagern sich in gleichen Entfernungen voneinander. Zwischen je zwei Hirten legen sich drei bis vier Hunde, ebenfalls in gleicher Entfernung. Man breitet ihnen ein Stück eines alten zerrissenen Mantels oder Schaffelles an den Boden. Für jeden Hund befindet sich ein solcher besonders für ihn bestimmter Flicken im Wagen, und da nun jeder seinen eigenen Geruch am besten kennt, so legt er sich allemal da nieder, wo er seinen Flicken findet. Die so gesicherte Festung zu stürmen, wagt nicht leicht ein Wolf.

Da die großen Steppenweiden und ihre Wüstennatur fast alles halb wild machen, so ist es auch natürlich, von Zucht wilder Rinder in den Steppen zu hören, und wie die Pferde sich in Haus- und Tabunenpferde teilen, so muß man auch bei den Rindern die Haus- und Steppenrinder unterscheiden.

In jeder Wirtschaft befinden sich einige Ochsen, die bei den täglichen Arbeiten dienen und vom Hause unzertrennlich sind. Da das Steppenrind zwar treffliche, aber wenig Milch gibt, so hat man jetzt viel mährisches und deutsches Vieh eingeführt, das meist braun und gelb gefleckt ist.

Das Steppenrind ist groß, hochbeinig, langhörnig und durchweg silbergrau oder weiß gefärbt. Beständig gehen lange Züge nach Odessa, Taganrog und anderen Orten.

Wie in dem Steppenlande die Sprache für nichts an Ausdrücken reicher ist, als für das, was auf Herden und Vieh Bezug hat, so hat auch die Rinderherde ihren besonderen Namen. Sie heißt „Tschereda“ und ein Rinderhirt „Tscherednik“. Eine solche Tschereda hält 100—800 Stück allerlei Alters. Im Sommer beständig auf den großen Steppen, im Winter in luftigen Stallungen, teilt sie im ganzen mit den Tabunen dieselben Leiden und Freuden.

Die „Tscheredniks“ sind Fußgänger wie die Tschabani; denn auch ihre Schützlinge sind viel ruhiger und leichter zu treiben als die Pferde. Freilich ist das Rind schnell genug im Weiden, wählerischer in seinem Geschmacke als das Pferd, hat eine Menge von Kräutern auf der Steppe, die ihm nicht behagen, und rupft nie da, wo vor ihm ein anderes biß; aber dafür dauert sein Mahl auch nicht lange, desto länger sein Nachmittagsschläfchen zum Wiederkäuen. Den Regen erträgt es schlecht, und bei der Hitze wird

es ungeduldig. Aber bei den Schneestürmen verliert es wiederum nicht so leicht den Kopf wie das Pferd, geht vielmehr rasch und gerades Wegs mit dem Sturme und gegen ihn nach Hause, die Wjuga müßte denn gar zu arg sein.

Den Durst erträgt das Steppenrind wiederum leichter als das Pferd. Es kann zwei bis drei Tage dürsten, ohne große Unruhe kund zu geben. Daß es den Durst aber ebenso gern löscht wie das Pferd, davon finden sich in der Nähe jedes Brunnens oder Teiches auf der Steppe merkwürdige Zeugnisse, die zu ihnen führenden „Viehsteige" nämlich, die man als eine charakteristische Besonderheit des Steppentierlebens anführen kann. Das Vieh muß aus sehr großen Entfernungen zum Wasser laufen, sechs bis sieben Werst und noch weiter. Es wird darum nur selten getränkt, zuzeiten nur einmal des Tages. So wie es nun merkt, daß sich die Zeit des Trinkens naht und der Hirt zu der Gegend des Brunnens hinweidet, nimmt es einen rascheren Schritt an und wird ungeduldiger, besonders wenn der Wind den Wassergeruch vom Brunnen herweht. Die Durstigen hören alsdann auf, grasend vorzuschreiten, und setzen sich in Trab, und die ganze Herde folgt ihnen bald trabend nach. Bei diesem Manöver bilden sie jedesmal mehrere (8—12) lange Reihen, in denen ganz regelmäßig ein Tier hinter dem anderen hergeht und immer gewissenhaft in dessen Spuren tritt, als hätte der Hirt sie so geordnet. Auf diese Weise treten sie alsdann die Rasennarbe völlig weg und bilden sich so Steige, die ganz und gar den Fußsteigen der Menschen gleichen. Alle diese Wege laufen nebeneinander in gerader Richtung, als wären sie mit der Schnur gezogen, und zielen immer gerade auf den entfernten Brunnen ab. Wenn die Richtung zum Brunnen an einem Abhange hinführt, so bilden sie eben solche Wege an diesem Abhange, der dadurch auf das regelmäßigste abgestuft wird, indem eine Reihe immer etwas höher trabt als die andere.

Das Verhältnis des Wolfes zum Rind ist natürlich ebensowenig freundschaftlich als das zum Pferde. Jedoch sagt man, daß er dem Rindergeschlechte nicht so begierig nachstelle als den Schafen und Pferden, daß er sich an die Schweine noch seltener mache. In eine Herde von lauter großen Rindern wagt der Wolf sich noch weniger als mitten in den Tabun; denn sie halten ebenso stark gegen die Wölfe zusammen als die Pferde, und wo sich nur einer blicken läßt, da sind gleich ein paar Dutzend spitzige Hörner gegen ihn gerichtet, und befindet er sich unglücklicherweise mitten zwischen ihnen, so hat er nicht so viel Gewandtheit zum Entrinnen, als die Hörner Gelegenheit haben, ihn zu durchstoßen. Der Stier meint es sehr herzhaft mit dem Wolfe, daß, wenn er ihn recht trifft, er ihn auf einen Stoß durch und durch bohrt und ihn mit den Hörnern an den Boden heftet. Nichtsdestoweniger schleichen die Wölfe auch hinter den Rinderherden her, und wo etwa ein lahmer oder kranker Ochse nachhinkt, da wird er ihnen zum Opfer.

Da die Halsstarrigkeit und der Eigensinn des Rindes wie bei allen phlegmatischen Naturen, die sich einmal verstocken, viel größer ist als bei den Pferden, so kann man sich denken, welche Mühe es kostet, solche Wesen an das Joch zu gewöhnen. Es gibt viele Ochsen, die man mit keiner Kunst noch Gewalt zur Arbeit bringt. Mit solchen ist dann weiter nichts anzufangen, als daß man sie in die Talgsiedereien schickt, die ihnen den Übermut bald ausbrühen.

Was man in der Steppe von der Halsstarrigkeit der Ochsen hört und sieht, ist, glaube ich, mehr als das, was man in dieser Beziehung vom Kamel erzählt. Wenn man einen solchen wilden Ochsen ans Ziehen gewöhnen will, so spannt man ihn zunächst mit einem alten zahmen Ochsen vor einen schweren Holzstamm, den man auf dem Boden hinschleifen läßt. Kommt man hiermit nicht zustande und geht der wilde samt dem zahmen durch, so spannt man jenen mit fünf zahmen Ochsen an einen Pflug, ein Paar vorn, ein Paar hinten, und einen zur Seite. Da muß der wilde Gast denn allerdings wohl langsam und ordentlich mit fort, und kann er das starke Joch nicht zerbrechen, so muß er sich fügen. Nur e i n Versuch bleibt ihm noch, welchen er von den eigensinnigen Kindern gelernt haben muß. Er legt sich platt auf den Boden hin und läßt sich von den anderen Ochsen schleifen. Dies fürchten die Leute am meisten; denn läßt man ihm dies ungestraft gelingen, so wiederholt er es in Zukunft bei jeder Fahrt wieder, die ihm mißfällt. Schlagen und zerren am Leitstrick hilft da nichts; ja die stärksten und grausamsten Mittel sind da unwirksam. Am wenigsten verträgt der Ochse die Schläge an den Wurzeln seiner Hörner; aber wenn er eigensinnig ist, so hält er die Erschütterung aus, schlägt mit dem Kopfe um sich und bleibt liegen. Oft hilft ein sonderbares Mittel. Die Leute nehmen nämlich seinen Schwanz zwischen zwei Hölzer und reiben ihn darin hin und her. Dieser Kitzel ist dem Ochsen unerträglich, und meistens springt er dann auf. Was aber ein recht eigensinniger ist, der bleibt liegen und hält aus. Dem verstopfen sie alsdann die Nasenlöcher. Davon schwillt sein Leib auf, die Augen drücken sich aus dem Kopfe, er hebt die Schnauze empor, kämpft nach Luft und oft kommt er in diesem Kampfe auf die Füße. Aber der schlimme bleibt auch dann noch liegen, und seine Herren, in der Angst ihn zu verlieren, geben ihm schnell wieder Luft. Darauf bringen die Leute, die wohl wissen, daß die ganze Erziehung des Tieres verfehlt wird, wenn sie nicht seines Eigensinns Meister werden, Stroh und Heu herbei und machen rund um ihn ein Feuer an, so daß die Flamme an seinen Seiten hinaufleckt. Die Haare versengen, die Haut springt in Blasen auf, der Ochse streckt den Hals lang auf den Boden hin und stöhnt und schnauft ins Gras, als läge er in den letzten Zügen. Das Feuer verlöscht, der Eigensinn aber wacht nach dieser Probe erst recht auf, und das Tier macht nicht die geringste Miene zum Weitergehen. Die Bauern verzweifeln endlich über diesen argen Märtyrer seines Eigensinns,

spannen ihn aus, lassen den Starrkopf liegen und pflügen um ihn herum. Ein recht eigensinniger Ochse ist fähig, so einen halben Tag auf demselben Platze zu bleiben. Sind die Menschen fern, so schaut er listig um sich und tut ganz unbefangen. Nahen sich aber Leute, so duckt er mit dem Kopfe nieder, als wollte er sich noch fester an den Boden klemmen. Endlich, endlich aber verraucht ihm doch die Laune, und was weder Feuer noch Schläge vermochten, das bringt der Hunger zuwege. Er sieht, daß die anderen Ochsen in der Nähe weiden, erhebt sich und schlüpft zu den übrigen ins Gras.

Doch mag auch dem Großrussen und dem Fremdling das Hirtenleben in der russischen Steppe als ein wenig beneidenswertes Los erscheinen, für den nomadischen Nachkommen der Jazygen hat es doch seinen eigenen Zauber, seine Poesie, wie wir aus dem Hymnus des Sarmaten Zercho in Dahns „Bissula“ deutlich erkennen:

„Ja wohl, die Steppe ist schöner und herrlicher als alles, was ich je geschaut in Römer- und Germanenland. Wenn im Lenz die Sonne den letzten Schnee weggeküßt hat, wann die Heide lacht, wann die Steppe blüht, wann bei Tage hundert Habichte zugleich kreischen in der blauen Luft und die wilden Hengste, die nie einen Reiter getragen, so furchtbar wiehern in der Brunst und so sturmgewaltig, alles vor sich her niederrennend, an den Zelten vorüberjagen, die zitternden Stuten verfolgend, daß dem Mutigsten das Herz erbeben könnte vor Schreck und doch auch vor Freude an der wilden, unbändigen Kraft! Und oh! des Nachts, wenn die tausend, tausend Himmelsgeister von oben niederschauen, viel, viel mehr Sterngötter und viel heller strahlen als bei euch, und wann im Dunkel die Kraniche und die wilden Schwäne wie dichte Wolken, aber wie weittönende, klingende Wolken hoch durch die Lüfte ziehen! Wohl ist die Steppe der Sarmaten schön und frei das Reiterleben der Jazygen, wie kein Land sonst und kein Leben ist. Die Jazygen reiten mit dem Winde um die Wette, sie schlafen jede Nacht auf einem anderen Stück Erde, sie fangen, wenn es nichts Besseres zu beißen gibt, Heuschrecken und Eidechsen!“

12. Unter Deutschen an der Wolga.*)

Über eine halbe Million unserer Landsleute wohnen im europäischen Rußland an der Wolga und, da sie kulturell meist über ihre Wirte hervorragen, haben sie auch Sprache und Sitte, auch ihren Glauben aus dem Heimatlande in der Fremde bewahrt. Ja, es gibt dort deutsche Kolonien, deren Bewohner kaum Russisch verstehen. Neben den Württembergerkolonien am Finnischen Meer-

*) Quellen: Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1898, Nr. 88. Tromnau-Eckert, Kulturgeographie des Deutschen Reichs. 3. Aufl. S. 118ff. Halle a. S. 1904 (H. Schroedel).

busen in der Nähe von St. Petersburg, neben den Kolonien am Schwarzen Meere vom Pruth bis zum Don und denen im Kaukasusgebiete sind besonders diese Wolgakolonien zu nennen, welche 102 Stammkolonien auf dem Berg- und Wiesenufer dieses russischen Riesenstroms von Samára über Sarátow bis nach Sarepta, der Herrnhuterkolonie, umfassen. Zu ihrer Blüte hat nicht wenig „Mütterchen Wolga", die Ernährerin, beigetragen, wie sie die Russen in halbbewußter Ahnung ihres wirtschaftlichen Wertes nennen. Sie haben den Ursprung ihrer Matjuschka aufgesucht in einer moorigen, seenreichen Gegend der Waldaiberge und glauben ihn auch bei dem Dörfchen Wolgino Werchowje gefunden zu haben; denn sie haben dort eine kleine hölzerne Kapelle erbaut, ein Denkmal der Heimatliebe, des Natursinns und der Frömmigkeit zugleich, obwohl sie kaum die Quelle der Wolga bezeichnet. Rasch schwillt der Strom und hat bei Rybinsk schon fast 2 km Breite. Von Nischnij-Nowgorod ab, wo sie die fast gleich große Oka aufnimmt, entwickelt sich der europäische Riesenstrom mehr und mehr, er übertrifft an Wasserfülle und Breite die Donau und hat dabei die Lieblichkeit des Mittelrheins an seinen Ufern. Rechts sind, wenn man abwärts fährt, fast überall steile Gehänge waldiger oder samtgrün beraster Berge mit tiefen Waldschluchten, links fruchtbare Felder und Wiesen. Am Knie von Samára treten an beide Ufer die Schegulinberge heran und schaffen ein malerisches Landschaftsbild.

Vom Dampfschiffe aus erkennt man an den spitzen Kirchtürmen, den solid gebauten Häusern und den langen Windmühlenreihen bald die zahlreichen deutschen Dörfer an der Wolga, die heute in großer wirtschaftlicher Blüte stehen, nachdem sie im Anfange, als sie das durch den Vernichtungskampf der Russen und Tataren, durch die Raubzüge der Steppenvölker und die furchtbaren Kosakenaufstände verödete Land auf das Betreiben Katharinas II. besetzten, nicht recht gedeihen wollten. Mehrere haben heute 3000 Einwohner, Katharinenstadt hat etwa 10000 Einwohner, es hat Ackerbau und Gewerbtätigkeit gegen den Wolgahandel vertauscht. Die Russen nennen den Ort Baronski.

Von diesen Kolonien bei Samára und Sarátow unterscheidet sich die Herrnhuterkolonie Sarepta in der Nähe der Sargamündung und der Teilung des Stromes in Wolga und Achtuba bei Zarizyn. Den Namen erhielt die Kolonie 1770, als sich die ersten Herrnhuter nach der entbehrungsreichen Durchwanderung der öden Steppen hier häuslich niederließen, wie Elias einst nach langer Wanderung vom Bache Krith bei der Witwe zu Sarepta im Lande der Sidonier. Das Gemeindesiegel der neuen Gründung zeigt deshalb noch heute das Mehlkad mit Kornähren und den Ölkrug unter dem Olivenbaum. Die Zähigkeit des Elias und sein ausharrendes Gottvertrauen waren ein gutes Vorbild für die jungen Kolonisten, die schon drei Jahre später von Kosakenhorden ausgeplündert wurden, deren Felder oft von Heuschreckenschwärmen vernichtet wurden, die Mißernten, Feuersbrünste (1823), Krankheiten unter Menschen und Tieren oft

zu vernichten drohten. Kalmücken und Kirgisen suchte man durch ein kleines Kastell abzuwehren, das die Regierung mit einigen alten Geschützen ausstattete und mit 12 Mann besetzte. 100 Jahre lang hat so das Schicksal der Kolonie geschwankt, jetzt aber blüht sie auf, Sareptasenf und Sareptabalsam kennt ganz Rußland. Dieser Balsam wird aus Steppenkräutern hergestellt, die bisher niemand beachtete; auch die Senfpflanze wuchs hier wild, als sie ein findiger Deutscher, namens Klitsch, zur Quelle seines heute nach Millionen zählenden Vermögens machte. Talgsiedereien verdanken ihr Entstehen dem Rinderreichtum der Steppe, ebenso die Lederfabriken. Tabakbau ist die Grundlage eigener Tabakfabrikation. Daneben blüht der Wein-, Obst- und Gemüsebau. Die früheren Räuberhorden der Kalmücken bilden jetzt das Arbeitermaterial der Fabriken. Mit Russen steht Sarepta wohl in Geschäftsverbindung, aber sie meiden den Ort selbst wegen seiner pietistisch-strengen, weltabgewandten Art, die dem lebenslustigen Russen ein Greuel, der Inbegriff der Langeweile ist. „Sarepta ist eine Welt für sich, die vor Langeweile schläft und nicht gestört sein will", sagen sie; denn sie vermissen die Lust des Trinkens und Zechens, die Lust feuriger Tanzmusik oder heiterer Lieder — das stille, beschauliche Leben in ewig gleichen Geleisen: Tages Arbeit, abends Kirchgang und Plauderstündchen auf den Veranden, um 10 Uhr Bettruhe, Sonntags Predigtgottesdienst, nachmittags geistliche liebliche Lieder oder Geschichten daheim; genau wie es das Herkommen der Brüderunität vorschreibt; nie Tanz, nie Gesellschaften und Gastmähler, nie Spiel und öffentliche Vergnügen, — solch Leben hält kein Russe aus.

Aber der E r f o l g, die Früchte rechtfertigen dieses Leben. Wenn man von der Landungsbrücke an der Wolge durch die malerischen Hügel, dann durch die hitzestrahlende Steppe fährt, prangt am Fuße der Wolgahöhen wie eine Oase die Stadt Sarepta. Sie nähern sich hier, einen Halbkreis für die Stadt offen lassend, zum letzten Male dem Strome, dann verlieren sie sich in der Kalmückensteppe. Weiße Häuschen bergen sich im Schatten grüner Pappeln, Eichen, Maulbeerbäume. Staubige Gäßchen führen zum Hauptplatze, auf dem in einem Kranze von Pyramidenpappeln eine kleine gotische Kirche steht. Gemeindehaus, Pfarrhaus, Schule, Kaufhaus, Gasthaus und Bäckerei rahmen den Platz ein. Erklimmt man einen der Gipfel der Wolgahöhen, so wird einem staunend der Gegensatz klar zwischen der öden Grabesfrieden atmenden Steppe draußen und dem Oasenstädtchen, das deutscher Bienenfleiß und herrnhutische Frömmigkeit hierhergezaubert haben mit ihrer Kirche, ihren weißen Häuserzeilen, ihren qualmenden Fabrikschornsteinen. — Im Norden aber winken die Zwiebelkuppeln der orthodoxen Russenkirchen der Handelsstadt Zarizyn, im Osten glänzt der Spiegel der Wolga zwischen waldigen Sumpfinseln hervor, über allem aber wölbt sich der blaue, wolkenlose, lichtdurchflutete Steppenhimmel.

IV. Bilder aus Mitteleuropa.

Einleitung.

„Zwischen den Alpen und der Nord- und der Ostsee, zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Schwarzen Meere liegt ein Teil Europas, dem Alpen, Karpaten und Balkan, weite Tiefländer, Flüsse wie Rhein und Donau eine Ähnlichkeit der großen Formen des Bodens verleihen, ein Land, dessen Klima übereinstimmend geartet ist, und dessen Pflanzenwuchs fast von dem einen bis zum anderen Ende denselben Teppich von Wäldern, Wiesen, Heiden, Mooren und Matten ausbreitet. Das ist Mitteleuropa im weitesten Sinne.

Gehen wir von hier nach Süden, so kommen wir in Länder der mittelmeerischen Region, die in jeder Hinsicht anders geartet sind. Im Norden und Westen haben wir das Meer zur Grenze. Nur im Osten ist der Gegensatz zum östlichen Europa nicht so scharf ausgeprägt, und gerade darin haben wir sofort eine der wichtigsten Eigenschaften Mitteleuropas: weniger scharf im Osten als auf allen anderen Seiten begrenzt zu sein."

In diesem Streifen liegt Deutschland mitteninne. Seinen mannigfaltigen Landschaften werden die Geographischen Charakterbilder in einem besonderen (III.) Bande gerecht: denn es ist unser Vaterland! Und der Mann, der als Patriot und Geograph sein berühmtes Büchlein „Deutschland" verfaßte, Friedrich Ratzel, schrieb in einer Vorbemerkung dazu das schöne Geleitswort: Eine Vertrautheit wie die des Kindes mit seinem Vaterhause muß das Ziel der Heimatkunde sein. Vor allem soll der Deutsche wissen, was er an seinem Lande hat.

Südöstlich vom Deutschen Reiche liegt als ein Übergangsland nach dem mittelmeerischen und dem kontinentalen östlichen Europa die österreichisch-ungarische Monarchie, deren Lebensader die Donau ist — südwestlich aber Frankreich als ein Übergangsland zum atlantischen Westeuropa und auch zum Mittelmeergebiete.

Zwischen beiden aber liegt das breite Grenzgebiet der Alpen mit dem Kernlande der Schweiz. Das Deutsche Reich — Österreich-Ungarn — Frankreich lehnen sich an dieses gewaltige Hochgebirge an und empfangen einen guten Teil ihrer Lebensadern aus diesem Quellenhorte. Wir geben im folgenden zuerst einige Charakterbilder aus dem südöstlichen Flügel Mitteleuropas, den Donauländern, sodann aus dem südwestlichen, aus Frankreich, endlich aus dem Grenzgebiete, den Alpenländern.

A. Donauländer.

1. Böhmen und seine deutschen Randgebirge. — 2. Prag und die tschechische Mitte. — 3. In polnischen Dörfern. — 4. Ruthenische Walddörfer. — 5. In den Pußten. — 6. Die Deutschen im Banat. — 7. Die Siebenbürger Sachsen einst und jetzt. — 8. Das Leben der sächsischen Bauern in Siebenbürgen. — 9. Nach Rumänien.

1. Böhmen und seine deutschen Randgebirge.*)

Böhmen ist mit einem Gebirgswall ringsum eingefaßt und tritt dadurch im Kartenbilde Europas seit alters deutlich als ein Ländereinzelwesen hervor. Der alte Geograph Sebastian Münster zeichnete Europa in seiner Cosmographey als eine königliche Jungfrau — und Böhmen als Kranz unter ihrer Brust. Die Wasseradern des böhmischen Kernlandes bezeichnen deutlich das Absinken des Stufenlandes gegen Leitmeritz zu: ihre gesammelte Wasserkraft durchbricht dann den Gebirgswall in nördlicher Richtung im Elblaufe. Wo die Gewässer in ihrer waldschattigen Bergheimat rasch und jugendkräftig rauschen, wo sie als Strom vereinigt breit dahin fließen und des Landes Erzeugnisse über die Grenzwälle hinaustragen können, dort hat sich der gewerb- und handeltreibende Deutsche niedergelassen; das Hügel- und Flachland im Innern erkor sich der ackerbauende Slawe zum Wohnsitz. Die eigentümliche Bodenform Böhmens bedingte also auch eine Auslese unter seinen Bewohnern.

Uralte Gneise, Glimmer- und Urtonschiefer, vermengt mit Granitmassen bauen die südliche größere Hälfte des Landes und die beiden Grenzgebirge auf, die von NW. und NO. her aufeinander zulaufen. An diesem uralten Kern stauten sich die jungen Falten der Alpen ebenso auf wie am Schwarzwald-Wasgaumassiv und dem des mittleren Frankreichs. Durch Senkungen entstand ein Meeresbecken, das von der Moldau bei Prag bis an den Böhmerwald und das Teplergebirge reichte und sich mit cambrisch-silurischen Schiefern, Grauwacken und Kalksteinen füllte, in denen uns Spuren der ältesten Lebewesen der Erde aufbewahrt blieben. Danach muß Böhmen lange Zeit Festland geblieben sein: dann aber wucherten in der Gegend von Schlan-Rakonitz, Pilsen, Raudnitz usw. die üppigen Sumpfwälder der Steinkohlenzeit empor, die unter den roten Sandsteinen und Tonen bis auf unsere Tage die in ihnen aufgespeicherte Sonnenkraft uralter Zeiten bewahrten. Dann wurde der Norden Böhmens vom Kreidemeer bedeckt, das gewaltige Schichten von Kalken, Plänern und Quadersandsteinen absetzte, von denen die berühmten Säulen der böhmischen Schweiz und der Adersbach-Wekelsdorfer Felsen zeugen. Danach kam es in flachen Seebecken längs des Erzgebirges zur Bildung von Braunkohlenfeldern; und, während das Erzgebirge im südlichen Teile immer tiefer einsank, quollen gleichsam als Gegengewichte die Basalt- und Phonolithkuppen des sogenannten Mittel-

*) Zum Teil nach dem Werke: Die österreichisch-ungarische Monarchie. Bd. XIII.

gebirges und des Duppauer Stockes empor und wurden bis zu Höhen von fast 900 m hinaufgetrieben. Seit dieser Sturm- und Drangzeit hat Böhmen keine größeren Wandlungen erfahren. Wind und Regen und fließendes Wasser übten ihre zerstörende Kleinarbeit während der Eiszeit, wo Grassteppen den Boden deckten, auf denen Mammute weideten. Dieselben Faktoren arbeiten noch heute am Relief des Landes, langsam und unauffällig. Der Mensch hat den Boden unter den Pflug genommen in den sanft gewellten Ebenen: über weite Fruchtfelder schweift der Blick, haftet an einem der zerstreuten baumumringten Dörfer oder Herrensitze, an einem Gehöfte oder den Schloten einer Zuckerfabrik, gleitet den glitzernden Schienenwegen entlang, die von Prag aus nach allen Richtungen das Land durchschneiden, oder folgt den buscherfüllten Flußtälern bis zu den waldblauen Kämmen der deutschen Randgebirge — das ist etwa das heutige Bild Böhmens vom Gipfel des Ladwiberges bei Prag (356 m) oder des sagenberühmten Wallfahrtsberges Řip bei Raudnitz, von dem aus Čech, der Ahnherr des tschechischen Volkes, das Land in Besitz genommen haben soll.

Auch in den Einzelzügen des wirtschaftlichen Lebens, welches sich auf diesem Boden heute abspielt, erkennt man die Abhängigkeit von dem geologischen und geographischen Bau des Landes.

Der Absturz der großen, im wesentlichen aus kristallinischen Schiefern aufgebauten Scholle des Erzgebirges nach Süden und der dadurch entstandene hohe Kamm (im Keilberge 1244 m) bilden im Nordwesten den Grenzwall. Jäh stürzen sich in raschem Gefälle die Gewässer in das tiefer gelegene Vorland, hier und da zu nutzbringender, industrieller Arbeit in Talsperren gestaut. In diesen kurzen Tälern liegen malerisch eingeklemmt alte Bergstädtchen wie Graupen, Joachimstal, mit den alten Fachwerkbauten der Fundgrübner des Spätmittelalters: denn die Adern von Silber, Nickel, Kobalt, Uran, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei sind fast völlig abgebaut; die Bewohner haben sich anderen Beschäftigungen zuwenden müssen; meist bodenfremden Industrien wie Tabak-, Handschuh-, Knopffabrikation oder Spitzenklöppeln und Weißnähen u. a. m. Auch auf den Hochflächen des Kammes liegen solche alte Bergstädte, hier weitläufig um einen viereckigen Marktplatz angelegt, der heute verödet ist, wie z. B. in dem Flecken Platz. Nur wo Industrien der Bevölkerung aufhalfen, herrscht in diesen hochgelegenen Städten (Gottesgab 1028 m!) reges Leben. Vom alten Bergbau zeugen die gewaltigen Halden tauben Gesteins, alte Stollenlöcher, eingestürzte Werke, Bingen genannt.

Die spärlichen Dörfer liegen traurig grau in dem Schindel- und Holzkleide ihrer verstreuten Häuser inmitten weiter Moorheiden oder grüner Hänge, die vom Vieh abgeweidet werden; der Feldbau ist spärlich und mühselig. Nur die gegen Süden in den Tälern hinabstreichenden Siedelungen bieten ein freundlicheres Bild wegen ihrer wärmeren Lage.

Der Paßverkehr über die Kammhöhe führte zur Anlage zahlreicher Burgen, deren Ruinen auf Felspfeilern des Südhanges liegen: Riesen- und Geiersburg, Hassenstein u. a. Der Wald- und Wildreichtum ließ fürstliche Jagd- und Lustschlösser auf den Waldschultern des Südgehänges erstehen, die fensterreich in die Vorebene hinausblicken: so Eisenberg, Rotenhaus u. a. Mönche legten Klöster an, am berühmtesten ist das Cisterzienserstift Ossegg, das mit seinen herrlichen Gärten und Fischteichen, mit seinen gotischen und Barockbauten am Fuße des Gebirges liegt, 1199 gegründet.

Das fruchtbare Egerland ist der jüngste Teil des süderzgebirgischen Senkungsfeldes und verrät diese Natur noch durch zahlreiche Kohlensäurequellen, die im Gegensatze zu den „süßen Brunnen“ Säuerlinge genannt werden. Der Kammerbühl bei der alten Reichsstadt Eger, der Eisenbühl bei Boden sind Aschenvulkane, die in sehr spätgeologischer Zeit noch tätig waren: Schlacken, Lapilli und Lava auswarfen. Mineralmoore gaben die Veranlassung zur Gründung der Bäderstadt Franzensbad als Zweig von Eger. Die reichen Bauern des Egerlandes haben zum Teil noch ihre alte Art, Sitte und Tracht bewahrt.

Die Braunkohlen des Senkungsfeldes werden in zahlreichen Schächten bei Falkenau, Brüx, Dux und Aussig abgebaut und dienen sowohl der Industrie als dem Hausbedarf bis weit ins Reich hinein. Die Vorräte sammeln sich in Aussig an und werden auf den zahlreichen Eisenbahnen und auf den Zillen verfrachtet. Tetschen, Bodenbach und Aussig sind große Elbhäfen, Umschlagsplätze des Landverkehrs in den Wasserverkehr. Denn alle Landesprodukte: die Zuckerrüben und der Zucker aus den Lößgebieten des tschechischen Innern, der Hopfen aus der Gegend von Saaz wie aus dem Grün- und Rothopfenlande hinter Leitmeritz, das Obst oder die Trauben des Elbtals im Mittelgebirge fließen ebenso hier zusammen wie die Kohlen. Die Werftplätze mit den Lagern von Kieferstöcken, die die Spanten der Zillen hergeben, haben immer zu tun; denn zumeist wird nicht bloß die Fracht, sondern auch der Kahn im Deutschen Reiche verkauft, wenn er seine erste Talfahrt beendet hat. Als Lastkahn fährt er dann noch lange Zeit auf der Havel und Spree und ihren Kanälen.

Zur Zeit der Baumblüte ist das Elbtal von Aussig bis hinauf nach Lobositz ein wundervoller Frühlingsgarten. Die Nachtigallen schlagen noch in den engen Seitentälern mit ihren Quellen und Büschen — und die vulkanischen, sanft geschwungenen Bergdome und ihre steilen Abstürze zur Elbe erinnerten Ludwig Richter an die Schönheiten des Albanergebirges. Rechts der Elbe sind bei Steinschönau Berg und Tal mit Häusern und Hütten bedeckt — hier wohnt eine zahlreiche Industriebevölkerung, die großenteils in den Glashütten ihr Brot findet, die aber auch in den Häusern Glas schleift und zum Antrieb die hübschen kleinen Wiesenwässer benutzt, auch die „Rumburger“ Leinewand zu Kragen näht. Die

Webindustrie erreicht in der Warnsdorfer, Reichenberger Gegend ihren Höhepunkt bis nach Trautenau; am Südabhange des Jeschken-, Iser- und Riesengebirges überhaupt: sie ist emporgewachsen aus dem Flachsbau dieser Gegenden.

Das Böhmerwaldgebirge besteht aus mehreren parallel zueinander streichenden Kämmen — waldblaue Gebirgsfalten und -buckel — zum Teil mit urwaldartigen Beständen wie am Kubany, mit Wiesen- und Weidewirtschaft, mit Mooren, aus denen schwarze Flüsse hervorquellen, mit tief versenkten Seen und steilen Felsklippen aus Granit, mit Blockhäusern und steinbeschwerten Schindeldächern. Darin wohnt der Waldbauer auf seinem Eigen, oft einsam und sich selbst genug, sein eigner Schmied, Zimmermann, Köhler, Fuhrmann usw. Jetzt ist schon die Holzindustrie in die waldreichen Täler vorgedrungen: Holzstoffabriken nutzen Wälder und Wasserkraft aus — Holzschnitzerei, Wagnerei, Faßbinderei gesellen sich dazu und werden in gewerblichen Schulen gelehrt — und mit der Korbflechterei, der Spitzenklöppelei, Handschuhnäherei hat man auch schon Versuche gemacht, so daß auch dieses Waldgebirge zu einem Industriegebirge zu werden verspricht, wie das Erzgebirge z. B. Glashütten hat der Böhmerwald schon lange; denn überall gibt es reiche Quarzgänge.

Der südliche Landrücken bildet die Wasserscheide zum Donaugebiete, speziell zum Marchsystem, er ist auf weite Strecken hin sehr niedrig, am niedrigsten vor den Sudeten (185 m), wo die Hauptstraßen nach Mähren und Wien führen.

Während man in den hochkultivierten Ländern oft lange und vergebens sucht, um einmal etwas Eigenartiges, Naturwüchsiges, von der alles zersetzenden „Aufklärung“ noch nicht Aufgelöstes anzuschauen, braucht man in Böhmen nur zuzugreifen, um altertümliche Gebräuche, merkwürdige Sagen, lebendige Volkspoesie bei Tschechen und Deutschen kennen zu lernen. Aus dem reichen Schatze sei hier nur ein Beispiel mitgeteilt.

Im Taborer Kreise liegt ein Berg Blanik, aus dem rieselt eine Quelle hervor mit grünlichem Wasser und weißem Schaume. In alten Zeiten, wo ein sehr mächtiger Feind das Tschechenvolk bedrängte und endlich unterjochte, hatten sich aus der letzten unglücklichen Schlacht noch einige Tausend Eingeborene gerettet und, vom Feinde hart verfolgt, im Innern jenes sonderbaren Berges, der sich plötzlich der Reiterschar geöffnet, Schutz und Zuflucht gefunden. Daselbst schlafen sie nun schon viele hundert Jahre samt ihren Pferden, sterben aber nicht, sondern werden wieder hervorkommen, wenn die Zeit erfüllt ist und Böhmen wieder in der größten Bedrängnis sein wird; dann aber werden sie siegen. Zuweilen heben sie die Köpfe empor und fragen, ob es nicht Zeit sei? Dann spitzen die Pferde die Ohren, aber alsbald fällt auch alles wieder in Schlaf. Wer an dem rechten Tage und zur rechten Stunde an den Blanik kommt, dem ist der Anblick der Reiter verstattet.

Am St. Gregoriustage (dem 12. März) halten die Knaben aus

der Umgegend noch alle Jahre einen kriegerischen Umzug um den Blanik, indem sie die Sage dramatisch darstellen. Ein Anführer wird gewählt, der läßt Halt machen und fragt, ob es noch nicht Zeit sei? Ein anderer ist der Sendbote, der wird fortgeschickt, um zu erkunden, wie es auf der Oberwelt stehe, und der erzählt darauf, was er weiß, bis der Anführer spricht: „Noch ist es nicht Zeit!“ und das kleine Heer sich auflöst.

Wen überrascht nicht die auffallende Ähnlichkeit dieser Sage mit der von unserem Friedrich Rotbart in dem Kyffhäuser? Das dichtende Volksgemüt offenbart sich unter allen Nationen nach denselben Gesetzen, und solche Sagen sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern bilden sich mit innerer Notwendigkeit aus dem natürlichen Leben des Landes, wie des Volkes und seiner Geschichte.

Der deutsche Wäldler aber pflegt seine alten Bräuche, mit besonderer Neigung stellt er die heilige Geschichte plastisch in Holz — oder noch besser dramatisch in der Kirche oder auf besonderen Volksbühnen dar: Wer hätte nicht schon von dem Höritzer Passionsspiel gehört? Und aus altheidnischer Zeit stammt die Sitte des „Sunawendtfeuers“ auf allen Höhen der Randgebirge. Da werden alte Wagenräder mit Stroh umwunden und mit Pech bestrichen, auf Stangen aufgesteckt und angezündet, während Buben ihre brennenden Besen schwingen und durch das große Bergfeuer springen. Schüsse krachen, Gelächter schallt, und all der Lärm bietet das Volk in den Tälern auf. So wahrt auch der Deutsche seine „völkische“ Art.

2. Prag*) und die tschechische Mitte.

Einen überraschenden und alle Erwartung übertreffenden Eindruck machte auf mich Böhmens Hauptstadt. Mit Prag möchten sich von den deutschen Städten wenige an Schönheit und Eigentümlichkeit der Lage messen können. Wenn man von dem Plateau des Weißen Berges her in das hochgelegene Burgviertel der Stadt, den Hradschin, vorschreitet auf den Vorsprung, der jäh zum Moldautale abfällt, und dann von dieser Bergstadt herab auf einmal tief unter sich eine noch viel größere Flußstadt erblickt, ein Meer von Häusern und Palästen, aus dessen Wogen eine zahllose Menge von Kirchen, Türmen und Kuppeln wie Schiffe mit ihren Masten hervorragen: so ist das fast ein morgenländisches Bild, großartig und prächtig. Zu den Füßen schlängelt sich die breite, stattliche Moldau, welche tief in die Hochfläche sich hineingegraben und malerische Hügelreihen an ihren Ufern gebildet hat. Dort erhebt sich der schroffe Ziskaberg, auf welchem die Hussiten 1420 ihren ersten Sieg erfochten, und weit im Hintergrunde der feste Wyschehrad, malerisch das Gemälde begrenzend. Wendet man sich um, so hat man die Ansicht des großen königlichen Schlosses, das die kaiser-

*) A. W. Grube, Skizzen böhmischer Kulturbilder.

liche Hofburg zu Wien noch an Größe übertrifft; daneben den prächtigen erzbischöflichen Palast, rechts aber die ehrwürdige gotische Kathedrale, den Dom von St. Veit mit seinem himmelanstrebenden Turme. Auf der entgegengesetzten Seite das reiche Prämonstratenserstift Strahow mit seiner schönen Kirche, und dahinter auf einem mit Wein- und Obstgärten begrenzten Hügel die freundliche Laurentii-Kapelle mit ihren zwei zierlichen Türmen; — eine Mannigfaltigkeit der An- und Aussicht, wie sie dem Auge selten zuteil wird. Steigt man sodann hinunter zwischen den hohen Häusern, die, auf schroffem Abhange erbaut, wie Festungswerke erscheinen, und stellt sich auf die 540 m lange und 17 m breite altertümliche steinerne Brücke, welche die Altstadt mit der Kleinseite verbindet, zwischen die 28 Heiligen und Apostel, die, aus Stein gehauen, auf den Brückenrändern Wache halten, in der Mitte bis vor kurzem das bronzene Standbild des heiligen Nepomuk, Schutzpatrons von Böhmen — so hat man wieder einen Anblick, wie man ihn weder auf der Dresdner, noch sonst einer Brücke finden kann: die Ansicht des Hradschin. Gegenüber der steinernen hängt eine zweite Brücke, kühn über dem breiten Moldauspiegel schwebend, und zu den alten Bauwerken den Gegensatz der Neuzeit bildend; es ist die eiserne Kettenbrücke, ein Denkmal der Baukunst unserer Tage. Neben ihr, in den Strom gelagert, lacht freundlich das baumbekränzte Eiland der Sophieninsel herüber, und weit hinter ihr, in blauer Ferne verschwimmend, erscheinen wieder die schroffen Ufer der Moldau. Man bekommt auf der alten Karlsbrücke zugleich den Eindruck altchristlicher Göttersage, mittelalterlicher Romantik und moderner Kunst. Überall ragt in die Stadt das Land, in die Gegenwart die Vergangenheit, in das weltliche das kirchliche, in das Kulturdas Naturleben hinein, und das macht eben Prag so merkwürdig, so eigentümlich. Es läßt sich kein vollerer Gegensatz denken, als zwischen einer Stadt wie Berlin und einer Stadt wie Prag. Berlin in einer durchaus flachen, einförmigen Sandebene an der unscheinbaren Spree; — Prag in einem wechselreichen Hügellande, zum Teil selbst auf Bergeshöhen erbaut, an den malerischen Ufern der Moldau; um Berlin die Natur des norddeutschen Tieflandes mit seinem Vertreter, der Kiefer — um Prag schon süddeutsche Natur, Wein- und Obstgärten; die Straßen von Berlin alle breit, regelmäßig, geradlinig — in Alt-Prag kaum zwei breite, gerade Straßen, alle anderen krumm und eckig; in Berlin fast alle Häuser modern, freundlich, aber einförmig und nüchtern — in Prag schauen aus dem modernen Leben noch viele rußige Häuser hervor, unregelmäßig, oft seltsam, mit gewölbten Vorbauten und Laubengängen, die Paläste aus ältester Zeit, jeder mit seiner Geschichte ein Vertreter grauer Vergangenheit; kein Haus dem anderen gleich, ein bunter Wechsel; — in Berlin alles fein, abgeschliffen, äußerst zierlich, vornehm — in Prag viel Schmutz, ein ganzes Judenviertel, überall böhmische Bauern, Juden und Pöbel, an allen Ecken und Enden

Fleisch- und Semmelbuden, Hökerweiber und dampfende „Würstel", viel mehr Volkstümliches. In Berlin sind Kirchen und Glocken eine Seltenheit, in Prag ist beides im Überfluß; Berlin die Residenz der Friedriche und Philosophen, Prag die Residenz der Erzbischöfe und einer reichverzweigten Kloster- und Weltgeistlichkeit. Mit dem für den Protestantismus in Österreich so verhängnisvollen Dreißigjährigen Kriege, der dem protestantischen Adel Böhmens Gut und Leben kostete, kamen die Jesuiten wieder zur Herrschaft. Um das Andenken an den tschechischen National-Reformator und Märtyrer Johann Huß, wenn nicht ganz auszurotten, doch unschädlich zu machen, erfanden sie die Geschichte vom Martyrium des heiligen Nepomuk, der sich weigerte, das Beichtgeheimnis der Königin an König Wenzel zu verraten und deshalb in die Moldau geworfen wurde. Gleichzeitige Geschichtschreiber und Chronisten wissen von dieser Beichtgeheimnisangelegenheit nichts; wohl aber mag es seine Richtigkeit haben, daß am 21. März 1393 ein Geistlicher auf Befehl König Wenzels in die Moldau geworfen wurde. Die Jesuiten verstanden es aber, aus dem Generalvikar Johann Pomuk, der es mit dem Erzbischof von Prag gegen den König hielt, einen später vom Papst heiliggesprochenen Märtyrer zu bilden, der dann mit fünf Sternen auf dem Haupt und einem Kreuz im Arme auf die Moldaubrücke als Nationalheiliger gestellt wurde und allmählich auch in den Nachbarländern als Brückengott prangte. Im Prager Dome hat der Heilige ein prachtvolles Denkmal aus gediegenem Silber erhalten. Der 16. Mai ist sein Ehrentag, an welchem zahllose Scharen der Gläubigen in Prag zusammenströmen.

Das Leben in dieser alten Stadt steht im Zeichen des Kampfes der beiden Nationalitäten Böhmens: der Deutschen, die den Vorteil altererbter Kultur einer großen Volksgemeinschaft auf ihrer Seite haben, und der Tschechen, ihrer Schüler, die das rührigste Glied der Slawenfamilie sind und den Vorteil des jugendlichen Emporstrebens und des Ehrgeizes, eine führende Stellung zu gewinnen, im Angriff auf ihre Lehrmeister ausnutzen. Seit jeher haben sich die beiden Volkselemente feindlich gegenübergestanden, bald in verhaltenem Hasse, bald in zischendem Kampfe. Das tschechische Volkselement schien endlich zu unterliegen, und siehe da! es lebte besonders seit 1867 wieder auf mit neuer frischer Kraft. Daß die Deutschen in Böhmen, obwohl die geringere Zahl, dennoch die Stärkeren geblieben sind, kann nicht wundernehmen, da sie die große westeuropäisch-germanische Kultur zur sicheren Grundlage hatten, wenn sie auch nicht die regierenden Herren gewesen wären. Daß aber die tschechischen Slawen, von ihrem Volksstamme abgerissen, ohne feste nationale und geistige Einheit mit einem größeren Ganzen doch ihr eigentliches Wesen bewahrt haben: dies beweist, daß sie von einem urkräftigen, derben Grundstoffe sind. In Literatur und Wissenschaft stehen die Böhmen jetzt an der Spitze der ganzen slawischen Nationalität; sie haben die europäische Kultur aufge-

nommen, ohne ihre Eigentümlichkeit daranzugeben; was die Gründlichkeit und Tiefe ihrer Bildung betrifft, könnte man sie die Germanen unter den Slawen nennen. Einige Züge mögen den Tschechen kennzeichnen.

Er hat nicht die kindliche Heiterkeit des Russen, noch die leichtfertige Lebenslust und das ritterliche Wesen der Polen: er ist trüber, verschlossener, weniger beweglich; bei ihm verschmilzt leicht die sittliche Leichtfertigkeit des Slawen und die gemessene Nachdenklichkeit des Deutschen zu einer gewissen Arglist, welche das Vertrauen des Deutschen zu ihm niederdrückt und sein Vertrauen zu dem Deutschen hindert. Ein Erbfehler des tschechischen Stammes ist ferner Rechthaberei und Zanksucht; auch legt man nicht mit Unrecht dem Volke Unbeständigkeit und Vergnügungssucht, geringe Besonnenheit im Unglück und Übermut im Glücke, wie auch große Rachsucht bei; die Geschichte liefert manches Lebensbild zu diesen Zügen. Die Deutschen in Böhmen zeichnen sich dagegen wieder durch größere Berufstreue und Ordnungsliebe, sowie durch größere Reinlichkeit aus.

Der Schulbesuch war von jeher am günstigsten in den deutschen Kreisen, der Einfluß, den die Bestrebungen der deutsch-feindlichen Tschechen in neuester Zeit auf die Schulen Böhmens geäußert haben, ist kein günstiger. Früher lebten Deutsche und Tschechen in Frieden nebeneinander; die deutschen Eltern ließen ihre Kinder böhmisch lernen, und die Tschechen brachten ihre Kinder in deutsche Familien. Gegenwärtig liegt die Sache so, daß die Heißsporne unter den Tschechen die Aufrichtung des Königreichs Böhmen, die Krönung des Kaisers mit der Wenzelskrone als ihr nächstes Ziel betrachten, an dessen Erreichung sich die ausschließliche Herrschaft des Tschechischen in Sprache, Beamtentum usw. anzureihen haben würde. Zwar rührt sich auch in den Deutschböhmen das von den wärmsten Sympathien des deutschen Mutterlandes begleitete Streben nach Erhaltung ihres Volkstums in energischer Weise; doch haben sie nicht zu hindern vermocht, daß das alte deutsche Prag, in welchem in den fünfziger Jahren 75000 Deutsche neben 50000 Tschechen wohnten, zum goldnen slawischen Praha geworden. Das Verhältnis der Tschechen zu den Deutschen ist heute 5 : 1 in der Stadt; das Mittelschulwesen ist vollständig tschechisiert. Das Deutsche hat als Amts- und Staatssprache seine Bedeutung verloren, man verlangte von jedem Beamten, selbst in rein deutschen Bezirken, die Kenntnis beider Landessprachen, wodurch der Deutsche, der die tschechische Weltsprache sich nicht zu eigen gemacht, von den meisten öffentlichen Ämtern ausgeschlossen wird. Die alte Landeshochschule ist längst in eine tschechische und deutsche zerschlagen. An der Sprachgrenze ist zu dem nationalen Gegensatze noch ein konfessioneller getreten; denn die Losung: Los von Rom! wurde von den Deutschen ausgegeben, weil sich das Tschechentum auf den katholischen Klerus stützte.

Obwohl hin und wieder eine Vermischung zwischen deutschem und slawischem Blut eingetreten ist, so hat sich doch die ganze von Tschechen bewohnte Mitte Böhmens in ihrer Eigentümlichkeit erhalten. Sie sind im Gegensatz zu den deutschen Langschädeln meist Rundköpfe (têtes carrées). Auch die meist dunklere Farbe des Haares, sowie die unter schärferem Winkel geschnittene, nach unten breitere Nase und der breitere Mund unterscheiden das tschechische Antlitz merklich von dem deutschen.

Die Hauptstadt des Deutschtums ist seither mehr und mehr Reichenberg am Jeschken geworden, schon ist der Zwiespalt soweit gediehen, daß eine Teilung Böhmens in ein Tschechovien mit Prag und ein Deutschböhmen mit Reichenberg als Hauptstadt vorgeschlagen wurde.

3. In polnischen Dörfern.*)

1863 hörten die Polen auf, eine Nation im politischen Sinne zu sein. Hinsichtlich ihrer idealen Güter: ihrer Sprache und Religion sind sie in Deutschland und Galizien am besten daran, in Rußland ist man auch hierin sehr gründlich gewesen und hat sogar in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Aufführung polnischer Dichtungen auf den Theatern verboten.

Der Pole ist von Natur durch Phantasie und Enthusiasmus, Anmut und Höflichkeit ausgezeichnet, es gesellen sich aber leichtfertige Genußsucht und Überhebung hinzu, die in dem Willen die Stetigkeit und Gründlichkeit, das Pflichtgefühl unterdrücken. Deshalb hat aller politische Heroismus bisher so wenig Früchte getragen. Das Polenvolk leidet an einer gesellschaftlichen Zweiteilung: der Herr, der Edelmann, achtet den Knecht, den Bauern, gering. In Augenblicken der Gefahr fehlt es an der Einigkeit. Diese Kluft zwischen den Ständen der Edelleute und der Kleinbauern hat sich überall der Jude zunutze gemacht, nicht um zu überbrücken, sondern von hüben und drüben Vorteil zu ziehen durch Schacher und Wucher.

Wenn wir uns einem polnischen Dorfe nähern, sehen wir in der weiten Ebene große Getreidefelder und Kartoffelbreiten. Doch vermissen wir die Sorgfalt der Bestellung. Noch liegen hie und da Felsblöcke auf dem Acker, es ragen auch hie und da Baumstümpfe daraus hervor, Inseln von Schlehengebüsch, wilden Apfel- und Birnbäumen liegen darin — und der Pflug ist zu mäanderartigen Windungen genötigt, weil er diese Hindernisse umgehen muß. Bis 1864 bestand z. B. in Russisch-Polen noch die Leibeigenschaft — die Folgen der Fronarbeit sind die Nachlässigkeit und Indolenz der Bevölkerung, die den Fron los ist und dem Wucherer verfällt. Doch

*) Nach Reclus: Nouv. Géogr. Univers. T. V. Paris 1881. Grenzboten II. Ausland 1883, Nr. 35—37 und J. J. Kraszewski.

zeigen sich überall Ansätze zu kräftiger Selbsthilfe und wirtschaftlichem Aufschwung.

Die Nahrung der Kleinbauern besteht in Schwarzbrot, Grütze, Kartoffeln, Obst — Eier, Butter und Fleisch sind selten auf ihrem Tisch. Denn obwohl in dem wald- und morastreichen Lande die Schweinezucht ziemlich hoch steht, kommt der Bauer doch selten zum Hausschlachten: er macht lieber zu Geld, was er an Vieh entbehren kann, wozu ihm durch die hereinziehenden deutschen und jüdischen Händler jede Woche günstige Gelegenheit geboten ist. Der Branntwein und der Kwaß müssen die Fleischkost ersetzen. Kwaß ist ein in jeder Bauernstube vorhandenes Getränk, das im wesentlichen aus Wasser und Schwarzbrot besteht und durch Holzäpfel oder -birnen zur Gärung gebracht ist.

Die Wiesen ums Dorf sind nicht entwässert: schilfbestandene Lachen und saure Rietgräser überall. Die Rinder, die darauf weiden, sehen auch nicht voll und glatt aus, und ihre Euter sind klein. Die Pferde sind klein und struppig, aber von außerordentlicher Leistungsfähigkeit; die Schafe liefern eine geringwertige Wolle zur Kleidung der Bauern.

Der Wald gehört dem Edelmann. Nach der Ostsee und nach dem Schwarzen Meere tragen die Flüsse zahlreiche Flöße, wenn ihm das Gold ausging. Der Bauer schnitzt sich fast alle Geräte aus Holz; die Häuser werden im Winter nur mit Holz geheizt. Waldbrände sind nichts Seltenes: und die Aufforstungen sind spärlich. So werden breite Flächen verwüstet.

Das Dorf gleicht einem Haufen alter grauer Strohfeimen. Die Blockhäuser mit Moos in den Glinsen stehen dicht beisammen. Die Gärtchen sind deshalb klein, aber voll von hochragenden Malven, Sonnenrosen und rotem Mohn. Eine roh gezimmerte Schranke oder ein niedriger Steinwall friedigt die Gehöfte ein.

Das Wohnhaus hat drei Räume zu ebener Erde: in der Mitte die Wohnstube, auf der einen Seite den Kuh- oder Schafstall, auf der anderen die Futterkammer, die zugleich die Hausflur und der Holzstall ist. Der Dachboden ist Speicher. In der Nähe des Wohnhauses stehen, aus unbehauenen Fichtenstämmen geschichtet, Scheune und Schweinestall.

Die Wohnstube enthält den mächtigen Ofen, der zugleich für Kinder und Gesinde die beliebteste Schlafstätte ist, einen Tisch und eine Wandbank, ein rohgezimmertes Bett, eine an der Decke aufgehängte Korbwiege — und ein mehr oder weniger künstlerisches Muttergottesbild, darunter das ewige Lämpchen. Das einzige Fenster ist nicht zu öffnen und erhellt die Stube nur wenig.

Der schnurrbärtige Bauer trägt einen langen weißwollenen Kittel, hohe Stiefel, in denen die strohumwundenen Füße stecken, eine große Schafpelzmütze und grobe Leinwandhosen. Die ärmliche Frau, deren Augen größere geistige Regsamkeit verraten als die ihres Gemahls, begnügt sich mit einem Linnenhemd, einem weißen Rocke

und einer Doppelschürze für Leib und Rücken, deren Bänder sich auf der Brust kreuzen und auf dem Rücken gebunden werden.

Nur in wenigen Dörfern fällt die Kirche als hervorragender Bau auf. Sie ist meist auch nur eine große Bretterbude, vor der das Glockengerüst steht. Doch ist sie für das Landvolk wichtig, weil hier aus dem Munde des Geistlichen oft die einzige geistige Anregung ausgeht. Denn Schulen in unserem Sinne fehlen noch vielfach in den Dörfern. In Russisch-Polen steht vielfach neben dem römischen Bethaus eine weißgetünchte Kuppelkirche; denn das griechische Bekenntnis soll eingeführt werden. Besser und nötiger wäre das Geld für Landschulen angewendet.

Neben der Kirche fällt das „Amt", der Herrschaftshof auf — oft ein prächtiger Bau inmitten von Parkanlagen abseits vom Dorfe. Italienische Pappeln bezeichnen die Einfahrt. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat den Edelhof auch aus seiner früheren Bedeutung fürs Gemeindeleben herausgerückt, so daß der Edelmann nicht bloß in der Erinnerung an die Zeit schwelgen kann, wo er auf Landtagen unter Prügeleien Könige machte, sondern auch auf die Zeit als eine vergangene sehnsüchtig zurückblicken darf, wo der Bauer fünfzig Schritt vor ihm oder besser seiner Fuchtel die Mütze lüftete und den Rücken bis zur Erde krümmte, wo die Bäuerin beim Gruß seine Knie umfaßte und küßte, wo die Kinder der Bauern seine Knechte und Mägde waren, wo Braut und Bräutigam seine Einwilligung zur Eheschließung und seine Gnade zur Verleihung einer Bauernwirtschaft brauchten, wo der veredelte Obstbaum nur im Garten des gnädigen Herrn zu finden sein durfte, wo man dem fleißigen Bauern, der in seiner Wirtschaft etwas vor sich brachte, entweder das Ersparte einfach wegnahm oder ihm das Feld verkürzte, wo der Leibeigene genötigt war, den Ertrag einer glücklichen Viehzucht im Walde den Augen des gestrengen Herrn zu entziehen, wo der Erlös aus dem heimlich zum Wochenmarkte gebrachten Vieh vor der räuberischen Hand des Herrn nicht sicher war, wo man mit der Knute die schwer und ehrlich verdienten Groschen dem Bauer abhenkerte.

Die veränderte Stellung prägt sich auch in den Herrschaftssitzen aus: Eine überdachte Holzveranda dient zum Empfang der Gäste. In weitläufig gebautem Viereck liegen die baufälligen Ställe und Scheunen. Der Edelmann ist selten daheim, meist vergnügt er sich in den großen Städten, besonders zur Winterzeit.

Das Wohnhaus, der sogenannte „Palast", ist in der Regel nur eine vergrößerte Ausgabe des Bauernhauses; höchstens der Kalkanstrich würde ein Vorzug sein. Die innere Einrichtung berücksichtigt das nach polnischen Begriffen Standesgemäße, indem ihr eine Küche und ein sogenannter Speisesaal nicht fehlen. Diese Räume, sowie die Zimmer des Herrn und der gnädigen Frau sind gedielt; zuweilen zeigen die Wände Kalkbewurf, während Muster und Tapeten selten zu finden sind. Gardinen und Bilder fehlen sehr oft; die

Möbel sind meist die rohen Produkte axtgeübter Bauern und mit schwarzer Ölfarbe angestrichen. Sekretäre, Kommoden, Spiegel und Sofa vermißt man häufig; Stühle, Tische, plumpe Schränke, einige große Holzkasten, welche den Dienst eines Kleiderspindes verrichten, bilden den unentbehrlichen Hausrat. Die Kammern fehlen dem Palast meistens; man schläft in den Stuben, während man den Gästen auf einer Streu im Speisesaale ihr Lager anweist. Die Anlage des Edelhofes ist ungemein weitläufig, vielleicht verursacht durch die berechtigte Furcht vor Brandstiftung. In der Nähe des Palastes befinden sich die Schweineställe, die man wohl mehr in ihrer dauerhaften Bauart, als ihrer Insassen wegen, deren Fleisch man verschmäht, gewürdigt hat, in der Nähe des Palastes zu stehen. Die Schweinezucht ist der am schwunghaftesten betriebene Teil der Landwirtschaft auf dem Edelhofe. Alle übrigen Wirtschaftsgebäude, wie der Naturalienspeicher, die Branntweinbrennerei machen den Eindruck der Ärmlichkeit und Vernachlässigung. Der Edelmann ist ein Freund des Sports; besonderer Beliebtheit haben sich die Fuchshetzen zu erfreuen: es fehlt darum selten auf dem Hofe ein Fuchsstall.

Die Kirche fehlt oft, der Edelhof ist heruntergekommen, aber der „Krug“ fehlt n i e — er ist das Herz der Landgemeinde. Hier versammelt sich der Gemeinderat, hier werden alle Hochzeiten gefeiert, hier vertrinkt man seinen Kummer, hier zankt und schlägt und einigt man sich. Der Jude ist der Krugwirt. Er hat eine zahlreiche Familie — und Ziegen, Gänse, Hühner. Ein weißer Schornstein überragt das verfallene Dach. Die größeren Fenster mit Läden, die Türen mit eisernen Klinken unterscheiden äußerlich den Krug vom Bauernhause.

In der Schankstube steht das große jüdische Bett, der Schenktisch und der Schenkschrank; der große Ofen, ein Eimer mit Wasser zur freien Verfügung für den armen Wanderer. Ein nicht zu bezeichnender Geruch, viel Schmutz, viel Lärm dazu! In der Nachbarstube hängt eine geschlachtete Ziege oder ein Hammel, darunter liegt ein Haufen Kartoffeln, in der Ecke sieht man die zehn Gebote, dazu wieder das hochgetürmte Bett, Tisch und Bank. Hier ist die Luft noch dicker, die Menschen sind noch zahlreicher und sitzen gedrängt zusammen — trinken und reißen Witze, und lustig klingt das Volkslied vom toten Matthias durch den schwülen Dunst:

Matthias ist gestorben und steht nicht wieder auf:
Gott sei der Seele gnädig! Verzeih ihm seine Sünde!
Tüchtig war Matthias und leerte manches Glas.
Der Schenkwirt läuft von dannen, dieweil er nicht mehr zecht.
Laßt uns Beileid leisten, Brüder in der Schenke,
Flaschenhälse brechen, weil er ist gestorben,
Aber sucht in seinen Taschen, ob er Kleingeld hinterließ,
Um zu zahlen unsre Zeche . . .

(Nach Anton Schmitt, Dresdner Anz. 1902, Nr. 255.)

4. Ruthenische Walddörfer.*)

In den Karpaten, am Fuße der Stry-Gipfel, zog schon unsere Gesellschaft dahin, eine lange schwarze Linie auf grüner Alpenweide, und wir eilten hinab. Stundenlang ging es jetzt auf offenen Gebirgsrücken hin, von denen zu beiden Seiten die Waldtäler abfielen, und eine prachtvolle Fernsicht nach der anderen tat sich auf. Dennoch machte sich nach und nach die große Einförmigkeit des Gebirges geltend. Die Bergzüge sind fast ganz gleich gebildet, fast ganz gleich belaubt und begrast. Die Buche allein herrscht in diesen unabsehbaren Waldungen; nur stellenweise bieten Eichen, Ahorn, Eschen und Birken einige Abwechslung. Unsere Wegkundigen hatten einen Rückweg vorgeschlagen, der weniger steil und beschwerlich war als unser Anstieg in der Nacht. Dafür zog er aber pfadlos durch Wälder ohne Ende, und es konnte nicht fehlen, daß wir uns verirrten. Wer nicht tagtäglich in diesem Gebirge lebt, den muß die ungemeine Ähnlichkeit der Berggehänge und Talwindungen täuschen. Es fiel mir auch die große Armut an Gevögel auf. Kein Drosselflöten, kein lustiger Finkenschlag schallte durch den öden Wald; das Hacken der Spechte, das Gepiep der kleinen Meisen war das einzige, was den langen Tag sich hören ließ. Meine Bemerkung wurde von den Landeskundigen bestätigt; diese Wälder sind sanglos, diese Lüfte werden nur von Falken und Adlern durchschifft. Die Ursache solchen Mangels habe ich nicht ergründen können. Der Auerhahn aber kommt vor; die Ruthenen nennen ihn den wilden Pfau, und die Madjaren den tauben Hahn; beides ist bezeichnend.

Wenn wir abstiegen, um eine Weile zu gehen, so sprangen die Pferdchen frei und ungeleitet gleichwie Katzen um uns her. Lagerten wir, so umstanden sie uns und streckten ihre Köpfe mit dem warmen Atem dazwischen. Niemals machte eines den Versuch zu entlaufen. Öfter aber wandte ich die Blicke wieder auf unsere ruthenischen Begleiter. Sie hatten etwas bärenhaft Plumpes in ihrem Wesen, und doch für das, was sie verstanden, erschienen sie ungemein flink. Niemals legten sie den groben ledernen Schnappsack, die Torba, niemals, trotz der Hitze, den langzottigen Umhang, die Schuba, ab. Sie redeten wenig untereinander; ihre Gesichtszüge behielten den stumpfen und verschlossenen Ausdruck. Dagegen standen sie, obwohl nur gemeine Hirten, wie die besten Hoflakaien stets auf der Lauer, um mit unterwürfiger Geschicklichkeit herbeizuspringen, wo einem von uns etwas am Sattel fehlte, oder das Pferd einer Dame Leitung nötig hatte. Wiederholt betrachtete ich verstohlen den sonderbaren Ausdruck ihrer Blicke, welchen sie mit den Russen teilen. Man hat diese Augen mit gefrorenem Wasser verglichen, und Fallmerayer meinte, der Name Sarmat komme von

*) Nach Franz v. Löher. Vergl. auch Anton Schmitt. Dresdner Anzeiger 1902, Nr. 255.

Sauromat her, was im Griechischen Leute mit Eidechsaugen bezeichnen sollte. In der Tat behält das Auge der Ruthenen fortwährend etwas Mattes, Unklares, Unbewegliches, selbst wenn man sie fragt oder heftiger anredet. Man weiß nicht, was sich darin spiegelt, bis plötzlich ein heller stechender Blick hervorschießt, der sich gleich wieder verhüllt. Bei den Russen ist diese stechende, fliegende Helligkeit des Blickes noch schärfer. An Chinesen aus dem niederen Volke habe ich Ähnliches bemerkt und möchte wohl wissen, ob dieses russische Auge noch ein kleiner Rest mongolischer Verwandtschaft ist.

In den unteren Waldungen stießen wir auf Dörfer. Sie halten sich gleichsam im tiefen Walde verborgen. Früher muß das Gebirge noch mehr besiedelt gewesen sein. Jüngerer Baumschlag und Reste von regelmäßigen Furchen deuten auf verlassene Ackerfelder. Hört in dieser üppigen Waldung Pflug und Hacke zu arbeiten auf, gleich schießt Gestrüpp auf, aus welchem sich alsbald die Bäume emporheben. Bei Mongolen- und Türkennot, oder in den vielen fürchterlichen Bürgerkriegen, die das Land zerfleischten und verheerten, flüchteten auch Madjaren aus der Ebene in die Berge, und wahrscheinlich trieb sie die Hungersnot in die Ebene zurück. Die ganze ungarische Geschichte ist gar oft eine Notgeschichte gewesen.

In den ruthenischen Walddörfern bleibt der Hunger täglicher Gast. Es ist unglaublich, mit welch geringer und elender Kost die armen Leute ihr Leben fristen, besonders in der langen, strengen Fastenzeit. Trockener Haferkuchen und Haferbrei bilden den ganzen Tag, die ganze Woche, das ganze Jahr die Hauptnahrung, das Fleisch dazu Kraut, Rüben, Bohnen mit ein wenig Leinöl. Glücklich wird die Familie gepriesen, die ein Schwein kaufen und ernähren kann; allein Schinken und Wurst bleiben ihr unbekannte Dinge — das Schwein wird verkauft, um bares Geld für Steuern, Salz, Schnürsohlen und Kleidung zu gewinnen. Die paar Stücke schwächlichen Rindviehs, die man in den Dörfern antrifft, gehören gar häufig dem Juden oder einem anderen Gläubiger. Das Liebste, was der Ruthene tut, ist das Weiden eigener Schafe: Käse und Wolle davon muß er zwar verkaufen, aber er behält doch wenigstens die Schafmolke. Weil der arme Mensch aber weder Winterfutter noch Ställe hat, so muß er im Spätherbst seine Schafe verkaufen, und in jedem Frühling in Hast und Not etwas Geld zusammenraffen, um wieder ein paar Stücke von den galizischen Händlern zu erwerben. Äcker und Gärten sind schlecht bestellt, das Ackergerät ist elend, und die Lust zur Arbeit verfliegt in wenigen Stunden.

Man brauchte im Vorüberreiten nur einen Blick in Hof und Garten zu werfen, um die ärmliche Wirtschaft sogleich zu erkennen. Die Ruthenen leben in Not und Schulden von einem Jahr ins andere. Der beste Teil ihres Verdienstes geht beständig in Zinsen auf, welche sie den jüdischen Unterhändlern entrichten. In Hukliva, einem Dörfchen an der Munkács-Stryer Eisenbahn, wohnten 84 Menschen,

darunter 41 Juden, und die Gegend ist unfruchtbar. „Aber wie könnt ihr denn alle hier leben?“ wurde ein Jude gefragt. „Schauens, gnädiger Herr,“ war die lachende Antwort, „wir sind 41 Juden und 43 Christen; wir 41 leben von die 43“. Wahrscheinlich wären ohne den Verstand und Fleiß der Juden die übrigen noch übler daran; sie hätten noch weniger Bedürfnisse und würden noch weniger arbeiten. Der geistige Führer der armen Ruthenen ist der griechisch-katholische Klerus, der sich mehr und mehr regt und die Kinder seines Volkes und seiner Kirche dem Juden wie dem polnischen Schlachzizen gegenüber vertritt.

Durch alle Verhältnisse des Kronlandes Galizien geht eine Zweiteilung. Es zerfällt hydrographisch in zwei Teile; von seinem Flachlande weist der südliche Teil zur Ostsee, der östliche größtenteils zum Schwarzen Meere hin; zwei Hauptstädte hat das Land, und es ist auch ethnographisch in zwei scharf gesonderte Teile geschieden. West-Galizien ist das Land der Polen, Ost-Galizien das Land der Ruthenen. Die Polen sind die Eroberer, die Ruthenen sind die Unterworfenen. Die Polen sind römisch-katholisch, die Ruthenen sind griechisch-katholisch. Das Polentum ist im Vordringen nach Osten zu begriffen, es hat bereits Kolonien in dem ruthenischen Ost-Galizien gebildet und stellt einen großen Teil der städtischen Bevölkerung in diesem Teile des Landes. Die Polen bilden jetzt die Majorität der Bevölkerung. Im Gebirge reichen die Ruthenen weiter nach Westen hin; es ist, als ob sie in den Bergen ihre Nationalität zäher zu bewahren vermöchten. Im hohen Gebirge reicht das Ruthenentum 100 km, in den niedrigeren Vorbergen noch immer 30 km weiter nach Westen, als in der Ebene. Und es ist auch der Ruthene in den Bergen ein anderer, als der Ruthene in der Niederung. In den Bergen wohnt der Bojko, ein vorzüglicher Viehhirt, der es an Arbeitsamkeit nicht fehlen läßt und der auch das ungünstigste Grundstück auszunützen weiß. In den Bergen wohnen auch die Huzulen, schöne Menschen, die Frauen sogar oft von ganz ungewöhnlicher Schönheit. Sie tragen einen südländischen Typus, sind von hoher und schlanker Statur, gebräunt und schwarzhaarig, und die Adlernase und die tiefen, schwarzen Augen geben dem Huzulen einen interessanten Zug. So die Berg-Ruthenen, kräftige, energische, arbeitsame Menschen. Aber die Ruthenen in der Niederung haben einen wesentlich anderen Charakter.

Sie sind ein langsames und melancholisches Volk, dessen stärkste Züge die Geduld, die Passivität, der Hang zum Alten und Überlieferten bilden. Auf dürftigem Boden schleppen sie ihr Leben ohne Klage hin, und eben ihre Bedürfnislosigkeit ist einer der tiefsten Gründe, weshalb Galiziens Bodenkultur sich nicht weiter entwickeln kann. Wenn man ihre Dörfer von weitem sieht, wie die stattlichen hölzernen Gebäude mit hohen Schindeldächern, Wirtschaft an Wirtschaft zusammengedrängt, sich die Täler entlang breiten, so ist der erste Eindruck oft ein freundlicher; aber sobald man das

Dorf näher in Augenschein nimmt, erfährt man die herbste Enttäuschung. Es herrscht die größte Dürftigkeit, die Nahrung ist mangelhaft, die Bewohner sind langsam und schwerfällig. Und es gibt genug ruthenische Dörfer, deren Elend gleich beim ersten Blicke aus allen Fenstern spricht, Dörfer, die sich gleichsam an die Erde zu ducken scheinen, ols ob sie vor dem Leben, vor der Existenz selbst sich fürchteten.

Malerisch aber sind die ruthenischen Walddörfer, wie sie sich da bergen in Tieftal und Laubfülle. Der homerische Schmutz — auf Bildern riecht er nicht. Die Häuser klettern die Abhänge auf und ab, und die beste Straße schien jedesmal das Bett des Waldbaches zu sein, den man reichlich mit Steinen durchlegt hatte. Da es Sonntag war, so war viel junges und altes Volk von den Bergen niedergestiegen. Wo wir herritten, fuhr in jedem Haus ein Dutzend Köpfe in die Tür- und Fensteröffnungen, jedes Gesicht umrahmt von starkem struppigem Haarwuchs, junge Mädchen mit farbig ausgenähten Miedern, Blumen im Haar, Frauen in schmutziggelben Mützen.

Es ist noch nicht lange her, daß dies unterdrückte Volk sich wieder auf sich selbst zu besinnen anfing. Seit jenem furchtbaren Ausbruche der Volksleidenschaften, der im Jahre 1846 sich Luft machte, beginnt das allmähliche Aufwachen des Ruthenentums. Es wurden nationale ruthenische Vereine gebildet, wie zum Beispiel die Rußkaja Rada; es wurden Lehrstühle für ruthenische Literatur begründet, ruthenische Zeitungen ins Leben gerufen. Eine rührige und begabte ruthenische Intelligenz bildete sich; eine gebildete und geschickte Klasse von ruthenischen Beamten, Schriftstellern, Geistlichen. Auch in der jungruthenischen Literatur, die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden ist, findet der Haß gegen das Polentum leidenschaftlichen Ausdruck. Der größte der ruthenischen Dichter ist Taras Szewczenko, der noch als Leibeigener geboren wurde und in seinen Kindes- und Jünglingsjahren dasselbe materielle und geistige Elend durchzumachen hatte, wie alle seine Landsleute. Aus seinen Gedichten, wie zum Beispiel „Tarasnacht“ und „Die Haidamaken“, spricht ein fanatischer Haß gegen den polnischen Adel, und gerade mit diesen Tönen hat Szewczenko die ruthenische Volksseele getroffen; im Jahre 1861 wurde ihm am Dnjeprufer unter nationalen ruthenischen Demonstrationen ein Grabhügel aufgeschüttet.

Mit allen Mitteln bekämpft das mächtige Polentum die Wiedergeburt des ruthenischen Volkes: es fehlt vor allem an Schulen, 77% der Bewohner des größten österreichischen Kronlandes können nicht lesen und schreiben — hoffentlich gelingt es den Besten des ruthenischen Volkes seinen ärmsten Brüdern die Segnungen westeuropäischer Kultur trotz des polnischen Widerstandes zu bringen und das Volk der russischen Lethargie zu entreißen, die nur in wilden Wutausbrüchen aufsteht, um matter denn zuvor niederzusinken.

5. In den Pußten.*)

Wenn man von Budapest gen Osten fährt durch die große Tiefebene Niederungarns, die über 100000 qkm groß sich zwischen Donau und Karpatenkranz ausbreitet und durchflossen ist von der Theiß, so sucht das Auge vergeblich jene großen Weideflächen, wo nach Hörensagen der sonngebräunte Csikos seine Pferde tummelt, wo der Gulyas seine Rinder, der Juháß seine Schafe, sein Borstenvieh der Kanáß zum langarmigen Hebelbrunnen treibt, wo die Délibáb, die Fata Morgana der Steppe, ihr neckisches Spiel in der hitzezitternden Luft treibt, wo in der Csarda, der Schenke, oder vor der Tánya, dem Landhause, der Zigeuner geigt. Das war einmal! Heute trägt diese Tiefebene ganz und gar den Charakter der Kultursteppe. Große Landgüter liegen hier, man nennt sie Pußten. Ihre Grenzmark wird durch den einzigen Baum, der hier gedeiht, durch die Robinia pseudacacia bezeichnet. Hinter diesen dornigen Heckenzäunen, die sich meilenweit über Land hinziehen, liegen riesige, unabsehbare Rapsfelder in leuchtend gelben Breiten; wo sie abgeerntet sind, wird von Mägden Kukuruz, Mais gepflanzt. Zwischen den langen Ackerbeeten mit ihrer schwarzen Erde wuchern auf breiten Rainen Zeilen von Melonen, Samenhanf, auch Sonnenrosen, aus deren Kernöl man eine feine Seife herstellt. Weite Kleefelder haben im Juli die zweite „Fechsung“ schon hinter sich. Öder Flugsandboden ist mit amerikanischen Reben besteckt worden. Wo sie das nötige Alter erreicht haben, hängen sie voller schwerer Trauben. Tabakstauden mit tropisch-üppiger Blattentfaltung und Weizenähren decken die schwarze Erde; die gelbe Erde oder der Löß ist wie z. B. bei Mende, der Pußta des Herzogs von Koburg, meilenweit mit Kartoffeln bestellt. Um die Landhäuser oder Tányen stehen Obstbäume; Aprikosen und Pflaumen beugen in schwerer Fülle die Äste über die Stützen nieder. Unbenutzter Boden ist sehr selten geworden: doch liegt hie und da ein Stück weißlich angehauchter Salpeterboden brach, oder auf großen Schotterflächen wuchern leuchtende Nachtnelken (Oenothera biennis). Heidelerchen schwirren empor, Schwalben umschwärmen die Dörfer, allerhand Raubvögel kreisen beutesuchend über den Feldern, Scharen von Krähen und Elstern sitzen auf den frisch gestürzten Äckern. Auf dem Schilfdache einer Tánya nistet ein Storch, ein Zeichen, daß wir uns der Theiß nähern und ihren Ufersümpfen, in denen unzählige Frösche abends ihren Gesang anstimmen, in denen unzählige Wasservögel ungestört ihr Jagdleben führen.

Die Flächen, die früher als Weideland zahlloser breitgestirnter,

---

*) Nach eigner Anschauung und nach Franz Woenigs: Hej, die Pußta! Leipzig, Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 3633.

großgehörnter, grauweißer ungarischer Rinder oder halbwilder Pferde dienten, sind heutzutage durch den Ackerbau sehr eingeengt worden. Der Pußtenbesitzer hält schon des öfteren nur Schweizervieh, statt der einheimischen Fleischrasse eine Milchrasse. Damit ist die Hirten- und Räuberromantik der „Pußta“ auf wenige beschränkte Territorien eingeengt worden, sie ist aber noch lebendig. Wer sie kennen lernen will, muß nach der weitläufigen Pußtenmetropole Debreczin fahren und von dort hinaus wandern in die Hortobagysteppe.

Dort findet er ein Leben ähnlich dem der südrussischen Steppe. Dort kann er noch in der einsamen Heideschenke einkehren, der Csarda, die mit ihren weißgetünchten Wänden schon von weitem aus der schier endlosen Ebene herüberschimmert, deren Brunnenschwengel sich unaufhörlich auf und nieder senken. Sie liegt am Hortobagyflüßchen, wo im Röhricht die Schilfsänger flöten, breit und weitläufig gebaut. Hinter dem Hause stehen Ställe und Wagenschuppen. Dem Garten fehlt der Zaun, er verliert sich in den Kartoffel- und Krautäckern, den Mais- und Weizenfeldern. Dort wuchern Kürbisse und Melonen, dort ranken Feuerbohnen, dort wachsen Zwiebeln, Knoblauch, Paprika (Capsicum annuum), Erdbirnen (Helianthus tuberosus), deren Knollen roh gegessen werden — und viele Blumen: Rosen und brennende Liebe, Gladiolen, tiefviolette Anemonen, Gartenmalven, Frühlingsadonis in bunter Wildnis durcheinander.

Im Innern hinter den dicken Mauern ist es wohltuend kühl. In der von hundert bunt bemalten Tellern behangenen Küche befindet sich seitwärts vom Ofenloche der ganz niedere Herd. In der Mitte sitzt das Gesinde des Wirts zur einfachen Mahlzeit auf ebener Erde nach alt-madjarischer Sitte und verzehrt mit hölzernem Löffel seine Lieblingsspeisen. Die geräumige Gaststube ist ungedielt, der mächtige Ofen dient innerlich zum Brotbacken und äußerlich während des Winters als Lagerstätte. Man heizt ihn auch zum Brotbacken gewöhnlich nur mit Schilf, wozu jedoch eine eigene Geschicklichkeit gehört.

An den Wänden der Stube hängen Heiligenbilder, berüchtigte Räuber und Ereignisse aus dem Leben derselben bunt durcheinander. Auf langen Bänken sitzen um den großen Tisch herum Bauern mit der unentbehrlichen kurzen Tonpfeife, der Kiš pipa, im Munde; sie plaudern über die Preise des Korns, Arbeitslöhne, Pferdekäufe, Räuber- und Diebesgeschichten, Schatzgräbereien, Gespenstergeschichten. Es gesellen sich Csikosen und andere Hirten zu ihnen, die in der Csarda vorsprechen, um sich einen guten Tag zu machen. Dem jungen roten Landweine, der in hochhalsigen Flaschen auf dem Tische steht, wird tapfer zugesprochen. Das Gespräch erhitzt sich, Bauern und Hirten geraten aneinander, Knüttel und Fokosen sausen durch die Luft und machen blutige Köpfe, bis etwa der entschlossene Wirt mit seiner Flinte mitten in den Knäuel hineinspringt und mit Donnerstimme ein „Halt“ gebietet.

Im Keller liegen große Stückfässer. Im Herrenstübel ist der

Boden gedielt, der beste Hausrat aufgestellt; die Fenster sind mit Jalousien beschattet. Im Schenkzimmer sitzen am Ecktische bescheiden die Zigeuner, die Musikanten. Der Primas wiegt sich im Rhythmus eines „Csardas", den er auf seiner Geige dirigiert; die Hämmer des harfenartigen Zymbals springen, Flöte und Klarinette mischen sich drein, Cello und Baß fundieren diese Musik. Da wechselt blitzschnell pp und ff, süßestes schmelzendes Andante und wildestes überschäumendes Presto, bis sich plötzlich des Primas Geigentöne über ein leises Gemurmel und Gewoge der anderen Instrumente erheben und mit einem straffen schrillen Strich und Stoß und Schlag die Musik verstummt. Draußen aber vor der Csarda unter der Vorhalle schläft des Nachts, in seine Bunda, den Schafpelz, gewickelt der Hirtenjunge, und die Wagen stehen stumm im Mondenschein. Diese Csarden sind die Oasen der Steppe.

Die Hortobagy-Pußta ist so groß, daß jeden Sommer dort gegen 4000 Pferde und 20000 Rinder Weide finden, daß gegen 270 Hirten aller Art dort beschäftigt sind.

Wo weißlich schimmernde, scharf begrenzte Salzwassertümpel und Salzlachen den harten ausgetrockneten, rissigen Boden durchsetzen, über den sich allerhand Salzpflanzen in dichten Polstern ziehen, wie der Meerstrands-Dreizack (Triglochin maritima), der Meerstrandswegerich (Plantago maritima) oder das Salzkraut (Salsola Kali), dort wühlt sich gerne die krausborstige Schweineherde ein. Stillvergnügt steht der Kanáß daneben mit seinem durchlöcherten Schlapphute und seinem weißen, aus Kotzentuch verfertigten Mantel, der innen mit rotem Tuch gefüttert ist. Früher hielten die Kanáßen viel auf ihre schwarzen Haarzöpfe an den Schläfen, die täglich mit Schweinsfett gesalbt wurden, auf die Balta, ihr kurzstieliges Beil, das sie mit großer Geschicklichkeit zu werfen verstanden, auf ihre Standesrechte und -sitten. Am zahlreichsten ist ihre Sippe immer noch im Bakonierwalde, wo die Schweine in den Eichwäldern das beste Mastfutter finden.

Auf einigen Sanddünen, wo Brennesseln, Wolfsmilch und mannshohe Kugeldisteln dürftig ihr Dasein fristen, liegen die Anwesen einiger Schafhirten, der Juháßen (juh = das Schaf), niedrige armselige Rohrhütten, Rohrpferche für die Tiere daneben. Vor jeder Hütte ein Holzpfahl mit Pflöcken, auf denen bunte und rote Krüge und Töpfe trocknen. Halbnackte braune Kinder wälzen sich im Sande, draußen weiden die Herden: langsam vorwärts schreitend, dicht aneinander gedrängt, die Köpfe geneigt, erscheinen sie wie ein großes bewegliches Vließ. Voran schreitet der Leit- und Reitesel des Juháß und trägt die zottige Bunda, die zugleich Mantel, Matratze und Deckbett ist, den Vorratssack, den Kochkessel. Auf seinen Stock gelehnt, schaut der Juháß der Herde zu, raucht seine Kišpipa, strickt Strümpfe oder schnitzt Löffel, derweil die langhaarigen, weißen Schäferhunde, die große Ähnlichkeit mit den sibirischen Hunden zeigen, treulich die Herde umkreisen.

Mitten im hohen Grase weidet weit verstreut eine tausendköpfige Herde weißer langhörniger Rinder. Der Gulyás, der Rinderhirt, mit seinen Hirtenjungen ist eine große, muskulöse Erscheinung; man traut seinen schwarzbraunen Armen, die aus den flatternden weißen Hemdärmeln hervorstechen, wohl zu, daß sie den Kopf des wütendsten Stieres in den Sand zwingen. Mit ihren 6 m langen Peitschen treiben die braunen Burschen ihre Tiere gegen den weithin sichtbaren Hebelbrunnen. Dann arbeiten Gulyásen und Bojtären, ihre Knechte, an dem knarrenden Brunnengestänge, daß das Wasser in den langen hölzernen Tränkrinnen aus ausgehöhlten Stämmen fließt und die durstigen Tiere labt. Dabei fallen die mannshohen Schwarzdornknüppel mit harten Schlägen auf die kantigen Rücken und zwischen die leierförmigen Hörner der allzu rücksichtslos vordrängenden Rinder.

Mit dem Gulyásen teilt der Csikós, der Roßhirt, die besten Weideplätze, dieselben Wasserstellen. Er ist auch ein wetterharter Gesell von sehnigem Körperbau, der mit seinen Pferden auf der Steppe aufwächst. Da steht er im dicken schweren Lodenmantel, auf dessen Seitenteile und weite Ärmel sein Liebchen blaue und rote Tulpen als Zierat aufnähte, den rundkrempigen niedrigen Hut tief in die Stirn gedrückt und läßt sich seine halbwilden Pferde vorbeitreiben. In der Hand hält er verborgen die 24 m lange Hanfleine, den Lasso, um ihn plötzlich einem der schnaubenden Renner um den Hals zu werfen. Der Mantel fällt, die Schlinge zieht sich zu, das Tier stürzt, nachdem es sich wütend im Kreise um den am Boden liegenden Fänger gedreht hat. Nun nähert sich der Csikos, nimmt das Tier zwischen die gespreizten Schenkel, lockert die Halsschlinge, faßt die Mähne, es hebt sich, schüttelt sich, um die ungewohnte Last abzuwerfen, und rast davon, die kläffenden Wolfshunde hinterdrein. Jetzt wirft es sich auf die Erde, aber in dem Augenblick, wo es sich bückt, zieht der Reiter seine Beine empor, bleibt dabei immer im Gleichgewicht, und wenn das Pferd wieder aufspringt, trägt es den Mann nach wie vor auf seinem Rücken. Nun schießt es wie ein Pfeil vorwärts, es will der unerträglichen Last entfliehen und bietet seine letzten Kräfte auf, um zu entkommen. Das hat der Csikos eben erwartet. Er schaut nach der Sonne, merkt sich die Richtung, in welcher sein Renner die nackte Steppe durcheilt, und läßt ihn laufen. Ist das Pferd erschöpft, so fällt es nieder; dann legt ihm der Reiter das Gebiß ein, läßt es sich wieder erholen und führt es zahm und geduldig zurück.

Im Frühlinge gleichen auch d i e s e Steppen einem Paradiese. Da erwachen all die Wurzelstöcke, Knollen und Zwiebeln im Boden und senden ihre prächtigen Blumen empor. Anemonen und Iris, Orchideen und Gladiolen und viele andere drängen sich zwischen die aufschießenden Gräser. Unter diesen stehen die Pollinia Gryllus, der Goldbart, das haarförmige Pfriemengras (Stipa capillata) und das Reihergras (Stipa pennata) obenan. Das Reihergras ist der

Liebling der Steppenkinder: seine $^3/_4$ m langen Halme tragen feingefiederte Haargrannen, Reiherfedern nicht unähnlich, der Roßhirt trägt einen Busch an seinem Hütchen. Waisenmädchenhaar (Arvaleány-haja) nennen es die ungarischen Volkslieder.

Im Juni schon bräunt sich der Grasteppich der Steppe vor der Hitze. Der Boden wird hart und zeigt tiefe Risse. Doch einige Pflanzen bieten auch solcher Unbill Trotz: Trespen, Rispengräser, Liesch- und Bartgräser, Wolfsmilcharten, Sandwegerich, Hornklee und Schafgarbe, Kletten und Disteln harren aus. Dichte Heuschreckenschwärme schwirren daraus auf, um bald wieder in das starre Halmenmeer einzufallen. Dann tanzt und flimmert die Délibáb, die Fata Morgana, über der Steppe, im trügerischen Luftspiegel verschwimmen Brunnen, Tányen, Bäume, Hirten, Herden. Der Steppenadler kreist über dem Luftsee und stürzt herab, um an einem verendeten Zackelschafe im Dorngebüsche sein Mahl zu halten. Dann brechen auch oft die furchtbaren Gewitter los mit ihren Sandstürmen, vor denen Herden und Hirten in den Windfängen, Wänden aus dicken eichenen Bohlen in Form einer Windrose mitten in der Steppe errichtet, Schutz suchen.

6. Die Deutschen im Banat.*)

Unter dem Banat versteht man eine halbinselartige Fläche, welche von den Flüssen Marosch im Norden, Theiß im Westen, Donau im Süden begrenzt und im Osten durch die transsilvanischen Alpen von Siebenbürgen getrennt wird. Es wohnen heute etwa 400000 Deutsche hier, welche zwar in der Hauptsache aus süddeutschen Elementen, jedoch auch aus allen deutschen Stämmen Österreichs zusammengesetzt sind und vorwiegend die schwäbische Mundart — wenn auch in den verschiedensten Schattierungen — reden. Daher rührt wohl die Bezeichnung „Schwaben“ als Gesamtname für sie. Vor der deutschen Einwanderung saßen in jenen Gegenden längst Walachen, die sich gern als die Ureinwohner betrachten und gebärden, ferner die Parias des 19. Jahrhunderts, die Zigeuner, weiter die auf ungarisches Gebiet geflüchteten Serben, „Raizen“ genannt, endlich auch Bulgaren und sporenklirrende, schnurrbärtige Madjaren. Um 1550 ergriffen die Türken Besitz von jenem Lande, um erst 1716 dem Schwerte des edlen Ritters Prinzen Eugen zu weichen.

Sofort wurde nun die Kolonisation des versumpften Banats in Angriff genommen, und diese Kulturaufgabe bemühten sich die verschiedensten Völker zu lösen. Deutsche aller Stämme, Griechen, Fran-

*) Quelle: Adam Müller-Guttenbrunn, Mitteilungen des deutschen Schulvereins. Wien, 1886.

zosen aus dem Elsaß, Italiener, Spanier und spanische Juden strömten herzu, um aus dem Sumpfland des Banats anbaufähigen Boden zu schaffen. Ein General Mercy leitete das Werk der Besiedelung; doch die Einfälle der Janitscharen und die in ihrem Gefolge auftretende Pest zwangen ihn, das zur Hälfte gediehene Werk abzubrechen. Er fand als Oberbefehlshaber der italienischen Armee den Heldentod, während die Kolonisten entweder dem schwarzen Tod zum Opfer fielen oder von der Scholle vertrieben wurden. Das saure Werk der Kolonisation mußte von neuem in Angriff genommen werden. Als man nun genau feststellte, welche Nation sich in der Arbeit wie in der Not am meisten ausgezeichnet, mußte man der deutschen den ersten Rang einräumen, daher der Beschluß, von nun an nur deutschen Kolonisten, die zähe Arbeitskraft mit festem Mannesmut vereinigten, die Ansiedelung fernerhin zu gestatten. Besonders in den Jahren 1764—73 kam deutscher Nachschub aus dem Mutterlande, und unter den letzten Orten, welche damals gegründet wurden, befindet sich auch die elsässische Niederlassung Csatad, aus welcher nach einigen Jahren (1802) der Dichter Nikolaus Lenau hervorgehen sollte.

Bei Anlage dieser deutschen Kolonien befolgte man am Hofe Maria Theresias einen bestimmten Grundsatz; man hatte schon damals Furcht vor der Geltendmachung des nationalen Bewußtseins eines einzelnen Volksstammes und machte daher aus dem Banat gewissermaßen ein Kleinbild der vielsprachigen Monarchie, indem man die deutschen Niederlassungen hierhin und dorthin verlegte, jeden Zusammenhang zu hindern suchte und sie mit den Gründungen anderer Nationen durchsetzte. Nur durch das gewaltige Wachsen der Volkszahl und des Grundbesitzes gelang es den abgesonderten deutschen Gemeinden, eine gewisse Fühlung untereinander zu gewinnen. Gab es im Jahre 1780 nur 30 rein germanische Ortschaften im Banat, so ist ihre Zahl gegenwärtig auf 100 angewachsen, in 30 Orten sind sie in der Überzahl und in mehr als 70 in der Minderzahl, doch mit bedeutendem Einfluß. Leider bilden sie auch heute noch keine nationale Einheit, daher der ungeheuere Aufwand von Kraft im Kampfe um die Erhaltung ihres Volkstums.

Die Schwaben des Banats sind noch heutigentags wie zur Zeit der Einwanderung Ackerbauern; ihre Söhne müssen sie, wenn sie eine höhere Bildung suchen, Schulen anvertrauen, die nichts weniger als deutsch-national sind, sondern die sich bemühen, jene Söhne der Mutter Germania und ihrem Volkstum zu entfremden, ja es ihnen verächtlich zu machen. Die Madjaren des Banats wie der ungarischen Tiefebene fassen ihre Verachtung gegen den zähen deutschen Landmann in den Ausdruck „Schwob“ zusammen, der leider die in die Stadt versetzten Söhne des ehrwürdigen Geschlechtes zu leicht veranlaßt, ihre Zugehörigkeit dazu zu verleugnen. Der deutsche Bauer, der nur seinen sittlichen, wirtschaftlichen und nationalen Wert in die Wagschale zu werfen braucht, um jene Spötter bei weitem

aufzuwiegen, ballt voll Ingrimm die Faust über solche Verachtung, und vor Gericht, oder wo er sonst in feierlichem Ernste Rede zu stehen hat, gibt er jenen Spott voll zurück, indem er beteuert: „M'r san deutsche Leut", oder: „M'r san ka Walacha nit." Was liegt nicht alles in diesem kurzen Satze! Nichts anderes, als daß er der Begründer der Agrikultur, des Bergbaues, der Gewerbe und Kunstanstalten jener Gegend ist; denn er kam zugleich mit einem tüchtigen Handwerkerstand aus Deutschland, er brachte seine eigenen Lehrer und Priester mit, und von dem ersten Tage an waren ihre anderssprachigen Nachbarn ihre Schüler und Knechte, wie sie es heute noch sind.

Die deutschen Bauern haben nicht selten durch ihren Fleiß den Grundbesitz ganzer walachischer Dörfer käuflich erworben oder erpachtet, doch zäh haften sie an der Scholle und fahren lieber meilenweit nach den Feldern, als daß sie in das Dorf der Walachen, die meist zu Tagelöhnern herabgesunken sind, ziehen sollten. Und diese Liebe zur Scholle, wo ihre Wiege stand, ist erklärlich; denn sie ist mit manchem Schweißtropfen gedüngt, ehe sie aus dem Sumpflande zu jenem Garten wurde, der Mais, Weizen, Tabak in Fülle gibt, der Akazien und Maulbeerbäume über die friedlichen Wohnungen aufragen läßt, der auch die feurige Rebe reift. Es kann wohl der Fall eintreten, daß ganze Familien nach einem walachischen Dorfe übersiedeln, aber einzelne junge Burschen oder Mädchen aus der Dorfgemeinschaft zu reißen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ja sogar wer aus einem deutschen Dorfe in ein anderes übersiedelt, wird beklagt wie ein Verlorener. Welche Gewalt das deutsche Volksleben im Banat auf den einzelnen ausübt, das merkt man besonders an denen, welche die Militärpflicht einige Jahre aus der Heimat in das Treiben der Großstadt versetzte. Als sogenannte „Herrische" kehren sie zurück; doch ihre großstädtische Sprache, ihre modische Kleidung, die noblen Gewohnheiten und Manieren, sie sind in kurzer Zeit unrettbar verloren, und der Herrische fühlt sich selbst erst wieder recht wohl, wenn der äußere Firnis fremden Wesens wieder weggewischt ist; denn jetzt erst ist er wieder vollgültiges Glied der Gemeinde.

Ein deutsches Dorf im Banat mit seinen Häusern und Scheunen aus gebrannten Ziegeln, den Dächern von demselben festen Material, den blendend weiß getünchten Wohnhäusern, die in langer Reihe ihre Giebel nach der Straße kehren, den blanken Fensterscheiben, den sauberen Vorhängen, den schattenspendenden Akazien und Maulbeerbäumen, bildet einen schreienden Gegensatz zu den walachischen und madjarischen Dörfern, wo man die Grundmauern der Hütten aus Lehm, die Dächer aus Stroh und die Giebel aus Weidengeflecht herstellt. Der geräumige Hof der deutschen Bauernhöfe wird auf der einen Seite durch die Längsseite des Wohnhauses, im Hintergrund durch die Scheunen, auf der dritten Seite durch die Stallungen begrenzt. Der Garten ist aufs sorgfältigste gepflegt, und zahlreiche

summende Bienen zeigen deutlich, daß der Bauer auch im Blumengarten das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet. Ja, wer an einem Sonntag nachmittags durch die Hauptstraße eines solchen 4—5000 Einwohner zählenden deutschen Dorfes geht, der fühlt sich innerlich gehoben, weil er bemerkt, daß deutsches Leben und deutsche Art sich nie verleugnen. Die Fahrstraße, wie die an den Häuserreihen hinlaufenden Fußwege sind reinlich gekehrt, die Schwäbinnen sitzen im Sonntagsschmuck kichernd und schwatzend unter schattigen Bäumen, und kein Vorübergehender kommt ungeneckt vorbei. Nur wer außer dem Gruße noch etwas Launiges zu sagen weiß, mag ungezaust von dannen kommen. Jeden Sonntag tagt die Versammlung vor einem anderen Hause, daher auch die Bezeichnung die „Reih'". Manchmal tönt aus der heiteren Gruppe auch Gesang, doch nicht in schwäbischer Mundart, sondern in hochdeutscher Schriftsprache erklingen die Lieder: „In einem kühlen Grunde", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Zu Straßburg auf der Schanz" usw., die auch in der Spinnstube und bei der Feldarbeit zu hören sind. Eigene poetische Blüten hat die Sprache der Banater Deutschen nicht aufzuweisen, dazu ist sie dialektisch zu zersplittert; wird doch sogar die schwäbische Mundart in so und so viel verschiedenen Färbungen gesprochen, und zwei Nachbardörfer machen rücksichtlich ihrer Sprache und Tracht oft den Eindruck, als ob sie 50 Meilen voneinander entfernt lägen.

Ist auch das Leben der Banater Schwaben nicht frei von dunklen Seiten, so überwiegen doch die Lichtseiten ganz entschieden; besonders sind Gastfreundlichkeit und stark ausgeprägter Gemeinsinn hierzu zu rechnen. Der letzte zeigt sich in einer Weise, die geradezu Staunen erweckt: Will sich ein Dorfgenosse ein Haus bauen, so ist seine einzige Sorge der Ankauf des Materials und die Bezahlung der Maurer; für die Herbeischaffung von Holz und Steinen, und sollte es sich auch um meilenweite Entfernungen handeln, sorgen die Nachbarn mit Pferd und Wagen; sie stellen ihm auch während der Bauzeit gern Hilfskräfte, ohne daß er nur einen Deut an Tagelohn zu zahlen hätte. Das ist gute, alte Kolonistensitte.

Freilich sind die Banater Deutschen bei der Riesenarbeit, aus ihrer versumpften und verseuchten Halbinsel die Kornkammer der Monarchie zu machen, noch nicht zur Pflege höherer Interessen gekommen. Ihre Dorfschulbildung ist eng begrenzt, und das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit untereinander und mit dem großen deutschen Volke fehlt ihnen oft ganz. Gibt es doch unter ihnen nur sehr wenige, welche die Zahl der Landsleute im Banat kennen, noch weit weniger aber solche, welche die letzten 100 Jahre deutscher Geschichte von der Auswanderung der Kolonisten bis zur Gegenwart überblicken. Sonst würde jedenfalls in dem Ausdruck: „M'r san deutsche Leut" noch eine ganz andere Bedeutung liegen. Erst in neuer Zeit ist durch Einführung von Zeitungen in dieser Hinsicht eine Besserung angebahnt.

7. Die Siebenbürger Sachsen einst und jetzt.*)

Wie eine natürliche Festung liegt Siebenbürgen vor uns. Waldgekrönte Bergreihen durchziehen das Land, Salz und Erze bergend, Heilquellen entsendend. Die Flüsse der Randgebirge spenden Lebenskraft; an den Berghalden reift die Purpurtraube, im Tale wogt das Ährenfeld. Auf den Bergen weidet noch die Gemse, im dichten Bergwald haust noch der Bär. Breitgestirnte Rinder, flüchtige Pferde bemerkt man allerorten in der Nähe meist wohlgeordneter Dörfer und Städte. Vor 750 Jahren war Siebenbürgen ein „desertum", eine Öde, reich nur an Wald und Wild; kein Eisen öffnete den Boden; keine Stadt mit Steinhäusern, nur Wohnungen aus Holz und Rohrgeflecht deuteten auf die Nähe der Menschen. Um 1150 ließen sich, durch den weitblickenden Ungarnkönig Geisa II. gerufen, die ersten Züge deutscher Männer aus Niederland und der Kölner Gegend in Siebenbürgen nieder. Sie erschienen „ad retinendam coronam", zur Erhaltung der Krone, deren Rechte von dem madjarischen Adel und den Walachen nicht immer geachtet wurden. Sie wurden ferner gerufen, die Wälder zu roden, der Ähre und Rebe eine Stätte zu säubern, also die Grundlagen aller Kultur durch ihr Beispiel zu lehren. Bald sperren der „Rote Turm" und die Törzburg die Einfallstore der Walachen und Türken; die Axtschläge zerschmettern die hundertjährigen Stämme; der Bogen vertreibt Bären und Wölfe; der Sumpf wird trocken gelegt; die Saat, der Obstbaum, die Rebe geben dem Boden ein neues Kleid; Dörfer mit Erdwällen, Städte mit Mauern, befestigte Kirchen, die „festen Burgen Gottes", wachsen überall aus der Erde. Korn, Hafer, Hirse, Zwiebel, Flachs, Hanf, Hopfen, Wein liefert der Landbau; Pferde, Rinder, Schweine, Schafe, Honig, Wachs, Talg, Speck, Häute, Felle, Fische, Wolle spendet die Viehzucht; Eisen, Salz, Gold und Silber gibt der Bergbau. Dies sind die Rohstoffe, welche das durch strenge Zunftordnung früh geordnete Gewerbe verarbeitet. Wie vielgestaltig dasselbe, geht daraus hervor, daß besonders für die Orte Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz schon in alter Zeit als Zunftgenossen verbürgt sind: Fleischhacker, Bäcker, Lederer, Weißgerber, Schuhmacher, Schmiede, Nagler, Kupferschmiede, Wagner, Gürtler, Schwertfeger, Schlosser, Kürschner, Handschuhmacher, Mantelschneider, Hutmacher, Seiler, Wollenweber, Weber, Faßbinder, Töpfer, Bogner, Schneider, Beutelmacher, Pfeilschnitzer, Sporer, Glockengießer, Goldschmiede, Steinmetze, Glaser, Maler.

Die Sachsen entfalten auf Grund der reichen Natur- und Kunsterzeugnisse eine bedeutende Handelstätigkeit, begünstigt durch die Verkehrserleichterungen der auf ihre Sachsen stolzen Ungarnkönige.

---

*) Vergl. G. D. Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen, Bd. I. Leipzig 1874 (Hirzel). Charles Boner, Siebenbürgen, Land und Leute. Leipzig 1868 (J. J. Weber).

In Wardein, Ofen, Wien, Prag, in Polen, Deutschland, Dalmatien, Venedig besuchen sie die Märkte und besitzen sie ständige Niederlagen. Schulen folgten schon den ersten Einwanderern und mehrten sich besonders seit Anfang des 15. Jahrhunderts. Bibliotheken in städtischen Pfarrkirchen und Klöstern wurden frühzeitig gewürdigt und besonders seit der Erfindung Gutenbergs erweitert. Die Wiener Hochschule und die deutschen Universitäten, besonders Wittenberg und Heidelberg zeigen in ihren Matrikeln zahlreiche Sachsen aus Siebenbürgen, die nicht mit Unehren die akademische Laufbahn betreten. Luthers Lehre fand in Siebenbürgen eifrige Anhänger. Es ist selbstverständlich, daß ein so üppig aufschießendes Volksleben nur im Besitze größter Freiheit solche Schößlinge treiben konnte. Andreas II. hatte bereits 1224 im „goldenen Freibrief" die Verfassung der Sachsen begründet: Sie sollten e i n Volk bilden auf dem Boden, den ihnen Andreas zu vollem, echtem, unbeschränktem Eigentum gab. Daher besitzen sie Flüsse und Wälder mit Fischerei- und Jagdrecht, das Verkaufsrecht, daher fallen die Güter ausgestorbener Familien der Sachsengemeinde, nicht dem Staate zu. Ein selbstgewählter Graf, comes, ist ihr oberster Richter; er entscheidet nach Sachsenrecht, vor dem nicht Adliger und Leibeigener galt, vor dem vielmehr alle gleich waren. Nur wo der Graf zu keinem Entschluß kam, entschied der König ebenfalls nach Sachsenrecht. Als höchste gesetzgebende Behörde, als Landtag auf diesem Sachsenboden tritt uns die sogenannte „Nationsuniversität" entgegen. Die Sachsen wählten nach dem Wortlaute des Freibriefes alle Beamten, auch ihre Pfarrer, und diesen, nicht dem Bischofe, gaben sie den Zehnten. Ihrer für jene Zeit einzig dastehenden Verfassung nach sind sie dem König verpflichtet zur Zahlung von 500 Mark Silbers jährlich, zur Heeresfolge und zur Bewirtung des Landesherrn. Daß die Sachsen diese Verpflichtungen erfüllt haben, kommt für den, der den starren Rechtssinn unserer Brüder kennt, gar nicht in Frage. Daß sie auf den Reichstagen mit ihrem Rate unentbehrlich waren, ist vielfach bezeugt und kein Wunder; denn bereits in früheren Jahrhunderten soll sich der madjarische Adel bei diesen Gelegenheiten durch „Scheltworte und Säbelgeklirr und arge Leidenschaften, durch Ungehorsam gegen die Gesetze" ausgezeichnet haben. „Im Reichsrat rauften sie sich am Bart und gaben sich Ohrfeigen. Es hatte eine solche Gestalt, als sollte es nicht lange währen," fügt unser Gewährsmann hinzu. Daß unsere Sachsen ihrem Könige aber auch mit Besserem lohnten als mit Silber und Bewirtung, beweisen die zahlreichen Zeugnisse der Regenten durch alle Jahrhunderte, von denen wir nur zwei erwähnen, das Sigismunds, der 1427 in Kronstadt seinen Sachsen sagte: „Wie eure Väter in lichtem Tatenglanz strahlten, so habt auch ihr, von der Ahnen hohem Geist getrieben, in des Reiches Nöten Gut und Blut, Leib und Leben nie geschont, also daß an eurer Treue kein Makel haftet, und den Ruhm eurer Taten wird die Zeit nie verlöschen, nie wird ihn die Nacht der Vergessenheit

decken“ — und das fast noch schwerer wiegende des Feindes Stephan Bathori von 1530: „Es ist doch niemand besser als euch bewußt, von welchen Niederlagen, von wie viel Raub, Mord, Erpressung und großen Übeln jeglicher Art ihr heimgesucht worden, seitdem ihr vom König Johann (Zapolya) abgefallen. Und das alles ist geschehen, weil ihr jenem Fremden (Ferdinand, Bruder Karls V.) anhänget. Wahrlich, es ist ein Wunder, daß ihr allein für jenen so viel leidet, von dem ihr keine einzige Wohltat empfangen. Lasset eure Ehrlichkeit nicht täuschen von Leuten, die nur das Ihre suchen und nicht, was euerem Heile dient.“ — Beim Anblick einer solchen Fülle urdeutschen Lebens bricht sich des Dichters Wort von selbst die Bahn über die Lippen: „Mit dem Pfluge, mit dem Schwerte, mit dem Worte, mit der Tat: ruhmvoll über diese Erde geht, Germania, dein Pfad.“ Daß dies gesunde Volksleben auf dem äußersten Vorposten europäischer Zivilisation in den Jahrhunderten des Kampfes nicht erloschen, sondern in immer frischen, kräftigen Strahlen aufschoß und sich weiter entwickelte, ist kein schlechter Beweis seiner Güte. Wie kommt es nun aber, daß man die Leute, die Siebenbürgen mit Pflugschar und Egge bekannt gemacht und zivilisiert haben, sofern man nämlich unter Zivilisation nicht „städtische Nichtsnutzigkeit“, sondern Sinn für Ordnung und Gehorsam gegen das Gesetz versteht, daß man diese Leute, die das Land von Islam und Türken befreit, die dem Adligen und Leibeigenen zuerst in jenen Gegenden den ehrsamen Bürger zur Seite gestellt, die den Madjaren eine Verkehrssprache und durch diese einen guten Teil ihrer höheren Bildung zugeführt haben: daß man sie in jeder Weise in ihrer nationalen Eigenart bedroht?*) Ihre verbrieften Rechte waren dem ungarischen Edelmann von jeher eine Schranke; ihr Fleiß, ihre Sparsamkeit waren ihm ein stiller Vorwurf; ihr Mißtrauen gegen madjarische Ansiedelung auf dem Sachsenboden erregte von jeher des Ungarn Unmut; ihre Treue gegen das Haus Habsburg brachte ihn oft in Wut; ihr ernstes nachdenkendes Wesen ohne tollkühnes Selbstvertrauen und rasches Handeln paßte nicht zu dem blitzartig auflodernden, alles blind an die politische Freiheit setzenden Charakter des Madjaren. Dazu kommt ein durch keine Gründe zu beseitigender Glaube an die Feindseligkeit des Deutschen, endlich und vor allem ein überspannter, ausschließender, hochmütiger Zug des Madjaren; erkennt er doch Österreichs Autorität kaum an, ist er doch mehr als die Regierung, daher das wegwerfend Hochmütige seines Wesens. Sein Ideal ist die mittelalterliche Feudalherrschaft, die Madjaren als Herren, alle übrigen Nationen Ungarns als Leibeigene gedacht. Durch die Zerschlagung der österreichischen Monarchie wurden die Deutschen der Willkür der Ungarn preisgegeben. „Merzen wir alles

*) Vergl. Karl Ludolf, Der Sprachen- und Völkerkampf in Ungarn. Leipzig 1882 (Mutze). Fr. v. Löher, Das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn. München 1874 (A. Ackermann).

aus, was deutsch ist in unserem Leben!“ ist fortan die Losung eines Volkes, dessen Sprache außer ihm kein Volk auf der Männererde versteht. „Madjarisierung“ nennt man jenes Treiben, welches auf Beseitigung deutscher Namen, deutscher Sprache, deutscher Wissenschaft und Kunst gerichtet ist. In der Verfassung von 1867 waren den Sachsen Siebenbürgens von ihren früheren Rechten folgende fünf gewahrt: die Aufrechterhaltung der Kreisordnung, die Unantastbarkeit des Sachsenbodens, die Besetzung aller Ämter durch freie Wahl, die Belassung des Deutschen als Amts- und Geschäftssprache, die Unantastbarkeit des Nationalvermögens. Von diesen damals zugesicherten Rechten ist ihnen kein Jota geblieben. Denn bereits 1873 wollte die ungarische Regierung die elf Kreise der Sachsen zerfetzen und mit madjarischen zusammenwerfen; die sächsische Nationsuniversität erhebt zwar Widerspruch, doch der Minister entzieht ihr das Petitionsrecht. Die 35 sächsischen Abgeordneten legen demzufolge ihr Amt nieder, vom Reichstag Recht und Genugtuung fordernd. Mit dem Worte „Landesverräter“ meinte man die letztere gegeben zu haben. — Ihr Boden sollte unantastbar sein! Doch hinderte dies nicht, daß man 50000 Walachen zu ihrem Gebiet schlug, zum Teil strafrechtlich Verfolgte, die volles Wahlrecht erhielten. — Die freie Beamtenwahl war den Sachsen zugesichert. Nun wurde ihnen 1868 statt ihres Grafen ein königlicher Kommissar aufgedrungen, bald die freie Beamtenwahl aufgehoben, ja den Kandidaten der Bildungsnachweis erlassen, obwohl das über alles Wünschen der Sachsen hinausging. — Das Deutsche sollte Amtssprache bleiben! Doch bereits 1879 wurde das Madjarische pflichtmäßiger Unterrichtsgegenstand, und nichtmadjarischen Lehrern wurden Belohnungen aus dem Staatsschatze für leicht zu erratende Dienste zugesichert. — Das Nationsvermögen, meist aus Stiftungen bestehend und zum Unterhalt der höheren Bildungsanstalten dienend, wurde ihnen gewaltsam entrissen. Wenn auch mit Füßen getreten, denken die Sachsen wenig an Auswanderung; auch die Zahl der Überläufer ist gering; wenn auch alle übrigen Hoffnungsstrahlen nur schwach am Horizonte aufschössen, so müßte doch die Geschichte ihrer Ahnen sie mit dem fatalistischen Glauben durchdringen, daß ihre Vorpostenstellung ein Martyrium, aber zugleich der Grund ihrer ewigen Verjüngung ist.

8. Das Leben der sächsischen Bauern in Siebenbürgen.*)

Der sächsische Bauer Siebenbürgens hat in seinem Haus und Leben eine wahre Schatzkammer uralter, echter deutscher Sitte, die sich bei uns bis zur Unkenntlichkeit verflacht hat. Das sächsische Bauernhaus sieht mit der Giebelseite nach der Straße, mit der breiteren in den

*) Nach Fr. Fr. Fronius, Bilder aus dem sächs. Bauernleben in Siebenbürgen. Wien 1879 (Karl Graeser).

Hof, damit der Bauer die Wirtschaftsgebäude und die Arbeit der Hausgenossen besser übersehen könne. An der breiten Hofseite befindet sich ein gedeckter Vorsprung, auf den eine kleine Treppe führt. Der Bauer nennt ihn Lîf (Laube). Hier schaut er morgens nach Wind und Wetter, abends nach Pferdedieben aus; hier hält die Bäuerin mit den Nachbarinnen bei Regenschauer Zwiegespräch; hier stehen die Blumentöpfe der Tochter des Hauses, und unter dem Dach der Laube hat der Bauernknabe den Taubenschlag. Unter dem Vorsprung befindet sich der Eingang in den Keller, wo zweireihig die Fässer liegen, gefüllt mit dem Blut der siebenbürgischen Rebe, und der eichene Bottich, welcher das Sauerkraut birgt. Von der Laube aus gelangt man in ein Vorhaus, welches den Wohnraum in zwei Hälften zerlegt. Der der Gasse abgewendete, hintere Raum ist das Auszüglerstübchen, der vordere dient dem rüstig schaffenden jüngeren Bauer zur Wohnung. Die in beiden Räumen gleiche Hauseinrichtung zeigt einfache Möbelstücke aus weichem Holz, mit Blumen bemalt: die benutzte Bettstatt und das unbenutzte Himmelbett, auf welchem die sorgende Hausmutter Betten und Polster für die Aussteuer der Söhne und Töchter bis zur Decke häuft; ferner die langen Kleider- und Wäschetruhen mit ansehnlichem Vorrat; gilt es doch als Schande, jährlich mehr als dreimal die „große Wäsche“ vorzunehmen. Der Tisch in der einen, der mächtige Lutherofen in der anderen Ecke sind unerläßliches Zubehör der Bauernstube. An der Zimmerdecke laufen an allen vier Wänden herum Rahmen, auf denen Teller von Zinn und Ton stehen, während an Nägeln die schön geordneten Krüge aufgehängt sind. Die Schwarzwälderuhr, die Bildnisse von Luther und Melanchthon bilden den Wandschmuck, während ein Wandschrank, die Almerei, die literarischen Schätze der Familie: Bibel, Gesangbuch, Kalender und abgenutzte Schulbücher verwahrt. Auf gleichem Flur mit den Wohnräumen liegt die Speckkammer; denn Speck ist dem sächsischen Bauer ein Nationalgericht. Der Hauptvorrat dieses geräucherten Salzfleisches findet sich allerdings auf der festen Burg des Dorfes, hinter den Ringmauern der Kirche, mit Namen und Hausnummer des Eigentümers versehen. Trotz seines Herdenreichtums ißt der Sachse doch nur selten frisches Fleisch des Rindes; denn nicht alle Tage bricht ein Zugochs auf den oft schlechten Wegen oder eine Milchkuh ein Bein; auch wird nicht jeden Tag ein Gemeindestier geschlachtet, so daß der „Ortshann“ (Gemeindevorsteher) durch das „Nachbarzeichen“ ansagen lassen könnte, wieviel Pfund jeder Hauswirt zu kaufen verpflichtet sei, damit der vom Unglück Betroffene oder das Gemeinwesen nicht schweren Schaden leide.

In solchem Hause wird das sächsische Bauernkind geboren. Ist unter Beihilfe der „Amtfrau“ (Hebamme) der kleine Weltbürger ans Licht gebracht, so duldet es die Mutter höchstens zwei Tage auf dem Lager. Vor den „Alfs“ (Elfen) muß das unter dem Polster liegende Messer oder der Besen, vor dem „Berufen“ (Behexen) die

den Zauber bannende Alte das Kind schützen. Die Taufe hat bald nach der Geburt zu erfolgen; in wohlgesetzter, altherkömmlicher Rede sucht der Eheherr um sie beim „Wohlehrwürdigen Herrn Vater“ (Pastor) nach. In derselben feierlich steifen Weise werden die Taufzeugen geladen, und auch beim Taufschmaus sind altherkömmliche rednerische Leistungen keine Nebensache. Das Kind wandert schon frühzeitig mit der Mutter in die Feldarbeit, um Wind und Wetter ertragen zu lernen. War die Zumutung an die gute Natur des Kindes zu groß, so muß die „versprechende“ Alte durch Heilmittel und Formeln helfen, die mit dem feststehenden „Im Namen Gottes des Vaters usw.“ schließen; denn weit wohnt der Arzt in der Stadt. Vielleicht macht auch die noch von früherer Krankheit übriggebliebene Arznei sein Herbeirufen unnötig. Mit den Haustieren schließt das Kind innige Freundschaft; auf dem Büffelkalb und dem Füllen macht der Bube die ersten Reitversuche. Alle Pferde und Ochsen der Gemeinde kennt er; aber noch kein alpha. Mit dem sechsten Jahre beginnt für das „Ehezweiglein“ die Qual auf der harten Schulbank. Noch ehe man in Deutschland öffentliche Schulen hatte, bestanden sie dort. Mit vollendetem 15. Jahre erst entwächst er der Schule. An Stelle der Schulzucht tritt nun bis zur Verheiratung die der Bruderschaft. Unter der Aufsicht des „Altknechts“, der übrigen frei erkorenen Beamten und aller Glieder dieser Genossenschaft steht seine gesamte sittliche Führung. Beim „Zugang“, d. i. dem Gerichtstag der Bruderschaft, fragt man, ob der Jüngling in der Kirche gepoltert, gegähnt, Sträuße gebunden, geschlafen, ob er dem Fremden willig seinen Kirchenplatz eingeräumt, ob er Kirche oder Kinderlehre versäumt, den Mitbruder geschimpft, am Bußtag und in den Fasten rote Bänder am Hut getragen, ob er das beim Tanz ihm zugeführte Mädchen verschmäht, in der Spinnstube geraucht, ob er in Gesellschaft der Mädchen die Ehrbarkeit in Wort und Tat vergessen, im Wirtshaus gewesen oder gar Karte gespielt usw. Die Bruderschaftsartikel bestimmen für diese Vergehen Strafe. In ernster Weise sorgt dieselbe Bruderschaft für gemeinsame Vorbereitung und gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahles. Der Austritt erfolgt in der Regel mit der Verheiratung. In der Spinnstube läßt der Bursche seine Augen schweifen und wählt, auch die Mitgift der künftigen Gattin erwägend. Ist ihm das Mädchen geneigt, so ziert es ihm Sonntags den Hut mit mächtigem Blumenstrauß und erhält als Gegengabe einen kunstvoll gearbeiteten Heurechen. Durch einen Vertrauten erfolgt dann die Werbung bei den Eltern der Geliebten. Vor dem „Wohlehrwürdigen Herrn Vater“ geschieht die Verlobung. Zur Haferernte folgt die Braut dem auf stattlichem Sattelhengst reitenden Burschen auf seinem Erntewagen, um ihm beim Heimfahren zu helfen. Der Katharinentag (25. November) ist für alle jungen Paare in der Gemeinde der herkömmliche Hochzeitstag. Das Hochzeitsfest erfordert acht Tage. Die Verwandtschaft, ja oft das ganze Dorf hilft mit Rat und Tat; Milch, Butter, Hühner, Eier, Speck als Bei-

träge zum Hochzeitsmahl fließen reichlich ins Hochzeitshaus; denn die Gemeinde bildet eine Familie. Auch an Brautgaben fehlt es nicht. Der junge Ehemann tritt nun in den Verband der „Nachbarschaft". Unter einem freigewählten „Nachbarvater" will diese, durch Satzungen geregelte Genossenschaft dem Einzelnen die Hilfe der Gesamtheit gewähren. In der Regel zerfällt die Gemeinde in vier solcher Nachbarschaften; der Beitritt dazu ist Pflicht. Die Nachbarschaftsartikel kennzeichnen als Zweck dieses Zusammenschlusses gegenseitige Hilfeleistung in Freud und Leid, Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, Pflege der Wohlanständigkeit und des kirchlichen Sinnes. Führt ein Nachbar einen Neubau auf, ist er in der Erntezeit erkrankt, so bestellt der Nachbarvater die nötige Hilfe. Ist er in Gefahr, dem Wucherer in die Hände zu fallen, so streckt ihm die Nachbarschaftskasse Kapital vor; sind ihm seine Vorräte vor der Ernte ausgegangen, so erhält er aus dem Sparspeicher ein Darlehn an Mundvorrat. Die Nachbarschaft schützt das Dorf vor Dieben, bildet die Feuerwehr, bestattet ihre Toten. An ihrem jährlichen Richt- oder Sittag bestraft sie die Verstöße gegen die Nachbarschaftsartikel.

Der sächsische Bauer verleugnet in Wuchs und körperlicher Kraft den germanischen Ursprung nicht. Er ist wirtschaftlich, sparsam, mäßig. Seine Hauptnahrung: Milch, Käse, Speck, getrocknetes Schweinefleisch ersetzt das nährende Fleisch des Rindes nur unvollkommen. Der Kindersegen in den einzelnen Familien ist durchschnittlich gering; doch ist die Zunahme der sächsischen Bevölkerung immer noch stärker als die der madjarischen. Der sächsische Bauer ist nicht bloß religiös, sondern auch kirchlich gesinnt. Die Wahl eines Pfarrherrn ist eine die Nachbarschaften tief aufregende Frage. Denn der würdige Pfarrherr soll — wiewohl man „guten Ausspruch" von ihm verlangt — weniger ein gelehrter Kanzelredner, als vielmehr ein Mann sein, der dem Bauer in allen seinen Lebensverhältnissen, in Schule, Familie, Wirtschaft, in Krankheit, Schmerz und Freude mit Rat und Tat zur Seite steht. Ja, man legt fast ebensoviel Gewicht auf die Eigenschaften der Frau Pfarrerin; sollen doch diese beiden Menschen im schönsten und schwersten Sinne des Wortes als Vater und Mutter der Gemeindefamilie vorstehen. Des Sonntags erscheint der Hausvater mit Kind und Kegel in der befestigten Kirche, und der Wohlehrwürdige muß auch den kleinen Störenfried, der in der Kirche spazierend umherwandelt, ja wohl gar schreit, mit in Kauf nehmen. Der sächsische Bauer ist konservativ, und wer wollte dem ehrenfesten Geschlecht das fromme Festhalten am bewährten Guten verargen? Mag man ihm immer Trotz vorwerfen, wenn er sich gegen Zusammenlegung von Grundstücken, gegen das Abschaffen des von den Urvätern ererbten Pfluges sträubt. Aber bekanntlich hat er Grund, mehr festzuhalten, als vielleicht gut und nötig, um nur etwas von seiner Eigenart zu behalten.

9. Nach Rumänien.*)

Das junge Königreich Rumänien hat sich unter dem Hohenzollern Karl politisch und wirtschaftlich in staunenswerter Weise gehoben. Als der junge Prinz 1866 seinen Einzug in Bukarest hielt, gab es dort nur niedrige Häuser, keinerlei nennenswerte öffentliche Gebäude, das Palais befand sich in einem Zustande des Verfalls und der Armseligkeit, daß er verwundert fragte, wozu dort ein Posten aufgestellt sei; die Gassen waren ungepflastert, und selbst die Hauptstraße hatte tiefe Löcher, die den Wagen gefährlich wurden. Heute ist Bukarest ein Klein-Paris: die Straßen sind sorgsam gehalten, die Hauptstraßen und Boulevards elektrisch beleuchtet, es gibt große öffentliche Gebäude, Denkmäler, Brunnen, Kirchen, Parks und Plätze, Villenviertel. Diese bestehen aus lauter Einfamilienhäusern, dadurch bekommt die Stadt eine riesige Ausdehnung; deshalb die vielen raschen Mietskutschen als Verkehrsmittel, der Führer im russischen Samtrocke mit der bunten Schärpe — das ist das heutige Bukarest.

Herrlich sind die tannenduftenden Karpatentäler, wie z. B. das Peleschtal mit dem Königsitze Sinaja, das Jalomitzatal mit seinem Kloster u. a. Dort an der Eisenbahnlinie Kronstadt-Bukarest liegt das rumänische P e t r o l e u m g e b i e t. Zwischen Waldbergen bahnt sich die Prahowa ihren Weg, im Frühling ein ungestümer Gebirgsfluß, der breithin seine Schotter streut. „Campina!“ ruft der Schaffner. Ein starker Petroleumgeruch entströmt den auf dem Bahnhofe stehenden „Zisternen“, rundbauchigen Eisenbahnwagen, die der Beförderung des gewonnenen Erdöls dienen. Zu beiden Seiten des Flusses ragen hohe holzverschalte Bohrtürme auf als Vorposten einer Armee, die hinter Campina steht. Ein freundliches, walachisches Städtchen mit niedrigen Häusern und blumigen Gärtchen, mit regem Verkehr und zahlreichen Läden; denn seit dem Aufschwung der Petroleumindustrie ist viel Geld unter die Leute gekommen und sind viele Leute auf die Petroleumfelder gekommen. Trotzdem ist im Gegensatz zu amerikanischen Beispielen dem Ort seine anheimelnde Eigenart geblieben. Langsam ziehen vier, acht, zehn der prächtigen hellgefärbten Stiere mit den riesigen geschwungenen Hörnern die schwerbeladenen hölzernen Wagen; in buntgestickten Kitteln und Jäckchen schreiten Bauern und Bäuerinnen einher; auf seinem Pferdchen jagt der Postbote in Landestracht heran; Enten und Gänse schnattern in den Nebengassen; etliche Borstentiere tun sich im Tümpel mit ihrer quiekenden Nachkommenschaft gütlich.

Anders ist das Bild allerdings auf dem Arbeitsfelde der Petroleumgesellschaft „Stern von Rumänien“ in der Nähe von Campina. Sie beschäftigt jetzt 3000 Arbeiter und arbeitet mit einem Betriebskapital

*) Nach einem Werbeblatt zur Jubiläumsausstellung in Bukarest 1906 und einem Aufsatze von Paul Lindenberg im Daheim 1906, Nr. 8. Außerdem Simeon Mehedinţi, Die rumänische Steppe. Ratzelgedenkschrift S. 250 ff. Leipzig 1904 (Dr. Seele & Co.).

von etwa 20 Millionen. Im Jahre 1905 förderte sie 22 000 Zisternen Petroleum zu je 10 000 kg aus der Erde. Dies nur, um die Bedeutung dieser Petroleumfelder zu zeigen. Die Oberleitung liegt in deutschen Händen, auch unter den Beamten sind so viel Deutsche, daß eine deutsche Schule errichtet worden ist. Die rumänischen Ingenieure verdanken dazu ihre Bildung deutschen Hochschulen.

Vor kurzer Zeit noch war Campina ein rege besuchtes Bad mit Schwefelquellen. Ein hübscher Park lag hier, in dem sich ein buntes geselliges Leben während der Sommermonate entfaltete. An jene Zeit erinnert nur noch das weiße Kurhaus, das nun als Kontor der Petroleumgesellschaft dient. Jetzt ragen in kurzen oder längeren Entfernungen Dutzende von hölzernen Türmen auf, die unten verschalt sind und nach oben in spitze Balkengerüste auslaufen. Die weißen Fichtenbretter sind im Umsehen schwarz wie der Erdboden, den die Petroleumfluten netzen; denn wo sie hindringen, ist's selbst mit der ausdauerndsten und genügsamsten Vegetation vorbei. Zwischen den Türmen zahllose Bretterbuden, Häuschen, Hütten; in der Luft ein Gespinst von Telegraphen- und Telephondrähten, eisernen Röhren, die das innerhalb der Türme gewonnene Petroleum in große Reservoirs leiten.

Aus den Kesselhäusern sprüht der Feuerschein zu Türen und Fenstern heraus, weißlicher Dampf quillt stoßweise hervor, es surrt und summt, rattert und rasselt, dröhnt und rollt von Maschinen aller Art. Räder drehen sich in sausendem Schwung, und quietschend bewegen sich holzgeformte Winden — ein sorgsam erdachter und vielgestaltiger Apparat ist nötig, der Erde ihr flüssiges Feuer zu entringen. Die Dampfkraft wird auf große Entfernungen zu den Bohrtürmen in eisernen Röhren geleitet.

Die Bohrung geht oft durch schweres Gestein, bis in Tiefen von 800—1000 m und kostet für das Meter etwa 100 Fr., der Turm selbst etwa 20000 Fr. Zuerst wird eine 5—6 m tiefe Grube angelegt durch die obersten Schotterschichten. Dann führt man weite eiserne Rohre ein und untersucht die Lehmschicht. Das Wasser wird nun abgesperrt, das Bohrloch trocken gelegt, und der Eisenbohrer tritt in Tätigkeit, von Dampfkraft angetrieben. Sogenannte Löffel beseitigen den Schlamm.

Sind alle Vorbereitungen zur Erdölgewinnung getroffen, so hebt der 10 m lange eiserne „Schöpflöffel", der 300—500 kg faßt, mit Motorkraft in bestimmten Zwischenräumen das Öl empor in einen Bottich. Hierbei öffnet sich in der Tiefe ein Kugelventil am Boden des Löffels, der Hohlraum füllt sich mit dem Öl je nach dem Stande des Brunnens drunten, das Ventil schließt sich beim Emporziehen, und oben schüttet der Löffel das geförderte Quantum in den Bottich, von dem Röhren nach dem Sammeltank laufen. Paraffinreiches Erdöl wird in besonderen Fabriken zu Paraffinöl, Vaseline, Benzin, Paraffin, weiterhin zu Kerzen, Streichhölzern verwendet, paraffinarmes gereinigt zu Brennöl oder verarbeitet als Schmieröl. Die Campinafabrik verarbeitet täglich 150 Waggons Rohöl, jeder zu 10000 kg.

In walzenförmigen Versandtonnen aus Eisen befördert die Eisenbahn das Brennöl nach Giurgewo, dem rumänischen Donauhafen, oder nach Constanza am Schwarzen Meere, wo mächtige Eisentanks errichtet sind, aus denen die besonders eingerichteten Ölschiffe gefüllt werden, um nach Deutschland, Frankreich, England, Italien usw. zu fahren. Nicht immer vollzieht sich die Förderung ruhig, oft schießt mit ungeheuerer Macht das mit Sand vermischte Erdöl in „Eruptionen" hervor. Ein solcher 18stündiger Ausbruch lieferte 450 Waggons Öl. Dann müssen von allen Seiten Arbeitskräfte herangeholt werden, Gruben werden rastlos ausgehoben, Dämme gezogen. Einmal wurde bei einem solchen Ausbruch das gesamte Bohrzeug von 400 m fünfzölliger Eisenbohrstangen aus dem Boden gerissen und über den Turm geschleudert. Die Sonnenstrahlen zaubern auf den Petroleumlachen die wundervollsten Farbenspiele hervor.

Andere Petroleumfelder liegen bei Bustinari, zwei Meilen weiter, in wald- und hügelreichem Gelände; dort arbeitet deutsches, französisches, englisches, amerikanisches, holländisches, österreichisches, belgisches und rumänisches Kapital. Hier trifft man auch noch alte bäuerliche Handbrunnen; denn seit Jahrhunderten hoben die Einheimischen hier aus den Erdölquellen Wagenschmiere und Brennmaterial aus tiefen Schächten. Den Arbeitern in der Tiefe wurde mit riesigen Blasebälgen frische Luft zugeführt. Sie füllten Fässer mit dem Öl an; diese wurden mit Winden heraufgezogen und in Bottiche entleert.

Das Mais- und Weizenland Rumänien aber wird bald zu den großen Petroleumländern der Erde zählen und reichen wirtschaftlichen Gewinn aus dieser neuerschlossenen Quelle ziehen, die schon Galizien, das ähnlich am Außenbogen der Karpaten liegt, Segen gebracht hat.

Wenn wir den Flüssen aus den Karpaten durch das hügelige Vorland weiterfolgen, kommen wir in die rumänische Steppe, etwa die Baraganssteppe an der unteren Jalomitza. Noch vor 40 Jahren waren diese weiten Ebenen nur dem Hirten und seinen Herden, der den Sommer auf den Matten des Gebirgs verbracht hatte, ein wärmeres Überwinterungsgebiet. Hier schlug er seine tirla auf am tiefen Steppenbrunnen. Aber seitdem die Donaumündung reguliert und die Klippen des Eisernen Tores gesprengt worden sind, so daß der Wasserweg als Ausfuhrstraße wieder offen stand, hat der Bauer den Nomaden in der Steppe verdrängt, neue Dörfer von fast amerikanischer Regelmäßigkeit sind entstanden — doch die Bauern nennen sich noch immer in Erinnerung an die Nomadenzeit tirlasi. Die Stromauen endlich im Überschwemmungsgebiete sind von wildem Wald erfüllt: dicke Ulmen, um die sich im Herbste gelbe Girlanden der Rebe mit dunkelblauen Trauben schlingen, Weiden und Pappeln u. a. Wasservögel und Stelzvögel aller Art haben sich die Lungka, den Uferwald, zum Wohnort erwählt, der den Menschen mit seinen Sumpffiebern abstößt.

B. Frankreich.

1. Frankreich und die Franzosen. — 2. Paris. — 3. Aus der Vendée. — 4. In den Landes. — 5. Durch die Provence nach Marseille.

1. Frankreich und die Franzosen.

Frankreich bildet durch seine eigentümliche geographische Lage zwar keine so vollkommene Halbinsel wie Spanien, aber doch eine Art Halbinsel, indem seine gute Hälfte vom Meere umpült ist. Ratzel nennt seine Lage „isthmisch“ — nennt es ein atlantisches, ein Mittelmeer-, ein Nordseeland, zugleich aber auch ein kontinentales. Seine Landgrenzen sind durch Hochgebirge gesichert gegen die Mittelmeermächte. Nur gegen Deutschland bleibt ein Gefahrentor offen; denn der Wasgau vom Belchen bis zum Donon kann nicht als Sperrgrenze bezeichnet werden, ebensowenig wie die flachen Ardennen, am ehesten schon der Schweizer Jura.

Von Süden her empfängt Frankreich die mittelmeerische Wärme, vom Westen her den ausgleichenden Einfluß des Atlantischen Ozeans, im Westen gleicht sein Klima dem südwestdeutsch-kontinentalen; z. B. in der Franche Comté. Südenglische Landschaften zeigt die Bretagne, italienische die Riviera. Das Zentralmassiv der Auvergne ähnelt der Eifel, ist viel höher, daher trotz seiner südlichen Lage fast so rauh.

Der Franzose ißt Weißbrot — sein Land ist Weizenland, doch erzeugt es nicht genug davon und ist auf die Einfuhr angewiesen. Nur der Südwesten ist Maisland. Der Franzose ist Weintrinker — sein Land bietet ihm trotz der Reblausvernichtung genug davon, und wo die Traube nicht mehr gedeihen will, kommt das Obst fort, aus dem er seinen Cidre bereitet.

Die feinere Lebenshaltung übt auf den Charakter des Volkes ihren Einfluß: Der Franzose ist im ganzen liebenswürdiger, verbindlicher, höflicher als der Deutsche. Und mag auch dabei viel Phrase mit einfließen, er hat doch den Vorzug glücklicher Leichtlebigkeit, gewandter Lebensführung, anmutiger Menschlichkeit und Geselligkeit — ja er geht so weit darin, daß er oft trotz seines Dranges nach Freiheit zum Sklaven der gesellschaftlichen Form wird. Es begreift sich daraus, daß früher die vornehmen Stände sich in Paris den Firnis feiner Sitte holten, es begreift sich daraus die Luxusindustrie und Modeherrschaft, die Frankreich noch immer ausübt — es liegt zum Teil darin das Übergewicht der französischen Sprache im internationalen Verkehre begründet.

„Was dem ruhigen Beobachter französischer Zustände mehr als alles andere auffällt, ist die Fülle der Widersprüche, denen er darin begegnet. Wie die Stimmung der Nation bald „himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt“, so ihre Schicksale bald glanzvoll blendend, bald elend bemitleidenswert. Leidenschaftliche Teilnahme

am Staatswesen und trostlose Gleichgültigkeit, Begeisterung und Skeptizismus, Routine und Neuerungssucht, schwungvolle Aufopferung und egoistische Beschränktheit, Drängen nach Freiheit und Sichbegnügen im Absolutismus, folgen sich im öffentlichen Leben rasch und beinahe unvermittelt.

„Aberglaube und Unglaube, Unsittlichkeit und Familiensinn, Rhetorik und nüchternster Geschmack grenzen hart aneinander, begegnen sich, vertragen sich im religiösen, im sittlichen und geistigen Leben. Und noch frappanter ist der Gegensatz zwischen dem Privatcharakter und dem öffentlichen Charakter des Franzosen. Leichtsinnig, verschwenderisch, nur seinen Impulsen gehorchend, wenn sich's um den Staat handelt, ist er vorsichtig, sparsam, stets besonnen in seinen persönlichen Lebensverhältnissen. Trotzdem leistet der Franzose als geselliges Wesen das Höchste und ist sittlich, geistig und künstlerisch den anderen europäischen Kulturnationen mindestens ebenbürtig.

„Die Lösung des Widerspruchs liegt, irren wir nicht, im unvermittelten Gegensatze der Charakteranlage und der Geistesrichtung.

Der Rationalismus, die Verständigkeit, ist der Grundzug des französischen Geistes. Er ist im 18. Jahrhundert zu seiner vollsten Entwicklung und zu seinem bestimmtesten Ausdrucke gelangt, hat in der Revolution und dem Kaiserreich die absoluteste Herrschaft erlangt — und offenbart sich noch heute deutlich in seinem bald heilsamen, bald tödlichen Einfluß auf das öffentliche und das Privatleben. Und diese Geistesrichtung verbindet sich mit dem leidenschaftlich erregbaren Temperament und der maßlos vordrängenden Eigenliebe des Kelten, dem das vermittelnde Element sowohl des germanischen Gemüts als auch des sinnlichen Idealismus des Romanen abgeht.“*)

Denn während das Keltentum in den Ostnationen fast restlos aufgelöst wurde, ist es in Frankreich besonders dadurch, daß seine Hauptstadt im gallischen Kerne emporblühte, zur Herrschaft gelangt. Die Eitelkeit, das Schielen nach dem Beifall der Mitwelt benimmt den Franzosen oft den klaren Verstand und umnebelt die scharf erkannten Ziele.

Das französische Volk hat den Menschenverlust von 1870/71 nicht so rasch verschmerzt und wett gemacht als das deutsche. Es ist eine stehende Klage der französischen Statistiker, daß die Bevölkerungsziffer Frankreichs nicht durch den Geburtenüberschuß steigt, sondern fällt — und sich nur durch Zuwanderung auf der Höhe von $38^1/_2$ Millionen zu erhalten vermag seit Jahrzehnten, trotz schwacher Auswanderung. Armee und Flotte brauchen Fremde. Doch hat sich in neuester Zeit eine Besserung gezeigt. Die Bevölkerung verschob sich auch in Frankreich zugunsten der Städte; besonders

*) Nach Hillebrand, Frankreich und die Franzosen. S. 11. (Berlin, R. Oppenheim).

die Industriezentren Lille, Paris, St. Etienne und Marseille übten große Anziehungskraft aus. Solche Städte sind aber nicht Jungbrunnen der Bevölkerung, und so fehlt Frankreich trotz seiner zahlreichen großen Kolonien das Menschenmaterial, das sie besiedeln und an das Mutterland ketten könnte.

2. Paris.

Durch flach ausgegossene Ebene und leichtwelliges Gehügel rollt hinter dem Grenzorte Jeumont der Schnellzug, von Aachen-Köln kommend, nach Frankreich hinein. Überall braune Weizenfelder, auch Weiden mit Knicks wie in Holstein: darauf Rinder, auch Pferde. Gerade Wege, gerade Wassergräben und Kanäle, kerzengerade Pappeln. Die Häuser ärmlich, Rohziegelbau, die Esse am Giebel — Schacht- und Fabrikessen, Plakattafeln längs der Bahngeleise. Endlich Paris! Gare du Nord!

Paris sieht auf dem Plane aus wie ein Schnitt durch einen Baum: Jahresringe und Markstrahlen. Es ist auch ein lebendiger Organismus, der die verschiedensten Funktionen erfüllen muß. Da draußen sind wir durch die dicke Rinde der Festungsmauern gefahren. Die Stadt ist die größte Festung der Erde. Lange Avenuen, Eisenbahnlinien durchbrechen den festen Gürtel und bringen den Menschen- und Warenstrom herzu — und hinaus. Ebenso die Wasseradern, vor allem die bräunliche Seine, die den Kern der Stadt umfließt, die Isle de Cité. Rings um ihn die Wachstumsringe der Stadt, alte Festungsgürtel, die in Promenaden verwandelt sind, deren Name Boulevards (= Bollwerk) noch ihre alte Bestimmung verrät.

Von dem schlanken, stolzen, eisengenieteten Eiffelturm übersieht man das ungeheuere Stadtbild, aus dessen Häuserkarrees hier grüne Jardins und Bois mit Blumenbeeten und Bildsäulen lebendig hervortreten, dort Fabrikessen, hier Kuppeln, wie die des Invalidendoms mit dem Kaisergrabe, oder gotische Spitzentürme mit Krabbenleitern und durchbrochenen Spitzbögen, wie Notre dame, emporsteigen. Und weiterhin gleitet das Auge an dem Bogen der Seine hinaus auf die von Forts besetzten, mit Villen und Schlössern, mit Dörfern und Vororten übersäten Randhöhen des Pariser Beckens: es ist, als wäre das Menschenleben zu unseren Füßen von diesen Höhen hierher zusammengeflossen — von dem ringförmigen Uferkranze des alten tertiären Seebeckens.

Es ist sehr schwer, das geographische Charakterbild einer modernen Großstadt zu zeichnen; zu vielseitig hat der Mensch das Stück Erde, darauf sie steht, bearbeitet, verwandelt nach seinem Willen; durch Überbauten, durch Hochbauten die Fläche verdoppelt, vervierfacht usw., durch Tiefbauten sie unterwühlt, kanalisiert, dem Verkehr dienstbar gemacht — und die Grundfläche selbst, der alte Erdboden, der doch auch einst Naturboden war, ist längst mit einer dicken Kulturschicht vergangenen Lebens bedeckt, er ist nicht mehr

zu sehen; er wird beständig neu verteilt, neu organisiert und dienstbar gemacht, hier als Gartenanlage einen Schein von Naturwüchsigkeit wahrend, dort gepflastert, beschient als Verkehrsbahn dienend, hier — und das zumeist — hoch bebaut. Aber wie verschieden wieder die Baufläche organisiert ist: hier hat sie religiöse Macht des Mittelalters mit einem Kunstwerk aus Sandsteinen bedeckt, jeder spiegelt in seiner Form ein Stück Arbeit längst untergegangenen frommen Menschenwillens, hier wieder zeugen die Bauten von reiner, künstlerischer oder nationaler Begeisterung, von stolzer politisch-sozialer Gemeinarbeit, von der kraftvollen Herrennatur prachtliebender Fürsten, von der naturknechtenden Kraft der Technik, von dem nüchternen Geldegoismus der Unternehmer — kurz, alle Seiten menschlicher Betätigung kommen hier auf engem Felde räumlich zum Ausdruck — wer wollte sie fassen?

Paris ist für die Ausbildung des modernen europäischen Großstadttypus mit seiner Entwicklung tonangebend gewesen nach vielen Seiten hin, nicht zum wenigsten für die deutschen Großstädte. Schon die technischen Ausdrücke für unsere breiten Baumstraßen = Alleen, für unsere Hochbauten mit ihren souterrains, parterres, étages, mansardes bezeugen diese Herkunft. Paris vereinigt alles in sich, was eine Stadt groß macht, es ist Festung, es ist Markt, es ist Industrie-, es ist Kunst-, es ist Universitätsstadt, es ist Vergnügungsort und Luxusstadt, es ist eine alte Königsresidenz, es ist Verwaltungsmittelpunkt — nach all diesen Seiten ist diese Großstadt entwickelt seit alters; denn sie war stets das Haupt und Herz eines großen Landes.

Das geographische Charakterbild muß vor solcher Mannigfaltigkeit zur Skizze werden, und wir greifen aus der Fülle der Erscheinungen das heraus, was für diese Großstadt am interessantesten und charakteristischsten ist: den Menschen. Denn Paris ist mit seiner milden Luft schon eine halbsüdliche Stadt, in der das Menschenleben im Freien pulsiert — die liebenswürdige Rücksicht allem menschlichen Tun gegenüber, sei es gut oder böse, nützlich oder schädlich, die man hier übt, gibt überdies dem Pariser Leben eine reizvolle Vielgestaltigkeit, die es vom Leben in anderen Großstädten Europas durchaus unterscheidet. „Das ist gerade das Einzigartige an Paris, daß es nordisches und südliches Leben in sich vereint; diese Großartigkeit des Geschäftsverkehrs, die mit London wetteifert, und diese Buntheit und Fröhlichkeit des Straßenlebens, die an Italien gemahnen; eine Vielgeschäftigkeit, die den Kopf verwirrt, und ein süßes Bummelleben, das verführerisch lockt.“*)

Der Mensch tritt in jeder Großstadt zunächst als Massenerscheinung im Landschaftsbilde auf — in bestimmten Bahnen, nach bestimmten Gesetzen flutet der Menschenstrom hier vorwärts, schwillt und ebbt, staut sich, bildet Wirbel, versiegt. Bald rauschend

*) Von hier ab nach Walther Gensel, Paris. Leipzig 1900 (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung).

wie eine Brandung, bald summend wie ein Bienenschwarm klingt es aus der Rue Royale herüber, als käme es von dem prächtigen Säulenportikus der Madeleine her, die an der Mündung der volkbelebten Boulevards steht. Nur in den letzten Stunden vor dem Morgengrauen sind sie leer, oft aber faßt das von hohen Häusern eingeschlossene, von breiten, baumbepflanzten Fußsteigen und asphaltierten Fahrdämmen gebildete Verkehrsbette kaum den Strom von Menschen aller Art, von Equipagen, Geschäftswagen, Automobilen, Radfahrern — von Droschken und hochbordigen Omnibussen, von Mailcoachs und Kremsern, die zu den Rennen nach Auteuil fahren oder nach Versailles — von sonderbar und auffällig ausstaffierten Reklamewagen. Auf den Fußsteigen zwischen den Plakatsäulen, Polizeiposten, Zeitungskiosken, Bäumen, Laternen einerseits und den planenbedachten Stuhl- und Tischreihen der Kaffeehäuser, den Zeitungs- und Büchertischen der Buchhandlungen, den zahlreichen bunten Auslagen der Toilettegeschäfte u. a. windet sich der bunte Strom der Fußgänger hindurch: Modedamen in blendenden, rauschenden Seidenkleidern, Lumpensammler in armseligen Fetzen; Müßiggänger in tadellosem Gehrocke und glänzendem Zylinder, Arbeiter in Bluse und Sammethosen; „dort kreuzt ein amerikanischer Dandy mit bunter Leibwäsche und aufgekrempelten Beinkleidern einen deutschen Professor in Brille und Schlapphut; hier trifft eine baedekerbewaffnete Miß mit einer schmucküberladenen Spanierin zusammen. Neugierige Schwarze aus Tunis und Madagaskar betrachten mit blödem Lächeln die Wunder der Stadt, die ja auch ihre Hauptstadt ist. Das altmodische Kleid und das selbst zurechtgestutzte Hütchen der deutschen Lehrerin erregt das Mitleid des kleinen, einen mächtigen Karton tragenden Ladenmädchens, das in ihrem eiligen Vorübertrippeln sonst nur noch Blicke für die Schätze der zahlreichen Juwelierläden hat. Hier begegnen uns Maler vom Montmartre mit wallenden Haaren und merkwürdigen Sammetjoppen, da kommt ein Pärchen aus dem lateinischen Viertel auf uns zu . . . Ein Geistlicher mit seinen Zöglingen, ein greiser Kapuzinerpater, Diener der großen Bankhäuser in Dreimastern und blauen Schoßröcken, Austräger der großen Modemagazine, Briefträger, Telegraphenboten, barmherzige Schwestern, Kommissionäre, Polizisten — Offiziere sind selten, sie gehen meist in Zivil aus, doch zeigen Kavallerieoffiziere und afrikanische Offiziere gern ihre hübsche Uniform; auch Turkos und vor allem die Spahis ihre Turbane und weiten Mäntel . . . Sinnverwirrend ist der Lärm: das Knallen der Peitschen, das Fluchen der Kutscher, das Tuten der Omnibusse, das Klingeln der Radfahrer, das Rasseln der Räder, das Schnaufen der Autos und über dem allen schwebend das Schreien der Camelots, der Gelegenheitshändler mit allerlei scherz- und zweifelhaften Kleinigkeiten und das Brüllen der Zeitungsjungen.“ Dazu kommt das Fischweib, das mit schrillem Gesang seine blinkende Ware anpreist, der Ziegenhirt und der Eselmilchverkäufer, die Käsefrau, der Glaser, der Kleidertrödler,

der Lumpensammler, der Rohrstuhlflicker, der Scherenschleifer, der Käufer alter Zylinderhüte, das Blumenmädchen — bald heisere Männer-, bald schrille Frauenstimmen. Auch der Straßensänger mit der Fiedel und der Leierkastenmann sind hier tätig und haben ihr Publikum, selbst der Possenreißer, der Jongleur kommt gelegentlich aus den Vorstädten ins Innere und produziert sich auf offener Straße. — Solche und ähnliche Typen kann man mit Muße an einem milden Abende vom Marmortische eines Boulevardcafés aus studieren. „Der Menschenstrom ist am stärksten kurz nach dem Diner, d. h. abends zwischen 8 und 10 Uhr. Dann wird es stiller bis kurz vor Mitternacht. Da mit einem Schlage regt sich das Leben von neuem, die Wagen drängen sich wie in den Stunden des regsten Tagesverkehrs, die Trottoirs sind überfüllt. Die Theater sind nämlich zu Ende, und Tausende suchen die Cafés auf, um zu soupieren oder wenigstens ein Glas Bier zu trinken. Die meisten Leute, die jetzt noch vorübergehen, haben kein zu Hause; am Tage findet man sie an den Umwallungsmauern oder auf den Bänken in den Anlagen schlafend. Etwa halb zwei Uhr werden die meisten Laternen ausgedreht, die Tische und Stühle hereingenommen, die Kellner erscheinen mit Besen, hier und da rasseln die schweren Rolläden nieder. Die Straße ist einsam geworden, die verdächtigen Gestalten, denen man Müßiggang, Trunksucht und Ausschweifung ansieht, mehren sich. Wir winken einer Droschke: „Heda, Alterchen, geht's schon nach Hause?“ „Jawohl mein Herr.“ „Für wieviel nehmen Sie mich denn mit, ich wohne in Ihrem Quartier?“ „2 Frank 25 ist die Taxe.“ „Ja, das weiß ich selbst. Wie wär's mit 30 Sous?“ „Ne, unter 40 tu ich's nicht!“ „Na, sagen wir 35.“ Und die Sache ist abgemacht“.

Außer den Droschken gibt es zahlreiche Omnibuslinien, die langsam aber sicher durch das Straßengewühl befördern: dreißig Centimes im Innern, fünfzehn auf dem Verdeck. An den Kreuzungspunkten sind Bureaus, die das Einsteigen durch Nummerausgabe regeln. In den äußeren Stadtteilen sind die gemütlichen Omnibusse durch Pferdebahnen ersetzt worden; für den Vorortsverkehr gibt es Dampfstraßenbahnen und elektrische Bahnen. Seit der letzten Weltausstellung hat auch Paris eine Untergrundbahn, die Metropolitain, die ein gut Teil des Verkehrs im Stadtinnern unter den Straßentrakt verlegt. Selbstverständlich wird auch die lange, vielfach gewundene Wasserstraße der Seine ausgenutzt. Fliegen (mouches) und Schwalben (hirondelles) nennt der Pariser die kleinen Dampfer, die ihn rasch durch die Mitte der Stadt oder auch hinaus nach Meudon oder Saint-Cloud tragen.

Die beliebtesten Erholungs- und Raststätten der Pariser liegen innerhalb der Stadt. Der Tuileriengarten am rechten Seineufer ist der große Kinderspiel- und -tummelplatz, und um den Springbrunnen sammelt sich Jungparis, um Schiffchen schwimmen zu lassen. Trotz der Lage mitten in der Stadt scheint er entfernt vom Staub und

Lärm, ein ruhiges Eiland im Strudel des Verkehrs. Lustige Kinder trifft man auch auf den Champs-Elysées, wo sie dem Kasperletheater, er heißt hier Guignol, zuschauen und zuhören. Selbst im Winter sind die Bänkchen vor seinem Zelt dicht besetzt. Am liebsten aber suchen Mütter und Ammen den Luxemburggarten auf, dort vergnügen sich auch die Pensionäre und Rentner, dort erholt sich der Student im Tennisspiel usw. Des Sonntags tummelt sich das Volk draußen auf den Rasenplätzen und unter den efeuumrankten Bäumen des Bois de Boulogne; man hält ein déjeuner sur l'herbe in Hemdsärmeln, schläft, spielt und schaut dem Korsofahren der vornehmen Welt und Halbwelt zu, den Reitern und Radlern, den Automobilisten.

Das ist das skizzenhafte Bild des Pariser Lebens in dem Herzen der Dreimillionenstadt. Von allen Seiten müssen die Eisenbahnen Nahrungsmittel für diese Menschenmenge herantragen: die „Hallen", der ventre de Paris, wie sie Zola nennt, zeigen, wie Tag und Nacht die Zufuhr und die Abnahme anhält: Riesenmengen von Fleisch, Wildpret und Geflügel, Fische aus der Seine und vom Meere, dazu Hummern, Austern, Südfrüchte aus der Provence, aus Spanien, Gemüse, besonders Brunnenkresse und Artischocken aus den Vororten, im Winter aus den Gärten des algerischen Tellatlas usw. Weithin zieht also Paris als Abnehmer seine Kreise — weiter reichte einst sein Einfluß als Stadt der feinen Sitte, des Luxus und des Geschmacks, der Kunst und des Kunstgewerbes: er besteht noch, aber der Bannkreis ist immer enger geworden. Wir Deutsche stehen seit 1870 nicht mehr darin — und doch besucht der reiselustigere Deutsche Paris viel mehr als der Franzose unsere deutschen Großstädte.

3. Aus der Vendée.*)

Wer ein Stück eigentümlichen, unverdorbenen französischen Landlebens kennen lernen will, der folge uns nach der Vendée, jener Landschaft an der französischen Westküste, die im Norden fast bis zur Loiremündung, im Osten fast bis zu den Hauteurs de la Gatine reicht, während sie im Süden durch das Küstenflüßchen Sèvre begrenzt wird. Man unterscheidet von der Küste aus drei, ihrem Charakter nach verschiedene Gebiete, das Sumpfland (Marais), die Ebene (Plaine) und das Waldland (Bocage).

Im Küstensaume, dem Sumpflande, hat man deutliche Zeugnisse dafür, daß im Schutze der steinernen Brustwehr der Bretagne das Land auf Kosten des Meeres wächst. Einige zwanzig Hügel sind ehemals Inseln gewesen. An der Südgrenze, im Gebiete der Sèvre sind gegen 200 qkm vom Meere frei geworden, sie bilden heute sehr fruchtbare Äcker. Im allgemeinen ist das Marais teils sandig,

*) Quelle: F. v. Hellwald, Frankreich in Wort und Bild. Bd. II. Leipzig 1886 (Schmidt & Günther).

teils mit großen Sümpfen bedeckt, welche Dünste entsenden, die die Luft verpesten. Mit dem Bienenfleiße des Holländers hat der Vendéer die Moräste mit Kanälen durchzogen, und die entwässerten urbar gemacht. Der so gewonnene Kulturboden liefert vortrefflichen Hanf, Getreide, Gemüse, während auf den Weiden ein kräftiger Schlag von Pferden, Rindern und Hammeln gezüchtet wird. Mit besonderem Erfolg werden Maultiere gezogen, die wegen ihrer Güte geradezu erstaunliche Preise (bis 7000 Franken) selbst auf spanischen Märkten erzielen, während die Stiere, unter dem Namen „Chollet“ bekannt, auf den Schlachthöfen von Paris Staat machen. Sehen wir ab von den hohen Bäumen an den Rändern des Sumpflandes, so gewährt dasselbe bei dem Mangel an Städten und Dörfern und dem das Auge ermüdenden Reichtum an Wassergräben und Viehherden einen einförmigen Anblick. Man wohnt in dem Marais mehr in Meierhöfen, die von Baumgruppen umschattet sind, und es ist lustig anzusehen, wenn am Sonntagmorgen eine Unmenge kleiner Kähne daraus hervorsticht, um den Weg zur Kirche zu nehmen. Freilich sitzen nur weibliche Personen in den Fahrzeugen; die jungen Burschen eilen quer durch die Sümpfe dem Kirchturme zu, in der Hand den 3 m langen Springstock, mit Hilfe dessen sie sich über die oft 7 m breiten Gräben hinwegschwingen.

Schön ist der Menschenschlag, der dies Sumpfland bewohnt. Hoch ist sein Wuchs, frisch die Gesichtsfarbe, natürlich sein ganzes Gebaren; wohl stehen dem jungen Mann der an der einen Seite aufgeschlagene, mit hellfarbigen Schnuren umwundene Hut, die Weste von weißem Flanell, die weiten Beinkleider und der grellbunte baumwollene Gürtel. Eigentümlich ist den blondhaarigen Sumpfbewohnern auch ein entschiedener Haß gegen die Nachbarn aus dem Waldland, obwohl man sonst Übereinstimmung findet in den religiösen und politischen Meinungen, und obwohl man 1793 bis 1796 zur Zeit des „großen Krieges“ tapfer und erfolgreich zusammenhielt gegen die Revolutionsheere.

Die Bewohner des Marais pflegen die Nachbarn aus dem Bocage mit dem Schimpfnamen Dannions zu belegen, das soviel als „verdammte Menschen“ bezeichnen soll. Und ein Waldbewohner, der sich ins Innere des Sumpflandes wagt, ist bald von einer Kinderschar umringt, die ihm höhnend zuruft: ah Dannion, Dannion saraillon! Das letztere Wort bedeutet soviel als eingeschnürt, da er engere Hosen trägt als sein Nachbar. Unser Maraichin ist lebhaften Temperaments, zum Zorn geneigt, schwer lenkbar, gegen Fremde zurückhaltend, während er gegen erprobte Freunde die größte Zutraulichkeit und Gastfreundlichkeit beweist. Seine Wohnung, freilich oft nur aus Lehmmauern und Rohrdach bestehend, zeigt im Innern peinliche Sauberkeit. Nur der reichere Maraichin ist imstande, dem einkehrenden Besucher ein Glas Wein vorzusetzen; aber dankbar wird auch der ärmste sein, wenn du dich mit ihm

niedersetzest auf eine der Lehmbänke, die den Herd umgeben, worauf ein Feuer von Ochsenmist lodert, und wenn du dann den Tabaksbeutel öffnest und ihm eine Handvoll des Inhalts anbietest. Dann geht ihm das Herz auf. Das Rauchen ist eine so eingefleischte Sitte, daß ihr sogar der Knabe huldigt, und daß man sofort, wenn man den heiligen Raum des Gotteshauses hinter sich hat, aus dem Gürtel das rote Tonpfeifchen zieht, in Gruppen zusammentritt und sich gleich dem Volke Israel im Lande Sinai durch eine Wolke einhüllt.

Auch die Frauen des Sumpflandes besitzen entschieden hervortretende Charakterzüge; Haltung und Bewegung zeigen Ungezwungenheit, rasch und keck ist ihr Gang. Am Sonntagabend versammeln sich beide Geschlechter vor einem der zahlreichen Wirtshäuser. Die jungen Mädchen sind leidenschaftliche Tänzerinnen, und ihr Anzug zeugt von großer Sorgfalt. Um die Reinheit und Weiße des Teints zu wahren, bringen sie vorn an der Haube ein Stück Papier als Schirm an, das Gesicht vor den bräunenden Sonnenstrahlen zu sichern. Das ungemein üppige Haar dreht man zu einem Knoten zusammen, den die Bewohnerin des Sumpflandes auf dem Hinterkopf befestigt und im Sommer mit einer Haube, im Winter mit einer Kapuze bedeckt.

Zwischen Marais und Bocage breitet sich die Plaine, die Ebene der Vendée, aus, die zwar an der Südgrenze dürres Land mit Kalkboden, sonst aber fruchtbare Flächen mit Getreide und Weingärten besitzt. Sie bildet den Übergang zum Bocage, zum Waldland, dem eigentlichen Herzen der Vendée. Hier finden wir auch die Hauptstadt der ganzen Landschaft, die 1804 in Form des Schachbretts angelegt und dem Kaiser zuliebe Napoléon-Vendée genannt wurde; bei der Rückkehr der Bourbonen 1814 wurde daraus ein Bourbon-Vendée, während sie gegenwärtig unter dem Namen Roche-sur-Yon auf den Karten nicht zu finden ist; sie ist ein unbedeutendes Landstädtchen.

Das Bocage, das Waldland ist gekennzeichnet durch den Holzreichtum, der der rodenden Tätigkeit immer mehr weicht; neben diesen reich bewässerten Gebieten liegen sonnige, sandige Heiden, Weingelände, sattgrüne Wiesen und auf dem gewellten Terrain wohlangebaute Felder, welche durch die geschichtlich berühmten hohen Hecken voneinander getrennt werden. Tiefe Hohlwege, beschattet von den Alleebäumen zu beiden Seiten, führen nach den Dörfern, deren stattliche Höfe von der Wohlhabenheit der Insassen Zeugnis ablegen. Auffällig sind die zahlreichen Kreuze, die uns an jedem Kreuzweg aufstoßen, und die von den Verwandten eines Verstorbenen dort aufgepflanzt wurden, als man seine sterbliche Hülle vorüberführte. In ihrem abergläubischen Sinn meinten sie auf diese Weise der Seele des Verstorbenen die Ruhe zu sichern, die sonst durch die besonders an Kreuzwegen sich umhertreibenden Hexen, Kobolde und andere Unholde leicht gestört werden könnte.

Die Vendée ist so recht ein Sitz der fröhlichen Volksstimmung, die sich sowohl in den Liedern wie in den volkstümlichen Tänzen kundgibt.

Die Volkspoesie schuf und schafft hier Lieder für den täglichen Gebrauch in allen Lebenslagen, Rund- und Tischgesänge, Weg- oder Wanderlieder, ja sie verstieg sich sogar zu einem Ochsentreibergesang, welcher in einer Reihenfolge von außerordentlich lange ausgehaltenen Tönen besteht und den trägen Schritt des Ochsengespanns die Taktteile bezeichnen läßt. Diese Gedichte, zum Teil Augenblickserzeugnisse, sind weniger fesselnd durch die sehr selten poetische Sprache, als vielmehr durch die wehmütig klagenden, ergreifenden Melodien, welche mit dem Anblick der düsteren Wälder zusammenzustimmen scheinen. Ein solches Augenblickserzeugnis ist der „Kuchentanz“. Vor den Neuvermählten steht ein mit Dornenzweigen ringsum besteckter Kuchen, kleinere vor den übrigen Hochzeitsgästen. Auf ein gegebenes Zeichen erhebt sich einer der jungen Burschen, ergreift den zunächst stehenden Kuchen, hält ihn hoch über den Kopf und tanzt damit nach der Mitte des Speisesaals. Drei oder vier andere Burschen folgen ihm, mit Tellern und Gabeln bewaffnet, die sie taktmäßig aneinanderschlagen; singend umkreisen sie den ersten und suchen mit den Gabeln ein Stück seines Kuchens zu erhaschen. Der Kampf endet mit einem tapferen Zechen, wobei der Kuchen verteilt wird. Was aber dem Fest der Vendéer seine eigentliche Würze verleiht, das ist das Knallen und der Pulverdampf. Der Besitzer einer alten Pistole ist der Held des Festes. Man schmeichelt und liebkost ihn, nur um die Gnade zu erlangen, etwas Pulver verpuffen zu dürfen. Und wenn die Tänzer erlahmen und die Geiger ermüden, dann werft einen Sprengschuß unter die Menge, und springend und jauchzend wirft sie sich der Freude wild in die Arme. Bei ernsteren Festen, wie am Johannistage und bei Rundreisen des Diözesanbischofs, müssen Freudenfeuer das Schießen ersetzen, und lange streiten sich dann die Hofbesitzer des Kirchspiels, wer dem Hochwürdigen — wenn die Wege für Pferdegeschirre „glücklicherweise“ zu schlecht sind, die nötigen Stiere zum Vorspann liefere. In ihrer Fröhlichkeit, in ihrer Frömmigkeit, in ihrer gesunden Kraft des Leibes und der Seele, in ihrer zähen, am Alten hängenden, treuen Art sind die Vendéer die Tiroler Frankreichs.

4. In den Landes.*)

Die Küste Frankreichs zwischen der Gironde und dem Adour ist durch eine ziemlich hohe Dünenkette vor der zerstörenden Tätigkeit des Ozeans geschützt; nur ein einziges Mal zeigt sie einen

*) Quelle: F. v. Hellwald, Frankreich in Wort und Bild. Bd. II. Leipzig 1886. (Schmidt & Günther).

bedeutenden Einbruch an der Stelle, wo sich die Bucht von Arcachon gebildet hat. Nicht mit heftiger Brandung schlägt die Welle an diesen Uferrand; denn schon lange, ehe sie ihn erreicht, ist ihre Kraft gebrochen durch die Sandbänke, vor welchen zahlreiche Leuchttürme den Schiffer warnen wollen, und doch ragen gleich den Gerippen gefallener und vom Sande halbverwehter Kamele die Wracks gestrandeter Schiffe zahlreich aus dem Wasser zur Zeit der Ebbe hervor. Hinter diesen Dünen liegt die öde Heidelandschaft der Landes, in früherer Zeit Vasconien, jetzt Gascogne genannt. Auf einer undurchlässigen Lehmschicht („Alios" genannt) ruht eine Sandlage, die — durchglüht im Sommer und durchfroren im Winter — nur dürftige Heideflora zeitigt: Farne, Binsen, Ginster usw., und die früher nur wenigen dürren Schafen dürftige Weide bot. Dazu kam, daß durch unverantwortlichen Leichtsinn in der Forstverwaltung zur Zeit Ludwigs XIV. die Dünen entwaldet wurden, so daß der Sand durch den Westwind ins Innere getrieben wurde und alles unter seinem feinen Staube begrub. Endlich kam man auf den rettenden Gedanken, die Dünen zu bepflanzen mit Sandgras, Rohrbinsen, Ginster, Waldrebe, Fichte usw., deren Wurzelgeflecht die Sandkörner festbannte. An einigen Stellen wandte man auch ein ganz besonderes Verfahren an, um die Dünen festzulegen, „Clayonnage" genannt; man errichtete nämlich auf dem Scheitel der Dünen kleine Beete, die man mit 30—45 cm hohen Lehmwänden umgab, und in diese Beete säte man den Grassamen, der nun vom Winde nicht weitergeführt werden konnte.

Sobald die Festlegung der Dünen geglückt war, waren die Versuche, die Landes ertragsfähig zu machen, nicht umsonst; man legte Gebüsche an, forstete mit Fichten und Strandkiefern auf, entwässerte versumpfte Stellen und hat die begründete Hoffnung, diese 424271 ha seither toten Bodens der Kultur zu erobern. Man braucht nicht gar weit südwärts von Bordeaux zu wandern, und schon sieht man sich in der trostlosen Einöde, welche nur hier und da durch eine Hütte, die inmitten einiger Mais- und Hirsefelder steht, oder durch einen Ochsenkarren unterbrochen wird. Die zahlreichen Moose und Flechten geben dem Sandboden doch wenigstens ein buntes Aussehen, wenn sie auch seine Unfruchtbarkeit nicht ändern, und übrigens steht neben der üppig wuchernden Besenheide, neben Binsen, Ginster, Farn, auch so manche Heideblume mit lieblicher Blüte, so die Erica ciliaris, die Meerzwiebel, das Veilchen, wilder Flachs u. a. Die Bewohner des Landes nähren sich da am besten, wo die Fichtenbestände ausreichend sind, um eine lohnende Ernte aus dem Terpentin zu erzielen, das man durch Anzapfen der Bäume ungefähr $3^1/_2$ m über dem Boden gewinnt. Unzählige Gefäße aus Blech, Ton, Gußeisen sammeln die Tropfen vom Harzblut des Baumes, und so morden die Besitzer zuweilen durch zu zahlreiche Bohrlöcher die mühsam aufgeforsteten Fichtenbestände vorsätzlich hin. Einen schönen Gewinn werfen auch jene freilich dünn gesäten Strecken ab, wo man

die Korkeiche anbaut; vom 50. Jahre kann man diesen nützlichen Baum alle 7—8 Jahre abschälen, und erst im Alter von 200 Jahren ist er abgenutzt. Der Kork dieser Landstriche genießt einen ausgezeichneten Ruf, weil er sehr biegsam und ohne große Blasenräume ist. Außerdem bilden auch die Eicheln ein vortreffliches Mastfutter für Schweine und Schafe.

Die Einwohner des Landes sind gascognischen Geblütes, klein von Gestalt, schwächlich, abgemagert, ihre Gesichtsfarbe ist gelblich wie bei Leberleidenden, aber glänzend schwarzes Haar wallt ihnen oft bis auf die Schultern herab. Den Grund des krankhaften Aussehens möchte man ebensowohl in den Sumpffiebern als auch in der Neigung zum Trinken erblicken. Ihre Tätigkeit erstreckt sich auf Viehzucht, Kork- und Harzsammeln, Korkschneiden, Kohlenbrennen, Fischfang, und im Süden, wo der Boden fruchtbarer wird, auch auf Land-, Obst- und Weinbau. Die Bevölkerung, gewöhnlich „Lanusquets“ genannt, gliedert sich in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht in drei Stände, Eigentümer, selbständige Ansiedler und Pächter. Der erste ist ein braver, guter Mensch, gastfrei, ein guter Ehegatte und Vater, verwaltet die Gemeindeämter, nimmt besonders das Geschäft des Handels für sich in Anspruch. Ungefähr die gleichen Eigenschaften entwickelt der Ansiedler, nur daß ihm zufolge seiner geringeren Bildung der feinere Schliff abgeht. Der Pächter oder Meier ist tot für alles, was nicht mit seiner Arbeit unmittelbar zusammenhängt; er fügt sich teilnahmlos in die Abhängigkeit von seinem Eigentümer, ja auch in seinen Familienverhältnissen ordnet er sich wie in der Patriarchenzeit dem Urteile des Familienältesten und der Hausfrau unter. Die Nahrung des Heidebauern besteht in Geflügel, den Schweinen und Schafen der eigenen Herden, aus Kohl und Rüben, die er selbst im Garten zieht, aus Brot von grobgeschrotenem Korn und einem eigentümlichen Nationalgericht, „Cruchade“ genannt, das aus Kügelchen von Mehl und Salz bereitet wird, die man in Wasser kocht.

Der größte Teil der Lanusquets, besonders die Schaf- und Ochsenhirten, sowie die Harzsammler führen ein Nomadenleben. Eigentümlich ist entschieden die Art und Weise der Fortbewegung in jenen Gegenden, wo Heidekraut und Ginster hohe, fast undurchdringliche Dickichte bilden, wo Sümpfe unter dem Fußtritt weichen und fiebererzeugende Aushauchungen entsenden, wo zahlreiche gefährliche Tiere, besonders Wölfe, den arglos Hinschreitenden gefährden: man bewegt sich nämlich, ja man bringt einen großen Teil des Lebens auf 2 m hohen Stelzen zu. Die Lanusquets üben sich von frühester Jugend auf diesen verlängerten Beinen, und erlangen in ihrem Gebrauch eine solche Gewandtheit, daß sie damit gemessen über Schilf und Ginster hinwegsteigen, sich in scharfen Trab setzen, ja darauf tanzen und walzen nach den Klängen des Dudelsacks. Ein langer Stock dient ihnen als Balancierstange beim Gehen, als Stütze, wenn sie ausruhen und während dieser Muße

der Kunst des Strümpfestrickens obliegen. In den Steppen von Médoc bedienen sich nicht nur Hirten, sondern auch Kinder und Frauen der Stelzen. Die Schäfer bewachen auf ihren Stelzen stehend die Herden, halten sie trabend und Dornen, Flugsand und Sümpfe unverletzt überfliegend zusammen, und eilig entweichen die scheuen Männer dem etwa auf sie zukommenden Reisenden. Sie führen ein unstetes Wanderleben; nachts finden sie einen Unterschlupf in den überall zerstreut stehenden Hütten oder „Parcs", während sie im Sommer bei ihren Familien nur einkehren, um die Nahrungsvorräte zu ergänzen. Wenn der Eisenbahnzug von Bordeaux nach Bayonne durch ihre Einöde braust, so eilen sie neugierig herzu; er ist die einzige Unterbrechung ihrer Einsamkeit. Ihre Schafe sind klein, die Wolle grob und leicht, das Fleisch wenig nahrhaft.

Ein gleich einsames und unstetes Leben führt der Ochsenhirt, der in einem zweirädrigen Karren alle seine Lebensbedürfnisse und auch die Häute der getöteten Stiere mit sich führt. In oder unter dem Wagen ist sein Nachtlager. Er verwächst vollständig mit seinen Tieren; erst müssen sie gefüttert sein, ehe er an sich denkt; erst müssen sie schlafen, ehe er sein Lager sucht. Die Tiere zeigen sich dafür erkenntlich, sofern sie nur aus seiner Hand das Futter annehmen. Die großen Karren, „Cros" genannt, haben ein altertümliches Aussehen; an einem Doppeljoch, das mit Schaffell ausgekleidet ist, ziehen die Ochsen die schweren Fahrzeuge. Die Stiere sind zum Schutze gegen plagendes Ungeziefer mit Decken von weißem Linnen überzogen und machen in diesen weißen Hemden einen merkwürdigen Eindruck.

In den Dörfern an der Küste leben die Fischer und Harzsammler. Die Fischer sind heiteren Gemüts, wohlgestaltet, von frischer Gesichtsfarbe, sanges- und lebenslustig. In den Dünen haben sie Hütten, die sie nur in der eigentlichen Fangzeit, von Fastnacht bis Ostern bewohnen, wenn sie anstatt auf den heimischen Küstenseen im offenen Meere ihrer Beute nachgehen. Einen rechten Gegensatz zu ihnen bilden die Harzsammler; sie sind hager, hohlwangig, düster-schweigsam wie ihre Heimat, der Föhrenwald. Der Harzer eilt auf Stelzen einher, die sich von denen der Hirten nur durch die größere Höhe unterscheiden. Stets führt er eine Leiter bei sich, welche aus einem einzigen Stück Holz besteht, in das eine Art Treppenstufen eingehauen sind. Mit der linken Hand stellt er diese an die anzuzapfende Fichte, schwingt sich hinauf und schlägt mit der Axt die Einschnitte, aus denen der ölige Saft quillt. Nachdem er ein Sammelgefäß befestigt, ist er mit einem Satz wieder auf dem Boden, springt auf die Stelzen und eilt durch den Waldesschatten zum nächsten Stamme. Der Wortvorrat eines solchen verdüsterten Menschen ist sehr gering, für sein Plattfranzösisch braucht er kaum einige Hundert Wörter. Seine Hütte ist eine Art Blockhaus, gebaut aus Baumstämmen und bedeckt mit Ästen.

5. Durch die Provence nach Marseille.*)

Der Schirokko blies heftig aus Südost und verwandelte die Luft in ein Staubmeer, als unser Reisender in Lyon den Bahnzug bestieg; die Zypressenbäumchen in den Anlagen am Bahnhof bogen sich fast bis zur Erde, und in der Abfahrtshalle mußte an den stillstehenden Wagen die Bremse angezogen werden, damit sie nicht, durch den Sturm getrieben, den Weg nach Norden antraten. Es war im März 1884. Nachdem sich der Zug von Lyon entfernt, fand man die Mandelbäume in voller Blüte, der Pfirsich ließ sich die Blütenaugen von der Sonne wachküssen, die Wintersaat wogte bereits in der Erntefarbe auf und nieder. Regenmangel hatte sich im verflossenen Jahre sehr fühlbar gemacht, und obwohl Regenwolken den Himmel einhüllten, kam es doch über einen Sprühregen nicht hinaus. Merkwürdig öde nahm sich die Rhone aus, keine Flagge, kein Segel deutete Verkehrsleben an, während auf den Bahngeleisen ein Zug dem anderen folgte. Bei Lamanon, wo ein Felsriegel ins Rhonetal vorspringt, gewahrte man die ersten Oliven, die von da ab zu den Charakterpflanzen des unteren Rhonetals gehören. Als man in Avignon anlangte, löste der Mistral, der kühl im Rhonetal herabblies, den Schirokko auf kurze Zeit ab, um dem Afrikaner die Herrschaft sehr bald wieder zu überlassen. In Arles hatte man Gelegenheit, einen interessanten, in natürlichen Verhältnissen begründeten Wechsel im Städtecharakter zu beobachten. Aus dem ehemaligen Hafenplatze ist eine stille Landstadt mit 22000 Seelen geworden. Früher lag sie an einer Stelle der Rhone, wo diese noch größeren Fahrzeugen zugänglich war. Doch größer und größer wurde die Sumpfebene ihres Deltas, die „Camargue“, die sie aus den Trümmern der Alpenberge aufschüttete, sumpfiger aber auch die beiden Mündungsarme, die einen Teil ihrer schwebenden Bestandteile im eigenen Bett absetzten. Die Camargue mag heute 850 qkm umfassen, über welche 3—400 Pachthöfe und nur 9 eigentliche Ortschaften verstreut liegen. Der feuchte Untergrund bedingt ein entschiedenes Überwiegen der Viehwirtschaft, der vier Fünftel des Bodens gewidmet sind; zahlreiche Pferdchen einer kleinen, flinken Rasse, besonders aber Schafherden bevölkern die öde Landschaft.

Wie schon gesagt, beginnt bei Arles die Gabelung der Rhone; wie groß die Versandung der Ausflüsse war, geht am besten daraus hervor, daß man 1864 einen 60 m breiten, 7—9 m tiefen Kanal nach dem südöstlich von Arles am Meere gelegenen Bouc ausschachtete, und doch dient dies kostspielige Bauwerk nur dem Binnenverkehr, den Großhandel hat die ehemalige Hauptstadt des

*) Quelle: Dr. W. Kobelt, Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Frankfurt a. M. 1885 (Moritz Diesterweg).

arelatischen Königreichs an Marseille abtreten müssen. Diesem Kanal entlang führt die Bahn von Arles aus weiter, zuerst noch in jener herrlichen Vegetation, die den vom Norden kommenden Reisenden mit eigentümlichem Zauber umfängt. Plötzlich ist sie verschwunden, und der Zug braust durch eine Steinwüste, die Crau (vom keltischen Craï = Stein), die französische Sahara. Kiesel bedecken den Boden, zwischen denen selbst im Frühjahr nur eine dürftige Vegetation sich hindurchwindet.

Schon den ersten Ansiedlern, den Phokiern griechischen Geblüts, die um 550 v. Chr. Marseille gründeten, fiel dieser wie ein erratischer Block in den Rhonegarten geschleuderte Erdfleck auf, und die Mythe mußte erklären, was dem Verstande zu schwere Rätsel zumutete. Als Herkules, so meinten die griechischen Kolonisten, mit den Rindern Geryons aus Spanien heimwärts zog, traten ihm hier die Eingeborenen feindlich entgegen. Da er seine Pfeile im Kampfe gegen sie sehr bald verbraucht hatte, ließ sein himmlischer Erzeuger plötzlich Steine regnen, die ihm als Wurfgeschosse dienen mußten. Die physische Erdkunde hat jetzt nachgewiesen, daß die Crau der Durance ihre Entstehung verdankt. Diese mündete früher direkt ins Meer und zwar östlich von der Rhone. Sie rollte massige Schuttmengen zum Golfe du Lion, die weicheren wurden zerrieben, nur die Quarzite und andere feste Gesteine blieben unversehrt. Durch Anhäufung dieser Geschiebemengen versperrte sie sich schließlich die eigene Mündung und brach sich westlich durch zur Rhone, ihr früheres Mündungsgebiet als Steinfeld zurücklassend.

Die Crau war früher nur im Winter von Schafherden besucht, die sich während der Sommerglut gleich denen der Camargue auf die Alpenweiden flüchteten. Da kam um 1550 Ingenieur Craponne auf den Gedanken, seiner traurigen Heimat dadurch ein besseres Schicksal zu bereiten, daß er die Wasser der Durance durch einen Kanal wieder in die Steinwüste leiten und durch deren schlammige Ablagerungen, die man auf 18 Millionen Tonnen jährlich berechnet, diese Steinfelder nach und nach mit einer Schlammschicht bedecken wollte. Und nun rückt auch hier die Kultur langsam vor, indem man ein Stück nach dem anderen dem Anbau gewinnt, so daß Cousons oder Landhäuser inmitten ihrer zugehörigen Äcker die Einöde zu beleben anfangen. Freilich hat man noch mit klimatischen Beschwerden zu kämpfen; die eine ist die Sommerglut, die andere der eisige Mistral, der selbst die salzigen Wasser der Strandseen zum Gefrieren bringen kann. Gegen ihn pflanzt man — und zwar mit Erfolg — als Schutzwehr dichte Reihen von Zypressen an als Hecken um Cousons und Felder; der Mistral kann sie zwar biegen, aber nicht entwurzeln. Auch die Bahn ist nach Nordost durch eine Zypressenhecke geschützt; aber die Neigung der Bäume nach Süd und die reichere Entwickelung der Äste nach dieser Seite redet deutlich von dem harten Strauß, den sie gegen den eisigen

Gesellen, der aus Norden bläst, zu bestehen haben. Hier und da sind auch Steinhäuser für die Mutterschafe und Lämmer errichtet. Drähte hindern die Tiere am Betreten der Bahngeleise; wo diese aber überschritten werden müssen, sind Tore angebracht, doch hat man die Wege lieber unter dem Bahnkörper weggeführt. Diese Löcher im Damme sind dann aber so niedrig, daß der Schäfer auf allen Vieren durchkriechen muß. Gegen 200000 Stück Wollträger mögen gegenwärtig hier ihre Winterweiden finden.

Die Bahn läuft sodann 25 km am Strandsee oder Etang von Berre hin, der einen herrlichen Hafen abgeben würde, wenn nicht Marseille so nahe läge. Landhäuser der reichen Marseiller Kaufleute, ein ganzer Park von Fischer- und Vergnügungsbooten geben dem See ein freundliches Aussehen; die Fischer versorgen den Fischmarkt von Marseille; der Sardinenfang steht mit in erster Linie. Endlich gelangen wir nach der ersten Hafenstadt Frankreichs.

Vom Zimmer des Hotels erblickte der Reisende am nächsten Morgen den Innenhafen, der jetzt nur dem Orts- und Bootsverkehr dient, und links oben ragte auf einem Hügel die vergoldete Statue der Notre dame de la Garde („unserer lieben Frauen von der Hut") empor. Der erste Besuch galt der in der Ferne Blinkenden, die bei allen Seefahrern des Mittelmeeres von jeher sich hohen Ansehens erfreute. Durch hübsche breite Straßen, in deren Rinnsteinen das Wasser der Durance rieselt, stieg man aufwärts; bald war die Promenade de Pierre Puget erreicht; zwischen Strandkiefern ging man im Schatten dahin. Teppichbeete, Bassins und Springbrunnen verliehen diesem Spazierwege ein ungemein freundliches Aussehen. Je höher man stieg, um so deutlicher erblickte man die Stadt mit ihrem Hafen und den davor liegenden Inseln unter sich. Wir treten in eine enge Gasse, die sich zu dem Kreidefelsen hinaufwindet, der die Kapelle der Heiligen trägt. Von jeher hat hier oben eine Schutzgöttin der Seefahrer gestanden, erst eine heidnische, dann eine christliche, und auch heute sticht kaum ein Matrose katholischen Glaubens in See, ohne hier eine Messe gehört und das Bild der Göttlichen gekauft zu haben; am Maste befestigt, bildet es einen Talisman für das Schiff. Die jetzige prunkvolle Kapelle verdankt der französischen Kaiserzeit ihre Entstehung. Nur die kostbarsten Mineralien sind dazu verwendet, das Innere ist mit karrarischem Marmor ganz ausgekleidet, mit Wandmalereien und Mosaiken aufs beste geziert, und hoch auf dem Turme ragt die hehre Gottesmutter, den göttlichen Sohn im Arme, dem scheidenden Schiffer Trost, dem ankommenden Freude spendend. In vornehmen Wagen erschienen auch zahlreiche junge Damen, die hier ihr Herz ausschütten wollten. Ein schöner Fahrweg führte die Wagen herauf an den großen Steinbrüchen vorüber, denen die Stadt ihre Bau- und Pflastersteine entnimmt. Jene Fahrstraße endigte bei einer Marmortreppe, die vollends zur Kapelle hinaufleitet. Prächtig war der Ausblick von oben auf die amphitheatralisch an den

halbkreisförmigen Hügelreihen aufsteigende Stadt mit dem Hafenbassin davor.

Ein anderer Ausflug galt dem Stolze der Marseiller, der Rue Cannebière mit ihren Prachthäusern, Schaufenstern, ihrem Verkehrstreiben. Von einem Kaffeehause aus ließ sich das großstädtische Leben am bequemsten beobachten; Mauren, Türken, Araber, Griechen, Albanesen in Nationaltracht, alle Völker des Mittelmeers in einzelnen Vertretern konnte man hier an sich vorüberziehen sehen. Dazwischen rollten die mit schweren Apfelschimmeln bespannten Tramwaywagen dahin, links und rechts wichen ihnen die vornehmen Zweispänner und die Droschken aus, die mit den kleinen, zierlichen Pferden aus Korsika und der Camargue bespannt sind; doch auch zwei- und vierrädrige Lastwagen rasselten daher, von vier bis sechs Pferden oder Mauleseln mühsam dahingeschleppt, die sämtlich sehr gut gehalten waren. Die Rue Cannebière ist zwar eine breite schöne Straße, doch ein Boulevard, wie Paris oder nur Toulouse deren aufweist, ist sie nicht. Wir schlendern die Straße entlang und gehen über den Blumenmarkt nach der Rue de Longchamp, wo das herrliche Museum unsere Aufmerksamkeit fesselt.

Es ist gerade über dem Sammelbecken der Wasserleitung errichtet, die zu den bedeutendsten Bauwerken dieser Art zählt und sich getrost mit der Wiener, ja auch mit einer altrömischen Wasserleitung messen kann. Sie führt das Wasser der Durance hoch oben aus den Alpen 84 km weit herbei, durchbricht in einem 4 km langen Tunnel eine Bergkette und überschreitet bei Roquefavour auf einem 400 m langen dreistöckigen Aquädukt ein Flußtal. Obwohl ihr Wasser durch viele Bewässerungskanäle abgeleitet wird, reicht es doch vollkommen aus, die 400 öffentlichen Brunnen zu speisen und die Straßen zu spülen. Und diesem Umstande hat es Marseille zu danken, daß es aus einer verrufenen Stadt des Schmutzes eine gesunde und saubere Stadt geworden. Über dem Sammelbecken dieser Wasserleitung also ragt, in einem prächtigen Garten gelegen, das Museum empor, aus zwei Flügeln bestehend, die durch eine Säulenhalle verbunden sind. Der rechte Flügel beherbergt die Kunstschätze, der linke die zoologischen Sammlungen. Großartig sind die ausgestopften, gemalten und skelettierten Tiere im Innern. Schon in der Vorhalle fallen uns die Knochen eines riesigen Rorqual auf, an dem nicht bloß die Größe sondern besonders das interessant ist, daß er 1871 bei Ciotat (südöstlich von Marseille) strandete. Dasselbe gilt von einem zweiten Seesäugetiere, dessen mächtige Unterkiefer ebenfalls in der Vorhalle ausgestellt sind, dem Orca, der größten Delphinart (gegen 10 m lang und 180 Zentner schwer), die wohl dem schmalen Ruderschiff der Alten gefährlich werden konnte. Auch er ist jetzt sehr selten geworden im Mittelmeer. In zwei großen und vier kleinen Sälen sind nun die zahlreichen, wertvollen Nummern untergebracht, und zwar so, daß die ausgestorbenen Tiere am oberen Teile der den

Fenstern gegenüberliegenden Wände in trefflichen Bildern zu sehen sind. Interessant im höchsten Grade ist die in einem der kleinen Säle untergebrachte Sammlung aus der Provence und dem Golf du Lion, deren Muschelabteilung Seltenheiten hohen Wertes aufweist, während an den Wänden die Charakterbäume des Landes abgebildet sind. Hinter dem Museum befindet sich der 1854 begründete zoologische Garten, in welchem einzelne Dattelpalmen, Zwergpalmen, Schirmpalmen und andere Kinder des Südens ein kümmerliches Dasein fristen; doch im allgemeinen ist die Vegetation in der Umgebung von Marseille wegen des Mistral nicht zu vergleichen mit der der Riviera.

Am 15. März hatte der Nordwind die Schwingen eingezogen, es war schön warm und still, einladend zu einer Gondelfahrt im Hafen. Zahlreiche Vergnügungsboote lagen angekettet an den Kais, die den jetzt ziemlich bedeutungslosen Innenhafen einschließen; die zuverlässigen, geschickten Bootsführer standen in der Nähe. An dem Kai liegt ein Verkaufsladen am andern; sowohl die bedeutendsten als auch die unbedeutendsten Dinge sind zum Verkaufe ausgelegt. Türken und Griechen bieten hier die kostbaren Stoffe des Orients feil, reiche Teppiche, prächtige Kleiderstoffe, echt türkische Schals in den glänzendsten Farben mit so grellen, wunderlichen Blumen, Palmen und Streifen, als man sie sich nur wünschen kann. Rosenduft strömt von weitem aus anderen, mit den köstlichsten Essenzen angefüllten Läden. Aus einem daneben schauen Papageien, Kakadus und andere Vögel südlicher Zonen in der bunten Farbenpracht ihrer Federn gar fremd in die Welt hinein, während possierliche Affen den Vorbeigehenden Gesichter schneiden. Alles ist hier zu haben, Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferstiche, die herrlichsten Früchte des Südens, Orangen, Granatfrüchte, Kokosnüsse, fast frische Datteln, in langen Trauben noch aneinander hängend, und die köstlichsten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen; wie hier am Kai, so natürlich auch in den großartigen Läden der Cannebièrestraße. Aus dem Innenhafen fuhr man zwischen den Forts St. Nikolas und St. Jean in den Außenhafen. Auch dem flüchtigen Beschauer drängt sich die Gewißheit auf, daß Marseille das große Tor ist, durch welches Frankreich und der Orient miteinander verkehren. Dieser Hafen ist einer der schönsten der Welt. Bunte Flaggen und Wimpel der verschiedensten Nationen flattern hier lustig gegen den dunkelblauen Äther auf. Kleine, sonderbar gestaltete Schiffe von der Küste des Mittelländischen Meeres, beladen mit Orangen, Kastanien, sogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen Kauffahrteischiffen und Postdampfern, sowie neben den fremdartig aussehenden Fahrzeugen der levantischen Küsten. Viele hundert Boote, Schaluppen, Fischernachen kreuzen lustig dazwischen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren Insassen sich an dem geschäftigen Treiben, sowie an der smaragdnen Flut ergötzen.

Zur Linken erblickt man auf dem hohen Meeresufer das lieb-

liche Schlößchen, das einst die Stadt Marseille der Kaiserin Eugenie in Anerkennung der Verdienste ihres kaiserlichen Gemahls um den Ort zum Geschenk machte. Zwar verlangte sie es nach 1870 von der unglücklichen Frau zurück, doch wurde ihr Anspruch als unbegründet seitens der Gerichte abgewiesen; dies konnte die Marseiller freilich nicht hindern, das ihnen freiwillig zurückgestellte Geschenk „ohne jeden Anstand“ zurückzunehmen. Von dem Schlößchen aus muß der Ausblick auf den vortrefflich eingerichteten Hafen entzückend sein.

Um den Leuchtturm herumsteuernd, gelangt man zur Außenreede, die durch die Inselgruppe du Frioul vor dem Schirokko Schutz findet, und hinter den durch einen Damm verbundenen Hauptinseln Pomègues und Ratonneau liegen die Schiffe auch vor anderen Stürmen sicher. Hier befinden sich die Gebäude der Quarantäne, und immer liegen daselbst einige Fahrzeuge, die aus den Tropen heimkehren, vor Anker; sehnsüchtig spähen die Wartenden, die gewöhnlich den Aufenthalt auf dem Schiffe demjenigen in den Zellen des Quarantänegebäudes vorziehen, nach dem nahen Lande. Diese beiden Inseln sind nur gegen Erlaubnisschein zu betreten; anders ist dies bei der dritten, einem kahlen, sonnenverbrannten Felsen, der auf seinem Scheitel das früher berüchtigte Staatsgefängnis Chateau d'If trägt, wo in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts auch der Herzog Orléans Egalité büßte oder wenigstens büßen sollte. Zwar stehen noch einige Kanonen in Schießbereitschaft, aber nur zwei Ziegen und ein Hund ließen sich sehen, als unser Reisender die holprige Treppe erstiegen hatte, die vom Fuße des Berges hinaufführt zum Festungshof; daß unter solchen Umständen die Inschrift: „Defense d'entrer dans le fort“ ihn nicht schrecken konnte, ist erklärlich. Die Aussicht auf das Hafenbecken, das von den auf einem Kreisbogen liegenden Inseln begrenzt war, war auch von diesem Standpunkte aus entzückend.

In kurzer Zeit trug ein frischer Südost die Barke zur Stadt zurück. Mit einem Omnibus suchte der Reisende die hinter der Stadt im Halbkreise ansteigenden Hügel zu erreichen; doch nach dem Aussteigen aus dem Gefährt am Eingange eines Tales irrte er zwei Stunden lang in tiefem Staub und bei drückender Hitze zwischen hohen Gartenmauern hin, ohne sich herausfinden zu können. Er war in den Bastiden, den Landhäusern der reichen Marseiller. Nicht bloß die Obstgärten, sondern auch die Waldanpflanzungen lagen zwischen hohen Mauern; denn sie waren Privateigentum. Schöne Strandkiefern, immergrüne Eichen, vor allem aber unsere Obstbäume schufen das schattende Grün, nach welchem das Auge in jener nackten, heißen Gegend dürstet.

Alle Einwohner von Marseille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfnis, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, oder doch wenigstens vom Sonnabende bis zum Montage sich im Freien von der Arbeit der anderen Tage zu erholen und frische Luft zu

atmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt liegenden Landhäuser, eben jene Bastiden*), welche die Gegend umher beleben und ihr einen ganz eigentümlichen Reiz gewähren.

Man gab uns die Zahl auf mehr als 10000 an; sie schien uns zuerst unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umher schaut und rings, soweit das Auge reicht, alle die großen und kleinen blendend weißen Häuser zwischen Myrten, Granaten und Pinien hervorschimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Tälern, zwischen Felsen und Klüften, von der Vista an bis hinab an das Gestade des Meeres: so fängt man an, die große Zahl wenigstens wahrscheinlich zu finden. Sie sind freilich an Größe und Schönheit sehr voneinander verschieden, nur in der weißen Farbe stimmen alle überein; doch darf man auch bei den bedeutendsten nicht an die schönen Landhäuser bei Hamburg, Amsterdam und anderen großen deutschen und holländischen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur in ihren stolzen Landhäusern Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden ist das anders; da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und zum Schutz gegen den sengenden Mittagsstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die in unserem Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, schönes Haus unentbehrlich machen, aus dessen Fenstern man wenigstens ins Grüne blicken kann, wenn es draußen unfreundlich regnet und stürmt. Der größte Teil der Bastiden ist daher sehr klein und enthält höchstens eine Küche und ein paar Wohnzimmer. Jede hat ihren eigenen Garten, der aber nie von bedeutendem Umfange, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist. Man baut Gemüse und Obst und begnügt sich mit dem so unendlich reichen Schmucke, welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume, die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beinahe wild; da bedarf es nicht der Kunst des Gärtners, um sie mühsam zu pflegen, wie bei uns. Blendend weiße lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen und geben diesen ein langweiliges Ansehen, wie die Weinbergsmauern in der Gegend von Meißen; aber viele dieser Gärten stoßen im Innern aneinander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigentums. Die ganze Nachbarschaft benutzt sie als Spaziergang, ohne allen Zwang und nur der Genuß des Ertrags bleibt dem Eigner, alles übrige ist gemeinschaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Abhängen erbaute Bastiden gewähren eine ausgebreitete herrliche Aussicht auf Land und Meer; bei vielen scheint man einzig auf diesen Genuß bedacht gewesen zu sein, da man sie auf steilen, unwirtbaren Felsen errichtete, in deren Spalten nur

*) J. Schopenhauer, Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamonix.

Lavendel und andere stark duftende Kräuter wachsen, die fast keiner Nahrung bedürfen. Andere in Tälern erbaute erfreuen sich des Schattens der Felsen in dieser von Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obstbäume, Reben, Maulbeerbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, herrlich blühende Blumen und Sträucher erfüllen die Luft mit einem Balsamdufte, der abends, wenn der Tau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weithin schattenden Linden unseres Vaterlandes können hier nicht fortkommen, weil der sengende Mittagsstrahl sie schon im Keime zu Staub brennt.

Die provençalische Sonne ist anders als die unsrige. Hoch steht sie am dunkelblauen Himmel, und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren fast senkrecht herabblitzenden, alles versengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es fast nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendtau sie wieder einigermaßen erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein grüner Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon am Ende des Monats April fanden wir es in Marseille fast so heiß, als bei uns in den wärmsten Sommertagen, aber die Hitze ist weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünsten bleibt. Im Mai begann man schon die Fußpfade um den Hafen, den Kurs und die besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinwand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährfährlich, oft tödlich. Man versicherte uns auch, daß selbst in Neapel die Mittagsstunden des Sommers nicht heißer sind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erschlafft und alles entnervt und ermattet niedersinkt. Zwar erhebt sich alle Tage ein sanfter Seewind, der regelmäßig von 10 Uhr morgens bis gegen Abend anhält, aber in der Stadt wird man seinen erfrischenden Hauch kaum gewahr, darum flüchten die Marseiller zu ihren Bastiden, wo die Luft sie freier umweht, wenngleich sie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte ist dagegen unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe schwarzblauen Himmel herniederstrahlt, mit einer Pracht, von der uns unsere kältesten Winternächte eine Vorstellung geben können. Auch eilt dann alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor den Haustüren sitzen, um der trefflichen Kühlung der wunderschönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, so ist auch der Abend des Jahres, der Herbst, die schöne Jahreszeit. Mild und segensreich herrscht er vom Oktober an bis spät in den Dezember; oft braucht man erst im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hierzulande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch dann bleibt die Luft mild, und selten merkt man morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind die größte Seltenheit. Der wunderschöne Frühling schließt sich so eng an den Winter, daß man kaum seinen Anfang, wohl aber sein Fort-

schreiten bemerkt; er wäre der herrlichste in der Welt, wenn nicht der schneidend kalte, alles austrocknende Mistral gerade in dieser Zeit am heftigsten wehte.

Die hohe malerische Schönheit des Landes um Marseille entzückte uns jeden Tag aufs neue. Obgleich es der Gegend ganz an ländlichem Reize frischer Wiesen und schattender, großer Bäume fehlt, so wurden wir es doch nicht müde, uns der prächtigen Felsen, des Meeres, der wunderbaren Pflanzenwelt zu erfreuen; die Marseiller hingegen konnten gar nicht begreifen, was uns an dem nackten Gestein entzückte. Ihr Ideal von Schönheit der Natur ist gerade das, was ihnen als das Seltenste erscheint. Wo sie nur ein frisches, grünes Plätzchen, von ein paar großen Platanen oder Ulmen beschattet, und eine kühle Quelle wissen, da wallfahrten sie hin, betrachten es als ein Wunder, freuen sich darüber ohne Ende und lachten über uns, die wir in der Begeisterung für ihre große Natur uns fast zu Asche verbrennen ließen.

„Schloß Borelly und Eygalades müssen Sie sehen, wenn Sie unsere Gegend in ihrer höchsten Schönheit kennen lernen wollen," war das ewige Lied unserer Marseiller Freunde; auch ruhten sie nicht, bis sie uns hingebracht hatten. Beide Orte sind in nicht sehr weiter Entfernung von der Stadt; wir kamen zuerst nach Eygalades und fanden zu unserem Erstaunen eine ganz deutsche Gegend. Eine kleine grüne Wiese, durch welche sich ein lustiges Bächlein windet, ein kleines Weizenfeld, dessen Ähren aber schon jetzt, im Anfang des Monat Mai, so groß waren, daß wir es kaum dafür erkannten, und einige herrliche Platanenbäume von ausgezeichneter Größe und Schönheit, daneben ein recht hübsches Landhaus, um das wir uns aber nicht weiter bekümmerten.

Im Schlosse Borelly fanden wir es ungefähr ebenso; das Gebäude ist viel weitläufiger und in größerem, vornehmerem Stil erbaut, nach Art aller französischen Schlösser auf dem Lande. Es enthielt sogar eine der Zahl nach ziemlich ansehnliche Gemäldesammlung, durch welche wir aber von dem uns umherführenden Bedienten dermaßen gejagt wurden, daß wir wenig davon sahen. Der Schloßgarten war unbedeutend, desto reizender ein von Weiden und Erlen dunkel beschatteter Fußpfad, der längs des kleinen Flusses Huveaune hinführte, bis dahin, wo dieser ins Meer fällt, welches beim Austritt aus dem Schatten der Bäume plötzlich in aller seiner Herrlichkeit vor uns liegt, ohne daß man es früher erblickt. Schloß Borelly gewährte übrigens gar keine Aussicht; hohe Felsen umgaben es von der einen Seite, an der andern war die Gegend zu flach, als daß man hätte weit sehen können; aber die frische Kühlung der hohen, schattigen Bäume, die von silberhellem Wasser durchströmten Grasplätze erhoben es in den Augen der Marseiller zu einem paradiesischen Aufenthalt, und wir stimmten ihnen gern an diesem heißen Tage bei. Einen Sommer hier zu verleben, muß freilich etwas Köstliches sein.

C. Alpenländer.

1. Das Alpengebäude. — 2. Alpenstraßen. — 3. Über den Splügen nach Chiavenna. — 4. Das Engadin. — 5. Der Kanton Appenzell und seine Landsgemeinde. — 6. Der Vierwaldstätter See und das Rütli. — 7. Über und durch den St. Gotthard. — 8. Ein Bergsturz im Kanton Schwyz. — 9. Von Interlaken zur Jungfrau. — 10. Durchs Wallis zum Genfer See. — 11. Die Eroberung des Montblanc.

1. Das Alpengebäude.*)

„Die Alpen sind das bekannteste und besuchteste Hochgebirge der Erde, und doch nur wenige Menschen kennen die wirkliche und volle Majestät des Alpengebäudes. Sie entschleiert sich da am allerwenigsten, wo die breiten Heerstraßen über Joche und Bergsättel laufen, oder wo das kleinliche Treiben des alltäglichen Verkehrslebens an die Fußschemel dieses Schöpfungswunders sich herangewagt hat. In die Geheimnisse der verborgenen Gebirgswelt mußt du hineindringen, in die Einsamkeit der scheinbar verschlossenen Schluchten und Taltiefen, wo der Kulturtrieb des Menschen ermattet, über Urweltgetrümmer mußt du klimmen, durch Gletscherlabyrinthe und Eiswüsten in das Tempelheiligtum eingehen, welches sich dort vor deinem erbangenden Blicke frei und kühn in den Äther emporwölbt. Da wird sie dir entgegentreten, die unbeschreiblich hohe Pracht der Alpenwelt in ihrer ganzen Herrlichkeit und Größe, da wird's mit Geisterstimmen mächtig dich umrauschen, und überwältigt wirst du niedersinken vor diesem verkörperten Gottesgedanken. Und hast du dich dann aufgerafft von dem ersten gewaltigen Eindrucke, hast du im Anschauen der gigantischen Massen das Herz dir ausgeweitet und empfänglich gemacht für noch größere und herrlichere Offenbarungen, dann richte kühn eine Frage an jene Gebilde unvordenklicher Zeiten, dann forsche, welche Hand sie emporgehoben hat aus der Tiefe ewiger Nacht in das Reich des Lichts, dann schlage die Geschichte ihrer Schöpfungstage in den Felsenblättern dieser versteinerten Weltchronik nach und erforsche den Zweck ihres Daseins, und die großen toten Massen werden sich beleben, es wird sich dir ein Blick erschließen in den unendlichen Kreislauf der Ewigkeit."

Je älter die Erde wird, desto mehr runzelt sich ihre Haut. Diese Runzeln aber sind gewaltige, berghohe Falten, landgroße Schuppen und Schilder. Sie erhoben sich aus dem Meere und boten den abtragenden Kräften neue Angriffspunkte. Nicht alle Sedimentschichten konnten dem Schub bei der Zusammenziehung in demselben Maße folgen; denn einige waren spröde und zerbrachen

*) Quellen: A. v. Berlepsch, Die Alpen. 5. Aufl. Jena 1885 (H. Costenoble); Prof. Dr. Frech, Das Antlitz der Hochgebirge (Aus der Natur, 1906, I); J. Blaas, Struktur und Relief in den Alpen (Ztschr. d. D.-Ö. Alpenvereins, 1904, S. 1).

und zersplitterten, einige waren schmiegsam und falteten sich. Unter kolossalem Drucke wurden selbst spröde Massen mehr oder weniger plastisch. In Hohlräume zwischen Schichten verschiedener Spannung drängten sich aus der Tiefe glutflüssige Massen: Porphyre und Granite. Die Falten brachen auf, sie überschoben sich — aber alle diese Vorgänge sind für das Antlitz der heutigen Alpen nicht so bestimmend gewesen, als das diluviale Gletschereis, das mit all seinen Kräften noch heute in der Gipfel- und Kammregion in Resten wirksam ist. Penck und Brückner, die den Eiszeitspuren der Alpen wissenschaftlich folgten, erkannten, welch tiefgehende Wirkung der Gletscher auf die Landschaft ausgeübt. Sie stellten fest, daß die Landschaft sogar ein Werk der Gletscher sei. Wo der Gebirgswelt die Vergletscherung fehlt, da gehen ihr auch die landschaftlichen Reize verloren. Wie anders erscheinen die Gebiete, welche einst vergletschert gewesen. Es zeigen sich Seitentäler, die in Form von Stufentälern gleich mächtigen Kanälen in das Haupttal münden und stets am Ausgang sich in eine wilde Klamm verengen. Sie hat das Wasser in die vor diese Stufentäler geschobenen Riegel genagt. Das häufige Auftreten dieser Riegelbildung aber läßt an den Abschluß großer Seebecken denken. Es finden sich wohl auch noch Spuren von solchen, aber sie sind abgelassen oder durch aufgehäufte Kiesmassen verschüttet. Alle Beobachtungen lehren uns, daß nicht rinnendes Wasser, auch nicht tektonische Vorgänge, sondern nur der Gletscher diese Seebecken geschaffen haben kann. Die Becken sind aus dem Untergrund durch den sich bewegenden und verschiebenden Gletscher hervorgegangen, aber meist seit der Eiszeit verschwunden. Nur dort, wo das fließende Wasser gering war, oder in den unteren Alpentälern sind die letzten Reste der Kette von Seen im Alpengebiet als das Ende der vertiefenden Gletscher zu finden. Wenn wir die voreiszeitliche Landschaft wieder aufbauen, so ergibt sich, daß das Alpengebiet vor seiner Vergletscherung eine „reife“ monotone Tallandschaft, ähnlich der des Felsengebirges, darstellte.

Die Ausfurchung der Täler durch fließende Gewässer, die seit dem Emportauchen der ersten zentralen Faltengewölbe bis zu unseren Tagen zerstörend und verfrachtend arbeiten, kommt erst in zweiter Linie in Rechnung.

Die Zentralalpen sind am höchsten und stärksten emporgefaltet, sie sind am ersten emporgestiegen, sie sind daher am meisten von der Zerstörung erfaßt und bis auf das härteste Grundgestein, bis auf Glimmerschiefer und Gneise, und bis auf die tiefsten Schichtgesteine entblößt — ihre Formenwelt ist deshalb wild und kühn, besonders, weil sie zumeist über die Schneegrenze emporragen. Dort arbeitet der Spaltenfrost des Nachts in den Gesteinsfugen und bildet frischbrüchige Steilwände; dort lockert die senkrecht anprallende Sonnenglut des Tages das Gestein und füllt die Risse mit Schmelzwasser. So entstehen in den Felsregionen der Hochalpen die Kare, jene kessel- oder nischenförmigen Hohlräume unter den zackigen

Graten — mit ihren senkrechten Wänden, über die nach jedem Schneefall Staublawinen herabfegen und jede Unebenheit rasieren. Am Boden der Nischen lagern sich dann die Schneemassen zu Halden, bilden sich zu Firnmassen um — und geraten schließlich ins Gleiten und werden Gletscher, die aus der Hochregion als Eisströme ins Reich der Matten und Wälder hinabfließen. Die Lawinen sind die Wildbäche, die Gletscher die Ströme der Fels- und Firnregion.

Die Kare mit ihren frostverwitterten Steilhängen und ihren schnee- oder seeerfüllten Böden sind für die Hochalpen, für die Gebiete über der Schneegrenze die typische Oberflächenform, wie Dünen für Wüsten und Klippen für Steilküsten. Wo sie vorkommen, kann man auf einstige Vereisung des Gebirges schließen. In den Ostalpen treten sie jenseits 2100 m auf — sie werden mit dem Sinken der Schneegrenze gegen Westen häufiger und sind dann meist mit Firn erfüllt.

Der Anblick solcher Fels- und Firnlandschaft in den höchsten Alpenregionen ist eigentümlich genug: die weichen Schnee- und Firnformen, seien es nun Firnmulden, Gletscherströme, Schneeflecke, kontrastieren nach Form und Farbe mit den zackigen, schroffen Felsengraten, -wänden, -zinnen. Überwiegt der Firn, der sich als nachgiebiges Element in jede irgendwie geschützte Stelle schmiegt, so schauen die schwarzen Felsen wie aus den Löchern eines zerrissenen weißen Gewandes hervor. Scharf heben sich im reinen Höhenlicht ihre Schattenbilder darauf ab, oft durch die Neigung und Wölbung des Schneefeldes zu phantastischen, blauen Figuren verzerrt.

Geschwollen wälzt sich die verfirnte Schneemasse als Gletscher in langen Tälern hinab, in der Mitte rascher als an den moränenbesetzten Ufern „fließend", daher mit Querspalten in sanfter Kurvenform die Spannungen lösend — oder wo sich das Gletscherbett plötzlich weitet, in Längsspalten klaffend sich breiterhin lagernd — und aus dem gähnenden Schmelztor am Ende der Zunge entsendet er aus blaugebändertem Eispalast milchige Gewässer ins Tal.

Der Name Gletscher wird in der Regel nur für einen Teil des Gletschers gebraucht, für die Gletscherzunge. Sie ist jedoch durchaus nichts Selbständiges, sondern nur als Abfluß eines großen Beckens zu bezeichnen, das in der Hochregion liegt und Firnmulde genannt wird. Diese Firnmulde, gewöhnlich eine breite, flache Mulde mit scharf abgesetzter Randspalte, ist das Nährgebiet des Gletschers; die Zunge, die übrigens nur ein Drittel des Areals der Firnmulde umfaßt, stellt sein Zehr- oder Abschmelzgebiet dar. Beide Gebiete werden getrennt durch die sogenannte Firn- oder Schneegrenze. Nach Areal, Länge und Mächtigkeit zeigen die Alpengletscher außerordentlich große Verschiedenheiten. Der größte Alpengletscher ist der Aletschgletscher mit einem 24 km großen Firn-Eisstrome. Seine Zunge ist 17 km lang. Die Mächtigkeit der großen Alpengletscher

dürfen wir auf 300—400 m beziffern, nachdem an einem kleinen Alpengletscher durch Bohrungen 213,5 m Mächtigkeit festgestellt worden sind. Die Nahrung des Gletschers ist der Hochschnee. Die kleinen Schneekristalle, die im Firngebiete niederfallen, machen die ganze Reise durch den Gletscher hindurch, bis sie im Abschmelzgebiete wieder zu Wasser werden. Dabei geht der flimmernde Schnee der Hochregion durch fortgesetzte Schmelzungs- und Gefrierprozesse zunächst in den kompakteren Firn, d. h. alten Schnee über, der durch Verunreinigungen aller Art eine schmutzig graue Farbe erhält. Aus dem Firn wird allmählich ein Eiszement, das undurchsichtige Firneis, und erst aus diesem entsteht das eigentliche kristallklare Gletschereis, das Material der Gletscherzunge. Die Umbildung des Firneises zu Gletschereis beruht auf einer Umlagerung der Moleküle und ist ein Werk der im Eise unausgesetzt tätigen Kristallisationskräfte. Das Gletschereis der Zunge ist durch diese Umbildungsvorgänge schließlich zu einem körnigen Aggregat von aneinander gefrorenen Eiskristallen geworden. — Das Prinzip des Gletschers ist Bewegung. Der Gletscher fließt wie eine träge, dickflüssige Masse. Jedes Teilchen eines Gletschers rückt im Laufe eines Jahres um ein meßbares Stück abwärts. An den großen Alpengletschern beträgt diese Bewegung durchschnittlich 10—30 cm pro Tag oder 40—100 m pro Jahr. An einzelnen Ausläufern des grönländischen Binneneises aber hat man 12—20 m Geschwindigkeit pro Tag oder 6 km pro Jahr konstatiert. Bei dem Abwärtsfließen dieser trägen Eismasse entstehen bei starker Gefällzunahme Spannungen im Eise. Die Auslösungen solcher Spannungen im Gletscherinnern werden durch die Spalten bezeichnet. So entstehen schon im Firngebiet die gewaltigen Klüfte und Firnkaskaden und weiter unten im Zungengebiete die grandiosen Eisbrüche und Eiskatarakte mit den seltsamen Seracs. — Auch in bezug auf den Einfluß, den der Gletscher auf seinen Untergrund und seine Umrahmung ausübt, tritt große Ähnlichkeit zwischen dem fließenden Gletscher und dem fließenden Wasser hervor. Der Gletscher wirkt gleichfalls zerstörend, transportierend und wieder aufbauend. Allerdings ist nicht das Gletschereis der zerstörende Faktor, sondern der vom Gletscher mitgeführte und am Boden hingeschleifte Geröllschutt, die Grundmoräne. Je nach Lage und Anordnung benennt man die vom Gletscher transportierten Gesteinsmassen mit verschiedenen Namen, z. B. Rand-, Ufer-, Seiten-, Mittel- und Innenmoränen. Bei Stillstand oder Rückgang des Gletschers wird das Schuttmaterial abgelagert. Die abgelagerten Moränen sind die steinernen Zeugen des Gletscherrückganges. (Nach Reishauer.)

Eine oft und mit Recht gerühmte Erscheinung des Hochgebirges ist das Alpenglühen. Wir nehmen zu seiner Beobachtung unsern Standpunkt auf dem 2683 m hohen Gipfel des Faulhorns südlich vom Brienzer See, und alle die riesigen Firnzinken des Berner Oberlandes sehen wir von unserem hohen Stuhl aus in das freudige

Himmelblau aufragen. Die gewaltigen Bergpyramiden erscheinen uns noch in voller Bestimmheit und Klarheit, nur drunten im Tal liegen die Hütten von Grindelwald schon in lauschiger Dämmerung. Doch auch auf den Höhen verliert sich allmählich die schneidende Klarheit; warmer, leuchtender Abendnebelrauch und hellockerfarbige Sonnendämpfe hüllen die Höhenzüge ein, sie scheinen in ein glänzendes, goldenes Nebelmeer getaucht. Den Bewohnern des Lütschinetals ist die Sonne schon längst unter den Horizont hinabgesunken; dunkle Schatten legen sich um die Hütten und die niedrigen Bergeshalden, aber zu uns herauf dringt das Echo des Alphorns, auf dem ein Alphornbläser den spät angekommenen Gästen ein Abendlied zum besten gibt. Während wir unsere Umschau halten, lenkt der Ruf unseres Führers unseren Blick nach Westen. Wir sehen die hohen Gipfel der Berner Alpenkette, jene Riesen mit den Schneehäuptern und den Gletscherbrüsten, rosig angehaucht, und das Gestein färbt sich mit jedem Augenblicke feuriger. Das Alpenglühen beginnt. Die Sonne ruht als dunkelroter Glutball auf dem Rücken des Jura, und alle Gegenstände, die noch im Bereich ihrer Beleuchtung liegen, färbt sie mit tiefem Purpurrot, auch unsere Kleider, Wäsche, Gesichter. Von unten herauf klimmen behende die dunklen Schatten und hüllen die vorher so klar dastehenden Bergpyramiden in Dunkel ein.

Doch in demselben raschen Zeitmaß steigert sich auch der tief gesättigte Ton der purpurnen Gipfelvergoldung. Hinter dem Jura verschwindet fürs Auge der rotglühende Ball des Tagesgestirns; aus dem vollen Rund wird eine Halbkugel, ein Kugelabschnitt, eine schmale Linie, ein Stern, ein blitzender Punkt, und entrückt ist sie dem sterblichen Auge. Doch hinter der Jurawand herauf schießt sie noch ihre Strahlen nach den in Schnee- und Eispanzer eingehüllten Alpenveteranen und übergießt sie mit flüssigem Rotgold.

„Ha, sieh der Alpen Haupt umschlungen
Vom Flammenkranz und glutumrollt,
Als ob zu sparen ihr gelungen
Ein Teil von ihrem Tagesgold.
Als ob tagüber sie gefangen
Zum Kranz die Rosen all im Tal,
Als ob bei Tag dir von den Wangen,
Du Volk des Tals, das Rot sie stahl.“ (Anast. Grün.)

Woher aber kommt die seltsame, keineswegs alltägliche Erscheinung? Drei Ursachen mögen es sein, die jene herrliche Gesamtwirkung ergeben: der Firn, die Höhe der beschienenen Gipfel und der Gegensatz in der Beleuchtung der flammenden Höhen und in Schatten gehüllten Tiefen. — Die Firnmasse besteht aus Millionen Kristallkörperchen mit Abermillionen kleinster Spiegelflächen, die das Sonnenlicht einsaugen und lange nachher noch zurückwerfen. Dazu kommt die hohe Lage der Firnhäupter gegenüber der unter den Horizont tauchenden Sonne. Uns auf dem Gipfel erscheint sie als

rotglühender Ball, den Bewohnern der Ebene als gelbe, strahlenschießende Scheibe. Auf dem langen Wege haben die Strahlen die Dünste der Tiefen zu durchdringen, die besonders die kräftigen Rotstrahlen des Spektrums durchlassen. Der Gegensatz der Lichtsammler, der Firnmassen, oben und der blaudunkeln Täler unten erhöht den Glanz des Schauspiels; „denn erst der Hintergrund der Nacht gibt den Raketen ihre Pracht".

Auch in die Firn- und Felsregion flutet die Welle des Lebens hinauf; es kann für den Hochtouristen kaum einen lieblicheren und zugleich vom Siege des Lebens erzählenden Anblick geben als violette Soldanellen, die sich durch den Rand eines Schneeflecks zum Lichte hindurchgearbeitet haben. Die Alpenweiden auf den sturmumheulten Schutthalden sind ein wunderbar sanftgrüner Kranz um die eisigen Berghäupter; je weiter hinab, desto höher wird ihr Gras — und ihre wunderbar reinfarbige Blumenwelt; „da weithin ein rosenroter Teppich der Alpennelken (Silene), dort wieder rosigweiße Anemonen, ein unbeschreiblich sattes Blau der Enziane, violette Primeln, wallende Felder rosiger Schneeheiden, dabei alle Farben ins Leuchtende gesteigert, von jener tiefen und ernsten Wirkung, wie sie alte gemalte Glasfenster hervorbringen".*) Moorig und feucht ist hier allezeit der Boden; denn die großen Behälter festen Wassers droben lösen sich durch die Wärme der Sonne wieder zurück ins flüssige Eelement. Murmelnd beginnen die Wassergerinnsel zwischen dem frostgespaltenen, abgestürzten Trümmergestein, in Schluchten, die sie sich gegraben, brausen sie bald voll und laut als schäumende Wildbäche zu Tal — oder stürzen über die Steilwand eines alten Gletscherbettes zerstiebend in Regenbogentau als Gießbäche hinunter. Hinter dem Sturmbock einer Felsflanke entsendet der Nadelwald in diese Mattenregion eine Sturmkolonne von Wetterfichten; oder er kriecht liegend herauf als Krummholz der Bergkiefern und löst sich in die liebliche Strauchwelt der Alpenrosen auf (Rhododendren). Die Tierwelt belebt den grünen Mattenring: Berghummeln und Fliegen und Falter wagen sich Sommers in diese Blumenregion; Steinschmätzer und Flüevogel nisten hier oben, verfolgt von Wieseln und Mardern; das Schneehuhn vertritt hier das Rebhuhn der Tieflandsgefilde; das Murmeltier, der Alpenhase lassen sich die würzigen Kräuter schmecken; die Gemse klettert von Felsengraten zu ihren Weiden herab — und der Steinadler hat hier sein nächstes Jagdgebiet.

Auch der Mensch wandert für den Nordsommer hier herauf aus seinen Tälern mit der stattlichen Schar breitstirniger Rinder oder mit dem lustigen Klettervolk der meckernden Geißen. Da stehen die Heustadel und die Sennhütten auf den würzhauchduftenden Alpenmatten, das Geläute der Kuhglocken mischt sich mit dem lustigen Gesange und den Juchzern und Jodlern der Sennen und Geißbuben, die sich von Alm zu Alm grüßen; und gegen den

*) R. Francé.

Abgrund sind primitive Bockzäune aufgestellt als Hürden. Die Milch wird als Käse konserviert und zu Tal getragen.

Die Legföhrengebüsche leiten über zu den Waldflanken der Täler und der Vorberge, die oft bis zum Gipfel den Waldschmuck tragen und mit ihren grünen gerundeten Formen etwas Mittelgebirgshaftes haben. Die Fichte steigt bis 1800 m empor, mit ihr die herrliche Arve oder Zirbelkiefer, die freilich nur selten Bestände bildet, um so schöner aber als Einzelbaum hoch über ihren zurückbleibenden Brüdern am unteren Saume des Mattenkranzes steht. Abwärts folgen dann Lärchen und Tannen, endlich die Buchen- und Bergahornwälder; im Süden der welsche Nußbaum und die Kastanie. Getreidefelder und Obstbäume wagen sich bis in ihre Region, im Norden Roggen, im Süden der Mais aus der Poebene. Und das Meraner Tal ist erfüllt von Weingelände wie viele der warmen Südtäler.

Der Wald bildet eine Schutzwehr gegen die drohenden lebensfeindlichen Mächte droben in Fels und Firn; er wird gehütet und gehegt: er hindert die Lawinenbildung, weil er die winterliche Schneedecke an den stark geneigten Halden nicht ins Gleiten kommen läßt, sondern sie mit seinen tausend Stämmen festhält. Er schützt auch vor den Lawinen aus den Hochregionen und versperrt ihnen den Weg der Verwüstung ins Tal der Menschen. Ebenso hält er mit seinem Wurzelgeflecht den nassen Haldenboden fest, daß er nicht als Bergsturz hinabrutscht. Die Schweizer Bevölkerung hat ihre Bannwälder, aus denen kein Brennholz geholt wird. Sie sind z. B. in Graubünden oft noch Urwälder.

„Der Alpenurwald ist ein stiller Totenacker, eine jener trüben, finsteren Verwesungsstätten der Natur, wo Leben und Zerstörung in materieller Wechselwirkung unmittelbar ineinander übergreifen. In düsterer Schwermut umstehen zähe, dunkelgrüne Arven und schlanke Weiß- und Rottannen die modernden Leichen ihrer Vorfahren, schmarotzend saugt und trinkt der wuchernde Schwamm Lebenskraft und Leibesnahrung aus dem Zellengerippe abgestorbener Stämme."

Aus dem Wirrsal tönt der kichernde oder klagende Schrei des Spechtes, sein Trommelsignal, und aus den Lüften der pfeifende Gellruf des Adlers. Insekten summen, und Schmetterlinge fackeln vorüber: summende Urwaldstille.

Die U-förmigen Täler, in deren Mitte heute ein Gletscherbächlein rinnt, wie z. B. die Lütschine im Lauterbrunnental, sind alte Gletscherbetten; denn für den Gießbach ist das Bett zu breit; er rinnt hindurch, irr und fremd, wie „eine Maus im Löwenzwinger". Aber ihr breiter Boden, der oft alter Seeboden ist, weil eine alte Endmoränenreihe die Wasser staute, bis sie sich eine Abflußrinne nagten, ist besetzt vom Menschen, ist Kulturland geworden. Am Talschluß hat sich oft noch der alte Löwe gelagert, und rückt bald vor, bald zurück mit seiner Eistatze, doch ist der Rückgang der

Gletscher erwiesen. Dorfschaften mit spitztürmigen Kirchen und steinbeschwerten Schindeldächern, Städte mit breiten Häuserfronten und oft mit alten Stadtbefestigungen neben modernen Hotelpalästen bergen sich in diesen Tälern; Straßen- und Eisenbahnen verbinden sie und verschwinden streckenweise in den Felsen, um Höhen zu meiden oder unter bekannten Lawinenstraßen durchzuschlüpfen.

Aber die Berggewässer haben sich auch mit der ganzen Kraft ihres rasenden Gefälles eigene Täler gerissen: eng und feucht vom tosenden Wassernebel wühlen sie Quertäler und Klammen, die nur auf Brücken und Hängesteigen zugänglich gemacht werden können. Seitdem man aber die lebendige Kraft solcher wilder Gießbäche in Turbinen zu bändigen und in Verbindung mit Dynamos nutzbar zu machen versteht, sind auch sie der Kultur der breiten Täler dienstbar, und viele der Alpenstädte erglänzen am Abend im elektrischen Lichte, das ihnen die Wasserkräfte aus der lichten Höhe der Firnfelder herzuschafften.

Die Alpenmenschen werden vielfach von der wilden, übermächtigen Bergnatur bedroht, beängstigt, gefährdet durch Wildstürme, Wildbäche, Lawinen, Gletscherbewegung und Bergstürze; aber eben dadurch wird auch ihre gesamte Kraft des Körpers und des Geistes mächtig aufgeregt, zum Kampfe gerüstet, stets frisch erhalten und in der Übung gebildet. Dieses Verhältnis des Menschen zu seiner Hochgebirgsnatur ist die große Erziehungsschule der Alpenvölker, in der sie den Geist des Mutes und der Freiheit empfangen, das Bewußtsein ihrer Würde und Selbständigkeit, die Kunst, sich selbst zu helfen, und die Willenskraft, wodurch sich ihre Industrie kenntlich macht, und mit der sie neue Erfindungen zu machen und zu entwickeln wissen.

Aus ganz Europa, ja auch aus Amerika strömen die Menschen allsommerlich ins Alpenland: es ist der Gesundgarten Europas. Der Deutsche — und der Germane im weitesten Sinne — findet hier sein Lebenselement, den Kampf. Friede liegt über dem arbeitsfrohen Europa ringsum, hier kann er mit Berggewalten kämpfen und seinen Mut erproben im herrlichen Kampfe mit den Bergriesen. Der Alpinismus ist der Jungbrunnen männlicher, kühner Heldenkraft für Tausende geworden, die nicht im Alltagsgetriebe und in der Werkstattluft der Städte einrosten wollen, in denen vielmehr das naturfrische, tatenfrohe Gemüt der Väter nach Kampf und Siegen ruft.

2. Alpenstraßen.*)

Während der Begriff Paß, bzw. Alpenpaß im engsten Sinne nur eine Einsattelung, einen Einschnitt im wasserscheidenden Kamme bezeichnet, zu dem von beiden Seiten in der Regel Flußtäler hinaufführen, verstehen wir darunter im weiteren Sinne die Kammein-

*) Quelle: v. Berlepsch, Die Alpen. 5. Aufl. Jena 1885 (H. Costenoble).

senkung mit den beiderseitigen Zugängen. Solche Alpenstraßen sind entweder fahrbare Kunststraßen oder Saum- und Fußpfade.

Auf jenen spielt sich jahraus, jahrein ein reges Verkehrsleben ab, während es auf diesen für die Winterszeit meist erloschen ist. Die Kunststraßen sind fast alle Werke des 19. Jahrhunderts; die erste verdankt Napoleons I. Genie ihre Entstehung; es ist die Simplonstraße, welche 1801—6 hergestellt wurde; bald folgten die Straßen über den Bernhardin, den Splügen, den Gotthard (1819 bis 1830). Die Zugänge für den Simplon bilden nördlich ein Nebental des Wallis und südlich das Val di Vedro; beim Bernhardin sind es nördlich das Hinterrhein-, südlich das Moesatal, beim Gotthard nördlich das Reuß-, südlich das Ticinotal. Enge schluchtenartige Talbildung, auf deren Grunde der Gebirgsfluß schäumend dahinbraust, erschwert den Straßenbau. Man muß die Straße bald an die rechte, bald an die linke Seite der Felswand ankleben, die Schlucht überbrücken, die Steigung wächst auf 6 : 100, in zahlreichen Schlangenwindungen strebt die bald in den Felsen eingesprengte, bald durch Mauerwerk an die Wand angeklebte Straße die Schlucht hinauf. „Die Kehren oder Ränk — wie der Fuhrmann sagt — mittels deren die Straße in eine höhere oder tiefere Etage tritt, und die meist aufgemauert sind, sehen von der Tiefe wie übereinander errichtete Bastionen von Festungswerken aus.“ So muß man, um von Süden kommend, das Hospiz des Gotthard zu erreichen, nicht weniger als 46 etagenförmig übereinanderliegende Windungen erklimmen. Damit der vom Schneesturm überraschte Wanderer eine Zuflucht finde, sind an den gefährlichsten Stellen Zufluchtshäuser errichtet, die zum Teil von den wie in sibirischer Verbannung lebenden „Rutnern“‘ (Straßenwärtern) bewohnt sind. Ja, in den kältesten Wintermonaten findet der durch Schneewehen oder Lawinensturz am Fortkommen gehinderte Reisende selbst in den unbewohnten Zufluchtshäusern Holz zum Kaminfeuer, ein Brot zur Stärkung und Heu für sein Reittier, falls er genötigt ist, eine längere, unfreiwillige Rast zu halten. Noch wichtigere Vorsichtsmaßregeln sind die „Galerien“, jene durch Felsen getriebenen Tunnel oder künstlich gemauerten Gewölbe, welche an den Stellen, wo öfters Lawinen niedergehen, errichtet sind, und die bestimmt sind, Mann, Pferde und Wagen zu bergen. Sie sind so fest gebaut, daß der Reisende ohne Furcht die Lawine darüber hinwegdonnern hören kann. Die Paßhöhe ist in der Regel gekrönt mit einfachem Holzkreuz, dem Zeichen, daß die Strapaze überwunden ist, dem Mahner zum Dankgebet für den göttlichen Schutz. Die Hospize liegen meist unterhalb des Scheitels auf der Südseite, um nicht allen Unbilden des Wetters ausgesetzt zu sein.

Auf diesen fahrbaren Kunststraßen lebt noch ein Stück jener Poesie, welche so gern sich durch das Posthorn heranlocken läßt. Da windet sich noch der schwere Planenwagen die Bergstraße

hinauf, gelenkt vom taktmäßig knallenden Blaukittel, gezogen von sechs starkknochigen Bergpferden. Da naht, in Staubwolken gehüllt, eine Herde junger, dunkelfarbiger Melkkühe und Masttiere, die für einen italienischen Markt bestimmt sind. Voran schreitet der Knecht mit dem Bergstecken und mit dem unentbehrlichen Regenschirm unter dem Arm; auf der Schulter hat er den „Melktern" befestigt, und laut johlend läßt er seinen Lockruf „Ooo—ohohohohoho, komm wädli, wädli, wädli" erschallen. In der Mitte der breitgestirnten glatten Rinderschar wandert der Dolmetscher, ein herabgekommener, früher selbständiger Viehhändler, der der italienischen Bauernsprache vollkommen mächtig ist und auf dem Rücken der Tiere tapfer arbeitet. Am Ende des Zuges endlich folgt der Besitzer der Herde, der bereits auf dem Wege den Nutzen oder Schaden überschlägt, der ihm je nach dem Gange des Geschäfts erwachsen kann. Plötzlich schreckt ihn der um die Felswand biegende, in scharfem Trabe von oben kommende Eilwagen auf. Der auf hohem Sitz thronende, seiner Eigenschaft als Staatsdiener sich voll bewußte Postillon fährt rücksichtslos in die Herde hinein. Eine aufregende Szene entwickelt sich: die Treiber locken, toben, fluchen, schlagen, der Rosselenker freut sich laut lachend der Verwirrung und vermehrt sie durch sein Peitschengeknall. Die Kühe brüllen und versuchen der Gefahr den Rücken zu kehren, die Hunde treiben sie grimmig kläffend zu ihrer Pflicht zurück. Die Pferde werden unruhig, und eins oder das andere schlägt über die Stränge. Auch der Eilwagen muß halten. Unter allgemeinem Fluchen, Toben und den Angstschreien der Insassen des Wagens zieht die Herde vor dem ruhig haltenden Wagen vorüber, der nun mit beschleunigter Geschwindigkeit den gefahrvollen Pfad hinabsaust. Und in den Drähten des die Straße begleitenden Telegraphen springt ungestört und ungehört geheimnisvoll der menschliche Gedanke von Deutschland nach Welschland über. Der Automobilismus hat sich auch die Alpenstraßen erobert. Spielend nimmt der Kraftwagen die Jochhöhe, und selbst die Mönche vom St. Gotthard haben sich in Mailand als Chauffeure ausbilden lassen.

Anders freilich ist das Leben, das sich im Winter auf diesen Straßen abspielt. Sobald die Schneedecke die Höhen einhüllt, hört der Wagenverkehr auf, um der Schlittenbeförderung Platz zu machen. Auf den französischen Paßstraßen werden die Reisenden je sechs in einen großen Postschlitten gepackt, der 10—12 Pferde als Vorspann erhält, sämtlich Schimmel, „da weiße Pferde nie ermüden". Durch die hölzernen Klappläden des mit Verdeck versehenen Fahrzeugs dringt der Schnee, vom eisigen Winde gepeitscht, ein und belästigt das Gesicht der Reisenden.

Auf den Paßstraßen im Wallis und in Graubünden hat man einen zusammengreifenden Wagen- und Schlittendienst. Man fährt in bequemem Reisewagen, soweit die Bergstraße offen ist. Da, wo die Schneedecke fest zu werden beginnt, liegt eine Anzahl

größerer und kleinerer umgestürzter Schlitten bereit, und zwar ohne Dach und Fach. Der Postillon tritt mit den Füßen eine Krippe in den Schnee und reicht den Pferden etwas Heu. Der Führer wählt unter den Schlitten je nach Bedarf aus, und es beginnt die Verladung der Güter, Briefsäcke, Koffer und Passagiere in die ein- und zweisitzigen Fahrzeuge. Jeder der Reisenden wird in einen tüchtigen Büffelmantel gehüllt. Die Schlitten sind sämtlich nur mit einem Pferd bespannt, den ersten lenkt der Postillon, den letzten der Führer, die mittleren sind ohne Leitung. Der Reisewagen bleibt ohne Hut unter freiem Himmel stehen, bis ihn eine von der anderen Seite kommende Schlittengesellschaft talabwärts benutzt. Bei sehr starkem Schneefall wird vor Ankunft der Post ein Ochsenschlitten vorausgesandt, welcher Bahn macht; ein halbes Dutzend kräftige „Rutner" begleiten ihn, um die Bahn fahrgerecht herzustellen. In einem harten Winter wird sie nur eingleisig ausgeschaufelt, doch gibt es in gewissen Entfernungen Ausweichestellen, wo die von oben kommenden Schlitten halten müssen, sobald von unten kommende in Sicht sind.

Weit einfacher sind die Alpenstraßen, die nicht Kunstbauten sind. Wo die Natur nur Schluchten öffnete, hat der Mensch mit Brecheisen und Sprengmitteln nur wenig nachgeholfen. Die Sumpfstellen sind durch hineingeworfene Felstrümmer notdürftig wegsam gemacht; keine Galerie überwölbt die durch Lawinenstürze gefährdeten Stellen, kein Hospiz gewährt dem Wanderer Obdach, Bewirtung und Pflege. Höchstens eine einfache Bretterhütte wird von den beiderseitigen Talbewohnern unterhalten, wo der Fuhrmann die ermüdeten Gäule füttern kann. Nur wenig Leben herrscht auf diesen Wegen, und die Gerippe von Pferden an ihrem Rande zeugen von Unglücksfällen, die sich hier zugetragen. Ausnahmen von diesen auch landschaftlich öden Straßen bilden z. B. diejenigen über den großen St. Bernhard, die in der Nähe des Paßscheitels ihr geschichtliches Hospiz trägt, sowie über die Grimsel, auf welcher sich der sehr beträchtliche Käsehandel zwischen dem Kanton Bern und Italien abwickelt.

Eine seltene Erscheinung auf diesen Straßen ist heutzutage der „Säumer" mit seinen Saumrossen, welcher durch das ganze Mittelalter hindurch und bis zur Eröffnung der Kunststraßen für den Durchgangshandel der Schweiz eine charakteristische Erscheinung war. Nur auf verkehrsreichen, aber nicht fahrbaren Straßen, wie z. B. der Gemmi, begegnet man ihm noch mit seinem „Stab Rosse" (6—7 Stück). Jedes Saumtier, Pferd oder Maulesel, trägt einen den ganzen Rücken bedeckenden und auf beiden Seiten weit hinabreichenden Holzsattel. Die Warenballen (bis zu 150 kg Gewicht) müssen auf beide Seiten vollständig gleichmäßig verteilt werden. Geschützt vor Regen und Schnee wird die Ladung durch eine Wachstuchdecke, welche den Namen des Säumers trägt. Die Tiere sind sämtlich mit Glocken versehen, damit entgegenkommende Karawanen

einander rechtzeitig bemerken und an den Ausweichestellen halten können. Der Maulkorb soll den Lastträgern das Grasen unmöglich machen, weil dadurch die gleichmäßige Fortbewegung gehemmt wird. Instinktiv wandelt das Maultier und Saumroß sichern Schrittes am Rande des Weges nahe dem Abgrunde, nicht in der Mitte, um mit der weit vom Körper abstehenden Last nicht an die Felswand zu stoßen. Ein einziger Fehltritt kann es in den Abgrund stürzen, wo es zerschellt. Wie gesagt, sind diese kleinen, unschönen, muskelkräftigen und derbknochigen Saumrosse mit breiter Brust, plumpen Hufen, struppigen Mähnen und Füßen, mit dem sprichwörtlich gewordenen sicheren Gange heutzutage fast ganz verschwunden und mit ihnen ihre Herren, jene rohen, fluchenden Gesellen, die in ihren verwetterten Gesichtern gleichmäßig die Wirkungen der Strapazen wie des Branntweins erkennen ließen.

Eine letzte und gefährlichste Gruppe nicht fahrbarer Alpenstraßen bilden jene Fußpfade, welche stundenlang über Firnfelder und Gletscher dahinlaufen. Der Pfad steht mehr nur vor dem inneren Auge des Fußgängers, als ihn die Natur angedeutet und vorgezeichnet hat. Durch düsteren Wald, über Gebirgsweiden und Geröllhalden schleicht hier der Pascher an grauenhaften Abgründen vorbei, während den Grenzjäger nur die zwingende Pflicht auf jene Wege führt.

3. Über den Splügen nach Chiavenna.*)

Da, wo das Domleschger Tal durch die mit ihren Felsenstirnen zusammenstoßenden Ausläufer des Muttenhornes und des Piz Beverin abgeschlossen wird, liegt Thusis. Wir fanden diesen kleinen uralten Ort nur soeben erst aus der Asche als ein Phönix neu erstanden. Eine Feuersbrunst hatte ihn vor kurzem vernichtet, und alle Häuser und Straßen waren neu. Wer weiß, wie oft ihm dies Schicksal seit der Auswanderung seiner Bewohner aus Etrurien schon widerfahren ist und wie oft es in Zukunft ihn noch heimsucht. Er scheint ganz darauf gefaßt zu sein; denn bei den neuen Wohnungen war wieder mehr Holz als Stein verwendet worden. (Der Ort brannte tatsächlich 1845 wieder ab und ist seitdem massiv aufgebaut worden. Nur an dem oberen Ende der Hauptstraße stehen noch ältere Häuser.)

Den mächtigen Gebirgswall, der sich hier vorschiebt, hat der Rhein in einer gewaltigen Spalte durchsägt, doch haben ihm wahrscheinlich unterirdische Kräfte dabei vorgearbeitet. Diese Spalte ist ungefähr 7 km lang; es war ehemals sehr schwer, darin neben dem Rheine fortzukommen. Der Hauptstraßenzug verließ daher das

*) Alpenreisen von J. G. Kohl. 2. Teil.

Rheintal und führte an den Höhen des Piz Beverin vorbei in den Schamser Gebirgskessel hinauf. Alle Warenzüge des Mittelalters, alle Pilger und Kreuzfahrer, alle deutschen Kaiser mit ihren Rittern, die auf Romfahrten nach Süden zogen, mußten hier bei Thusis den riesenhaften Felsriegel erklettern, um zu den oberen Tälern zu gelangen. Sie nannten dies „den guten Weg". An den Bergen erkannten wir noch Teile und Spuren dieser uralt-ehrwürdigen Straße. Den Gemsjägersteig aber unten im Tale fort durch das Bohrloch des Rheins nannten sie „den schlechten Weg" (Via mala) und den ganzen Spalt selbst, der fast gar nicht benutzt werden konnte, „das verlorene Loch".

Der Zug über die Höhen führte natürlich allerlei Unbequemlichkeiten mit sich, zunächst das steile Ansteigen, das nur durch lange Zickzackwege sich hätte vermeiden lassen, dann im Winter die dort sich anhäufenden Schneemassen. Allmählich ließ sich daher der Verkehr in die Tiefe hinab. Im Laufe von Jahrhunderten wurden wiederholt Versuche angestellt, einzelne Teile des Talbodens wegbar zu machen. Das vergangene Jahrhundert brach auch hier mit einer Straße durch, die, so gut sie ist, doch noch innerhalb der schlimmsten Strecke den Namen „Via mala" beibehielt.

Der Rheinstrom selbst hat sich zuweilen so tief in die Felsen hinabgegraben, und dabei ist er stellenweise zwischen so steile und eng zusammenstehende Wände eingeklemmt, daß er mehrmals ganz darunter verschwindet. Es ist daher unmöglich gewesen, mit der Straße ebenso weit in die Tiefe hinabzugehen, wie der Fluß selbst. Und eigentlich schlängelt sie sich daher in der Mitte der Schluchthöhe längs der Wände des Spaltes hin, bald auf dieser, bald auf jener Seite des Flusses sich anhängend, bald auf wundervollen Brücken über den Abgrund, in dessen versteckten Tiefen der Rhein braust, hinübersetzend, bald durch Felsenriegel sich Tore und Höhlengänge grabend, bald auf Vorsprünge und Absätze frei hinaustretend, bald auf künstlichen Mauergewölben am Abhange schwebend. Der grüne Rhein ist unten 90—120 m tief auf dem Boden der Spalte versteckt. Zuweilen sieht man frei bis auf seine schäumende Oberfläche hinab, zuweilen kann man selbst auf den Brücken stehend zwischen allen den vortretenden Felsenköpfen, die sich von beiden Seiten her ineinander verzahnen und verkeilen, nur ein grünes oder weißes Streifchen von ihm erkennen. Man fährt nahe an zwei Stunden zwischen den wundervollsten Ausblicken aufwärts, bis dann auf einmal der Rhein sich aus der Tiefe wieder hervorhebt, die Schlucht sich rechts und links erweitert, und ein flacher Talboden sich herbeiläßt, auf dem man dann bequemlich hineinrollt in das weidenreiche Schamser Tal durch die Dörfer Zillis, Andeer und andere. Die alten Kaiser und Ritter aber blieben immer oben auf dem Bergplateau, auf ihrer „guten Straße", und durchzogen die Reihe der oberen Schamser Dörfer Lohn, Mathon und Donat, da sie einmal oben waren und es nun zu unbequem fanden, erst wieder

ins Tal hinabzusteigen, mit dem ihr Weg sie allmählich ganz von selbst wieder zusammenführte in dem wilden Paß der Roflen oder la Rofla.

Diese Rofla, durch die man aus dem Schams ins Rheinwaldtal hinaufgeht, ist etwas Ähnliches wie die Via mala zwischen dem Domleschg und dem Schams, ein Gebirgsriegeldurchbruch von einer Talstufe zur andern.

Der Rhein setzt zuweilen in schönen Wasserfällen, zuweilen in tiefen Klüften schäumend, zuweilen ungesehen, aber überall gehört, hindurch. Es türmen sich hier Massen auf Massen, die Wildnis ist unsäglich. Was die Natur Schreckliches oder Erhabenes in Felsenformen und Felsenfratzen hervorbringen kann, das hat sie hier in hundert und aber hundert Bildern dargestellt. Wie auf einer Blumenwiese unerschöpflich im Anmutigen und Nützlichen, so scheint sie hier unerschöpflich sein zu wollen im Wilden und Unnützlichen. Blickt man in die Tiefe, so steigen hier schaurige Gründe, der eine noch tiefer als der andere, hinab. Schaut man in die Höhe, so überbietet ein kahler Felsenkopf den andern, eine öde Wand hängt über der andern. Manche dieser Wände sind auf weite Strecken hin mit zerstörten Wäldern bedeckt, sei es, daß ein Waldbrand hier aufräumte, oder daß ein Wirbelwind die Bäume umknickte. Niemand kann hier den Waldbränden Einhalt tun: ja keiner gibt sich auch nur einmal die Mühe, die Holzernte, welche der Wind fällt, zu sammeln. Modernde Baumstämme, wirr durcheinandergeworfen, hängen oft stundenweit an allen Abhängen übereinander.

Zuletzt kommt man noch durch ein Felsentor, Sasaplana genannt, und schreitet dann endlich wieder in einem oberen Tale fort, dem alten Tal der „Freien am Rhyn“. So nannten sich die deutschen Bewohner dieses alleräußersten Rheintales (Val Rhin), des sogenannten Rheinwaldes. Sie wohnen bis zu den Quellen des Rheins, bis zum Hinterrheingletscher hinauf, und ihr Hauptort ist Splügen. Sie sollen von einer uralten Kolonie Deutscher abstammen, welche ein deutscher Kaiser, man sagt Friedrich der Rotbart, hier am Splügen als treue Wächter des Passes ansiedelte. Diese Deutschen des Rheinwaldes bilden in ihren Dörfern Sufers, Splügen, Medels, Hinterrhein usw. ein kleines Staatswesen für sich und sind rundherum durch romanische Täler von den übrigen Deutschen gesondert. Sie kommen aber als die „Freien am Rhyn“ schon sehr früh in der Graubündner Geschichte vor und werden auch mit unter denen genannt, welche die ersten Bündnisse der „Grauen“ mit beschworen, Bündnisse, die dauern sollten, „so lange als Grund und Grat stehen“.

Wenn man mich mit verbundenen Augen in den Rheinwald brächte, ohne mir zu sagen, wo ich wäre, so würde ich doch nachher sofort erkennen, daß ich mich 1000—1200 m über dem Meere in einem jener kleinen Hohlkessel befände, die sich längs der Seiten eines Passes hinziehen, entweder im Rheinwald, oder im Urseren-

tale, oder im Tale von Airolo, oder in dem von Simpeln (Simplon), oder in dem von Worms.*) Denn diese hohen Übergangstäler sehen sich alle ähnlich wie Zwillinge. Ihre kahlen Gründe, ihre spärlichen Tannen, ihre grauen hölzernen Dörfer, ihre öden Berggehänge und starren Gipfel, ihr kleines, mit Waren und Reisenden Tag und Nacht gefülltes Hauptdorf, dies ist überall dasselbe.

„Splügen" oder „Speluga" soll seinen Namen von dem lateinischen „specula" (Wachtturm) haben. Manche deuten dies auf einen dicken, alten Turm, der noch auf der Höhe des Passes steht, und der, wie viele ähnliche alte Hochalpengemäuer, aus der Lombardenzeit herstammen soll, den aber andere für ein Römerwerk halten. Auch im Tale selbst, nahe beim Dorfe Splügen, liegen Überreste eines alten Schlosses, welches nun die letzte Ritterburg in dem ganzen an Ritterburgen so reichen Rheintale ist. Ganz in der Nähe von Splügen, wenige Stunden weiter westwärts, erblickt man die Höhen von Adula, den Piz Val Rhin und das Moschelhorn, aus deren Eishöhlen die Quellen des Rheins hervorrauschen. Ich ließ von hier aus meine Gedanken längs der weit sich hinstreckenden Talgehänge und Landschaften des großen Stromes hingleiten, gedachte aller der schönen großen und kleinen Städte, deren Mauern er bespült, und war froh, daß ich einst auch das andere Ende dieses Stromes gesehen hatte in Holland, wo er sich in den Dünen verliert. Von dieser eisigen Gletscherurne in Rheinwald bis zu der hölzernen Schleuse innerhalb der holländischen Dünen, welche lange Perlenschnur von Städten, welche schöne Kette anmutiger Landschaften, welche Gegensätze der Natur, die batavischen Marschen und die rätischen Alpen!

Das Zurüsten zu dem bevorstehenden Alpenübergange, das Abschirren der ankommenden, das Anschirren der abgehenden Packpferde, die Beförderung der Posten und Eilwagen, das Schreien der Fuhrleute und Postillone, die Abfütterung der erfrorenen Reisenden, das Hin- und Herzerren des kleinen Häufleins von Warenballen — das alles nimmt in einem solchen kleinen Alpen-, Handels- und Durchgangsort, wie es Splügen ist, gar kein Ende, und diese lebhafte Wirtschaft eines solchen Hochalpenhafens bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu der ernsten und wilden Natur des Tales. Tag und Nacht, Sommer und Winter, jahraus jahrein geht es hier so fort.

Graubündner Offiziere in fremdländischen Diensten, mit langen Bärten und martialischen Gesichtern, die auf Urlaub einige Zeit in ihr Vaterland zurückkehren; Kapuziner, die zu Fuß aus einem Alpentale ins andere wandern; Spekulanten, denen die Reis- und Maissäcke, welche aus der gesegneten Lombardei herüberkommen, am Herzen liegen; romanische Fuhrleute, die als Mitglieder der alten eigensinnigen, bevorrechteten, bündnerischen „Porter" (Fuhr-

*) An der oberen Adda, italienisch Bormio.

leutegesellschaften) ein scharfes Auge darauf haben, daß niemand ihnen ins Handwerk pfusche und keine Warenballen durch andere als ihre Hände befördert werden; italienische Viehhändler, die mit den deutschen Herdenbesitzern schachern und hantieren; Straßenarbeiter aus dem Schams, Domleschg oder Rheinwalde, die man auf bündnerisch „Rutner“ oder „Ruter“ nennt, und die mit ihrem Romanischen allerlei deutsche Worte mischen und besonders deutsche Spott- und Fluchwörter aufgenommen haben, z. B. „Quest umaun (Mensch) è un Esel, un verfluchter“, oder „ègli è un simpler Taglöhner!“ — solche Elemente ungefähr bilden die Gesellschaft, unter der man sich gewöhnlich hier an den Quellen des Rheins befindet, und unter der auch wir uns herumbewegten.

In lang sich streckendem Zickzack durch öde Täler und Felswüsteneien, mitten zwischen hochaufgetürmten Berggipfeln führt die Straße dann allmählich vom Dorfe Splügen aus auf die Höhe des Passes selbst. Alle die Berggehänge und Einschnitte und auch die Gipfel, die man hier sieht, können zu weiter nichts benutzt werden, als hie und da zur Weide der Schafe. Fast überall sind es die Bergamasker Schafhirten (Leute aus der italienischen Provinz Bergamo), welche den Bündnern die Weide abgepachtet haben. Seit uralten Zeiten kommen diese Bergamasken mit ihren Herden; sie haben sehr große Schafe mit langer grober Wolle, mit denen sie im Frühling alle die nach Graubünden führenden Täler, das Misox, das Bergell, das Puschlaw usw. emporwandern, um die ganze Reihe der bündnerischen Schafweiden längs der rätischen Alpenkette im Rheinwald, im Oberwald, im Engadin, in den Bergen von Avers und Stalla abzuweiden, — oder wie es heißt — ihre Tiere da sömmern zu lassen. Sie pachten dazu den an sonstigen Alpenwiesen reichen Rätiern die schlechtesten und dürftigsten Grasstriche ab, und die Graubündner selbst versichern, daß die Bergamasken die Schafzucht, Schafkäsebereitung und Molkenwirtschaft mit einem Fleiß und einer Sparsamkeit betreiben, wie sie die Einheimischen selten in Anwendung bringen.

Der höchste Rücken des Passes findet sich etwa 1890 m über dem Meere. Noch jetzt im Sommer lagen hier überall große Schneehaufen, und stellenweise fuhren wir noch lange Strecken zwischen zwei Schneemauern von 6 m Höhe hin. Der Weg war dazwischen tief ausgegraben. Die Leute erzählten mir, daß sie voriges Jahr beim Weggraben des Schnees erstarrte Frösche darunter gefunden hatten, die unter dem Schnee überwintert und die, nachdem sie ins Wasser geworfen worden und da erwacht wären, sich ganz lebendig gerührt hätten.

Die italienische Grenze geht mitten über den Rücken der Paßhöhe hin, und wir erreichten bald die Dogana, wo in dem ewigen Schmutze und Schnee eine zahllose Menge von Last- und Personenwagen, von Rinderherden und Passagieren versammelt war.

Das italienische Tal, in das man zunächst hinabrollt, heißt Valle

di S. Giacomo (St. Jakobstal). Wie erhält hier sofort die ganze Natur ein anderes Aussehen! Gleich werden die Berge baumlos und kahl fast bis auf den Boden hinab, nur in den tieferen Gründen ziehen sich reizende frischgrüne Kastaniengehölze längs des Flüßchens Mera hin. Diese verhältnismäßig große Waldlosigkeit, der man überall, sobald man einen Alpenpaß nach Süden hin überschritten hat, begegnet, ist zum Teil eine Folge klimatischer Einflüsse, erklärt sich aber auch aus dem Laufe der Flüsse; denn Holz, als eine schwerfällige Ware, bedarf zu seiner Beförderung notwendig der Flüsse, und die Waldgegenden werden daher um so mehr gelichtet werden, je mehr Holzes die Länder bedürfen, zu denen ihre Waldbäche hinabführen. Auf der Südseite der Alpen liegt das alte Kulturland Italien, das schon seit Jahrtausenden so vieles Holz verbraucht hat. So weit seine Flußläufe und Bergstromadern gehen, so weit fraß es die Alpenwälder weg und machte alle Berge kahl, bis zu den höchsten Höhen der Bergpässe hinauf. Den großen Waldreichtum jenseits der Bergpässe konnten sie aber nie antasten, weil die schwerfälligen Stämme und Balken sich nicht wohl über die Gebirgsrücken weg tragen ließen. Jenseits der Alpen im Norden lag das waldreiche Deutschland, das noch nicht nötig hatte, in dem Grade wie Italien die Wälder auszurotten. — Aus diesem Umstande erklärt sich zum Teil die Erscheinung, daß die waldigen Regionen der nördlichen Alpentäler mit den kahlen Bergen der südlichen Täler überall so schroff absetzen und wenigstens überall da, wo die Flüsse nach verschiedenen Weltgegenden laufen, so stark miteinander in Gegensatz treten.

Die Natur hat von Splügen herab einen tiefen Schlund ausgegraben, den sogenannten „Cardinel", der auf dem kürzesten Wege in das Tal führt. Statt, wie bei der Via mala, in diesen Schlund hinabzusteigen, hat man es vorgezogen, die Straße über die Berge zu führen und erst später in das Tal Giacomo hinabzugehen. Wie gewöhnlich haben auch die Berge hier oben sanftere Abhänge, erst weiter unten gegen das Tal zu werden die Wände schroff, und hier haben daher die Straßenbauer alle ihre Kräfte zusammennehmen müssen.

Oben gibt es mehrere Stellen, die von Lawinen bedroht werden, und hier hat man dann die Straßen durch lange Galerien geführt, die sich wie Festungswerke ausnehmen. Diese berühmten Galerien bestehen nämlich aus festem Quadersteingemäuer, das sich dicht an den Berg anschließt und mit diesem verwächst. Oben sind sie mit einem schrägen Dache versehen, das mit dem Abhange des Berges ausgeglichen ist, so daß die Lawinen, die von oben herabfallen, leicht über das Dach hinwegrutschen. In der Mauer der Galerien sind große, meistens runde Licht- und Luftlöcher angebracht, die wie Kanonenlöcher aussehen. Im Winter helfen sie freilich nicht viel, da sie sich mit Eis und Schnee vollsetzen. Wir fanden jetzt auch die Löcher einiger Galerien verstopft. Die Chaussee-

wächter, die in den sogenannten „Cantonieren“ wohnen, sind daher mit Laternen versorgt, die sie im Winter in den Galerien aufhängen. Dieser Cantonieras oder Zufluchtshäuser gibt es mehrere am Wege. Es sind dickmaurige Häuser, die wie Soldatenkasematten aussehen. Hier oben, wo Stürme, Lawinen und polternde Felsen einen ewigen Krieg führen, müssen alle Menschenwerke ein kriegerisches, festungsartiges Ansehen gewinnen.

Durch eine Reihe solcher Galerien, auf allerlei künstlichen Unterbauten, Gewölben und Brücken, auf zahllosen Zickzackwegen, die überall mit Brustmauern geschützt und gesäumt sind, rollt man auf diesen Höhen von einer Stufe zur andern hinab. Am außerordentlichsten und ergreifendsten ist der Anblick da, wo man an die steilste Wand des Tales gelangt. Hier blickt man in den genannten Schlund Cardinel hinunter. Ganz in der Tiefe, als läge es in einer natürlichen Katakombe der Erde, sieht man das winzige Dörfchen Isola. Wie ein Blitz, der sich an den Boden anlegt, wie der Faden der Ariadne, führt die herrliche, zuverlässige Straße in dieses Labyrinth hinab. Bei jedem Schritt scheint die Natur ein „Nicht weiter!“ gesprochen zu haben, und bei jedem Schritte siegte der Mensch mit seinem „Vorwärts!“ Bei jeder Wendung glaubt man ängstlich, ohne weiteres in unermeßliche Abgründe hinabzuschießen, und bei jeder Wendung erhält man von neuem die angenehme Zuversicht, daß man ohne Gefahr und ganz bequem hier schreiten, traben, galoppieren kann, wie in einer Reitbahn. Man sieht die kühne Linie der Straße auf einer Reihe übereinander getürmter Terrassen fast zehnmal verschwinden und zehnmal wieder erscheinen. Auch oben hinauf sieht man Bruchstücke der Straße und die durchfahrenen Galerien und die Cantonieras an den Bergen sich hinziehen. Wer dies nicht gesehen hat, der kann es vielleicht kaum begreifen, daß der Anblick eines solchen Werkes Entzückung und Begeisterung hervorzurufen vermag, ebenso gut, wie der Anblick jeder anderen vollkommenen und großartigen Arbeit. Man glaubt hier den Finger Gottes vor sich zu sehen, der diesen Wegstreifen durch die Wildnis zog, und der hier den bedrohten Menschen vorsichtig Schritt für Schritt, wie die Vorsehung, mit Schutz und Hilfe umgab. — Wie ohne diesen Schutz und diese Hilfe die deutschen Kaiser mit ihrem Gefolge hier herabgekommen sind, begreift man kaum. Vermutlich hat in den Schlünden des Cardinel mancher deutsche Ritter sein Leben eingebüßt, sowie auch bei dem kühnen Übergange der französischen Armee unter Macdonald im Jahre 1800 mancher Reiter und Fußmann hier seinen Tod fand.

Sowie man bei Campo Dolcino unten anlangt, findet man alles italienisch, die Menschen, die Bauart der Häuser, die Bäume und Pflanzen. Italien stößt hier dichter mit Germanien zusammen, als an anderen Alpenpunkten, als z. B. im Ticinotale, wo noch ein hochgelegener hinterer Talteil, das Tal von Airolo, eine Art Mischung von deutscher und italienischer Wirtschaft, deutschen und italienischen

Sitten herbeiführt. Der Hauptbaum des Tales, wie überhaupt aller dieser nach Süden geöffneten Täler, ist die Kastanie. Die mehlige, nahrhafte Frucht dieses hier überall verbreiteten Baumes ist, glaube ich, die vornehmste Ursache der Erscheinung, daß sich die Italiener dem Kartoffelbau viel weniger ergeben haben als wir Deutschen. Fast überall und in allen Fällen, wo wir Kartoffeln speisen, essen sie Kastanien, die bei Geringen und Vornehmen fast ganz die Stelle der Erdäpfel einnehmen.

Man rollt noch durch zwei Kastanienhaine hindurch. Endlich erweitert sich das Tal, und da, wo sich die Gewässer des Jakobstales mit der aus dem Bergell hervorrauschenden Mera verbinden, da liegt das italienische Städtchen, das seine ersten Anbauer mit Recht als einen Schlüssel zu jenen beiden Tälern betrachteten, da sie es „Chiavenna“ (Schlüsselburg) nannten.

Ich erinnere mich, daß in meiner Jugend der Zeichenlehrer immer große Landschaften und Ansichten von Städten oder Bergen an die Wandtafel malte. So wie sie unter seiner Hand und Kreide sich gestalteten, so mußten wir sie in unseren Büchern nachzeichnen. Darunter kamen auch italienische Ansichten vor, Häuser mit flachen Dächern, mit einzelnen kleinen Fensterlöchern, hohe, durchweg gleich dünne, viereckige Glockentürme, untermauerte Terrassen, auf denen die Gebäude sich übereinander erhoben, lange Reihen von Bogengängen, staffelförmige Gärten, irgend ein fremdes Gewächs zwischen dem vielen Gemäuer. Ich fand diese Bilder eigentümlich und reich, und glaubte sie aus der Umgegend von Neapel oder Sizilien hergeholt. Wie erstaunte ich aber, schon jetzt in den Alpen bei Chiavenna die vollständigsten Modelle zu diesen Gemälden zu finden! Chiavenna ist eine ebenso italienische Stadt wie irgend eine in Sizilien. Man betrachtet mit Begierde all diese neuen und fremdartigen Formen und Vorgänge, die sofort einen ganz neuen Geist offenbaren: denn nicht nur die Häuser und Straßen, die Gärten und Bäume, sondern auch die Menschen haben ein anderes Gesicht, sie gehen und stehen anders, sie haben ein anderes Gebaren. Man fühlt sich in eine andere, neue und eigenartige Umwelt versetzt.

4. Das Engadin.*)

Das Engadin im Kanton Graubünden ist das Längstal des Oberinns im Südosten der Schweizer Alpen. Es erstreckt sich von Südwest nach Nordost, vom Malojapaß an der Grenze der Lombardei bis zur Martinsbrücke an der Tiroler Grenze in einer Länge von fast 100 km. Einige zwanzig Seitentäler führen von Norden, von den Rätischen Alpen hernieder, während sie in den anderen Himmelsrichtungen aus Italien und Tirol sich herabsenken. Der Inn,

*) Das Engadin, seine Heilquellen usw. Ein Vortrag von Dr. H. Lebert.

der die Hauptrinne bildet, der auch in diesem Tale entspringt, hat auch der ganzen Landschaft den Namen gegeben; denn Engadin ladinisch Engiadina, bedeutet Inntal. Das Engadin gehört mit dem Wallis zu den größten und höchsten Alpentälern.

Während der Talgrund von Tirol nach dem Maloja sich von 1000—1800 m über die Meeresfläche erhebt, erreichen die nördlichen und südlichen Alpenketten eine Höhe, welche in der Bernina 4000 m*) übersteigt, so daß diese in die Reihe der höchsten Berge Europas, des Montblanc, des Monte Rosa, des Matterhorns, der Jungfrau usw. tritt. Es finden sich dort zahlreiche und umfangreiche Gletschermassen, welche mit denen des Berner, des Walliser, des Savoyer Eismeers wetteifern. Urgebirge, Serpentin und Granit, welche zwischen Triaskalk und Schiefergebilden hervorragen, bauen diese Berge auf.

Den angenehmsten und lieblichsten Gegensatz zu den hohen Mauern der Alpen, zu den von ewigem Schnee bedeckten Spitzen, zu den von allen Seiten her ins Tal sich senkenden tiefgespaltenen Gletschern bildet die schöne Baumvegetation an den Bergabhängen, in welcher die majestätische Arve, der zierliche Lärchenbaum von unabsehbaren Büschen der Alpenrosen umgeben sind. Steigt man noch höher, so findet man jenen schönen Blumenteppich der Alpen, in welchem die azurblaue Gentiane mit dem schneeweißen Steinbrech, das großblumige dunkelblaue Veilchen mit der feinbereiften Aurikel, mit der rosigen Primel, mit dem duftenden Satyrion wechseln.

Der Inn durchströmt immer mächtiger das Tal seiner Wiege, und seine Quellseen spiegeln in ihrer kristallenen Flut schneebedeckte Berge, grüne Wälder und schöne Wohnungen einer Bevölkerung, welche, in allen großen Städten Europas durch Redlichkeit, Geschicklichkeit und Arbeitslust bekannt, eine lange freiwillige Verbannung aus dem geliebten Heimatlande gern erträgt, um den Abend des Lebens dort zu verleben, wo sie der Zauber der Naturschönheit hinzieht, wo sie als Kinder und Knaben geweilt, wo sie ihre Eltern, Verwandten und Freunde geliebt und geehrt haben, wo der gemeinschaftliche Friedhof noch die Reste vieler von denen einschließt, welche ihnen teuer waren, und deren Andenken sie begleitet, bis auch sie einst von ihrem schönen Alpentale für immer Abschied nehmen.

Das Engadin ist zwar ein Teil des großen Inntales, doch ist es so bestimmt nach Osten und Westen abgegrenzt, daß sich die Bevölkerung des Tales zu starker Eigenart entwickeln konnte. Eine fast senkrechte, 200 m hohe Felsmauer, sondert das Ober-Engadin vom Bergell, von den lombardischen Nachbarn, und die tiefe schauerliche Schlucht von Finstermünz am unteren Taleingange trennt mit so mächtiger Gewalt das Unter-Engadin, das romanische Rätien

*) Sie ist 4052 m hoch, das Finsteraarhorn in den Berner Alpen 4275 m, die Jungfrau 4167 m.

von dem germanischen Tirol, daß Jahrhunderte dazu gehört haben, um stete Fehden und Feindschaft nur in gleichgültiges, entfremdetes Nebeneinanderleben umzuwandeln.

Hat man an der einsamen Martinsbrücke das Bündner Gebiet betreten, so gelangt man, nach anfänglich mühsamem Wandern in einer traurig öden Bergschlucht, erst eigentlich bei Remüs in den schönen romantischen Teil des Engadins. Das unheimliche Brausen des im tiefen Abgrunde strömenden Inn, die finsteren Wälder der steilen Bergabhänge, das Heulen des Windes machen jetzt den lieblichen Alpenwiesen, den sonnenreichen, vom Gesange des Menschen und dem Geräusche der Arbeit belebten Triften und Dörfern Platz, und heiter schauen die hohen Berggipfel auf den anmutigen Talgrund herab, ein Eindruck, welcher an den erinnert, den der Wanderer empfindet, wenn er von den wilden Schluchten der Teufelsbrücke durch den langen finsteren Gang des Urner Lochs auf einmal in die grünenden Matten des Urserentales tritt.

Das untere Engadin zeichnet sich durch seine eigentümlichen Talverengungen und Erweiterungen aus, welche treppenartig in drei verschiedenen Plateaus übereinanderliegen; die drei Talkessel von Remüs, von Schuls-Tarasp und von Ardez, welche der Inn in tiefen Felsenrissen durchzieht.

Von den Ortschaften, welche man in diesem Treppentale antrifft, ist in erster Linie der 1560 m über dem Meere gelegene Flecken Sins interessant.

Unter allen Gemeinden des Engadins ist Sins diejenige, deren Bewohner am meisten nach dem Auslande wandern. In dem geräumigen, länglichen Viereck, welches an ostdeutsche Marktplätze erinnert, finden wir ganz auffallend zierlich aufgeführte Gebäude, welche es von allen Seiten einfassen. Auf den Bänken vor den Häusern sitzen Gruppen von Männern in modischem, meist grellfarbigem Anzuge im lebhaften Gespräche begriffen, ihre Pfeifen und Zigarren rauchend. Was mag in jenem lärmenden Kreise junger Männer verhandelt werden, deren laute Stimme und lebhafte Gebärden unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen? Bedeutender Aufschlag der Zucker- und Kaffeepreise auf den Hauptmärkten Europas neben dem beabsichtigten Besuche auf einer Kuhalp der Gemeinde, ein Fallissement oder kaufmännischer Glücksfall in Triest oder Livorno neben der Festsetzung des Tages der Roggenernte auf den Feldern des Fleckens, eine wichtige politische Tagesfrage neben den Erlebnissen eines ländlichen Tanzes beschäftigen die Gemüter, welche die fernen Interessen mit dem Genusse der nahen und schönen Gegenwart, des heimischen Herdes und der Alpennatur mit all ihren Freuden so gut zu verbinden verstehen. — In welcher Sprache aber reden die Männer? Der romanische Grundton ist mit deutschen, italienischen und französischen Worten und Redensarten gemischt. Rings um den Brunnen in der Mitte des Platzes ist ein Kreis von Frauen mit Waschen und lebhaftem Gespräche

beschäftigt. Ihre schwarze und dunkelfarbige Tracht birgt jeden Reiz des Körpers. Die Gesichtszüge der Männer und Frauen sind scharf gezeichnet, ausdrucksvoll und bei vielen schön, Gesichtsfarbe, Haare und Augen vorherrschend dunkel.

An einem sanften Bergabhange herabsteigend gelangt man bald in die Talfläche von Schuls und Tarasp.

Schon aus der Ferne sieht man von allen Seiten her auf steilem Felsen das alte, noch wohl erhaltene Schloß von Tarasp (1418 m). Bei dem Dorfe Tarasp (1327 m), dem Weiler Vulpera (1208 m) und auf der anderen Seite des Inn bei dem Dorfe Schuls entspringen Mineralquellen, die an Heilkraft den besten aller Länder an die Seite zu stellen sind.

Kräftige Salzquellen, sprudelnde Stahl- und Sauerbrunnen, das Arom der Alpenluft nicht gerade verbessernde Schwefelquellen, endlich reine Kohlensäureaushauchungen, sogenannte Mofetten, finden sich auf dem engen Raume beisammen. In diesem Tale spendet die Erde ganz nahe beisammen Schätze, welche man sonst nur auf weite Flächen, in großen Entfernungen verteilt findet.

In Vulpera weilen die meisten Badegäste. Auf den Bänken rings um die Promenaden sitzen gruppenweise die Bewohner ferner und naher, deutscher und italienischer Gegenden. Hier der federgeschmückte Spitzhut des Deutschtirolers, dort der breitkrämpige flache Hut des Welschen. Unter den Trinkgästen sieht man eine große Anzahl höchst beleibter Personen, die in einigem Gegensatze zu dem beengten Raume des Spazierganges sich auf und nieder bewegen. Sie sollen hier selten vergeblich Abhilfe von den Beschwerden der Dickleibigkeit suchen. Wohlgenährte alte Herren mit dunkelroten Weingesichtern und rubinroten Nasen suchen hier, wie der gläubige Hindu in den Fluten des Ganges, büßend in dem sonst verachteten Tranke die äußeren Merkmale ihrer Sünden abzuwaschen. Neben diesen an solchen Orten mehr tragikomischen Erscheinungen gibt es Leidende aller Art und aller Stände. Der feine Fabrikherr mit galliger Gesichtsfarbe und Glacéhandschuhen, neben ihm der stämmige Bündner Bauer, der tirolische Klostergeistliche, der regsame lombardische Kaufmann, das schöne Geschlecht im rauschenden Seidenkleid wie in der anspruchslosen Tracht der Unter-Engadinerinnen. All das bewegt sich bunt durcheinander und unterhält sich in den verschiedensten Sprachen.

Wir wandern höher hinauf ins Ober-Engadin. Von Capella unterhalb Scanfs bis zum Maloja erstreckt sich das obere Engadin, dieser zwar rauhere, wildere, höher gelegene, aber weitaus schönste Teil des schweizerischen Inntales. Seine Höhe steigt von 1500—1750 m in einer Länge von sieben Stunden, also sehr mild sich erhebend. Die Talweite schwankt zwischen zwanzig Minuten und einer Stunde. Man teilt dieses höchste Alpental Europas in zwei Gebiete, in das der Wiesen von Scanfs bis Celerina, und in das der Seen, von St. Moritz bis zum Maloja.

An jenem Ende des Tals sollte man einen hohen Gebirgsstock wie an den ähnlichen Tälern des Rheins und der Rhone erwarten. Aber während nördlich das Tal von vielfach 3000 m überragenden Bergzügen mit ewigem Schnee und südlich von noch höheren Alpen begrenzt ist, welche in der majestätischen Pyramide der Bernina mit ihrem großen Gletschermeere 4000 m übersteigen, bricht am Maloja das Tal plötzlich ab.

An den Grenzhäusern des Maloja steht man statt vor hohen Bergmauern nur an einer steil absteigenden Felswand, an welcher sich schlangenförmig eine herrliche Kunststraße hinabwindet, während ein lieblich grünendes Tal mit Sennhütten auf den Halden des Abhanges und freundlichen Dörfern im Talgrunde am rauschenden Bergbach das Auge erquickt: das Bergeller Tal, welches sich in die lombardische Ebene nach Chiavenna zu abflacht. Hat man bei Scanfs das Ober-Engadin betreten, so ändert sich sogleich die ganze Physiognomie des Tals. Verschwunden sind die grausen Schluchten, auf welchen die einzelnen Plateaus wie liebliche Oasen liegen. Man betritt ein hohes lichtes Tal, dessen einzelne Gebiete wohl noch durch gelinde Bodenanschwellungen in der Form von Querdämmen gesondert sind. Im großen und ganzen aber bildet das Ober-Engadin ein mehr zusammenhängendes Tal. Im Wiesengebiete von Scanfs bis Celerina genießt man mit heiterem unermüdeten Blicke den herrlichen Anblick der Alpenwelt. Ein mild in der Sonne erglänzendes Silberband gleitet durch das Tal, der junge Inn. Zahlreiche schöne und große Dörfer sind umgeben vom frischen, kräftigen Grün der Wiesen. Man hört aus der Ferne das harmonische Läuten der Kirchglocken. Die Straßen sind belebt von dem zur rüstigen Arbeit schreitenden Landmanne mit seinen kräftigen Zugtieren, von dem durchziehenden Tiroler mit dem Spitzhute, von dem im malerischen Gewande dahinschreitenden ernsten Bergamasker Schafhirten, von dem entzückten, in der reinen Bergluft alle jene Schönheiten der Alpennatur tief fühlenden Wanderer ferner Länder. Soweit das Auge reicht, schließen die Wiesen des Tals hohe Grate, oft mit Firn bedeckt, schlanke Pyramiden mit ewigem Schnee ein. Zwischen den Alpenweiden mit den kleinen Sennhütten, zwischen dem dunklen Walde, welcher an das Talgebiet streift, drängen sich Gletschermassen an manchen Orten so weit herab, daß sie, von lieblichen Triften umgeben, wie ein Gruß des hohen Nordens an den warmen blütenreichen Süden ihre hellblauen Kristallmassen entfalten. Und über die ewigen Gletscher, über die prangende Flur, über den schattigen Wald wölbt sich ein so tief dunkelblauer Himmel, wie wir ihn im Norden uns kaum denken können.

Wandern wir nun nach St. Moritz zu, lassen wir die schönen Seitentäler unbeachtet, so gelangen wir durch Zuz, Ponte — wo der Albulapaß mündet — und Bevers zuerst nach Samaden, dem Mittelpunkte des Ober-Engadiner Lebens und Verkehrs. Jetzt, wo von Thusis im Domleschg eine kühne Schmalspurbahn sich an den

Wänden des Albulatales anklammert, bald sich dem Flusse anschmiegt, bald mit kecken Brücken aus Stein das Tal überspringt, bald sich in die Felsen verkriecht, um zuletzt durch einen 5866 m langen Tunnel auf Bevers loszusteuern, jetzt hofft Samaden, Celerina und vor allen St. Moritz und Pontresina auf den Goldsegen des Fremdenzuflusses, auf einen viel regeren Verkehr als ehemals.

Bei Samaden ist die größte Talweite. In dem reichen Flecken sieht man neben den schönen Wohnhäusern der aus der Fremde heimgekehrten Engadiner auch die altberühmten Wohnungen der Männer, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert die Geschichte des grauen Bundes mit hoher Ehrfurcht nennt. Die Familienwappen verlieren sich hier nicht farblos auf der grauen Mauer des Burgtores, sondern schweben in zierlicher Vornehmheit an den feinen eisernen Balkonen. Im Innern findet man neben vielen Spuren längst verschollener Zeiten alle Annehmlichkeiten des modernen Lebens.

Von Samaden aus hat man im Tale die schönste Aussicht auf das Tal von Pontresina, auf die Bernina und ihre Gletscher, unter denen der Morteratsch am tiefsten sich ins Tal senkt. Von Samaden gelangt man in den freundlichen Flecken Celerina, mit welchem das Gebiet der Wiesen abgeschlossen ist. Gar bald ist der waldige Querdamm überschritten, und wir befinden uns in dem Dorfe St. Moritz. Wir betreten das Gebiet der Seen und Quellen.

Es ist ein ebenso schönes als wunderbar überraschendes Naturbild, wenn man vom Julier herabkommend nach und nach die ganze Herrlichkeit dieses Gesamtbildes des Seengebietes sich entfalten sieht. Die lichte Fläche jener klaren Seen mildert den ernsten Eindruck der hohen himmelansteigenden Felsenmauern mit ihren zackigen Spitzen und Graten und dem eisigen Hauche der Gletscher. In der durchsichtigen Flut spiegeln sich die Wiesen des Ufers, die Wälder der Bergabhänge mit den prächtigen Lärchen und der königlichen Arve, jener Zeder der südlichen Alpen. Die Schneegefilde der hohen Regionen bilden auf der glatten Spiegelfläche der Seen ein Gemälde von unendlichem Reize, und das rosige Alpenglühen mit seinem zarten Hauche wird durch den feuchten Glanz der Wellen zum anmutigsten Bilde. Den von Fedoz herkommenden wilden Sohn der Gletscher hegen und pflegen die freundlichen Nymphen der Seen und möchten ihn gerne in ihrer Alpenheimat zurückhalten, aber unaufhaltsam flieht er von der einen zur anderen, bis er aus dem St. Moritzer See bereits als Innstrom über einen breiten Abhang mit schäumenden Wellen herabstürzt. Grünende Matten, große, freundliche Dörfer mit schönen weißen Häusern und zierlichen Gärten, Saatfelder und Laubholz, selbst noch Fruchtbäume wechseln ab mit jenen stillen Seen von Sils, Silvaplana, von Campfèr und von St. Moritz. Des Menschen Fleiß und des Fleißes Kind, der Wohlstand, prangen unter jenen herrlichen Gaben der Natur.

Am nördlichen Talabhange zieht (in zahlreichen Windungen bei Silvaplana am Julier emporklimmend) die große Straße hin, welche

von der Lombardei ins Tirol, vom Engadin in das rätische Vaterland, in das stets dem Engadiner ans Herz gewachsene Veltlin und in die italienische Ebene führt.

Für jede Stimmung des Gemüts findet der Wanderer in diesem Gebiete der Seen den geeignetsten Ruhepunkt. Vom Maloja seitlich liegt das Fextal, dessen höchste bewohnte Häuser, bis auf 2000 m aufsteigend, zu den höchsten Europas gehören. Von hier führt ein einsamer Pfad durch Berge, über Felsen und Gletscher in das Rosegtal und das eisige Reich der Bernina. Sils-Maria in seiner stillen Einsamkeit, mit seinen unübertrefflich schönen Baumgruppen, seinen freundlich gastlichen Wohnhäusern, dem hier beginnenden See, den auf solcher Höhe Erstaunen und Bewunderung erregenden Blumengärten — Sils macht den Eindruck eines jener stillen Orte der Alpenwelt, in welchem die Stürme des Lebens, die Sorgen tätigen Ringens den Lethe freudevoller Vergessenheit in der Poesie der Natur finden.

Silvaplana am Fuße des Juliers ist ein sehr belebter Ort. Hier kommen die Straßen verschiedener Bergpässe zusammen. Hier herrscht reges Treiben, und der Engadiner, welcher nach langem geschäftigem Leben in die liebe Heimat zurückkehrt, sieht hier im Sommer Fremde aus allen jenen fernen Gebieten, welche er durchwandert hat, sowie der Fremde nicht minder erstaunt ist, im Posthaus und seiner Umgebung die verschiedensten Sprachen, ja oft die heimische Mundart seiner Vaterstadt zu hören.

Vom Hotel Kulm in St. Moritz hat man die prächtigste, doch auch von dem Platze vor dem Kurhause zugleich die lieblichste und großartigste Aussicht. In nächster Nähe befindet sich der St. Moritzer See mit seinem klaren grünen Wasserspiegel, und oberhalb davon höchst malerisch emporsteigend das Dorf St. Moritz.

Wälder von Lärchen und Arven, deren weiches Moospolster von der nordischen Linnäa durchflochten ist, grüne Waldwiesen umgeben den See auf der Südseite, und von den Höhen des Julierpasses bis zu den steilen Granitspitzen oberhalb Samaden sieht man über dem ewigen Schnee und dem vergletscherten Firn den Piz della Margna, die einsamen Gletschergefilde des Suvretta, die rote in zwei Terrassen gipfelnde Pyramide des Piz Munteratsch (Piz Julier, die Bergspitzen von Nair, Padella, Ott. Nirgends endlich sieht man so schön die elegante Felsengruppe und die schöne Pyramide des Piz Languard, wie von St. Moritz aus. Wer nicht im einsamen Waldpfade, an den Ufern des Sees oder den Alpwiesen am Abhange emporsteigen kann, findet Wagen, welche ihn auf trefflichen Chausseen durch das ganze Tal, ja bis an den Fuß des einsamen Morteratsch-Gletschers, selbst auf die Höhe des Berninapasses fahren können.

Die St. Moritzer Quellen gehören zu den kräftigsten Eisensäuerlingen. Die alte Quelle hat 5,6° C, die neue nur 4,4° C.

Nach genauer vierjähriger, dreimal täglich angestellter Beobachtung ist die mittlere Tagestemperatur in St. Moritz während der Saison etwas über 13,7°, am Morgen kaum 7,5°, in den Mittagsstunden 19,4°, am Abend 11,2° C. Zwei Drittel der Tage während der Saison vom 21. Juni bis zum 20. September sind sonnenreich und trocken, etwa ein Drittel bietet Regen. Tau findet sich am Morgen viel, aber Nebel ist verhältnismäßig viel seltener als sonst auf gleicher Höhe. Nur zweimal in der Saison von drei Monaten fällt der Schnee bis vor das Kurhaus.

In der Nacht vom 31. August während meines Dortseins war so viel Schnee gefallen, daß, als ich am Morgen erwachte, die ganze Landschaft vom weißen Winterkleide bedeckt war, Eiszapfen hingen zahlreich von den Dächern herab. Alles schien zu mahnen, jetzt das Hochtal zu verlassen; doch schon am Abend hatte die Gegend wieder ihr herrliches sommerliches Ansehen und noch viele schöne, milde Tage folgten diesem ersten Schneefalle.

Man sagt vom Engadin, daß es acht Monate hindurch Winter habe, man nennt es auch das Sibirien der Schweiz, aber das ist ebenso unberechtigt, als wenn das Obererzgebirge als sächsisches Sibirien verschrien wird.

Bleiben wir auf dem Boden der Beobachtung, so finden wir, daß im Durchschnitt im Engadin der Schnee, dieser richtige Maßstab des Winters in den Alpen, 5 Monate und 22 Tage liegen bleibt. Die vollständigsten Beobachtungen sind gerade in Bevers, dem kältesten Orte des ganzen Engadin, vom Lehrer Krättli gemacht worden. Die mittlere Jahrestemperatur ist dort + 2,5° C, die Mitteltemperatur der Sommermonate Juni, Juli, August + 11,6° C, die der Monate Dezember, Januar, Februar — 8° C, die der Frühlingsmonate März, April und Mai + 1,9°, und die der drei Herbstmonate September, Obtober, November + 3,9°, also fast + 4° C. Im Sommer wie im Winter beobachtet man nicht selten bedeutende Temperatursprünge. Nach heißen Tagen sinkt das Thermometer auf den Gefrierpunkt in einzelnen Nächten des Sommers; nach eisiger Kälte im Winter von — 25° steigt es mitunter rasch bis auf + 5°, was von dem oft schnellen Überspringen südwestlicher Winde in nordöstliche und umgekehrt abhängt. Der Frühling und die ersten Wintermonate sind besonders feucht. Winter und Sommer sind aber gewöhnlich trocken und heiter.

Bereits im März schmilzt der warme Hauch des Föhn an sonnigen Abhängen den Schnee, und alsbald erscheinen einzelne Blumen. Gewöhnlich aber findet man erst Ende dieses Monats die schöne dunkelblaue Frühlingsgentiane. Gegen Ende April beginnt der Schnee überhaupt zu schmelzen. Nun ist während einiger Zeit der Verkehr im Tale sehr gestört. Mit den ersten Tagen des Mai aber ist das Tal von allem Schnee befreit, nachdem schon vorher größere Strecken sonniger Wiesen sich mit Blumen geschmückt und nament-

lich die schöne Frühlingsanemone und Krokuspflanzen mit ihrem Blütenschnee, sowie an den Felsen die frischen grünen Blätter und rosigen Blumen der Bergprimeln das Tal geziert haben. In den Lüften singt jetzt schon die Lerche ihr Frühlingslied, und gegen Ende April langen auch aus ihren fernen Winterquartieren die Schwalben wieder an. Der Kuckuck aber erwartet das vollendete Schmelzen des Schnees, bevor sein einsamer Ruf die Luft durchtönt. Bald werden nun auch die lichten Seen frei vom Eise.

Die Bergamasker Schafhirten ziehen mit den Herden auf ihre Sommerweiden. Der Landmann besorgt seine Saat vom Getreide und Kartoffeln. Hat auch die Alpenrose ihre schönen Blüten entfaltet, so prangen die Fluren in aller Pracht ihres lieblichen Frühlingsgewandes. Die Herden verlassen jetzt das Tal, der harmonische Klang ihrer Glocken verkündet auf immer höher liegenden Alpenwiesen ihre Ankunft, bis sie gegen Ende September wieder ins Tal herabkommen. Im Juli blühen Roggen und Gerste. Gegen Ende dieses Monats beginnt die Heuernte, die weitaus bedeutendste für das Engadin, welche zu vielen frohen Festlichkeiten Veranlassung gibt. In der ersten Hälfte des September wird auch das Getreide eingebracht. Die Schwalben verlassen jetzt bald das Tal, und gleichzeitig ziehen Scharen der mannigfachsten Zugvögel über die Alpen.

Wir treffen im Engadin das Getreide bis zu einer Höhe von nahezu 1800 m, also über 600 m höher, als in der nördlichen Schweiz und in den deutschen Gebirgen, ebenso hoch steigt auch die Kartoffel. In Sils-Maria reift noch die Kirsche, deren obere Grenze sonst ebenfalls nahezu 600 m tiefer ist. — Die Grenze des ewigen Schnees, welche in den übrigen Schweizer Alpen auf 2600 m angegeben wird, ist im Engadin in nahe 2800 m Höhe. Die Tanne gedeiht noch bis 1800 m. Die Arve und der Lärchenbaum übersteigen 2100 m. Diese günstigen Verhältnisse sind zum Teil dem leichten Zugange der warmen aus Italien kommenden Luftströmungen zuzuschreiben.

Außerordentlich abwechselnd und reichhaltig ist auch die Blumenwelt. Nächst den Tälern von Saas und Zermatt im Wallis hat das Engadin die schönste Pflanzendecke der Schweiz. Wie in den Alpen überhaupt, trifft man hier neben den Blumen des hohen Nordens die der gemäßigten, selbst südlichen Länder. Italienische und Tiroler Pflanzen kommen mannigfach neben den der Schweiz eigenen vor. Bis auf eine Höhe von 3000 m, ja darüber, gibt es noch viele Oasen, in welchen der Schnee im Sommer schmilzt, und hier ist der Boden ganz mit den rosigen Blüten der Androsace glacialis, den weißen Saxifragen, den dunkelblauen Gentianen und Phyteumaarten bedeckt. Der Stengel der Blumen ist fast verschwunden, und die zahlreichen Blüten ruhen weich und sanft auf dem grünen Rasen der Blätter. Auf dem Piz Languard, 3250 m, blüht noch das schöne dunkelblaue Vergißmeinnicht der Hochalpen, Erytrichum nanum.

Nicht minder interessant als die Pflanzen des Engadins sind seine Tiere. In einsamen Waldungen haust noch der Bär. Auf den höheren Bergregionen stellt das Murmeltier seine aufmerksamen Schildwachen aus, welche, sobald sich ein menschliches Wesen zeigt, rasch in ihre versteckten Höhlen schlüpfen. Überall in der Gegend der Gletscher und auf den hohen Felsgraten weilt die Gemse in geselligen Scharen und findet im Winter in den geschützteren oberen Waldregionen eine Zufluchtsstätte. Der edle Steinbock, mit dem mächtigen Geweihe, ist leider auch aus den Hochalpen des Engadins verschwunden; er haust nur noch in den Grajischen Alpen.

Zahlreiche Singvögel bewohnen im Sommer das Tal und die Wälder der Berge. Der Adler und der mächtige Lämmergeier nisten auf den hohen Felsen. Im Herbste durchziehen Scharen der mannigfachsten Zugvögel das Tal, um der Wärme des Südens zuzueilen, unter welchen man sogar einmal den Schwan und ein anderes Mal auch einen Taucher des Eismeeres beobachtet hat.

Höchst mannigfach und an seltenen Arten reich sind auch die Insekten des Engadins; besonders schön sind seine Schmetterlinge, die fliegenden Blumen des Sommers. Hier kommt u. a. der seltenste aller europäischen Schmetterlinge, Euprepia flavia, vor. Zu den angenehmsten meiner naturwissenschaftlichen Erinnerungen gehört es, daß ich mir dort ein paar jener seltenen, sonst nur in Sibirien vorkommenden Falter verschaffen konnte. Auf dem Maloja habe ich auch zu meinem großen Erstaunen die Wanderheuschrecke angetroffen und erfuhr dann, daß sie im unteren Bergeller Tal große Verheerungen angerichtet hatte.

In diesem Lande, welches soviel Eigentümlichkeiten darbietet, haben auch die hohen Alpen und ihre Aussichten einen ganz eigenen Charakter. Von dem 3250 m hohen Piz Languard sieht man, neben nur wenigem Talgrunde, über 800 hohe Bergspitzen, von denen ein großer Teil 3000 m überragt. Von der Bernina beherrscht man, außer einer Legion hoher Grate und Pyramiden, eine Zahl und eine Mannigfaltigkeit naher und ferner Gletscher, wie sie weder der Montblanc noch Monte Rosa, noch die Heroen des Berner Oberlandes darbieten. Leider ist die 4052 m hohe Bernina schwer zugänglich. Nachdem sie der Ingenieur Coaz unter großen Gefahren im Jahre 1850 bestiegen hatte, war die Abenddämmerung hereingebrochen, bevor er das Gebiet der Gletscher verlassen konnte. Immer finsterer wurde die Nacht; immer schauriger die Aussicht auf den fast gewissen Tod in der eiskalten Nacht, ohne jeden Schutz vor unvermeidlicher Erstarrung. Da erschien plötzlich am Himmel der Mond in vollem Glanze und verbreitete ein so mildes Licht über die Gebiete des Eises und Firns, daß Coaz mit seinen Führern noch die am Morgen eingehauenen Tritte wieder erkennen konnte.

Kaum waren sie über die Region der Gletscher hinaus, da verschwand der Mond wieder hinter den Wolken und, nach unsäg-

lichen Mühen während voller zwanzig Stunden, gelangten sie in der Nacht um 2 Uhr an das gastliche Haus des Berninapasses.

Seitdem ist die Berninaspitze öfters bestiegen worden.

Die Bevölkerung des Tales beträgt ungefähr 10000 Einwohner, von denen fast zwei Drittel auf das zwölf Stunden lange Unter-Engadin und etwas über ein Drittel auf das sieben Stunden lange Ober-Engadin kommen. Die Volkssprache, Ladin genannt, ist ein räto-romanischer Dialekt. Das Ladinische wird außer im Engadin auch im Albula- und Münstertale gesprochen. Verwandt ist das Churwelsche im Bündner Oberlande, in den Gebieten von Oberhalbstein und Schams und das Tiroler Romanisch im Enneberger und Grödner Tal. Die herrschende Religion ist die reformierte, mit Ausnahme des katholischen Tarasp und des Grenzgebietes von Samnaun.

Trotzdem, daß für ein fast neunzehn Stunden langes Tal eine Bevölkerung von 10000 Einwohnern nicht übergroß erscheint, würde diese dennoch bei dem verhältnismäßig geringen Ackerlande und dem Fehlen der Industrie nur mit Mühe einen hinreichenden Lebensunterhalt finden. Daher die Wanderlust der Engadiner! Wohl jede große Stadt Italiens, Deutschlands, Frankreichs gibt den arbeitslustigen Söhnen der Alpen Beschäftigung. Welchen Beruf sie auch erwählen mögen, überall zeichnen sie sich durch Ehrlichkeit, Genügsamkeit und Fleiß aus. Voll natürlicher Würde in ihrem Charakter, sind sie überall beliebt und geachtet. Bis in die fernsten Gegenden bewahren sie treu ihre romanische Sprache. Unermüdlich ist ihre Tätigkeit, bis sie so viel erworben haben, daß sie in die liebe Alpenheimat zurückkehren und dort sorgenfrei von dem Ertrage ihres jahrelangen Fleißes leben können. Und darum zieren alle Dörfer herrliche Wohnhäuser; darum hört man in diesem Tale alle Sprachen und Dialekte des gebildeten Europa. Rührend ist es, zu sehen, mit welcher patriarchalischen Einfachheit selbst die Reicheren im heimatlichen Dorfe leben. Der auflösende Luxus großer Städte hat ihr treues Herz nicht bestochen. In dem Aufrechthalten der besten Überlieferungen der Familie, in dem regsten Wohltätigkeitssinne finden sie noch bis ins höchste Alter neben dem Wonnegefühl, in der Heimat zu sein, ihre größten Genüsse.

Die im Tale Bleibenden, die nicht Auswandernden, beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht und Weinhandel. In dem Maße, als die Verbindungen mit den Nachbarstaaten leichter werden, können sich auch hier die Berufsarten vervielfältigen. Die zahlreichen Wasserkräfte können zu gewerblichen Unternehmungen mannigfacher Art verwertet werden. Auch die Uhrenfabrikation könnte hier wie in den Hochtälern des Schweizer und französischen Jura eine nicht unbedeutende Hilfsquelle in den langen Wintermonaten werden.

Praktisch und wohnlich ist das Engadiner Haus. Fest aus Stein aufgeführt, seltener farbig als vom reinsten Weiß, mit dicken festen Mauern, mit kleinen, fast wie Schießscharten tief liegenden Fenstern,

mit großem Toreingange, mannigfachen Zieraten bei den Begüterten, schönen Balkonen, bei einzelnen mit Wappen geziert, zeigt sich das Äußere einer solchen Wohnung.

Im Innern birgt das Haus außer den Zimmern auch den Heuboden und den Viehstall, der besonders sauber und gut eingerichtet ist. Neben der Bequemlichkeit, die Tiere versorgen zu können, ohne aus dem Hause zu gehen, wird so auch ihre Wärme während des langen Winters benutzt. Ja, im Viehstalle finden sich auch wohl Tische und gepolsterte Bänke, bei einigen sogar Spiele, Zeitungen und Bücher, so daß er auch als Stube dienen kann. Das gemeinschaftliche Wohnzimmer ist gewöhnlich mit Arvenholz getäfelt, bei den Wohlhabenderen mit schönen Holzschnitzereien verziert, so wie man hier auch noch jene hohen prächtigen Wandschränke mit schöner erhabener Arbeit findet, welche in neuerer Zeit wieder mit Recht sehr gesucht werden. Von ungewöhnlicher Größe ist der Ofen, welcher bei den Reicheren mit schönen Malereien geziert und mit einer kissenbedeckten Ofenbank umgeben ist. In dem oberen Stock liegt, durch eine verschließbare Öffnung mit der Wohnstube in Verbindung gebracht, das Schlafgemach, und daneben noch andere Zimmer. Selten ist ein Haus von mehr als einer Familie bewohnt.

Die Bevölkerung genießt gern in den Zeiten der Muße die Freuden des Lebens; aber Ausschreitungen irgend welcher Art sind selten. Zu den Lieblingserholungen der Jugend gehört auch hier das Tanzen, welches jedes ländliche Fest beschließt. Auch ohne die feine Musik unserer Städte herrscht auf diesen ländlichen Bällen Frohsinn und Munterkeit; ja man sieht hier unter den schlanken Burschen und schönen Mädchen anmutsvollere Gestalten als im blendenden Licht der Kronleuchter, in feinen Modekleidern, bei brausendem Champagner in den Tanzsälen. Die Bilder Segantinis geben dies Volk und sein Land in aller Kraft und Schönheit wieder.

Zu den größten Eigentümlichkeiten dieser Bevölkerung gehört ihre Sprache. Während der nahezu fünfhundertjährigen Herrschaft der Römer über das ganze Bündner Land hat sich, mit einiger Vermischung keltischer Worte, die räto-romanische Sprache, das Ladin, entwickelt oder vielmehr in seiner Besonderheit erhalten. Es gleicht sehr der Sprache der Troubadours, dem Provençalischen, in mancher Beziehung dem Spanischen. Mit der milden, fast musikalischen Weichheit des Italienischen verbindet es die volltönenden Doppellaute und den mehr kräftigen Charakter der deutschen Sprache. Es wird noch von der ganzen romanischen Bevölkerung Graubündens sehr hochgeschätzt und festgehalten. Ein junger, aus Würzburg zurückkommender Arzt, dessen Vater lange in Deutschland gelebt hatte, erzählte z. B., er hätte es nie wagen dürfen, seinem Vater anders als in romanischer Sprache zu schreiben. Trotzdem gewinnt das Deutsche, das jetzt fast jeder Engadiner, der Bücher und Zeitungen liest, versteht, immer größere Ausbreitung, und in den Schulen wird überall Deutsch gelehrt.

5. Der Kanton Appenzell und seine Landsgemeinde.*)

Der nördlichste Stock des schweizerischen Alpengebirges ist der Säntis; vereinzelt steht er da, wie ein gewaltiger Markstein oder wie ein Flügelmann vor der langen Reihe der Alpenhörner. Stolz schaut er mit 2504 m Meereshöhe über den Bodensee ins schwäbische Oberland, bis an die Rauhe Alb, auf deren Vorsprüngen man ihn überall sieht, von Ulm an bis an den Dreifaltigkeitsberg ob Spaichingen. Südlich begrüßt er als Nachbarn die Kette der Churfirsten, von denen ihn eine tiefe Senke trennt, in welcher die Thur ihre Quelle hat; da liegt das Dorf Wildhaus, der Geburtsort des Reformators Ulrich Zwingli. Südwestlich lagern sich einige Stunden weit die Nagelfluhberge der Toggenburg an, alle etwa 1000 m niedriger als die Kuppe des Säntis; östlich senkt sich der Kalkfelsenkamm des Gebirges im Altenmann, der Bruderkuppe der Säntishöhe, um 70 m, dann aber sehr bedeutend im Kamor, denn seine höchste Spitze, der „Hohe Kasten", erhebt sich nur noch 1800 m über das Mittelmeer. Darauf verschwindet der Kalkstein und macht der Nagelfluh und dem Sandstein Platz, und damit hört auch die Kuppen- und Hörnerbildung auf, welche das Alpengebirge auszeichnet; das Gebirge verflacht sich in ein tafelförmiges Hochland, das da und dort zu langgestreckten Rücken anschwillt. Dieses Tafelland endet auf jeder Seite, gegen den Rhein, den Bodensee und die Thur, in einem scharfen Rande und fällt endlich gewöhnlich in zwei Stufen in die Talfläche ab. Eine gerade Linie von der Säntisspitze bis zum Bodensee ist nahezu sechs Stunden lang, und die Abdachung beträgt in dieser Richtung 2100 m, die Höhe des Säntis zu 2500 m, die des Bodensees zu 400 m, in runden Zahlen angenommen; eine Linie von Südost nach Nordost durch die größte Breite dieser Gebirgsinsel gezogen, vom Kamor bis Herisau (1800 bis 775 m), mißt fünf Stunden und die Senkung erreicht beinahe die Hälfte der obigen (1025 m).

Dieses Hochland nun von der Säntiskuppe bis an den Rand der Hochfläche ist der Kanton Appenzell; ihn umgibt St. Gallen rundum, so daß es bis zum Rande des Plateaus aufsteigt. Demnach bildet das 400 qkm große Ländchen der Appenzeller, so klein es auch ist, ein geographisches Ganzes, das amphitheatralisch emporsteigt, und in das der Wanderer, von welcher Seite er auch kommt, bergan steigen muß. Jetzt führen auf allen Seiten schöne Kunststraßen in dieses Hochland; und von Winterthur aus erklimmt gegenwärtig die Eisenbahn die Bergfeste Appenzell, Herisau und Stadt Appenzell verbindend. Vor Jahrhunderten wurden die Zugänge durch Verhaue und rohe Schanzen, aus Felssteinen und Baumstämmen dammartig aufgeführt, geschlossen, und

*) Nach Bumüller, Buch der Welt.

vor dieser Festung ward von den Appenzellern mancher Feind blutig zurückgeschlagen.

Ein solches Hochland hat begreiflich einen langen Winter, der in der Regel vom November bis Ende Mai dauert; wenn der Appenzeller im Hügellande des Thurgaus alles treiben und sprossen, wenn er den Bodensee mit grünem Saume umwunden sieht, deckt seine Heimat noch der Schnee, welcher erst der wärmenden Frühlingssonne und dem Südwinde ganz weicht, auf dem Säntis aber der Sonne und dem Föhn Trotz bietet. Getreidebau wird eigentlich gar nicht betrieben; der Anbau beschränkt sich auf die Kartoffel und einiges Gemüse. Doch ist in tieferen Lagen der Obstbau nicht ganz unbedeutend. Das Kleinod des Landes aber sind die herrlichen Wiesen und Weiden, deren saftiges Gras eine Menge der schönsten Kühe nährt, und da, wo an den Berg- und Felsenwänden noch Gras und Kraut wurzeln, klettern Schafe und mutwillige Ziegen, letztere gewöhnlich das Eigentum armer Leute, welche keine Kuh zu halten vermögen. Die Viehzucht ist demnach ein Hauptnahrungszweig der Einwohner, besonders im hinteren und höheren Landesteile, am Säntis und Kamor, weniger im vorderen Lande, das ungewöhnlich stark bevölkert ist.

Der ohnehin so kleine Kanton ist doch noch in zwei Staaten geteilt: Appenzell-Inner-Rhoden und Appenzell-Außer-Rhoden; Rhoden ist mundartlich für „Rotten“, ursprünglich die militärische Einteilung des Ländchens bezeichnend, daher es eigentlich die „Innern Rhoden“ und die „Äußern Rhoden“ geschrieben wird. Inner-Rhoden ist etwas kleiner als Außer-Rhoden und beschränkt sich auf das eigentliche Gebirgsland; es ist ein Hirtenländlein mit etwas mehr als 13000 Einwohnern; Außer-Rhoden nimmt hauptsächlich das Plateau ein und zählt über 54000 Einwohner, die namentlich von dem Ertrage ihres Kunstfleißes leben; Inner-Rhoden ist arm, Außer-Rhoden aber wohlhabend, jenes katholisch, dieses protestantisch. Vor 400 Jahren machten die beiden Rhoden nur eine Volksgemeinde aus; als aber zur Zeit der Reformation der eine Teil die neue Lehre annahm und der andere der alten treu blieb, hielten sie es nicht mehr für möglich, gemeinsam hauszuhalten. Sie gingen auseinander, aber in Frieden, und nahmen auch später an den Religionskriegen in der Schweiz keinen Anteil.

Es ist ein lohnender Ausflug, eine Fußwanderung durch das Appenzell; denn in drei Tagen kann ein rüstiger Fußgänger das Ländchen durchkreuzen, und dann hat er eine wahre Vorschule für eine rechte Schweizerreise gemacht. Im katholischen Inner-Rhoden blicken wir noch in die stillen Hallen der Nonnenklöster, und aus einem anderen Kloster tritt uns der ehrwürdige Kapuziner entgegen; in Gonten, Weißbad und Gais treffen wir Badegäste aus halb Europa und lustiges, gesellschaftliches Leben. Auf den Bergwanderungen kehren wir in Sennhütten ein, um uns zu erquicken; die Hütte ist roh aus Balken und Steinen zusammengefügt, die Fugen sind mit

Moos verstopft. Stühle zum Niedersetzen gibt es nicht überall, außer dem Melkstühlchen mit einem Fuße. Doch auf der Eben- und Meglisalp ist für die Einkehrenden schon besser gesorgt durch Tische und Bänke. In der einen Ecke hängt der große Käsekessel über dem Feuer, dessen Rauch zur Tür hinauszieht oder durch Ritzen und Spalten Nebenwege sucht. Auf der anderen Seite endet die Hütte in einen kleinen Stall, dessen Bewohner sich durch Grunzen zu erkennen geben. Auf der Decke des Stalles ist Heu ausgebreitet, ein paar grobe leinene Tücher oder Säcke verraten bald ihre Bestimmung — hier ist das Bett des Sennhirten. Dieser holt aus einer Höhle, die im Hintergrunde der Hütte in den Berg gegraben ist, Milch, Butter und Käse, und ermahnt tapfer zu essen, denn beim Bergsteigen bekommt man Hunger — und daß er recht hat, beweisen wir. Aber welcher Wohlgeschmack, diese Milch und diese Butter! Wer noch nie in den Bergen gewesen ist, kann es gar nicht glauben, daß sie so ganz anders schmecken als in den Ebenen. Da wachsen freilich auch ganz andere Futterkräuter als im Tale; betrachte einmal den Rasen der Alp (so nennt der Senne seine Bergweide), wie dunkelgrün, wie dicht, unter dem Fußtritte anschwellend wie ein grünes Sammetpolster; da sieht man keine hochgeschossenen dürren Halme, keine Disteln und Herbstzeitlosen, aber verschiedene Arten von Klee, mit roter, gelber und weißer Blüte, und andere würzige Kräuter, welche die Ebene nicht kennt.

Schon im Anfang Mai ziehen die Sennen mit Ziegen und Schafen auf die Alp; vier Wochen später langen dann auch die Kühe an, gewöhnlich in Zügen von 24 Stück mit einem Stier, was man ein Senntum heißt. Gemeiniglich befinden sich dabei auch 2—3 Schweine und 4—6 Ziegen. Von einem Senntum besitzen oft verschiedene Bauern einen verhältnismäßigen Anteil, und dies ist die einzige übliche Art der Gesellschaftssennereien. Wo mehrere Senntume zusammenkommen, kämpfen die Stiere um die beiden Weideplätze, und die schwächeren müssen den stärkeren weichen. Als solche Plätze bezeichnet man namentlich die, wo das duftende Mutteri (Meum mutellina) und das Adelgras oder Rüz (Plantago alpina — Alpenwegerich) reichlich gedeihen.

Der Senne bleibt bis in den September auf seinen Bergeshöhen, kommt während der ganzen Zeit vielleicht nicht ein einziges Mal in sein Dorf herab, wird nur besucht, wenn man den Käse abholt, oder wenn eines seiner Angehörigen ihm Brot oder irgend ein Werkzeug bringt. Seine Nahrung ist Milch und magerer Käse, und er behilft sich oft wochenlang ohne Brot; zeigt aber ein Reisender, der bei ihm einkehrt, Schinken, kalten Braten, oder gar eine Weinflasche, so sieht man den sonst so genügsamen Mann vor Begierde zittern, so sehr verlangt es ihn nach jenen gaumenreizenden Nahrungsmitteln, und er gibt gern Butter, Käse und Milch die Fülle für den ihm überlassenen Anteil.

Die Kleidung des Sennen ist so einfach als möglich; zwillichene

Hosen, die bis über die Knie reichen, und eine blaue Bluse, hier Fulterhemd genannt; er geht barfuß oder auf hölzernen Sohlen, auf dem Kopfe sitzt ein schwarzes ledernes Käppchen, und eine kleine Pfeife läßt er selten aus dem Munde; schon die Buben rauchen, und sollten sie die Pfeife mit dürren Heublumen füllen müssen. Man trifft unter den Sennen häufig große Männer von kräftigem Körperbau, in der Regel aber ist der Appenzeller mehr untersetzt gebaut, stark geschultert, braun- oder blondhaarig; aus den grauen Augen, dem breiten Gesicht spricht Schalkheit und trotzige Derbheit. Er ist stolz auf seine Heimat, seinen Beruf und selbst auf seine Lebensweise; der Fremde, der ihn meistern oder gar seiner spotten will, wird mit einem Hagel von beißenden Witzen überschüttet und nicht allzu sanft heimgeschickt. Die Appenzeller sind durch ihren Mutterwitz in der Schweiz sprichwörtlich, und ihre Lustigkeit ist nicht geringer; eine Gesellschaft Appenzeller, besonders innerrhodischer Hirten, macht mehr Lärm als zehnmal soviel Norddeutsche. Da heißt es laut sprechen und schnell sprechen, und das geschieht in sehr hohen Noten mit einer eigentümlich hüpfenden Betonung, so daß einzelne Worte fast geschleudert werden. Schauplätze solcher Lust, wohi auch der Ausgelassenheit sind an schönen Sonntagen einzelne Punkte, die wegen ihrer herrlichen Fernsicht von dem Wanderer aufgesucht werden. An solchen Punkten hat das Land einen unglaublichen Reichtum, und von der Erhabenheit ihrer Aussicht: in das Gebirge der Alpen, in die tiefen Flußtäler, über den Bodensee hin bis in die bläuliche Ferne des deutschen Hügellandes kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen; da reicht keine Beschreibung zu, selbst der Pinsel gibt nur ein schwaches Bild dieser Herrlichkeit.

Wir machen von Gais einen Ausflug an den Stoß, einen Paß nach Altstätten im Rheintal; dort steht eine Kapelle, zu welcher alle Innerrhoder einmal im Jahr in feierlicher Prozession wallfahren, weil da ihre Väter am Fronleichnamstage 1405 die Feinde siegreich zurückschlugen. Dem Fremden aber läßt die Aussicht nur wenig Zeit zur Erinnerung an die alten Heldentaten. Da schaut er hinab in das breite tiefe Rheintal, durch welches er den Fluß wohl zehn Meilen raschen Laufes daherströmen sieht. Zu beiden Seiten liegt ebenes, wohlangebautes Gelände, besät mit Dörfern und Städtlein. In gewaltigen Massen steigt das Gebirge Vorarlbergs und Tirols empor, nicht allmählich, sondern plötzlich, nur wenige Stunden von dem Beschauer entfernt. Man sieht die Umrisse des Gebirges so deutlich, die Fluhen, Felsen, Schnee- und Eismassen liegen so klar da, daß man glaubt, man müsse die Gemse sehen können, die zufällig über Fels und Eisstöcke hinwegsetzt. Und wie mannigfaltig ist die Beleuchtung dieser Landschaft! Wie dunkel der Fichtenkranz, der die untere breite Seite der Berge gürtet, wie hell strahlen Fels und Gletscher im Sonnenlicht, wie zittert das von den Bergwänden des Rheintals vielfach zurückgeworfene Licht über

dem breiten Tale tief unter uns, wie schimmert der Strom in seinen fernsten Windungen!

Von Weißbad geht es auf die Ebenalp und das Wildkirchlein; in zwei Stunden sind wir dort. Die Ebenalp ist eine Felsplatte mit schwacher Neigung gegen Norden; sie ist schön begrünt und reicher an Alpenpflanzen als der Rigi; eine trichterförmige Vertiefung von 15 m im Umfange, das Wetterloch, enthält das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis. Die Aussicht ist herrlich; sie erstreckt sich über den Bodensee, die östliche Schweiz mit den zahllosen Alpenfirsten und einen bedeutenden Teil des südlichen Baden, Württemberg und Bayern. Durch eine Felshöhle, 1000 Schritte lang, 18 m breit, mit einer Wölbung von 20 m, von welcher Kalkwasser tropft, gelangt man zum Wildkirchlein, einer natürlichen Grotte in Kalkfelsen, die in eine Kapelle verwandelt ist. Ein Glockentürmchen ist daneben angebracht worden, und ein bärtiger Einsiedler verkündet mit hellem Glöcklein die Tageszeiten über die reizende Gebirgsöde. Er bewohnt eine kleine Hütte; eine Felsengrotte dient ihm als Keller, aus dem er dem Reisenden Speise und Trank herbeiholt. Da sitzen wir 1500 m über dem Meere, an hoher Felsenwand, und betrachten mit Entzücken die reizende Gebirgswelt. Da möchte man tagelang weilen und scheidet mit schwerem Herzen von diesem erhabenen Schauspiele. Und Meister Scheffel hat nicht so unrecht, wenn er das Waltharilied Ekkehards hier oben in der Bergeinsamkeit entstehen läßt. —

Wir wollen aber noch höher, auf die Säntishöhe von 2504 m, um von diesem erhabensten Punkte des Appenzell in die weite Welt zu blicken. Diese Bergfahrt dauert sechs Stunden. Gegen Abend brechen wir unter Leitung eines kundigen Führers auf, steigen vier Stunden rüstig bergan und übernachten in einer Sennhütte. An Schlafen ist nicht viel zu denken, und es macht Freude, das lustige Feuer von dürrem Tannenholz wohl anzuschüren. Mit dem ersten Tagesgrauen steigen wir wieder bergan, um den Gipfel vor Sonnenaufgang zu erreichen. Oder noch besser, wir steigen durch das Seealptal über die Meglisalp schon am Abend zur Säntisspitze empor und übernachten im — Hotel Säntis, einem bequem eingerichteten Wirtshäuschen, das gute Betten hat. Man kann dann den Sonnenunter- und Sonnenaufgang genießen. — Schön glühen die Alpenhörner Tirols in rosiger Pracht, immer weiter schreitet das purpurne Licht über die Berggipfel der gegen Süden und Südwesten gelagerten Alpen, während der Fuß der Berge und die Täler noch vom nächtlichen Grau umschleiert sind. Plötzlich hebt sich die Sonne empor über die östlichen Berge, ihre Häupter mit Licht überflutend; jetzt glänzen die Firsten silberhell, das Dunkel in der Tiefe verschwindet, und eine unermeßlich weite Welt liegt ausgebreitet vor dem erstaunten Blicke. Vor allem stellt sich das Alpengebirge in seiner Großartigkeit dar; von den steierischen, Salzburger und Tiroler Alpen gleitet das Auge über die Bündner zu den Glarner

und über die Alpen von Uri bis zu den Riesen des Berner Oberlandes, dem Finsteraarhorn, Schreckhorn und der Jungfrau — eine Strecke von mehr als hundert Stunden! Wenn das Weltmeer Wogen von Tausenden von Metern auftürmte, und diese plötzlich überstürzend und Flammen gleich wieder aufsteigend, gebrochen und gerundet im Augenblicke zu Eis erstarrten, so möchte das einen ähnlichen Anblick gewähren. Ein Schauer überkommt uns, wenn wir auf diese zertrümmerte Welt blicken, und die Seele erbebt, indem sie die Allmacht Gottes schaut.

Wenden wir nun das Auge nach anderen Richtungen, so sehen wir den tiefen Einschnitt des Rheintals bis Graubünden, das Tal der Ill, das wie eine dunkle Kluft aus dem Gebirge tritt, und den Spiegel des Bodensees, der die Breite eines Stromes zu haben scheint. Über die schwäbische Hochebene sehen wir bis an die Vulkanberge des Hegau und die Rauhe Alb und westlich bis an die Berge des Schwarzwaldes und die nordöstlichen Ausläufer des Jura, und südlich erblicken wir noch etwas vom See bei Zürich. Aber wie klein erscheinen die Städte und Dörfer! Es kostet Mühe, die ferneren mit dem Fernrohr zu erkennen, und doch können wir es nicht lassen, von dieser hohen Warte aus nach Deutschland zu schauen. So vergehen Stunden wie Augenblicke; wir haben uns nicht satt gesehen, aber die Luft ist empfindlich kalt, es türmen sich Wolkenschichten um den Gipfel herum, und der Führer prophezeit Gewitter und Sturm, die oft in dieser Höhe toben, während in dem Tale unten kaum ein leichter Regen fällt. Rasch geht es abwärts; munter schreiten wir über das Schneefeld und den Gletscher, den nordöstlichsten der ganzen Alpenkette; es freut uns, die scheue Gemse fliehen zu sehen; denn diese schönen Tiere sind wieder zahlreich am Säntis, seitdem eine durch das Gesetz vor den sonst schonungslosen Jägern geschützte Herde hingewandert ist. Wir sind glücklich wieder in die Dörfer hinuntergelangt; unsere Seele ist von einem mächtigen Gefühle ergriffen, das dem ähnlich ist, welches wir empfinden, wenn wir Zeugen einer großen geschichtlichen Begebenheit geworden sind.

In den Außer-Rhoden ist die Bevölkerung so dicht, wie in wenigen Gebirgen Europas, das sächsische Erzgebirge ausgenommen, und der Reisende, welcher gewohnt ist, in den Berggegenden armselige Häuser mit armen Bewohnern zu treffen, staunt über die herrlichen Dörfer, durch welche ihn sein Weg führt: man trifft da Gebäude, welche einer großstädtischen Residenz wohl anständen. Tausende von Häusern liegen wie herumgesät an Berg und Bühel, auf Anhöhen und in Gründen, welcher Anblick jeden in Erstaunen setzt, der etwa auf dem Bodensee von Konstanz nach Friedrichshafen führt. Alle Häuser, auch die kleinsten, sind zierlich gebaut, von vielen Fenstern freundlich glänzend, besonders auf der Mittagsseite. Das Dach ist nie so hoch, als man es in dem benachbarten Schwaben findet, die Tür groß, mit schöner Schwelle, messingener

Klinke und mit Ölfarbe angestrichen; ein gewöhnlich mattgrün angestrichener Schindelschirm*) schützt gegen den scharfen Wind und gegen die Nässe, wenn Nordost und West Schnee und kalten Regen gegen die Wohnung schlagen. Fast vor jedem Hause ist ein laufender Brunnen mit klarem, kühlem Bergwasser; denn das ganze Ländchen ist außerordentlich quellenreich. Auch im Innern sind alle Häuser sauber und zierlich, die Stuben ausgetäfelt, die Geschirre blank. Und doch sind viele dieser netten Häuser und Hütten bloß aus Holz gebaut, wie in den Gebirgsgegenden überhaupt. Dort sind sie aber oft rauchig und rußig, in Außer-Rhoden schmuck, ich möchte fast sagen, so hübsch, wie ein angemalter Vogelkäfig. Freilich flammen diese hölzernen Häuser bei Brandunglück wie Fackeln auf und sind dann selten mehr zu retten. — Auch die Menschen sind sauber und reinlich angezogen, und der Mann, welcher eine Kuh am Horne über die Gasse führt, läßt einen schneeweißen Hemdärmel sehen. Die Nahrung der Außer-Rhoder ist einfach. Das Frühstück besteht fast in jedem Hause aus Kaffee und gerösteten Kartoffeln, bei Wohlhabenderen wird noch Butter und Käse dazu gegeben; das Mittagsmahl bietet in guten Zeiten Fleisch- oder Mehlspeise, wobei Obstmost oder Wein nicht fehlen darf; am Abend aber kommt wieder Kaffee mit Kartoffeln, und in armen Häusern oder, wenn der Verdienst stockt, hat man tagaus tagein Kaffee mit Kartoffeln. Die Bäcker liefern ein schneeweißes Brot; denn die Appenzeller essen kein Roggen- oder gar Gersten- und Haferbrot; der schwäbische Bauer würde das Brot bewundern, aber schwerlich in die Länge seinem Schwarzbrote vorziehen, weil es etwas trocken und fade schmeckt, wenn man an Roggenbrot gewöhnt ist.

Die Nettigkeit der Häuser, die musterhafte Reinlichkeit, wohl auch die übrige Lebensweise erklären sich aus dem Umstande, daß die Außer-Rhoder zum nicht geringen Teil von ihrem Kunstfleiße leben; von 54000 Einwohnern beschäftigt sich wenigstens ein Zehntel mit der Fabrikation von Baumwollen- und Seidenwaren. Man webt Musseline in glatten Stücken zu Vorhängen und Halstüchern, verziert sie zu mannigfaltigen Stickereien aus weißer Baumwolle zu Vorhemdchen, Hauben, Röcken; oder aus gefärbter Baumwolle zu Schürzen, Turbanen, Tapeten, Chorhemden, Manschetten, Bettdecken, Tauftüchern, Schälen, Schleiern und Flor. Zu ähnlichen Stoffen wird die Stickerei auch gehöhlt, festoniert oder mit dem Plattstich verbunden. Es gibt Fabrikanten, die einige hundert Weber und mehrere hundert auswärtige Stickerinnen beschäftigen. Die besten Stickerinnen sind in Inner-Rhoden, und sie verdienen jährlich von den Fabrikanten Außer-Rhodens große Summen. Da kann man kunstreiche Finger sehen, die auf dem weißen Grunde Blumen entfalten, welche an Farbenschönheit und zarten Umrissen ihren lieblichen Schwestern auf Wiesen und Auen nichts nachzugeben streben.

*) Die Häuser sind mit ganz kleinen Schindeln wie mit einem Schuppenpanzer umgeben.

Jetzt hat aber die Maschinenstickerei bereits die Handarbeit sehr in Schatten gestellt. Man trifft in Außer-Rhoden nicht bloß große Fabriken, sondern es wird hauptsächlich familienweise gearbeitet, daher in jedem Hause ein Webkeller, Webgaden ist. Die Arbeiten der Appenzeller gehen in die ganze Welt, besonders aber „übers Meer", wie die Stickerinnen sagen, wenn man sie fragt, wer denn die Musseline kaufe. New-Yorker Handelshäuser hatten zur Zeit meines Besuchs ihre Kommanditen in St. Gallen und machten in Stickereiwaren sehr bedeutende Geschäfte. Der Handelsverkehr dieses Industriezweiges beläuft sich jährlich auf $2^1/_2$ bis $3^1/_4$ Millionen Mark.

Ich habe die schmucken Häuser mit Vogelkäfigen verglichen, auch ihre Bewohner geben den Vögeln an Sangeslust nichts nach. Da jodelt der Hirte, wie überall, wo Matten grünen; aber außerdem hört man wohl nirgends auf der Welt so schönen vierstimmigen Gesang in den Dörfern, und man kann Außer-Rhoden mit vollem Recht ein Sängerland nennen. Seine Chöre sind daher auch bei allen Gesangfesten in Schwaben und der Schweiz, in Lindau und Ravensburg, in St. Gallen und Zürich willkommen, und bei Wettgesängen tragen sie stets einen Preis davon. Es gibt viele Familien, in denen nach vollbrachter Tagesarbeit abends Mann und Frau, Söhne und Töchter zusammensitzen und sich den Rest des Tages mit Gesang erheitern.

Das Hauptfest ist aber die Landsgemeinde, die jährlich regelmäßig einmal in Hundswyl, einmal in Trogen im Frühjahre abgehalten wird. Eine solche Landsgemeinde ist für den Fremden sehr anziehend, und wäre in Frankreich, England und Nordamerika ein Außer-Rhoden, so würde man in Deutschland viel mehr darüber lesen. Die Feier verläuft in folgender Weise: Schon am Samstagabend; denn es wird immer am Sonntag landsgemeindet, finden sich die ferner wohnenden Appenzeller in Trogen,*) Speicher und den umliegenden Ortschaften ein, wo sie bei Gastfreunden wohnen oder die Wirtshäuser füllen. Hier und dort läßt sich einer mit einem tüchtigen Jodler hören, zwischendrein knallen Schüsse, und die Buben lassen Frösche springen oder Petermännchen sprühen. Die ernsteren Männer sitzen beim Glase Wein zusammen und besprechen dies und das, die Fabrikation, den Verdienst und vor allem die Landsgemeinde. Jeder hat die gedruckte Denkschrift in der Hand, in welcher der Landrat die Gesetzesvorschläge, welche in der Landsgemeinde zur Entscheidung kommen sollen, vier Wochen vorher öffentlich vorgelegt hat. Man spricht bescheiden, wie es ehrbaren Männern geziemt, deren Stolz ihre Landsgemeinde ist, und wenn der Fremde Auskunft über diesen oder jenen Artikel verlangt, so wird sie bereitwillig und vollständig erteilt; nur hüte man sich, von der Landsgemeinde vornehm aburteilend oder spöttisch zu sprechen, wenn man nicht unwillkürlich das Feld räumen

*) Die Landsgemeinde, welche hier abgehalten wird, ist die interessanteste.

will. Hat man so dem Gespräche der einen oder der anderen Gesellschaft aufmerksam zugehört, so kann man den Gesetzesvorschlägen so ziemlich ihr Schicksal voraussagen; denn es werden keineswegs alle angenommen. Der Appenzeller will nicht gern etwas Neues und ist gegen die Herren, besonders gegen die „Studierten", mißtrauisch; er fürchtet nämlich, daß am Ende so viele Gesetze gemacht würden, daß der gemeine Mann gar nicht mehr daraus klug werden könne und alle Einsicht darein verliere, so daß zuletzt die Beamten tun könnten, was ihnen gefiele. Darum wird bei den niederen Gerichten kein Advokat geduldet, weil man von diesen Leuten nur Verwirrung in Recht und Gericht befürchtet. So konnte es der Landrat nicht durchsetzen, daß Bürger, die 480 Mark Grundbesitz haben, vom Staate auch nur mit einer geringen Steuer belegt werden; die Männer meinen, mancher Fabrikarbeiter stehe durch seinen täglichen Verdienst besser, als so ein armer Grundbesitzer, und da jener nicht besteuert werden könne, dürfe es auch dieser nicht werden.

Endlich wird es Sonntag Mittag; von allen Seiten ziehen jauchzende Trupps heran; jeder ist mit einem Seitengewehr versehen; dieser hat einen Infanteriesäbel, jener einen Galanteriedegen, ein anderer einen Hirschfänger usw. Wenn es schönes Wetter ist, wird die Waffe über die Schulter gelegt und daran Jacke oder Rock getragen. Doch macht sich die neue Zeit auch darin bemerklich, daß dieser schlichte Aufzug mehr und mehr abkommt. Endlich ist alles auf dem schönen großen Platze in Trogen versammelt, wohl 8—10000 Männer, vom achtzehnjährigen Jüngling bis zum Greise. Im Vordergrunde steht eine Bühne und auf ihr der Landamman im schwarzen Frack, einen aufgeschlagenen dreieckigen Hut auf dem Haupte, den Degen an der Seite; neben ihm steht der Landschreiber und der Landweibel, dieser im schwarzweißen Waffenrocke*), kurzen schwarzen Hosen und weißen Strümpfen. Auf einer anderen Bühne seitwärts haben die anderen Landesobrigkeiten Platz genommen. Der Landammann eröffnet mit einer kurzen Rede die Landsgemeinde, und die Geschäfte nehmen ihren Anfang. Zuerst wird der neue regierende Landammann gewählt und auf die Bühne geführt; zwei Pfeifer und zwei Hellebardiere begleiten ihn; jene spielen einen alten Marsch auf ihren Pfeifen, die mit silbernen Denkmünzen behangen sind, ein Geschenk des jeweiligen Landammanns; diese machen langsam voranschreitend Platz durch die Menge. Eine gleiche Ehre widerfährt jedem Landrate, der auf die Bühne gerufen wird. Endlich werden die Gesetzesvorschläge der Denkschrift Paragraph nach Paragraph vorgenommen; der Landweibel, das Sprachrohr des Landammanns, ruft: „Wem's wohlgefällt, daß — — (jetzt wird der betreffende Paragraph wörtlich wiederholt) — der hebe die Hand auf!"

*) Auch die Tamboure und Pfeifer tragen einen Frack, der auf der einen Seite weiß, auf der andern Hälfte schwarz ist.

Augenblicklich fliegen die rechten Hände in die Höhe, wie es scheint, fast alle. Das sind aber zarte, kleine, weiße Hände, denen man es ansieht, daß sie nur das Webschifflein oder den Baumwollenfaden handhaben. Kämen da zufällig deutsche Bauernhände darunter, so würden diese sich ausnehmen wie aus knorrigen Eichen geschnitten. Doch es ist seit dem ersten „Mehr“ (so heißt die Abstimmung durch die erhobene Rechte) kaum eine Minute vergangen, so ertönt es wieder von der Bühne herab: „Wem's aber nicht gefällt, — — —, der hebe die Hand auf!“ und zu unserem Erstaunen erheben sich mehr Hände als das erstemal, und der Vorschlag ist verworfen. Sind über einen und denselben Gegenstand mehrere Anträge vorgelegt, so wird einer nach dem anderen ins „Mehr“ genommen, was gewöhnlich lange dauert, und oft damit endet, daß alle verworfen werden. Auch dem geübtesten Auge wird es oft schwer, zu entscheiden, für welchen Antrag das Mehr ergangen ist; dann ruft der Landammann zwei Landräte auf die Bühne und läßt noch einmal abmehren. Getrauen sich auch diese nicht, zu entscheiden, welchesmal das zahlreichere gewesen, so werden noch mehrere Räte gerufen, und die Hände müssen längere Zeit in der Höhe bleiben; wenn aber das Mehr immer noch nicht entschieden würde, müßte die Landsgemeinde in zwei Parteien auseinandertreten und Mann für Mann abgezählt werden, wie es vor einigen Jahren in Schwyz geschah, in Appenzell aber noch nicht vorgekommen ist. Nun könnte freilich dieser oder jener einwenden, die Herren auf der Bühne könnten leicht das Mehr als das überwiegende erklären, das ihnen gerade zusagte, denn wer will sie beaufsichtigen? Aber die Männer auf der Bühne haben einen Eid abgelegt, nach Gewissen und guter Treu zu sprechen. Verlöre das Volk sein Vertrauen zu den beeidigten Vorstehern, dann wäre es auch mit der ganzen Landsgemeinde vorbei.

Zuletzt werden auch noch die anderen Landesobrigkeiten aus den vorgeschlagenen Männern gewählt, und am Ende wird allen Anwesenden ein feierlicher Eid abgenommen; sie heben die Schwurfinger in die Höhe und geloben bei Gott, die Gesetze und Satzungen des Landes zu halten. Dann geht alles auseinander, die angenommenen Gesetzesvorschläge bilden fortan einen Teil des Landbuches, und noch lange Zeit nachher ist die Landsgemeinde das Gespräch der Männer.

6. Der Vierwaldstätter See und das Rütli.*)

Der Vierwaldstätter See hat vor allen Alpenseen eine reiche Gliederung voraus, in welcher ihm nur der Luganer See, der auch in seinen malerischen Ufern mit ihm wetteifert, nahe kommt, ohne ihn zu erreichen. Diese Gliederung macht aus dem einen See sieben untereinander verschiedene, mit eigentümlichem Charakter begabte

*) Über den St. Gotthard. Reiseskizzen von A. W. Grube. (Leipzig 1871.)

Seebecken. Nordnordwestlich die Luzerner, nordnordöstlich die Küßnachter Bucht; in der Mitte der Kreuztrichter und die Partie zwischen der Zinne und den beiden Nasen — man könnte sie die Weggiser Bucht nennen; südöstlich die Hergiswyler Bucht und — den Südfuß des Pilatus bespülend — die fast einen besonderen See bildende Alpnacher Bucht. Dann von Westen nach Osten gedehnt die Buochser Bucht, zwischen Gersau und Beckenried, und endlich ganz nach Süden umbiegend der Urner See, in dessen Tiefe das Reußbett plötzlich abfällt. Da darf man es den alten Schriftstellern wie den alten Anwohnern nicht verdenken, wenn sie, bevor die Eidgenossenschaft der vier Waldstätte: Uri, Schwyz und der beiden Unterwalden sich gebildet hatte, diesen See den „großen" (lacus magnus) nannten und den Namen noch lange neben dem neueren des Vierwaldstätter Sees beibehielten.

Der See erscheint seiner vielen Buchten wegen viel größer, als er ist, und man erstaunt, wenn man erfährt, daß er im ganzen nur 96 qkm messe. Indem man die Linie von Luzern nach Brunnen als den Stamm und die Alpnacher und Küßnachter Bucht als die beiden Arme betrachtet, gewinnt man die Figur eines etwas verschobenen Kreuzes, dessen Mitte der bekannte „Trichter" ist, der die überraschendsten und mannigfaltigsten Ausblicke gewährt. Am Bürgenstein, dem Südrande der Bucht von Weggis ist die bedeutendste Tiefe des Sees von 320 m; der Urner-See hat nur eine Tiefe von 240 m.

Eine Hauptachse, wie beim Boden-, Genfer, Thuner oder Brienzer See läßt sich beim Vierwaldstätter und Luganer See nicht ziehen; die Luzerner und Küßnachter Bucht, der Buochser und Urner See stoßen fast unter rechten Winkeln zusammen, so daß eigentlich verschiedene Becken einer Seengruppe verbunden sind zu einem See. Auch der Lowerzer, der Zuger, der Sarner See gehören dieser Gruppe zu.

Eine Fahrt vom Ausfluß der Reuß bis zur Einmündung ist wunderbar wechselvoll, und das Interesse wird nicht nur fortwährend in Spannung erhalten, sondern es steigert sich. Denn ehe man sich's versieht, hat man die anfänglichen Ufer verloren, neue gewonnen und damit neue Durchblicke und Fernblicke erhalten. Aber auch die Eindrücke steigern sich, werden immer großartiger und überwältigender. In der milden, freundlichen Luzerner Bucht glauben wir uns noch halb in der Ebene, die Bergwelt steht noch in einer gewissen ehrfurchtgebietenden Ferne wie eine zusammengedrängte Masse vor uns. Wir nähern uns dem Kreuztrichter, und nach allen Seiten hin dehnt sich, groß und frei, der Wasserspiegel, die Berge engen ihn nicht ein, sie bilden nur seinen reich geschmückten Kranz. Wir steuern gegen Weggis weiter nach Vitznau und sehen dort in steil ansteigenden Windungen, die an tiefer Kluft kühn den Weg gesucht und gefunden haben, die Eisenbahn zur Rigihöhe aufsteigen. Mehr und mehr empfinden wir die Wucht der Felswände auf beiden

Seiten; der See verengt sich zur Breite eines Stromes, wir durchfahren ein Felstor (zwischen den beiden „Nasen"), steuern wieder in ein großes, aber von allen Seiten umschlossenes Becken und schauen auf Beckenried und die herrlichen Bergspitzen des Stollens und Oberen Bauens (1960 m), deren rechte Flanke die üppig grüne Musenalp bildet.

Das Schiff wendet sich nach Südwest nach dem Unterwaldner Dorf Buochs, bei welchem die Engelberger Aa*) mündet. Wir schauen in die Talweite nach Stanz hinauf, der Hauptstadt des Halbkantons Nidwalden; dann geht's wieder am grünen Fuße des Buochser Horns östlich nach dem sonnigen Beckenried und wieder nordöstlich quer über den See auf Gersau zu. Hoch oben blickt über die steilen Felswände des Rigiabhangs das Gasthaus von Rigi-Scheidegg herab auf das schmucke Kirchlein, das auf dem äußersten Uferrande steht und von den Wellen des Sees umspült wird. Einen neuen Blick werfen wir nach rechts in das Muottatal, auf die rote Fluh, den großen und kleinen Mythen, von denen Schillers Berglied singt:

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter.

Die nackten kahlen Spitzsäulen stellen ein malerisches Gegenbild dar zum Ufer von Beckenried, auf das wir, von Gersau weiterfahrend, noch einen Rückblick werfen. Es ist, als tönte von dort her Alphornklang, um uns auf die grünen Terrassen, auf die mattenreichen hohen Pyramiden zu locken, während die Schwyzer Haken und Spitzen uns wie drohend zurückschrecken.

Wir fahren an der kleinen Kindlismord-Kapelle vorbei, wo nach einer Sage ein Spielmann sein Kind, das nach Brot schrie, an dem Felsen zerschmettert haben soll; — abermals verengt sich der See zu einem schmalen Durchgange. An der „Treib" tritt der Seelisberg mit einer Landspitze vor, gerade der Muottamündung gegenüber. Wir blicken tief in dies nach Norden hin sich öffnende Tal, das uns mit einem ganz neuen und eigentümlichen Bilde überrascht. Am Fuße der kahlen Mythenstöcke liegt mit seinen weithin zerstreuten weißgetünchten Häusern der Hauptort des Kantons Schwyz, welcher der ganzen Eidgenossenschaft den Namen gegeben.

Brunnen ist der Hafen von Schwyz, wie Flüelen der Hafenort von Uri. Das Tal, in das die weit von Osten herkommende Muotta einmündet, ist ein alter Seeboden; es biegt bei Seewen nach Westen um zum Lowerzer See und weiter über Goldau nach Arth zum Becken des Zuger Sees.

Die Gotthardbahn schlägt diesen Talweg ein, der die Rigigruppe im Nordosten umzieht; es ist der Landweg, der von Brunnen nach Küßnacht führt. Diesen Weg läßt die Sage auch Geßler ziehen und ihm vorauseilend Wilhelm Tell.

---

*) Āa, Ā, ahd. aha = lat. aqua, Wasser; vergl. Salz-ach; Eis-ack.

Es lag warme Luft auf See und Tal und warmes Sonnenlicht auf den nackten Felshöhen, so daß sie einen rötlichen Anflug des Lebens gewannen, und dennoch erschien mir die Bergeinfassung streng und ernst. Der Blick konnte bis auf die aus dem Muottatal aufsteigende Höhe des Pragelpasses und auf die Silberen, grauweiße öde Karrenfelder, die im Sonnenlicht wie weißer Firnschnee glänzten, hinüberschweifen. Aber schnell war die Fernsicht verschwunden, eine kleine Wendung des Schiffes, und zwischen der steil abfallenden Bergwand des Axenberges und den nicht minder schroff absteigenden Terrassen des Seelisberges streckte sich in majestätischer Ruhe und erhabener Schönheit der fjordartige Urner See.

Wohl strahlte ein sonniger blauer Himmel herab auf dieses grüne Gewässer, dessen heller Spiegel nur durch einen leisen Windhauch gekräuselt wurde, und dessen Wassermasse in der mächtigen Felsenumarmung fest und sicher zu ruhen schien. Aber eben diese Bergriesen, die seine Ufer bilden, treten so nahe, so trotzig heran, als wollten sie dem Nachen jedes Anlanden, dem Menschen jede Ansiedelung wehren; sie steigen so senkrecht herab, daß der Blick unwillkürlich an diesen schroffen Uferwänden auch hinab zur Tiefe gleitet und man eine Ahnung gewinnt von dem furchtbaren Anblick, wenn der Sturm diese Tiefe aufwühlt. Wie uns auf hohen Alpengipfeln schwindelt und ein unwiderstehlicher Zug in die Tiefe erfaßt, so ziehen uns die Dämonen der Wassertiefe hinab, wenn wir ihnen von oben zuschauen und ihrem Reize uns überlassen.

Mit wunderbarer Naturtreue hat uns Schiller im Eingange zum Tell ebenso den verlockenden, sinnumstrickenden Reiz der Seenixe gemalt — „es lächelt der See, er ladet zum Bade“ — wie den heranziehenden Sturm, den schrecklichen Zorn und das fürchterliche Wüten desselben Sees. Ruodi, der Fischer, spricht zu seinem Buben:

> Mach hurtig, Jenni! Zieh die Naue ein!
> Der graue Talvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
> Der Mythenstein zieht seine Haube an,
> Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch;
> Der Sturm, ich mein', wird da sein, eh' wir's denken.

Der „graue Talvogt“ ist der Föhn, der vom Gotthard durch das Reußtal hinunterstürmt, der mit grauem Höhenrauch Fels und Tal überzieht, den Flanken der Berge lange Wolkenschwerter anhängt und dann mit Herrscherwillkür Tannen entwurzelt, Alpenhütten umstürzt, auf den Hochalpen Lawinen rollt und unten auf dem See das Schifflein in das Wogengetümmel jagt und in die Tiefe stürzt.

Eine Schiffersage vom Kreuztrichter berichtet, daß, wenn der Föhn im Anzuge sei, mitten auf dem Spiegel des Sees ein schwarzer Nachen erscheine; darin stehe eine weißgekleidete totenbleiche Jungfrau und winke nach allen Seiten den noch auf der Fahrt befindlichen Nauen. In die Felsspalte des Urner Sees wirft er sich zuerst —

Wehe dem Fahrzeug, das dann unterwegs,
In dieser furchtbar'n Wiege wird gewiegt!
Hier ist das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm ist Meister, Wind und Welle spielen
Ball mit dem Menschen. — Wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubtiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt!
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens:
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Weil Wind und Wetter den See für größere Militärbeförderungen oft unsicher machen, hat man 1863 und 1864 am schroffen Abhange des Fron-Alpstockes und des Axenbergs hin eine Straße angelegt, die von Brunnen bis Flüelen geht und wie der Seearm eine Länge von $2^3/_4$ Stunden hat. Ich hatte das Dampfschiff verlassen, um sie zu Fuß zu durchwandern. Schon war es 5 Uhr nachmittags; ich konnte in Brunnen nicht lange verweilen, ging schnell an dem alten Susthause vorüber, an dessen Giebelwand etwas grell, daher weithin sichtbar, zwei Bilder al fresco gemalt sind: Die drei ersten Eidgenossen, ihre Hände zum Schwur erhebend — zum Andenken an den 19. Dezember 1315, an welchem Tage die Urkantone, nachdem sie in der Schlacht am Morgarten glücklich für ihre Freiheit gestritten, den Bundesschwur erneuerten. Das andere Bild stellt zwei schwedische Männer, Swen und Swito, dar, die nach alter Überlieferung, die freilich nicht volle Glaubwürdigkeit hat, aus ihrem nordischen Vaterlande bis an den Vierwaldstätter See gezogen und die Ansiedelung von Schwyz begründet haben sollen. (Vergl. die Rede Stauffachers in Schillers Wilhelm Tell, II, Rütli-Szene.)

In Aegidius Tschudis helvetischer Chronik ist S. 276ff. die Brunner Urkunde zu lesen, und es heißt am Schluß:

„Und durch das, daß die vorgeschriebene Sicherheit, und die Gedinge ewig und stäte beliben, so hant wir die Vorgenannten Landt-Lüte und Eidgenossen von Uri, von Schwiez und von Unterwalden unsere Sigele gehenckt an disen Brief, der ward geben zu Brunnen, da man zalt von Gottes Geburte drüzechen hundert Jar, und darnach in dem fünffzehenden Jare, am nächsten Zinstagg nach Sant Niclaus-Tag.

Sigillum Communitatis Vallis Uraniae.
Sigillum Universitatis in Swites.
Sigillum Universitatis Hominum des Stannes.
Vallis superioris & inferioris.*)

Wenige Bündnisse und Eidgelöbnisse haben so gut und so lange sich bewährt wie dieses! Nachdem die Kämpfe gegen Angriffe von außen nachließen, hat es nicht an Reibungen der Kan-

*) Ob und nid dem Walde.

tone untereinander, selbst nicht an Bürgerkriegen gefehlt. Und die Schwyzer, welche die Fahne der Freiheit im Kampfe gegen das Haus Habsburg so mannhaft vorantrugen, sind später oft genug selber Störenfriede geworden — „die Landlüte von Schwiez“ wurden rechte Aristokraten, ein so eigensinnig stolzer, bevorrechteter Stand, wie es nur das Junkertum in einer Monarchie sein kann. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts waren unter den 38000 Seelen, welche das Schwyzer Volk zählte, kaum 15—16000 staatsbürgerlich frei; diese nannten sich die „gefreiten Landleute“, ihre Wohnsitze das „abgefreite Land“; die Insassen hingegen, die man kastenartig auf gewisse Gewerbe beschränkte und von den Staatsämtern ausschloß, hießen die „neuen Landleute“, waren und blieben homines novi, mochten sie auch mehrere Jahrhunderte schon im Kanton ansässig sein. Erst als im Jahre 1798 die Franzosen ins Land brachen und man ohne Hilfe der „neuen Landleute“ ihnen keinen Widerstand leisten konnte, beschloß die Landsgemeinde, daß sie fortan auch als „gefreite Landleute“ angesehen werden sollten.

Mit dem Sturze Napoleons erhob auch die aristokratische Partei in Schwyz wieder ihr Haupt und wollte die Rechte der „sechs äußeren Bezirke“ nicht anerkennen; sie widersetzte sich, als im Jahre 1830 die Verfassung aller Schweizer Kantone im freiheitlichen Sinne verbessert wurde und brachte im Jahre 1833 sogar 600 Mann auf die Beine, die einen Angriff auf die „äußeren Bezirke“ machten. Da schickte die Tagsatzung eine Truppenmacht von 10000 Mann ins Land und die „Herren“-Landtlüte fügten sich. Doch wie in Luzern, so gewannen auch in Schwyz die Jesuiten wieder die Oberhand, bis auch hier die Waffengewalt der liberalen Kantone den sonderbündlerischen Geist, der ein Geist des Rückschrittes war, dämpfte. Und schließlich ist aus all den Wirren und Kämpfen eine neue Schweiz erstanden, gesund und tüchtig in ihrem staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen und industriellen Leben — ein Freistaat, der die Einheit des Ganzen mit der Freiheit der Einzelnen zu verbinden wußte. In der neuen Bundesverfassung ist die Eigenherrlichkeit der einzelnen Kantone zum Besten aller beschränkt; der Militärdienst, das Zoll-, Post-, Münz-, Maß- und Gewichtswesen ist einheitlich geordnet, das Recht der freien Niederlassung unter gesetzlichen Formen gewährleistet, jeder Schweizer Bürger gleichberechtigt und sein Anteil an der Wahl des Bundesrats, der die höchste vollziehende Gewalt, und des Bundesgerichts, das die höchste richterliche Gewalt ausübt, gesichert.

Die Schweizer Republik wäre längst zerrissen, ein Tummelplatz für die Ränke der Nachbarn, eine Beute der großen Militärmächte geworden wie der polnische Freistaat, wenn sich der Einzelwille nicht immer wieder dem Gesamtwillen gefügt und das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht alle Sondergelüste überwunden hätte. Die alte schweizerische Sitteneinfalt und patriarchalische Einfachheit ist längst dahin, doch der patriotische Geist der alten Eidgenossen

ist von ihren Nachkommen nicht gewichen, darum hat sich ihr Staatswesen behauptet, darum wird es von den Nachbarn geachtet, darum durften auch die Urkantone mit gutem Gewissen und mit edelster Begeisterung die hundertjährige Gedächtnisfeier unseres großen deutschen Dichters Friedrich Schiller begehen, der in seinem Tell die Heldentaten ihrer Väter gefeiert, den echten, lauteren Freiheitssinn der Schweizer verherrlicht und sein unsterbliches Freiheitslied den Völkern ins Herz gesungen hat, die gleich den Eidgenossen nach Freiheit streben, nach einer Freiheit, die auf Recht und Sitte beruht, die durch Einheit Stärke gibt und dem einzelnen die Unabhängigkeit seines Vorwärtsstrebens sichert.

Drüben am Eingang des Urner Sees, Brunnen gegenüber und in gleicher Linie der Mythenstöcke, ragt hart am Ufer eine einzeln stehende, etwa 25 m hohe Felssäule empor. Daran steht in großen vergoldeten Lettern aus Gußeisen die einfache, weithin sichtbare und lesbare Inschrift: „Dem Sänger Tells, F. Schiller, die Urkantone 1859.“ Schöner und sinniger ist wohl noch keinem Dichter ein Denkmal errichtet worden, als es hier geschehen! Aber kein Dichter ist auch so wie Schiller ein Dichter des Volkes im höchsten Sinne des Wortes, ein Lehrer, Priester und ein Prophet gewesen, für alles, was in deutscher Zunge spricht.

Ich ging raschen Schrittes zur Axenstraße hinauf, die, nicht hoch über dem See, in die Felswand der Wasiflue hineingesägt ist. Auch hier, wie ich's früher an den Abhängen des Rigi bemerkte, finden sich Blöcke in Menge, die einst von den Granithöhen des St. Gotthard durch den Gletscherzug herabgeschleift worden sind. Gern hätte ich mir noch das auf grünsaftigen Wiesen zwischen üppigen Nußbäumen versteckte Dörfchen Morschach näher angesehen und lieber noch wäre ich zum Axenstein, dem neuen schloßartigen Kurhaus aufgestiegen, von dessen Terrasse der Blick auf beide Seearme, den Urner und Buochser See bis zum Pilatus hin und in Vorblick links auf den Uri-Rotstock und Blackenstock von überwältigender Schönheit sein soll. Aber wenn ich noch vor dem Dunkelwerden in Flüelen eintreffen und unterwegs zur Tellplatte hinabsteigen wollte, durfte ich nicht säumen. War doch der Uri-Rotstock auch von der Axenstraße gesehen eine landschaftlich so herrliche Erscheinung, daß vor diesem König des Urner Sees selbst das Bild des Pilatus, der den Vierwaldstätter See bis Brunnen beherrscht, in den Hintergrund trat. Schon auf meiner Rigifahrt hatte ich diesen Uri-Rotstock lieb gewonnen und den Blick auf ihn für den schönsten Genuß der Rigiaussicht erklärt. Obwohl er nicht die Höhe der Häupter des Berner Oberlandes erreicht (2710 m), so ist er durch seine zusammengeballte, gewaltige, scharf aufsteigende Masse, durch die vielen Zacken seiner Krone, zwischen denen in schön geschwungener Wellenlinie ein großes Becken für die Schnee- und Gletscherfelder, die auf seinem Haupte ruhen, sich eingebogen hat, einer der schönsten Berge, die ich kenne.

Leider umlagerten nach dieser Seite hin Wolken die Gipfel, und der Blick senkte sich nun um so öfter nach unten zur Wiege der schweizerischen Freiheit, dem Rütli oder Grütli,*) der grünen Wiese, die wie eine kleine Oase am unwirtlichen steilen Ufergelände erscheint, heimlich und anheimelnd. Sie schaut nach Brunnen und den Schwyzer Bergen hinüber und am selben Ufergelände, in das sie sich einbuchtet, auf den Mythenstein, der als ihr Wächter und Schildknappe am Eingange des Sees steht. Es ist die geweihte Stätte, auf der nach der Sage in der Nacht vom 7. zum 8. November 1307 Walther Fürst aus Attinghausen in Uri, Werner Stauffacher aus Steinen in Schwyz und Arnold ab der Halden aus dem Melchtal in Unterwalden mit dreißig Gesinnungsgenossen den Bundesschwur leisteten, dem Schiller so markige und eindringliche Gestalt gegeben hat:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr. —
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod! als in der Knechtschaft leben. —
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott,
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen. (Tell II, 2)

Drei Quellen rieseln aus der Bundeswiese hervor — nach der zartsinnigen, bedeutende Stätten heiligenden Sage dort, wo die drei Eidgenossen standen. Im Jahre 1859 veranstaltete die schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft eine Sammlung bei der gesamten Schweizerjugend, welche reichlich und wetteifernd beisteuerte, so daß die Bundeswiese als unveräußerliches Nationaleigentum angekauft, mit bequemen Wegen und auch einem Gasthause versehen ist.

7. Über und durch den St. Gotthard.**)

Ein neues Wunder ist der Welt beschieden,
Ein Friedenswerk im Schweizer Alpenland,
Es tönt der Wagen mit dem Feuerbrand
Im Gotthard, einend, was bis jetzt geschieden!
Müller v. d. Werra.

Der Vierwaldstätter See mit seinem Ufergebiet hat nun, da der riesige Granitwall durchbohrt ist, der die deutsche Schweiz von der welschen Schweiz und von Italien trennt, verdoppelte Anziehung erhalten, aber auch, anstatt für viele das Endziel zu sein für eine Schweizerreise, sich in eine Durchgangsstraße verwandelt, deren Endpunkte in Mailand und Florenz, am Adriameer und am Busen von Genua liegen. Nordsee und Mittelmeer, Deutschland und Italien

*) Diminutivform von Rüti, Reute; das G ist nur eine Verstärkung des Anlautes.

**) Von A. W. Grube.

sind sich um das Zehn- und Zwanzigfache näher gerückt. Die rauhe Jahreszeit wird nicht mehr wie früher den Güterverkehr hemmen, und selbst für den Personenzug werden die Jahreszeiten nicht mehr so scharf bezeichnete Scheidungslinien bilden. Der Strom der Vergnügungsreisenden, die von den Ufern des herrlichen Sees zu den herrlichen Bergen des Berner Oberlandes eilten, brach sich gleichsam an den nördlichen Abhängen der Zentralalpenkette; es kostete den meisten zu viel Mühe, Zeit und Geld, um die über den Kamm des Hochgebirges führenden Straßen zu überschreiten, die italienische Schweiz und weiter die Gefilde der Lombardei zu besuchen. Lawinen und Schneestürme im Winter und Frühling, Glatteis im Herbst, und oft schon im September Schneewehen und rasende Stürme machten die Reise über den Gotthardpaß nicht nur für den Fußgänger, sondern auch für den im Postwagen und Schlitten wohlverpackten Passagier zu einem gefährlichen Unternehmen. Wie ein reißender Fluß oder ein stürmisches Meer mit Felsenriffen, wie die wasserlose heiße Sandwüste forderte der St. Gotthard alljährlich seine Opfer an Tier- und Menschenleben. Die gefährlichsten Stellen des Passes waren und sind die Felsenschlucht der Schöllinen, die bis zu der merkwürdigen Stelle hinaufzieht, wo die Reuß aus dem Urserental durch einen schmalen Felsspalt hervorbricht und die alte und neue Teufelsbrücke über das wild aufschäumende, in die Tiefe hinabstürzende Gewässer sich wölben; ferner der steile Aufstieg von Hospental an der Roduntaly vorüber zur Paßhöhe, ein Tummelplatz für die „Guxete", jene schrecklichen Schneestürme, die bei Nordwind an der Südseite, bei Südwind an er Nordseite des Paßsattels am heftigsten toben und die feinen Eis- und Schneekristalle in einen so unwiderstehlichen Wirbeltanz versetzen, daß Menschen und Tieren Hören und Sehen vergeht; und drittens die vom jungen Tessinfluß durchrauschte Felsenge. Der steile Absturz vom Gotthardhospiz nach der Südseite des Gebirges ist zwar durch kühn übereinandergemauerte „Kehren" und Schlangenwindungen überwunden, dann aber kommt ein Engpaß, der von beiden Seiten durch Lawinenstürze bedroht ist, die von den steilen Felshängen herabdonnern und die Straße verschütten. Das ist das schon in seinem Namen abschreckende Val tremola (Tal des Zitterns), vom deutschen Schweizer auch „Trümmelntal" genannt.

Von Flüelen, dem Anfangspunkt der Gotthardstraße, bis nach Göschenen hinauf fährt man noch bequem genug; dann aber beginnen die wilden Berggeister den Menschen und Tieren ihre Schwäche fühlbar zu machen. Wenn alles gut ging, brauchte der wohlbespannte Eilwagen von Göschenen bis nach Airolo, der ersten Station am Südabhange des Gebirges 5—6 Stunden; jetzt fliegt die Lokomotive in 30—35 Minuten durch den schwülen Tunnel. Während oben in den Talschluchten und auf den Felsenhöhen eisige Stürme toben und meterhohe Schneemauern auf der Poststraße den Weg sperren, schließt der in gerader Linie tief unten dahineilende

Insasse des Dampfwagens behaglich die Augen, um von der Sonne Italiens, von den Myrten- und Lorbeerbüschen am blauen Lago maggiore zu träumen. Wie tanzende Irrlichter huschen die brennenden Lampen an ihm vorüber, das feuchte Steingewölbe, an das die Rauchmassen der Lokomotive anrennen wie gefangene Bestien an die Gitterstäbe ihres Käfigs, glitzert unheimlich, und der Gedanke an die furchtbare Möglichkeit, daß ein Stein aus der Wölbung sich lösen und den ganzen Zug verschütten könnte, beengt die schwerer atmende Brust. Doch schon dringt in das blinzelnde Auge ein tröstliches Dämmerlicht, ein lichter Punkt zeigt sich in der Ferne, rückt näher und wird größer, eine kleine Biegung, und die Ätherwellen des holden Himmelslichtes umfangen den Reisenden und füllen sein Herz mit neuer Hoffnung und frischem Reisemut.

Der Bahnhof von Airolo, an der Südmündung des Riesentunnels, etwas höher als das Portal von Göschenen gelegen (1145 m über dem Meeresspiegel — Göschenen 1109 m), ist erreicht, und nun geht es mit dem talabwärts zum Langensee eilenden Tessin um die Wette und seine Schnelligkeit weit überholend durch das enge, aber reizende Livinental (Val Leventina) mit seinen malerischen Felswänden, grünen Matten und wilden Sturzbächen, über kühne Felsgalerien und Dämme, durch zahlreiche kleinere Tunnel nach Bellinzona, wo die Bahn sich teilt und sich einerseits zum Langensee (Magadino, Luino mit Zweigbahn nach Locarno), andererseits zum Luganer See wendet.

Die ebenso großartige als reizende und liebliche italienische Schweiz ist nun dem Vierwaldstätter See, diesem Zentrum der deutschen Urkantone, so nahe gerückt, daß selbst zur Winterszeit, wenn auf der Nordseite rauhe Nord- oder Ostwinde über die schneebedeckten Fluren stürmen, Vergnügungsfahrten an die oberitalienischen Seen unternommen werden können; man hat Sonderzüge nach den borromäischen Inseln und Belaggio mit Rück- und Rundreisekarten veranstaltet, und mancher Brustkranke, der die Fahrt über den Alpenpaß nicht wagen durfte, kann nun vorzugsweise zur Winterszeit der milden Luft Italiens sich erfreuen. Ein italienischer Rigi, der Monte Generoso, versammelt auf seinen Felskuppen Tausende von Touristen, von denen man die große Alpenkette nordwärts in einem vom Montblanc bis zum Ortler ausgespannten Bogen überschaut, während zu den Füßen die Spiegel der oberitalienischen Seen erglänzen und südwärts das „Maienland“ der Vorfahren, die lombardische Ebene — die fruchtbare, aber auch blutgetränkte — sich dehnt.

Jahrhundertelang sind auf der ganzen Gotthardlinie blutige Kämpfe ausgefochten worden. Noch an der Scheide des vorigen Jahrhunderts tobte hier der Kampf zwischen Russen und Österreichern einerseits und Franzosen andererseits, die um den Besitz des Passes rangen. Vor vier Jahrhunderten stürmten, um die ins Livinental vordringenden Herzöge von Mailand zurückzuschlagen, die

kampflustigen Bauern aus Uri und Unterwalden und Schwyz über den rauhen Gotthardpaß, ließen aber auch die befreiten Tessiner hart genug die Obmacht der sieghaften Eidgenossen empfinden, und erst durch die französische Revolution und Napoleon ward der Kanton Tessin seinen früheren Herren ebenbürtig. Jetzt, da ein einiges Italien erstanden ist, zieht es die italienischen Schweizer wieder südwärts. Das Opfer aber, das die deutschen Kantone durch Erbauung der Gotthardbahn brachten, ward nicht zum kleinsten Teile bestimmt durch die Hoffnung, daß die Eisenschiene ein neues festes Band werden möge zwischen deutscher und welscher Schweiz, wie sie ja auch die beiden Großmächte, Italien und Deutschland, die durch die politische Einigung im Dreibunde näher zusammengeführt wurden, durch den friedlichen Handelsverkehr fester verbindet.

Freilich wird auch die Eisenbahn zu einem lockeren, zerreißbaren Bande, wenn sich die Herzen der Völker entfremden; die Eisenschiene trägt ebenso willig die Kanone wie den Güterwagen. Dennoch aber hilft sie mächtig dazu, daß, wie die räumlichen Entfernungen schwinden, so auch die Nationen sich kennen lernen und lieber freundlich als feindlich miteinander verkehren.

Nicht unbesonnen und zwecklos haben Italien und das Deutsche Reich ihre Millionen beigesteuert, ohne welche die Gotthardbahn nimmer zustande gekommen wäre. Lag es in ihrem politischen Interesse, eine von Frankreich und Österreich völlig unabhängige Linie zu gewinnen, so sprechen nicht minder gewichtige gewerbliche und Handels-Interessen zugunsten der durch die Mitte der Schweiz und das Zentrum des Alpengebirges führenden Gotthardbahn, welche die Häfen der Nordsee, die gewerblichen Rheinprovinzen, Baden und Württemberg in jenen großen Strom des Handelsverkehrs faßte, der über Basel und Zürich in die lombardische Tiefebene, nach Mailand und nach Genua, dem größten italienischen Mittelmeerhafen führt. Hätte man statt des Gotthard den Lukmanier gewählt und durch diesen den Durchbruch bewerkstelligt, so hätten wohl die Ostschweiz, namentlich das gewerbfleißige St. Gallen und das weniger bedeutende Chur, auf deutschem Boden Augsburg und Ulm gewonnen; aber die Rheinlinie, welche recht eigentlich die des Gotthard ist, umfaßt im Norden nicht nur Holland und Belgien, Bremen und Hamburg, durchzieht dann nicht bloß die Rheinlande, die großen Handelsplätze: Köln, Frankfurt, Mainz, Mannheim berührend, sondern sie stößt auch in der Schweiz auf die bedeutendsten Plätze: Basel, Bern, Zürich, sodann Schaffhausen, Winterthur, Luzern, und schließlich hat sie auch Genua in den Stand gesetzt, den Wettkampf mit Marseille zu bestehen.

Merkwürdig, und doch wieder aus der günstigen zentralen Stellung der Gotthard-Einsattelung leicht erklärlich: kein Paß hat wie der St. Gotthard den Zugang der Menschen von Norden wie von

Süden her so erschwert, und keiner hat es schließlich allen seinen Mitbewerbern so zuvorgetan. Die Römer mögen ihn immerhin gekannt und unter den leeren Namen „Adula“ und „lepontische Berge“ diese Region bezeichnet haben; doch sie benutzten ihn nicht, weil der Auf- und Abstieg zu viel Schwierigkeiten bot. Ihnen dienten der Julier und der Splügen als Übergänge zum Rheintal, nach Vindelizien und in die nördliche Schweiz; und über diese Pässe ging auch im Mittelalter eine vielbesuchte Heerstraße. Nach Germanien zogen die Römer über den Brenner, und diese wenig hohe, von Lawinen nicht gefährdete Brennerstraße bildete auch im Mittelalter die große Verbindungslinie zwischen Venedig und den deutschen Reichsstädten. Daß aber während des Mittelalters auch der Gotthard nicht unbekannt und unbenutzt war und schon von den Langobarden zu Einfällen nach Italien benutzt wurde, dafür scheint der bei Hospental nahe der Reuß auf einem Hügel erbaute Turm zu sprechen, gleichwie auf der Südseite unterhalb Airolo am Engpaß von Stalvedro Ruinen des langobardischen Marmorturmes, casa dei pagani (Heidenhaus) genannt, stehen, welche die freilich ganz unverbürgte Sage auf den König Desiderius (774) zurückführt.

Die alte Gotthardstraße war sehr holpricht und blieb es auch, als man, nachdem sich der Bund der vier Waldstätte zum Bunde der acht alten Orte (1353) erweitert hatte, einen 3—5 m breiten Saumpfad anlegte, der an vielen Stellen gepflastert ward. Die Warenballen und Fässer wurden auf starkknochige, eigens dazu geübte Packpferde oder auch Maultiere geladen, über deren Rücken ein langer hölzerner Sattel gelegt war, auf dessen beiden Seiten man das Gepäck im Gleichgewicht aufhing. (Vergl. S. 249.) So poetisch ein solcher hoch im Nebel der Wolken daherkommender Zug von Saumrossen, die mit ihrem Geläut die erhabene Stille des Hochgebirgs belebten, den von ferne zuschauenden Reisenden berühren mochte: so war doch das Leben der Säumer wüst und roh. In stetem Kampf mit den Hindernissen und Gefahren, die ihnen eine übermächtige Natur entgegensetzte, wurden sie unwirsch und jähzornig, gewöhnten sich ans Fluchen und an den Trunk und brachten ihr Leben selten hoch. Bei günstigstem Wetter brauchten sie, um von Flüelen nach Bellinzona zu gelangen, vier Tage! Doch gehörte der Gotthardpaß zu den besuchtesten, und am Ende des 18. Jahrhunderts und zu Anfang des 19. zogen alljährlich etwa 16000 Reisende und Amtspersonen über den Gotthard und 9000 Saumtiere. Die Zolleinnahmen Uris auf seinen drei Zollstätten betrugen durchschnittlich im Jahr 20000 Gulden.

Das 19. Jahrhundert brachte aber auch für die Alpenübergänge eine neue Zeit. Das Genie und der starke Wille Napoleons brach den Kunststraßen der Alpen die Bahn, wenn auch nur zu kriegerischen Zwecken. Die prächtige, im Jahre 1801 begonnene, 1806 vollendete Simplonstraße machte den Anfang; dann folgten die zu breiten Straßen ausgebauten Linien über den Splügen und Bern-

hardin (1818 und 1819); unter Kaiser Franz von Österreich ward 1822 die sichere und bequeme Straße über das hohe Stilfserjoch gebaut zur Verbindung Tirols mit der Lombardei. Da sank schnell der Handelsverkehr der Gotthardlinie und nötigte die Kantone Uri und Tessin, mit dem Bau einer breiteren, auch von den schwersten Frachtwagen sicher zu befahrenden Kunststraße nicht länger zu zögern. In den Jahren 1820—24 und 1828—30 ward das große Werk vollendet, ein ehrendes Denkmal für die Tatkraft und Opferwilligkeit der wenig bemittelten Bürger Uris; denn die 19 großenteils armen Gemeinden des Bergländchens hatten die Summe von 1260000 Franken aufzubringen.

Im Jahre 1830 spannte man, 32 m über den Sturzwellen der aus dem Urserental hervorbrechenden Reuß, den kühnen Brückenbogen ob der alten „Teufelsbrücke", welche bereits dem staunenden Volke so wunderbar erschienen war, daß sie nur mit Satans Hilfe fertig geworden sein konnte. Die neue Teufelsbrücke erhielt einen bequemen Zugang durch die an der Felswand aufgemauerten Rampen. Wenige Schritte aufwärts gelangt man an jenen Spalt zwischen Kilchberg und Teufelsberg, durch den die Reuß ein Ausfallstor gewonnen hat. Da am senkrecht abstürzenden Felsen keine Straße hergestellt werden konnte, hing man in Ketten einen Balkenweg über den Strom, die „stäubende Brücke" genannt, weil sie der Wasserstaub des Reußfalles immer naß erhielt. Aber noch mehr! Um festen Boden für den Durchgang zu gewinnen, hatten die Bewohner des Urserentals durch den ausgezeichneten Straßenbaumeister Peter Moretini im Jahre 1707, als anderwärts noch niemand an solche Felstunnels für Straßenanlagen gedacht hatte, den Kilchberg in einer Länge von 66 m durchbohrt. Dies ist das berühmte „Urner Loch", die Eingangspforte aus der wilden Schlucht der Schöllinen in das grüne obere Urserental mit dem Hauptorte Andermatt.

Dieses Felstor wurde nun auf 6 m Breite erweitert. Ähnliche kühne Bauten wurden auch am Südabfall des Passes in den Felsschluchten des Tessinflusses ausgeführt und erregten die Bewunderung der Reisenden, deren Zahl sich schnell wieder hob, so daß die Gotthardstraße es im Verkehr am weitesten brachte. Im Jahre 1874 überschritten etwa 72000 Postreisende den Gotthard. Am Fuße des Berges, in Andermatt, unterhielt die Posthalterei 150 Pferde. Oftmals wurden 50 Pferde zu einer einzigen Post benutzt. Die Warenballen mußten aber fast 9 Monate im Jahr auf Schlitten verteilt werden, und wenn diese nicht mehr fahren konnten, ward die Post von Menschen befördert, die Gefahr liefen, in den Schneemassen umzukommen.

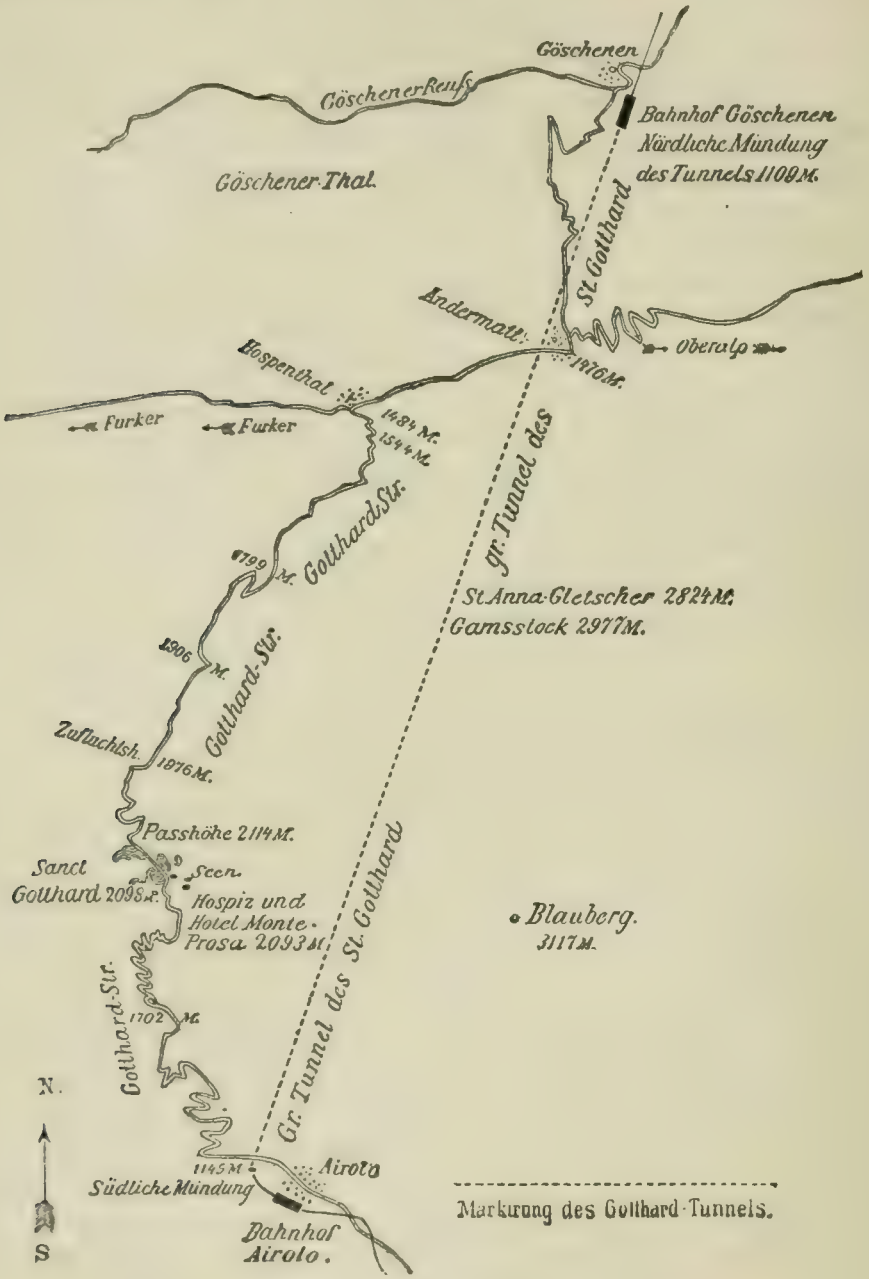
Doch das Kulturleben schreitet mit Siebenmeilenstiefeln! In demselben Jahr 1830, als die obere Teufelsbrücke am Gotthardpaß vollendet ward, befuhr Georg Stephenson mit der von ihm erfundenen Lokomotive die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester; bald, nachdem Fürth-Nürnberg und Leipzig-Dresden den Anfang gemacht,

hatte die Eisenschiene in den Ebenen Deutschlands, Österreichs und selbst der Schweiz den Sieg über die Kunststraße (Chaussee) davongetragen, und je leichter man die Steigungen und Senkungen des Hügellandes überwand, desto näher trat der Gedanke, es auch mit Alpenbahnen zu versuchen. Österreich machte den Anfang im Ostflügel der Alpen mit der Überschienung des Semmering (975 m) an der Grenze der Steiermark, im Jahr 1853, deren kunstvoller Bau noch bei weitem durch die Brennerbahn in Tirol übertroffen wurde (1367 m). Sie ward am 24. August 1867 eröffnet. Aber die Pässe der Zentralalpen und Westalpen steigen viel höher auf — die Paßhöhe des Gotthard beträgt 2114 m —, und an eine Überschienung konnte wegen der Schneemassen im Winter, der höheren Kämme und steileren Abstürze nach Süden nicht gedacht werden. Mit kleineren Tunnels war da nicht mehr zu helfen; an die Stelle des Überfahrens (Überschienens) mußte das Unterfahren treten. Es galt den Gebirgskamm selber zu durchbohren und vor der Sprengung eines meilenlangen Riesentunnels nicht zurückzuschrecken. In den Westalpen Savoyens ward zuerst das Wagnis unternommen und glücklich ausgeführt. In der Christnacht des Jahres 1870 sank die letzte Scheidewand des Mont-Cenis-Tunnels, der im Jahre 1857 im September an beiden Enden mit Handarbeit begonnen, dann aber durch Bohrmaschinen gefördert, nach 13 Jahren und 3 Monaten zur Vollendung kam. Seine Länge beträgt 12200 m, die Breite 8 m, die Höhe 6 m; er ist fast ganz ausgemauert. In 25 Minuten fährt die Lokomotive ihre Wagenzüge hindurch.

Die reichen technischen Erfahrungen, die man bei diesem Wunderbau gesammelt, sollten einem größeren Unternehmen zustatten kommen. Sobald Deutschland den Krieg mit Frankreich glücklich beendet und Italien auch mit Österreich Frieden geschlossen hatte, ward der längst gehegte, reiflich erwogene, zwischen den drei Staaten Schweiz, Italien und Deutschland vereinbarte Plan einer Gotthard-Eisenbahn zur Ausführung gebracht. Das Zentrum und Hauptstück dieser Bahn, von dessen glücklicher Vollendung Sein oder Nichtsein des ganzen großen Baues abhing, ward 1872 in Angriff genommen; in Airolo begannen die Bohrarbeiten am 1. Juli, in Göschenen schon am 4. Juni und trotz erheblicher Störungen durch Wasserzudrang und ein lockeres Gesteinsfeld in der Mitte des Tunnels, durch den Aufstand der italienischen Arbeiter in Göschenen (27. und 28. Juli 1875), wobei das Urner Militär einschreiten mußte, sodann durch den Brand von Airolo (17. September 1877) — konnte schon am Schalttage des Jahres 1880 der Telegraph aller Welt die frohe Botschaft verkünden, der Durchstich sei gelungen; die Richtstollen von Airolo und die von Göschenen trafen sich am 29. Februar, mit einer seitlichen Abweichung von nicht ganz 20 cm, während die Abweichung im Niveau nicht einmal 10 cm betrug, nach einer Arbeitszeit von 7 Jahren und 5 Monaten, also fast der Hälfte der Zeit, welche der Cenistunnel gekostet hatte.

Und doch übertraf der Gotthardtunnel diesen um 2700 m; denn er hat 14920 m Länge.

Täglich waren an dem Bau 3412 Arbeiter beschäftigt gewesen; die Handbohrung betrug für den Tag 0,65 m, die Maschinenbohrung



Der St. Gotthard-Tunnel.

dagegen auf italienischer Seite 2,05 m, auf schweizerischer Seite 2,56 m.

„Die für die Beschleunigung der Arbeit wirksamsten Gründe — so äußert sich ein gewiegter Physiker und Techniker, der sich um die Verbesserung der Bohrmaschinen und Ventilatoren die größten Verdienste erworben, Prof. D. Colladon in Genf — waren die

außerordentlich glücklichen Kombinationen für die Eindämmung der Wildbäche und die Ausbeutung des in Wasserleitungen gesammelten Wassers als Bewegungskraft für die Turbinen, welche sehr hohen Fall benützten; die Herstellung von Luftkompressoren nach einem neuen System, die mit großer Schnelligkeit arbeiteten; die Erkältung der Luft, die im Augenblick, wo sich diese durch Zusammenpressung in den Zylindern erhitzte, mittels Einspritzung pulverisierten Wassers erzielt wurde; die Anwendung des Dynamits als Sprengstoff; die zahlreichen und höchst wichtigen Verbesserungen an den Bohrmaschinen und ihren Gestellen; der von Anfang an vom geschickten Unternehmer L. de Favre aus Genf festgehaltene Entschluß, die Richtstollen in der First vorwärts zu treiben, sein praktischer gesunder Menschenverstand, seine hohe Einsicht, Erfahrung und unerschütterliche Energie — das waren die wesentlichen Grundlagen, welche gestatteten, die Arbeiten im Tunnel des Gotthard mit einer Schnelligkeit vorwärts zu treiben, welche diejenige im Mont Cenis um mehr als das Doppelte übertraf."

Der edle Favre sollte die Vollendung seines Werks leider nicht erleben · er starb wie ein Krieger auf dem Schlachtfelde, mitten in seiner Arbeit im Tunnel, am 19. Juli 1879, vom Schlage getroffen. Noch manches Menschenleben mußte den Mächten der Tiefe geopfert werden; bleich und abgezehrt kehrte mancher Arbeiter aus der Tiefe zurück, der frisch und munter sein heißes Werk begonnen hatte. Die Ausdünstungen von Menschen und Tieren, die Schwefelgase des Dynamits, die nach der Mitte der Galerie sich derart steigernde Hitze, daß den fast nackten Menschen der Schweiß vom Leibe rann, konnten in ihrem verderblichen Einfluß auf die Gesundheit nur mühsam durch stete Luftzufuhr mittels der Kompressionszylinder gemildert werden.

Noch bevor der Tunnel völlig ausgebaut war, beförderte man schon die Post auf seinen Eisenschienen. Die erste Postfahrt ward am 21. Dez. 1880 versucht und glücklich ausgeführt. Sie dauerte freilich noch volle vier Stunden. Die N. Z. Z. berichtete darüber wie folgt: „Voran fuhr ein mit Briefen und Wertstücken (Valoren) beladener, eigens zu diesem Zweck gebauter Rollwagen, dann folgten auf gewöhnlichen Rollwagen etwa 30 Zentner Fahrpoststücke. Um $2^1/_2$ Uhr wurde in den Tunnel eingefahren. Allmählich, wie der Zug durch die düstere und nicht enden wollende Höhlung vorrückte, nahm die Hitze zu und drückte auf den Atem. Da indessen der Nordwind vorherrschte, war es zu ertragen, bis ungefähr in die Mitte des Tunnels, wo Hitze und Rauch gleichsam verdichtet waren, ganz besonders da, wo man zu Fuß ungefähr 600 m der Kalotte durchschreiten mußte. Hier brachten der Rauch, die Dynamitdünste, die Anstrengung eine physische Mattigkeit hervor, die auch auf den Seelenzustand zurückwirkte. Zum Glück dauerte dieser Fieberzustand nicht lange: die Luft wurde besser, der Mut hob sich wieder, und stolz, zufrieden, glücklich setzte man die Fahrt

in den Eingeweiden des mächtigen Berges fort. Keinerlei Gefährdung war zu bestehen: man brauchte nur die Augen offen und den Lichtern nahe zu halten und sich der Führung des mit dieser Höhle der Arbeit und des Unwetters vertrauten technischen Personals zu überlassen. Je mehr man gegen Süden vorrückte, um so mehr läuterte sich die Luft, um so geringer wurde die Hitze, um so weniger spürte man die Dünste der Dynamitsprengungen. Beim Ausgang in Airolo, um $6^1/_2$ Uhr abends, schlürfte man mit Behagen die frische Luft ein, die nun gewaltig einströmte, und vergaß der ausgestandenen Mühen und Beschwerden. Der innere Anblick des Tunnels erfüllt die Seele mit einem beklommenen Staunen: diese halbnackten Arbeiter, von Schweiß bedeckt, mit ihren leidenden, blassen, gelblichen Gesichtern, ihren geschwärzten, krampfhaft angestrengten Händen, ihrem mühsamen Atemholen, die Tag für Tag seit vielen Wochen, vielen Monaten, ja seit Jahren ihre acht Stunden im Tunnel arbeiten! Im ganzen sind es brave Leute, gutgesittet, die da ihr jugendliches Leben für dies Werk der Technik und der Zivilisation hingeben. 2000 m unter der Oberfläche, auf eine Strecke von 15 Kilometern verstreut, sieht man sie, jeden mit seiner Lampe an der Seite, mit seinem Werkzeug in der Hand oder auf der Schulter, in drückendem Dunste sitzend, stehend, kauernd, mit Ausbrechen, mit Laden der Dynamitschüsse, mit Wegräumen des Schuttes beschäftigt, die Rollwagen ein- und ausführend, durch Wasser und Schlamm watend; fürwahr, es ist ein großartiges, unbeschreibliches Schauspiel! Der Lärm der Rollwagen, die auf der Kalotte vorgeschoben werden, der Pferde und der Treiber, der Tausende von Hämmern, das furchtbar zischende Geräusch der Bohrmaschinen, das Krachen der Dynamitsprengungen — ein Dante würde dazu gehören, das zu beschreiben.“ —

Menschliche Kunst und Wissenschaft, aber auch menschliche Tatkraft haben da einen Triumph gefeiert, wie ihn das Altertum, das Mittelalter und auch die neue Zeit bis auf die jüngste Gegenwart nicht ahnte, geschweige denn kannte. Schon der Aufriß eines solchen Tunnels, obwohl er nur aus ein paar geraden Linien auf einem Blatt Papier besteht, muß dem Nichteingeweihten wie ein Wunder erscheinen. Zwei Punkte auf entgegengesetzten Seiten eines Gebirgszugs werden festgelegt, nach ihrer Meereshöhe gemessen; dann einige wenige, weithin sichtbare Bergspitzen oder Felswände auserwählt, auf die man ein farbiges Fähnlein pflanzt, das als Augenpunkt dient. Mit Hilfe eines sehr einfachen Instruments, des Theodoliten*), werden einige Dreiecke verzeichnet, es wird die Grundlinie gezogen und das Perpendikel gefällt, und nun bestimmt man genau die Richtungslinie des Stollens nach ihrer Länge und ihrer wagerechten Hebung oder Senkung. Um von der geraden Rich-

*) Er besteht im wesentlichen aus einem Fernrohr, das um die Achse eines senkrecht gestellten Kreises gedreht werden kann, auf dem die Winkelgrade verzeichnet sind.

tung nicht abzuweichen und zugleich eine etwa nötige Biegung genau bestimmen zu können (vor Airolo geht der Tunnel in einer nach Osten abbiegenden Krümmung aus) — trieb man in Göschenen dem Tunneleingang gegenüber einen kleinen Stollen in den gegenüberliegenden Felsen. Indem man von dort aus vermittels des Theodoliten nach einem im Tunnel befindlichen Licht visierte, erhielt man eine Linie, deren Endpunkte im Drehpunkte des Theodoliten und im Lichte lagen. Tag für Tag mußten die Berechnungen und Vermessungen fortgesetzt werden, um die durch den Aufriß bestimmte Linie genau einzuhalten, nicht tiefer, nicht höher das Gestein abzusprengen, als der Riß vorschrieb. Von oben, dem Firststollen, ging man nach unten, zur Sohle des Tunnels und arbeitete ihn zur normalen Tunnelweite aus.

Die Bohrmaschinen, von zusammengepreßter Luft in Bewegung gesetzt, hieben mit ihren Stahlmeißeln so wuchtig in das harte Gestein wie ein Röhrenbohrer in den Tannenstamm. Das harte Urgestein des Gotthardstocks, bestehend aus Granit, Gneis, Glimmerschiefer, erwies sich für die Bohrung viel günstiger, als die weicheren Schichten. Die oben erwähnte „böse Stelle", auf welche die Arbeiter Ende 1879 stießen, war glücklicherweise nur von geringer Mächtigkeit. Ihr Druck war anfangs so furchtbar, daß meterdicke Verbolzungen zermalmt wurden. Hier und da stürzten aus Felsspalten sich kreuzende Wasserstrahlen mit solcher Gewalt, daß sie die Arbeiter niederwarfen! Am Südhange fanden sich zerklüftete Glimmerschiefer mit Letteneinlagerungen, welchen das Wasser entströmte, so daß die Arbeiter oft knietief im Schlamm stehen und waten mußten und häufig erkrankten.

Die Zahl der Bohrlöcher, in welche die sprengende Dynamitpatrone gesteckt wurde, wird auf 320000 berechnet, die der verbrauchten Bohrer auf 1650000 und des verbrauchten Dynamits auf 490000 Kilogramm. 1450000 Wagen führten das Ausbruchsmaterial zutage.

Die Baukosten des Riesentunnels belaufen sich auf 40 Millionen Mark; er hat also trotz seiner größeren Länge 25—30 Prozent weniger gekostet als der Tunnel des Mont Cenis. Wie dieser hat er ein Doppelgleis. Seine Auswölbung ward mit größter Sorgfalt ausgeführt; große Strecken sind mit keilförmigen Granitstücken gewölbt. In die Tunnelhöhle ist ein Kanal geschnitten, welcher etwa eindringende Wasser abzuleiten bestimmt ist.

In schnurgerader Linie zieht er von Göschenen bis nahe vor Airolo, wo er zum Bahnhof hin den kleinen südöstlichen Bogen macht. Diese Linie teilt sich in zwei Hälften, eine größere aufsteigende und eine etwas kleinere absteigende; nur der Scheitel hat eine Horizontallinie in der kurzen Strecke von 180 m. Er geht unter Andermatt, dem St. Annagletscher und Gemsstock (2977 m), der höchsten Erhebung über dem Tunnel, hindurch, läßt die Gotthardstraße rechts, den Blauberg links.

Die Straße über den Gotthard ist nun still geworden! Das Rollen des vollbesetzten Postwagens, der Peitschenknall des Frachtfuhrmanns, der Schellenklang der Saumrosse läßt sich selten mehr hören! Die Wirte von Andermatt, Hospental und vom Hotel Monteprosa am Hospiz oben müssen bitter genug die Schädigung empfinden, die der Tunnel tief unter ihnen verursacht. Das Hospiz selber, das Hunderten armer Arbeiter eine warme Suppe und ein Nachtlager bot,*) ist fast unnötig geworden; denn auch der Arme wird lieber durch den Tunnel fahren — die 14 km lange Strecke von Göschenen nach Airolo kostet ja nur 0,80 Mark Fahrgeld —, als über den hohen Paß zu Fuß wandern.

Für die ganze 80 km lange Gotthardbahn, die sich von Flüelen am Vierwaldstätter See bis nach Biaska im Tessintal erstreckt, bildet der große Tunnel den Scheitel. An diese Bergbahn schließen sich die Anschlußbahnen, welche ihre Verbindung mit den Linien der Schweiz und Italiens herstellen. Sie eröffnen den Fahrenden die schönsten Landschaftsbilder. Auf der nördlichen Rampe berührt der Zug Arth und die reizenden Ufer des Zuger Sees, fährt über drei Brücken und durch zwei Tunnel nach Goldau, kreuzt das Trümmerfeld des Bergsturzes von 1806 und die Bergbahn Arth-Rigi, dampft im Anblick der beiden Mythen-Pyramiden am Lowerzer See vorbei über Schwyz nach Brunnen an den prächtigen Urner See, der ihm eine Bergumgebung eröffnet, wie sie in solcher Herrlichkeit nur einmal vorhanden ist. Mit Hilfe von 9 Tunnels und 4 Viadukten, bald über, bald unter der Axenstraße, gelangt er nach Flüelen in die Talsohle der Reuß. Im ganzen mußten außer dem Scheiteltunnel noch gebaut werden: 9 Viadukte, 48 Brücken, 8 Galerien (die längste von 275 m bei Biaska), 7 Kehr- oder Schraubentunnels (der längste von 1557 m bei Fiesso) und 52 geradlinige Tunnels, darunter 6 von mehr als 1000 m Länge.

Schließlich sei noch erwähnt, daß, um die Telegraphendrähte vor zu raschem Verrosten zu schützen, die Telegraphenlinie durch den Tunnel mittels Kabels hergestellt worden ist. Anfangs August 1883 war auch das zweite Schienengleis fertiggestellt, und es kreuzten sich fortan täglich 6 Züge, darunter die Mittagsschnellzüge, innerhalb des Tunnels.

Die Bahnüberwachung im Gotthardtunnel geschieht in der Weise, daß zweimal vormittags und zweimal nachmittags mit Abgang des betreffenden Bahnzuges je ein Tunnelwärter die Stationen Göschenen und Airolo verläßt, den Tunnel bis zur Mitte begeht und nach ein- bis zweistündigem Aufenthalt den Rückweg antritt. Zu einer solchen Begehung hin und zurück braucht der Wärter ungefähr 8 Stunden. Jeder Tunnelwärter ist mit einer ledernen Umhängetasche, mit Knallsignalbüchse, Handhammer, Bolzenschlüssel, Handsignal, Laterne und Kontrollbuch ausgerüstet.

*) Vom 1. Oktober 1879 bis 1. Oktober 1880 wurden an 18024 arme Reisende aller Nationen 70395 Rationen samt verschiedenen Kleidungsstücken unentgeltlich verabreicht.

8. Ein Bergsturz im Kanton Schwyz.*)

„Ein Ruffi ist gegangen im Glarner Land, und eine ganze Seite vom Glärnisch eingesunken“ — diese Worte aus dem „Tell“ sind charakteristisch für die Alpenwelt. Erdrutsche und Bergstürze ereignen sich dort nur allzu oft und zerstören die Talkultur des Menschen. Am 2. September 1806 vernichtete ein gewaltiger Bergsturz die Ortschaften Goldau, Rötten, Busingen und Lowerz im Kanton Schwyz binnen wenigen Minuten. Der seit alters über diese Dörfer emporragende Roßberg, scheinbar für die Ewigkeit gegründet, begrub sie unter seinem Schutte. Schon 1804 und 1805 hatte es in jener Gegend nicht an Regentagen gefehlt, doch die gewaltigsten Regenmassen in wolkenbruchartiger Form brachte der Hochsommer und besonders der endende August und 1. September 1806.

In tiefe Schwermut versunken erschien die zu reich getränkte Pflanzenwelt, während die Rollsteine wie blank gewaschen dalagen und die Bergwasser in willkürlich gegrabenen Rinnen hinabpolterten, Steinschutt und Ackerschicht mit sich hinabführend. Die Gipfel der Bergriesen waren unsichtbar, Wolken hüllten sie ein wie Schleier. Und erklärlich ist's, daß der Fremde, der bei solcher Witterung in den Alpen aufgehalten wird, einen Zustand unbestimmter Bangigkeit, dem Alpdrücken vergleichbar, spürt. So trübe war die Stimmung der ganzen Natur in Goldau am Vormittag des 2. September, als der Regen plötzlich aufhörte.

Schon am Morgen bemerkten Leute am östlichen Teile des Roßbergs frische, weitklaffende Risse im Erdreich, hörten zuweilen ein Knattern wie von Kleingewehrfeuer und sahen ununterbrochen Nagelfluh**) an einer gewissen Stelle herabstürzen. Doch das waren Erscheinungen, die man auch sonst nach heftigen Regengüssen beobachtet hatte und die den Bergbewohner nicht schrecken konnten. Doch jene Erscheinungen nahmen Stunde für Stunde an Heftigkeit zu. Als am Nachmittage die Kirchenuhr in Arth $4^3/_4$ geschlagen hatte, öffnete sich plötzlich in der Mitte des Roßberges eine große Erdspalte, welche zusehends weiter aufgähnte. Der Rasenboden in der Nähe des Spaltes schob sich zusammen und kehrte die schwarze Unterseite zu oberst. Die herrlichen Tannen schlugen mit den Wipfeln gegeneinander, und die darin nistenden Vögel suchten ängstlich auffliegend das Weite. Bald setzte sich der betreffende Teil des Berges in langsame Bewegung nach unten. „In immer gesteigerter Geschwindigkeit nahm die angsterweckende Erscheinung zu; in immer weiteren Kreisen, in immer ausgedehnterem Umfange wurden angrenzende Matten und Wiesengelände, Obstbaumgärten und Wohnstätten samt Stallungen, Menschen und Vieh mit

*) Quelle: von Berlepsch, Die Alpen. Jena 1885 (H. Costenoble).

**) Fluh = Felsen. Nagelfluh, weil die Kalksteingerölle dieses Trümmergesteins aus dem gelblichen Sandsteinkitt wie Nagelköpfe heraustreten.

in die ungeheuerliche Bewegung hineingezogen. Das Volk, welches den Grund und Boden, auf dem es geboren und groß geworden war, unter seinen Füßen weichen sah, schreckte entsetzt auf und flüchtete. Da — Donner und Knall! als ob die Urfundamente der Erdrinde geborsten wären, ein rasselnd schmetterndes Krachen, ein knatterndes Geprassel, als ob ein tausendzackiges Blitzbündel aus den verderbendrohenden Wolken auf einen Schlag vernichtend in die Grundpfeiler der Berge hineingefahren wäre und das Innerste der Gebirge zersprengt und zertrümmert hätte. Die Steinbergerfluh, eine Felsenmasse von mehreren Millionen Kubikklaftern samt allem daraufstehenden Hochwald und die darunter stufenförmig sich niedersenkende Nagelfluhwand des „Gemeinde-Märcht" waren eingestürzt. In wilder Auflösung jagten Felsenblöcke und Steinsplitter, Erdschlamm und Rasenfetzen, Gesträuchknäuel und Baumschäfte, alles in bald hochaufwirbelnde, bald fallende Staubwolken gehüllt, über die Berghalde dem Goldauer Tale zu."

Besinnungraubend wirkte das schrecklich erhabene Schauspiel, in welchem häuserhohe Felsblöcke, welche noch den ursprünglich daraufstehenden Hochwald trugen, wie Federbälle durch die Luft flogen, andere dahinschossen, den Boden berührten, und durch den Prall abermals in die Höhe geschleudert wurden, andere wiederum mit Riesenkraft aneinanderschlugen und in Atome zerschellten. Sämtliche Wohnhäuser am Gehänge des Roßberges, wohl hundert an der Zahl mit ebensoviel Ställen und Scheunen, waren im Nu von der Erde hinweggefegt; doch auch am Fuße des Berges wurden großartige Zerstörungen angerichtet, indem die Dörfer Goldau, Busingen und Lowerz von den herabrasenden Felsblöcken, Stämmen, Schutt und Schlamm verschüttet wurden. Der Verlust der Habe wäre zu verschmerzen gewesen, wenn nicht 457 Menschenleben bei dem Ereignis zugrunde gegangen wären.

Doch die Chronik weilt lieber bei denen, die in dem Greuel der Verwüstung wie durch ein Wunder gerettet wurden. Oben am Berge wohnte Bläsi Mettler im einfachen Häuschen mit seinem jungen Weibe und einem erst vier Wochen alten Kinde. Er war auf dem Berge beschäftigt und meinte, als das Ereignis losbrach, in seiner abergläubischen Einfalt, daß der Hexensabbat beginne. In fliegender Eile stürzt er zum hochwürdigen Pfarrer von Arth, ihn zu bitten, daß er den bösen Geistern ihr Handwerk lege. Erst als der dem Krachen der Weltachse ähnliche Knall ertönte, deutete er die Vorzeichen recht und jagte, gepeitscht von wahnsinniger Angst, seiner Wohnung zu. Sein Weib hatte unterdessen die gewöhnlichen Tagesgeschäfte besorgt und eben den Abendbrei für das Kleine ans Feuer gesetzt, als der entsetzliche Donner erfolgte. Sie eilt vom Küchenherd in die Stube, entschlossen, wenn das Kleine schlafe, es nicht zu wecken, sondern bei ihm zu bleiben; doch siehe, es liegt ruhig da mit klaren, geöffneten Augen. Sie rafft das Kind auf, erfaßt ihres Mannes kleine Barschaft und eilt dem

Stalle zu, gejagt von der Angst in ihrem Busen. Am Stallgebäude wendet sie das Antlitz, um zu sehen, wie ihr Wohnhaus in tausend Trümmer geht und in der allgemeinen Verwirrung mit Blitzesschnelle enteilt. Bläsi Mettler war seinem Gott dankbar, wenigstens seine Lieben wiederzufinden.

Etwas weiter unten am Berge wohnte Mettlers Bruder Bastian, der sich mit dem Vieh zur Zeit des Unglücks auf der Alp am Rigi befand, während sein Weib mit zwei Kindern daheim war. Kaum war der höllische Lärm zu Ende, als sich die Eltern und Geschwister der Frau aufmachten, nach ihr zu sehen. Weggefegt von der Erde war ihr Wohnhaus, von ihr und den Kindern keine Spur! Doch nach langem Suchen, weitab vom vorigen Standort des Hauses fand man in dicker Schlammasse, die mit gewaltigen Steinblöcken untermengt war, ein Unterbett und sanft darauf ruhend das jüngste Kind. Sein Engel hatte es auf den Händen getragen, daß es in jenem Augenblicke, wo Steine, Balken, Äste nur so herniederhagelten, auf seinem Polster ruhend, gerettet worden war. Die Mutter freilich und das andere Kind suchte man vergebens.

Wunderbar entging auch ein Teil der Familie des wohlhabenden Bauern Wiget, der am Fuße des Berges in Busingen wohnte, dem Tode. Er war mit seinen zwei Knaben im Garten mit dem Auflesen des Fallobstes beschäftigt, als das Unglück begann. Er faßte seine beiden Knaben bei der Hand, rief seinem Weibe zu, ihm mit den jüngeren Kindern zu folgen, und eilte nach einer Anhöhe. Die Mutter, welche ein Kindchen von 11 Monaten nicht im Stich lassen wollte, sprang in die Stube, traf hier mit der treuen Magd Franziska zusammen, übergab dieser ihr fünfjähriges Marianneli, während sie selbst die beiden Jüngsten an die Brust legte, und sie wollten eben dem Vater nachstürzen, als sie plötzlich in Finsternis gehüllt dastanden, ihr Haus zusammenstürzte und sie sich mit fortgerissen fühlten. Sie waren sofort getrennt. Eine Zeitlang behielt Franziska die Besinnung; dann wußte sie nicht, was mit ihr geschah. Als sie erwachte, war sie bis zum Kinn von Trümmern und Schlamm umhüllt. Sie lauschte in ihrem Gefängnisse auf einen menschlichen Laut, doch Totenstille! Sie meinte, der Weltuntergang sei da und sie selbst im Innersten der Erde. Doch horch! Plötzlich ertönt die Betglocke vom Steinerberge, ein ihr wohlbekannter Ton. Und langsam dämmert in ihr die Ahnung von ihrem grausigen Schicksale. Gleichzeitig vernimmt sie auch das Wimmern eines Kindes und erkennt an der Stimme ihr herziges Marianneli, das über Hunger und Schmerz im Unterleibe klagt. Obgleich der Gedanke des Lebendigbegrabenseins immer gewisser in ihr aufsteigt, tröstet sie doch das Kind, bis dies endlich still, ganz still wurde. „Es hat ausgelitten," meint sie. Dunkler sinken draußen die Schatten nieder, vom Steinerberge ertönt jetzt die späte Nachtglocke. Unsere Verschüttete arbeitet mit den Füßen, um sich nur einigermaßen Luft, Bewegung, Wärme zu schaffen und durchwacht

in quälender Angst die lange, unendlich lange Nacht. Kaum graut der Morgen, da erneuert sich ihre Hoffnung, zumal auch ihr kleiner Liebling sich wieder rührt, wenn auch wieder mit denselben Seufzern über Hunger und Kälte. Der Vater Wiget ist beim ersten Tagesgrauen schon bei der Arbeit des Suchens; wohl findet er in der Nähe seines ehemaligen stattlichen Hofes sein treues Weib mit den Kleinen an der Brust, aber tot, zerquetscht. Seine Brust macht sich in herzzerreißenden Schreien Luft; Franziska hört sie, sie schreit um Hilfe, und — Gott hat Erbarmen — sie wird gehört, wird mit dem Kinde gerettet. — Wie viele der Verschütteten damals zerschmettert und zerquetscht, wie viele lebendig begraben in unsäglicher Pein dem Hungertode erlagen, wer will das erzählen?

9. Von Interlaken zur Jungfrau.*)

Wer das Bild von Moritz von Schwind gesehen hat: die Jungfrau — „wie sie als ewig reine Herrscherin der Berge aus Firnen und Gletschern über die Schatten der Tale hoch aufwächst; nicht einmal der Adler überwindet ihre Unnahbarkeit, nur mit der scheidenden Himmelskönigin tauscht sie, den Wolkenschleier um sich schlagend, keusch den schwesterlich grüßenden Kuß“ — der kann die Gewalt des Natureindrucks mitempfinden, den „die Königin hoch und klar auf unvergänglichem Throne“ auf ein schönheitsempfängliches Herz macht:

„Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.“

(Schiller, Berglied.)

Doch die Unnahbarkeit des stolzen Berges im Berner Oberland ist durch das Geschick der Ingenieure der größten Zugänglichkeit gewichen, die trotzig gehütete Wunderwelt der spröden Hochgebirgsnatur ist durch die Jungfraubergbahn jedem erschlossen, der den naturgemäß hohen Fahrpreis erlegen kann; nicht bloß dem kühnen Kletterer, der mit Seil und Eispickel in angestrengtester Arbeit sich den Gipfel eroberte, entfaltet die Jungfrau die Herrlichkeit ihrer Reize, sondern mit Hilfe der modernen Technik dem genußsüchtigen Weltenbummler ebenso wie dem Lahmen und Kränklichen, für den sonst all die Firn- und Felspracht in ihrer starren Wucht unerreichbar war.

In Interlaken, dem Sammelpunkte der Reichsten der Reichen aus Europa und Amerika, halten wir uns nicht lange unter den

*) Unter Benutzung eines Aufsatzes von Edmund Zölliker, Dresdner Anzeiger 18. Juli 1903.

HANS THOMA, Lauterbrunnental.

Als Charakterbild des Hochgebirgs.

(Nach dem Vorzugsdruck, herausgegeben vom Kunstwart.)

prächtigen Walnußbäumen des Höhenweges auf, wo die Putzsucht und Genußsucht ihre Triumphe feiern. Die Bahn führt in die Täler der schwarzen Lütschine nach Grindelwald, der weißen nach Lauterbrunnen. In dies prächtige alte Gletschertal mit seiner kennzeichnenden U-form läßt uns Meister Thoma auf einem seiner herrlichsten Landschaftsbilder einen Blick tun. Da stürzt über die steile Fluh aus 300 m Höhe der Staubbach.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.
Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig,
Stufenweise,
Zum Abgrund.
Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin;
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne." (Goethe in Thun 14. Okt. 1779.)

Eine Zahnradbahn mit nur 80 cm Spurweite nimmt heutzutage den Reisenden in Lauterbrunnen in einen ihrer Miniaturwagen auf, den ein wahres Pony von einer Lokomotive vor sich den Berg hinaufschiebt, und bringt ihn in halbstündiger Fahrt, während der sich der Ausblick auf die schneebedeckten Oberlandriesen immer prächtiger auftut, nach der Sommerfrische Wengen. Es liegt über die wiesengrüne Berglehne hingestreut auf halber Höhe zwischen Lauterbrunnen und Wengernalp und schaut gerade auf die Eispaläste der Jungfrau mit dem ihr vorgelagerten Silberhorn und dem düster aufragenden Schwarzen Mönch, auf Mittag-, Breit- und Tschingelhorn, deren Häupter alle den königlichen Hermelinschmuck ewigen Schnees tragen und in silberweißem Firnelicht strahlen. Tief unten liegt das Lauterbrunnental, und man sieht am Westhang die Drahtseilbahn zur Grütschalp hinaufklimmen und abends die Lichter von Mürren herüberschimmern, das mit einer elektrischen Bahn erreicht wird. Wengen bietet in etwa 20 großen Gasthäusern den zahlreichen Fremden Unterkunft und in seinen schönen Bergwäldern reichlich Erholung.

In 40 Minuten fährt die Zahnradbahn, je ein Wagen und eine Maschine, über Wengernalp zur kleinen Scheidegg. Die letzte Strecke

aber sollte man lieber wandern. In $^3/_4$ Stunden führt der ansteigende Fußweg am Trümmletental entlang, das den Gletscherschutt von den himmelanragenden Wänden des Dreigestirns Jungfrau, Mönch, Eiger aufnimmt, über Alpenwiesen von unbeschreiblicher Farbenpracht der Blumen: da Veilchen von der Größe und Leuchtfarbe unserer Stiefmütterchen, hier die azurblauen Blütenkelche der Enziane zu Tausenden und Abertausenden im smaragdgrünen Grase.

Auf der Scheidegg ist an schönen Tagen ein Leben wie in einem Taubenschlag, unaufhörliches Kommen und Gehen von Ausflüglern; denn hier treffen sich die Bahnen von Lauterbrunnen und von Grindelwald herauf, und die Lawinen donnern um die Mittagszeit von den Hängen der Jungfrau zu Tale und machen den Hotelgästen, die hier in über 2000 m Höhe ihr Mahl einnehmen, eine eigenartige Tafelmusik. Infolge der großen Entfernung erscheinen die jäh herabsausenden Schneelasten als sanft und sacht herabwallende Massen, und nur der Donner verkündet ihre vernichtende Gewalt.

Am kleinen Scheidegg nimmt die eigentliche Jungfraubahn ihren Anfang. Ihr Schöpfer, der Züricher Ingenieur Adolf Guyer-Zeller, hat sie als eine elektrische Bahn mit Oberleitung, Zahnstange und einer Spurweite von 1 m bei einer Höchststeigung von 25% entworfen. In sanften Windungen erreicht man so durch ewiges Schneegefilde die erste Station Eigergletscher mit ihren Sommer-Hörnerschlittenfahrten und ihrer 40 m langen Eisgrotte. Dann schlüpft die Bahn ganz in den Berg hinein, und nach 20 Minuten Dunkelfahrt über Station Rotstock in einem Tunnel von 4,35 m Höhe und 3,70 m Breite leuchtet in bunten Glühbirnen das Signal „Eigerwand“ auf. Wir verlassen den Zug und gelangen durch einen Seitenstollen in eine eingesprengte Felsgalerie, ähnlich der an der Axenstraße. Von dort aus 2867 m hoch) schweift der Blick in die Hochalpenwelt bis zum Finsteraarhorn. Schon ist die nächste Station „Eismeer“ fertiggestellt, und bald werden „Jungfraujoch“ und „Jungfraukulm“ folgen: in 7,8 km Strecke müssen 1300 m noch erklommen werden. Zuletzt soll ein 73 m langer Aufzug zum Gipfel mühelos emportragen. Die gebändigte Wasserkraft der reißenden Lütschine, die von den Schneegefilden des Jungfraugebietes herab durch das Lauterbrunnental rauscht, wird so als elektrische Kraft gezwungen, Tausende von Menschen zu ihren Quellspeichern hinaufzutragen.

10. Durchs Wallis zum Genfer See.*)

Westlich vom Gotthardknoten entspringt die Rhone dem Rhonegletscher und durchfließt zwischen den Berner und Walliser Alpen eins jener gewaltigen Längstäler der Alpen, in welchem sie an 80 Zuflüsse von beiden Seiten erhält: das Wallis (vallis = Tal). Hinter

*) Nach L. Vuillemin, Der Kanton Waadt. St. Gallen 1847.

Martinach verläßt sie mit einer scharfen Wendung nach Norden das Wallis und zwängt sich durch ein riesiges Felsentor zwischen dem Dent de Morcles und dem Dent du Midi (= Südhorn) ins Waadtland hinein. Bald erweitert sich das Tal zu einer breiten Schotterebene, die schon südliche Kulturen zeigt: Weinfelder, Kastanien- und Maulbeerbaumhaine. Auf dem Talgehänge erscheinen zahlreiche Dörfer, darüber hängen dunkelblaue Wälder, noch höher die grünen Weiden mit ihren grauen Sennhütten. Die Rhone bildet hier die Grenze zwischen Waadt und Wallis. Das linke Ufer bleibt wallisisch — auch in der Großartigkeit seiner Bergwelt; das rechte Ufer erfreut durch seine Lieblichkeit. Hier hängt das Auge bald an einer auf der Halde erbauten Kapelle, bald schaut es in geheimnisvolle Täler und überall erfreut der Reichtum und die Farbenpracht der Natur. Es scheinen die Alpen einen Gefallen daran gefunden zu haben, dem majestätischen Strome ein würdiges Bett zu bereiten, und bei seiner Annäherung an den See schmücken sie sich vollends, gleichsam um seine Ankunft zu feiern, mit neuer Pracht und Größe. In zwei Arme geteilt, wälzt sich die Rhone durch die breiter gewordene Ebene fort und ergießt endlich ihre brausenden und schlammigen Fluten in den Leman*), der zurückweicht, als hätte er Furcht, daß bei diesem Zusammentreffen der tiefblaue Kristall seines Gewässers befleckt werden möchte. Er widersteht, und es kommt zwischen ihnen zum Kampf. Der schäumende Strom und der blaue See werden handgemein, und eilt der Nordwind dem Leman zu Hilfe, so fahren die Wellen empor und stürzen vorn und von der Seite auf den feindlichen Strom, setzen ihm hart zu und treiben ihn in die Enge. Man glaubt zwei kämpfenden Heeren zu begegnen; darum haben die Uferbewohner diesem Streite auch den Namen „la bataillère“ beigelegt. Fährt ein Nachen über die wogende Fläche, so verspürt er an den heftigen Stößen den Zorn der Fluten. Noch eine Viertelstunde weit vom Ufer ist der Aufruhr fühlbar. Endlich ergibt sich der Strom in die Notwendigkeit, in das blaue Grab hinabzusteigen, aus dem er zwanzig Stunden weiter unten reiner und schöner wieder hervortritt.

Der See bespült den Fuß des Jura und der Alpen, das Savoyerland und den Schweizer-Kanton Waadt; sein heller Halbmond biegt sich von Genf nach Neustadt (Villeneuve). Von der geringen Breite bei Genf erweitert er sich zu der ansehnlichen von drei Stunden zwischen Evian und St. Sulpice. Die Längsachse des Sees ist 72, die Breitenachse 13,8 km; die Wassermasse hat ein Volumen von 89 Kubikkilometern. Der Flächeninhalt beträgt 577 qkm, also 39 qkm mehr als der des Bodensees. Die Höhe des Leman über dem

*) Der Waadtländer nennt mit einem gewissen Stolze den See, von dem er den größten Teil des Ufers besitzt, nicht Genfer See, sondern Leman — Lacus Lemanus der Römer, im Mittelalter Lac Losannete, Mer du Rhone (Rhone-Meer), jetzt Lac de Genève (Genfer See).

Meere beträgt 375 m.*) Die Tiefe des großen Sees, am Ufer noch unbedeutend, nimmt plötzlich zu. Bei Chillon beläuft sie sich auf 150 m; Meillerie gegenüber auf 240—270 m; nördlich von Evian auf 310 m. Der See bildet also eine große Wanne, die in ihrem von oben nach unten abnehmenden Umkreise bis auf $1^1/_2$ Stunden sich verengt. Der Boden dieser Wanne liegt nicht viel höher als der Wasserspiegel des Meeres; er entspricht fast der Höhe der Rhone in der Nähe von Montelimar, derjenigen des Po unterhalb Pavia, der Seine oberhalb Paris und der Donau an der niedrigsten Stelle der ungarischen Ebene.

In der Eiszeit war der See nur ein Teil, ein Riesenblock des großen Rhonegletschers.

Die tiefsten Schichten des Sees haben eine Temperatur von 4—5° C, doch ändert sich diese im Laufe eines Jahres um 0,1 bis 0,3°; denn das Wasser der Rhone hat im Sommer 10—15°, das der Küstenregion 15—25°. Dieses Oberflächenwasser sinkt unter und führt diese Schwankungen herbei.**) In den Jahren 762 und 805 soll der See zugefroren sein, welcher Fall seitdem nicht wieder vorgekommen ist.

Der Wasserstand des Sees schwankt auch von einer Jahreszeit zur andern, ja von einem Tag zum andern. Man hat berechnet, daß das Seebecken im Sommer infolge der Schneeschmelze mehr Wasser führt als im Winter wegen der Frostdürre. Die Zeit des höchsten Wasserstandes fällt gewöhnlich in die Mitte des August; jedoch tritt er auch im Juli und September ein. Der Zuwachs hängt fast ganz von der Rhone und vom Schmelzen des Schnees in den hohen Alpen ab. Abgesehen von diesen jährlich wiederkehrenden Veränderungen des Wasserstandes bemerkt man im Sommer bisweilen eine stehende Welle, eine rhythmische Schwingung der ganzen Wassermasse, die im Seebecken hin und wieder fährt. Von den Anwohnern des Genfer Sees wird diese Bewegung „seiches“, von denen des Bodensees „Ruhß“ genannt. Das Niveau des Sees erhebt sich langsam während 30—40 Minuten zu einer veränderlichen Höhe von etlichen Zentimetern bis zu ebenso vielen Dezimetern, dann senkt es sich allmählich um den gleichen Betrag, und diese Schwankungen dauern eine längere oder kürzere Zeit fort. Am 26. März 1891 fanden z. B. in $7^1/_2$ Tagen 147 Schwingungen von einer Periode von 73 Minuten statt. Die Höhe der Schwingungen ging von 20 cm auf 7 cm herab. Forel hat ähnliche Schwankungen in allen schweizerischen Seen nachgewiesen und die Ursache dieser schwingenden Bewegung der Wassermasse in örtlichen, einmal wirkenden Ursachen erkannt, besonders sprunghaften Änderungen des Luftdrucks. Die dadurch hervorgerufene Welle schreitet fort und

*) Der Bodensee liegt 398 m ü. d. Meere, die Längsachse beträgt 65 km und an der tiefsten Stelle sind 252 m gemessen worden. Das Volumen beträgt 48 Kubikkilometer.

**) Dr. F. A. Forel, Seenkunde, S. 123. Stuttgart 1901 (J. Engelhorn).

zwar um so tiefgehender und schneller, je länger und tiefer der See ist.*) Ferner zeigt der Genfer See Strömungen (ladières), die in ganz verschiedenen Richtungen gehen und mitunter so stark sind, daß die Ruder vergebens ihnen entgegenarbeiten. Sie werden sicher mit durch unterirdische Zuflüsse hervorgerufen, welche dem See einen Teil der Wassermasse zuführen, die er an seinem Ausfluß abgibt.

Unaufhörlich führt die Rhone Schlamm, Grus und Gerölle in den See und drängt ihn durch ihre allmählichen Ablagerungen immer weiter zurück; auch die savoyischen Gewässer setzen bedeutende Ablagerungen darin ab. Der dadurch eingeengte und oft vom Sturme angeschwellte See wirft sich auf das waadtländische Ufer, frißt es an und nötigt so durch seine steten Angriffe zur Erbauung von kostspieligen Widerlagern und Dämmen.

Obgleich der Leman weniger fischreich ist als alle anderen Schweizerseen, so besitzt er doch 21 Arten Fische, worunter sich besonders die Weißwölfchen (Salmo fera) und Seeforellen (Salmo lacustris) auszeichnen. Unter den Vögeln, welche die Seeufer bewohnen, bemerkt man verschiedene Arten von Möwen, Tauchern und Enten. Im Winter lassen sich auch Züge von Schwänen sehen; der durchreisenden geflügelten Gäste hat wohl kein Land so viel als das Waadtland. Indem es nämlich im Westen vom Jura, im Osten von den waadtländischen und freiburgischen Alpen, im Süden von den savoyischen Gebirgen, welche bei Neustadt und Genf einen Ausgang nach Mittag gestatten, eingeschlossen ist, und sich nur im Norden durch den Neuenburger, Bieler und Murtener See nach dem Aartal zu öffnet, welches in das den Quellen der Donau naheliegende Rheintal mündet: so kann dieses Becken als der Mittelpunkt angesehen werden, wo die von Norden, von Süden, ja selbst von Osten herkommenden Vögel zusammentreffen.

Den verschiedenen Winden, welche auf dem See herrschen, haben die Schiffsleute besondere Namen gegeben. Die Bise oder der Nordostwind braust laut anschwellend im östlichen, aber nicht im westlichen Teile des Leman. Die Vaudaire, die aus dem Wallis kommt, ist wieder im kleinen See nicht fühlbar. Dieser heftige Wind treibt die Wellen oft zu einer bedeutenden Höhe, ja er hat sogar schon Gebäude umgeworfen. Der furchtbarste von allen ist aber der Bornand, der plötzlich und unerwartet aus den savoyischen Schluchten hervorbläst. Der Joran kommt über den Jura. Der Genfer Wind (aus Süd) bringt Regen. Der Rebat ist der sanfte Wind, welcher zur Sommerszeit am Mittag weht; er kommt bald von Nordost, bald von West, und dann bedeckt sich der See mit Rauten und rechtwinkligen Vierecken. Noch ein anderer Wind aus Süden, der Sechard = Austrockner wird schon durch seinen Namen bezeichnet. Alle diese Winde ringen miteinander auf dem See, indem sie bald scherzend über dessen Fläche hinstreichen, Furchen

*) A. a. O., S. 79.

ziehen, oder andere stets wechselnde Gestalten darauf zeichnen, bald grimmig einander anfallen und Wirbel erzeugen. Am 1. Juni 1841 waren die Wellen so gewaltig, daß sie einen 3000 kg wiegenden Block von der Stelle hoben und einige Meter weit forttrugen. Zuweilen treibt der Joran die Wellen gleich jener grünlich schäumenden Brandung, welche sich an dem steilen Meeresgestade bricht; manchmal auch, wenn die letzten Windstöße des Schirokko über die Alpen hereindringen, wütet der See und reißt die Barken mit einer Schnelligkeit fort, als wenn Möwen mit ihren leichten Schwingen auf der Wasserfläche hinstreiften. Schnell ist jedoch die Windsbraut vorüber, und der See spiegelt in seinem stillen, ruhig klaren Gewässer wieder den Frieden und die Majestät seiner Ufer ab. Kaum kräuselt dann der Abendwind seine durchsichtige Fläche, und bricht die Nacht herein, so hüllt er sich in Schweigen, und alle Sterne des Himmels strahlen wider in seinem Spiegel.

Eine Menge von Kähnen und kleinen Schiffen belebt die Wasserfläche; seit der Errichtung von Dampfschiffen besteht zwischen den Hauptorten des Sees eine regelmäßige alltägliche Verbindung. Im Jahre 1823 hat hier ein Amerikaner, Herr Church, das erste Dampfschiff, Wilhelm Tell, erbaut; darauf sind mehrere gefolgt, und jetzt dampft es allerorten. Von Nordosten führen zwei Eisenbahnarme, der eine von Bern über Freiburg, der andere von Neuenburg (Neufchatel) am Westrande des Neuenburger Sees hin an das Ufer des Leman. Bei Lausanne zusammenkommend, gehen sie dann einerseits nach Osten zur Einmündung und nach Westen zur Ausmündung der Rhone, und der ganze See ist diesseits mit der Eisenschiene wie mit einem Gürtel umgeben.

Genf ist der mächtige Anziehungspunkt, der eigentliche Brennpunkt für alles Reise-, Handels- und Industrieleben, das sich am Leman bewegt, aber auch für das wissenschaftliche und künstlerische Leben der Südwestschweiz. Genf ist die erste und reichste Stadt der Schweiz mit dem Charakter einer echten Großstadt. Seine herrliche Lage an beiden Rhoneufern mit Aussichtspunkten, wie sie nur wenige der europäischen Großstädte bieten, die Bequemlichkeit und Vornehmheit, die es nebst allen geistigen Hilfsmitteln dem Reisenden bietet, bewirken, daß alljährlich Tausende von Fremden in seinen Mauern zusammenkommen. Genf ist als Handels- und Industriestadt ein europäischer Platz und namentlich durch seine Uhrenfabrikation und Schmucksachen berühmt.

Oft ist das Bild des Genfer Sees, seiner Ufer und seines Amphitheaters entworfen worden. „Der Ozean," sagt Boufflers, „hat einmal dieses Tal besucht, und da er sich in dasselbe verliebte, ließ er ihm sein Bildnis zurück." „Es ist etwas Schönes," sagte Pezay, „um ein Land, wo es keine Gärten gibt, weil es selbst einer ist." Wirklich vereint der Genfer See die Großartigkeit einer breiten Wasserfläche mit der reizenden Uferbildung der italienischen Seen und der reichen Kultur der Ufer des Züricher Sees, indem er zu-

gleich in herrlichster Alpeneinfassung mit dem Vierwaldstätter See wetteifert. Durch Rousseau sind die Namen Clarens und Meillerie von ganz Europa wiederholt worden. Matthisson bat in seinem „Genfer See“ den Himmel nur um eine Hütte, ein Gärtchen am Leman, ein Grab an seinem Gestade. Chenedolle hat in seinem „Génie de l'homme“ sehr schön die Anmut besungen, womit der Wechsel des Tages- und Nachtgestirns den See schmückt:

— — — — —
Bald strömet auf den See von hoher Himmelsbahn
Der Lichtquell reichlich seine Fluten nieder,
Bald sanft sich neigend zu dem schimmervollen Plan,
Bewegt er sich in goldnen Wogen hin und wieder.
— — — — —
Und bald mit Silber säumend das Gewand der Nacht,
Verklärt der stille Mond des Lemans Wasserauen,
Gleichwie die Täuschung und der süßen Träume Macht
Noch freundlich scheidend auf den Lebensabend schauen.
Seht, ohne Regung schlummert hier im weichen Gras
Der Glanz, der dort auf schwanken Wogen sanft sich wieget,
Und Luna sieht ihr holdes Bild im feuchten Glas,
Um das sich Zephyr schmeichelnd bald, bald zürnend schmieget.
Wie gerne seh' am Sommerabend ich des Sees Kristall,
Woraus die Silberscheibe mir entgegen strahlet,
Und diese Zauberufer, jener Berge Wall,
Des Firnen-Kron' im Wasserspiegel tief sich malet,
Und dort den Stern mit goldner Stirn, mit Flammenschein,
Und hier der schwanken Weiden ungewisse Schatten.

Auch Byron, Lamartine und Viktor Hugo haben sein Lob gesungen — aber wer vermöchte je die Pracht dieses Gemäldes zu schildern? wer die Reinheit des Sees, die Schönheit seiner Windungen, die Kühnheit, Größe und Harmonie seiner Ufer darzustellen? wer mit Worten den Eindruck wiederzugeben, den der Anblick der Savoyer Alpen mit dem Riesen Montblanc gewährt? Diese Savoyer Riesenpyramiden bewundert man vom schweizerischen Ufer aus, während von Savoyen aus das gegenüberliegende Ufer unscheinbar erscheint. Zwischen beiden Ufern herrscht ein durchgreifender Gegensatz: auf der einen Seite der Friede, auf der anderen das unruhvolle Leben; hier der Protestantismus, dort der die heilige Jungfrau feiernde Priester; hier das zerstückelte Land, dort das Erstgeburtsrecht; in der Schweiz der Reichtum, in Savoyen die Armut. Aber auf beiden Seiten waltet die Natur in ihrer Größe und Anmut, ein mannigfaltiger Reichtum an ernsten und heiteren Farben, scharfe Umrisse und geheimnisvolle Tiefe: überall Reiz, Zauber — überall Gott, den die Seele wohl zu empfinden, aber nicht auszusprechen vermag.

O heller Leman, König du der Seen,
O schön geleg'ne himmelblaue Flut,
Bezeug's, die oft mein nasses Aug' gesehen,
Es pries dich höher, als mein Sang je tut.

11. Die Eroberung des Montblanc.*)

Der Montblanc, die höchste Spitze des Alpengebirges und zugleich die höchste Erhebung des europäischen Festlandes, gehört zu dem französischen Savoyen. Etwa einen Längengrad westlich vom Monterosa und fast unter gleicher Breite mit diesem erhebt sich sein silberweißes Haupt noch 200 m höher, bis zu 4810 m Meereshöhe. Die Montblancgruppe, nicht die ausgedehnteste, aber die massigste und großartigste in dem Riesenwall, der sich in einem Halbbogen vom Meerbusen von Genua bis an die Ufer der Donau hinzieht, besteht vorherrschend aus altkristallinischem Gestein, dem grüne Talkblättchen beigemischt sind, welche ihm die charakteristische Färbung geben. Als Herr von Saussure den Montblanc zuerst umwanderte und dann bestieg, glaubte er vor dem ältesten Gebirge der Erde zu stehen und nannte dieses Gestein Protogyn, d. h. Erstgeborener.

Die aus hartem Urgestein aufgebauten Zentralstöcke der Alpen sind zugleich von höchster senkrechter Erhebung und mit den mächtigsten Firn- und Gletschermassen belastet; in ihnen vereinigt sich die wilde Pracht und erhabene Schönheit des Hochgebirges.

Vorgelagert sind ihnen Berge der Kalk- und Klippenzone. So ist der „Protogyn“ der Montblancgruppe von schwarzen Kalksteinen und Schiefern der unteren Juraformation eingefaßt, und nördlich vom Montblanc lagert sich die Klippenzone der Alpen des Chablais, nach dem Genfer See hin abfallend. Gegen Osten ist ein Zug von Karbon- und Triasgesteinen eingelagert, der die Gneise der Montblancgruppe von denen des Monterosa-Massivs trennt und überhaupt für die Westalpen charakteristisch ist.

Die Montblancgruppe hat drei Zugänge. Von Süden her führt aus der Lombardei ein Weg ins Tal der Dora Baltea über Aosta nach dem piemontesischen Städtchen Courmayeur in das wilde, fast elf Stunden lange Hochtal der Allée Blanche, mit wundervollen Blicken auf die Gletscherreihe des Südabhanges der Montblanckette. Die zweite Straße führt vom St. Gotthard oder von Mailand her über den Simplon ins Rhonetal (Wallis) nach Martinach, von dort südlich über den Col de Balme oder den Bergpaß der Tête noire. Der dritte bekannte und beliebteste Eingang führt von Genf ins Tal der Arve über Bonneville nach St. Martin und Sallanches. Dort erscheint in riesiger Größe und schon ganz nahe, mächtig über die Vorberge in den blauen Äther aufragend, das blendend weiße Schneehaupt des „Monarchen“, wie ihn die Talleute genannt haben.

Schon wer dies Haupt von der Rhonebrücke in Genf, die „Montblancbrücke“ genannt, erblickt, bleibt wie betroffen stehen — und möchte dann, von Sehnsucht ergriffen, sich die Bergmajestät, ihren Hof und Thron und ihr Schloß näher anschauen und trotz aller

*) A. W. Grube, Alpenwanderungen. 3. Aufl., herausgeg. von Benda. Leipzig 1885 (Ed. Kummer).

reizenden Schönheit des Leman weiter hinaufdringen in die Bergwildnis des Savoyer Hochlandes!

In früherer Zeit und bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts verspürte freilich niemand etwas von solcher Sehnsucht; der Anblick von Schnee und Eis im warmen Sommer wirkte mehr abstoßend als anziehend; der ästhetische Sinn für die Wildnis des Hochgebirges war noch nicht geweckt. Seit der Gründung der Benediktinerabtei le Prieuré durch den Genfer Grafen Aimon war das Hochtal von Chamonix, eingerahmt von der Montblancmasse im Süden und von den Aiguilles rouges („roten Nadeln") im Norden, nur den Bewohnern der nächsten Umgebung bekannt, und wenn die Nachbarn einmal eine Wallfahrt nach der Abtei unternahmen, dann pflegten sie sich wohl zu rüsten, insbesondere auch mit Waffen zu versehen; denn die Bewohner des Chamonixtales standen im Ruf, es mit dem Leben und Eigentum der Fremden nicht eben genau zu nehmen. Die erschrecklichen Bergriesen, Steintrümmer und Eisströme ringsum galten aber für so häßlich und „wüst", daß man sie les montagnes maudites (die verfluchten Berge) nannte, denen zu nahen nicht ratsam sei.*) Auch fehlte es so sehr an gangbaren Wegen, daß es wie eine heldenmütige Tat oder wie eine freiwillig übernommene Marter erschien, als der ehrwürdige Genfer Bischof Franz von Sales zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Fußreise nach Chamonix unternahm und glücklich ausführte. Diese Reise verbreitete weithin seinen Ruf und mag sogar das Ihre zu seiner späteren Heiligsprechung beigetragen haben.

Doch kam keinem gebildeten Menschen der Gedanke in den Sinn, in die Fußstapfen des wanderlustigen Bischofs zu treten; für das große Reisepublikum blieb das Chamonixtal ein ebenso unbekanntes als uninteressantes Land, und erst im Jahre 1741 wagten zwei Engländer, die sich vor dem Abenteuer nicht fürchteten, eine Wanderung in diese fremdartige Gebirgseinöde. Der Ritter Wyndham und der Reisende Pococke drangen ins obere Arvetal hinauf und am Montanvert hinauf bis auf das mer de glace oder „Eismeer". Um die Entdecker eines der großartigsten und schönsten Alpentäler auf dem Erdenrund zu ehren, hat man ihre Namen in einen Felsen an dem mer de glace eingehauen. Der Vorsicht halber hatten sie sich nicht nur selber gut bewaffnet, sondern auch einen Trupp wohlbewaffneter Diener mit sich genommen, welche abends und nachts vor den Zelten, die sie mitgebracht hatten, Wachtfeuer unterhalten mußten, um die vermeintlichen Barbaren, welche die Abhänge des Montblanc bewohnen sollten, abzuschrecken.

Die Erzählung von den Naturwundern, die sie gesehen, regte wohl einige kühne englische Landsleute an, auch eine Reise ins Arvetal nach Chamonix zu unternehmen — sie übernachteten in dem gastfreundlichen Hause des Pfarrers — doch kam der Besuch des

*) Noch heißt der zweithöchste Gipfel des Montblanc Mont Maudit. Seine Höhe beträgt 4771 m.

Arvetals erst seit dem Jahre 1760 besonders durch die Schilderungen und Forschungen der Genfer Naturforscher de Saussure, de Luc, Pictet und Bourrit in Gang.

In genanntem Jahre begab sich Herr von Saussure, nachdem er am Jura und in der Umgebung von Genf bereits mit Eifer Gebirgsstudien getrieben, allein und zu Fuß von Genf aus in das Tal von Chamonix. Seine Seele ward freudig erregt beim Anblick des Riesendomes und der scharfen und spitzen Felsnadeln an seinen Flanken, die aus ungeheuren Eis- und Firnmeeren hervorragten. Ein glühendes Verlangen ergriff ihn, auf den Gipfel des weißen Berges zu gelangen; allein das schien ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. „Bei meinen ersten Ausflügen nach Chamonix“ — erzählt er in seinen berühmten Voyages dans les Alpes — „hatte ich in allen Kirchspielen des Tales bekannt machen lassen, jedem eine ansehnliche Belohnung geben zu wollen, der einen gangbaren Weg zum Gipfel ausfindig machen würde. Ich wollte auch für die Tage zahlen, an welchen man vergebliche Versuche angestellt haben würde.“

Doch alle diese Versprechungen hatten keinen Erfolg. Peter Simon, ein guter Bergsteiger, versuchte das eine Mal auf der Seite des Taculgletschers (auch glacier du Géant, „Riesengletscher“ genannt, an der 3175 m hohen Aiguille du Tacul), das andere Mal auf der des Bossonsgletschers emporzuklimmen; er kam aber ganz entmutigt zurück. Fünfzehn Jahre später (1775) versuchten vier kühne Führer aus Chamonix über den Berg La Côte, der einen mit dem Bossonsgletscher fast parallel laufenden Grat bildet, zu gelangen und sich dem Gipfel zu nähern. Sie überwanden die ersten Hindernisse und kamen dann in ein enges Schneetal, von dessen Wänden die Sonnenstrahlen dermaßen zurückgeworfen wurden, daß bei völliger Windstille eine erstickende Hitze entstand. Ermattet und erschöpft kehrten sie um.

Im Jahre 1783 machten drei andere Führer aus dem Tal abermals einen Versuch, auf demselben Wege — über La Côte — vorzudringen. Sie brachten die Nacht auf diesem Berge am Rande des Gletschers zu und setzten am anderen Morgen, wiederum bei sonnig heiterem Wetter, ihren Marsch fort. In ansehnlicher Höhe angelangt, klagte plötzlich der rüstigste von ihnen über unwiderstehliche Schlafsucht. Er wünschte, daß die beiden auch ohne ihn ihren Marsch fortsetzen möchten; doch diese wollten ihn nicht verlassen und meinten, er sei vom Sonnenstich getroffen. Sie verzichteten auf ihr Unternehmen und stiegen zusammen wieder nach Chamonix hinunter. Sobald sie in tiefere Luftschichten gelangten, hob sich die Übelkeit und Schlafsucht von selber.

Trotz alledem versuchte der Naturforscher Bourrit aus Genf noch in demselben Jahr eine Besteigung. Er schlug auf dem Rücken von La Côte gleichfalls sein Nachtlager auf, wurde jedoch von einem Hochgewitter überfallen und mußte zurück.

Nun kam man von dem Gedanken ab, den Weg über La Côte zu nehmen. Unterdessen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß zwei Gemsjäger aus dem Dorfe Grüe über verschiedene Felsenkämme bis nahe an die Spitze vorgedrungen seien, ohne von der gefürchteten Hitze belästigt worden zu sein. Bourrit begab sich sogleich zu den beiden hin, und noch am selben Abend brachen sie auf und erreichten in der Morgendämmerung den Fuß einer Felsennadel, welche erklettert werden sollte. Diese „Aiguilles" sind für das Urgestein der Montblancgruppe ebenso charakteristisch wie die „Türme" im Dolomitkalke Südtirols. Bourrit und einer der Führer waren jedoch von Kälte und Anstrengung schon so matt geworden, daß sie zurückbleiben mußten, während die beiden anderen bis an den Fuß der höchsten Spitze kamen, sie jedoch nicht zu erreichen vermochten, da eingestürzte Eismassen ihnen den Weg verlegten.

Der regnerische und kalte Sommer des Jahres 1785 schreckte von einer Montblancfahrt zurück, doch als sich der Herbst besser anließ, rüstete Bourrit sich zu einer dritten Bergfahrt, auf der ihn sein Sohn und Saussure begleiten wollten. Herr Bourrit hatte die glückliche Idee, zwei Tage vor dem Abmarsch drei Männer von Chamonix vorauszuschicken, welche am Fuße der Aiguille du Gouté eine Hütte aus Backsteinen erbauen mußten. Die Auffahrt begann am 12. September 1785 vom Dorfe Bionassay aus um 8 Uhr vormittags, es waren zusammen sechzehn Mann. Sie erreichten die Hütte schon um $1^1/_2$ Uhr. Die Naturforscher hatten Muße genug, Beobachtungen anzustellen, da man hier übernachten wollte. Zwei der Führer stiegen aufwärts, um den besten Zugang zu der Nadel zu erkunden. Die Hütte stand 1700 m über der Talsohle; der Blick nach Chamonix hinab und in die Gebirgswelt hinauf, der heitere Abend und schöne Sonnenuntergang — alles stimmte freudig und hoffnungsvoll. In der Nacht wurde ein Feuer angezündet und unterhalten; doch blieb die Luft mild, und nur gegen Sonnenaufaufgang ward es kalt. Als die Morgensuppe verzehrt war, begann der Angriff auf die Nadel. Sie fällt überall sehr steil ab, und die Vertiefungen in den Felswänden sind mit Eis und Schnee gefüllt. Solche Runsen oder couloirs, wie sie in der Landessprache heißen, sind sehr gefährlich zu überschreiten. Zuerst mußte man über einen Gletscher gehen, um an den Fuß der Nadel zu gelangen; dann führte der Weg über ein steiles couloir. Um sich vor dem Fallen und Ausgleiten zu schützen, nahmen je zwei Führer, das Ende eines langen Alpenstockes festhaltend, einen der Herren in die Mitte, der sich auf den Stock stützen konnte und so eine mit ihm sich fortbewegende Barriere hatte. Der Felsgrat, den man erreichte, war so steil, daß der Fuß des vorangehenden Führers immer gerade über dem Kopfe des ihm nachfolgenden Wanderers stand. Das Aufsteigen ward noch mehr erschwert durch frisch gefallenen Schnee, der die glatten Eisflächen verdeckte. Es waren schon fünf Stunden verflossen, und noch hatte man den Gipfel der Aiguille du Gouté

nicht erreicht. Die Hänge wurden immer steiler, der frisch gefallene Schnee häufte sich, und Peter Balmat, der vor Herrn von Saussure ging, gebot Halt, da er erst erkunden müsse, ob weiter oben fortzukommen sei. Nach einer Stunde kehrte er zurück, mit der Nachricht, die Felsspitze sei nicht zu erreichen, der lockere Schnee sei anderthalb Fuß tief!

Auf ein weiteres Vordringen mußte Verzicht geleistet werden; die erklommene Höhe bestimmte Saussure barometrisch auf 11442 par. Fuß = 3520 m. Er war überzeugt, daß eine Erklimmung des Gipfels wohl noch gelingen werde; doch müsse es ein Jahr sein, in welchem wenig Schnee fiele.

Noch einmal taten sich im Juni des Jahres 1786 sechs Talbewohner zusammen, um auf der Westseite des Montblancgipfels den ihm nahestehenden Dôme du Gouté zu erreichen und von dort aus den Gipfel zu gewinnen. Doch auch hier stellten sich ihnen unüberwindliche Hindernisse entgegen; der Raum zwischen beiden Kuppen war durch breite Gletscherspalten zerrissen und der Grat so scharf, daß niemand ihn zu überschreiten wagte. Da faßte ein mutiger, eisenharter, gewandter Bewohner von Chamonix, Jacques Balmat, als Gemsjäger mit allen Schrecknissen des Hochgebirges wohl vertraut und mit feinem Ortssinn begabt, den Entschluß, es koste was es wolle, das Haupt des Monarchen zu erreichen. Seine Gefährten bemühten sich vergebens, ihn von seinem Vorsatze abzubringen. Auf sich allein angewiesen und seiner Kraft vertrauend, ohne Leiter und Seile, drang er, kriechend und rutschend, über die Eisschründe durch das Gewirr der Eistürme oder séracs vor, während die anderen nach Chamonix zurückkehrten. Nach unbeschreiblichen Anstrengungen mußte sich aber der kühne Balmat überzeugen, daß es unmöglich sei, von dieser Seite die Montblanckuppe zu gewinnen. Er mußte sich, zum Teil rückwärts kriechend, über den gefährlichen Eiskamm wieder zurückziehen und entschloß sich, auf das 3780 m hohe „große Plateau“ hinabzusteigen, um dort die Nacht zuzubringen und am folgenden Morgen einen neuen Angriff auf die Spitze des Gewaltigen zu unternehmen.

Um auf der Schneefläche nicht zu erfrieren, durfte er sich gar nicht setzen, geschweige niederlegen; er unternahm allerlei „lächerliche“ (wie er selber nachher erzählte) gymnastische Übungen, um seine Glieder geschmeidig zu erhalten. Aber damit erschöpfte er auch seine Kraft, und obwohl er mit Tagesanbruch noch einmal vorrückte, gelang es ihm doch nicht, die höchste Spitze zu erklimmen; doch von der Zugänglichkeit hatte er sich überzeugt. Er mußte sich zum Rückzuge entschließen, nahm sich aber noch im schwierigen gefahrvollen Herabsteigen fest vor, den von ihm über das große Plateau eingeschlagenen Weg zu beendigen, sobald das Wetter günstig sei.

Unverletzt kehrte er zu den Seinigen zurück, aber auch völlig erschöpft. Er sank aufs Krankenlager und dem Dr. Paccard, der

ihn behandelte, vertraute er sein Geheimnis des entdeckten Weges an mit dem Versprechen, er wolle ihn, wenn er wiederhergestellt sei, selber auf den Gipfel des Montblanc führen. Dr. Paccard war hoch erfreut, das langersehnte Ziel unter den ersten erreichen zu können. Am Nachmittag des 7. August 1786 verließen die beiden Männer die Abtei von Chamonix, vor Einbruch der Nacht erreichten sie die Höhe des Berges La Côte und übernachteten in der von Bourrit erbauten, noch wohl erhaltenen Hütte. Das Wetter war günstig. Am 8. August mit Tagesanbruch setzten sie ihren Marsch fort und kamen um $6^1/_2$ Uhr abends wirklich auf dem domartig gerundeten Gipfel des Montblanc an. Eine halbe Stunde verweilten sie oben, dann stiegen sie mit Lebensgefahr von der luftigen Höhe herab, vom hellen Mondschein begünstigt, und um 9 Uhr morgens am folgenden Tage, am 9. August, trafen sie wieder in der Abtei ein. Ihre Gesichter waren geschwollen und tief gerötet; Dr. Paccard war schneeblind geworden und konnte erst nach einigen Tagen wieder ordentlich sehen. Ihre Ankunft auf dem Gipfel des Montblanc hatte man von Chamonix aus mit dem Fernrohr gesehen.

Es war eine Heldentat, welche die beiden Männer vollbracht hatten, und schnell und weit verbreitete sich ihr Ruf. Jacques Balmat wurde geadelt; denn er erhielt vom König von Sardinien den Beinamen du Montblanc, auf welchen seine Nachkommen noch stolz sind. Ein Alpenfreund und Naturforscher in Sachsen, Herr von Gersdorf, war so bewegt von der Kühnheit und Ausdauer des Bergsteigers, daß er ihm 17 Friedrichsdor, damals eine ansehnliche Summe, als Ehrengabe übersandte, die er für ihn gesammelt hatte.

Man kann sich denken, daß es nun auch Herrn von Saussure keine Ruhe mehr ließ; er gedachte, seine längst geplante Ersteigung des Montblanc noch in demselben Jahre auszuführen, allein die ungünstige Witterung hinderte ihn daran. Das nächste Jahr sollte und mußte sie aber unternommen werden. Im Juli traf er in Chamonix ein — doch wiederum wechselte das Wetter, und er mußte volle vier Wochen sich gedulden, bis die Führer erklärten, nun sei der Zeitpunkt günstig.

Am 1. und 2. August 1787 wagte er die Besteigung, begleitet von seinem Diener und 18 Führern, die seine physikalischen Instrumente und alles Gepäck trugen, dessen er bedurfte. Der Hauptführer war natürlich Jacques Balmat du Montblanc. Nachdem die Karawane am ersten Tage auf dem Gipfel vom La Côte-Gebirge übernachtet, begann sie den zweiten und viel beschwerlicheren Tagemarsch. Man muß zuvörderst den Gletscher von La Côte überschreiten, um den Fuß einer kleinen Felskette zu gewinnen, die aus den Schneefeldern des Montblanc hervorschaut. Dieser Gletscher ist schwierig und gefährlich zu begehen, weil er von breiten, tiefen und unregelmäßigen Spalten zerrissen ist, über welche man oft nur auf unsicheren Schneebrücken gelangen kann. „Einer meiner Führer," berichtet Herr von Saussure, „wäre beinahe in einer solchen

Spalte umgekommen. Um den Weg zu erkunden, war er am Abend zuvor mit zwei Begleitern vorausgegangen. Zum Glück hatten sie die Vorsicht gebraucht, sich durch ein Seil zu verbinden; eben als er eine Schneebrücke überschritt, brach diese zusammen, und er hing über einem tiefen Abgrunde, gehalten von seinen Kameraden. Wir kamen ganz nahe an der Öffnung vorbei, die sich unter ihm gebildet hatte, und es schauderte mich beim Anblicke der Gefahr, der er entronnen war. Die Überschreitung des Gletschers erforderte wegen der vielen Biegungen, die wir machen mußten, viel Zeit, so daß wir vom La Côte-Gipfel bis an den Fuß des alleinstehenden Felsgrates drei volle Stunden brauchten, obwohl die Entfernung in gerader Linie nur eine Viertelstunde beträgt.

Nachdem wir die Felsen erreicht hatten, entfernten wir uns wieder davon, um in Schlangenlinie in einem Schneetale aufzusteigen, das sich von Nord nach Süd bis an den Fuß des höchsten Gipfels hinanzieht. Die Firnfelder sind ab und zu von ungeheuren Schründen durchfurcht, deren Durchschnitt die wagerechten Schneelagen zeigt, wie sie in den einzelnen Jahrgängen sich bildeten. Wie breit oder schmal auch die Spalten sein mögen, man kann nirgends bis auf den Grund sehen.

Meine Führer wünschten, daß wir unser Nachtlager an einem der Felsen aufschlagen möchten, denen man auf dem Emporstieg begegnet; allein da die höchsten doch noch 600—700 Toisen (1080 bis 1260 m) unter der Spitze des Montblanc lagen, so wollte ich noch etwas höher steigen. Freilich mußten wir nun mitten im Schnee das Lager aufschlagen, und dazu meine Gefährten zu bestimmen, war nicht ganz leicht. Sie bildeten sich ein, daß auf dem Hochfirn während der Nacht eine geradezu unerträgliche Kälte herrsche, und fürchteten in allem Ernst, da zu erfrieren. Endlich faßte ich mich kurz und erklärte ihnen, daß ich fest entschlossen sei, hinaufzusteigen, und zwar mit denen unter ihnen, auf die ich mich verlassen könne. Wir würden uns tief in den Schnee eingraben, die Aushöhlung mit dem mitgenommenen Zeltdache überdecken, ganz nahe aneinander rücken und so jeder Kälte Trotz bieten, wie grimmig sie auch sei. Diese Anordnung beruhigte sie, und wir wanderten weiter.

Um vier Uhr nachmittags erreichten wir das zweite von den drei großen Schnee-Plateaus, die wir zu überschreiten hatten. Und dort in einer Höhe von 2530 m über Chamonix und 3690 m über dem Meere hielten wir Rast. Wir gingen nicht bis auf das letzte Plateau, weil man dort den Lawinen ausgesetzt ist, und das erste Plateau, das wir schon überschritten hatten, ist auch nicht frei davon. Wir mußten über zwei Lawinen klettern, die seit der letzten Reise Balmats herabgekommen waren und deren Trümmer das Tal in seiner geringen Breite bedeckten.

Meine Leute begannen zuvörderst den Platz auszugraben, auf welchem wir die Nacht hinbringen sollten; aber sie merkten gar

bald, daß es ihnen an Luft fehlte. Das Barometer stand nur 481 mm. Diese kräftigen Männer, für welche ein Marsch von 7—8 Stunden soviel wie nichts ist, hatten kaum 5—6 Schaufeln von Schnee fortgeschafft, als sie schon wieder einhalten und Atem schöpfen mußten. Einer von ihnen, der zurückgegangen war, um in einem Fäßchen Wasser zu holen, das wir in einer Spalte bemerkt hatten, fühlte sich plötzlich so unwohl, daß er ohne Wasser zurückkam und den Abend unter peinlichster Herzbeklemmung zubrachte. Ich selbst, der ich doch an die Gebirgsluft gewöhnt bin und mich darin am wohlsten fühle, wohler als in der dicken Luft der Tiefebene, fühlte mich beim Beobachten der meteorologischen Instrumente gänzlich abgespannt. Wir verspürten alle einen brennenden Durst und konnten uns doch auf keine andere Weise Wasser verschaffen als durch Schmelzen des Schnees. Denn wenn auch jemand nach dem Wasser zurückgegangen wäre, das wir unterwegs bemerkt hatten, so würde er es in der späten Abendstunde zu Eis erstarrt gefunden haben. Die kleine Kohlenpfanne, die ich hatte mitnehmen lassen, konnte zwanzig durstigen Seelen nur sehr langsam zu Hilfe kommen.

Am nächsten Morgen begannen wir das dritte und letzte Plateau hinaufzusteigen, dann hielten wir uns links, um auf den höchsten Grat im Osten der Spitze zu gelangen. Der Abhang ist außerordentlich steil, und wir brauchten zwei Stunden, um diesen 500 m hohen Abhang zu erklettern. Nachdem wir beim letzten Felsen angelangt waren, nahmen wir unsere Richtung wieder rechts nach Westen, um den letzten Abhang zu ersteigen, dessen senkrechte Höhe ungefähr 300 m beträgt. Dieses Gehänge bietet keine Schwierigkeit; aber die Luft ist hier bereits so dünn, daß sich die Kräfte sehr bald erschöpfen. Nahe am Gipfel konnte ich nur 15—16 Schritte machen und mußte dann Atem schöpfen; ja, ich bekam hin und wieder Anwandlungen von Ohnmacht, die mich zum Niedersitzen zwangen. Doch sobald die Atmung sich wieder herstellte, fühlte ich auch die Rückkehr meiner Kraft, und indem ich mich wieder in Marsch setzte, meinte ich in einem Zuge den Gipfel des Berges erreichen zu können. Alle meine Leute waren nach Maßgabe ihrer Rüstigkeit in derselben Lage. Wir brauchten zwei Stunden vom letzten Felsen bis zur Kuppe, und es war 11 Uhr, als wir oben anlangten.

Nun konnte ich das große Schauspiel genießen, das sich vor meinen Augen ausbreitete. Ein leichter Dunst in den tieferen Luftschichten raubte mir freilich den Anblick der am tiefsten und entferntesten gelegenen Gegenstände, also der Ebenen Frankreichs und der Lombardei; doch ich bedauerte diesen Verlust nicht allzusehr in Anbetracht dessen, was ich wirklich sah. Und was ich in vollkommener Klarheit anzuschauen das Glück hatte, das war das Miteinander aller der Hochgipfel, nach deren Bekanntschaft ich so lange mich gesehnt hatte. Ich wollte zuerst meinen Augen nicht trauen, es erschien mir wie ein Traum, als ich zu meinen Füßen

diese hocherhabenen majestätischen Gipfel, diese schrecklichen Nadeln: die Aiguille du Midi, d'Argentières, du Géant — erblickte, an deren Fuß zu gelangen mir schon so schwierig und gefährlich geworden war. Ich erfaßte ihre Verhältnisse, ihre Verbindung, ihren Aufbau, und ein einziger Blick löste Zweifel, welche jahrelange Arbeit nicht zu beseitigen vermochte.

Unterdessen hatten meine Führer das Zelt aufgeschlagen und richteten darunter den kleinen Tisch zu, auf dem ich meine Beobachtungen über das Sieden des Wassers anstellen konnte. Doch als ich mich anschickte, mit meinen Instrumenten zu hantieren, mußte ich jeden Augenblick meine Arbeit unterbrechen, um wieder Atem zu schöpfen.

Nachdem wir $4^1/_2$ Stunden auf dem Gipfel verweilt hatten, begannen wir den Abstieg, der viel leichter von statten ging, als wir gehofft. Am anderen Tage auf dem Bergrücken von La Côte angekommen, traf ich Herrn Bourrit, der einige meiner Führer sogleich in Dienst nehmen wollte, um mit ihnen auf der Stelle nach dem Gipfel zurückkehren; allein sie fühlten sich zu sehr angegriffen und verlangten, erst nach Chamonix zurückzukehren, um sich dort auszuruhen. So steigen wir denn alle vergnügt zur Abtei hinunter, wo wir zum Mittagessen anlangten. Ich hatte die Freude, alle meine Leute gesund und wohl zurückzubringen; Gesicht und Augen hatten nicht gelitten, da wir sie mit schwarzem Krepp geschützt hatten. Diese Vorsicht hatte uns vor dem Schicksal der ersten Bergsteiger bewahrt, die halb blind, mit verbranntem und aufgesprungenem Gesicht zurückgekehrt waren."

In Chamonix wurden bei der glücklichen Rückkehr der Karawane die Glocken des Kirchspiels geläutet und auch ein kirchliches Dankfest gefeiert. Es feierten aber nicht bloß menschlicher Mut und fester Wille, menschliche Ausdauer und Beharrlichkeit einen Triumph, auch die Wissenschaft hatte einen ihrer schönsten Siege erfochten: sie hatte das Chamonixtal und den Montblanc erobert und ein Ideal für alle künftigen Bergfahrten aufgestellt, dem die besten Naturforscher nacheiferten. Die Geologie hat ihre Heimat in den Bergen.

Für das arme Chamonixtal wurde die Saussuresche Bergfahrt, von der man in der ganzen gebildeten Welt erzählte, das größte Ereignis; denn das Hochtal wurde fortan der Magnet für zahllose Reisende, die seine Wunder mit eigenen Augen sehen wollten. Dem kühnen Gelehrten und seinem Führer ist 1887 in Chamonix ein schönes Denkmal errichtet worden, Balmat weist mit der Hand zum Gipfel des höchsten Alpenberges, während Saussure freudig erregt mit dem Blick folgt. 1892 hat der Pariser Astronom Janssen auf dem Schnee des Gipfels eine Wetterwarte erbaut, die mit ihrer eigentümlichen Form: abgestumpfte vierseitige Pyramide mit aufgesetzter sechsseitiger Säule als Türmchen, wie eine kleine Festung aussieht und in der Tat „ein himmelanstrebendes, in die Welt hinausleuchtendes Schloß der Wissenschaft ist."

V. Bilder aus Westeuropa.

A. Britische Inseln.

1. Durch den Firth of Forth nach Leith-Edinburgh. — 2. Quer durchs schottische Hochland. — 3. In Irland. — 4. Englands schwarze Diamanten. — 5. Wochenschluß in Manchester. — 6. Von Gravesend bis London. — 7. Die Docks von London. 8. In der City von London. — 9. Wie London wächst. — 10. Londoner Verkehrsleben. — 11. Der Engländer in seiner Häuslichkeit. — 12. Die englischen Parks und Landhäuser.

1. Durch den Firth of Forth nach Leith-Edinburgh.*)

Von Kopenhagen fuhr der kleine Postdampfer durch das Kattegat und Skagerrak in die Nordsee hinein, hinüber nach den britischen Inseln. Die ersten zwei Tage gab es nichts als Meer, dunkel eisengraues Meer und bewölkten Himmel darüber. Am dritten, als nebelhaft verschwommen die schottische Küste in Sicht kam, klarte der Himmel auf; die Sonne beschien das alte liebe Schottland, und es stand mit seinen poetischen Hügeln und Seen, seinen Schlössern und Klosterruinen sofort vor unserer Seele, umsponnen von tausend schwermütigen Geschichten und Sagen, umklungen von alten Balladen.

Baß Rock, ein ungeschlachter Felsenklotz, bezeichnet den Eingang in den Firth of Forth, jenen schmalen schottischen Fjord, an dem Edinburgh liegt. Die Klippe steigt nach allen Seiten schroff aus der Brandung auf wie ein riesiges Seezeichen. Tausende von Seevögeln bewohnen sie, ihre Schwärme umflattern schon weit draußen das ankommende Schiff: der weiße Seerabe oder Tölpel haust hier zu Tausenden. Der Vogelberg ist ein Kennzeichen des Nordens, der Polarkreisnähe. Drüben aber von der Küste grüßt das hochromantische Felsenschloß Tantallon herüber, ein Zeuge vergangener Zeit, ritterlicher Kämpfe und schottischer Treue.

Der Leuchtturm von North Berwick meldet sich zur Linken, dann das von Iron Craig, endlich gegen 5 Uhr der von Inchkeith, der auf einer Insel in der Mitte des Firth liegt und ihn beherrscht — alles Kennzeichen dafür, daß dieser tiefste aller schottischen Busen auch den größten Schiffsverkehr hat. Über die dunkeln Felsen laufen kleine weiße Mauern hin, zum Teil mit Kanonen besetzt. Das weiße Lighthouse hebt sich scharf aus der dunstgesättigten

*) Quellen: A. Baumgartner, Island etc. S. 4 ff. Freiburg 1889 (Herdersche Verlagsbuchhandlung) u. Zeitungsnotiz aus der Frankfurter Zeitung von Mamroth.

graublauen Atmosphäre; dunkles Gewölke kämpfte am Himmel, bis endlich eine schwache Brise der Abendsonne zum Siege hilft. Das malerische Edinburgh verschwindet beim Näherkommen mit seinen Schlössern und Türmen hinter dem nüchternen Leith. „Da sieht das Auge ganz in der Ferne zwischen Himmel und Wasser etwas hängen, wie ein Spinngewebe. Bald erkennt man, daß es ein Irrtum ist, Spinnen waren hier nicht am Werke. Vielleicht haben Kinder mit Garn „Aufnehmen und Abheben" gespielt und ihr Gewebe geschickt an den zwei Streichhölzchen befestigt, die jetzt aus dem Meere aufsteigen? Auch das ist verfehlt. Das fremdartige Gebilde wird größer und größer, ein Wunder der Welt: die Eisenbrücke der North British Railway über den Firth of Forth, ein Werk der Verkehrstechnik ohnegleichen. Selten war der menschliche Geist kühner und siegreicher als hier, wo er eine ungeheuere Eisenmasse auf eine Entfernung von $2^1/_2$ km und in einer Höhe von 110 m mit bloß drei Spannungen über diesen Meeresarm (67 m tief) legte! Ein Schiff, das unter dieser Brücke durchzieht, macht uns das Elementare der Erscheinung klar. Das ist ein gigantisches Gewirr von Eisenstangen, das die muskulösen Stahlrohrpfeiler festhalten! Eben sucht ein winzig klein erscheinender Zug mit weißer Rauchwolke seinen Weg durch das Gitterwerk, 45 m über dem Seespiegel. Müßte er den Umweg von Edinburgh um den Fjord nach Dundee am Firth of Tay machen, er hätte 40 km mehr zu fahren!"

Wenn die Flut kommt, steuert der Lotse durch die sich öffnenden Hafentore das Dampfschiff in den Hafen von Leith hinein. Durch die Docks, Werften, Speicher, Krane, Kontore dieser Hafenstadt führt eine lange und platzartig breite Straße geradeswegs hinauf nach der Oberstadt Edinburgh, hinauf auf die schöne 2 km lange Princesstreet. Edinburgh ist eine Tal- und Hügelstadt. Unwillkürlich zieht das alte Felsenschloß der schottischen Könige, der Akropolis entfernt ähnlich, den Blick auf sich. Zu seinen Füßen breitete sich eine jener langgestreckten schottischen Senken aus, der Loch North. Es ist seit 1816 erst entwässert und in prächtige Gärten verwandelt worden. Es trennt die Altstadt; das Adelsviertel des Edinburghs des 16. Jahrhunderts, von der prächtigen Neustadt, die seit 1768 entstanden ist. Zwei große steinerne Brücken und die 300 m lange Straßenüberführung des Mound verbinden die beiden ungleichen Viertel. Die Altstadt ist heute Wohnstadt des Proletariats. Wie Schwalbennester kleben die vielstöckigen Häuser an einer Felsenwand. Krumm und eng und winklig sind die Gassen und führen steil hinauf bis zum Königsschloß. Die armen Schotten in der düsteren Schlucht laufen Sommer und Winter barfuß, das fällt besonders auf, weil es in England unerhört ist.

Die prächtige Häuserzeile der Grenzstraße zwischen Alt- und Neuedinburgh, die Princesstreet, mit dem Scottdenkmal führt nach dem Caltonhügel, den die Sternwarte krönt. Von dort wie von dem

promenadenumringten Arthurssitz mit dem düsteren Holyroodhouse an seinem Fuße hat man einen wunderbaren Überblick über Stadt und Fjord; in nächster Nähe ragt Nelsons Monument gleich einem Leuchtturm in den Himmel; geisterhaft wie ein Traum aus Child Harold Pilgrimage starren daneben die trümmerhaften Säulen des unvollendeten Nationalmonuments zum Andenken an die Schlacht von Waterloo; riesige Schlote aus weiten Fabrikrevieren heraus, dampfende Schienenwagen und gewaltige Schiffe verkünden die Triumphe modernen Erfindungsgeistes, und ritterlich poetisch wie ein alter Balladenkönig thront das Felsenschloß über dem Luxus der Neuzeit. Man muß die sinkende Sonne hier die Felsen röten und später das Mondlicht die Meereswellen versilbern und die Dächer und Türme umspielen sehen, um die Eigenart dieses Stadtbildes ganz zu empfinden.

2. Quer durchs schottische Hochland.*)

Die schottischen Highlands sind durch die Dichtungen Walter Scotts und die Lieder Robert Burns' berühmt geworden und werden alljährlich von vielen Fremden aus dem Süden besucht, besonders die Gegend um den Loch Lomond und den Loch Katrine, die country of the lady of the lake; sie sind berühmt durch die Stammessagen ihrer „Clans" jener gälischen Männerbünde, deren Tapferkeit die angelsächsische Eroberung aufhielt — und Scharen von Pilgern suchen alljährlich diese durch Kunst, Sage und Geschichte geheiligten Lochs und Moore, Ruinen von Schlössern und Kirchen auf.

Berühmt ist Culloden-Moor im Lande Macbeths am Morayfirth, in der Nähe von Inverneß, der Hauptstadt des Hochlands, wo der Herzog von Cumberland mit seinen Truppen die aufrührerischen Clane der Hochländer entscheidend schlug im Jahre 1745. Es hat in seiner Öde und Baumlosigkeit etwas Unheimliches und Melancholisches; Ginster und Edelheide und Gras bedecken weithin das Land.

Der Morayfjord setzt sich in einem berühmten Glen, d. h. einer Engschlucht durch die ganze Halbinsel fort. Diese Glens sind schon vor der Eiszeit vorgebildete, dann durch Gletscher ausgetiefte Täler, die alten Bildungsspalten des Fundamentes folgen; denn Nordschottland erscheint, um einen Vergleich Ratzels zu gebrauchen, wie ein Skelett eines alten Landes, von dem das Fleisch und Fett abgenagt und abgefallen ist, so daß das alte Gerüst nur noch mühsam zusammenhält. Tatsächlich schnürt das große Glen, Glen-More, das von Inverneß am Morayfirth bis Oban am Firth of Lorn reicht, eine Art Inselschottland ab, besonders nachdem seit 1822 nach dem Vorbilde des Trollhättakanals die langen Fjordseen des Glens durch

*) Unter Benutzung von Theodor Fontane, Aus England und Schottland. S. 421 ff. Berlin 1900 (Fontane & Co.).

einen ziemlich 100 km langen Stufenkanal verbunden sind und so eine Wasserstraße zwischen den beiden Firths geschaffen worden ist, der kaledonische Kanal, dessen Einkünfte freilich kaum die Unterhaltungskosten decken.

Auf diesem Kanal fahren wir durch das lange Glen. Der Himmel hängt voll trüber grauer Wolken, und der leise herabstäubende Regen mischt sich mit dem Wasserstaub des Dampfrohrs an Bord des Steamers in Inverneß, der uns in $^1/_2$ Stunde zunächst in den langen Loch Neß bringt. Über den hohen bewaldeten Berghängen, die im Schmuck frischen, schattierungsreichen Grüns sich zu den Ufern des schmalen Fjordsees herabsenken, die ein spärlicher Kranz von Schlössern, Häusern und Hütten umflicht, liegt eine trübe Monotonie, ebenso wie in den Schauergeschichten, die von ihren früheren Bewohnern im Lande laufen. Bei Schloß Urquhart vorbei kommen wir an die Stelle, wo von Südosten her der Foyerfluß in einem brausenden Wasserfall in den See stürzt, doch nicht direkt; vielmehr fällt er erst in eine Art Felsentopf, in dem die Wassermasse kocht und tobt, um dann durch ein Loch am Boden zum See abzufließen.

Loch Oich ist der höchste Punkt des Kanals, ein kleiner Gletschersee, 27,6 m über dem Meere. Mit Hilfe einiger Schleusen geht es zu dem längeren Loch Lochy hinab, der landschaftlich dem Loch Neß durchaus ähnlich ist, nur daß der höchste Berg Schottlands, der Ben Nevis (1343 m) auf 3—4 Stunden der Fahrt den Blick auf sich zieht mit seinem massigbreiten Felsenkegel. Ein Fort bewacht den Eingang zum Kanal. Der kleine Steamer genügt nicht zur Einfahrt in den Firth of Lorn, ein seetüchtigerer liegt vor dem letzten Schleusentor bereit und trägt uns hinaus in atlantisches Wasser. Der Ben Nevis entschwindet unseren Blicken mehr und mehr, der Seegang macht seine Wirkungen auf die Reisenden geltend, bis gegen Abend das Schiff durch einen Irrgarten von Inseln und Vorgebirgen sich in die schöne Bucht von Oban windet. Zu der ewigen Schönheit des Ozeans gesellt sich hier ein so besonderer Reichtum an flachen Inseln und hohen Vorgebirgen, daß man zweifelhaft wird, wem eigentlich das Feld gehöre, dem Land oder dem Meere. Der Ort selbst zieht sich im Halbkreis an der Bucht entlang; gleich hinter seinen Häusern steigen bewaldete Felsen auf, hier und dort mit Lusthäusern und Schlössern besetzt.

Von hier aus fährt in dem kurzen schottischen Sommer ein Steamer regelmäßig nach den berühmten Felseninseln Staffa und Jona. Ein breiter Meeresarm trennt das schottische Festland von der Insel Mull und der Halbinsel Morven. Aber diese sind wieder durch eine schmale Fjordstraße geschieden, einen „Sund“. Mull bleibt links, Morven rechts. Wer den Ossian einigermaßen in Kopf und Herz mit sich herumträgt und sich besinnt, wie viele Helden und Könige Morven ihre Heimat nannten, der ist enttäuscht, daß heute diese Küste menschenleer ist, ja kaum Baum und Strauch hervorbringt.

Irländische Seenlandschaft.

Nach einer Photographie.

Um die Mittagsstunde kam Staffa in Sicht. Man setzte Boote aus, um die Reisenden nach dem „Stabeiland“ (= Staf-ö) hinüberzubringen; denn diese Felseninseln haben keine Dampferlandebrücken und eine tolle Brandung. Die kleine Insel gleicht einer alten eisenbeschlagenen Truhe, deren Schätze erst sichtbar werden, wenn man den Deckel lüftet. Seit 1772 erst wird sie häufig besucht. Tuffstein, der die Fläche des Ozeans kaum merklich überragt, bildet das Fundament, darauf erheben sich 15—20 m hohe Basaltsäulen, die wiederum eine formlose Felsmasse als Dach tragen. Zu oberst eine dünne Erdschicht mit einer spärlichen Grasnarbe, die ein paar Schafe abweiden, welche die Bewohner der Nachbarinseln während der Sommermonate hier ohne Hirten aussetzen.

An der Südspitze der Insel lenkt das Boot zwischen zwei stumpfwinklig aufeinander gestellten natürlichen Basaltmolen in eine Art Wasservorhof ein, die Auffahrt zur Fingalshöhle. Über basaltene Stümpfe, eine Art steinernes Parkett, klettern wir vorwärts zum Portal der tiefen wassererfüllten Ganghöhle, in welche die Brandung hineintreibt. Von der Decke hängen die Basaltsäulen herein wie Zapfen, die Wände sind Bündel von Steinstämmen, ein schmaler Damm erlaubt, das 70 m tiefe Schiff der Halle, den hellgrünen Meerstreifen, zu umwandern. Aus der Tiefe der finsteren Höhle schweift der Blick hinaus aufs lichte Meer, aus dem sich ein Vorgebirge mit Kloster- und Kirchenruinen erhebt: das ist Jona, die Quelle christlicher Gesittung für das heidnische Schottland, die seit 560 von Irland aus ins heidnische Hochland floß. Bei einem Dörfchen, das trotzdem den gälischen Namen Baile Mor, große Stadt führt, steigen wir aus dem Boote an den heiligen Strand. Sofort umringen uns Kinder, die Muscheln und Steinchen als Andenken zum Verkaufe bieten. Die Feldsteinruinen eines Nonnen- und eines Mönchklosters, besonders aber die Ruine der Kathedrale, in deren Seitenschiffen die mächtigsten Clanhäuptlinge Westschottlands ihre Ruhe fanden, sowie die Schieferkreuze und Steine des alten Königsfriedhofs, wo viele schottische, irische und norwegische Fürsten schlafen, zeigen, welche zentrale Bedeutung einst dieser Insel zukam.

3. In Irland.*)

Erin ist das Land des Sonnenuntergangs, Japan das des Aufgangs. Es liegt darin fast ein Verhängnis! Das westlichste Inselland der alten Welt ist auch seiner Geschichte, seiner Kultur nach ein Land des Niedergangs, während das Ostendland die Wehen seiner Wiedergeburt zum modernen Kulturstaat glücklich überstanden hat und seinen Weg als Weltmacht des Ostens stolz emporsteigt.

*) Quellen: Dr. Gustav Zielers Aufsätze in der Leipziger Zeitung, Wiss. Beilage 1902, Nr. 59 u. Woche 1902, Heft 21 u. Leopold Katschers Aufsatz in Vom Fels zum Meer 1886/87, Heft 8.

Irland ist eine Beute der englischen Nachbarn geworden, die auf wiederholten Zügen über den St. Georgskanal den Boden der grünen Insel betraten — den irisch-keltischen Uradel vernichteten und den Bauernstand durch kurzsichtige Raubpolitik in sklavische Abhängigkeit herabdrückten. So ausgesaugt ist das Irenvolk von den allzeit geldbedürftigen englischen Lords und Baronets, daß Hunger und Verzweiflung es oft schon in den Aufruhr getrieben haben, daß ein großer Teil der Bevölkerung die Freiheit, die er verloren, jenseits des großen Wassers in Amerika suchte und fand.

Der Haß der Iren gegen England ist das auffälligste Kennzeichen ihrer Volksnatur. Mit der Leidenschaftlichkeit des Kelten berauschen sie sich gern an der Glanzzeit ihrer frühesten Geschichte, an der Zeit des heiligen Patrick, der der Sage nach 365 Kirchen und ebenso viele Klöster und Schulen schuf, lauter Brennpunkte irisch-christlicher Kultur, deren Feuer hinauf nach Schottland, nach Sankt Jona, der Hebrideninsel, hinüber aufs Festland, nach Sankt Gallen im alemannischen Deutschland durch die irische Mission getragen wurde. Mit derselben Leidenschaftlichkeit und explosiven Art bekämpfen sie die Engländer, seit sie 1170 ihr Land unterjochten, seit sie 1800 ihr Parlament genommen haben. Noch stehen in der Landeshauptstadt Dublin im Sitzungssaale des Oberhauses Tische und Stühle unberührt, als harrten sie der eintretenden Lords — noch tobt der Kampf um die parlamentarische Selbständigkeit, die der schlagwortbegeisterte Ire Homerule nennt. Den Iren fehlt wie den Polen und Tschechen die nüchterne Klarheit, die die Kräfte zielbewußt in langsamem Fortschritt auf einen Punkt sammelt. Das Land ist immer voller „Bewegungen", bald politischer Natur, bald sozialer Art, wie jene gewaltige Abstinenzbewegung in den 40er Jahren, als „Father Matthews" mit fanatischer Beredsamkeit gegen den „Whisky" und den „Porter" zu Felde zog. Und dabei hat doch der Bierfürst Irlands Sir B. L. Guineß derartige Einnahmen — und zwar zumeist durch den Absatz im Inlande, daß er Dublins schönstes Gotteshaus, die Sankt-Patrickkirche für die Kleinigkeit von 3 Millionen Mark erneuern lassen konnte; ja der Schnapsbrenner Henry Roe verschmerzte sogar 4 Millionen, um sich durch die Erneuerung der Christs Church ein Denkmal zu setzen. Darin liegt eine bittere Ironie! Charakteristisch ist auch die Begeisterung des Iren für den „Shamrock", die Nationalblume; eine gelbe unscheinbare Kleeart. Solche äußerliche Kleinigkeit wirkt auf ihn faszinierend.

Aber wie alle Phantasiemenschen haben die Iren im persönlichen Verkehre etwas außerordentlich Liebenswürdiges. Ihr beweglicher Geist liebt das ballspielartige Hin und Her einer flotten Unterhaltung. Sie sind geborene Erzähler, erstaunlich schlagfertig und witzig, und die lebensprühende Munterkeit der Irin, die auch körperlich mit ihrem schwarzen Haar, ihren blauen Augen und roten Wangen von der Natur bevorzugt ist, wirkt bestrickend.

Die irische Landschaft steht im Banne der außerordent-

lichen Luftfeuchtigkeit, die hier noch stärker als in England drüben hervortritt. Sie erzeugt besonders im Südwesten der Insel eine große Üppigkeit des Pflanzenwuchses, man hat den Eindruck, als ob Baum und Strauch von Saft strotzten. Nirgends kann man den rankenden Efeu in solch schwellender Pracht seine grünen Gewinde um Stämme und Ruinen legen sehen, nirgends die Rhododendren in üppigeren blumenübersäten Kissen bewundern als etwa an den Seen von Killarney. Und dazu die satte tiefgrüne Färbung des Laubes! Außerdem webt diese Luft um all das Grün der grünen Insel ständig ihre feuchtblauen Schleier und erzeugt jene „Luftperspektive", die in wasserumgebenen Ländern die wunderbare Abstufung des Fernblicks in Dunkel-, hell- und immer heller Blaßblau hervorzaubert.

An den landschaftlich schönen Seen von Killarney im SW., die in den ziemlich hoch aufsteigenden Kerry-Mounts liegen, sind vornehme Gast- und Landhäuser nichts Seltenes. Oft liegen freilich an den zahlreichen Regentagen die einsamen Klippen und ruinengekrönten Eilande der Seen in dicken Nebeln, oft zerstören Stürme die lieblichen Gegenbilder, die im stillklaren Wasser von den Abstürzen und Gehängen entstehen, durch die Wogen, die sie mit ihrem Ungestüm auftürmen.

Mit der „Mailcoach", dem einheimischen Reisefuhrwerk, fährt der Fremde durch den Wunderpark, den wiederum jener Dubliner Bierlord an diesen Gestaden geschaffen hat: durch einen grünen Urwald von Ulmen, Kiefern, Tannen, Buchen, Eichen, von Ilex, Linde, Weide, Birke, Arbutus und Kastanie, durch efeuüberwucherte oder bemooste Felsgehänge, durch Rasengebreite, die in bläulich schimmerndem Grün leuchten, vorbei an Rhododendronhainen und -dickichten, die im Mai ihren weißen, rosaen, fliederfarbenen, orangen, dunkelpurpurnen Flor entfalten.

Ein Ritt führt den Reisenden aus der Üppigkeit und Pracht der Seen in die Armut und Öde der Moorlandschaft: aus den elenden Hütten eilen zerlumpte Torfbauern bettelnd den Fremdenscharen entgegen, die dem Engpaß von Dunloe zustreben. Schwarz und feucht überall das Moor, grau die Felsen, aus deren Spalten das helle Knallgelb des Heideginsters hervorschreit. Weiter oben irrt das Echo klagend über schwarze todestraurige Seen, hinüber zu den nackten Felsen. Im Moor sucht der arme Kartoffelbauer das irish bog-oak, die Mooreiche, und schnitzelt daraus allerhand Kleinigkeiten, die er an die Fremden verkauft. Die Frauen klöppeln irish point lace, feine Spitzen, die den venetianischen und flandrischen nicht nachstehen.

Dicht neben solcher Armut wohnt in Kemnare und Glengariff wieder moderner Luxus, üppige Pracht der Vegetation. Kleine Schären liegen in der fjordartigen Seebucht, an der sich internationales Badeleben entfaltet.

Berühmter ist noch der im Norden der Insel gelegene Badeort Port Rush. Hier ist die Steilküste des Riesenspazierwegs, des

Giants causeway. Über der Kreidebank liegt eine basaltische Decke, die in senkrecht stehenden Säulen erstarrt ist. Die Brandung hat sie vielfach zertrümmert und einen gewaltigen Schutzwall von Blöcken vor der weicheren Unterschicht geschaffen. Trotzdem bleiben noch genug seltsame Säulen und Felsnadeln, Höhlen und Tore in der Kreideküste übrig, zwischen denen die Brandung ihren Chorus singt. Ein malerisches Seeschloß, Dunluce Castle, thront auf einem Vorgebirge. Dort aber, wo sich die Basaltdecke zum causeway plötzlich in die Brandung hinabsenkt, um nach einiger Entfernung ebenso plötzlich wieder mit den Kreidefelsen emporzusteigen, hat man leider erwerbssüchtig schon ein Eisengitter um den orgelpfeifenartigen Basaltdamm gezogen und gestattet den Zutritt nur gegen Lösung von Karten. Die Anordnung der Säulen dieses Steinparks erinnert an die berühmte Fingalshöhle drüben über dem Nordkanal bei Jona.

Hier im Norden ist das irische Industriegebiet. Die eingewanderte schottisch-protestantische Bevölkerung hat hier reges, praktisches Leben mitgebracht: nach Dublin die Brauerei, nach Belfast den Schiffsbau, die Textilindustrie. Der Gesamteindruck dieser Städte ist trotzdem der völliger Nüchternheit, ja teilweise des Niedergangs.

Daß Dublin z. B. im Zeichen des Krebses steht, zeigt ein Blick auf seine Webindustrie. Mag der Liffey-Fluß uns in die Quartiere des Geschäftslebens führen! Den Schlammablagerungen an der Flußmündung (keltisch Duibh-Linn) verdankt die übrigens sehr schön gelegene Stadt, die sich teils in der Ebene, teils auf Hügeln ausbreitet, ihren Namen. Die frühere Sandbank vor der Flußmündung ist beseitigt, gewaltige Molen, welche nur eine sehr enge Einfahrt am Poolbeg-Leuchthaus zwischen sich haben, schützen vor Nord- und Ostwinden. Schöne lange Uferwege aus Granit ziehen sich an den Flußufern entlang; doch ist bedauerlich, daß der Liffey den Inhalt sämtlicher Kloaken in sich aufnehmen muß innerhalb der Stadt, wodurch er — anstatt die Zierde der Stadt zu sein — zuweilen Anstoß und Abscheu erregt. Wir nehmen auf einer der 11 Brücken, welche den Liffey überspannen, Aufstellung, am besten auf der O'Connelbrücke, bis zu welcher Schiffe mit 5 m Tiefgang im Flusse aufwärts gelangen können; die Brücken und Fähren vermitteln den Verkehr zwischen der Nord- und Südstadt. Der Liffey ist die Längenachse der elliptischen City; die „Circular Road", die einen breiten, mit Bäumen gesäumten Boulevard von 12 km Länge darstellt, die Peripherie; jenseits liegen die Vorstädte. Die innere Stadt entvölkert sich zugunsten der weit gesünder und stattlicher angelegten Vorstädte. Wollte man in der Ellipse die kleine Achse von Norden nach Süden ziehen, so gehören Nord- und Südost dem Reichtum, der Nordwesten dem Mittelstande und der Südwesten der Armut.

Dieser Stadtteil mit seinen erstickend engen, schmutzigen Gassen erzählt uns ein Stück Leidensgeschichte der Stadt; ein großer Teil führt den Namen „Liberties" (Freiheiten) und nährte ehemals 40000 Arbeiter durch eine blühende Woll-, Leinen- und Seiden-

industrie. Bis zum Unglücksjahre 1800 konnte man diese Liberties mit den Geschäftsvierteln Manchesters vergleichen. Durch gesetzliche Kniffe in erster Linie, und in zweiter durch den Mangel an Kohlen und Wasserkraft, wie auch durch die gedrückten politischen Zustände wurde die blühende Industrie erstickt; daher die vielen verlassenen Arbeiterhäuser, verschlossenen Herbergen, die Versteigerungsankündigungen an Fenstern und Türen; daher die Menge herumlungernder, betrunkener menschlicher Ruinen beider Geschlechter, die den Sockel der prächtigen Nelsonsäule in der boulevardähnlichen Sackville-Street besetzen oder sich in der Nähe des Zollhauses am Liffey herumtreiben. Wohl hat man alles getan, um den Schiffsverkehr zu heben: zahlreich und großartig sind die westlich vom Zollhause gelegenen Docks, deren Ufer aus irischem Granit hergestellt sind, mit ihren mächtigen Warenhäusern; zwei Kanäle ermöglichen die Wasserbeförderung nach dem Innern des Landes, wie die Eisenbahnen die Verfrachtung zu Lande: doch die Zolleinnahmen bleiben auf demselben Standpunkt stehen oder heben sich kaum merklich; die Einfuhr überwiegt bei weitem die Ausfuhr; die Fabriken beschäftigen verhältnismäßig wenig Leute. Der Ire findet es feiner, Arzt, Jurist, Beamter — als Fabrikant zu sein.

Dublin ist trotzdem das Herz aller auf die Wiedergeburt des Landes gerichteten Bestrebungen. Ihr schönster baulicher Schmuck, die sogenannte Bank von Irland, ein Prachtbau in Halbkreisform mit schönem Portikus in der Mitte und daran anschließenden seitlichen Säulengängen, ruft jedem Iren die bessere Vergangenheit ins Gedächtnis; denn hier war der Sitz der beiden Kammern des irischen Parlaments bis zu seiner Aufhebung. Der Beratungssaal des Unterhauses ist umgewandelt in den Thronsaal des Gottes Mammon: wo einst ein Burke seine Beredsamkeit spielen ließ, klingt heute die Guinee des Bankiers. Gerade gegenüber diesem ehemaligen Mittelpunkte des politischen Lebens steht die Landesuniversität, das Trinity College, als Zentrum des wissenschaftlichen Strebens. Der vollständige Name desselben würde lauten: „Kollegium der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit zu Dublin.“ Reich begabt durch Zuwendung von Stiftungsländereien und Geldbeiträgen von privater Seite, gehört diese Hochschule zu den bestgestellten Europas; beträgt doch das Jahreseinkommen fast $1^1/_2$ Million Mark, und gibt es doch zahlreiche Stipendien auf 4, 7 Jahre und auf Lebenszeit in Höhe von 2000—6000 Mark. Allerdings genießen diese nicht Studenten der jüngeren Semester, sondern die Herren der „Korporation“, die aus dem leitenden Provost, 7 älteren Genossen, 26 jüngeren Genossen und 72 Scholars besteht. Während den Professoren der eigentlich akademische Unterricht zufällt, sind ältere Genossen mit der Wiederholung beschäftigt; sie haben ihre Wohnung in der Universität. Den ungefähr 1300 Studenten steht eine reiche Bibliothek mit über 200000 Bänden

und 1500 Handschriften zur Verfügung; sie wächst nicht bloß durch Ankäufe, sondern auch auf Grund der gesetzlichen Bestimmung, daß ein Exemplar aller im Vereinigten Königreiche erscheinenden neuen Werke ihr unentgeltlich zuzuweisen ist. Wenn wir den beiden ebenfalls zum Trinity College gehörigen, aber im prächtigen Park des Kollegiums untergebrachten „Museen" unseren Besuch machen, so fesseln uns weniger die Altertümer, als besonders die zoologische Sammlung, die u. a. eine wohlgeordnete, vollständige Fauna der zahlreichen irischen Vögel besitzt. Das mit Hörsälen ausgestattete neue „geologische Museum" fällt schon durch den lombardisch-venezianischen Baustil auf. Dabei sind sämtliche im Lande vorkommende Marmor- und Serpentinarten verwendet worden, und namentlich das großartige Treppenhaus und die Vorhalle sind Musterkarten aller einheimischen Schmucksteine. Als Zubehör dieser Landesuniversität sind zu betrachten die medizinische und technische Schule, der botanische Garten und die Sternwarte von Dunsink.

Von der O'Connelbrücke aus schweift der Blick zur Wellingtonsäule im Phönixparke. Um solchen Riesengarten, von dem 526 ha dem Publikum zugänglich sind, möchte jede Großstadt Dublin beneiden. Wasser, Rasen, Teppiche, Baumgruppen und Buschholz; Rotwild in Menge, so zahm, daß es sich füttern und streicheln läßt; der Obelisk des Helden von Waterloo, der ein geborener Dubliner war; der zoologische Garten: alles das macht diesen Park zum angenehmsten Erholungs- und Lustort.

Wie das im Phönix-Park gelegene Militär-Hospital darauf hinweist, daß beim gegenwärtigen Stande der Dinge im Lande eine bedeutende Militärmacht hier vereinigt ist, so lenkt das „Vizeregal Lodge", die Wohnung des Vizekönigs für die Sommerszeit, unseren Blick auf die Landesverwaltung; der „Lord-Leutnant" bezieht im Winter das Stadtschloß, „Dublin Castle", das wegen seines ursprünglichen Zwecks als Schutzwehr durch seine Stärke ins Auge fällt; interessant ist die Anbringung der Wappen aller Vizekönige von 1170—1814 an den Wänden der Schloßkapelle. Dem Lordleutnant steht ein Staatssekretär, der einen Sitz im Unterhause haben muß, sowie ein geheimer, von der Krone ernannter Rat zur Seite, zu dem z. B. der Lordkanzler von Irland, der Stadtkommandant von Dublin u. a. Herren gehören. Der Lordkanzler überwacht die gesamte Rechtspflege, außer ihm gibt es einen Vizekanzler, einen obersten Apellationsrichter, einen Urkunden-Archivrichter, 12 gewöhnliche und eine Anzahl von Admiralitäts-, Handels- und Agrarrichtern.

An der Spitze der städtischen Verwaltung hingegen steht eine Korporation von 15 sogen. Ältesten und 45 Ratsherren, mit dem Oberbürgermeister oder Lord-Mayor an der Spitze, der jährlich durch Wahl aus den 15 Ältesten hervorgeht. Wie in unseren städtischen Gemeinwesen, unterstehen der Korporation Marktwesen, Nahrungsmittelfälschung, Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern und die starke städtische Polizeimacht. Auch die Kon-

trolle der Maße und Gewichte, sowie die Schuldklagen von 40—400 Mark fallen in ihr Machtbereich.

Möchte für die Hauptstadt und das gesamte Land bald die Zeit des „Aufgangs“ kommen. Nur in dem Sonnenschein der Freiheit entfaltet sich frisches, vorwärts drängendes Leben!

4. Englands schwarze Diamanten.*)

Von den berühmten Diamanten, die in den Händen mancher Gewaltigen dieser Erde sind, macht man gemeinhin viel Aufhebens; man hat diesen strahlenden, seltenen Juwelen einen fabelhaften Wert verliehen, vor dem die Phantasie erschrickt, doch über ihren Nutzen weiß man wenig zu sagen. Im Boden Englands liegen dunkle, schwarze Edelsteine in großer Menge; ihrer Häufigkeit und ihrer Verwertbarkeit verdanken sie ihren Wert; und dieser ist kein Scheinwert, denn sie bringen Wohlsein in die Hütte des Armen wie in die Wohnung des Reichen, sie haben den Hochstand unserer europäischen Kultur in Wissenschaft und Kunst, besonders in der Technik mit heraufgeführt.

In England wurde die Steinkohle schon in vorgeschichtlicher Zeit als Feuermaterial verwendet. Als sie aber unter der Regierung Eduards I. im 14. Jahrhundert in einigen Gewerbebetrieben Londons von Newcastle on Tyne aus eingeführt wurde, erhob sich großer Unwille dagegen; denn die Ruß- und Rauchbelästigung wollte sich niemand anfangs gefallen lassen. Zuerst geschah dies nur, um bei den Schmieden, Brauern und zwei oder drei anderen Handwerksmeistern, denen Brennmaterial unumgänglich nötig ist, einen kleinen Versuch zu machen — einen anderen Zweck hatte man nicht. Ein dicker, schwarzer Rauch begann aus einer geringen Anzahl von Schornsteinen aufzusteigen. Sogleich erhob sich ganz London dagegen wie ein Mann. 1316 richtete das Parlament eine Bittschrift an den König, worin es hieß, daß, wenn er den Reiz eines frischen Gartens, den Vorzug eines reinlichen Antlitzes oder die Annehmlichkeit weißer Wäsche schätze; wenn er nicht wolle, daß seine treuen Untertanen ersticken oder mindestens gleich schlechten Schinken geräuchert werden sollten — er inständigst gebeten werde, den Gebrauch dieses neuen pestilenzialischen Brennmaterials, genannt „Steinkohle“, gänzlich zu untersagen. Der König, die Wahrheit und Gerechtigkeit dieser Vorstellungen anerkennend, erließ unverzüglich eine Verordnung, durch welche allen seinen getreuen Untertanen anbefohlen wurde, sich fortan des Gebrauchs jenes lästigen und ungesunden Brennmaterials zu enthalten. Die Schmiede, die Brauer und die anderen Handwerksmeister, welche bei der Verwendung der Steinkohle großen Vorteil gefunden

*) Teilweise nach Charles Dickens Household Words.

hatten, hielten Rat und beschlossen, ungeachtet der königlichen Verordnung, damit fortzufahren, jedoch gewisse Vorsichtsmaßregeln zu beobachten; aber sie vergaßen jenen unglücklichen Rauch, welcher solch Geschrei verursacht hatte, oder dachten in ihrer Herzenseinfalt vielleicht nicht daran, daß dieser noch einmal sie verraten müsse.

Jener dichte Rauch hatte aber kaum seine Erhebung und Ausbreitung über die Schornsteine begonnen, als er von unzähligen Aufpassern bemerkt und dem Parlament die Kunde unter lauten Verwünschungen hinterbracht wurde. Hierauf erfolgten neue Bittschriften des Parlaments, infolge deren Seine darüber sehr erzürnte Majestät befahl, daß alle Schmiede, Brauer und andere Schelme, die sich erlauben würden, trotz seines Verbotes Steinkohlen zu brennen, mit hohen Geldstrafen zu belegen seien, außerdem aber sollten ihre Herde und Öfen zerstört und vollständig weggeschafft werden. Dieser Befehl wurde wirklich ausgeführt, aber dennoch hatten auch die strengsten Maßregeln keinen Erfolg; die Anwendung der Steinkohle hatte den Verbrauchern so ausgezeichnete Ergebnisse geliefert, daß sie entschlossen waren, kein anderes Brennmaterial zu gebrauchen, möge daraus entstehen, was da wolle. Man sah demnach aus einer immer größeren Anzahl Rauchfänge schwarze Wolken aufsteigen, und die Behörde hatte noch mehr Herde und Öfen zu zerstören, die aber in demselben Maße wieder aufgebaut wurden, so daß die Dinge sich von beiden Seiten auf demselben Fuße erhielten. Es stellte sich endlich bis zur Klarheit heraus, daß niemand erstickt, vergiftet oder eingeräuchert wurde, daß sogar niemand irgend welche Nachteile oder unangenehme Folgen erlitten hatte. Man sollte meinen, daß von dem Augenblicke an, wo die Vorteile der Steinkohle in ihrem vollen Umfang hervortraten, während die Nachteile sich als unbedeutend zeigten und die Gefahren verschwanden — die Anwendung des neuen Heizmittels ohne Verbot, Kampf oder Erörterung bald ganz allgemein werden mußte.

Aber leider geht es nicht so in der Welt. Man kann die Menschen nicht zwingen, Neuerungen im wirtschaftlichen Leben, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, materielle und augenscheinliche Verbesserungen darbieten, ohne weiteres anzunehmen. Wer dies glaubt, kennt die menschliche Natur nicht und irrt sich ebenso sehr, wie die Kinder, welche glauben, daß es den Personen, die ihnen Vernunft predigen, nie daran fehlen könne. Statt demnach die Einführung der Steinkohle in die Hauptstadt durch alle möglichen Mittel zu erleichtern, setzten die Behörden den Verbindungen zwischen London und Newcastle jedes denkbare Hindernis entgegen, indem sie die abenteuerlichsten Steuern und Abgaben ersannen. So hatte das neue Brennmaterial — die künftigen schwarzen Diamanten Englands — um seine Freiheit zu kämpfen während einer Reihe von Regierungen, welche die Geschichte nichtsdestoweniger „weise und glorreich“ nennt.

Bevor eine Ladung Steinkohle in London gelandet werden durfte, mußte die Erlaubnis des Lord-Mayors eingeholt werden. Amtliches Dunkel läßt uns in Unwissenheit über den genauen Betrag der Abgabe. Glücklicherweise ist dasselbe nicht der Fall mit den Nebenvorteilen der Aldermen; wir finden, daß die Mitglieder dieser Körperschaft befugt waren, die Steinkohle zu messen und zu wiegen, entweder in Person und in ihrer Amtskleidung, oder, wenn sie es vorziehen würden, durch einen Bevollmächtigten, und daß sie für ihre Mühe eine Summe von 8 Pence für die Tonne im voraus zu entnehmen berechtigt waren. Dieses Vorrecht ward durch einen Erlaß vom Jahre 1613 bestätigt; der City entstand dadurch, zur großen Genugtuung des hochweisen Magistrats, eine jährliche Einnahme von 50000 Pfund Sterling.

Dieses Schutzsystem, während langer Jahre unter verschiedenen Formen und mit mannigfachen Änderungen aufrecht erhalten, wurde über ganz England ausgedehnt und lastete vorzugsweise auf den ärmeren Klassen. Zwar kamen manche Einwohner Londons auf den Gedanken, darüber Klage zu führen, indem sie nicht nur keinen Schutz gegen die Steinkohlen von Newcastle nötig hatten, sondern im Gegenteil sich glücklich schätzten, sie bekommen zu können; wenn sie geschützt werden sollten, so war dies eher gegen den Lord-Mayor und den Magistrat notwendig, welche diesen unentbehrlichen Artikel mit allerlei Steuern und Auflagen belegten. Aber jene guten Leute wurden als Unwissende und Übelgesinnte verschrien, und man bedeutete ihnen, daß sie nichts weiter zu tun hätten, als gutwillig zu bezahlen — zuerst den Schutz, dann die Steinkohlen. Sie mußten sich fügen. Allein, da die Wichtigkeit des Gegenstandes die Habgier des Magistrats überstieg, wurde der Gebrauch der Steinkohle unter der Regierung Karls I. allgemein.

Nicht früher als im Jahre 1830 wurden die lästigsten auf der Steinkohle ruhenden Abgaben aufgehoben; man ließ jedoch diejenigen bestehen, welche auf Kosten der Bewohner von London und von zwei bis drei Seehäfen erhoben wurden, die gleichfalls sich erlaubt hatten, einzukommen und so für ihre Frechheit bestraft wurden.

Wie aber bei jeder kulturgeschichtlichen Entwickelung dem einseitigen Druck ein Gegendruck folgt, so hat der Handel mit Steinkohlen, durch die Entwickelung des Dampfes, in unseren Tagen einen Aufschwung genommen, welcher mit dem langsamen und peinlichen Gange der verflossenen Jahrhunderte in lebhaftem Gegensatze steht. Man darf zwar hieraus nicht schließen, daß durch die schwarzen Diamanten zahlreiche Millionäre entstanden sind, oder daß es leicht sei, durch diesen Industriezweig große Reichtümer zu erwerben; die Ausbeutung der Steinkohlengruben gehört vielmehr zu den gewagten Geschäftsunternehmungen. Die Anlegung der Schächte ist sehr kostspielig, die Explosionen, das Eindringen der Gewässer sind ernste Gefahren, welche die Werkleute und deren

Arbeiter unaufhörlich bedrohen; keine Versicherungsgesellschaft will sich gern auf Versicherungen dagegen einlassen. Es ist wahr, daß die großen Eigentümer der Steinkohlenwerke am Tyne, an der Wear und von noch anderen Bezirken eine Art Monopol ausüben, aber es ist nicht die Folge dieses Monopols, daß die Steinkohle in London fast das Dreifache von dem kostet, wofür sie am Eingang des Schachtes verkauft wird. Der Grund dafür liegt an den Kosten der Beförderung, die oft dem Preise des Artikels gleichkommen oder ihn übersteigen, an dem Verluste beim Fortschaffen, an den Leichter- und Kaigebühren, an den Unkosten, welche das Löschen, die Wächter, Beamten, Träger, Karrenführer, Fuhrwerke, Pferde, Säcke usw. verursachen, ferner an den langen Gestundungen und langen Schulden, an dem Gewinne der verschiedenen Agenten und Zwischenhändler, deren zahlreichste Klasse aus Leuten besteht, welche sich für Kohlenhändler ausgeben, während sie in der Wirklichkeit nur Makler sind, endlich an der Geldgier der Kleinhändler jeglicher Art. Wie dem aber auch sei, der Steinkohlenhandel blüht, man hat ihm einen neuen Tempel in der Hauptstadt weihen müssen. Unweit des Zollhauses erhebt sich heutzutage die Kohlenhalle oder Kohlenbörse (Coal Exchange).

Einige der gesamten Steinkohlen-Industrie Englands und des Auslandes entnommene Ziffern werden die Wichtigkeit der an der Kohlenbörse gemachten Geschäfte zur Genüge herausstellen.

Im Jahre 1860 besaß England 3009 Kohlengruben, welche 84 Millionen Tonnen zutage förderten.*) Die Hauptgebiete der Steinkohlenförderung Englands sind Südwales und Bristol, der mittelenglische Industriebezirk, in Nordengland Newcastle und in Schottland der Südrand der Grampian Mountes. Sie werden, die heutige Produktion vorausgesetzt, noch etwa 300 Jahre lang Englands Industrie und Schiffahrt versorgen können, ehe sie erschöpft sind. Bewertet man die Gesamtförderung der Erde an Steinkohlen auf 450 Millionen Tonnen jährlich, so entfallen auf Großbritannien ungefähr $^2/_5$.

Der außerordentlichen Leichtigkeit, mit der man zu Wasser nach den besten Steinkohlenlagern Englands, Schottlands und Wales' gelangen kann, verdankt Großbritannien den Vorteil, ungeheure Massen zu niedrigen Preisen nicht allein für den eigenen Verbrauch liefern, sondern auch nach fast allen Häfen Europas ausführen zu können. Es ist in dieser Hinsicht weit günstiger gelegen, als die Länder des Festlandes, welche ebenfalls dieses Brennmaterial erzeugen, deren Steinkohlenlager aber vom Meere entfernt liegen; so gibt es auf der langgedehnten Küstenstrecke von Dünkirchen bis Bayonne nur zwei Steinkohlenlager in geringer Entfernung vom Meere. Frankreich ist auch, was die Güte des Artikels betrifft, minder begünstigt als England; denn mit Ausnahme der Gruben zu Anzin, zu St.

*) 1 Tonne = 20 englische Zentner.

Etienne, Rive du Gier und einiger anderer liefern die Steinkohlenwerke im Innern des Landes ein Erzeugnis von nur untergeordneter Güte. Diese beiden Umstände machen Frankreich hierin bis zu einem gewissen Punkte abhängig von England; die französische Regierung beschickt demgemäß alle Jahre die bedeutendsten Märkte zur Versorgung ihrer Dampfschiffahrts-Niederlagen mit englischen Steinkohlen. Belgien, dessen eigener Verbrauch im Steigen, dessen Erzeugung aber geringer ist, und dessen Steinkohlenlager vom Meere entfernt liegen, ist nicht imstande, den Bedürfnissen Frankreichs allein Genüge zu leisten. Bei Spanien muß man abwarten, bis die in Asturien, Altkastilien, Leon, in Katalonien und an den Küsten des Meerbusens von Biscaya in Angriff genommenen Steinkohlenlager in vollem Betriebe sind, um den Ertrag und die Güte der Ausbeute zu prüfen.

Die Steinkohlenlager Englands sind so gelegen, daß sie kaum 50 km voneinander entfernt sind, und die Eisenbahnen bilden von Schottland bis Südwales und Somersetshire ein engmaschiges Netz, das die „schwarzen Diamanten“ leicht überall an die inländischen Verbrauchsstätten gelangen läßt. Dazu kommt, daß die Ost- und Westküsten des Insellandes nirgends mehr als 75 km vom nächsten Steinkohlenlager entfernt sind und so auch der Überseeverkehr mit Kohlen sehr erleichtert ist.

Vor 400 Jahren genügten zwei oder drei Schiffe zur Kohlenversorgung Londons; 1610 waren es schon 200; 1848 aber brachten 2717 Schiffe 12167 Ladungen, die sich auf fast $3^1/_2$ Millionen Tonnen beliefen; 1870 erhielt London 50 Millionen Zentner. Viele Menschen finden beim Transport, viele bei der Hebung der Kohlen ihr Brot; wer zählt die Tausende, die bei der Verwertung der schwarzen Schätze mithelfen?

Beim Heizen, beim Leuchten, beim Antrieb aller Kraftmaschinen verbraucht sich nach und nach das riesige Sonnenkapital, das im Laufe der Jahrtausende in den Erdschichten sich ansammelte — und die Frage nach dem Ersatz des verzehrten Kapitals wird in absehbarer Zeit in England zur brennenden Lebensfrage der Nation werden.

5. Wochenschluß in Manchester.*)

Von allen Abenden der Woche sind die arbeitenden Klassen im allgemeinen am Sonnabend am meisten beschäftigt; es handelt sich alsdann um die Verwendung des Wochenlohnes, und vielen macht die Art und Weise, wie dies am vorteilhaftesten geschehen soll, größere Schwierigkeiten als die Erwerbung. Die Anreizungen zu Ausgaben sind aber auch am Sonnabend weit mannigfaltiger und stärker als an irgend einem anderen Tage. Lebensmittel jeder Gattung, Bekleidungsgegenstände, Luxusartikel

*) Aus dem Edinburgh Journal.

sind zu den verführerischsten Preisen ausgestellt, und ihre etwaigen Unvollkommenheiten sind oft beim Glanz des Gaslichtes nicht zu bemerken. Am Sonnabend erscheinen alle Anzeigen billiger Waren. Die Schaufenster und die Läden der Buchhändler sind mit vom Druck noch feuchten Blättern angefüllt, die großenteils mit Holzschnitten verziert, Wunder versprechen, und in deren Durchlesen die jungen, in den Fabriken beschäftigten Leute beiderlei Geschlechts ein Hilfsmittel gegen die Langeweile des folgenden Tages, dessen sonntägliche Stunden vielen von ihnen zu langsam verstreichen, zu finden hoffen. Auf allen Seiten bieten sich Vergnügungen zu niedrigsten Preisen dar. Der Arbeiter, dessen Ohren die ganze Woche hindurch von dem ununterbrochenen und eintönigen Geräusch der Maschinen ermüdet worden sind, beeilt sich, Gesang und Musik anzuhören, dabei zu trinken und zu rauchen.

Für die arbeitenden Klassen in Manchester ist der Sonnabend ein fast ebenso wichtiger Tag, als es für die Prinzipale der Dienstag ist, an welchem der große Baumwollmarkt abgehalten wird. Die Lager und Kontore schließen Sonnabends gewöhnlich um 1 Uhr, und die Kommis, die Arbeitsleute usw., deren Zahl allein zur Bevölkerung einer Stadt von mittlerer Größe hinreichen würde, sind bis zum Morgen des Montags frei. Die Fabriken und die anderen großen Geschäfte schließen gegen 4 oder 5 Uhr, und eine Bevölkerung, die sich mindestens auf 100000 Seelen beläuft, fühlt sich jetzt frei nach einer ganzen Woche Arbeit. Es gibt wenig Straßen, welche einen finstereren Anblick gewähren, als am Sonnabend-Abend eine Straße in Manchester, in der Lagerräume oder Spinnereien sich befinden. Die stillstehende, schweigende Dampfmaschine ist nichts mehr als eine träge Metallmasse, der hohe Schornstein stößt nicht mehr seine Rauchströme aus, die Werkstühle sind stumm und untätig, die Türen geschlossen, die Lichter ausgelöscht. Man fühlt, daß die Seele der Industrie nicht mehr vorhanden ist; der letzte Tag der Woche ist gekommen, und die Arbeiter dieser großartigen Bienenkörbe haben sich nach allen Seiten zerstreut, um ihre besonderen Bedürfnisse zu befriedigen.

Tut man einige Schritte in die benachbarte Straße, so verändert sich das Bild wie durch einen Zauberschlag. Hier wird man von lautem Getümmel empfangen und von Vorübergehenden ohne viele Umstände hin- und hergestoßen. Jedes Haus ist ein Laden, und jeder Laden strahlt von Licht. Man trifft hier eine Unzahl Bäckereien, in denen große Etiketten von verschiedenen Farben die Preise der Brotsorten anzeigen, während amtliche Anzeigen das Publikum benachrichtigen, daß eine neue Preisherabsetzung dieses ersten aller Nahrungsmittel stattgefunden habe, und das „beste Mehl zu Muffins“ (kuchenartiges Brot, das zum Tee gegessen wird) außerordentlich billig sei. Die günstige Geschäftslage hat den Arbeitern gute Löhne geliefert, und die Lebensmittel sind niedrig im Preise, daher fehlt es den Bäckern nicht an Kunden. Man sieht ferner Fleischbänke, an

der Vorderseite ganz offen, wo das Gas frei unter dem Luftzug flackert und raucht; die Fleischniederlagen tragen gleichfalls Preisanzeigen zur Schau, und der Schlächter, der herkulische Opferpriester mit dem kupfrigen Gesicht, geht, mit der Schürze bekleidet und sein Küchenmesser an der Seite, vor seinem Laden auf und ab, mit den Händen in den Taschen, von Zeit zu Zeit schreiend: „Hier, meine Damen, machen Sie Ihre Einkäufe! Kaufen Sie ein, meine Damen!“ Und jene Damen säumen nicht, der Einladung Folge zu leisten. Seht dort den Ehemann mit seiner Gemahlin, beide sehr jung und dem Anschein nach ziemlich fein, welche ihre Einkäufe machen; der Mann trägt einen Säugling, der sorgfältig eingehüllt ist und fest schläft, während die Frau einen Korb und den Schlüssel der Wohnung in den Händen hält. Wahrscheinlich bewohnen sie ein kleines Häuschen in einer Straße, wo die Mieten nicht teuer sind; sie haben keine Dienstboten, die Frau kann nicht eher auf den Markt gehen, als bis der Ehemann seinen Lohn erhalten hat, und da sie das Kind nicht allein zu Hause lassen können, so nehmen sie es mit. Bis 11 Uhr abends begegnet man Hunderten solcher Gruppen. So wenig zuträglich die Folgen einer solchen Lebensweise für die Gesundheit des Kindes auch sein mögen, so sind sie gering im Vergleich zu den Leiden der Kinder, deren Mütter in den Fabriken arbeiten, welche daher den Tag über der bezahlten und oft sehr ungenügenden Pflege überlassen sind. Die Anzahl von Kindern, welche sich in Manchester in den Straßen herumtreiben, ist sehr groß.

Jene Straße aber, in der sich die Menge drängt, wird nicht ausschließlich von Käufern und Verkäufern eingenommen. Man sieht dort eine große Anzahl junger Männer und junger Mädchen in guten Arbeitskleidern, welche sich um die Bedürfnisse des Sonnabend-Abends sehr wenig zu bekümmern scheinen. Sie schlendern an den Buden vorüber, indem sie die Mützen und Hüte, die modischen Mäntel, kurz, alle den Blicken des Publikums ausgehängten Bekleidungsgegenstände prüfen. Gewöhnlich sind die Preise aller dieser Artikel durch Zahlen bezeichnet, allein es ist notwendig, genau hinzusehen, um nicht durch irgend eine kleingeschriebene Zahl getäuscht zu werden, welche der in die Augen fallenden verräterischerweise beigefügt ist. Das Aussehen jener sorglosen und heiteren Jugend bildet einen auffallenden Gegensatz zu den vorhin erwähnten Leuten, welche nicht viel älter sind, die sich aber schon niedergelassen haben und einen Hausstand besitzen, für den sie sorgen müssen.

Während im Innern der Läden die Käufe und Verkäufe ohne viel Geräusch vor sich gehen, wird auf den Straßen ein ununterbrochenes Geschrei durch die Verkäufer hervorgebracht, welche dort feilbieten und die Beschaffenheit, die Vorzüge und den Preis der Waren ausrufen. Sehr häufig werden Apfelsinen zum Verkauf ausgeboten. Zuweilen haben sich die Apfelsinenverkäufer in irgend

einem Mauerwinkel niedergelassen und diesen mit einer Papierlaterne erleuchtet, die Verkäuferin kann also Strümpfe stricken oder sich einer ähnlichen Beschäftigung überlassen. Gewöhnlich aber tragen sie die Apfelsinen in einem Korbe, die Verkäuferin geht längs dem Fußsteige auf und ab mit dem Rufe: „Apfelsinen, vier für einen Penny! — vier für einen Penny!“ Wo man geht und steht, sei es im Theater, im Zirkus, in dem Omnibus oder auf der Eisenbahn, wird man zum Kauf von Apfelsinen aufgefordert und sieht man das Publikum solche genießen. Ferner sind in den Straßen die Verkäufer alter Regenschirme sehr zahlreich anzutreffen, doch ist dieser Handelszweig von dem Wetter abhängig; arme Frauen bieten Hauben zum Verkauf an, mit deren Anfertigung sie vielleicht die ganze Woche beschäftigt waren; Herumträger handeln mit Schreibpapier, Siegellack und Briefumschlägen zu sehr billigen Preisen, mit Kalendern und bilderreichen Flugschriften. Hier und da sind Glücksräder für Kinder aufgestellt, die Kinder erhalten eine Handvoll Nüsse als Gewinn. Doch inmitten dieses Lärms gibt es auch eine Klasse Leute, die nur durch Stillschweigen die Börsen in Anspruch nehmen. An anderen Tagen trifft man sehr wenig Bettler in Manchester an, aber des Sonnabends sind sie desto zahlreicher. Nichts ist schwieriger, als die wahren Ansprüche dieser stummen Bittsteller richtig zu beurteilen. So bemerkte ich an zwei oder drei aufeinanderfolgenden Abenden ein Bild des Elends, welches den entschiedensten Feind der Bettler zum Mitleid bewegt haben würde. In einer der besuchtesten Straßen der Stadt saß am Rande des Trottoirs eine ärmliche, aber reinlich in Trauer gekleidete Frau auf einem Stuhl. Sie hielt auf ihren Armen zwei Kinder, augenscheinlich Zwillinge, und vier andere befanden sich an ihrer Seite. Keines von ihnen sprach ein Wort, sie begnügten sich damit, ergebungsvolle, aber sprechende Blicke auf die Vorübergehenden zu richten. Unfern von ihnen waren zwei oder drei Branntweinpaläste, um die sich eine halbberauschte Menge drängte, deren grobe Umgangsformen und gemeine Sprache sonderbar gegen die achtungswürdige Dürftigkeit jener armen Frau abstachen. Es war schwer, hier vorüberzugehen, ohne ein Almosen zu geben, und dennoch lag in der Zusammenstellung dieser Gruppe etwas Verdächtiges. Beispiele dieser Art sind in Manchester gewöhnlich, aber nur Sonnabend-Abends anzutreffen.

Es gibt in dieser Stadt eine gewisse Anzahl öffentlicher Märkte, von denen der bedeutendste Smithfield heißt. Dies ist ein großer Platz, auf dem Zelte und Buden errichtet sind, welche regelmäßige Alleen bilden und ihm das Ansehen eines Jahrmarktes geben. Dort findet man Sehenswürdigkeiten jeder Gattung, Tierbuden, Wachsfiguren, Seiltänzer u. dgl., jede mit ihrer Musikbande und einem Haufen vor ihr versammelter Müßiggänger. Hier sieht man lange Gänge, in denen alte Kleidungsstücke verkauft werden, andere, wo frisches und gesalzenes Fleisch, sowie verschiedene andere Lebens-

mittel feilgeboten werden. Das Gedränge ist aber nicht so dicht, wie man glauben sollte, denn man zieht in Manchester die Läden den Märkten vor. Geht man aus Smithfield heraus, so kommt man nach Shude-Hill, einer anderen sehr besuchten Straße, in der die Buden der Händler, welche Altertümer verkaufen, vorherrschend sind. Ferner befinden sich hier Vorrichtungen, vermittels deren man für einen Penny sich messen und wiegen läßt und das Ergebnis auf eine Karte geschrieben erhält; weiterhin beschäftigt sich ein Künstler damit, „für einige Pence in einem Augenblick Bilder anzufertigen, deren Ähnlichkeit er gewährleistet"; in einer anderen Bude wird der „magische Spiegel" gezeigt, in dem ein junger Mann seine zukünftige Frau und ein junges Mädchen seinen zukünftigen Gatten erblicken kann. Allen diesen Leuten, Messern und Wiegern, Künstlern und Zauberern fehlt es nicht an Kunden.

Aus diesem Viertel führt unser Weg nach dem alten, einsamen, stillen Kirchhofe. Sein hoher, viereckiger, vom Rauch der Schornsteine Manchesters geschwärzter Turm erhebt sich gleich einem stummen Riesen über alles Geräusch und Getümmel dieser großen Stadt. Geht man quer über den Kirchhof, steigt eine Anzahl Stufen herab und überschreitet einen anderen Markt, so gelangt man nach Deans-Gate, einer der ältesten und bevölkertsten Straßen Manchesters. An einem Sonnabend-Abend sah ich dort in dem Zeitraum von drei Minuten 155 Personen an mir vorübergehen. Die Fabrikbevölkerung ist hier nicht so zahlreich als in den anderen Stadtteilen, aber die Trunkenheit und das Laster zeigen sich hier in ihrer ganzen Nacktheit. Es gewährt einen recht betrübenden Anblick, wie diese große Menge von Leuten beiderlei Geschlechts sich vor und in die Schenkhäuser drängt. Der Teeverbrauch hat große Fortschritte gemacht, Missionare in den Städten haben sich harten Arbeiten unterzogen, Schulen sind zu Hunderten und Tausenden gegründet worden, und dennoch hat es den Anschein, als hätten alle diese Bestrebungen keinen Einfluß auf jene Klasse, deren Mittel zur Lebensführung häufig sehr verdächtig sind, welche durch die Polizei im Zaume gehalten wird, bei einer Empörung aber plötzlich zum großen Erstaunen der ehrbaren Leute erscheinen würde, ohne daß diese je eine Ahnung hatten, mit ähnlichen Wesen so nahe zusammen gelebt zu haben.

Musik bildet am Sonnabend-Abend die hauptsächlichste Erholung der Bevölkerung Manchesters. Jener große Maueranschlag erhält oben die Worte: „Konzerte am Sonnabend-Abend", und zeigt an, daß im Handwerkerinstitut „ein musikalisches Divertissement, aus ernsten und launigen Liedern bestehend", ausgeführt wird, zu dem die regelmäßigen Besucher für drei Pence Zutritt haben, das übrige Publikum aber für sechs Pence. Das Programm ist sehr einladend, und der Eintrittspreis scheint mit dem Verdienste der arbeitenden Klassen im Einklang zu stehen. Das Institut liegt in einem inneren Stadtteile; der zu den Aufführungen benutzte Saal

ist groß und bequem und enthält eine schöne Orgel; dennoch ist die Hörerschaft nicht zahlreich; der wohl mehr als tausend Personen fassende Saal ist kaum zur Hälfte angefüllt, und vergeblich würde man in dieser Versammlung gut gekleideter Leute nach „Handwerkern“ suchen. In Manchester haben diese Sonnabend-Konzerte nicht denselben Erfolg gehabt, als in Liverpool; das Institut hat infolge dieser Unternehmung sogar Verluste erlitten. Daraus geht deutlich hervor, daß die arbeitenden Klassen ihre Sonnabends-Vergnügungen anderswo suchen.

Nicht weit von dem Handwerker-Institut befindet sich ein Gebäude, „Kasino“ genannt, das nach den öffentlichen Anzeigen ein „Tempel für Poesie und Gesang“ sein soll, zu dem der Eintritt frei ist. Dieses Kasino liegt in einem sehr ansehnlichen Stadtteile; in seiner Umgebung finden sich vier Kirchen und Kapellen, sowie das Museum der Gesellschaft für Naturkunde, eine der besten Sammlungen dieser Art in England; ferner der berühmte Freihandels-Saal, das königliche Theater und der Zirkus. Auf derselben Seite der Straße, nur wenige Schritte vom Kasino entfernt, liegt der Konzertsaal, den die vornehmsten Bewohner Manchesters besuchen, so daß die höchsten und niedrigsten Klassen sich auf demselben Punkt zur Befriedigung ihrer Vorliebe für die Tonkunst versammeln können. Vor dem Kasino hat stets eine Anzahl junger Leute Platz gefaßt, die beim jedesmaligen Aufgehen der Tür lüsterne Blicke in das Innere werfen; ein Polizeibeamter steht da zur Aufrechterhaltung der Ordnung, und ein gedruckter Anschlag zeigt an, daß man nur mit „Konsumtionsbillets“ zugelassen wird. Diese Billets werden entweder zum Parterre oder zur Galerie, das Stück für 2 oder 3 Pence verkauft. Der Wert eines jeden Billets wird in „Erfrischungen von der besten Beschaffenheit“, welche in Äpfeln, Apfelsinen, Kuchen, Ingwerbier, Ale, Porter und Zigarren bestehen, erstattet. Der mit einem ziemlich großen Orchester versehene Saal bildet ein langes Rechteck; an dem einen Ende ist ein Theater mit Dekorationen errichtet, um die anderen drei Seiten läuft eine schmale Galerie, und zur Rechten und Linken des Theaters sind zwei besondere Logen angebracht. Sowohl die Wände der Galerie als die Dachbalken sind im Theaterstil gemalt; oben und unten befinden sich die Büfetts, wo man die erwähnten „Erfrischungen“ als Austausch für die Billets oder gegen Bezahlung erhält; die Bänke sind so angebracht, daß Flaschen, Gläser u. dgl. darauf gestellt werden können; auf der Galerie ist ein freier Gang zum Spazierengehen, zwischen dem Geländer und den längs der Wände befindlichen Privat-Zimmern. Das Ganze ist glänzend erleuchtet und von den Lampen hängen kleinere Lämpchen herunter zum Anzünden der Pfeifen und Zigarren. Dieser Saal kann wohl 1500—2000 Personen aufnehmen, und an dem Sonnabend-Abend, als ich ihn besuchte, befanden sich über 1000 dort. Die Mehrzahl bestand aus jungen Leuten, selbst Kindern beiderlei Geschlechts. Man sah hier Frauen, welche ein Glas Porter vor

sich hatten und junge Kinder säugten. Nicht die ganze Gesellschaft schien zur arbeitenden Klasse zu gehören; denn auf der Galerie erblickte man Handlungsgehilfen aus den Schreibstuben oder Lagerräumen. Die meisten von den Männern hatten ihre Hüte auf dem Kopfe; alle waren mit Essen, Trinken, Rauchen oder Plaudern beschäftigt. Das Ingwerbier schien sehr beliebt zu sein; von Zeit zu Zeit wurde der Lärm der Zuhörer und die Musik vom Knallen der aufbrausenden Getränke und dem Geschrei der Kellner unterbrochen, welche mit ihren Körben voll Erfrischungen umherliefen. Der aus dem Erdgeschoß des Saales emporsteigende Tabaksqualm und die durch die Ausdünstungen dieser Menge und der zahlreichen Gasflammen, sowie durch den Mangel einer vollständigen Lufterneuerung verdorbene Luft machten den Aufenthalt auf der Galerie besonders unangenehm und ungesund; die Anwesenden schienen jedoch diesen Übelstand nicht zu empfinden; denn alle Welt war sehr lustig. Zuweilen verursachte ein zu unruhiger Gast die Dazwischenkunft der Kellner oder sogar eines Polizeibeamten, aber im ganzen fand sehr wenig Unordnung statt, und ich bemerkte keinen Berauschten. Man verkaufte weder Wein noch Branntwein, und das Ale und der Porter, von denen sehr viel vertilgt wurde, schienen von keiner anderen Wirkung zu sein, als die Leute in gute Laune zu versetzen. Während der ganzen Zeit spielte das Orchester, doch waren die Melodien inmitten des allgemeinen Geräusches nicht zu hören. Aber plötzlich ertönt eine Klingel, und der Lärm läßt ein wenig nach; alle Augen richten sich nach dem Theater, wo eine Dame in Kostüm erscheint, irgend eine volkstümliche Arie singt und sich zurückzieht; nach kurzer Zeit erscheint sie abermals und trägt ein zweites Stück vor; hierauf beginnt der Lärm und die Musik von neuem, bis ein Sänger auftritt, der seine Leistungen hören läßt. Hin und wieder gibt es Zwiegespräche, ein wenig Gebärden- oder Theaterspiel, selbst Tanz; im allgemeinen ist der Charakter des Vorgetragenen anständig.

Dieses Kasino ist in Manchester einer der größten Vergnügungsplätze, und das eben Gesagte gilt von allen anderen. Manche stehen auf einer weit tieferen Stufe und besitzen statt des Orchesters nur ein Piano oder eine Orgel; andere machen Anspruch darauf, kleine Theatervorstellungen oder lebende Bilder zu geben. In vielen sind die Wände mit wirklich merkwürdigen Ölgemälden ausgeschmückt; die meisten sind an allen Wochentagen, mehr als ein Drittel Sonntag-Abends geöffnet, doch wird in letzterem Falle nur religiöse Musik aufgeführt, zu der man sich alsdann tragbarer Orgeln bedient.

Gegen 11 Uhr sind alle Konzerte beendet; die Zuhörer begeben sich nach ihren Wohnungen, einige kaufen unterwegs billige Flugschriften, hier und dort stößt man auf einen an der Mauer lehnenden Betrunkenen, die umherziehenden Verkäufer sind verschwunden, die Buden beginnen sich zu schließen, die Lichter erlöschen nach

und nach, die Kutscher führen ihre ermüdeten Rosinanten nach den Ställen, und wenn der Sonntags-Morgen anbricht, so liegt ganz Manchester mit seinen riesigen Maschinen, seinen unermeßlichen Vorräten an Rohstoffen und fertigen Waren, seinen Hunderttausenden von Bewohnern in tiefem Schweigen, welches allein von Zeit zu Zeit durch das Pfeifen einer Lokomotive und das donnerähnliche Rollen des nachfolgenden Güterzuges unterbrochen wird.

6. Von Gravesend bis London.*)

Das ist die englische Küste! Durch den Morgennebel schimmern die Türme von Yarmouth. Ein gutes Stück Weges noch in der Richtung nach Süden, und die Themsemündung liegt vor uns: da ist sie! Sherneess mit seinen Baken und Tonnen taucht auf. Nun aber ist es, als wüchsen dem Dampfer die Flügel, immer rascher schlägt er mit seinen Schaufeln die hochaufspritzende Flut, und die prächtige Bucht durchfliegend, von der man nicht weiß, ob sie ein breiter Strom oder ein schmales Meer ist, trägt er uns jetzt an Gravesend vorbei in den eigentlichen Themsestrom.

Alles Große wirkt in die Ferne; wir fühlen ein Gewitter, lange bevor es über uns ist; große Männer haben ihre Vorläufer, so auch große Städte. Gravesend ist ein solcher Herold; es ruft uns zu: London kommt! Und unruhig, erwartungsvoll schweifen unsere Blicke die Themse hinauf. Des Dampfers Kiel durchschneidet pfeilschnell die Flut. Wir haben noch 5 Meilen bis zur alten City. Noch an großen volkreichen Städten müssen wir vorbei, und doch sind wir bereits mitten im Getriebe der Riesenstadt. Greenwich, Woolwich und Gravesend gelten noch als besondere Städte, und doch sind sie es nicht mehr. Die Äcker und Wiesen, die zwischen ihnen und London liegen, sind nur erweiterte Hydeparks. Von Smithfield nach Paddington quer durch die Stadt hindurch ist eine schlimmere Reise wie von London-Bridge bis Gravesend; nicht mehr Milesend ist die längste Straße Londons, sondern der prächtige Themsestrom selbst; statt der Kabs und der Omnibusse befahren ihn Hunderte von Booten und Dampfern; Greenwich und Woolwich sind Anhaltepunkte, und Gravesend ist die letzte Station.

Der Zauber Londons ist — seine Massenhaftigkeit. Wenn Neapel durch seinen Golf und Himmel, Moskau durch seine funkelnden Kuppeln, Rom durch seine Erinnerungen, Venedig durch den Zauber seiner meerentsteigenden Schönheit wirkt: so ist es beim Anblick Londons das Gefühl des Unendlichen, das uns überwältigt — dasselbe Gefühl, was uns beim ersten Anschauen des Meeres durchschauert. Die überschwengliche Fülle, die unerschöpfliche Masse: das ist die eigentliche Wesenheit, der Charakter Londons. Ob man von der Paulskirche oder Greenwicher Sternwarte herab

*) Theodor Fontane, Ein Sommer in London. Dessau 1854.

seinen Blick auf das Häusermeer richtet, ob man die Citystraßen durchwandert und, von der Menschenmenge halb mit fortgerissen, den Gedanken nicht unterdrücken kann, jedes Haus sei wohl ein Theater, das eben jetzt seine Zuhörerschwärme wieder ins Freie strömt — überall ist es die Zahl, die Menge, die uns Staunen abzwingt, aber auch die Kraft und Energie, die all dem groß sich entfaltenden Leben zugrunde liegt.

Gravesend liegt hinter uns; noch sehen wir das Schimmern seiner hellen Häuser, und schon taucht Woolwich, die Arsenalstadt, vor unseren Blicken auf. Rechts und links liegen die Wachtschiffe; drohend weisen sie die Zähne, hell im Sonnenschein blitzen die Geschütze aus ihren Luken hervor. Vorbei! Wir haben nichts zu fürchten: Alt-Englands Flagge weht von unserem Mast; friedlich nur dröhnt ein Kanonenschuß über die Themse hin und verhallt jetzt in den stillen Lüften der Grafschaft Kent. Weiter schaufelt sich der Dampfer an Ostindienfahrern vorbei, die jetzt eben mit vollen Segeln und voller Hoffnung in Meer und Welt hinausziehen; seht, die Matrosen grüßen und schwenken ihre Hüte! Wenn wieder Land unter ihren Füßen ist, so sind es des Indus oder Ganges Ufer. Glückliche Fahrt!

Was ist aber das? Eine wahre Flottille von Dampfbooten, nur heimisch im Themsefahrwasser, kommt unter Sang und Klang den Fluß hinunter. In Gravesend ist Jahrmarkt oder ein Schifferfest. Da darf der Londoner Junggesell, der Commis und Handwerker nicht fehlen; die halbe City, scheint es, ist flügge geworden und will in Gravesend tanzen und springen und sich einmal gütlich tun nach der Melodie des Dudelsacks. Kein Ende nimmt der Festzug: bis hundert habe ich die vorbeifliegenden Dampfer gezählt, ohne zu Ende gekommen zu sein.

Nun taucht Greenwich auf, immer reger wird das Leben, immer bunter der Strom, wie wenn Ameisen arbeiten, hierhin, dorthin, rechts und links, vor und zurück, aber immer rastlos, so lebt und webt es zwischen den Ufern. Da breitet sich prächtig und groß vor unseren Augen das Invalidenhospital von Greenwich aus, mit seiner schönen Terrasse und allen seinen reizenden Umgebungen.

Diese Freistatt, welche die Nation dem vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, ist mit Recht ihr Stolz; denn die Welt hat dessengleichen nicht. Eigentlich sind es vier voneinander ganz abgesondert liegende Gebäude, die aber, von der Wasserseite gesehen, sich ausnehmen wie ein einziger großer Palast, geziert mit Säulen und aller Pracht der neueren Baukunst. Eine große Terrasse, die eine entzückende Aussicht nach London zu bietet, zieht sich davor hin, bis an den Strom, zu welchem man auf breiten steinernen Treppen hinabsteigt.

Das ganze Gebäude ist aus schönen Quadersteinen erbaut. Vorzüglich bewundert man die mit fast verschwenderischer Pracht geschmückte Kapelle. Einige schöne, große Hallen dienen bei schlech-

tem Wetter zum Spazieren. Ein angenehmer Park mit einer auf einem Hügel erbauten Sternwarte umgibt das Gebäude von der anderen Seite.

Es war ein schöner, menschenfreundlicher Gedanke, diese Ruhestätte am Ufer der Themse zu erbauen, im Angesicht aller ankommenden und auslaufenden Schiffe. Die abgelebten Helden haben hier den Tummelplatz ihres ehemaligen Lebens noch immer vor Augen; sie leben gleichsam noch darin, und dem in die See stechenden Schiffer gibt der Anblick dieses Ruhehafens Trost und Mut. Nahe an 3000 Veteranen ruhen hier von ihrem mühevollen Leben aus. Sie wohnen angenehm, werden gut genährt und gepflegt, alle zwei Jahre neu, anständig, bequem gekleidet und erhalten wöchentlich ein gar nicht unbedeutendes Taschengeld zu ihren kleinen Bedürfnissen und Vergnügungen. Erkranken sie, so finden sie sorgfältige Pflege. Sie sind nicht, wie in anderen Verpflegungsanstalten, von allem, was ihr Leben bedeutend machte, geschieden; sie leben und weben noch darin und kämpfen mit alten Kampfgenossen nochmals alle ihre gewonnenen Schlachten in froher Erinnerung vor Gemälden, welche diese vorstellen und die Wände ihrer Speise- und Wohnsäle schmücken.

Besonders gut eingerichtet fanden wir die Schlafstellen. In langen, hohen, luftigen Sälen, welche zur Winterszeit von mehreren großen Kaminen erwärmt werden, sind auf der den Fenstern entgegenstehenden Seite eine Reihe den Schiffskajüten ähnliche Kammern dicht aneinander angebracht. Jede hat neben der nach dem Saale ausgehenden Tür zwei Fenster und ist groß genug, um ein geräumiges Bett, einen Tisch, einen Stuhl und einen Koffer zu enthalten. Es gibt nicht Netteres und nichts Saubereres als diese kleinen Zimmerchen; jedes hat einen Teppich; Fenster und Betten sind mit reinlichen Vorhängen versehen; an den Wänden auf dazu angebrachten Leisten stehen die zierlichen Tabaks- und Teekästchen, Gläser, Tassen und dergleichen in gefälliger Ordnung. Kupferstiche zieren die Wände. Jeder hängt daran, nach Gefallen, Bildnisse der Königsfamilie oder berühmter Seehelden auf; dazwischen Seeschlachten, Häfen und wohl auch manche lustige Karikatur.

Hundertundvierzig Witwen verdienter Seemänner wohnen ebenfalls im Hause; sie verrichten darin alle weiblichen Arbeiten, pflegen die Kranken und werden in jeder Hinsicht ebenso gehalten als die Veteranen selber. Auch für die Waisen der gebliebenen Seeleute ist gesorgt; denn einige hundert Knaben werden in einem besonderen Teile des Hauses zum Seemannsberuf erzogen.

Noch haben wir London nicht betreten: es liegt noch vor uns und schon haben wir ein Stück im Rücken — auf 100 Dampfern eilte es an uns vorbei: die Bevölkerung ganzer Städte ist aus der einen Stadt ausgezogen und doch, die Tausende, die ihr fehlen, sie fehlen ihr nicht, es ist das gleiche unabsehbare Gewimmel.

7. Die Docks von London.*)

In der unmittelbaren Nähe des Tower bis Blackwall, in einer Ausdehnung von einer deutschen Meile, liegen die Docks. Wie alle Unternehmungen in England, so sind auch diese Docks aus Anlagekapitalien von Aktiengesellschaften hervorgegangen. Es sind künstliche Wasserbassins zur Aufnahme fremder Schiffe, mit fünf- bis siebenstöckigen Warenhäusern umgeben. Alle zusammen umfassen einen Flächenraum von mehr als 300 ha, in denen einige tausend Schiffe ganz bequem Platz finden. Der ungeheuere Verkehr auf der Themse, in deren Hafen oft an einem Tage 300 Schiffe einlaufen, hat die Anlage dieser Bassins notwendig gemacht. Ohne sie müßte der Strom wenigstens das Dreifache seiner Breite haben, um für alle angekommenen Fahrzeuge hinreichenden Raum darzubieten. Auch würde, da alle Schiffsladungen vor ihrem Absatz an die Londoner Handelshäuser einem Zoll unterworfen sind, die dadurch herbeigeführte Verzögerung oft mit den nachteiligsten Verlusten für die Schiffseigner verbunden sein. Diesen Übelständen wurde durch Anlage der Docks abgeholfen. Sie geben den einlaufenden Schiffen eine bequeme Gelegenheit, ihre Fracht entweder auf den weiten Lagerräumen sofort zu versteuern oder unter Umständen unverzollt in den Warenhäusern bis zu einer passenden Gelegenheit liegen zu lassen. Da bei den fortwährenden Schwankungen des Großhandels häufig das schnelle Ergreifen des Augenblicks den Ausschlag gibt, so sind diese Anlagen für die Erleichterung und Förderung des Handelsverkehrs von nicht zu berechnender Wichtigkeit.

Von dem ältesten, unmittelbar an den Tower grenzenden St. Katharine-Dock (4 ha) gelangt man durch einige schmutzige, fast ausschließlich von Matrosenschänken eingenommene Viertel zu den drei Bassins der London-Docks. Hier spiegelt sich die bewegliche Regsamkeit des britischen Welthandels in den wechselvollsten Formen ab. An den Lagerplätzen vor den Warenhäusern bilden hoch aufgetürmte Faßreihen lange Straßen, zwischen denen sich Handkarren, Wagen, Menschen in dem dichtesten Gewühl fortbewegen. An keiner Stelle des Londoner Hafens, von Gravesend bis London-Bridge, sind die Schiffe verschiedener Völkerschaften so dicht gedrängt. In dem buntesten Gemisch erblickt man holländische Schiffe, Brasilianer mit Kaffee und Farbhölzern, Dänen mit Schlachtvieh, französische Schiffe mit Obst, Gemüse, Eiern, Amerikaner mit Tabak und Zucker, deutsche Fahrzeuge mit Getreide, englische Schiffe mit Kolonialwaren aus Indien, Australien, Kanada und dem Kap.

Jeder Handelsgegenstand hat sein besonderes Viertel. Gleich beim Eintritt liegt das Ivory-House, in welchem ungeheure Vorräte von Elefantenzähnen und Schildkrötenschalen aufgehäuft liegen;

*) Erinnerungen an England und Schottland von Moritz v. Kalckstein (Berlin).

ein anderes fünf Stock hohes Magazin, schon durch einen bläulich gefärbten Dunstkreis, der es einhüllt, wahrnehmbar, umfaßt das Indigolager. Daran reihen sich die Warenhäuser für die Teevorräte, die hier in vielen tausend mit chinesischen Etiketten versehenen Kisten in einer Massenhaftigkeit aufgespeichert liegen, wie nicht leicht an einer anderen Stelle der Welt. Einer der umfangreichsten Artikel der Einfuhr ist der Tabak. In einem der Warenhäuser „the queens warehouse" fällt ein aus roten Backsteinen gemauerter, kugelartig geformter, stets brennender Ofen auf. Der Volkswitz hat denselben mit dem bezeichnenden Namen der „Tabakspfeife der Königin" (the queens Tobacco-Pipe) getauft. Alle verdorbenen oder wegen Einschmuggelung mit Beschlag belegten und wegen der Höhe des Strafsatzes nach einem bestimmten Zeitraum nicht abgeholten Waren werden zu möglichst schneller und am wenigsten umständlicher Beseitigung der rastlos arbeitenden Esse dieser queens Tobacco-Pipe übergeben, und so groß ist die Menge des hier der Zerstörung anheimgegebenen Stoffes, daß der Ofen nun schon seit Jahren seinen Vernichtungsprozeß vollzieht und sogar die daraus gewonnene Asche für Landwirte, Seifensieder und Besitzer chemischer Fabriken der Gegenstand einer einträglichen Spekulation geworden ist.

Von einem durch ihre Massenhaftigkeit in ganz eigentümlicher Weise anregenden Interesse sind die unterirdischen Weinlager der London-Docks. Man steigt eine breite Treppe hinab und gelangt in ein wahres Labyrinth von Weinfässern, das durch viele sich kreuzende Schienenwege, auf welchen die Fässer fortgeschafft werden, durchschnitten wird. Die Richtung dieser Wege ist durch Öllampen angedeutet, welche besonders an den Kreuzungspunkten eine ungewöhnliche Helle entwickeln und so ein anschauliches Bild dieses Riesenkellers zurücklassen, der wohl das umfassendste unterirdische Gewölbe unserer Zeit ist. Er hat einen Flächenraum von 4,8 ha, und seine Schienenwege sollen eine Länge von $3^1/_4$ deutschen Meilen erreichen. Für die Zulassung in diese unterirdischen Weinlager bedarf es einer Karte, die, mit einer tasting-order versehen, gleichzeitig die Erlaubnis des Kostens der verschiedenen Weinsorten in sich schließt. Jeder Kaufmann, der in den Docks Weinvorräte liegen hat, kann dergleichen Erlaubnisscheine ausstellen. Mit einem solchen passe-partout ausgerüstet und mit einem Grubenlichte versehen, wird man von den Küfern durch die verschiedenen Quartiere der Unterwelt geführt, worin die Geister der verschiedenen Weingottheiten ihren Herrschersitz aufgeschlagen haben; aber schon halb berauscht durch das Einatmen ihrer duftigen Blume versetzen nur wenige Tropfen des Xeres oder Malvasiers den Besucher in den Zustand eines Traumwachens, der ihn aus jener von Wein- und Lampenduft verdickten Luft und den niedrigen, mit Schimmel bedeckten Gewölben wieder hinausdrängt nach der dem menschlichen Dasein befreundeten Tageshelle.

Weiter gegen Osten liegen auf der Isle of Dogs die Millwall-

Docks, namentlich für Getreide, und die drei parallelen West-India-Docks mit einer Gesamtfläche von 120 ha, die 500 Westindienfahrern bequem Platz bieten, die vornehmlich Farbhölzer und Rum herbringen. Bei Blackwall folgen die jetzt etwas veralteten East-India-Docks (12 ha) für Schiffe, die nach Indien und Ostasien gehen. An der Themsekrümmung am Südufer liegen die 15 Bassins der Commercial- und Surrey-Docks mit 32,5 ha Wasser- und 136 ha Landfläche, die namentlich dem Getreide- und Holzhandel dienen. Weiter stromabwärts eröffnete man 1880 den Viktoria-Dock (36 ha) und den Albert-Dock, die beide mit Trockendocks, Speichern, Eiskellern, hydraulischen Kranen, Bahnanschlüssen, elektrischem Lichte u. a. aufs beste ausgestattet sind. Die Eiskeller nehmen das gefrorene Rind- und Schöpsenfleisch, das die Schiffe als Ballast aus Australien herzuführen, auf. In den Speichern sammelt sich Getreide, Tabak, Guano, Jute usw. Die Londoner Docks gehören vier Gesellschaften und haben 305 ha Wasserfläche und 1,3 Millionen qm Lagerräume. Sie beschäftigen eine Armee von 17000 Dockarbeitern.

8. In der City von London.*)

Der Mittelpunkt Londons ist die City. Trotz ihrer geringen Größe von 270 ha ist sie nicht nur das Herz Londons, sondern nimmt auch im nationalen Leben Englands, ja in der ganzen Weltwirtschaft eine hervorragende Stellung ein. Die City ist es, welche fast alle Völker Großbritannien tributpflichtig macht: in der Form von Dividenden und Gewinnanteilen, welche doch überall letzten Endes in Naturalien zu entrichten sind. Sie ist der deutlichste Ausdruck der englischen Weltherrschaft.

Die City reicht vom Temple und Holborn-Viadukt bis nach White-Chapel, von der Themse bis etwa zum Regents-Kanal. Dieser Raum von 270 ha und einer ständigen Bevölkerung von nur 27000 Einwohnern, ist angefüllt mit Speichern, Kontoren und Läden — und darüber ausgesprenkelt Restaurationen. Bei einer Häuserzahl von 10230 gibt es doch fast keine eigentlichen menschlichen Wohnstätten, nur die sogenannten housekeepers, die Pförtner, schlafen in der City. Trotzdem drängen sich am Tage an 360000 Menschen in ihre langen öden Straßen, des Nachts aber liegen sie menschenleer und verlassen da.

Am nördlichen Themseufer zwischen Blackfriars und Towerbridge zieht sich Speicher an Speicher hin, 4, 5, 6—8 Stock hoch mit eigentümlich malerischen Giebeldächern, abenteuerlichen Kranen, Luken zum Aufnehmen der Ladungen, welche in plumpen Barken herangeschleppt werden. Dort liegt auch der alte Hansaspeicher, ein mächtiges Gebäude aus der Zeit, als der Themsehandel noch

*) Nach Carl Peters, England und die Engländer, Berlin 1904 (Schwetschke & Sohn).

zum größeren Teil in deutschen Händen lag. Enge und merkwürdig verschlungene Gassen führen vom Ufer hinauf nach Cannon-Street, King-Williams-Street oder Tower-Street. Kaum bleibt zwischen ihren schwindelnd hohen Häusern ein schmales Band Himmels sichtbar. In den Speichern werden Tausende von Katzen auf öffentliche Kosten gehalten, als Wohlfahrtspolizei gegen die Ratten, welche die verschiedenen Frachten anlocken. Einige Male wöchentlich wird diesen Katzen Fleisch gereicht. Auf den grellen Schrei: meat, meat, cat's meat! kommen sie von allen Seiten aus den Häusern, um ihren Tribut in Empfang zu nehmen.

In Cannon- oder King-Williams-Street gerät man in ein gefährliches Wagen- und Menschengedränge. Omnibusse, Droschken und Equipagen bringen aus dem Westen in ununterbrochener Reihe wahre Menschenfluten heran. Durch Fleet-Street passieren alle zwölf Stunden 71677 Personen zu Fuß, durch Cheapside sogar 91190. Gleichzeitig besorgen unter unseren Füßen zwei Eisenbahnlinien, die Metropolitan und die elektrische Tube, die Arbeit der Verbindung von Westen nach Osten. Obwohl sie alle drei Minuten lange Züge befördern, sind diese, mit Ausnahme der Zeit von 12—2 Uhr, meistens voll besetzt und überfüllt.

Die Sammelpunkte dieses Riesenverkehrs sind die Bank von England, das Mansion House und die Stock Exchange. Am Mansion House eilen täglich 248015 Fußgänger vorüber, während 26200 sich der unterirdischen Passage bedienen, die hier eröffnet ist. Das ganze Straßennetz der City ist, wie in alten Stadtkernen Europas meist, sehr verschlungen; seltsame Gänge und Höfe, die nur der Eingeweihte weiß, führen durch die Häuserviertel von einer Straße zur anderen. Alles wimmelt von Geschäftsleuten, Commis und Ladenboten, welche in der Regel mit Zylinder, im Sommer jedoch sehr oft barhäuptig in raschem Schritte dahineilen. Das Straßenbild an der Ecke von Cheapside, gegenüber der Bank von England, ist geradezu eine Weltsehenswürdigkeit.

Eine Geschäftsstube oder ein Cityoffice ist meist ungastlich und trüb. Steinerne Stufen führen in einem engen dunkeln Treppenhause zu engen Stockwerken; zwei bis drei schlecht möblierte Zimmer, die auf einen Hinterhof hinaussehen, genügten den alten Firmen, die in der Einfachheit ein Zeichen der Geschäftssolidität sehen. Neuerdings sorgt man mehr für Licht und Luft und Ausstattung.

Die Bank von England ist der Grundstein des englischen Geschäftslebens, ja des Kreditsystems der ganzen Erde. Sie macht das englische Papiergeld. Für 15 Millionen Pfund darf sie unter Bürgschaft des Staatskredits ausgeben, ohne Deckung in Gold. Was mehr in Verkehr gesetzt wird, dafür muß Deckung in Goldbarren in den Kellern der Bank liegen. Allmonatlich wird der Zinsfuß der Bank neu festgesetzt, und seine Höhe ist maßgebend für das Kreditsystem der City, ja der ganzen Erde.

Der Bank von England stehen eine ganze Reihe Depositen-

banken zur Seite, die nur Gelder ihrer Kunden aufbewahren und in gewissen festgesetzten Papierwerten anlegen, ohne jedoch mit ihnen irgendwie zu spekulieren. Neben diesen soliden Banken arbeitet der Finanzier mit Anleihen, Emissionen, Kompaniegründungen usw. — er darf aber sein Haus nicht Bank nennen und mit diesem Namen seine unsicheren Geschäfte decken. Auf den Banken ruht der englische Scheckverkehr. Jeder schafft sich sein Papiergeld, dessen Höhe natürlich sein Bankkonto nicht überschreiten darf. Solcher Scheck geht oft von Hand zu Hand als Geld, bis er bei der deckenden Bank eingelöst wird. Der Privatmann zahlt seinem Schuster mit einem Scheck, der gibt ihn vielleicht seinem Bäcker, welcher wiederum seine Waschfrau damit bezahlt — vorausgesetzt immer, daß der Name, der unter dem Scheck steht, im engeren Kreise als ehrenhaft bekannt ist. — — Neben dem Geldspielt der Warenumsatz der City die größte Rolle. Sie ist die größte „Tauschagentur der Welt". In den Hafen Londons und auch Liverpools laufen jährlich ungeheuere Warenmassen aus und ein, aber in der City werden auch Kommissionsgeschäfte abgeschlossen zwischen Käufern und Verkäufern, die weit entfernt wohnen und nur an diesem Mittelpunkt miteinander verhandeln. Dazu gibt es in der City die Exchanges für Wolle, Getreide, Kohlen usw.

Schiffsreederei und Versicherungswesen geben ferner der City das Gepräge — vor allem aber auch die Fondsbörse mit ihrem Glücksspiel, ihrem Schwanken zwischen boom (hoch) und slump (niedrig). Aus den Gesichtern der Vorübereilenden kann man den Stand des Marktes ablesen. Gehen die Kurse herunter oder stagniert das Geschäft, so blickt die vorübereilende Menge sorgenvoll drein, ist aber flotter und aufsteigender Geschäftsgang, so eilt alles munter und lebensfreudig einher.

Die Restaurationen der City endlich sind meist Tageswirtschaften und besonders Frühstückslokale. Die meisten schließen abends 8 Uhr und haben zwischen 1—3 Uhr Hochflut. Dann ist der Zudrang oft so groß, daß hinter unserem Stuhl schon der Anwärter steht, der darauf rechnet, wenn wir fertig sind. In anderen steht alles an einem langen Schenktische. Alles hat den Hut auf dem Kopfe. Häufig sind es unterirdische, dann ganz elektrisch beleuchtete Gasthäuser, in die man mit Fahrstühlen einfährt. Der Seestadt entsprechend überwiegen auf den Speisekarten Fische, Krebse, Krabben, Muscheln usw. Daneben steht sicher überall Steak oder Hammelkotelett. Bitter-Ale und Stout, Whisky und Soda, Lagerbier werden am meisten getrunken. Im allgemeinen trinkt man mäßig, um den Kopf fürs Geschäft klar zu halten.

Um 6 Uhr setzt der Abfluß der Menschenmassen ein nach allen Himmelsrichtungen, und nach 8 Uhr ruht das Schweigen der Nacht auf den tags so volkbelebten Gassen, daß es einen anwandelt, wie es in Äonen den letzten Vertretern unserer Art auf der absterbenden Erde zumute sein mag.

9. Wie London wächst.

Die Riesenstadt London ist nicht ringförmig um einen Kern gewachsen wie Paris, sondern an die City gliederte sich gleichsam Zelle an Zelle wie in einer Bienenwabe. Über hundert Vororte und Dörfer und Nachbarstädte verwuchsen so mit der Stadt. Baugesellschaften gründen an der Peripherie immer neue Straßen, ja ganze Viertel, so daß die Stadt ständig größer wird. Sie bedeckt jetzt eine Oberfläche von 30176 ha.

Natürlich schwillt auch die Einwohnerzahl dementsprechend an, und es ist lehrreich, das Wachstum Londons ziffernmäßig zu zeigen: Am Ende des 14. Jahrhunderts hatte London etwa 35000 Einwohner.

Im Jahre	1801:	958863	Einwohner
„ „	1841:	1948417	„
„ „	1881:	3815544	„
„ „	1901:	4536000	„
„ „	1906:	7113560	„

Die letzte Zahl bezieht sich allerdings nicht auf die Grafschaft London allein wie die vorhergehenden, sondern auf das „größte London“, d. h. den Polizeibezirk London, der noch 149 Kirchspiele mehr faßt und einen Kreis bildet, der 24 km Radius hat.

Noch viel weiter würde der geographische Begriff London reichen, wenn man das wirtschaftliche Weichbild der Stadt ins Auge faßt, d. h. alle die Orte und Städte hinzu rechnete, deren Bewohner großenteils tagsüber in London selbst tätig sind. Die gewaltige Ausdehnung der Stadt erklärt sich zum Teil aus der Eigentümlichkeit des Engländers, stets im eigenen kleinen Hause mit Garten wohnen zu wollen.

Im Jahre 1905 wurden in London 39586 Ehen geschlossen, d. h. im Durchschnitt 17‰; es wurden 129335 Geburten gemeldet, d. h. 27,9‰ und 74990 Todesfälle, d. h. 16,9‰. Diese Sterblichkeitsziffer ist eine der niedrigsten unter den Hauptstädten der ganzen Welt. Dabei beziehen sich 18600 Todesfälle auf Kinder unter einem Jahr.

Die Größe der Bevölkerung von London und deren Zunahme erscheint im ersten Augenblick unbegreiflich; denn es ist an und für sich ein fast unerhörtes Verhältnis, daß eine Hauptstadt fast $^1/_6$ der Bevölkerung eines Reiches enthält, noch mehr, daß sie die Hälfte der jährlichen Zunahme der Gesamtbevölkerung für sich beanspruche. Es scheint um so sonderbarer, wenn man die Abneigung der Engländer gegen London kennt. In Frankreich ist es der erste Wunsch eines jeden, in Paris zu wohnen, und nur die Unmöglichkeit hindert ihn, diesen Wunsch auszuführen; in London ist es der erste Wunsch eines jeden, auf dem Lande zu wohnen; hat er sich bereichert, so kauft er einen großen oder kleinen Landbesitz und kommt nur zu Geschäften oder auf einige Wochen in der modischen Zeit im

Frühjahre in die Stadt; hat er es aber noch nicht so weit gebracht, so sucht er wenigstens einige Stunden außerhalb der Stadt zu wohnen. Aber die Anziehungskraft des Reichtums und der Macht dieser unbegreiflichen Stadt, die Größe der geschäftlichen und sittlichen Interessen, die hier ihren Mittelpunkt finden, die Tätigkeit des Handels und die Leichtigkeit, Arbeiten aller Art hier obzuliegen, sind so übermächtig, daß sie notwendig viele Tausende von Menschen aller Art hierher führen. Dazu kommt, daß London nicht nur die Hauptstadt vom europäischen England, sondern von einem Kolonialreiche ist, aus dem jährlich Tausende von Familien zurückkommen, die keinen Familiensitz in England haben und es daher bei weitem leichter und wohlfeiler finden, sich in London niederzulassen, wo für Bedürfnisse aller Art besser gesorgt ist als irgendwo anders in der Welt. So entstand vor mehreren Jahren ein neues Quartier sehr schöner Straßen nördlich vom Park von Kensington, das den Namen Kleinasien erhielt, weil es größtenteils von ehemaligen Offizieren und Beamten von Indien bewohnt wurde, und in einem anderen neuen Quartier, das gegen Hammersmith hin gebaut wurde, waren fast alle Häuser von den aus Australien zurückgekommenen Kolonisten gekauft worden. Es macht der englischen Selbstverwaltung die größte Ehre, daß für das Bedürfnis einer so zunehmenden Bevölkerung auf die natürlichste Art und wie von selbst gesorgt wird, ohne daß die Regierung oder selbst die Stadtverwaltung sich darein mischt. Wenn man bedenkt, mit welcher Gewalttätigkeit und Verschwendung in Paris, mit welcher Langsamkeit und Schwerfälligkeit in Wien für eine unendlich kleinere Ausdehnung der Stadt gesorgt wird, so erstaunt man, zu sehen, wie in London die Dinge fast wie durch ein Naturgesetz vor sich gehen und neue Straßen aus dem Boden zu wachsen scheinen und überall neue Quartiere entstehen, die mit Wasser, Gas und allem versehen werden, und wie die Größe der Arbeiten einen Menschenverstand und eine Leichtigkeit dabei eingeführt hat, welche die Regierungsweisheit jener schreibseligen und viel geplagten Städte gänzlich zu Schanden machen. Denn das Ergebnis ist, daß in London der Bau der Häuser dem Bedürfnisse eher vorangeht, daß jeder in den neuen Quartieren leicht eine seinen Mitteln und Bedürfnissen angemessene Wohnung findet, daß die Straßen schöner sind als sonst irgendwo, und daß trotz der schwierigen Verhältnisse des Grundbesitzes die Wohnungen in London wohlfeiler sind als in jeder anderen großen Stadt. Der Mietzins kostet in London in dem größeren Teile der Stadt (mit Ausnahme der City) nur die Hälfte von dem, was er in Paris und in Wien (nicht nur in der inneren Stadt, sondern auch in den zugänglicheren Teilen der Vorstädte in Wien) kostet, während die Häuser bequemer und gesünder sind als in diesen beiden Städten.

Die Häuser- oder vielmehr Städte-Fabrikation geht um den ganzen äußeren Umkreis der Stadt vor sich, und das Verfahren ist überall dasselbe. Niemand oder wenigstens fast niemand baut selbst ein

Haus, mit Ausnahme einiger sehr reicher Leute, deren Zahl in der Masse des hiesigen Bauwesens kaum in Betracht kommt. Es ist im Gegenteil so weit gekommen, daß es kaum noch der Mühe wert ist, eine Straße zu bauen, obgleich dies auch noch vorkommt, sondern ein rechter Bauunternehmer findet es vorteilhafter, ein ganzes Quartier zu bauen, das Straßen für reiche, für wohlhabende, für mittlere und arme Leute enthält. Jede Seite eines Straßenviertels stellt gewöhnlich ein architektonisches Ganze dar, das eine Vorderansicht bildet und im Innern in gleichförmige Häuser abgeteilt ist, mit der Ausnahme, daß die Eckhäuser gewöhnlich geräumiger sind. Häuser erster Klasse bilden oft einen Square, d. h. ein hohles Viereck, das in der Mitte einen Garten hat, zu dem die Anwohner des Square Schlüssel haben, oder sie bilden Halbmonde oder Terrassen, d. h. sie sind von der großen Straße durch einen Streifen von Gartenanlagen getrennt, hinter denen die Anfahrt zu den Häusern herumläuft. Häuser zweiter Klasse stehen meistens in kleinen Gärten, die zu ihnen gehören; die dritter Klasse haben zwischen sich und der Straße einen kleinen Garten, aber keine Anfahrt. In allen diesen gibt es keine Kaufläden. Häuser mit Läden bilden eigene Straßen, welche teils die großen Durchfahrten und Verkehrsadern der Stadt sind, wo sich die reichen Läden finden, teils kleinere Nebenstraßen für die ärmeren. Diese streng-geordnete Verteilung der Häuser nach Klassen ist dieselbe in allen neuen Stadtteilen, nur wechseln, je nachdem die Gegend mehr oder weniger modisch ist, die Zahlverhältnisse der Häuser erster und letzter Klasse; im Ost- und Südende der Stadt sind mehr Läden und Warenhäuser, im Nord- und Westende mehr Privathäuser erster und zweiter Klasse. Ein Quartier dieser Art ist daher eher wie die Stiftung einer Kolonie, bei der man darauf sehen muß, für alle Bedürfnisse zu sorgen und die Reichen und die Armen, die einander nötig haben, in gehörigen Verhältnissen zusammenzubringen, so daß sie einander ohne zu großen Zeitverlust finden können.

Nach einer gewissen Reihe von Jahren, jetzt gewöhnlich nach 99 Jahren, fallen sämtliche Häuser wieder dem Grundbesitzer anheim. Dabei wird immer ausbedungen, daß die Häuser in gutem Zustande zurückfallen müssen, und dies ist keineswegs eine bloße Formel, wie es wohl früher der Fall war, sondern wird jetzt streng eingehalten; denn gegen das Ende der Zeit kommt ein Baumeister von seiten des Grundbesitzers, besichtigt die Häuser und läßt sie auf Kosten des derzeitigen Besitzers ausbessern, anstreichen usw., und der Betrag dieser Ausbesserung wird von dem Mietbewohner bezahlt, der es seinerseits an der Miete dem bisherigen Hausbesitzer abzieht. Die Zunahme an Vermögen und Einkommen, welches die Grundbesitzer um London herum im Verlaufe der Zeit und für die älteren Teile der Stadt schon seit langer Zeit an sich ziehen, übersteigt alle Berechnung. Es liegt ihnen daher auch daran, daß auf ihrem Grund und Boden möglichst wertvolle Häuser ge-

baut werden, und sie lassen sich also, ehe sie einen Mietvertrag über Land eingehen, immer die Pläne vorlegen, verlangen so viel als möglich Häuser der besseren Klassen und möglichst dauerhaften Bau.

Je mehr sich die Stadt ausdehnt, um so mehr gewinnen natürlich die schon gebauten Teile an Wert, und er steigt im Innern der Stadt, wie z. B. in der City, auf das Unglaubliche. Diese bildet ja nur einen sehr kleinen Teil von London, und das Bedürfnis an Raum für Bureaus der Bankiers und Großhändler ist so groß, daß für ganz kleine Räume und oft nur für wenige Jahre unerhörte Summen geboten werden. So steht z. B. in der Nähe der Börse, in Cornhill, eine kleine Bude eines Obstverkäufers, die an die Bureaus einer Kompanie stößt, welche sich ausbreiten wollte; sie bot dem Obstverkäufer 1000 Pfund Sterling = 20500 Mark jährlich für die noch übrigen Jahre seines Mietvertrages an, aber er verlangte 2500 Pfund Sterling = 50000 Mark jährlich, und sie sind nicht handelseinig geworden. Der Rechtsanwalt der City hat einmal bei Gelegenheit eines Streitfalles erklärt, daß nach einem Durchschnitte von vielen Jahren die City, wenn sie Häuser gekauft habe, um öffentliche Verbesserungen anzubringen, wie beim Durchbruch neuer Verbindungsstraßen, den Grundbesitz zu 7200000 Mark für den Morgen bezahlt habe, und es ist der Fall vorgekommen, daß ein ganz kleines Stück Land in der City zu einem Preise verkauft wurde, zu dem ein Morgen 20 Millionen Mark gekostet hätte. Die Folge ist natürlich, daß die City sich nach und nach entvölkert, indem die Magazine und Bureaus den Platz einnehmen, der zu teuer zum Bewohnen geworden ist, die Kaufleute außerhalb der Stadt wohnen und niemand mehr in den Häusern schläft, als wer zu ihrer Bewachung nötig ist.

Ist der Grund und Boden von den Körperschaften, z. B. der Universität Oxford oder von den großen Landbesitzern angekauft, so fängt der Unternehmer seine Bauten damit an, daß er die Straßen zieht und ebnet und dann den ganzen Grund und Boden, der ein Häuserviereck bildet, sowie den, welchen die Trottoirs an den Straßen hin einnehmen sollen, etwa 3 m ausgräbt. Hierauf baut er an der Chaussee hin eine fortlaufende Reihe von Gewölben aus Backsteinen, die nach dem Innern des Vierecks hin sich öffnen, etwa 2 m tief und ebenso breit, und zu Kohlenkellern für die künftigen Häuser bestimmt sind; sie werden oben mit Erde zugedeckt, geebnet, mit Steinplatten belegt und bilden das Trottoir mit einer Öffnung im Gewölbe, deren Mündung in dem Trottoir mit einer eisernen Platte geschlossen ist, durch welche die Kohlen eingeschüttet werden. Die Tür des Kellers ist natürlich gegen das Innere des Vierecks gewendet und geht in den kleinen unterirdischen Hofraum (area), der das Haus von der Straße trennt und bestimmt ist, der unterirdischen Küche Licht und Luft zu geben. Diese Area ist 1—2 m breit und gewöhnlich von der Straße aus durch eine

Treppe zugänglich, welche in die Küche hinabführt und für Lieferanten und die Dienstboten bestimmt ist; die Area ist vom Trottoir durch ein eisernes Gitter getrennt, das mit einer Tür versehen ist, die auf die herabgehende Treppe führt. Sobald die Keller unter dem Trottoir gebaut sind, wird mit den Häusern angefangen, und die ganze Straße erhebt sich zu gleicher Zeit; die Küche, Speisekammer usw. sind unter der Erde oder vielmehr unter dem Niveau der Straße; denn sie sind nirgends von Erde umgeben. Das Erdgeschoß in einem bürgerlichen Hause enthält immer das Speisezimmer und das Arbeitszimmer des Hausherrn; der erste Stock wird von der Frau bewohnt, der zweite enthält Schlafzimmer, der dritte Kinderstuben usw., der letzte Schlafzimmer der Dienerschaft, und die Bauart ist so einförmig, daß man nur bei größeren Häusern, die drei und mehr Zimmer auf jedem Stockwerk haben, einen Augenblick in Zweifel sein kann, wohin jede Türe führen müsse. Für den inneren Ausbau der Häuser haben die großen Bauunternehmer eigene Fabriken, in denen alle Holz- und Metallarbeit im großen und vortrefflich gemacht wird. Das Holz zu Türen, zu Treppengeländern, Böden, Fenstern usw. wird mit Dampfsägen und Hobeln bearbeitet und Tausende von jedem Gegenstande in ganz gleicher Größe und Beschaffenheit angefertigt; so mit Schlössern, Angeln, Schrauben, Türheben, Riegeln aller Art, die je nach Größe und Klassen so gleich hergestellt werden, daß jedes Stück in jedem Hause einer gleichen Klasse ohne weiteres angebracht werden kann. Diese Herstellung im großen mit Maschinen aller Art macht es den großen Bauunternehmern möglich, alle diese Artikel gut und wohlfeil zu geben, neue und bequeme Einrichtungen leicht einzuführen, und man findet auch in den neuen Häusern die Verteilung des Raumes sehr zweckmäßig, die Holz- und Metallarbeit sehr dauerhaft und gut und die Wasserbehälter und Röhren mit größter Sorgfalt und Berechnung der Bequemlichkeit und Reinlichkeit angelegt.

Sobald eine Straße angelegt wird, macht der Bauherr einen Vertrag mit einer der Wasserkompanien, welche die großen Röhren durch die neue Straße legt, und beim Bau jedes Hauses wird am Anfang dafür gesorgt, daß alle Stockwerke mit Hähnen versehen werden, durch welche man eine tatsächlich unbeschränkte Masse von Wasser entweder durch den unmittelbaren Druck aus den Hauptröhren, oder durch einen Behälter oben im Hause, der alle Morgen von den Hauptröhren aus gefüllt wird, abziehen kann. Dieser Überfluß an Wasser ist es vor allem, dem es London verdankt, die gesündeste Stadt in Europa zu sein. Man muß in London gewohnt haben, um zu begreifen, wie groß der Einfluß dieser Wassermasse auf alle Lebensgewohnheiten, auf die Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Gesundheit ist, und um das Grausen zu teilen, mit dem Engländer von dem pestilenzialen Geruch sprechen, der in den Häusern der großen Städte des Kontinents herrsche, den man aber auch in London

in alten und vernachlässigten Quartieren findet, wo ewiges Fieber weilt. Wenn eine Straße fertig ist, so beeilt sich der Unternehmer, die Häuser zu vermieten und womöglich zu verkaufen; denn es liegt ihm vor allem daran, sein Kapital wieder zu erhalten, um dieselbe Arbeit von neuem anzufangen, und gewöhnlich verkauft er sie in nicht langer Zeit, da jeder lieber in einem eigenen Hause wohnt und man wohlfeiler kauft als mietet, weil der Verkäufer ein Häuserhändler und nicht ein Häuservermieter ist, im großen, also wohlfeil, gebaut hat und sein Kapital zu neuen Bauten braucht. Die Bauunternehmer haben im allgemeinen Glück; viele von ihnen haben ein großes Vermögen erworben und die meisten gedeihen, selbst wo sie unter ungünstigeren Bedingungen arbeiten. Es geschieht nämlich bisweilen, daß ein Maurer, ein Tischler und ein Schlosser sich zusammentun, um eine Straße zu bauen, daß sie mehr unternehmen, als ihr Kapital erlaubt und genötigt sind, auf die halbgebaute Straße Geld aufzunehmen; aber auch diese Unternehmungen gedeihen gewöhnlich, wenn sie mit nur gewöhnlichem Verstande in der Wahl der Gegend und der Klasse der Häuser gemacht werden.

Die Folge der großen Freiheit, die man hier im Hausbau genießt, hat einen Wettbewerb herbeigeführt, welcher mit der schnellen Zunahme der Bevölkerung völlig gleichen Schritt hält und die neueren Teile von London zu der schönsten und gesündesten Stadt von der Welt gemacht hat, wo man mehr Raum, breitere Straßen, mehr Bäume und Bequemlichkeit hat als irgendwo, und das alles um einen Preis, der im ganzen die Hälfte von dem nicht überschreitet, was man in Wien und Paris für ungesündere Logis bezahlt. Da die Stadt sich nicht in die Bauten gemischt hat, so entgeht sie aller der Gewalttätigkeit und Verschwendung, die man in Paris sieht. Sie bricht nicht selbst neue Straßen durch und braucht die Leute nicht zu zwingen, ihre Häuser deshalb zu verkaufen; sie hat keine Schulden und daher keine Nötigung, sie zu bezahlen und das Leben zu verteuern, und die Folge ist, daß das Leben in London sehr beträchtlich wohlfeiler ist als in Paris. Wir sprechen hier von allem, was wirklich zum Leben nötig ist, von Wohnung, Feuerung, Nahrung, Kleidung und Bedienung, und wenn das Leben in London wirklich teuer und zwar viel teurer ist als in Paris oder Wien, so kommt dies einzig von dem größeren Luxus her, den der allgemeine Reichtum eingeführt und so allgemein gemacht hat, daß ihm auch die nicht entgehen können, die ihn gern entbehren und deren Mittel ihn schwer erlauben. In reichen Häusern in der Stadt und auf dem Lande herrscht eine geradezu ausgesuchte Pracht hinsichtlich der Pferde und Wagen, der Möbel, der Bedienung, des Essens bis zur Abgeschmacktheit, und dieses Beispiel wird von Stufe zu Stufe herab soviel als möglich nachgeahmt, so daß nach und nach die Bedürfnisse und Gewohnheiten von jedermann gesteigert worden sind.

10. Londoner Verkehrsleben.*)

Das Straßenleben der Siebenmillionenstadt ist in den letzten Jahren interessanter, eigenartiger und lehrreicher geworden, als es jemals gewesen, und zwar durch die ungeheuere Vermehrung, Verbesserung und Verbilligung der Verkehrsmittel.

Londons oberirdische Personenbeförderung bildet einen Gegensatz zu derjenigen unserer Großstädte dadurch, daß die Pferdebahnen trotz der bequemen und netten Ausstattung der Wagen und der gleichmäßig ruhigen Fortbewegung nicht zu einem beliebten Verkehrsmittel der besseren Klassen geworden sind. Die auffällige Erscheinung findet ihre Erklärung dadurch, daß man bei Anlage der vielen Pferdebahnlinien eine Störung der vornehmen Equipagen durch die Schienenlegung befürchtete und daher die erste Strecke in einer der vielen Vorstädte Londons ausbaute, die nicht wie die großen Geschäftsstraßen des Westends von allen möglichen anderen Gefährten in jedem Augenblick durcheilt wurde, die jedoch auch nicht so weit vom Mittelpunkt des Geschäftslebens entfernt war, um eine gute Verzinsung des Anlage- und Betriebskapitals von vornherein auszuschließen. Da nun derartige Vorstädte in der Hauptsache von sogenannten „kleinen Leuten“ bewohnt werden, so waren die ersten und zahlreichsten Fahrgäste der Pferdebahn diese kleinen Leute und Arbeiter, die auf dem Wege von und zur Arbeit das neue, billige Beförderungsmittel benutzten. Die Folge davon war, daß die Bewohner der vornehmen Straßen Tramwaylinien mehr abwehrten als erstrebten, da es selbstverständlich ist, daß duftige Frühjahrstoiletten und geschwärzte Arbeitsanzüge nicht recht nebeneinander sich vertragen.

Welche Verkehrsmittel sich der größten Beliebtheit erfreuen, lehrt ein Gang durch eine der Hauptstraßen zwischen morgens 8 Uhr und Mitternacht: es sind die Omnibusse und die Cabs, die mit den Omnibussen und Droschken anderer Großstädte fast nur die fortbewegende Kraft — das Pferd — gemein haben.

Der Omnibus ist ein zierlicher und doch — man denke an die englischen Fahrräder — ungemein festgebauter Wagen; seine Seitenflächen zeigen große Spiegelscheiben, sein Fassungsraum ist auf 12 Fahrgäste im Innern und 14 auf den unbedeckten Außensitzen berechnet. Große Aufschriften an den Außenwänden kennzeichnen das Woher und Wohin, im Innenraum aufgehängte Tafeln die Fahrtaxe, welche der Schaffner während oder am Ende der Fahrt erhebt. Er verläßt seinen Platz auf dem Trittbrett nie, da er fortwährend nach Fahrgästen auslugt und beim Herannahen durch Pfiff oder Glockensignal den Kutscher verständigt, der auf hohem Sitz, mit grauem oder schwarzem Zylinder, feinen Glacés und der

*) Quelle: Otto Waldau, Londoner Verkehrsmittel. Universum VI, 14.

Blume im Knopfloch geschmückt, seine kräftigen Rosse antreibt; seine wohlgenährte Person mit dem geröteten Gesicht sticht lebhaft ab gegen den jugendlichen, unbärtigen, schmächtigen Schaffner in seiner sehr bescheidenen Kleidung; denn Uniformen gibt es für seinen Stand in England nicht. Ein „Bus“ folgt dem anderen auf dem Fuße, und doch sind alle besetzt; es kommt dies nicht bloß von der bequemen Einrichtung der Wagen, auch nicht allein von dem Penny-Tarif (ein Penny = etwa 10 Pfennig), sondern vor allem auch daher, daß bei den Ausdehnungen der Weltstadt das Einhergehen auf Schusters Rappen bei Geschäftsgängen wahrlich nicht lohnt, und daß die Anfangs- und Endpunkte der einzelnen Fahrstrecken wie ihr Anschluß vorzüglich geordnet sind. Fortwährend sinnen die Gesellschaften auf Verbesserungen und größere Bequemlichkeiten des fahrenden Publikums, das sich aus allen Gesellschaftsklassen zusammensetzt. Während früher die fast ein Stockwerk hohen Außensitze auf einer eisernen Leiter nur vom starken Geschlecht erklettert werden konnten und in der Richtung der Längenachse des Wagens mit der Rückenlehne gegeneinanderstießen, führt jetzt eine bequeme Wendeltreppe zu den in der Richtung der Querachse aufgestellten Gartenbänken, die nun auch von den jungen Damen fleißig benutzt werden. Und in der Tat — schöner läßt sich das Straßentreiben kaum beobachten als auf diesen Sitzen. Um die Männer für den Verlust eines bis dahin genossenen Vorrechts zu entschädigen, haben die Fahrgesellschaften Rauchsalon-Omnibusse („saloon smoking cars“) eingerichtet, die Automaten enthalten, gefüllt mit Zigarren, Tabak, Zigaretten und auch die wichtigsten Tagesblätter für leselustige Herren bereit halten. Auch des Abends braucht der Leser das Auge nicht übermäßig anzustrengen, da die Öllampe durch Gaslicht und durch Glühlampe ersetzt worden ist. Nach dem Grundsatze: „Die Menge muß es bringen,“ hat man nicht bloß mit großem finanziellen Erfolge die Penny-Taxe durchgeführt, sondern einige Gesellschaften lassen zwischen den Themsebrücken und den Hauptbahnhöfen einerseits und den wichtigsten Kreuzungspunkten der Stadt andererseits Omnibusse ohne Kondukteure verkehren, welche für einen halben Penny ihre Fahrgäste befördern; diese werfen die Kupfermünze in einen für diesen Zweck geeigneten Kassenapparat, der vom Kutscher geregelt werden kann.

Wie der wortkarge Bewohner Albions den Omnibus als „Bus“ bezeichnet, so die Kabriolets als „Cabs“; ist jener das beliebteste Beförderungsmittel der Massen, so sind diese das für den Einzelnen. Nur soll man, wenn man das Wort „Cabs“ hört, nicht an jene vierrädrigen Marterkasten denken, die an den Eisenbahnstationen und an bestimmten Haltestellen der Riesenstadt ihre Fahrgäste erwarten; wer nicht Gepäck zu befördern hat, benutzt sie auf keinen Fall. Nein, die „Cabs“ par excellence sind jene zweirädrigen Gefährte, die man in London unter dem Sondernamen „Hansoms“ kennt. Der Kutscherbock ist hinter dem Rücken des Fahrgastes

angebracht; von hier aus treibt der Kutscher sein Tier auch durch die engsten Straßen und das größte Gewühl von Menschen und Wagen mit Sicherheit und Schnelligkeit. Da es gegen 15000 Cabs zu jeder Tageszeit auf den Straßen gibt, so begegnet man dem „Cabman" auf jedem Schritt; ist er nicht in Anspruch genommen, so stehen die Türen seines Gefährtes offen, gleichviel ob er am Halteplatz sich befindet oder im Schritt durch die Straßen fährt; er liest's jedem vom Gesicht ab, ob er einen Wagen sucht oder nicht. Durch das Schiebfenster im Wagendache erfragt der auf hohem Sitze thronende Rosselenker das Ziel des eingestiegenen Fahrgastes, und in raschester Gangart geht's von dannen; doch weiß er mit feinem Instinkt zu beschleunigen oder zu hemmen, je nachdem der Weg über Asphalt- oder Granit- oder Holzwürfelpflaster führt. Für einen Schilling (ungefähr eine Mark) legt er große Strecken zurück; kein Wunder, daß die „Cabs", welche jetzt bequem Sitzplatz für zwei Personen bieten und auf Gummirädern geräuschlos und sanft durch die Straßen fliegen, das begehrteste Verkehrsmittel Londons sind; haben sie doch außer der Beleuchtung durch eine Leselampe auch Streichholzbehälter und Zeitung, um den Komfort den Umständen nach aufs höchste zu steigern. Die Zahlen, die den Verkehr der Weltstadt darstellen, erfüllen mit Staunen. Sie können natürlich nicht vollständig sein und die hier angeführten beziehen sich nur auf die wichtigsten Omnibus- und Eisenbahngesellschaften. Die Eisenbahn beförderte 1905 298638750 Passagiere, die Tramways 433731880, die Omnibusse 288965214; das sind zusammen 1021335844 Passagiere. Man kann also im allgemeinen sagen, daß jeder Einwohner von London 200mal im Jahre eines der öffentlichen Transportmittel benutzt hat.

Das unterirdische London umfaßt außer den Gas-, Wasser-, pneumatischen Briefröhren, Kabeln und Kloaken vor allem die Untergrundbahnen, die großartigste Anlage moderner Zeit.*) Als der Raum für neue Verkehrswege und Verkehrsmittel (für Omnibusse, Mietwagen, Trambahnen, Stadtbahnen, Dampfboote) über der Erde nicht mehr ausreichen wollte für die rasch wachsende Bevölkerung, erschloß man dem Verkehre unter der Erde neue Wege, unterirdische Bahntunnel. Freilich mußte diese Anlage kostspielig werden, einmal wegen der langwierigen Ausschachtungsarbeiten und sodann auch deshalb, weil eine gewaltige Anzahl von Gebäuden, viel Grund und Boden angekauft oder gerichtlich enteignet werden mußte. Noch heute spielen Prozesse zwischen der Unternehmerin, der Metropolitan Railway Company, und gewissen Privatbesitzern, welche die Preise ihrer Grundstücke dermaßen hoch schraubten, daß die Gesellschaft ohne weiteres auf Grund des Gesetzes Besitz ergriff und den Privaten die gerichtliche Geltendmachung ihrer Ansprüche über-

*) Quelle: Leop. Katscher, Bilder aus dem englischen Leben. 2. Aufl. Leipzig 1884 (W. Friedrich) und teilweise Brockhaus' Konversationslexikon. Bd. 11.

ließ. Man konnte nur mit äußerster Vorsicht bohren und ausschachten, damit man nicht etwa durch Unvorsichtigkeit schon vorhandene Röhrennetze zerstörte. Da mußten Bäche und Kanäle seitwärts geleitet, Röhren verlegt, Leitungen vermieden werden. Der unterirdisch fließende, stromartige Flutgraben (fleet ditch), der „Styx von London", mußte da, wo die Bahn ihn berührte, vollständig mit einer ungeheuren Eisenröhre umgeben werden, damit er durch sein plötzliches, oft 2 m erreichendes Steigen nicht die Bahn und die Bahnhöfe gefährde. Denn gerade dort, wo der King's Cross, die wichtigste Station der ganzen unterirdischen Strecke, zu stehen kommen sollte, gebärdete er sich am drohendsten. Um die eiserne Umhüllung zu legen, mußten an dieser Stelle zahlreiche, einander ablösende Arbeiter fast 14 Tage lang ununterbrochen in Nässe und Sumpf arbeiten, so daß ihnen die Stiefel in Wirklichkeit von den verschwollenen Füßen geschnitten werden mußten, und doch mußte die Arbeit in dieser Weise betrieben werden, um Überschwemmungen der Tunnels zu verhüten. Aus allen diesen Umständen erklärt sich der Preis von 23247000 Mark für 1 km des Innenringes. — Wiewohl die Untergrundbahn, die auch unter der Themse nach der Südstadt sich fortsetzt, in den Händen dreier Gesellschaften ist, ist doch der Betrieb gemeinsam, das Ineinandergreifen vollständig; ja gewisse Gesellschaften, die in London oberirdische Bahnen besitzen, haben nach ihren Hauptbahnhöfen besondere Verbindungsgleise legen lassen.

Diese Bahnhöfe der Underground Railway bestehen aus ober- und unterirdischem Bau. Der erstere ist von der Straße aus zugänglich, an Aufschriften und Bauart leicht erkenntlich. Er enthält die Schalter, wo man die Fahrkarten der drei Wagenklassen lösen kann, meist auch ein Büfett oder Restaurant. Besonders erwähnenswert sind die „parly tickets", d. h. die parlamentarischen Fahrkarten. Das Parlament knüpfte nämlich an die Erteilung der Erlaubnis die Bedingung, daß die Kompanie Arbeiterzüge zu ermäßigten Preisen einrichte. Die Gesellschaft gibt jedoch zu jedem Zuge solche Fahrkarten (mit 50—70 % Ermäßigung) aus, und da nicht jedem der Arbeiter an die Stirn geschrieben ist, so wird davon ausgiebigster Gebrauch gemacht. Ohnehin sind die Fahrkartenpreise sehr niedrig, so daß die unterirdische Bahn ein sehr gesuchtes Verkehrsmittel ist. Mit der Fahrkarte in der Hand steigt man die Treppen zum unterirdischen Bahnhof hinab, der meist nur Perrons umfaßt. Diese unterirdischen Räume sind entweder Tunnels und dann mit Gas oder elektrischem Licht erleuchtet, oder hohe Räume mit Oberlicht. Der Aufsichtsbeamte durchlocht die Fahrkarte und gibt Weisungen, wo man sich aufzustellen habe. Denn die drei Wagenklassen folgen genau hintereinander, und außerdem muß man genau den Perron kennen, wo man Aufstellung zu nehmen hat, da jede Fahrrichtung ihren besonderen Perron und ihr besonderes Geleis besitzt. An den Laternenglocken, an großen blauen Holztafeln sind die Stationsnamen zu lesen. Man setzt sich bis zur Ankunft des Zugs auf

eine der Bänke nieder und studiert an den Wänden die blechernen, hölzernen und pappenen Plakate. Doch hat man nicht lange Zeit Umschau zu halten, da die Züge in Zwischenpausen von 2, 3 bis 5 Minuten abgehen. Schnell kommt der Zug angebraust; da gilt es, rasch heraus- und hineinzuspringen, da nur eine halbe Minute gehalten wird. Das Öffnen der Wagen besorgen die Aussteigenden, das Schließen die Schaffner. Der lange Zug fliegt weiter. Der Zug braust mit einer Geschwindigkeit von 75 km die Stunde dahin; trotzdem kann man diese nicht als übertrieben, die Sicherheit außer acht lassend bezeichnen, da jede Fahrrichtung ihr bestimmtes, gesondertes Gleis hat. Wie eine Erscheinung aus dem Märchen berührt es, wenn ein anderer erleuchteter Zug in der entgegengesetzten Fahrrichtung an uns vorüberfliegt. Das Getöse in diesen Tunnels war zur Zeit des Dampfbetriebs entsetzlich, der Kohlenrauch für das Atmen sehr beschwerlich. Im Jahre 1906 ist der elektrische Betrieb eingeführt worden, wodurch die Benutzung der Underground Railway viel angenehmer geworden ist, da die Rauchbelästigung fortfällt; auch die Erschütterungen sind jetzt geringer geworden als bei den Dampfbahnen, die wiederholt an den Häusern Beschädigungen erzeugten. Merkwürdig berührt es, daß auch die Wagenwände allseitig beklebt sind mit Plakaten, desgleichen jede Wand, wo der Zug einmal ohne Tunnel unter freiem Himmel dahinfährt. Ist man am Ziele, so springt man heraus, steigt die Treppe hinauf nach der Oberwelt und überreicht dem Kontrolleur die benutzte Fahrkarte.

Die alten Untergrundbahnen sind in drei Ringen in der Nordstadt gebaut. In den letzten Jahren sind eine Reihe von elektrischen Untergrundlinien (tubs) mit ungeheuren Kosten erbaut worden, die strahlenförmig (auch unter die Themse hinweg) aus den Vorstädten in die City führen, ohne daß man merkt, daß der Verkehr auf den zahllosen oberirdischen Vollbahn- oder Tramlinien schwächer geworden wäre.

11. Der Engländer in seiner Häuslichkeit.

In den Ländern, wo Germanen mit Slawen untermischt sich niedergelassen haben, wie namentlich in Sachsen, hat man die Bemerkung gemacht, daß bei den slawischen Völkerschaften neben der Rundlingsform der Dörfer die Verteilung der Ländereien sich wesentlich von den germanischen Ansiedelungen unterscheidet. Der Slawe liebt das Zusammensein, die Gemeinschaft; der Germane das Alleinsein. Ihm ist eine Hofreithe lieber als der Schutz, die Sicherheit und das gesellige Vergnügen, das er als Mitglied einer Dorfgemeinde findet. Bei ihren Wanderungen besetzten die Deutschen überhaupt gewöhnlich nicht zusammenhängende Ländereien in Masse, sondern ließen sich einzeln und zerstreut nieder, und noch immer gibt es in Schwaben und Niedersachsen Bezirke, wo

die Bevölkerung großenteils auf einzeln stehenden Höfen lebt, wobei ich nur an den von Immermann so meisterhaft gezeichneten westfälischen Hofschulzen erinnern will. Zäh und ein Freund der harten Arbeit, empfand und empfindet der Deutsche gar keinen Widerwillen gegen die abgeschlossene Lebensweise; sein Acker und seine Familie genügen ihm vollkommen. Schon Tacitus bemerkt von unseren Voreltern: „Von den germanischen Völkerschaften ist es hinlänglich bekannt, daß sie keine Städte bewohnen, ja nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze unter sich dulden; sie bauen sich abgesondert und zerstreut an, wie ihnen eben der Quell, die Flur, der Hain zusagte.“ Dem Römer, dem der alte Kunstfleiß der Griechen, der gartenmäßige Landbau des Italikers bekannt waren, mußte es auffallen, wie wenig Sorgfalt und Nachdruck der Germane auf die Bearbeitung der besseren Bodenteile, die gegen die undurchdringlichen Wälder und Sümpfe Germaniens gewaltig abstachen, verwendete. Gleichwohl waren es germanische Kolonisten, welche in dem sinkenden römischen Reiche beides, seine verödeten Fluren anbauen und die Reihen seiner Heere ergänzen sollten. Ackerbau und Viehzucht waren von Hause aus das eigentliche Gewerbe der Germanen. Der germanische Staat ist auf den Agrarverhältnissen aufgebaut; die geordnete Benutzung der Mark, sowohl der wechselnden in Höfe geteilten Ackerflur, als der unterschiedslosen Nutzung der Almende war die Hauptsache.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des bei weitem größten Teiles der großbritannischen Inseln, ihr mildes Klima, die alle Arten der Vegetation fördernde Feuchtigkeit der Luft, machten ihre Bewohner von den ältesten Zeiten an zu einem ackerbautreibenden Volk, dessen Zahl vom Mittelalter bis in die neueren Zeiten nur sehr allmählich wuchs. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus war die Volkszahl nicht viel höher als auf sieben Millionen gestiegen. Unter Heinrich VII. und VIII. nahm England so gut wie gar keinen Teil an den amerikanischen Entdeckungs- und Eroberungsreisen; Heinrich VIII. bediente sich zu Seefahrten gemieteter Schiffe. Obwohl unter Cromwell, durch die Eroberung Jamaikas, der englische Handel sich erweiterte, blieb doch der größte Teil des Weltverkehrs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den Händen der Holländer. Der Engländer blieb bis dahin der altsächsischen Sitte des Ackerbaus treu.

Wir haben etwas weit ausgeholt, um den Engländer in seinem Hauswesen kennen zu lernen; gewiß nicht mit Unrecht; sein Haus als Inbegriff der Familie ist für ihn das Wichtigste, sozusagen die Summe seines geselligen Daseins, und insofern steht er seinem germanischen Ursprung vielleicht noch näher als der heutige Deutsche. Der Brite legt einen uns anderen fast lächerlich vorkommenden Wert darauf, ein eigenes Haus zu haben und allein zu bewohnen. Daher in London die zahllose Menge von schmalen Häusern, hervorgegangen aus dem Streben nach Alleinsein und Unabhängigkeit.

Äußerlich gleichen sich diese Wohnungen wie ein Ei dem anderen, der Backsteinbau, die Staketeinfassung, die unterirdische Küche, die Tür usw., alles ist nach einem und demselben Muster geformt. Nichts ist langweiliger, unerquicklicher für das Auge als diese Einförmigkeit: allein daran stößt sich der Engländer wenig, wenn er nur Herr, unbeschränkter, durch niemand behelligter Herr in seinem Hause ist.

In der Bequemlichkeit, Vornehmheit und Dauerhaftigkeit der inneren Einrichtung seiner Wohnung übertrifft der Engländer alle anderen Nationen; das Wort „Komfort" hat nur der Engländer, weil er die Sache hat. So unansehnlich in der Regel selbst die Wohnungen reicher Leute von außen erscheinen, so reich, glänzend, ja prachtvoll ist die innere Ausstattung. Was der Bequemlichkeit und dem Behagen dient, ist mit verschwenderischer Hand angebracht, und diese Sorgfalt erstreckt sich auf die geringfügigsten Gegenstände des Hausbedarfs, die man sonst keiner Beachtung für wert hält. Im englischen Hause fehlt es nicht an Teppichen, an glänzender Beleuchtung, trefflicher Küche, reich besetztem Keller, massivem Silbergeschirr; am vollkommensten aber ist das Schlafzimmer ausgestattet, das jedem Bedürfnis mit der größten Freigebigkeit entgegenkommt. An schön gebundenen Büchern und an oft sehr wertvollen Kunstgegenständen ist kein Mangel. Was Wunder, daß der Brite gern zu Hause ist, seine Häuslichkeit über alles liebt und in Ehren hält! Es hat dies den unschätzbaren Gewinn, daß auf diesem sicheren Grunde echtes Familienleben erwächst. Gibt es natürlich auch viele Ausnahmen, so wird man doch in den bei weitem meisten Fällen sagen müssen, daß der Brite ein echter Familienmensch ist. Eine Sommerreise, einen Ausflug nach dem Festlande abgerechnet, weilt er fast beständig im Schoße seiner Familie und nimmt an öffentlichen Vergnügungen ohne Zweifel weniger teil als der Franzose. Treue, liebevolle Anhänglichkeit unter Familiengliedern trifft man dort allenthalben, und was noch mehr wiegt, sehr oft auch jene sittliche Achtung, welche die Eltern den Kindern erweisen. Dadurch mag es erklärlich werden, warum man in England so viele ganze Männer und Frauen findet. Man sieht wohl auf Reisen Väter ihren noch nicht ganz erwachsenen Töchtern mit einer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit begegnen, die man bei uns bloß von Verlobten erwartet. Um so weniger läuft die elterliche Liebe Gefahr, in blinde Affenliebe auszuarten; sie trägt durchaus einen würdigen Charakter und flößt den Kindern schon von frühester Jugend an jenes Gefühl von Selbständigkeit und Selbstachtung ein, das fest ins Leben hinaustritt. Im Hause wie in der Schule ist die Erziehung die Hauptsache — denn diese bezweckt die Bildung des Charakters — der Unterricht mehr nur Nebensache, und wenn daher die englischen Unterrichtsanstalten in betreff der Kenntnisse mit den deutschen nicht entfernt den Vergleich aushalten können, so sind sie den unsrigen in den erzieherischen Leistungen überlegen.

Die „Feuerseite“ des englischen Familienzimmers, wie sie den Sinn für Häuslichkeit weckt und pflegt, so ist sie auch ganz besonders geeignet, durch das gesellige Mittel des Gesprächs die jüngeren Familienglieder zu erziehen und zu bilden. Die englische Geselligkeit ist ihrem Grundwesen nach eine häusliche, weshalb der Engländer so oft im Gespräch jene liebenswürdige Offenheit und Geradheit entfaltet, die er im Kreise der Seinigen sich aneignet. Wer einen so überaus großen Wert auf das Familienleben legt, wie der Brite, dem kann es nicht gleichgültig sein, die Umzäunung seines Familienglücks gewaltsam durchbrochen, die makellose Feuerseite verunreinigt zu sehen. Es ist ganz gewiß, daß in England Empfehlungsbriefe sehr oft den erwarteten Erfolg nicht haben, daß der Engländer ungastlich erscheint, indem er die Schwelle seines Hauses nicht den ersten besten überschreiten läßt, selbst wenn es dieser seinem inneren Werte nach vollkommen verdienen sollte.

Das zeigt nur so viel, daß der Engländer jene Gutmütigkeit nicht kennt, die in einem Empfehlungsschreiben schon den Schlüssel erblickt, der das Heiligtum des Familienkreises aufschließt. Der Engländer empfängt nur den, von dem er die feste Überzeugung hat, daß er dasselbe Vertrauen in ihn setzen kann, wie in ein Mitglied der Familie oder in einen langjährigen Hausfreund. Der einmal Zugelassene genießt dann aber auch alles Recht der innigsten Freundschaft, und man begreift, daß ein solches Vertrauen nicht um den Preis eines gewöhnlichen Empfehlungsbriefes erkauft wird. Englische Sitte schreibt vor, gegen Unbekannte ein gemessenes Betragen zu beobachten und auf sie ohne vorausgegangene Einführung wenig oder gar keine Rücksicht zu nehmen. Ist aber ein Fremder von guter Hand empfohlen und weiß er sich als Mann von Bildung und Erziehung zu betragen, so darf er darauf rechnen, als Freund des Hauses angesehen und mit Zuvorkommenheit, Höflichkeit und Herzlichkeit behandelt zu werden.

Nur darum herrscht in England zwischen den Unverheirateten beiderlei Geschlechts eine Freiheit und Natürlichkeit des Verkehrs, wie wohl nirgend sonst: die Eltern rechnen mit der verdachtlosesten Zuversicht auf die vollkommenste Ehrenhaftigkeit der Eingeführten, versehen sich von ihrer Seite der Beobachtung eines durchaus rücksichtsvollen Betragens und erwarten, daß sie auch nicht um eines Haares Breite die Grenzen der Schicklichkeit und des Zartsinnes überschreiten. Es liegt auf der Hand, daß ein derartiges Verhältnis zwar nicht der gelehrten Schulbildung, wohl aber der Charakterbildung der britischen Frau ungemein zu statten kommt. Die Britin besitzt, außer einem feinen Gefühl für das Schickliche und einem geübten Sinn für die praktischen Verhältnisse des Lebens, einen tiefliegenden romantischen Zug des Charakters, der wohl bisweilen zu Übereilungen und Fehltritten verleitet, viel häufiger aber zur Quelle der edelmütigsten Handlungen und der hingebendsten Aufopferung wird.

Eine Erziehung, die es sich zur wesentlichen Aufgabe macht, in dem Kinde das Gefühl eigener Würde und Liebe zur Unabhängigkeit möglichst stark zu entwickeln und selbständige Menschen zu bilden, muß auch der Liebe und Ehre ihre ganze sittliche Würde und Freiheit lassen, daher die Eltern so rücksichtsvoll und zart bei den Heiraten ihrer Kinder sich zeigen, persönlicher Neigung einen so großen Spielraum gestatten, und in die persönlichste aller Angelegenheiten so wenig als möglich sich einmischen. Das englische Mädchen folgt ihrer Neigung auf eigene Verantwortlichkeit, und trifft den Mann ihrer Wahl ein harter Schlag des Schicksals, so erprobt sich die wahre Liebe, die Stärke des Charakters, die uneigennützige Gesinnung, die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der Gattin im glänzendsten Lichte.

In einem solchen häuslichen Kreise muß auch der Fremde sich wohl fühlen. Wo immer nur ein Dienst, eine Gefälligkeit zu erweisen ist, hält der Engländer sich nicht bloß bereit, sondern für verpflichtet dazu; die kostbarste Zeit ist ihm nicht zu teuer, um etwas zur Belehrung und Erheiterung beizutragen, und dieser Eifer, anstatt mit der Zeit zu erkalten, erhält sich ungeschwächt. Bekanntschaften, die man in England gemacht, dauern selbst in der Ferne jahrzehntelang mit der alten Innigkeit fort.

Indem der Engländer sich abschließt, gewinnt er die Mittel, in seinen Kreisen mit ungeschwächter Kraft zu wirken. Wie der englische Boden, so ist das englische Leben, zumal die englische Gesellschaft, von allen Seiten e i n g e h e g t. Diese Umzäunung (fencing) erstreckt sich selbst auf die Wirtshäuser, weil der Brite seine Häuslichkeit so über alles hochachtet, daß er wenigstens ein Abbild davon auch außerhalb seiner eigenen vier Wände haben will. Ein Wirtstisch, an dem sich Leute ohne Unterschied zu geselligem Verkehr versammeln, die sich in ihrem Leben nie zuvor gesehen haben, ist dem Engländer ein Greuel, ein Unbegreifliches. Gemeinschaft des Unbekannten versteht er nicht, und selbst wenn er betet, beansprucht er für sich und die Seinigen einen besonderen Kirchenstuhl — eine Art kirchlichen Komforts.

12. Die englischen Parks und Landhäuser.*)

Der Engländer liebt den Landaufenthalt über alles und sucht ihn so oft als möglich. Reiche Edelleute, Kaufleute oder Industrielle schaffen sich einen Landsitz nach ihrem Sinne und Geschmack. Obst- und Gemüsegärten und Treibhäuser liegen mit allen zur inneren Landwirtschaft gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch allerlei Vorkehrungen dem

*) Reise durch England und Schottland von Johanna Schopenhauer.

Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, welche der Engländer eigentlich Gärten (gardens) nennt, die aber nicht mit zum Park im engeren Sinne gerechnet werden. Auch der Blumengarten, ebenfalls in der Nähe des Herrenhauses, wird nicht zum Park im engeren Sinne gezählt. Dieser vorzugsweise zu Spaziergängen bestimmte Teil, pleasure-ground genannt, hat am meisten Ähnlichkeit mit unseren deutschen Parks; man trifft da geschmackvolle Blumenbeete, Gänge, die sich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinschlängeln; Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektonischen Reichtum der neueren Gartenkunst. Hier blühen und grünen die vielen einheimischen Gesträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die stark genug sind, den Winter im Freien zu ertragen. Obstbäume sind aus dem pleasure-ground verbannt.

Der eigentliche Park umfaßt die zum Wohnhaus oder Schloß gehörigen Ländereien, zu seinem Bereich gehören Äcker und Wiesen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchschnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren; auch einzelne Wirtschaftsgebäude stellen sich hier und da dem Auge dar, von gefälliger, aber doch ihre Bestimmung andeutender Form. Der unvergleichlich schöne Rasen, den England überall seinem feuchten Seeklima verdankt, dann die prächtigen Bäume, vornehmlich Eichen und Buchen, überall in Gruppen verteilt, bilden eine Hauptzierde der englischen Parks. Enge, durch dichte Schatten und Gebüsche sich hinschlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch große Gehölze sind, wie überall in England, selten. Ein viele Quadratkilometer großer Wald, wie der in seiner Art einzige von Fontainebleau, ist in ganz England nicht zu finden. Man möchte sagen, es fehle Schatten, wenn nicht gerade in diesem Lande, wo bei sehr milder Luft dennoch die Sonne selten recht heiß und hell scheint, der Schatten entbehrlicher wäre als anderswo. Dagegen darf es an Wasser nie fehlen. Künstliche Wasserfälle kennt man nicht, und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß oder nur ein Bach in der Nähe einer solchen Besitzung, so muß er, wenn auch mit großen Kosten herbeigeführt, sich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchschlängeln. Fehlt es an lebendigem Wasser, so sucht man wenigstens einem stehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man gibt ihm eine leichte natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhängendem Gebüsch, wirft schöne Brücken darüber und täuscht so das Auge; oder man verwandelt die Ufer eines Teiches in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Sees; überall strebt man nach dem Natürlich-Schönen und flieht das Gesuchte, Steife.

Die verständige Weise, mit welcher alle Bäume in Rücksicht auf Höhe, Wuchs, dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet sind, gibt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne sich ihn gleich erklären zu können. Alles ist zur schönsten und befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird sogar in Hinsicht

der Entfernung eines Gegenstandes auf die angenehmste Art getäuscht. Die englischen Gärtner sind wahre Landschaftsmaler im großen, ja, wir möchten sie fast für die eigentlichen Künstler der Nation erklären. Jeden Vorteil, den Licht, Schatten und die Regeln der Fernsicht ihnen bieten, wissen sie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei ins Kleinliche zu fallen.

Die Tierwelt vollendet den Reiz dieser lebendigen, zum Gemälde erhobenen Landschaft. Hunderte von halb zahmen Hirschen und Rehen weiden auf den grünsten Wiesen der Welt, mit ihnen die schönsten Pferde, Kühe und Ziegen; besonders in der Nähe des Hauses, wo sich die Wiesen rings umher wie ein weicher grüner Teppich ausbreiten. Die schönen Gestalten dieser Tiere, ihre leichten, freien Bewegungen und ihr Wohlsein geben dem Ganzen einen unbeschreiblichen Reiz.

Der Haupteingang zum Park, ein oft sehr prächtiges Tor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Torhüters und seiner Familie, bei welchem sich jeder Einlaß Begehrende vermittels einer Glocke meldet. Dieses Tor mit seinen Gebäuden, the lodge genannt, ist eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons sind bald in gotischem, bald in ägyptischem Geschmack aufgeführt; sie stellen Türme, griechische Tempel oder auch nur nette Gartenhäuschen vor, je nach dem Geschmack des Erbauers. Immer hat der Torhüter eine freundliche Wohnung darin, mit Küche, Keller und allem, was er bedarf, wohl versehen, und manche angesehene Familie in Deutschland würde zufrieden sein, einen solchen Sommeraufenthalt zu besitzen.

Das Wohnhaus liegt meist auf einer sanften Anhöhe; alle Bäume sind aus seiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hindernis finden. Dennoch ist es nicht heiß in den Zimmern, teils weil es überhaupt in England nicht heiß ist, teils wegen der wenigen Fenster, die aber so verständig angebracht sind, daß jeder Teil des Gebäudes sein hinlängliches Licht hat.

Die äußere Ansicht der englischen Landhäuser ist aus unzähligen Kupferstichen bekannt genug. Selten herrscht ein ganz reiner Geschmack darin, oft sind sie sehr schwer und mit Verzierungen überladen. Die Hauptansicht ist gewöhnlich mit Säulen geziert. Sind diese gleich in ihren Verhältnissen nicht immer die richtigsten, scheinen sie oft müßig da zu stehen, so gewähren sie doch immer ein angenehmes, schattiges Plätzchen vor dem Hause, von welchem man recht behaglich ins Freie über den grünen Wiesenplan hinaussieht. Unter und vor diesen Säulen stehen unzählbare fremde Gesträuche und Blumen in Vasen, teils auf schönen Gestellen übereinander getürmt, teils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet. Die Verschwendung, die man mit diesen Pflanzen treibt, ist unglaublich. Täglich müssen die verblühten hinweggeschafft und andere an ihre Stelle gesetzt werden.

Die innere Einrichtung der Häuser richtet sich hier, wie überall,

nach dem Reichtume und Geschmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem sie entstand. Die meisten Häuser haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Räume im Kellergeschoß, in welchen sich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräte und die Bedientenzimmer befinden. Auch diese sind durchaus gut möbliert, ja die der Haushälterin und des Haushofmeisters (in England butler genannt) sogar herrschaftlich zu nennen, hübsch tapeziert, mit Mahagonimöbeln und guten Fußteppichen versehen. Auch bei den Bedienten wird die englische Sitte beobachtet, daß sie außer ihren Schlafzimmern noch Wohn- und Speisezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerst in eine große, hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Standfiguren, halberhabenen Bildern oder Vasen geziert ist. Zu beiden Seiten liegen die verschiedenen Putz- oder Wohnzimmer; ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren schöne Schränke und zierliche Einbände sie zu einem der stattlichsten Zimmer des Schlosses machen. In vielen Häusern versammelt sich hier die Familie zum Frühstück. Sonst gibt es auch besondere Frühstückszimmer, dazu Arbeits-, Musik-, Gesellschaftszimmer (drawing rooms), Wohnräume (parlours), Speise- und Spielzimmer. Überall vornehme Pracht; Teppiche auf Vorplätzen und Treppen.

Die Möbel stehen durchaus nicht überall an den Wänden, wie es in Deutschland üblich ist. Man liebt es, daß zwischen den Wänden und den Möbeln, die man in den Wohnzimmern gern in der Mitte gruppiert, noch Raum zum Gehen und Stehen bleibt. Schreibtische und Flügel stehen dort, wo das Licht am günstigsten, wo die Schallwirkung am schönsten ist; wo weder die Hitze des Kamins noch der Zug am Fenster lästig wird. Die Kamine sind meist in Marmor aufgeführt oder mit brillantiertem Stahl verziert; Vasen und Lampen prangen auf den Simsen.

Im zweiten Stock liegen die Schlafzimmer, die niemand Fremdes zu sehen bekommt. Es ist englischem Gefühl zuwider, die intimsten Räume der Häuslichkeit fremden Augen auszusetzen. Nichts empört die Engländerin mehr als die Sitte der Französinnen, die ihre Schlafzimmer und Boudoirs zu Empfangszimmern machen.

B. Rheindeltaländer.

1. Die „Niederlande“ an der Nordseeküste. — 2. Der Holländer als Schöpfer seines Landes. — 3. In Nordholland und Amsterdam. — 4. Ebbe und Flut in Seeland. — 5. In Brabant und Flandern.

1. Die „Niederlande“ an der Nordseeküste.*)

Ich bin aus Bremen gebürtig und habe die Sitten und die Denkweise, die Luft und die Natur dieses Weserlandes von Kindheit an eingesogen und mir tiefer angeeignet als die irgend eines anderen Fleckchens Erde — und ich habe in den rheinischen Niederlanden fast kein Verhältnis in Natur- und Kulturwelt beobachtet, das mich nicht an die heimischen Niederlande in irgend einer Weise erinnert hätte.

Hier wie dort dieselben Moor-, Sand- und Heidegegenden, derselbe Mangel an klarem Quellwasser, derselbe Überfluß an salzigem See- und brackigtrübem Flußwasser. Die Torf- und Moorbauern, die Heide- und Marschbauern sind sich überall ähnlich. Schon der Torf, der als vornehmstes Brennmaterial dient, hat bei den Leuten eine Menge ähnlicher Einrichtungen im Hauswesen bedingt. Die Heide bringt überall eine gleichartige Schaf- und Bienenzucht hervor, sowie sie auch sonst den Ackerbau vielfach gleichgestaltet. Der fette Boden, welcher den menschlichen Fleiß so reichlich lohnt, und die Eingriffe der Flüsse und des Meeres, welche das menschliche Eigentum hier überall bedrohen, haben eine hohe und überall ziemlich gleichförmige Kultur in allen niedrigen Marschländern hervorgebracht. Die Erdgeschichte ist an der ganzen nordgermanischen Küste dieselbe. Überall der Dünenkranz, überall, in der Zuidersee, im Dollart, in der Jade, in den verschiedenen nordfriesischen Meerbusen, an der schleswig-holsteinischen Küste — dieselben Einbrüche und Zerstörungen des Ozeans. Überall hat der Mensch durch Dünen und Deiche, durch Polderwirtschaft, durch Kanalisierung und Schleusenanlage, sowie durch künstliche Erhöhung des Landes sich dagegen zu schützen gesucht. Daher von Flandern bis zur Königsau in Jütland überall umdeichte oder umdünte Inseln, ummauerte Meeresküsten und in Erdwälle eingezwängte Flüsse und Kanäle. Am Rheindelta aber ist sowohl der Kampf der größte, als auch der Lohn der reichste gewesen. Daher zeigt sich hier die schönste Entwickelung der ganzen Volkskraft und des überlegenden Verstandes.

Die Naturbilder, welche die Ländergebiete von der Schelde bis zur Königsau dem Maler und Naturfreunde darbieten, sind überall ähnlich: Hier und da große, schöne, fette Weidekoppeln, von herrlichem schwarzweiß geflecktem Rindvieh, von Pferden mit langem Schweife und starken Mähnen, von wolligen Schafen belebt; kleine

*) J. G. Kohl.

und große Flüsse bis an den Rand des Ufers voll Wasser; Schiffe, die auf den Kanälen mitten durch die Wiesen zu segeln scheinen; auf künstlich erhöhtem Boden niedliche, reinliche, einstöckige Häuser von durchweg ziemlich gleicher Bauart. Im Winter und Frühling sieht man Dörfer und Städte, die in den Wasserüberschwemmungen zu ersaufen scheinen; mag es bei Bremen oder bei Emden, bei Rotterdam oder Antwerpen sein, daß die Gewässer ihre künstlichen Gehege durchbrachen. Die Torfmoore, ihre Birkengehölze, ihre wilden Einöden, mit hübsch angebauten Dorf-Oasen unterwebt, bieten sich überall den Menschen dar, und mit diesen verschwistert die Heidegegenden, deren gesellige Kräuter im Sommer lieblich erblühen und ganze weite Landstriche mit Duft und Rosenschimmer füllen, und deren Föhrenwälder und Eichengehölze anmutig-schattende Waldbilder dem einförmigen, ernststimmenden Heideteppich einfügen.

Wie die Anlage des Plans der Landschaft, so ist auch die innere Einrichtung und Bauart der Häuser überall sehr ähnlich. Bei den Landbewohnern sind sie durchweg nur einstöckig. Menschen und Vieh wohnen fast überall unter demselben Dach. Stroh ist die gewöhnliche Bedachung, und die roten Ziegelmauern sind hier überall zu Hause. Die holländischen Fliesenwände findet man bis nach Schleswig hinauf. Und wie in Holland, so sieht man auch im Bremischen und Oldenburgischen die Mosaik bunter, kleiner Rollsteine, mit denen man die Flur des Hauses überzieht, sehr oft.

Selbst Einzelheiten in der Einrichtung des Haushalts, in der Form der Hausgeräte usw. entsprechen einander auffallend. Die dumpfen Schlaflöcher des Landmanns an der Weser, die sogenannten „Dönsen", finden sich ebenso in Holland. Der Herd des Hauses hat hier wie dort dieselbe Einrichtung. Die Hausfrauen in Bremen, Hamburg, Husum usw. halten ebenso auf blankgeputztes Kochgeschirr, mit dem sie ihre Küche prachtvoll ausschmücken, wie die niederländischen Wirtschafterinnen, welche den holländischen Malern die glänzenden Muster von messingenen Schüsseln, kupfernen Kesseln und zinnernen Tellern lieferten. Überhaupt ist Reinlichkeit, Nettigkeit und Ordnung in der Hauswirtschaft überall zu Hause.

Die Ansicht, daß für jede Familie ein eigenes Haus sein müsse, herrscht in Bremen und Hamburg, wie in Amsterdam und Antwerpen. Und die Abneigung, mehrere Familien in einem Hause zusammenzupferchen, hat bewirkt, daß alle diese Städte wie London, wohin jene Ansicht von hier aus verpflanzt wurde, meistens nur aus sehr kleinen Wohngebäuden bestehen und sehr ähnliche Gesichtszüge darbieten. Selbst in Belgien unterscheiden sich die vom niederdeutschen Flamänder und vom romanischen Wallonen bewohnten Ortschaften und Städte dadurch, daß in jenen eine weit geringere Anzahl Einzelwesen auf jedes Haus kommt, als in diesen. Auch das ganze Äußere der Stadt hat viel Ähnliches. In manchen Straßen Hamburgs kann man sich einbilden, man sei in Amsterdam. Man kann sagen, daß es nach Osten bis über die Elbe hinaus eine Menge

kleiner Amsterdams gibt, die ebenso wie ihr Urbild von Kanälen durchschnitten sind und deren Straßen einen ganz ähnlichen Anblick gewähren. Glückstadt in Holstein ist noch so ein Klein-Amsterdam im Nordosten.

Die Natur hat diese nordgermanischen Niederungen nicht mit so mannigfaltigen Arten von Pflanzen, Kräutern, Blumen und Gesträuchen erfüllt, wie die Wälder und Täler des mittleren oder oberen Germaniens. Gräser und Heidekräuter leben in diesem Flachlande in einförmiger Geselligkeit. Dagegen hat überall der Mensch sich bemüht, rings um sich her mit Fleiß und Kunst reichen Baumwuchs und Blumenflor zu versammeln, in Gewächshäusern, Gärten und auf den Äckern ihre Gattungen zu vermehren und sie zu einer besonderen Vollkommenheit zu bringen. Man findet überall in den Dörfern an der Weser, Ems, Elbe ein gutes Stück von der berühmten holländischen Blumen- und Obstbaumzucht wieder. Auch blühen hier und dort fast dieselben Gattungen von Bäumen und Blumen. Die Gärten sind überall nach demselben Plan angelegt und mit derselben Nettigkeit gehalten. Die Obstgärten der Vierlande an der Elbe bei Hamburg liefern fast ebenso vollkommene und zarte Früchte als die bei Amsterdam. Auch halten die wohlhabenden Kaufleute in jeder niederdeutschen Stadt mit derselben leidenschaftlichen Liebhaberei auf eine anmutige Zimmerflora in ihren engen Häusern wie die von Haarlem und Alkmaar. Haarlemer Tulpen- und Hyazinthenzwiebeln werden im Winter an allen Fenstern der Häuser von Emden, Hamburg und Bremen mit derselben Sorgfalt gepflegt wie in ihrem Vaterlande.

Wenn Hamburger, Bremer und Oldenburger Maler uns nicht eben solche Winterlandschaften, solche Schnee- und Eisszenen geliefert haben, wie die holländischen Landschafter, so ist der Grund anderswo zu suchen als in einem Mangel an Gelegenheit. Denn die Wiesen werden im Nordwesten von Deutschland im Winter ebenso überschwemmt wie an der Ijssel, Merwe und Waal und überfrieren hier wie dort mit einem ebenso glatten und blanken Eisspiegel, der oft in weite Fernen reicht. Nur die auf erhöhtem Boden gebauten Dörfer ragen daraus hervor, und die ganze Fläche belebt sich mit beschlittschuhten Menschengruppen, die beflügelten Schrittes dahingleiten. Nirgends sonst ist die Natur einer untadeligen Eisfläche so günstig wie hier. Im Nordosten von Deutschland machen die kalten Stürme und der viele Schnee die Eisfläche rauh, in der gebirgigen Mitte und im Süden bieten sich nicht solche bequeme Flächen überall dar. Die Eislaufkünste werden daher auch ebenso eifrig betrieben wie in Holland; wie dort, kommen hier und da selbst Weiber auf Schiebschlitten oder Schlittschuhen zu Markte, und die Wintervergnügungen sind hier wie dort dieselben. Klopstock mußte erst aus den Harzgegenden in die deutschen Niederlande der unteren Elbe kommen, um von Begeisterung für den Schlittschuhlauf erfaßt zu werden und ihn in seinem „Eislauf“ poetisch ebenso zu ver-

herrlichen, wie dies die niederländischen Maler auf vielen Gemälden getan haben. Und wie diese winterlichen Natureindrücke, so sind auch die Frühlings- und Sommerbilder und ebenso die Herbstansichten in dem ganzen Landstrich, von dem wir reden, äußerst ähnlich.

Wie die Holländer in die Handelsbewegung der deutschen Hansa hineingezogen wurden, so wurden später die Deutschen in die holländischen Handelsunternehmungen verflochten. Die Gegenstände des Handels sind der geographischen Lage zufolge in den norddeutschen wie in den holländischen Handelsstädten fast immer dieselben gewesen, und schon daraus mußte manches Gemeinsame in dem Betrieb des Handels hervorgehen. Dieselben Schiffsformen, derselbe Charakter des Schiffsvolks, dieselbe Art in der Leitung der Schiffe herrschen von Flandern bis nach Nordfriesland in Schleswig-Holstein hin. An dem berühmten Heringsfang und an den Waljagden der Holländer nehmen auch die Nordwestdeutschen teil, und Heringsbuisen gibt es so gut in Bremen, Emden, Hamburg wie in Rotterdam und Scheveningen. Überall an der germanischen Küste des Nordmeeres spürt man Trangeruch und sieht man Walknochen. (Borkum z. B.!) Und wenn wir keine holsteinische, keine stadische oder jeversche Malerschule haben, welche den „Blankeneser Schellfischfänger", den „Helgoländer Hummerjäger", die „Hamburger Ewer, die Smack- und Heringsbuise", sowie Bremerhaven- und Fischmarktansichten, Nordseestürme und Ebbe- und Flutbilder mit Hilfe von Pinsel und Farbe ebenso verherrlichten, wie der holländische Backhuysen und dessen Schüler dies getan haben: so ist die Ursache davon nicht sowohl in einer gewissen Verschiedenheit der Entwickelung und Richtung der Tätigkeit der Leute zu suchen,*) die neben aller Gleichartigkeit ihrer Naturanlagen bestand. Heine hat die Nordsee besungen, so wie Klopstock den Eislauf; auch Voß hat uns in schöner Rede manches Nordseebild gemalt. Vielleicht, daß die Deutschen mehr in dem Worte darzustellen geneigt waren, was die Niederländer uns auf der Leinwand gaben.

Der Volkswitz, das Temperament, der Volksaberglaube, die Art der poetischen Anschauung sind bei dem niederdeutschen gemeinen Mann ganz dieselben wie in Holland und Flandern. Der Volkswitz hat überall denselben Anstrich von derbem, launigem Humor. Die flandrischen und holländischen Volkslieder tragen ganz dasselbe Gepräge wie die, welche Voß, Grimm u. a. uns aus den Elbe- und Wesergegenden gesammelt haben. Ja, auch die Musik und Gesangweise ist von der Lüneburger Heide bis zu den Scheldegegenden bei Antwerpen und Gent auffallend ähnlich. Ich hörte die Brügger und Genter Spitzenklöpplerinnen oft Lieder singen, die mich mit einem Zauberschlag in die Mitte meiner Heimat, ins Land der

*) Die Blüte bürgerlicher Freiheit und des Kulturlebens überhaupt, wie sie in den Niederlanden hervortrat, erinnert an die mit dem Flor der italienischen Freistädte hervortretende schöne Blüte von Kunst und Wissenschaft.

Chauker und Cherusker versetzten. Die Weisen, die Melodien, selbst die Art des Vortrags schien mir ganz dieselbe zu sein. Dieser niedersächsische Volksgesang ist in seiner Art so eigentümlich wie der tirolerische und steierische; Kremser hat uns in seinen altniederländischen Volksliedern Perlen daraus dargeboten. Selbst in den Spielen und unwichtigen Beschäftigungen des Volkes findet sich eine erstaunliche Ähnlichkeit. So ist z. B. die Kegelbahn in allen jenen Gegenden außerordentlich volkstümlich. Ebenso sind hier vorzugsweise die niederländischen Ballspiele zu Hause, welche vermutlich zu den berühmten englischen Ballkünsten die erste Veranlassung gegeben haben. In Holland ist die „Kolfbahn“ (wo der Ball mit einem Kolben geschlagen wird) ein sehr beliebter Erholungs- und Vergnügungsort des kleinen Bürgers. Gleich beliebt ist in Emden und Bremen das sogenannte „Kloppballspiel“, das dort mit Eifer nicht nur von der Straßenjugend, sondern selbst von den Erwachsenen und Gebildeten geübt wird.

Wie die holländische Blumenzucht, so hat auch die niederländische Taubenzucht sich überall an der Weser, Ems und an der Elbmündung verbreitet. Die Taubenzucht ist eine Lieblingsbeschäftigung der kleinen Bürger in Bremen wie in Brüssel. Man sieht hier wie dort Leute, welche halbe Tage damit zubringen, ihre Tauben in hohen und weiten Flügen zu üben, sie dabei zu beobachten, sie mit denen ihrer Nachbarn Wettflüge anstellen zu lassen, und die darauf sinnen, hochfliegende Taubenrassen zu züchten oder sich Zuchttiere von solchen Rassen zu verschaffen. Der grausame Sport des Taubenschießens, wie er in Ostende, Scheveningen u. a. O. geübt wird, hängt letzten Endes auch damit zusammen.

Aber nicht bloß in ihren Spielen, auch in ernsteren Dingen gleichen sich Niederdeutsche, Holländer und Flamänder. Stiller, emsiger Fleiß, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, Sinn für das Echte und Dauerhafte zeichnet beide auf gleiche Weise aus. Über Religion denken alle diese Stämme so ziemlich gleich. Die Feier des Sonntags, die Stellung und Bedeutung der Prediger ist überall ähnlich. Bei allen hat man zu allen Zeiten einen echten, gesunden, freimütigen Bürgersinn gefunden. Die hansischen Freistädte in Niedersachsen und die batavischen Republiken liefern dafür Zeugnis im großen.

Die alten Gemeindeverfassungen dieser Landstriche gleichen sich so wie die Pläne und Grundrisse, nach denen ihre Dörfer und Äcker angelegt und gestaltet sind. Die Familienliebe und der häusliche Sinn, sowie eine starke Abneigung gegen öffentliche Vergnügungen sind hier überall zu Hause. Was Reisende über Kinderzucht, Elternliebe usw. in Holland beobachtet und berichtet haben, kann man auch in Bremen und dessen Nachbarschaft gelten lassen. Sogar besondere Gewohnheiten und Ausdrucksweisen gleichen sich oft in überraschender Weise. So ist es z. B. in den holländischen Geschwisterkreisen Sitte, den Familienvater „den Alten“ zu nennen,

statt „mein Vater“, „mein Alter“ zu sagen. Diese nicht sehr gefällige Sitte besteht auch in Bremen und Hamburg, wo auch der Prinzipal von den Handlungsgehilfen „der Alte“ genannt wird. Die ganze Art des Umgangs, des bürgerlichen und betriebsamen Lebens gleicht sich bis in kleine Züge.

Es ist wunderbar, daß eine so gleichartige Masse, wie die niedersächsischen Stämme sie darstellen, die in bezug auf ihre äußere wie innere Welt so sehr miteinander übereinstimmen, in politischer Hinsicht stets so sehr geteilt war. Zu keiner Zeit hat es ein alle niedersächsischen Stämme umfassendes Staatswesen gegeben. Stets haben sie sich als eine Anzahl kleiner Republiken, Freistädte, Grafschaften und Fürstentümer dargestellt. Aus dem Koloniengebiet der Niedersachsen im Osten hat sich jetzt ein großes und starkes Staatswesen herausgebildet, das immer mehr niedersächsische Stämme um sein Zentrum vereinigt hat. Nun ist Preußen der Kristallisationspunkt geworden, an welchen sich alle Niedersachsen und Norddeutschen angelegt haben, wie auch seit 1870 die Bayern und Alemannen.

2. Der Holländer als Schöpfer seines Landes.*)

Wer aus anderen deutschen Landen nach Holland kommt, wer die Menschen und ihre Art und ihr Leben sieht, ihre Flüsse, Kanäle, Gräben, Schleusen und Deiche, ihre mächtigen Häfen, Werften, Landstraßen, Städte, Festen, Schlösser und Türme, die Tüchtigkeit, Kühnheit, Zweckmäßigkeit, Nettigkeit, Sauberkeit, Klarheit in allem: der steht still, staunt und wundert sich. Wenn er es länger gesehen und ruhig betrachtet und genauer nach allem sich erkundigt hat und vollends die Geschichte dieser Menschen näher erforscht: so steht er still, lobt und bewundert. Denn alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese blanken, freundlichen, städtegleichen Dörfer hat der denkende und arbeitsame Mensch aus dem Schlamm hervorgehoben und zum Teil den Wogen des Meeres abgewonnen. Am meisten aber haben Holland und Seeland diesen Niederlanden das Gepräge aufgedrückt, und darum müssen die Niederländer es sich gefallen lassen, bei den Fremden durchweg Holländer zu heißen.

Aber diesen Menschen, wie soll man ihn beschreiben? Etwa wie ihn der Schwabe oder Thüringer ausschreit: ein Kerl mit Froschblut, mehr Wasser als Blut in den Adern, langsam, klotzig, steif, kalt, kleinlich und förmlich, kurz nichts als Steifheit, Langweiligkeit und Förmlichkeit? So ist der Schein, und so ist das erste Aussprechen des Gefühls, welches er bei Fremden erweckt; aber du mußt tiefer hineinbohren, länger und aufmerksamer betrachten und wirst dann anders sprechen müssen. Denn wer darf wohl so hinfahren über ein Volk, das ein solches Land gemacht, einen solchen Zustand geschaffen hat, das eine so große Geschichte hinter sich

*) Nach E. M. Arndt, Versuche in vergleichender Völkergeschichte.

hat, wie diese langweiligen, steifen Holländer? Aber bei alledem, wie sehr man auch die zurückweisen muß, die von den Holländern als einer wunderlichen oder gar lächerlichen Erscheinung reden, so sitzt und steckt in der holländischen Art doch etwas Unbeschreibliches. Man muß sie lange und viel sehen, um sie von innen heraus verstehen zu lernen. Wenn man so in die holländischen Städte und Dörfer kommt oder in die einzelnen Häuser tritt und die Menschen so still und langsam und doch so nett und reinlich einhergehen sieht, als hätten sie mit Arbeit und Mühe sich nur leicht zu befassen; wenn der Bauer langsam und bedächtig wie ein Storch in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langsamer, breiter Rede dir begegnet: so könnte dir einfallen, ein so stilles, bequemes Geschlecht könne dieses Land nicht gemacht, diese gewaltigen, herrlichen Werke nicht geschaffen haben, die alten Zyklopen, welche diese Mauern, Türme, Wälle und Deiche aufgetürmt, seien längst ausgestorben und ein matteres Geschlecht habe ihre Stelle eingenommen. Der Holländer steht aber da im Bewußtsein der Wohlhäbigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möwen und Rohrdommeln ihre heisere Stimme ertönen lassen würden, wenn der Mensch nicht hinzugetreten wäre und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand „Es werde!“ gerufen hätte. Er ist der stille, zahme Seelöwe, der sich auf die trockenen Klippen in die Sonne gelegt hat. Wenn man diesen Menschen sieht, wie nett seine Kleider, wie wohlgesetzt seine Perücke, wie mit Blumen und Kräutern mancherlei Art sein Flur- und Vorhaus geziert ist, wie er in seinen zierlich geschnörkelten und mit Bildchen verzierten Wänden wochenlang spazieren gehen kann, ohne ein Spänchen zu verrücken; wenn man sieht, wie er seine Gärten mit allerlei bunten Muscheln und Steinen ausgelegt und die Bäume und Sträucher zu allerlei regelrechten Figuren geschnitzt hat; wenn man in seinen Kuhstall tritt, der so reinlich und nett gefegt ist, daß eine Prinzessin mit ihrem Schleppkleide hindurchgehen könnte, ohne daß sich etwas Ungebührliches daran hängte: dann begreift man den Inhalt des holländischen Wortes Moje, diesen Inbegriff alles Zierlichen, Bequemen und Wohlgeordneten. Dieses holländische Wort drückt ganz das holländische Wesen aus. Aber störe den Seelöwen auf, jage ihn von den Klippen der stillen, sonnigen Lage ins Wasser, da siehst du ihn spielen und plätschern, da hörst du ihn brausen, da bläst er das Wasser aus seinen Nüstern himmelan, da brüllt auch sein Zorn mitunter auf, daß dir vor Grausen die Haare zu Berge stehen. Der sonst so stille und ruhige Mensch wird ein ganz anderer, wenn er auf dem Meere schaltet und waltet; seine Hände und Füße regen sich geschwinder, wenn er den Wellen und Winden Trotz bietet. Freilich ist er ruhig und besonnen und behaglich, aber in seinem Innern steht eine Hartnäckigkeit, eine Trotzigkeit, Festigkeit und Entschlossenheit des Willens, die der

Teufel nicht beugen kann; wie sehr auch in vielen eine gewisse stumme Trockenheit und langweilige Einerleiheit sich zeigen mag, jeder Holländer ist doch ein voller Mensch für sich, mit vielem Eigenwillen versehen, und zwar nicht bloß mit dem Eigenwillen eines Pedanten. Die Sprache ist pedantischer und noch träger als der Mensch, höchst eintönig und unmusikalisch, der einförmigen Tiefebene entsprechend.

Um der Einförmigkeit seines Landes gleichsam zu entgehen, hat sich der Mensch hier mit einem besonderen Schmuck des Lebens umgeben müssen. Die übertriebene Reinlichkeit und Sauberkeit, die uns anderen Deutschen oft peinlich wird, Blumenliebe und Blumenpflege noch mehr als bei den belgischen Nachbarn, sie ist eine holländische Leidenschaft — ebenso die Farbenfreude; daher hat hier die Malerei fröhliche Zeiten gehabt. In diesem Lande der Sümpfe und Heiden und Marschen, wo nur um die Dörfer und Kanäle einzelne Baumreihen sich erheben und der Mensch hinter seinen Deichen und Wällen den Pflug und die Sense rührt; hier, wo die Nähe des Meeres und die fast immer nasse Erde eine feuchte, matte Luft und einen umnebelten Himmel erzeugt; hier, wo Torf- und Moorboden und Steinkohlenstaub alles in Schmutz verkommen lassen würden, wenn der Mensch sich nicht dagegen wehrte: hier mußte er sich in der Freude am Netten, Heitern und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereiten. Man muß dies um so höher anschlagen, je mehr man Schmutzlande sieht, die ihre Bewohner ruhig Schmutzlande bleiben lassen.

Also der stille Seelöwe, der fest und ruhig waltet, der unter einem ruhigen, wie mit einem dämmernden Schlummer übergossenen Äußern einen trotzigen Mut und eine tiefe Leidenschaft verbirgt, das ist der Holländer! Denn rühr' ihn nur an, wo sein Leben sitzt und wo er dieses Leben bedroht fühlt, und du wirst sehen, mit welchen Zornflammen er auflodert und wie der geweckte Aufruhr seiner Natur alles um sich her niederwerfen will. Erinnere dich der Geschichten von Albas Tagen, oder als die Oldenbarneveld und de Witte als Opfer fielen; durchblättere die Geschichten von Brügge, Gent, Antwerpen, Dordrecht, Leyden und anderen Städten — durch das ganze Mittelalter, und du wirst an der Küste dieser Seelande immer noch ähnliche Erscheinungen finden. Ungestüm und unbändig, wenn dieser friesische Mann seine Art und seine Freiheit in Gefahr glaubt, fest und still in den gewöhnlichen Zuständen des Lebens.

Wie gesagt, er hat das Gefühl, — und wer wagt es ihm zu bestreiten? — daß dieses Land im eigensten Sinne sein Land ist, daß er selbst es sich geschaffen hat. Er hat im Kampf und in der Arbeit seiner Schöpfung alles, was Verstand, Mut und Besonnenheit heißt, zusammennehmen müssen; Zucht, Ordnung, Klarheit des Urteils, Nüchternheit der Überlegung sind auf solche Weise sein Wesen

geworden, darum haßt er alles Verschwimmende, Unbestimmte, Übertriebene in Gefühlen und Gedanken und schilt es gern deutsche Krausköpfigkeit, deutsche Schwärmerei. Krollebol nennt er wohl den Deutschen, wenn er eine äußere Ziererei und eine innere Verworrenheit der Gedanken bezeichnen will. In seinen Gesetzen wie in seiner Religion ist er daher gern auf dem Wege der Klarheit geblieben. Der Genfer Calvinismus war der einfachen, klaren Form seiner Verfassung angemessen, darum nahm er ihn an, als übereinstimmend mit dem Demokratischen seines Charakters. Der strenge, trockene holländische Calvinismus steht offenbar in einer gewissen Ähnlichkeit mit dem englischen Protestantismus, nur daß die englische Hochkirche das monarchische, ritterliche Element des Glanzes und der Pracht, gleichsam eine Darstellung der äußerlichen Herrschaft der Kirche, die dort besteht, beibehalten hat. Denn in dem ganzen englischen Volke, wie demokratisch wunderlich sich auch der einzelne gebärden mag, herrscht doch ein adeliger, aristokratischer Sinn vor. Es ist diese Ähnlichkeit und dieser Unterschied gleichsam das unterscheidende Bild der beiden Völker. Beide haben den Sinn und das Streben des Klaren, Festen und Bestimmten im Leben und in der Verfassung, beide fragen bei allem, auch bei dem Höchsten: was nützt es? wie steht und besteht es auf der Erde? Sie fliegen mit dem Deutschen nicht gern so hoch, daß ihnen der Boden unter den Füßen schwindet. Sie sind auch im religiösen Leben mehr auf ein Feststehendes, auf die Orthodoxie hingewiesen. Darum kommt der Holländer als ein mehr trockener und klarer Mensch auch mehr mit dem Engländer überein als mit dem Deutschen.

3. In Nordholland und Amsterdam.*)

Nur selten sucht ein Reisender, den nicht gerade der Befehl des Hausarztes nach Scheveningen an der Nordsee weist, das Land der reichbewässerten grünen Wiesen, Holland, auf. Und doch hat selten ein Land seine Eigenart in dem Grade bewahrt wie Holland; es ist dies eine Erscheinung, die allerdings bei dem unmittelbaren Zusammenhange mit der großen germanischen Tiefebene geradezu auffällig erscheint. Hier „fließen die Flüsse sozusagen über den Köpfen der Einwohner hinweg, hier erheben sich mächtige Städte unter dem Spiegel des Meeres, das sie beherrscht und nahezu erdrückt; hier wurden weite Strecken bebauten Landes abwechselnd vom Wasser erobert und wieder verloren; hier hat der natürliche Lauf der Ströme alte Inseln durch Sandbänke mit dem Festlande verbunden; hier haben alte Teile des Festlandes, abgerissen und zerbröckelt, neue Inseln gebildet.“ Mensch und Natur messen sich hier in beständigem Kampfe, in dem der Mensch sich nicht etwa auf die Verteidigung beschränkt, sondern angriffsweise dem Meere in Poldern das geraubte Gut wieder entreißt. Dieser Kampf mit dem

*) Quelle: F. v. Hellwald, Nordlandfahrten, Bd. IV. Leipzig 1886 (F. Hirt & Sohn).

nassen Elemente hat den holländischen Landes- und Nationalcharakter in einer Weise bestimmt, daß der Bewohner des europäischen Festlandes, obwohl er mit dem Holländer dieselbe Scholle bewohnt, sich in Holland in ganz fremden Verhältnissen fühlt.

Der Name Holland bezeichnet im Lande nur die zwei Provinzen Nord- und Südholland, während man den gesamten Staat nur als „Niederlande", den Bewohner nur als „Niederländer" kennt. Es ist der Rhein, der zwischen dem Gezweig zahlreicher Mündungsarme den fruchtbaren Marschboden Hollands absetzt. Aufgabe des Menschen ist's, dies Geschenk des Rheins durch mächtige Dämme oder Deiche gegen die Zerstörungswut des Ozeans zu schützen. Daher das Sprichwort: „Gott schuf die Welt, seinen Boden aber der Niederländer." Da der Rhein sowie seine Mündungsarme in Holland westlich strömen, so zerfällt das Land in ein süd- und ein nordrheinisches, ein einförmiges und ein charakterisiertes. Diese Scheidung der Niederlande wird noch verschärft durch das unfruchtbare Heideland von Nordbrabant, das sich südlich vom Rhein zwischen die Ebenen Belgiens und Hollands einschiebt.

Nördlich und südlich von diesem an Sümpfen und Mooren reichen Strich liegen die fruchtbarsten Ebenen, die Bevölkerungszentren der Niederlande und Belgiens; man vergleiche nur die Linie Brügge, Gent, Antwerpen, Brüssel mit jener: Amsterdam, Haarlem, Leyden, Haag.

In charakteristischer Weise entsprechen den beiden Landschaften südlich und nördlich vom Rhein auch zwei Zweige der niederländischen Bevölkerung. Auf den Deltainseln nördlich der Maas-waalmündung wohnten bereits zur Römerzeit die Bataver, jener Stamm, der selbst der römischen Kriegskunst schweres Spiel machte, südlich von ihnen, mehr landeinwärts die Vlamen. In den Batavern und den mit ihnen später verschmolzenen Franken sehen die heutigen Holländer ihre Stammeltern in leiblicher wie in geistiger Hinsicht. Noch heute sind die Holländer Fischer und Seeleute. Anders die Vlamen; zwar ein Teil von ihnen, die Seeländer („Zeews") auf den Scheldeinseln, hat sich in Hantierung und politischer wie kirchlicher Gesinnung den verwandten Holländern zugesellt. Aber die größere in Belgien seßhafte Menge büßte früh schon ihre Selbständigkeit ein an Römer, Spanier, Österreicher und Franzosen.

Was den Charakter des heutigen Holländers anlangt, so muß zunächst eine gewisse Übereinstimmung mit dem englischen Wesen zugestanden werden. Er ist der Brite des Festlandes. In der ihm oft zum Vorwurf gemachten, wenn auch nur scheinbaren Froschblutkühle, Nüchternheit und Verschlossenheit, in der Gewohnheit, das Haus als seine Burg zu betrachten, die er mit niemand teilt, in dem Streben nach Komfort in der häuslichen Einrichtung, in der Zähigkeit, mit welcher er seine Unabhängigkeit verteidigt, in der Großartigkeit seiner Handelsverbindungen, in der im besten Sinne des Wortes echt weltmännischen Bildung seiner höheren Stände, welche

die Hauptsprachen ihrer Kolonien beherrschen und jahrelang dort zur Erweiterung ihrer Berufsbildung verweilen: in allen diesen Zügen erkennt man sofort Ähnlichkeit mit dem Inselvolke der Briten.

Man nennt Amsterdam oft das holländische Venedig, obwohl es nichts von den Palästen, nichts von den kirchlichen Prachtbauten, nichts auch von dem in die glühenden Farben des Südens getauchten Gondeltreiben der italienischen Lagunenstadt hat. Allerdings ist es von zahlreichen überbrückten Kanälen durchzogen, ist in der Ebene gelegen, auf Pfählen gebaut, durch lidiähnliche Eisenbahndämme von der Aussicht auf das Meer abgeschnitten: aber Amsterdam, die Stadt der Nüchternheit und Geschäftigkeit, weicht doch himmelweit von Venedig ab, das von vergangener Größe nur das große, prachtvolle Gehäuse gerettet hat.

Von der Zuidersee streckt oder richtiger streckte sich nach Westen ein schmaler, tiefer, nach Süden gekrümmter Arm ins Land, Het Ij (das Ypsilon, spr. ei) genannt. Daran schmiegt sich Amsterdam in Halbkreisform nach Süden hin an. Noch vor einem Jahrzehnt war der Blick von der Stadt auf den Meerbusen frei, während jetzt ein gewaltiger Eisenbahndamm, der die am West- und Ostende gelegenen großen Docks verbindet, dem Auge Schranken setzt von der Land- wie von der Seeseite aus. In das Ij mündet unter schiefem Winkel die Amstel (von SO. nach NW.), welche der holländischen Hauptstadt den Namen gab. Amsterdam ist in lauter konzentrischen Halbkreisen erbaut, deren Durchmesser das Ij ist. Als deren kleinsten haben wir die Altstadt Amsterdams, den „Dam“ anzusehen; um ihn legen sich mit immer größer werdenden Durchmessern die weiteren Halbringe, welche durch Kanäle oder „Grachten“ voneinander getrennt sind. Die eigentlichen Straßen laufen vom Dam, vom Zentrum, wie die Strahlen des Fächers nach den Außenringen und bedingen naturgemäß eine Anzahl von Brückenbauten. Der Dam, das Herz in dem gewaltigen Körper der Hauptstadt, ist jedenfalls auch ihr ältester Teil und wurde wohl von friesischen Fischern, denen das Ij ein lohnendes Arbeitsfeld eröffnete, angelegt. Heringsfang, Bierbrauerei, Tuchfabrikation, Handel und vor allem der Eintritt in die Hansa veränderten im späteren Mittelalter das Gepräge der Stadt ganz gewaltig. Doch der Dam blieb der Brennpunkt der Ansiedlung. Gering an Umfang, unregelmäßig in der Form, ist dieser Markt doch umstanden von einigen der wichtigsten Gebäude, dem Königsschloß, der Börse.

Der Grund, auf welchem die Hauptstadt steht, ist sumpfig, dem Fußtritt nachgebend, oft nur aus schwarzem Wasser und Schlamm bestehend. Jeder Hausbau ist zugleich Wasserbau. Erst nachdem die 16—17 m dicke Schlammschicht durchstochen, stößt man auf festeren Sand und Ton. Daher stehen alle Gebäude auf Pfählen, die man mit Dampframmen 10—14 m in die Erde treibt. Die Grundierung des königlichen Palastes z. B. erforderte deren 13659, die der Börse 3469. Die Wälder Skandinaviens wie des Schwarz-

waldes werden zu diesem Zweck geplündert. Indem man die untersten Balken und Dielen mit Portlandzement überzieht, hält man die Bodenfeuchtigkeit ab. Übrigens wurden die hölzernen Grundlagen der Stadt bereits zweimal (1730 und 1858) von Bohrwürmern, die aus den Tropen durch Schiffe eingeschleppt waren bedroht, doch verschwanden sie wieder von selbst.

Amsterdam besitzt einige 40 Kirchen, darunter solche von monumentaler Schönheit, die meisten versehen mit dem in Holland landesüblichen Glockenspiel, im Innern aber merkwürdig kahl, einmal weil die Bilderstürmer der Reformationszeit nichts vom Schmuck übrig ließen, das andere Mal, weil der verstandesmäßige, kühle Calvinismus nichts davon wissen will. Auf einfacher Holzkanzel waltet der Geistliche seines Amtes, seine Zuhörer gruppieren sich in ziemlich ungenierter Weise und behalten ruhig die Mütze auf dem Kopf, die sie nur beim Gesang und Segen ein wenig lüften.

Die bedeutendste, in den Dam einmündende Straße ist unstreitig die lange, schmale Kalverstraat (Kälberstraße). In der Mitte der Kalverstraat bewegen sich geräuschlos auf dem Asphaltpflaster die Droschken. Da aber der Wagenverkehr in Amsterdam infolge der vielen, in der Mitte hochgewölbten Brücken in der Bewegung sehr gehemmt wird, ist der Fußverkehr um so bedeutender. An den Häusern entlang zieht sich ein schmales Trottoir hin, auf welchem bis um Mitternacht Schau- und Kauflustige aneinander vorbeieilen. Am tollsten ist das Treiben in dem parallel laufenden, durch einen Kanal von ihr getrennten „Nes“ mit seinen Vergnügungslokalen.

In den cafés chantants, wo leichtgeschürzte Sängerinnen Lieder in allen möglichen Kultursprachen — jedoch sehr selten in der holländischen — mit Musikbegleitung vortragen, lauschen Mann und Weib, Eltern und Kind, beim schlechten teuren Trunke den leichtfertigen Weisen. Prasselndes Feuerwerk, Musik aller Enden, Nachtgesang von groß und klein, Jubel und Geschrei lassen den Fremden vergessen, daß er im Lande der froschblütigen Holländer weilt.

Der am Altehrwürdigen festhaltende Charakter der Bewohner Hollands ist aus gewissen Straßentypen auch in der Hauptstadt leicht zu erkennen. Wir erinnern nur an die Zöglinge der Waisenhäuser, deren männliche Insassen mit der halb weißen und halb roten Jacke sich seltsam genug ausnehmen, während die Mädchen über dem dunklen Unterkleid blendend weißes Leinenzeug tragen. Die Waisenmädchen begegnen einem meist paarweise; gewöhnlich sieht unter dem weißen Häubchen ein munteres Gesicht hervor, und die Formen der Erwachsenen unter ihnen zeigen jene Ebenmäßigkeit und Fülle, welche der gesamten weiblichen Jugend des Landes und Amsterdams im Besondern eigen ist. Ein weiteres lebendes Zeugnis für den erwähnten Charakter der Holländer besitzen wir in der Uniform der Dienstmädchen. Die „Herrschaft“ hält in Amsterdam auch heute noch streng darauf, daß der dienstbare Geist auch in der Kleidung die Kaste, der er angehört, nicht überschreite;

daher muß das meitje (Mädchen) Sommer und Winter im weiß und violett gestreiften Kattunkleide, mit weißem Häubchen, weißer Schürze, weißen Strümpfen, die unter dem Röckchen hervorschauen müssen, schwarzen Schuhen und glattem, in der Mitte gescheiteltem Haar einherschreiten, und unbestritten trägt das stets saubere Weiß das Seinige dazu bei, das Straßenbild Amsterdams freundlicher zu gestalten. Zu den Amsterdamer Straßentypen gehören entschieden auch die zahlreichen Leichenbitter oder „Aansprekers". Sie melden im Frack und hohem Hut den Trauerfall in der Verwandtschaft und Nachbarschaft und bilden die Begleitung beim Begräbnisse. Je größer ihre Zahl zu beiden Seiten des Leichenwagens, für um so vornehmer gilt der Tote. Freilich darf man — um solche Schlüsse zu begreifen — die Herren Aansprekers nicht auf dem Heimwege vom Friedhofe sehen, wo sie, die Beine an den Seiten des eilig dahin jagenden Leichenwagens herabbaumeln lassen, nach der Schenke eilen, um die jedenfalls sehr tief eingedrungenen Schmerzen wegzuspülen. Ein Überbleibsel aus der guten alten Zeit ist auch der mit der Hellebarde einherschreitende Nachtwächter, der mit einer Art Hammer auf ein Kreuz schlägt, um so die Stundenzahl anzuzeigen, die er übrigens gleichzeitig ausruft: „Twalf aan de klok, de klok is twalf." Er genießt hier wie andernorts das leidige Recht, in dichterischem Erguß durch Neujahrsglückwunsch seine bescheidenen Verdienste namhaft zu machen, und außerdem darf er sich monatlich in jedem Privathause ein Stück Torf zur Heizung des Wachthäuschens erbitten.

Aus dem Mittelalter sind alte Türme romanischen Stils erhalten, von der Renaissance zeugt das Königliche Palais Jakob v. Kampens. Die meisten und prächtigsten Baudenkmäler entstammen jedoch dem im 17. Jahrhundert eingedrungenen Rokoko; in dieser Art erbaut sind z. B. die prächtigen Paläste in der Heeren- und Kreizersgracht, „worin sich nichts als geschnitztes Eichen- und Mahagoniholz, reiche Tapeten, wertvolle Gemälde, Holz- und Marmorstatuen, Schildpattmöbel, seltene Porzellane u. dgl. fanden."

Die für England so bezeichnende Sitte, nicht Mietkasernen, sondern nur Familienhäuser zu bauen, hat sich auch in Amsterdam eingebürgert. Mit oft nur zwei oder drei Fenstern Front ragen die schmalen Gebäude aus roten Ziegeln, mit weiß ausgestrichenen Fugen empor. Die Haustür führt in einen langen, schmalen Gang; zu beiden Seiten sind im Erdgeschoß nach der Straße das Empfangs-, nach dem Hofe das Speisezimmer angelegt. In dem ersten Stockwerke liegen die eigentlichen Wohnräume mit dem Arbeitszimmer des Hausherrn und dem Putzstübchen der Hausfrau, im zweiten die Schlafräume. Auffällig sind die gewaltigen Fenster, von der Höhe eines ganzen Stockwerks und entsprechender Breite; sie öffnen nicht zwei Flügel nach innen, sondern die untere Hälfte wird einfach über die obere emporgeschoben. Ihre Größe erklärt sich aus der unsinnigen Fenstersteuer. Die Häuser, besonders die längs der

Kanäle stehenden, lassen jene ermüdende Gleichmacherei neuer großstädtischer Bauten vollständig vermissen; welche Mannigfaltigkeit herrscht da nicht in Giebel- und Gesimsformen, in Gewölbebogen, Zieraten und Erkern, selbst in der Höhenlinie der Fenster, die mit ihren blendendweißen Rahmen und Gardinen, sowie mit ihren großen, spiegelblanken Scheiben einen wohltuenden Eindruck machen.

Während die Straßen eng und die Fußsteige schmal sind, stellen sich die Wasserwege, die Grachten mit ihren Kais, in stattlicher Breite dar; besonders anheimelnd sind sie durch schöne Baumreihen zu beiden Seiten. An manchen Grachten reichen freilich die Häuser nicht bloß bis an das Wasser, sondern hängen mit ihren Erkern sogar über dem Wasser, eine altertümliche Erscheinung, die uns besonders im Judenviertel auffällt. Obwohl dasselbe den unaussprechlichen Geruch und die — in Holland durch den Gegensatz um so stärker wirkende — Unsauberkeit auch hier nicht verleugnet, muß doch auf der anderen Seite die Betriebsamkeit gerade des Judenviertels zugestanden werden. Eine Unmenge kleiner Handwerker und Trödler, die mit allen möglichen und unmöglichen Gegenständen handeln, sowie Lumpensammler haben hier ihre Behausung. Jedes Alter und Geschlecht trifft man hier schachernd, von der alten zerlumpten Matrone, die für einen Cent Käse oder sehnige, ekelhafte Leber ersteht, bis herab zu dem Haufen unmündiger Kinder, auf die man besonders zur Zeit der Obstreife in jeder Straße fast tritt. Hier wird ausgeboten, angepriesen unter Schreien und Lachen in allen Tönen der Tonleiter, und Klapper, Kastagnette und im Notfalle der als Trommel benutzte Eisentopf müssen die Geschäftsanpreisung unterstützen.

Die Juden Amsterdams sind international; es gibt spanische, deutsche, portugiesische Juden. Das semitische Element macht fast den 10. Teil der Bevölkerung Amsterdams aus. Ein Industriezweig, welcher der holländischen Hauptstadt eigentümlich ist, liegt fast ganz in den Händen der Juden, es ist die Diamantschleiferei, durch die ja auch Spinoza einst sein Leben fristete. Treten wir in der Zwanenburgstraat ein in das namhafte Geschäft von Koster & Co., das mit Dampf betrieben wird und 200—300 Diamantschleifer beschäftigt! Im Erdgeschoß arbeitet eine Mühle, welche in den oberen Stockwerken 30—40 kleine eiserne Scheiben in schnellste, kreisförmige Bewegung setzt. Jede dieser Scheiben ist mit Öl befeuchtet und mit Diamantstaub bestreut. Der vor ihr stehende Arbeiter drückt den in Blei eingekitteten Diamanten gegen die Scheibe, um in wenigen Minuten eine Facette hervorzubringen. Soll ein Edelstein geteilt werden, so streut man Diamantstaub auf einen feinen Metalldraht und zersägt den Stein. Da jedes Stäubchen von Wert ist, so erklärt sich die scharfe Beaufsichtigung der Arbeiter. Ist es auch wahr, daß der Geschäftsherr in kurzer Zeit sein übrigens bedeutendes Betriebskapital verzehnfacht, so muß doch auch betont werden, daß die Arbeit, die allerdings seltene Geschicklichkeit

und Peinlichkeit erheischt, mit 22 Mark, ja bei hervorragenden Leistungen mit noch höherem Tagelohn gut bezahlt wird.

Die Besichtigung herrlicher Denkmäler und anderer Sehenswürdigkeiten innerhalb der Stadt nimmt nur kurze Zeit in Anspruch; denn nachdem wir die Rembrandtstatue, das Denkmal des bedeutendsten nationalen Dichters Vondel, den Tiergarten, die schönen Gartenanlagen in der Nieuwe Singel Gracht, den Industriepalast gesehen, haben wir kaum noch etwas Bedeutendes zu erhoffen und verfügen uns nach dem Hafen; hier in den Docks, Magazinen, Werften zeigt sich recht eigentlich Amsterdams Größe.

„Uns zur Seite erhebt sich das prächtige Arsenal, ein Quadrat von mehr als 60 m Länge, auf 18000 Pfählen ruhend und ganz von Wasser umflossen, welches in seinen drei Stockwerken Vorräte für ganze Flotten enthält. In bewundernswürdiger Ordnung liegen hier mit dem besonderen Zeichen jedes Kriegsschiffs in vielen Kammern die Ankertaue und kleineren Seile, die Schiffblöcke und Segel, das grobe Geschütz mit seinen Munitionen, die Flinten, Pistolen und kurzen Waffen, die Laternen, Kompasse, Flaggen, mit einem Worte alles bis auf die geringsten Bedürfnisse der Ausrüstung. Vor uns breitet sich die weite Wasserfläche des „Oostelijk Dok“ aus, dessen Außendämme den Sand des jenseitigen flachen Jjufers verhindern, wie ehedem in dämmernder Ferne herüberzublinken. Weiter hinab zur Linken erhebt sich ein Wald von vielen tausend Mastbäumen der Kauffahrer; die Sonnenstrahlen spielen auf ihrem glänzenden Firnis. Am Ufer nah und fern auf der Reede liegen, teils abgetakelt und ohne Masten, teils im stolzesten Aufputz mit der Flagge, die im Winde flattert, und dem langen schmalen Wimpel am obersten Gipfel der Stange, die größeren und kleineren Schiffe der holländischen Seemacht. Zur Rechten bis nach der Insel Osterburg ankern die Schiffe der ostindischen Kompanie, die hier ihre Werfte hat. Die ankommenden und auslaufenden Fahrzeuge und eine Unzahl kleinerer Ruderboote beleben die Szene; platte Fischer-Tjalke der Zuidersee mit großen braunen Segeln und dem plumpen „Schwert“ an der Seite, einer Art Flosse, welche den fehlenden Kiel ersetzen muß, gleiten langsam über das ruhige Wasser hin.

Leicht und rasch fahren Lustkähne zwischen schwarzen Fahrzeugen mit geschnitzten Galionen und Booten voller Früchte, blauer, Milch enthaltender Tonnen oder braunen Torfes hindurch. Viele der größeren Schiffe dringen durch die Zugbrücken in die breiten Kanäle der Stadt, die in den Hafen einmünden. Auch sie sind in Gestalt und Farbe von angenehmer Mannigfaltigkeit und erscheinen häufig der niedrigen Brücken wegen mit niedergelegten Masten. Jenes dort bringt eine hausgroße Ladung Heu, hier ist eins mit Gemüsen beladen, und dieses dort mit Heringstonnen, mit Kohlen, mit Käse, Butter, mit Holz und allem Erdenklichen.“

Het Ij führt uns hinaus in die Zuidersee, d. h. die Südersee im Gegensatze zur Nordsee.

Wie ein Keil ist sie hineingetrieben in den Körper Hollands, mit ihrem schmutzig-gelben Wasser, ihren flachen, niedrigen Ufern, die nur durch gewaltige Steindämme vor dem Überfluten geschützt sind, auf denen man stundenlang fortwandern kann, indem man auf der einen Seite die öde See, auf der anderen die saftig grünen Auen beobachtet. Die Zuidersee ist durch unzählige Einbrüche der Nordsee in geschichtlicher Zeit zu ihrer jetzigen Größe angewachsen; zuletzt (1282) eroberte sie auch die Landbrücke zwischen Medemblick — Enkhuizen — Stavoren (siehe die Skizze!), umarmte in wildem Aufwallen den schon den Römern bekannten, südlich von jener Landenge gelegenen Flevosee und bereitete einer Unmasse von blühenden Ortschaften ein Grab in den weit über die Ufer des Flevo hinausgreifenden Fluten. Trotz ihres kurzen Wellenschlags, der auch den erfahrensten Matrosen jene leidige, unter dem Namen Seekrankheit bekannte Magenentladung nicht erspart, trotz der Unzahl von Sandbänken, welche zwischen sich nur ein schmales, kaum 5—6 m tiefes Fahrwasser lassen, war sie für Amsterdam doch eine Lebensfrage, so lange man sich nicht entschließen konnte, der Natur durch die Kunst der Technik zu Hilfe zu kommen. Als die Verschlämmung der Zuidersee zunahm und gleichzeitig der Tiefgang der Schiffe Fortschritte machte, entschloß sich 1819 die holländische Regierung zur Anlegung des „Nordholländischen Kanals“, der nördlich von Amsterdam beginnt, die Provinz Nordholland durchschneidet und bei Helder in die Nordsee mündet.

Schon 1835 konnte das für jene Zeit großartige Bauwerk dem Verkehr übergeben werden; freilich hatte die Regierung das Hauptinteresse aus dem Auge gelassen; um nämlich möglichst vielen örtlichen Wünschen gerecht zu werden, hatte man eine Wellenlinie geschaffen, die dreimal so lang war, als es der nächste Zweck, „Amsterdam den kürzesten Weg nach dem offenen Meere zu schaffen“, erforderte. Der nordholländische Kanal ist für Studienreisende, die Nordholland kreuz und quer bereisen wollen, recht wohl zu empfehlen. Schon nach kurzer Kanalfahrt biegen wir in eine Nebenrinne des Hauptkanals ein und erreichen Broek (spr. bruk) im Waterlande, jener „üppig grünenden Landschaft, auf welcher Wasserstreifen glitzern, Windmühlen ihre langen Flügel in gemessener Beweglichkeit drehen und unzählige Rinder die Üppigkeit der Wiesendecke sich zunutze machen.“ Broek ist so recht ein Ort nach dem Herzen des Stockholländers: ohne jede Erhebung des Bodens, wasser- und schilfreich, dem Meere durch riesenhafte Deiche Trotz bietend. Es ist dieser Ort berühmt durch die hier auf die Spitze getriebene, ans Lächerliche grenzende Reinlichkeitssucht.

Die Wege, besonders die an den Häusern hinlaufenden, zeigen Mosaikpflasterung mit den zierlichsten Figuren; in den Gärtchen ist eine Spielerei zu beobachten, die dem Naturfreunde ein Kopfschütteln abnötigt; denn über ein Quellchen führt ein Brückchen; in dem fußbreiten Bache hockt ein großer hölzerner Schwan, während

die Miniaturgrotte einen Einsiedler sichtbar werden läßt. Hier hat der Reisende auch Gelegenheit, jene durch ihre Reinlichkeit weltberühmten holländischen Rinderställe in Augenschein zu nehmen, die mit Fayencekacheln ausgelegt und mit verschiedenfarbigem Sande bestreut sind, die man ohne die üblichen weißgefärbten Holzschuhe, die man als Überschuhe erhält, nicht betreten darf; hier stehen zu beiden Seiten des Ganges in vollendeter Ebenmäßigkeit schwarze und weiße echte Holländer Kühe auf frischer Streu. Der Schwanz dieser Tiere ist an der Decke festgebunden, damit sie sich beim Wedeln nicht beschmutzen. Das Wohnzimmer des Besitzers wetteifert mit dem Kuhsalon an Reinlichkeit und enthält u. a. die glänzenden Milchgeschirre, in denen die Milch zur Käsebereitung vorbereitet wird; der Käse nimmt als „Edamer" in roter Kruste seinen Weg in die Welt, während der aus abgerahmter Milch hergestellte Kümmelkäse meist im Lande verbleibt. Wie bedeutend die Käseproduktion Nordhollands ist, mag man daraus ersehen, daß auf der Wage zu Alkmaar jährlich allein über eine Million Pfund abgewogen werden.

An der Mündung des Nordholländischen Kanals liegt der neugewonnene Anna Paulowna-Polder (siehe Skizze!). Polder ist fruchtbarer Acker- und Wiesenboden, dem Meere abgerungen, indem man seinem Andringen den schützenden Damm entgegensetzte. Soweit die Hochflut reicht, ist der Deich mit Steinen und Pfählen, darüber aber mit Grasnarbe bedeckt, um das Verwehen des lockeren Sandes zu hindern, auch mit Weiden, Strandhafer, Strandkiefern. Steigt man auf der Innenseite hinab, so steht man 6 m unter dem Niveau des brandenden Meeres. Bei Anlegung eines Polders handelt es sich zuerst um Erforschung der Meerestiefe über dem Kulturboden, und ebenso um Untersuchung des einzudämmenden Meeresgrundes selbst, um zu wissen, ob es sich überhaupt lohnt, dem Meere ein Stück seines Raubes zu entreißen. Fällt die Erforschung ermutigend aus, so ist das Anlagekapital zu beschaffen, der Damm abzustecken und aufzuschütten. Liegt nun das in Angriff genommene Stück im Schatten des schützenden Deiches, so gilt es, an den tiefsten Stellen Pumpwerke zur Entwässerung aufzustellen: Windmühlen mit Schaufelrädern, Wasserschnecken (Eckhardtsche Räder) und Dampfmaschinen. Nach der Trockenlegung wird der Polder mit schnurgeraden Kanälen versehen, die durch Schleusen verbunden werden, ferner mit geometrisch genau angelegten Wegen durchzogen und in einzelnen Parzellen verkauft oder verpachtet. Kanäle wie Wege werden zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, die einzelnen Grundstücke mit Winkel und Maßstab abgezirkelt und erhalten so von weitem den Eindruck größter Regelmäßigkeit. Nur gegen die Mitte des Polders hin befinden sich anstatt der einzelnen Grundstücke dorfähnliche Ansiedelungen mit Kirche, Schule und Rathaus. Das Kanal- und Schleusensystem macht eine genaue Regelung der Wasserversorgung möglich. Auf diese Weise

wurden im Anna-Paulowna-Polder für 5 Millionen Gulden 5000 ha fruchtbarsten Kulturbodens gewonnen, wo nicht bloß in dem hochaufschießenden, fetten Grase milchgebende Herden sich strecken, sondern neben Weizen, Gerste und Hafer auch Bohnen, Erbsen, Zichorie, Hanf, Lein, Kümmel und Senf reiche Ernten geben.

Eine Errungenschaft der Neuzeit ist auch die Durchstechung der schmalen Landenge, welche zwischen dem Westende des Ij und der Nordsee die Verbindung herstellt zwischen Nord- und Süd-

holland; man bezeichnet diesen Kanal als den Nordseekanal, welcher die wirklich kürzeste und zufolge seiner Maßverhältnisse für Schiffe jeden Tiefgangs fahrbare Verbindung zwischen Amsterdam und dem Meere herstellt. Er verläuft genau ostwestlich und erreicht bei Ijmuiden (spr. eimeuden) die Nordsee. Er ist 25 km lang, $8^1/_5$ m tief, hat eine Oberflächenbreite von 68—120 und eine Sohlenbreite von 27—42 m. Eine Menge von Abzweigungen, die in ihrer Gesamtlänge fast den Hauptkanal erreichen, lassen den Segen dieses Kunstbaus auch Städten zweiter und dritter Ordnung zugute kommen. Die Zuidersee ist am Eindringen in den Kanal durch einen gewaltigen 1290 m langen Damm, der sich vom Ost-

ende Amsterdams nach Schellingwoude (siehe die Skizze!) erstreckt, abgesperrt; nur durch fünf Riesenschleusen wird der Verkehr zwischen Kanal und Zuidersee vermittelt. Auch das Eindringen der Nordseeflut ist durch Schleusen geregelt. Da der Kanal an seiner Mündung keinerlei natürliche Hafenbildung vorfand, so hat man durch den Bau zweier großer Hafendämme von je 1600 m Länge den Kunsthafen von Ijmuiden geschaffen. Der Bau ist in der Zeit von 1865—1876 vollendet worden. Das Ij ist als Meerbusen verschwunden; in seiner Mitte zieht sich die tiefe Furche des Kanals hin, während der übrige Teil eingepoldert ist, wodurch man wiederum 5000 ha fruchtbaren Landes gewann. Der Kanal setzt Amsterdam in den Stand, mit Rotterdam zu wetteifern.

Zu den Eroberungen, die der Holländer in neuerer Zeit (1840 bis 1853) innerhalb seiner Landesgrenzen machte, gehört auch die Einpolderung des Haarlemer Meeres. Auch diese See ist erst in geschichtlicher Zeit entstanden. Noch 1531 sind an ihrer Stelle vier kleinere Seen nachgewiesen; 1647 hatten sie sich vereinigt, indem die Scheidewände versunken waren. Das Haarlemer Meer zeigte die merkwürdige Erscheinung, daß sein stürmischer Charakter mehr und mehr zunahm. Es bildeten sich bei nahendem Sturme so gewaltige Wasserberge, daß man für die kostspieligen Deichbauten und die dahinter liegenden Landschaften das Schlimmste fürchtete. Erst als am 9. November 1836 seine Wellen bis an die Tore Amsterdams gepeitscht wurden, war sein Schicksal besiegelt. 1848 begann die Auspumpung durch Dampfmaschinen und eine Unmenge Windmühlen, indem man das Wasser mittels eines Kanals, der auf hohem Damm zum Meere lief, entfernte. Im ganzen sind im Zeitraume von $3^1/_4$ Jahren 924266112 cbm Wasser entfernt worden. Die 18000 ha Landes, welche man auf diese Weise gewann, machen als alter Meeresboden einen seltsamen Eindruck. Wo früher Flotten manövrierten, durchschneiden heute Wagen Sandwege; Vögel bevölkern die Orte, wo früher Fische spielten; von den verschlungenen Ortschaften hat man so gut wie nichts gefunden. Die neugewonnenen Polder mit ihren 13000 Einwohnern gewähren einen erfreulichen Anblick. Die geometrisch neue Verteilung der Wege und Gräben, die praktische Anlage der Gehöfte, die schmucken Herrenhäuser, der treffliche Viehstand (Kühe, Schafe, Pferde), der sich auf den üppig grünen Weiden gütlich tut, die mannigfaltige Produktion an Saaten, Knollen, Küchengewächsen und Baumfrüchten, machen den besten Eindruck. Die 18000 ha verteilen sich auf 10000 ha Ackerland, 7000 ha Wald- und Wiesenboden, 1000 ha Gemüse- und Lustgärten.

Auch die Zuidersee war ursprünglich ein Binnensee, der in der Mitte des 12. Jahrhunderts mit dem Meere in Verbindung trat und 1282 sich zu der jetzigen Ausdehnung erweiterte durch neue Sturmfluten. Auch dies Gewässer soll der Kultur wiedergewonnen werden mit seinen 3600 qkm Fläche! Die Zuidersee ist ja durchschnittlich kaum 3 m tief. Der Plan der Zuiderseegesellschaft geht dahin,

daß zwischen Ewijksluis und Piaam ein großer Deich gezogen wird gegen die Nordsee und dann innerhalb des Beckens 4 Areale von 1030, 570, 503 und 217 qkm durch große Deiche abgeteilt werden. 1300 qkm blieben dann noch für die Zuidersee übrig, die mit dem Hafen Amsterdam und mit Zwolle in Verbindung gelassen wurde, um die Ijssel aufzunehmen. Das Werk wird 32 Jahre brauchen und gegen 400 Millionen Mark kosten.

In welch nachdrücklicher Weise der Holländer die Bodenkultur betreibt, läßt sich am besten an jenen Beeten erkennen, die in der Nähe Haarlems der Blumenzwiebelzucht dienen. Ungefähr 100 ha, die im Windschatten hinter den Dünen liegen und von einer salzigfeuchten Luft bestrichen werden, dienen jenem Zwecke. Nachdem im August die Kartoffeln aus der Erde entfernt sind, wird der durch Kuhdünger befruchtete Sandboden in rechteckige Beete von ungefähr $1^1/_5$ m Breite schachbrettartig geteilt, und jedes Stück nimmt etwa 500 Zwiebeln oder Knollen auf, besonders Tulpen, Hyazinthen, Anemonen, Ranunkeln, während Narzissen, Jonquillen, Kaiserkronen usw. wegen ihres geringen Wertes erst in zweiter Linie folgen. Wer im April durch jene Gegenden fährt, kann sich nicht satt sehen an der Pracht jener Millionen herrlicher, buntfarbiger Kinder Floras. Sobald der Züchter die Blüte in Augenschein genommen hat, wird sie abgeschnitten, damit die Zwiebel sich nicht zu sehr erschöpfe. Die meisten der Blumen werden untergegraben, andere in ganzen Bootsladungen fortgebracht, jedes Fenster in Haarlem ist mit dichten Sträußen besetzt, ja auf jeder Straße tritt man sie mit Füßen. Die Zwiebeln werden nun in Lagerräumen gesammelt, zwei- und dreistöckigen, gut gelüfteten Häusern, welche eine bestimmte Wärme halten müssen, und wie Obstsorten nach Gattung, Farbe und Güte auf Hürden gruppiert. Der Blumenzwiebelhandel ist auch heute noch ganz bedeutend, besonders in Tulpen und Hyazinthen, und wenn auch jetzt nicht mehr die riesigen Preise des 16. Jahrhunderts erzielt werden, so ist doch dem Liebhaber noch immer Gelegenheit gegeben, sein Geld nach seinen Begriffen würdig anzulegen.

4. Ebbe und Flut in Seeland.*)

Ganz Seeland mit allen seinen Nebenlanden und Nachbarinseln ist gleich einem großen Schwamme, der sich täglich zweimal bis zum Überlaufen vollsaugt und zweimal sich fast entleert. Wir waren von Antwerpen mit der ausströmenden Flut abgefahren, und unser Schiff schoß rasch mit den wetteifernd ablaufenden Gewässern des Flusses und des Meeres zur Schelde hinaus. Da stürzten sich in eiliger Hast mächtige Ströme durch die Oster- und Westerschelde und durch alle die anderen Mündungen ins Meer hinaus. Alle Gewässer sind in Bewegung, aus allen Flieten, Kanälen, Gräben und Zweigadern des Landes strömt es heraus wie in den Straßen einer Stadt

*) Von J. G. Kohl.

nach einem heftigen Regen. Es war ein Schauspiel, wie es Noah am Ende der Sintflut hatte. Überall wuchsen trockene Länder aus dem Grunde hervor und nahmen zusehends an Umfang zu. Jede Insel, an der wir vorüberfuhren, umgab sich mit einem breiten Gürtel von Vorland, das sich sofort, wenn auch nur für einige Stunden, mit Menschen bevölkerte, die den Krabben und anderen im Schlamme zurückgebliebenen Seetieren nachstellten. Als wir in die Osterschelde hineinsegelten, tauchten lange Strecken des einst untergegangenen Teils von Süd-Beveland wie Gespenster aus dem Grunde auf. Man bezeichnete uns die Stellen im Schlamme, wo einst die blühenden Orte Kreeck, Nieuwkerke, Skodde und andere lagen. Da die Ebbe hier das Niveau des Wassers gewöhnlich um 5 m, zuweilen auch um 6 erniedrigt, so kann man sich denken, wie die darauf beruhende Erhöhung und Hervorsteigung aller Dämme, Ufer und Sandbänke ebenfalls um 5 m das Aussehen verändern muß. Die Seedeiche scheinen riesenhoch zu wachsen, die Bollwerke, Brücken und Pfahlreihen der Häfen steigen mit langen Fußgestellen empor, die Schiffe sinken mit dem Wasser hinab und verstecken sich in den hochuferigen Ruinen.

Die Fahrt im Inselarchipel bis Rotterdam dauerte 12 Stunden. Wir wurden daher unterwegs auch wieder von der zurückkehrenden Flut erreicht und hatten Gelegenheit, die umgekehrten Erscheinungen zu beobachten. Zuerst entsteht eine Art von Stillstand in den Strömen. Es scheint, als wären alle während der Ebbe so rasch eilenden Flüsse plötzlich in stillstehende Seen verwandelt. Allmählich aber kommt wieder Leben und Regsamkeit in die versiegenden Gewässer, die im niedrigen Schlamme dahinsterben zu wollen schienen. Doch kommt diese Bewegung nun von der entgegengesetzten Seite. Das Meer drängt erst leise rückwärts. Die süßen Gewässer, welche aus dem Innern des Landes her sich einen Ausgang erringen wollen, geraten mit ihm in Streit. Aus diesem Streit entsteht an vielen Punkten eine Menge von Wirbeln — „Walen“, wie die Kinder des Landes sie nennen, — die erst klein sind, aber immer mächtiger sich schwingen, je größer der Andrang des Meeres wird. Endlich siegt Okeanos. Seine Schulter hebt sich gewaltig, und er zieht siegreich zu allen Toren des Landes ein. Es ist, als wollte er seine ihm zinspflichtigen Flußnymphen zu Paaren treiben. Sie müssen weichen, und wie bei Äneas Ankunft in Latium der Tiber

„rückwärts ebnete der Wellen Erguß“,

so fliehen sie alle landeinwärts. Die kleinen und großen Kanäle des Landes füllen sich mit flüssigem Stoff und schwellen bis an den Rand. Man erinnert sich des Briefes von Plinius, wie er das allmähliche Zusickern und Wachsen des Wassers in einer periodischen Quelle am Comersee so interessant beschreibt, und man staunt, dasselbe interessante Schauspiel hier auf eine großartige Weise tausendmal vervielfältigt zu haben. Die weiten, kahlen Sandbänke schmiegen sich gemach wieder unter die feuchte Decke des Ozeans,

zu dessen Gebiet sie gehören, zurück, wie Untertanen sich den Armen ihres Herrschers fügen. Die Menschen, die Fischer, Austern- und Krabbensucher, die Strandspaziergänger, die für ein paar Stunden diesen Grund und Boden in Besitz nahmen, ergreifen die Flucht und verbergen sich hinter ihren Dämmen und Deichen. Die Inseln, deren Außen- und Vorwände verschwinden, schmelzen auf die Hälfte ihres Umfangs zusammen. Kleine Landesteile, die noch soeben mit dem Festlande zusammenhingen, lösen sich und werden zu Inseln. Die Hafendämme der Städte, vorher riesengroß, schrumpfen fast zu nichts zusammen. Alle Gräben, Kanäle, alle Meeres- und Flußarme füllen sich bis an den Rand der Deiche. Unser Schiff hebt sich mächtig in die Höhe und scheint als beherrschender Riese durch die Gegend zu fahren. Wir schauen über die Dämme hinweg ins Innere des tiefen und niedrigen Landes hinein, das allmählich untergehen zu wollen scheint. Da überall sich die Wassertiefen um 4—5 m vermehren, so werden Gräben, die einige Stunden zuvor kaum ein Boot zu tragen vermochten, selbst für große Fahrzeuge schiffbar. Alle Schiffe, welche die Ebbe auf den Sand setzte, und die, schief auf die Seite geneigt, traurig dalagen wie Fische, die der Sturm ans Land warf, richten sich gemach wieder empor und erholen sich allmählich wie Kranke, die man der frischen Luft zurückgab. Endlich lösen sie sich völlig aus dem klebrigen Boden und schweben beweglich und schwankend empor auf dem klaren Elemente wie flüchtende Enten, die vom unbequemen Festland auf den glatten Teich sich gerettet. Nun wird in allen Häfen und an allen Ufern gerüstet. Schiffe aller Größen und Arten spannen die Segel auf, lösen sich vom Strande und tragen ihre Reisenden, ihre Waren, ihre Botschaften von Ufer zu Ufer. Auch die großen Seefahrer, die vor den Mündungen der Ströme den Augenblick der Fluthöhe erwarteten, ziehen landeinwärts und schwimmen mit gebauschten Segeln in die sicheren Tore des Festlandes.

Viele niederländische Maler haben das Anregende und Ansprechende, das in diesem täglich sich wiederholenden Wechsel von Ebbe und Flut liegt, sehr wohl aufgefaßt und in zahlreichen Gemälden dargestellt. Es ist aber bemerkenswert, daß es weit mehr Ebbe- als Flutbilder gibt und in der Tat ist die Ebbe auch viel ergiebiger in Erzeugung malerischer Anblicke als die Flut. Die Ebbe ist poetischer wie die Armut, das Unglück und die Not. Da liegt das arme Schiff gestrandet am Ufer und erweckt unser Mitleid. Da kriecht das Bettelvolk der Küstenstädte — die zerlumpten Kinder und die armen Muschelsammler und Krabbenfänger — hervor und schleicht an den Bollwerken der Häfen herum, an denen seine Ernte gereift ist, nämlich die Muschel, die das Meer hier säte und pflanzte. Mit der Flut ist nur der Reiche und Glückliche im Bunde, der seine stolzen Schiffe auf ebener Bahn entsendet. Die Ebbe enthüllt auch eine Menge Geheimnisse der Tiefe, welche die Flut mit dem einförmigen Teppich des Wassers gleichmäßig überzieht. Da kommen

die hübschen Muscheln und die wunderlichen Ungetüme des Meeres zutage, die sich auf dem Grunde versäumten, da sieht man die versandeten Wracks und Balken des ehemals gestrandeten Schiffs, da zeigen sich im Sonnenschein die Tange und Gräser, die in der dunkeln Tiefe des Meeres wuchsen. Auch sonst ist die Ebbe viel reicher an Gegensätzen der Lichter und Farben als die Flut, die alles mit einer Farbe überzieht. Selbst in der Luft herrscht zur Zeit der Ebbe regeres Leben; denn die Vögel machen sich heran, um der Ebbe zu folgen. Auch sie finden ihre Tafel auf den Sandbänken reichlich gedeckt. Die Strandläufer, die Möwen, die Schnepfen und Störche flattern oder wandeln am Strome oder auf den entblößten Lagunen, um auf das Seegewürm Jagd zu machen. Während der Flutzeit, die ihnen einen Teil ihrer Nahrung entzieht, sitzen sie dann ruhig am Lande, auf den Wiesen, hinter den Deichen, mit dem unpoetischen Geschäfte der Verdauung beschäftigt.

Es ist wohl kein Zweifel, daß der Insel-Archipel von Seeland zu den am seltensten besuchten und am wenigsten gekannten Strichen der Niederlande, man könnte sagen Europas gehört. Sogar in Holland selbst ist Seeland eine ziemlich unbekannte und sogar etwas verrufene Gegend. Die Holländer sprechen von „Zeeland“ und von den „Zeews“ mit einer Art von Wegwerfung, etwa wie die Engländer von Irland oder die Kurländer von Semgallen. Und doch haben die Seeländer ihrem Vaterlande gerade viele seiner tüchtigsten Männer und Wohltäter geliefert, die Ruyter und andere Admirale, welche die Seemacht Hollands auf den Gipfel der Blüte brachten, den Dichter und Großpensionär Cats, welcher der Reformator der holländischen Literatur und Sprache war, und den in Holland allgemein verehrten Beukels, den Begründer der holländischen Heringsfischerei. Es scheint den Seeländern auf ähnliche Weise Unrecht getan zu werden wie bei uns den Schwaben. Dieses Unrecht scheint noch größer, wenn man bedenkt, daß auch der Ackerbau fast in keinem Teile von Holland in einem so hohen Grade blüht, wie in Seeland. Der beste und mehlreichste Weizen in den Niederlanden ist der seeländische. Hülsenfrüchte, Erbsen und Bohnen kommen vorzugsweise aus Seeland. Endlich steht Seeland auch wegen seines Flachses und Hanfes in gutem Rufe.

5. In Brabant und Flandern.*)

Wie klein doch das Land — und wie groß der Gegensatz zwischen Ost und West, zwischen Maas- und Scheldegebiet, zwischen dem wallonischen und vlämischen Landesteile! Wer von Deutschland kommt, der durchfährt von Verviers bis Lüttich fast eine einzige Stadt, die bald durch Schlote und Rußdächer, bald durch Villen und Parks charakterisiert ist; neben gesegneten Fluren erinnern die Schutthalden an den Kohlen- und Eisenreichtum des wallonischen

*) Quelle: Julius Rodenberg, Belgien und die Belgier. Berlin 1881 (Gebr. Paetel).

Belgiens; mit den ebenen Landstrichen wechseln die durchtunnelten Hohen des Ardennengebirges; die Mineralbrunnen von Spaa und die heißen Quellen von Chaudfontaine sind wohl die einzigen Platze, wo man feiernde Menschen gewahrt; sonst kennt man im Wallonenlande fast nur ein durch Dampfpfeifen geregeltes, durch die Maschinen rastlos getriebenes Arbeitsleben: es ist das Land der Arbeitergestalten Meuniers.

Wie ganz anders der Eindruck, sobald man die Maas im Rücken hat; alles, selbst der abgeflachte Boden nimmt einen ruhigeren Charakter an; bis zum Meeresgestade hin wogende Felder, sauber abgeteilte Gemüsegärten; im Weideland tummeln sich Fohlen und grasen Rinder; das Schattenspiel der Windmühlenflügel zaubert seine verschlungenen Figuren auf den Boden; in einschläfernder Ruhe ziehen die Wasser in zahllosen Kanälen durchs Land; Bilder reizenden Strandlebens rollen sich auf bei Ostende, Blanckenberghe und Heyst. Wohl trifft man auch auf vlämischer Erde, wie beispielsweise in Antwerpen, der Heimat Rubens', und Gent modernes Leben in Gewerbfleiß, Handel und Schiffahrt; aber der Hintergrund, auf dem dies neuzeitliche Leben sich abspielt, weist auf frühere Zeiten, auf das Mittelalter, das 14. und 15. Jahrhundert; es fehlte nur, um die Täuschung vollkommen zu machen, daß über die Place de Meir in Antwerpen Männer schreiten, die mit spanischer Grandezza den Mantel über die Schulter geworfen, die weiße Krause umgelegt haben, und Frauen mit dem derben Gesicht, der üppigen Fülle und den kostbaren Gewändern, wie sie uns Rubens Kunst auf die Leinwand gezaubert. Ja, einige der Städte in Brabant und Flandern, wie Mecheln, Gent und Brügge erscheinen uns wie ein Stück Mittelalter, das in voller Lebenstreue in die Gegenwart hineinreicht: die Märkte mit den zackig gegiebelten Häusern, die Rathäuser, Gildenhäuser; die unverwischt fortlebenden Erinnerungen an die Vergangenheit, an Scheiterhaufen, Freiheitskämpfe, Triumphzüge Karls des Kühnen, Maximilians, „Karels des Vyften"; das Standbild van Eycks und Rubens, die Meisterschöpfung Memlings im St. Johannis-Hospital zu Brügge und zahlreiche andere Kunstschätze: alles ruft die Blütezeit dieses Landes im 14. und 15. Jahrhundert uns ins Gedächtnis, und wie haben die Belgier es verstanden, in den pietätvoll verehrten, überkommenen Rahmen ein Bild neuzeitlichen Lebens hineinzusetzen! Nur auf diesem Boden kann man einen Egmont voll würdigen; offenherzig, den Scherz auf der Lippe, leichtlebig und doch heldenhaft, trotzend auf Recht und Manneswürde: so ist er Urbild und Musterbild des Belgiers zugleich: wir sagen nicht des Vlämen, nicht des Wallonen, sondern des Belgiers; denn obwohl dies Volk zweierlei Blut in seinen Adern hat: „Vlämen und Wallonen sind Vornamen; unser Familienname heißt: Belgier!", um mit dem Volksdichter Antoine Cesse zu reden. Und eben weil die beiden Volkselemente über den Stammesunterschieden die höhere Einheit fanden, darum haben sie bei

jedem Auftreten auf der Bühne, wo sich die Weltgeschichte abspielt, mit Ehren bestanden.

Wohl hat dieses Völkchen, das als Puffer zwischen die germanische und romanische Welt gestellt, und in welchem diese beiden Elemente sich glücklich und gedeihlich vermählt, einmal den kurzen Traum weltgeschichtlicher Größe geträumt; es war zu jener Zeit, als Karl der Kühne Belgien zur Stütze seines Burgunderreichs machte, als Brüssel mit Paris wetteiferte; aber vorher und nachher erfüllte es sein natürliches Geschick, daß es bald zu Frankreich, bald zum deutschen Nachbar durch Erbe oder Eroberung hinübergezogen wurde; es ist nicht von ungefähr, daß der Riesenkampf zwischen der vom Romanentum gestützten Weltdespotie eines Napoleon und dem Germanentum auf belgischem Boden ausgefochten wurde; es ist naturgemäß noch heute der Isolator zwischen dem Deutschen Reich und der französischen Republik; seine Selbständigkeit beruht auf seiner streng beobachteten Neutralität. Und eben weil das Germanentum hinübergreift in die Flußgebiete der Maas und Schelde, ist's zu verwundern, daß die Heroen deutscher Dichtkunst uns im „Egmont" und „Don Carlos" die Helden jenes Völkchens so lieb und wert machen konnten?

Daß aber Belgien nicht nur das Land einer vernünftigen Bodenkultur und neuzeitlichen Großindustrie, nicht nur die Heimat eines Völkchens mit glücklichem Naturell und großer Vergangenheit, sondern daß es auch eine vollständig moderne Staatsschöpfung ist und ein politisches Volk im höheren Sinne des Worts beherbergt, das lernt man am besten bei einem Aufenthalt in der Landeshauptstadt Brüssel. Der Eindruck, den man schon nach den ersten Berührungen mit den verschiedenen Volkskreisen erhält, ist der, daß Belgien ein Land ist mit monarchischer Spitze, aber republikanischen Rechten. Die Befugnisse des Königs reichen kaum so weit als diejenigen des Präsidenten in den Vereinigten Staaten. Die belgische Verfassung von 1830 entlehnte von der Republik alle Freiheiten, von der Monarchie alle Garantien; ja, sie wollte auch den religiösen Fragen und Kämpfen ein Ende machen und stellte daher die Trennung von Staat und Kirche fest. Es wundert uns unter diesen Umständen nicht, daß die Kongreßsäule, die sich hoch und schlank als ein Wahrzeichen über die Stadt Brüssel erhebt, neben den in Erz gegrabenen Namen der Begründer belgischer Unabhängigkeit und dem Standbilde Leopolds I. auch — von zwei Löwen bewacht — die 4 Fundamentalfreiheiten des Landes darstellt: die Freiheit der Presse, die Freiheit des Unterrichts (nicht bloß der Staat, sondern auch die Kirche, die Parteien usw. können Schulen gründen), das Vereinsrecht, die Freiheit des Kultus (Belgien hat keine Landeskirche). Es liegt im Sinne dieser Grundfreiheiten der Verfassung, daß die Staatsschulen in Belgien dem Klerus die Schwelle verbieten; nur vor oder nach den eigentlichen Schulstunden darf er den Religionsunterricht erteilen; denn die Staats-

schule ist neutral. Dagegen bekümmert sich der Staat auch nicht um die von der Geistlichkeit gestifteten Schulen; Staat und Kirche sind getrennt, und doch brachte diese von manchen politischen Schwärmern auch für Deutschland gewünschte Einrichtung nicht den Frieden, sondern mit der äußersten Erbitterung eröffnete die katholische Partei den Kampf um die Schule, vor allem um die Primär- oder Volksschule, während ihr die liberale Partei mit der Ruhe, die das Bewußtsein, für das Licht zu kämpfen, gibt, Widerpart hält. So erleben wir die merkwürdige Erscheinung, daß sich hier weniger ein Kampf der Nationalitäten abspielt, ein Kampf mit der Losung: Hie Vläme, hie Wallone! sondern viel mehr ein Kampf zwischen Fort- und Rückschritt, zwischen „Lichtfreunden und Dunkelmännern" — so lauten wenigstens die Namen! Das Traurige dieser Erscheinung liegt vor allem darin, daß diese Trennung in zwei Lager durchs ganze Land geht, bis in die Familien hinein, bis in die Geschäftsinteressen. „Die Anhänger jeder der beiden Meinungen haben ihre Zeitungen, ihre Klubs, ihre Schulen, ihre Universität, ihre Armee, ihre Lieferanten, ihre Klienten." Ja, man könnte auch die Wirtshäuser und die Zeitungsverkäufer hinzufügen; man sieht auf Bahnhöfen wohl einen Zeitungshändler, an dessen Mappe in großen Metallbuchstaben die Worte prangen: „Journaux catholiques", und erscheint es nicht lächerlich, daß man sich im kleinsten Badeörtchen erst vergewissern muß, welches die katholischen und welches die liberalen Hotels sind?

Für den Fremden tritt dieser Kampf weniger an die Oberfläche, am wenigsten in Brüssel, wo zufolge der zahlreichen französischen, englischen, deutschen Kolonien und des immerwährenden Fremdendurchzugs ein mehr internationaler Geist zu finden ist. Es ist kein Zweifel, daß Brüssel in seinen Läden, Restaurants, Cafés, Theatern sehr viel von Paris an sich hat, besonders die Namen und die Preise; aber das Französische ist ein Firnis, der nur die Oberfläche deckt, darunter steckt die echte Brabanter-Natur! Tritt nur aus dem prachtvollen Magazin in das Hinterstübchen, wohin Monsieur und Madame sich zurückgezogen haben: sie reden untereinander, mit den Kindern, mit den Dienstboten vlämisch. Nur wo sie zu repräsentieren haben, sind sie Pariser. Der pariserische Anstrich ist übrigens mehr der oberen Stadt eigen, wo das Schloß, die Regierungsgebäude, die feinen Leute und Fremden, die Museen sich befinden, alle Häuser sind stilvoll in Renaissance gehalten, in Grün gehüllt; Boulevards und Parks dienen zur Erholung; vornehm in Aussehen und Namen sind die freien Plätze: die Place Royale, Place des Palais, Place du Trône, vornehm die Kirche St. Jacques de Caudenberg mit ihrer Freitreppe und der korinthischen Säulenhalle, von der aus 1831 Leopold I. zum König ausgerufen wurde.

Doch steigen wir die engen, stark abfallenden Straßen, wie die Montagne de la cour, die Rue de la colline, die Montagne du Parc oder eine andere hinab, nach der alten Stadt, so sind wir wie in

einer ganz anderen Atmosphäre; alles erinnert an Holland und die alten Maler. Vor allem auf dem Marktplatze kann man echt niederländisches Leben beobachten. Früh zwischen 7 und 8 Uhr werden die Häuser wie in Holland „schön gemacht"; da begießt man nicht bloß Fenster und Türen, sondern auch Mauern und Trottoirs, um dann mit Besen und Wischtuch, auch bei den Fußsteigen! nachzuhelfen. Da heißt's, die Füße hoch heben! Der Marktplatz, und zwar der eigentliche alte vor dem Rathaus: ja das ist echt niederländisches Leben, wie es uns die großen Maler auf die Leinwand geworfen: diese Berge von Blumen und Früchten, Ananas, Melonen, Tomaten, Kohl und Zwiebeln; diese Behälter mit den geschuppten Bewohnern der See; diese ausgeprägten vlämischen Bauernphysiognomien, diese Gruppen plaudernder, feilschender, schimpfender Originalmenschen! Und rings um den Markt noch die alten Häuser mit Giebeln und Erkern, die Häuser der Hansa! Und in den Schenken die frühstückenden Landleute, während aus den Kellern der Duft alten Weines heraufdringt! Alles noch wie vor 400 Jahren! Doch in unmittelbarer Nähe erinnern uns die Markthallen mit der großstädtischen Einrichtung, daß wir im 19. Jahrhundert leben.

Nun nach Gent, der Hauptstadt Ostflanderns! Schon beim Herannahen des Eisenbahnzuges sind uns die großartigen Treibhäuser und Blumengärten, sowie die zahlreichen Schornsteine deutliche Fingerzeige, daß wir uns einer Industrie- und Gartenstadt nähern. Doch beim Schlendern durch die Straßen will es uns überkommen, als ob die Stadt ein Kleid trüge, das entweder eine frühere größere Fülle andeutet oder auf Zuwachs berechnet sei. Weite Strecken liegen leer, große Gärten, Wiesen und Bleichen mitten in der Stadt; ja mancher große Plan macht den Eindruck des Feldes! Es ist in der Tat, wie wir vermuteten: Gent, das im 15. Jahrhundert 250000 Köpfe zählte, der Sitz einer weltberühmten Tuchmanufaktur war, 80000 waffenfähige Männer ins Feld stellte; Gent, wo Maximilian von Österreich seine Hochzeit mit der reichen Erbin Maria von Burgund feierte, wo Karl V. geboren wurde, der Gent als seine Heimat liebte, seinen Handel und seine Kunst förderte, der mit den Bürgern nach dem Vogel schoß und mit ihnen den Krug leerte, der hier seine Krone niederlegte und seinem Erben Philipp hier die Niederlande auf die Seele band: Gent ist nicht mehr, was es früher gewesen; es ist auf 152000 Seelen zurückgegangen. Die Hauptschuld daran trug der Jesuitenzögling Philipp II., der — wie hundert Jahre später Ludwig XIV. gegenüber den Hugenotten, „den besten Bürgern Frankreichs" — den lebensfrohen und königstreuen Gentern durch Religionsverfolgungen, Ketzergerichte und Schaffot die Heimat verleidete und ihre weltberühmte Fabrikation vernichtete.

Während aber die Nachbarstadt Brügge noch heute nur von der großen Vergangenheit zehrt, hat Gent seit der Unabhängigkeitserklärung 1830 sich aufgerafft, hat das gerade damals beginnende

Zeitalter des Dampfes in seiner Bedeutung begriffen und benutzt, um zu neuer Blüte zu gelangen, ja das Niederlegen der Wälle scheint die Absicht anzudeuten, daß es noch über den alten Rahmen hinausquellen will. Wo früher die Handstühle klapperten, da arbeiten jetzt Spinnereien und Webereien mit riesigen Dampfmaschinen, mit Schwungrädern, welche die Höhe des ganzen Hauses haben, mit Tausenden von Arbeitern, die, wenn die Fabriken sich schließen, die geräumige Stadt beleben. Die Arbeiterbewegung in Flandern verfolgt nicht in erster Linie soziale, sondern politische Ziele, das allgemeine direkte Wahlrecht. Wir begreifen das sofort, wenn wir erfahren, daß in zahllosen Fällen die geistige und sittliche Hebung des Arbeiterstandes und die Fürsorge für ihn längst von den Arbeitgebern in die Hand genommen war: ärztliche Hilfeleistung und Apotheke, Hospital, Waisenhaus, Arbeiterhäuser, Schulen für die Kinder von 12 Jahren und darüber, Klassen für die Erwachsenen zur Fortbildung; Sparkassen gab es ohne staatliche Vorschrift in vielen der großen Betriebe.

Einen lebhaften Gegensatz zu den Leinen- und Baumwollfabriken mit ihrem entsetzlichen Gerassel bilden die großartigen Gärtnereien, deren gewaltige Treibhäuser Palmen und alle möglichen exotischen Pflanzen beherbergen; und der Preis von 1000 Franken für eine unscheinbare Pflanze ist nichts Ungewöhnliches. Die meisten dieser Gärtnereien senden wissenschaftlich gebildete Botaniker in die Urwälder Amerikas und Afrikas und in die Gebirge Indiens und der Sunda-Inseln. Ganze Schiffsladungen von astlosen, scheinbar toten Stämmen, Farnen, Cykadeen usw. kommen jedes Jahr in Gent an; die Stämme beleben sich in den Kellern sehr bald wieder, und im Treibhause entfalten sie sich wie einst in der feuchtheißen Heimat. Man bemerkt in dem einen dieser Geschäfte Glashäuser, die man Kristallpaläste nennen könnte, die Flächenräume von der Größe unserer Märkte decken. In dem Kataloge zählt dieses Haus allein 515 bisher ganz unbekannte Orchideenarten aus Brasilien, Mexiko und den Anden auf, und Palmen, von denen ein Stück 1600 Mark kostet. Die Einführung und Akklimatisierung solcher Fremdgewächse bildet die Eigenart dieses Hauses.

Und zuletzt noch einen Blick in den Haupthafen des Landes: Antwerpen! Es ist gleich Gent eine vollständig vlämische Stadt, das Herz der vlämischen Bewegung, die sich die Wiedergeburt der kleinen Nation besonders in bezug auf Malerei, Literatur und Musik angelegen sein läßt. Als Gent bereits in hoher Blüte stand, war Antwerpen noch klein; denn Brügge besorgte vom 13. bis 15. Jahrhundert den Welthandel; hier war der Stapelplatz für die Erzeugnisse, welche von Venedig, Genua, Mailand usw. ihren Weg zu Schiff nach den Hansestädten nahmen; hatten doch die Italiener ein ganzes Stadtviertel in Brügge inne, dasjenige der Lombarden. Die Entdeckungen eines Columbus und Vasco da Gama wiesen den Welthandel in andere Bahnen und spielten ihn in andere Hände,

vor allem in die Spaniens. War Brügge der Sitz italienischer Großkaufleute, so wurde nun Antwerpen der Stapelplatz der Spanier, und noch in manchem Antlitz erkennen wir die Ähnlichkeit mit dem spanischen Gesichtsschnitt.

Deshalb zeigen alle die großen öffentlichen Bauten den Stil des 16. Jahrhunderts, so die Börse, die 1858 auf dem Platze und nach den Plänen der alten (von 1531) wieder aufgebaut wurde, das Rathaus in Renaissance mit dem belebten Marktplatz, auf welchem eine schlanke Buche den Eingang zum Rathaus beschattet; um ihn herum stehen noch jene altertümlichen Gebäude, die sämtlich ihre 400 Jahre auf dem Rücken haben: das Haus der Bogenschützen*) mit seinen fünf Stockwerken, das Haus der Gewandschneider, das Haus der Schreinerzunft mit reicher Fassade, mit feinen Säulchen und steinernem Bildwerk. Auf dem Markte ragt auch die großartige Kathedrale in die Lüfte. Die schon früher erwähnte Place de Meir, eigentlich eine breite Straße im Herzpunkte der Stadt, hat in ihren Patrizierhäusern und dem königlichen Schloß so recht den Charakter der Renaissance des 16. Jahrhunderts gewahrt. Van Eyck hat diesen Platz gemalt, Albrecht Dürer — als er 1521 beim Einzug Karls V. war, ihn bewundert, Rubens Geburts- und Wohnhaus steht hier, zwar erneuert, aber im Geiste seiner Zeit; auf dem Groenplaats zeigt ihn sein Denkmal in der ganzen ritterlichen Vornehmheit seines Wesens. Ein Muster eines Patrizierhauses ist das 1876 von der Stadt angekaufte und mit dem vollen Inventar in ein Museum verwandelte ehemalige Besitztum der berühmten Buchdruckerfamilie Plantin-Moretus; dieser Familie hatte der Weltdespot Philipp II. den Titel „Erz-Typographen“ und das Sonderrecht verliehen, für alle Völker seines Weltreichs die Bibel zu drucken, keine Buchdruckerei der Welt hatte damals mehr Pressen, mehr Lettern für alle Sprachen und Christenheit, mehr Holzschneideformen, mehr geschickte Setzer und Korrektoren als diese; die Setzerkästen stehen noch da, gefüllt mit Lettern, ebenso die Druckerpressen. Um den Hof zieht sich noch der vielästige Weinstock, den der erste Plantin gepflanzt. Und die Wohnräume! Tapeten von gepreßtem Leder; die Wände behangen mit den Familienporträts aus der Hand Rubens und van Eycks; die geschnitzten Schränke und die Stühle mit den die Devise des Hauses (labore et constantia) aufzeigenden Lederpolstern, die schweren Kronleuchter von Kristall oder Bronze, die Sammetmöbel, die alte köstliche Uhr, welche Minuten, Stunden, Tage und Monate zeigt, die Glasmalereien der Fenster: alles offenbart den Geist des 16. Jahrhunderts und den gediegenen Reichtum einer durch Arbeit groß gewordenen Patrizierfamilie! Und dieser Charakter des gediegenen Altertümlichen eignet der ganzen Stadt mit Ausnahme einiger neu hinzugekommener Vorstädte.

*) Die alten geschichtlichen Gebäude sind heute natürlich andern Zwecken dienstbar gemacht worden.

Wir nehmen unseren Weg aus dem Herzen der Stadt nach dem Scheldestrom; immer zahlreicher, immer enger werden die Gassen mit den merkwürdig gegiebelten Zackenhäusern, immer größer die Kinderschar auf den Stufen, immer stärker das Wagengerassel; warum hat man doch hier den Platz gar zu sehr ausgenutzt? Wir nahern uns der eigentlichen Lebensader der Stadt, der Schelde! Welch gewaltiger Strom ist sie hier; wie die Segler und die Dampfer, die vor Anker liegen, sich wiegen lassen von den majestätischen Wellen! An der Sehne des Bogens, auf den die halbkreisförmige Stadt sich stützt, ist ein gewaltiger Uferbau ausgeführt worden, der 56 Millionen Mark verschlungen hat. Der wachsende Handel erforderte diese Opfer. Und sie sind gern gebracht worden; der Belgier weiß, daß die Schelde das Schicksal Belgiens bedingt.

Als der holländische Nachbar das aufstrebende Belgien erdrosseln wollte, sperrte er im westfälischen Frieden die Schelde, und sofort begann ein Verfall, dessen Größe man sich kaum vorstellen kann: die Weber von Gent und Mecheln, die Teppichmacher von Brüssel, die Wissenschaft und die Kunst suchten nach Brot; Antwerpen war wie ausgestorben; die 200000 Einwohner sanken auf 40000 herab; sein Hafen, der 2000 Schiffe fassen konnte, war nur von wenigen Fahrzeugen besucht. Erst die französischen Eroberer brachen 1794 diese unwürdigen Bande, erklärten die Schiffahrt auf der Schelde für frei, und der erste König Leopold erlangte bei der Trennung Belgiens von Holland 1831 auch die Aufhebung des Scheldezolles. So war die Hand, die Belgien an der Gurgel gefaßt, beseitigt, und wie mit Zauberschlag belebte sich der ganze Landesorganismus von neuem: der Bodenwert, die Bergwerksindustrie von Lüttich, Mons und Charleroi, die Zahl der Dampfmaschinen, die Tuchindustrie von Verviers, die Baumwollbranche von Gent, die Leinenindustrie von Flandern, das Eisenbahnnetz, die Bevölkerungsziffer, das geistige Leben: alles hob sich zu ungeahnter Höhe, und der Hafen von Antwerpen erlebte seine zweite Blütezeit; er überholte Hamburg und Marseille. Süddeutschland und die Rheinprovinz sahen in Antwerpen ihren wichtigsten Stapelplatz; von London ist es 12, von Paris 10 Stunden entfernt, und der Scheldestrom mit Ebbe und Flut trägt die größten Ozeandampfer ebenso bis an die Kais der Stadt wie die Dreimaster aus Brasilien und La Plata. Die Docks zum Ein- und Entladen sind besetzt; beide Ufer der Kanäle, welche von der Schelde nach den Docks führen, liegen voll von Fässern, Kisten, Baumwollballen, Kohlen, Steinen. Die zahllosen Kähne in den Kanälen, die Rollwagen auf den Uferwegen, rotjackige Arbeiter, umherschlendernde Matrosen mit dem Ring im Ohr, Kapitäne im blauen Rock und der goldgeränderten Mütze: das alles gibt zusammen mit den Schätzen der Natur aller Zonen und den Kunsterzeugnissen der heimischen und anderer Weltindustrien ein wunderbares, erhebendes Bild. Der freien Schelde verdankt Antwerpen, daß es heute wieder Großhafen geworden ist.

VI. Bilder aus den Mittelmeerländern.

A. Apenninhalbinsel.

1. In der Po-Tiefebene. — 2. An der Riviera. — 3. Im heutigen Rom. — 4. Ein Karneval im päpstlichen Rom. — 5. Die römische Campagna. — 6. Neapel. — 7. Pompeji. — 8. Skizzen aus Sizilien. — 9. Malta. — 10. Küstengrotten des Mittelmeers.

1. In der Po-Tiefebene.*)

Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht,
Die Wolken flogen vor ihm her
Wie wann der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst,
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee:
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesental begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Das Welschland, das uns hier der Dichter nennt, ist ein anderes Italien, als wir es uns gewöhnlich vorstellen, wenn wir den Namen hören: hier im Mündungsgebiete der Etsch und des Po und vieler anderer Alpenflüsse, hier im südlichen Vorlande der Alpen und im Küstenlande Adria dürfen wir nicht die sonnendurchstrahlte, schon an das wüstenhafte Afrika im Süden gemahnende, braungoldene, trockene Felslandschaft erwarten: nein, hier empfängt uns Marschenluft und Marschboden, eben, dunstig, von Kanälen und Flußarmen, zwischen Deichgeleisen schleichend, durchzogen; Moore und Sumpflachen, Sandbänke und Haffbildungen, Lagunen, Rohrdickichte voller Moskitos und voller Frösche, aber auch Weiden mit hohem Gras und buntem Milchvieh, Mais- und besonders üppige Weizen- und Reisfelder. Der Boden ist von dem Schlamm und Geröll der Alpenflüsse gebildet und wird vom Menschen seit der Veneter Zeiten umgestaltet: entwässert und eingedeicht. „Hier sind die Niederlande Italiens, hier ist die Heimat der Wasserbaukunst, klassischer Boden für Arbeit mit Grabscheit und Richtwage seit uralter Zeit."

Wenn im Herbst und Frühjahr, den Regenzeiten Italiens, Regengüsse oder Schneeschmelze die lombardischen Flüsse füllen, wenn der Po sichtbarlich mit jeder Viertelstunde steigt und der Schirokko mit wütenden Schauern die Nacht durchsaust, dann eilt der Mensch

*) Quelle: Viktor Hehn, Italien. S. 6 ff. Berlin 1896 (Gebr. Bornträger).

an die uralten gewaltigen Dämme, die das Kulturland vor der Wut des Wassers schützen sollen; von Cremona an ziehen sie bis zur Mündung des Pos. Wo die Wogen den Damm zu unterwaschen drohen, wird durch Alarmsignale der Deichbann aufgeboten, Faschinen und Sandsäcke werden versenkt, um den Bruch zu verhüten. So auch an der Etsch und all den anderen Alpenabflüssen! Ein Dorf wacht eifersüchtig darüber, daß das andere seine Pflicht tut, Deichpolizei und Deichgesetze sichern den Zustand der schützenden Wälle, hinter denen die Flüsse in hochgelegenen Betten, höher als das umgebende Land, dahingeschoben werden. Der Po z. B. hat je näher seinem Delta kein Gefälle mehr, überfüllt und übersättigt drängt der Wasserdruck von oben her langsam die Flut vorwärts dem Meere zu, mühsam durch das eigene Schlammland seines Deltas sich durchringend, oft sich verstopfend, dann durchbrechend und einen anderen Weg zur See suchend, während der alte ein toter Arm, ein fiume morto, wird. So brach er im Mittelalter, 1152, nach Norden durch und näherte sich der nach Süden drängenden Etsch; der Mensch aber legte auch Durchstiche an und gab den Gewässern neuen Lauf in einem taglio, um der Schiffahrt eine bessere Straße zu öffnen. Auf den Kanälen, die ja von Venedig bekannt sind, aber auch sonst überall das Land durchziehen, gleiten Schiffe langsam hin; aus der Ferne sieht es aus, als führen sie über die grünen Wiesen hin. Den Alten war es schon ein geläufiger Vergleich, daß das Land der Veneter das Ägypten Italiens sei. Hier erhob sich die Rivalin Roms, Ravenna, am Meere, unter Augustus eine mächtige Flottenstation, als Vorläuferin der eigentlichen Lagunen- und Wasserstadt Venedig, ward aber bald durch die Anschwemmungen ins Land zurückverlegt, und ist heute 15 km von der Küste entfernt, voller Baudenkmäler als den Erinnerungen seiner Glanzzeit, umgeben von Sumpf und Pinienwald. Ein ähnliches Schicksal hatten die griechische Seestadt Spina nördlich von Ravenna, sie ist jetzt ganz verschwunden, die alte Hatria, die dem Meere den Namen gab, zwischen Po und Etsch, Padua, Altino und Aquileja als äußerster Vorposten gegen Osten am Isonzo. In der Zeit der Völkerwanderung wurden die Erfahrungen der Wasserbaukunst, des Pfahlrostbaus usw. von Flüchtlingen auf einige flache Sandbänke und Inseln im seichten Meere draußen in den Lagunen des Deltas übertragen, und die Herrscherin der Adria, Venedig, war gegründet. Aber trotzdem, daß hier in jahrhundertelanger Arbeit der Mensch den Weg zum Meere offen zu halten suchte, geht auch sie, Venezia la bella, dem gleichen Schicksale ihrer Vorschwestern entgegen. Durch Dämme wehrte man dem Meere und ließ nur der Flut gewiesene Gassen offen; ungeheure Summen verwendete die Republik darauf, die Anschwemmungen des Po, der Etsch, der Brenta und Piave vor allen von der Stadt und ihrer Umgebung abzuleiten, Fahrstraßen ins Innere wie zum Meere sich freizuhalten.

Als aber das Mittelmeer mit der Entdeckung Amerikas aufhörte,

das Welthandelsgebiet zu sein, als die Dogenrepublik fiel, als Triest als Konkurrentin auftrat, da war der Rückgang der alten Adriastadt besiegelt. La bella ist sie trotzdem geblieben, und es ist ein herrlicher Anblick für jeden Fremden, der über die lange Lagunenbrücke heutzutage sich auf der Eisenbahn, nicht mehr auf dem Schiffe der abendbeglänzten Inselstadt nähert, die wie ein zackiger Goldstreif auf der blauglitzernden Lagune liegt, märchenhaft fern, im feuchten Luftblau verschwimmend, wie die Erfüllung des Traums von der Stadt der güldenen Gassen. Das Auge sucht freilich jetzt vergeblich den stolzen Markusturm, der in sich selbst zusammensank. Verfall überall an den Prunkpalästen der Dogen mit ihrer phantasievollen Architektur, ein Träumen, ein Schlummern wie Dornröschenschlaf liegt über der Stadt des geflügelten Markuslöwen, der einst seine Schwingen schützend über das östliche Mittelmeer, über Cypern, Morea, Dalmatien breitete. Leben und Schaffen der Stadt hängt an dem Fremdenbesuche, doch hat sich in einer Beziehung Venedig den stolzen Namen als Herrscherin der Adria bewahrt. Wenn man vom Markusplatze zur Rialtobrücke wandert mit ihren Basarlauben, empfängt einen ein scharfer Fischgeruch, der einer Riesenhalle aus Eisen entströmt. Hier wird der letzte Tribut der Adria — ihre Fischfülle aufgestapelt. Da liegen bis 2 m lange Thunfische, deren Fleisch, in Olivenöl gebraten, eine Delikatesse ist, Störe mit ihrem Schuppenpanzer, dann kleine Hundshaie, die „Briganten des Meeres“. Feine Speisefische wie „Sole“ und „Brancino“, der goldschuppige Dorato, der weißrot schillernde Triglio, flundernartige, aalartige Fische, die winzigen „Frutti di Mare“ werden auf Korbdeckeln in ungeheuerer Menge und zu sehr billigen Preisen feilgeboten, mit italienischer Lebhaftigkeit in Zungen- und Gebärdensprache verhandelt. Kinder hocken um einen Tisch und drücken aus einem Haufen schleimiger Tintenfische den Rückenschulp, die ossa sepiae, heraus, damit diese „zu scheußlichen Klumpen geballten“ Weichtiere in Öl gebacken und verspeist werden können. Dort krabbeln breite Taschenkrebse in den Körben, dort hummerähnliche Langusten, dort stehen Teller mit Krabben, Miesmuscheln und vielen anderen Lagunenmuscheln. Das ist der Fischmarkt von Venedig, für die Ernährung der Stadt so wichtig wie anderswo der Gemüse- und Fleischmarkt.

Über der Lagune, auf der sich sonnendurchleuchtete Barkensegel rötlich blähen und weiter blauer Himmel spiegelt, draußen auf der dünenreichen Nehrung, die hier Lido (litus lat.) heißt, liegt jetzt ein großes modern eingerichtetes Seebad, das nicht nur von Italienern besucht wird.*) Eine Dampfbarkasse führt uns von Venedig hinüber an den Landungsplatz, dort nimmt uns eine Pferdebahn auf, für die Venediger, die nur die Gondel als Verkehrsmittel kennen, ein staunenswertes Ding. Die Badeanstalt ist ein großes modern eingerichtetes

*) Nach der Illustr. Zeitung vom 22. Okt. 1903.

Gast- und Kurhaus mit langer Terrasse und großem Saal, die Seitengebäude enthalten die Badekabinen. Dort herrscht neuzeitliches Leben: elegantes Publikum plaudert an den Marmortischchen der Terrasse und nascht von gelato oder granite oder schlürft Eisgetränke durch Strohhalme, die Kurkapelle spielt. Drunten in den salzigen Wogen tummeln sich wasserfröhliche Menschen. Die Saison der Italiener ist Juli und August, das internationale Publikum verweilt hier bis in die Mitte des Novembers. Gasthäuser gibt es in Menge. Auf der Nachbarinsel San Lazzaro liegt seit 1717 ein armenisches Kloster, ein Orden der römischen Kirche pflegt dort besonders die heimische Sprache und Literatur. Er nennt sich nach dem Armenier Petro Mechitar (1676 geboren), der von Konstantinopel nach dem venetianischen Morea und 1715 im Kriege zwischen Venedig und der Türkei ganz nach der Lagunenstadt wanderte.

Wer aber an den Werken einstiger Macht und Größe in Venedig sich satt gesehen hat und des modernen Badelebens am Lido überdrüssig geworden ist, der suche das Volksleben der italienischen Fischerstadt Chioggia auf, 26 km südlich von Venedig auf einer Nehrungsinsel. Mächtige Steinmauern, die Murazzi, 15 m breit und 10 m hoch, sind hier von den letzten Dogen zum Schutze gegen die Wogen der Adria erbaut worden. Die Männer sind draußen auf der See groß geworden; ernst und ruhig schreiten sie daher, die Tonpfeife im Mundwinkel, die rote Mütze auf dem Haupte. Die schönen Frauen treiben ein wenig Gartenbau im Stadtteile Sottomarina, am Hafen. Die Gassen sind eng und schmutzig, nur wenige Kanäle durchziehen die bunten Häuserfluchten, an deren Fassade überall im Sonnenschein Wäschewimpel wehen. Der Abend wird am „Korso“, der Hauptstraße, nach dem heißen Tage durch Gesang und Gitarrenmusik gefeiert, da zeigt sich die alte Volkstracht der Frauen und Mädchen, die schmucke tonda oder indiana auf dem Haupte wird mit vollendeter Anmut getragen. Italienische Maler holen sich hier ihre Modelle und in dem Gewinkel der Gassen und Höfe reiche Anregung.*)

2. An der Riviera.**)

Die schmale ligurische Steilküste des Golfes von Genua hat durch ihre klimatische Begünstigung Weltberühmtheit erlangt. Indem sich hier Alpen und Apenninen die Hand reichen und wie ein Sturmbock gegen alle die Himmelsgegenden stemmen, aus denen rauhe, ungünstige Wetter in der nördlich gemäßigten Zone nahen können; indem sich in diesem nach Süden geöffneten Gebirgsbogen

*) Nach dem Dresdner Anzeiger vom 17. Sept. 1900.

**) Quellen: Viktor Hehn, Italien. Berlin 1896 (Gebrüder Bornträger); E. Strasburger, Streifzüge an der Riviera. Jena 1904 (Gustav Fischer).

ein warmes Meer ausbreitet, das wie eine Warmwasserheizung wirkt und der milden Südluft Tor und Tür öffnet, daß sie sich schmeichelnd in diesem Winkel fängt; indem endlich auf die Küstengehänge durch die feuchtklare Seeluft hindurch das reinigende, heilende, warme Sonnenlicht fast das ganze Jahr lang auffällt — ist hier ein bevorzugtes Gestade, ein Sonnenland entstanden, das von Urzeiten her ein Lieblingsaufenthalt des europäischen Menschen gewesen ist. Nach der Sonne richten sich auch die Namen der Riviera, die von Spezia, dem italienischen Kriegshafen, bis Genua R. di Levante, des Aufgangs, von Genua bis Toulon hin, dem französischen Kriegshafen, R. di Ponente, des Niedergangs genannt wird.

Die wichtigste Stelle dieser Küste ist der innerste Winkel, von dem aus das städtereiche Ufer der beiden Rivieren auf dem Wasserwege nach allen Seiten leicht zu erreichen, zu versorgen und zu schützen war. Hier entstand Genua, eine Seestadt, die ihre Verbindungsfäden durch das ganze Becken des Mittelmeers im Mittelalter gezogen hatte und bis ins Schwarze Meer hinein gefürchtet war. Ihr verdankt es die ligurische Küste, daß sich perlschnurartig Ort an Ort ans Meer schmiegen konnte, während sonst die Gestade des Mittelmeers so leer sind, weil sich die Siedlungen landeinwärts zogen aus Furcht vor „dem Korsaren, der die Küste verwegen durchkreuzt".

Die alte Rivalin Genuas, Venedig, zeigt heute alle Spuren des Verfalls, hier aber herrscht auch unter dem veränderten neuzeitlichen Weltverkehr Leben, Schaffen, Aufschwung. Mit einem Aufwande von 20 Millionen Lire ist ein gewaltiger Hafendamm aufgeführt worden, um ein stilles Landungsbecken für die zahlreichen Schiffe zu schaffen. An der mauergeschützten Berguferwand bauen sich mit Gärten und Arkaden die Häuser der Stadt bis 300 m hoch auf. Der Raum ist knapp, daher sind selbst die Palaststraßen so eng, daß man die prächtigen Schauseiten der Gebäude nicht mit dem Blicke umspannen kann; daher sind die Häuser fast alle in die Höhe gewachsen und oft zu turmartiger Entwicklung gediehen; daher sind freie Plätze im alten Genua sehr selten. Auch die Verbindung Genuas mit dem Hinterlande war trotz der hohen Berge gerade hier ziemlich günstig; die Eisenbahnen gelangen durch zwei tiefe Einschnitte im Kamme, „Bocchettas" genannt, die noch von Tunnels in 3—400 m Höhe durchbohrt sind, nach der Stadt. Das Gelände der heutigen erweiterten Stadt ist natürlich ziemlich bewegt, aber die Technik überwindet diese Verkehrsschwierigkeiten durch Brücken und Tunnels auch für die elektrischen Bahnen, die den alten Stadtteil am Meere mit den neueren Vierteln am Berghange verbinden.

Der Reichtum, den der See- und Landhandel in die Stadt trägt, zeigt sich bis heute in dem Kunstsinne der Genuesen. Wie in allen italienischen Städten von einiger Bedeutung hat die Stadt ihren denkmalreichen Campo santo, er wird von vielen für den schönsten

Italiens erklärt. Auch die Bauten und Denkmäler, z. B. das des Kolumbus sind Zeugen dafür.

Den anderen zahlreichen Orten der Riviera, außer Savona etwa, fehlt vor allem die günstige Rückwärtsverbindung mit dem Hinterlande, sie haben dafür als Gesundungsstätten, als Lustorte eine hervorragende Bedeutung. Wegen des langen warmen Sonnenscheins, der allen Bakterien feind ist, wegen des milden Seeklimas ziehen sich während des nordischen Winters vornehme Kranke gerne zur Erholung in irgend einen der bekannten Kurorte wie Nervi, San Remo, Bordighera, Mentone usw. zurück; andere suchen diese herrliche südliche Landschaft rein zum Vergnügen auf. Das ist seit den Römerzeiten schon so gewesen. Zweierlei nur stört die Genesung der Kranken und die Lust der Reichen, der Mistral, ein kalter Fallwind von den Höhen der Seealpen, und der Staub, der sich auf den Landstraßen aus dem feinen Kalksteine der ligurischen Küste entwickelt. Doch sind manche Orte nach beiden Seiten hin von diesen Störenfrieden frei und deshalb am besuchtesten. Am meisten hat vielleicht die Gegend um Toulon durch den Sturzwind zu leiden. Am günstigsten liegt die Küste von Cannes bis San Remo. Hier beginnen an geschützten Stellen die Veilchen schon im Dezember zu blühen, die Schwalben versäumen ihre Südwanderung, und die Eidechsen vergessen ihren Winterschlaf. Denn Insekten sind zu allen Jahreszeiten wach und schwirren durch die warmen Lüfte.

Die Orte liegen meist tief in kleine rundliche Golfe geborgen, im innersten Winkel, oder hoch oben auf den felsigen Vorgebirgen. Wie Schwalbennester kleben die weißen Häuser mit ihren offenen Fensteraugen rund um die Marina, den Hafen, mit seinen Ruderbooten und Segelschiffchen, die dem Verkehr und dem primitiven Fischfange dienen. Lose bekleidete Männer flicken ihre Netze am Ufer, Frauen und Mädchen kommen aus den Terrassengärten, den Korb mit Anmut auf dem Haupte tragend, um auf dem Markte, auf den Steinfliesen am Brunnen ihre Früchte oder Blumen feilzubieten. Braune Kinder jagen sich in den engen Gassen, zwischen den turmhohen Häusern, die oft 10 Stockwerke wegen des Raummangels haben, selbst in so kleinen Städten wie Camogli.

Die Hochortschaften auf den Vorgebirgen tragen meist Ruinen alter römischer Villen, mittelalterlicher Wachtürme oder Lustschlösser oder scharen ihre Häuser um ein Kloster oder eine Einsiedelei mit einer Madonnensäule. Heutzutage sind diese vielfach von Hotels abgelöst worden, die Wachkastelle von Leuchttürmen, Wetterwarten, Signalstationen.

Soweit die Urgeschichte in graue Vorzeit hinaufleuchtet, findet sie an der Riviera auch Spuren des Menschen, der es sich an dem sonnenwarmen, von üppigem Pflanzen- und Tierleben überfluteten Gestade wohl sein ließ.

Der Fürst von Monaco hat die Höhlen von Mentone sorg-

fältig und planmäßig erforschen lassen. Seit der bekannte Anthropologe Rivière in einer dieser Höhlen ein menschliches Gerippe gefunden hatte, wurde die Frage, von welchem Alter die Ablagerungen in diesen Grotten mit ihren Gebeinen sein möchten, lebhaft in der Wissenschaft erörtert. Die Funde an menschlichen Knochen aus vorgeschichtlicher Zeit sind so wenig zahlreich, daß jeder neue Fund besonders geschätzt wird. Jetzt liegt über die Ergebnisse der neuen Untersuchungen in den Höhlen von Mentone ein vorläufiger Bericht von Prof. Boule vor, der sich zunächst hauptsächlich vom geologischen Interesse aus mit den dortigen Ausgrabungen beschäftigt. Prof. Boule begann seine Arbeiten in der noch fast unberührt gebliebenen Fürstenhöhle, wo die Ablagerungen mehr als 20 m mächtig sind und zu unterst aus Meeresschichten bestehen. Die darüber lagernden Festlandschichten zeichnen sich dadurch aus, daß sie in ihrem oberen und mittleren Teile Reste von Renntieren, die bisher so weit südlich überhaupt noch nicht nachgewiesen waren, ferner vom Steinbock, vom Murmeltier und vom wolligen Rhinozeros enthalten. Diese Tiere sind vertreter der Eiszeit. Die unteren Schichten des Höhlenbodens bergen wesentlich andere Tierreste in sich, nämlich solche des Ur-Elefanten (Elefas antiquus), der nach Merck benannten ausgestorbenen Rhinozerosart und auch eines Flußpferdes. Es ist nach der genauen Prüfung dieser Ablagerung ganz gewiß, daß hier das Meer früher wesentlich höher gestanden hat; beispielsweise hat man an einer Stelle, die jetzt 28 m über dem Meeresspiegel liegt, deutliche Spuren der Wirkung von Brandungswellen entdeckt, und außerdem erwies sich dicht daneben die Höhlenwand von Bohrmuscheln durchsetzt. Später muß dann durch Rückgang des Meeres genügender Raum für den Aufenthalt der Elefanten, Nashörner und Flußpferde geschaffen worden sein. In der „Kinderhöhle“ sind in jüngster Zeit drei menschliche Gerippe aufgefunden worden. Das erste ist von Fachmännern untersucht worden und hat eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Knochenbau der eingeborenen Australier. Es steckte in einer Erdschicht, die außerdem Reste des Höhlenbären, der Höhlenhyäne, des Höhlenlöwen und des Merckschen Nashorns enthält. Das Alter jenes Menschen würde daher in die frühe Quartärzeit zu versetzen sein. Das zweite Gerippe wurde etwa 60 cm über dem ersten ausgegraben und war von Resten der nämlichen Tierarten begleitet. Das dritte Gerippe lag dagegen volle 6 m über dem ersten. Sein Eigentümer muß daher wohl wesentlich später, nämlich gegen das Ende der sogenannten Eiszeit, gelebt haben und ist wahrscheinlich ein Zeitgenosse des Renntiers gewesen.

Das herrlichste Element der Rivieralandschaft ist aber sicherlich der üppige Pflanzenwuchs. Es ist sehr schwer hier festzustellen, was einheimisch und was eingewandert ist; denn hier haben sich alle Pflanzen der Subtropen beider Erdhälften und viele der Tropen

sogar ein Stelldichein gegeben; die Riviera ist dadurch ein botanischer Weltgarten geworden. Wer die Pflanzenwelt unserer Erde vom Renntiermoos der Tundra bis zur Dattelpalme der Sahara, von den Wiesenblumen und Wiesengräsern unserer Heimat bis zu dem Riesengrase der Bambusse und den Schlinggewächsen der Tropen kennen lernen will, der muß an diese Küste gehen. Der botanische Garten von La Mortola bei Mentone ist für diese Pflanzenzusammenkunft aus aller Welt typisch, aber auch in den Lustgärten der Schlösser und Landhäuser häufen sich die seltsamsten Gewächse aller Zonen: rosenumrankte Zypressen, in höheren Lagen unsere Obstbäume, australische blattlose Casuarinen und zitternde Eukalypten, der Teestrauch und der Kaffeebaum, Indigopflanzen und Zuckerrohr, Kampfer- und Zimtbäume, Agaven und Bambusse, neben dem Lorbeer des Apollo und der Myrte der Aphrodite usw.

In den künstlich bewässerten Baumgärten, die hier als Nutzflächen die Stelle der Felder einnehmen, gedeihen vor allem die silbergrauen charaktervollen Ölbäume. Die Oliven werden herabgeschlagen, getrocknet und in den malerischen Ölmühlen in den Gehängeschluchten zerquetscht: das feine Jungfernöl, die Maschinenöle, die Seifenöle, die Brennziegel aus den Rückständen sind die Produkte dieser Kultur und Industrie. Die Olivenhaine lassen genug Licht durch, daß sich der Boden mit einem Flor lieblicher Anemonen, Orchideen, Muskathyazinthen usw. bedecken kann.

Die Rebe weicht hier vor dem salzigen Seehauch zurück, erst in den Sandfeldern der Rhonemündung beginnt ihre Kultur bedeutend zu werden. Dagegen gedeihen in allen geschützten Lagen herrlich die Agrumen, jene Citrusarten, die aus Asiens Monsunländern hierher gebracht worden sind: Limonen oder Zitronen, Orangen oder Apfelsinen, Pomeranzen, Pompelmusen, Mandarinen. Die Hauptkulturgebiete dieser Südfrüchte sind im Mittelmeere freilich Sizilien, Sardinien und die Balearen.

Die Fiederpalmen liefern Weihwedel für die Palmsonntagsfeier, tragen aber keine verwertbaren Früchte. Sie geben, wie z. B. die berühmten Scheffelpalmen*) bei der Zisterne von Bordighera, der Landschaft ein afrikanisches Gepräge — die Küste von Beaulieu bis Eza bei Nizza heißt tatsächlich Petite-Afrique.

Auf den Porphyrbergen des Esterel liefern die Edelkastanien gute Erträge; in den Tälern des Maurengebirges hinter Hyères gedeihen auf dem Urgesteine vortrefflich die Korkeichen, von deren Entrindung und Verarbeitung die Bewohner dieser Täler vorwiegend leben.

Die Blumenfülle der Riviera fließt besonders während des Winters in alle nordischen Großstädte ab. Der Blumenversand der französischen Riviera hat seit etwa 1850 große Ausdehnung gewonnen. Die Veilchenfelder von Hyères, die Anemonen-, Ranunkel-, Nelken- und Rosengärten von Cannes, Antibes, Nizza

*) So nach Viktor von Scheffel genannt.

senden ihren Überfluß nach Norden. Im Frühjahre ist aber auch der einheimische Verbrauch sehr groß zu den Blumenfesten und Blumenschlachten des Karnevals in Monte Carlo und Nizza, im Sommer und Herbste zu den Korsofahrten der Automobile der vornehmen Welt dieser Vergnügungsorte.

Ganze Wagenladungen von Maiglöckchen, Veilchen, Nelken, Rosen und anderen starkduftenden Blüten aber werden in Cannes und Grasse zu Odeuren verarbeitet. Diese Luxusindustrie soll allein in Grasse einen Jahresumsatz an Blüten und ätherischen Ölen von 30 Millionen Franken haben.

Die Eigenform der Rivieraflora ist aber die blütenübersäte Maquis oder Macchia, eine Art Strauchheide, die freilich durch die reiche Besiedlung sehr zurückgedrängt ist und der Gartenvegetation fast überall hat weichen müssen. In unverdorbener Größe und Schönheit kann man sie besonders in Korsika kennen lernen. Schmetterlingsblüten und Lippenblüten von leuchtender Pracht und würzigem Dufte wie Ginster, Lavendel, Rosmarin — die weißen und roten zartblättrigen Cistrosen mit ihrem orangegelben Wurzelschmarotzer Cytinus, der ein Verwandter der sumatranischen Riesenblume Rafflesia ist — honigduftende Euphorbienbäumchen, weißtraubige Baumheiden, rotbeerige Wacholderbüsche, der Ölstrauch, die Ilexeiche, der Erdbeerbaum, kletternder Asparagus und schlingende Smilax und Lonicera und viele andere Stauden und Büsche bilden ein von bunten Schmetterlingen, summenden Fliegen, raschelnden Eidechsen und Nattern belebtes Dickicht.

Der Wald ist durch einige kleine Bestände der Strandkiefer, der Aleppokiefer, der Pinie spärlich vertreten, doch entschädigen diese gehegten Zapfenbäume durch den Balsamhauch, der weithin von ihnen ausgeht.

Diese üppige Pflanzenpracht, gruppiert über die formenreichen Felsgesimse der steilen Bruchküste, die starre Alpenherrlichkeit, die von oben herabschaut mit ihrem Firnschnee, die flüssige Farbenglut des Meeres, die je nach der Beleuchtung durch alle Regenbogenlichter hindurchwandelt, die Fülle historischer Reste von grauester Urzeit an schaffen an der Riviera eine der schönsten und reichsten Landschaften dieser Erde.

3. Im heutigen Rom.*)

Das heutige Rom streckt sich in Gestalt eines Fächers, dessen Griff die Porta del Popolo mit der vorstadtartigen Verlängerung nach Ponte Molle hin bildet, etwa bis in die Hälfte des von den Umfangsmauern eingeschlossenen Raumes hinein. Dort kam vor der Eisenbahnzeit der Fremdling, der Rompilger im Wagen des

*) Nach Ad. Stahr, Ein Jahr in Italien. 3. Auflage (Schulze'sche Buchhandlung Oldenburg). Roma Capitale von Dr. Rud. Kleinpaul (Ausl. 1875, 14). Italien von Viktor Hehn. Berlin 1896 (Gebrüder Bornträger).

Vetturino in der heiligen Stadt an. Drei Hauptstraßen, die Via del Babuino, die Via di Ripetta und zwischen beiden der weltberühmte Korso, bilden gleichsam die Gitterstäbe dieses Fächers, als deren Endpunkte von Porta del Popolo aus die Kirche S. Maria Maggiore mit ihrem spitzen Turme, das Kapitol und das Ghetto angesehen werden können. Von diesen drei Punkten in südlicher Richtung beginnt die Trümmerstadt, das alte Rom, dessen Überbleibsel aus der Kaiserzeit zwischen den unabsehbaren Gemüsefeldern, Gärten und Weinpflanzungen hervorragen, die jetzt wohl über zwei Dritteile des von den heutigen Umfangsmauern eingeschlossenen Flächenraumes bedecken.

In diesem Neu-Rom geht keine Straße in der Richtung irgend einer des alten Rom. Keine Phantasie reicht hin, sich die Vorstellung eines Platzes, wie er etwa das alte Marsfeld war, aus dem wüsten Häusergewirr mit seinen grauen Dächern, welches jetzt seine Stelle einnimmt, zu erneuern. Es hat geradezu etwas Gespensterhaftes, wenn z. B. in der Nähe des schmutzig-engen Judenviertels oder unter den jämmerlichen Häusern am ehemaligen Forum des Nerva plötzlich die Reste eines alten Portikus oder ein halbversunkenes Säulenpaar vor uns aufsteigen. Sie gleichen „kaum kenntlichen Resten menschlichen Gebeines, die wir aus aufgedeckten uralten Gräbern hervorscharren".

Keine Stadt hat solche Erschütterungen, Verwüstungen, Umwandlungen erfahren wie Rom. Die tiefste und durchgreifendste in den 70er Jahren: Rom hat aufgehört, die weltliche Hauptstadt des päpstlichen Kirchenstaates zu sein, und ist zur Hauptstadt des Königreichs Italien, zur Residenzstadt des Königs geworden! Nachdem die schwache Militärmacht des Papstes Pio nono von den piemontesischen Scharfschützen gesprengt war, zog Viktor Emanuel am 20. September 1870 zur Porta Pia im Nordosten ein — die Sehnsucht so vieler Geschlechter, die dahingegangen, ohne diesen Tag zu erleben, war erfüllt: das einige Italien mit der Hauptstadt Rom war erstanden.

Aus seiner vorläufigen Residenz Florenz kam am 27. November 1871 Viktor Emanuel abermals nach Rom, um das Parlament in der neuen Hauptstadt zu eröffnen und die glücklich errungene Einheit Italiens zu besiegeln. Da läutete die große Glocke des Kapitols, auf den Straßen wehten die Fahnen mit dem silbernen Kreuz im roten Felde; alle Körperschaften eilten nach dem Bahnhof, den König zu empfangen, und ein tausendfacher Jubelruf erscholl bei seinem Einzug. Er fuhr nach dem Quirinal, seiner neuen Residenz in alten, durch Jahrhunderte geweihten Mauern. Auf dem Platze, wo die rossebändigenden Dioskuren wie Söhne einer heroischeren Zeit zum Himmel ragen, sammelte sich das Volk, ungeduldig, den König auf dem Balkon nochmals zu begrüßen. Von diesem Balkon aus verkündigte sonst der Kardinal-Diakon den neugewählten Papst; von ihm aus spendete dieser selber der Stadt und dem Erdkreis

seinen ersten Segen. Wird der König erscheinen und als ein nicht minder gnadenreicher Fürst den altehrwürdigen Balkon betreten? Ja, er kommt. Ein purpurner Teppich wird ausgebreitet wie zuvor, und der re galantuomo schwenkt den Hut unter dem Freudenruf der Patrioten: Viva Emmanuele re d'Italia! Den Namen Verdi, der die Anfangsbuchstaben dieses Rufes enthält, schrieb man, neckend, jetzt an die Türen der päpstlich gesinnten Großen in Rom.

Eine neue Zeit war hereingebrochen: Rom war eine Residenzstadt geworden wie vorher Turin, Neapel, Florenz. Die Abgeordneten des Volks, ein neues Militär, der Hofhalt des weltlichen Fürsten, die Menge von Beamten — alles das brachte einen neuen Zug in das alte und doch immer neue Stadtbild. Trotzdem hat die ewige Roma nicht aufgehört, die Hauptstadt der katholischen Christenheit, die Residenz des heiligen Vaters zu sein; ihm ist der Vatikan zu unbeschränkter Verfügung geblieben mit seinen Palästen und Gärten, fast so groß wie die ganze piemontesische Hauptstadt Turin. Rom hat nicht aufgehört, die Ruine der Hauptstadt eines untergegangenen Weltreichs, der Wallfahrtsort der Gläubigen und — weltlicher Reiselust zu sein.

Neben dem Charakter einer uralten Residenz des geistlichen Oberhirten der Christenheit mit seinen zahllosen Kirchen — deren mehr als 300 vorhanden — und den Hofburgen und Schlössern seiner geistlichen und weltlichen Fürsten bietet es in seinen neu angelegten Teilen und ihren glänzenden Basaren den Eindruck einer modernen Großstadt. Und wiederum genügen wenige Schritte, um sich hinaus in eine Stadt des buntesten, wenn auch nicht blühenden gewerblichen Treibens, und aus dieser wieder in die Stille und Einfachheit ländlicher Zustände zu versetzen. Und über dieses bunte Gemisch ragen die Trümmer der Ruinenwelt des alten Rom in ernster Einsamkeit zum Himmel empor, wie riesige Schattenbilder einer Jahrtausende alten Vergangenheit. Antike, frühchristliche Kunst, mittelalterliche Ziegelbauten, Renaissancepaläste, Rokokoprunk, neuzeitlicher Kasernenstil — alles ist vertreten auf dem bewegten Boden der Siebenhügelstadt.

Diese Mannigfaltigkeit der Elemente ist es vorzüglich, welche hier jeden Fremden etwas für sich finden läßt und jeder Ermüdung durch gleiche Eindrücke vorbeugt. „Rom ist immer neu," sagen die Fremden, auch wenn sie jahrelang hier heimisch sind. Dazu kommt, daß das Auf und Ab der zahlreichen Hügel, deren das heutige Rom über ein Dutzend zählt, von denen die Hälfte durch Ruinen entstanden, überall malerische Ansichten und Gruppierungen bildet. Rom ist auch darin unvergleichlich, daß es von jedem bedeutenden Höhepunkt, vom Monte Mario oder dem Kapitole, vom Aventin oder Monte Pincio, von San Onofrio oder von Villa Ludovisi aus gesehen, ein immer neues Panorama bildet, welches an malerischer Schönheit, Pracht und Großartigkeit für den Beschauer immer die früheren zu übertreffen scheint.

Wie die äußere bauliche Ansicht Roms den Anblick buntester Mannigfaltigkeit gewährt, so ist auch die heutige Bevölkerung der Stadt aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengesetzt. Altrömisches Blut ist schwerlich mehr vorhanden, selbst nicht unter den vornehmen Familien, die zum Teil nicht einmal italienischen Ursprungs sind. Eher vielleicht noch in dem Kerne des niederen Volks, den Montigiani und Trasteverini. Von dem wenig zahlreichen Mittelstande der Negocianti di Campagna, Kaufleuten und Angestellten ist es Tatsache, daß eine Familie, die vier in Rom geborene Geschlechter aufzuweisen hat, eine Seltenheit ist. Die Mehrzahl der Einwohner sind Einwanderer aus allen Teilen Italiens, vornehmlich aus dem Neapolitanischen, Genua, der Lombardei, Piemont und den Provinzen des Kirchenstaates, aber auch Franzosen, Deutsche und Engländer finden sich genug. Wollte man genauer nachforschen, so würde man alle europäischen Nationen hier vertreten finden, ungerechnet die Fremden, welche als solche sich in Rom aufhalten. Und doch so wunderbar ist die Naturmacht, welche Klima und Boden, Lebensweise, Erziehung und Anschauungen der Umgebung ausüben, daß sich trotz aller Buntheit über die Bevölkerung doch ein eigenartig Gemeinsames, charakteristisch Eigentümliches breitet, welches ihr einen unverkennbaren Stempel aufprägt, selbst dem längere Zeit hier lebenden Fremden sich mitteilt und den Bewohner Roms von dem aller anderen Städte Italiens in äußerer Erscheinung, Gesichtsschnitt, Behaben und Lebensführung wesentlich unterscheidet.

Die Umgebung Roms, die weite, menschenverlassene Campagna mit den Riesenbogen ihrer Aquädukte, ihren Gräbertrümmern, aus denen die Asche der Toten längst verstäubt ist, ihren mittelalterlichen Türmen, ihren halbwilden Herden und Hirten, die an eine amerikanische Prärie mahnen, nur von Jägern und bewaffneten Aufsehern durchstreift — bis an die Tore Roms ohne irgend eine Spur zivilisierten städtischen Lebens; — dann in Rom selbst, welches von jeder Seite her dem Kommenden eine neue Ansicht bietet, das bunteste Nebeneinander von Menschen und Dingen: der einem Wilden gleiche Bewohner der Abruzzen und der rußige Kohlenkrämer der Meergestade neben dem Kirchenfürsten in seiner Prachtkarosse und dem weltmännisch gekleideten Dandy im Hydepark auf seinem Vollblutrenner; alle Geistliche aller Orden in ihren mannigfaltigen Trachten; lange Züge von Propagandisten,*) darunter alle Gesichtsbildungen der Welt, vom wollköpfigen Neger bis zum flachshaarigen Nordländer; Künstler und Fremde aller zivilisierten Nationen, eine ewig wechselnde Bevölkerung, immer neu und doch dieselbe; —

*) Die Congregatio de propaganda fide (Gesellschaft zur Verbreitung des Katholizismus unter den Heiden und zur Ausrottung der Ketzerei) hat zugleich eine Pflanzschule für künftige Missionäre (Collegium de propaganda fide) aus allen Völkern, worin jährlich eine Prüfung angestellt wird, in welcher jeder Zögling in seiner Sprache einen Vortrag hält.

dazu die Gestalten und Trachten des eigentlichen römischen Volks der Jackenmänner, der Montigiani und Trasteverini, die Scharen von Landvolk aus der Umgegend, vom ziegenbepelzten Hirten des rauhen Sabinergebirges bis zu der in Gold und Scharlach strahlenden Schönen von Nettuno, die leise einherschleichenden Jesuiten, die stolzen, nun kleinlaut gewordenen Dominikaner, die feinen Benediktiner, die braunen Kutten der Bettelmönche mit ihren Proviantesseln, die altertümlichen Hellebardenträger an den päpstlichen Palästen, die modernen Uniformen des Militärs und der Hof des Königs, die Minister und das Parlament, das die politische Spannung stets rege erhält: das alles läßt die Langeweile nicht aufkommen. Man nehme dazu noch die Schätze der Bibliotheken aller Art, die Ateliers der zahlreichen Künstler, die Ruinen des alten, die Paläste und Kirchen des neuen Rom, und man wird zugeben, daß jedes Interesse, jedes Alter, jede Lebensrichtung in diesem Universum seine Rechnung findet.

4. Ein Karneval im päpstlichen Rom.*)

(Zur Charakteristik der Römer.)

Der römische Karneval begann 1846 am 14. Februar, am Tage des heiligen Märtyrers Valentin, und endete Dienstags den 24. desselben Monats. Die dazwischen liegenden beiden Sonntage, sowie der Freitag, unterbrachen die Festlust und gaben sehr wünschenswerte Ruhepunkte. Das Wetter war höchst günstig, der Winter gar nicht zu spüren. Mit Entzücken begrüßte alles am Sonnabend den blauen sonniggoldenen Himmel, der seinen Baldachin über den allbeliebten Herrscher Karneval breitete, welcher heute nach so langer Trennung Auferstehung und Wiedereinzug in seine allergetreueste Hauptstadt halten sollte!

Durch die kleine Straße der Ripresa dei Barberi — so geheißen, weil hier die von Porta del Popolo aus laufenden Rennpferde wieder eingefangen werden — traten wir auf den Platz vor dem Palast Venecia in den Korso ein.

Es mochte etwa gegen drei Uhr sein, und schon war die ungeheuere Straße mit Menschen gefüllt und zu einem einzigen riesigen Festsaale umgewandelt. Von allen Balkonen und Fenstern der hohen Häuser und Paläste strahlte die Pracht der bunten, besonders roten Teppiche hernieder. Schon die Heiterkeit dieses Farbenschmuckes setzt uns gleich in die rechte Feststimmung, bei der einem, wie das gute alte Wort heißt, das Herz im Leibe lacht. Allmählich füllen sich die Fensteröffnungen, deren Glastüren alle ausgehoben sind, und die Balkone mit Mädchen und Frauen im festlichen Putz. Die Forestieri (Fremden) eilen, ihre Plätze einzunehmen, welche schon

*) Aus Adolf Stahr, Ein Jahr in Italien. Oldenburg 1846 (Schulzes Buchhandlung).

lange vorher von ihnen zu hohen Preisen gemietet sind. Wer aber irgend rüstig genug ist, der benutzt, wie ich, den Balkon während des Karnevals nur als Zufluchtsort zum Ausruhen, wenn ihn das Schwimmen unten in dem Menschenstrome allzusehr ermüdet hat. Denn die rechte Hauptlust kann man doch hier, wie überall, nur dadurch genießen, daß man sich zum tätigen Teilnehmer und Mitspieler des bunten Faschingsdramas macht.

Schon hat die große Glocke des Kapitols das Zeichen zum gesetzlichen Beginne der Karnevalslust gegeben, und der Zug des Senators von Rom bewegt sich in den gold- und farbenstrahlenden Staatskutschen langsam durch den Korso hinauf und hinab. Während aber der Senator, der Fürst Corsini, in den Korso einziehend, so die heiterste Weltlust eröffnete, begab sich seine Gemahlin, die junge schöne Fürstin Torlonia, Schwester des Don Alessandro, Herzogs von Bracciano, an der Spitze der frommen Schwesterschaft des Kolosseums, deren Haupt sie war, in unscheinbarem Bußgewande in die einsamen Räume dieser zum Tempel geweihten größten Ruine der Welt, um in dieser menschenverlassenen Einsamkeit des alten heidnischen Roms mit frommen Gebeten die Verzeihung des Himmels für die weltliche Festlust zu erflehen, welche aus dem neuen christlichen Rom über das stille Forum hin wie das Geräusch ferner Wogenbrandung zu den frommen Beterinnen herüberklingt. Dieser Gegensatz, welcher sich an jedem der acht Karnevalstage wiederholte, gibt ein recht schlagendes Bild von dem Gegensatze der beiden Weltanschauungen, welche der Katholizismus zu versöhnen sucht. Die Fürstin und ihre frommen Mitschwestern betraten nie den Korso zur Karnevalszeit. Aber sie verdammten auch nicht die Lust, welche auf ihm einherwogt, sondern bestrebten sich nur, mit eigener Entsagung und frommen Gebeten für die Seelen jener den Genuß der Weltlust möglichst unschädlich zu machen.

Wird durch diese und ähnliche Veranstaltungen dem Religiösen zu genügen gesucht, so vergißt auch der Staat nicht, für die gute Ordnung Vorkehrungen zu treffen, und man hört von der Porta del Popolo her die Musikbande des päpstlichen Kriegsvolks. Die Dragoner haben den Dienst im Korso und in den angrenzenden Straßen, halten streng auf das Beobachten der Wagenordnung und wissen geschickt, ohne viel Aufhebens, Störungen zu beseitigen.

Ecco fiori! ecco fiori! ist jetzt der Ruf, der uns im ganzen Korso entgegentönt. Ecco fiori! Es ist aber auch, als wenn der junge König Karneval alle Frühlingsblumen der Welt in seinen Dienst genommen und nach Rom gezaubert hätte. An allen Straßenecken des Korso haben Blumenverkäufer ihre farbenstrahlenden und duftspendenden Vorräte aufgestellt. Der ganze spanische Platz und die Via Condotti wimmeln von Frauen und Mädchen, Knaben und Burschen aus dem Volke, welche uns ihre Blumenkörbe mit dem jauchzenden Rufe: Ecco fiori, Signor, fiori, fiori, fiori, fresch! o che belle fiori! entgegenhalten. Hunderttausende von Blumensträußen,

von den gering geachteten Feldblumen, den Primeln und Maßliebchen an, bis zu den kostbaren, im dunkeln Purpurrot glühenden oder in marmorner Weiße strahlenden Kamelien und den jungen Frühlingsrosen hinauf, werden von ihnen in kleineren und größeren Körben umhergetragen. Aber am beliebtesten sind mit Recht die süßen duftigen Veilchen, die Lieblingskinder des römischen Frühlings, deren Zauberduft schon lange die Paläste der römischen Großen füllt. Die Menge dieser Veilchensträuße ist ungeheuer. Man begreift kaum, wo bei der Armut an eigentlichen Blumengärten in und um Rom diese Masse von Blumen eigentlich herkommt. Aber die Landleute an den nächsten Hügeln und Gebirgen helfen aus, und auch die Campagna liefert ihre Blütenschätze, welche anmutiger und mannigfaltiger sind, als die Touristen meinen. Diese Karnevalstage sind wahre Festtage für die povera gente von Rom und der römischen Campagna, welche die Blumen und Blümchen in römische Münzen umsetzt. Für ein paar Paoli bekommt man aber einen ganzen Vorrat von Veilchensträußen, und im nächsten Café füllt man ebenso wohlfeil die Taschen mit Confettis aller Art.

Die Wagenreihen sind bereits in den Korso eingerückt und fahren, die eine von Porta del Popolo langsam aufwärts dem venetianischen Palaste zu, die andere von dort zurück durch das immer stärker anschwellende Menschengewühl. Freunde und Bekannte begegnen sich, Sträuße und Confetti wechselnd, und im Nu sind sie durch den unaufhaltsam flutenden Strom voneinander getrennt. Jetzt gilt es nun, Bekanntschaften anzuknüpfen unter den Schönen, die alle Fenster und Balkone erfüllen. Aber die Blicke werden durch den Glanz geblendet, man müßte hundert Augen haben! Trotz des ewigen si guardi! si guardi! der Kutscher kommt man doch hundertmal in Gefahr, von Pferdehufen getreten, von Rädern gestreift zu werden oder gar einen noch gefährlicheren Deichselstoß zu erhalten, namentlich am ersten Tage, wo alles in einer Art von Trunkenheit umherschwankt.

Nachdem wir uns durch ein paarmal Auf- und Abwandern in den belebtesten Teilen des Korso bereits über die anmutigsten und schönsten Fenster und Balkone unterrichtet haben, beginnen die Vorbereitungen zu den kleinen Abenteuern, welche dem römischen Karneval einen so unglaublichen Reiz gewähren. Zuerst gilt es, durch mehrmaliges Wiederkehren und Zuwerfen von Blumen, Sträußen und Zuckerwerk die Aufmerksamkeit zu erregen, seine Erscheinung, sei man nun maskiert oder nicht maskiert, zu einer bekannten zu machen. Der Balkon oder das Fenster dürfen dabei nicht zu hoch sein, weil sonst der Verkehr zu sehr erschwert wird. Da man endlich solcher kleinen poetischen Liebeshändel der unschuldigsten Art mehrere zu gleicher Zeit anzuknüpfen und fortzuführen hat, ist eine andere Vorsicht die, daß die schönen Kinder, deren Dienste wir uns für den Karneval zu weihen gedenken, nicht allzunahe beieinander sich befinden, damit keine aus der Einbildung

komme, sie allein sei die von uns in solcher Weise ausgezeichnete Herzenskönigin.

Man beginnt mit dem Zuwerfen geringerer Sträußchen, die meist sofort mit Antworten gleicher Art dankend erwidert werden. Nur einzelne besonders verwöhnte stolze Schönheiten nehmen von solchen geringeren Aufmerksamkeiten keine Notiz. Nun aber steigert man sie. Dem Buchsbaum, blühenden Lorbeer, den Myrten, Maßliebchen und Anemonen folgen die allbeliebten Veilchen in größeren und kleineren, mehr oder minder zierlichen und kostbaren Sträußen. Kleine Kästchen mit verzuckerten Drageen, gebrannte Mandeln, Bonbons und dergleichen Naschwerk steigen gleichfalls auf und nieder. Gemachte Blumen und kleine zierliche Arbeiten weiblicher Hand von Seide und Atlas, Stickerei und allerhand kleiner puppenhafter Scherzkram müssen demselben Zwecke dienen. Allerlei kleine Zuschriften, gereimt und ungereimt, geschrieben und gedruckt, fördern das fröhliche und freie Entgegenkommen, und ehe man sich's versieht, wird man so bekannt und vertraut, als hätte man schon monatelang miteinander verkehrt. Und dies alles, ohne daß — außer einigen Dankesworten, die nur zu oft vom Tosen des Jubels ringsumher verschlungen werden — irgend ein Wort gesprochen wird. Augen und Mienen reichen vollkommen aus, die Blumensprache, wo sie mangelhaft sein sollte, zu vervollständigen. Die freie Anmut und Schönheit, mit der die Römerinnen im Karneval jede solche Huldigung entgegennehmen, die verbindliche Grazie, mit welcher eine jede, auch das Mädchen der untersten Volksklassen, uns den Dank gewandt auszudrücken weiß, sind wahrhaft bezaubernd. Man kann nicht aufhören, sich den Genuß immer wieder zu erneuern, dieses holdselige Grazia Signor! mille Grazie! aussprechen zu hören, und sich an der Zierlichkeit der Haltung und Neigung zu erfreuen, mit welcher sie uns dankend die Gegengabe, sei es im Vorübergehen, zureichen oder aus Fenster und Wagen, von Estraden und Balkonen herabwerfen. Die stolze Hoheit und das Selbstbewußtsein, welche im übrigen Leben den Grundzug der weiblichen Erscheinung in Rom ausmachen, sind im Karneval gemildert durch die allgemeine Freude und Fröhlichkeit, deren Rosenschein auf allen Gesichtern glänzt.

Schon ist der ganze Korso ein unabsehbar durcheinander flutender Menschenstrom, in welchem sich die Wagenreihen, oft gänzlich stockend, nur langsam und mit Mühe gegeneinander fortbewegen. Am dichtesten wogt aber das Leben in demjenigen Teile, welcher sich von San Carlo und der Mündung der Via Condotti in den Korso bis zur Piazza Colonna erstreckt. Wie müde Schwimmer dem Lande zustreben, suchen auch wir endlich den Ruhehafen unseres Balkons zu gewinnen, dessen Mitgenuß uns durch gute Freunde gesichert ist. Schon unten bei unserem Streben, die Fila der Sitzreihen zu durchbrechen, welche auf gemieteten Stühlen zu beiden Seiten die Trottoirs der Straßen einnehmen, begrüßt uns von oben

herab ein neckender Konfettiregen zur Strafe für unser verspätetes Erscheinen.

Von oben überschaut man nun das kunterbunte Treiben, und der Anblick erscheint völlig neu. Nun erst übersieht man die Tausende der lustigsten Masken, vom einfachen Domino bis zu den glänzendsten Kostümen in bunter Mischung und durch die in gewöhnlicher Kleidung Einhergehenden noch mehr auffallend! Griechen und Türken, Mohren und Perser, Pulcinellen beiderlei Geschlechts, rote, gehörnte Teufelchen, Doktoren, Advokaten und Quacksalber in altmodischer Tressentracht mit Puderzopf und Haarbeutel, riesige Klistierspritzen schwingend und fußlange Uhrschlüssel an den zolldicken Uhrketten: das alles rennt und springt, windet und drängt sich unter tausend Scherzen und Späßen neckend durcheinander. Sehr oft haben unter den Masken die Geschlechter die Rollen gewechselt, manchmal mit solchem Geschicke, daß man das Wahre nur schwer errät.

Rom und das Gebirge sind reich genug, um durch die Tracht der verschiedenen Stände und Provinzen allein schon fertige, gern benutzte Masken zu liefern. So sieht man denn den Carretiero von Genzano und Velletri, den Maultiertreiber vom Gebirge, den Hirten der Campagna gern nachgeahmt. Es fehlt auch nicht an römischen Räubern und Banditenhauptleuten in der äußerst malerischen, weltbekannten Tracht. Aber alle wirklichen Waffen sind aufs strengste verboten, und so sieht man sie denn mit hölzernen Dolchen und Pistolen, die lange Flinte von Holz im Arm, mit der sie Blumensträuße auf ihr Schlachtopfer abschließen, durch die Straßen ziehen.

Verboten sind auch alle Masken geistlicher und Ordenstrachten; die Geistlichen vermeiden es selbst, sowohl Priester als Mönche, sich während des Karnevals auf dem Korso blicken zu lassen. Durchschreitet einmal ein einzelner das Getümmel, so regnen hageldichte Konfettischauer auf ihn von allen Seiten, bis er entweder in eine Seitengasse entweicht, oder in irgend ein Haus schlüpft. An den Fenstern dagegen und auf den Balkonen sieht man die schwarzröckigen Kleriker zahlreich offen und frei an der harmlosen Lust teilnehmen.

Zur Physiognomie des römischen Lebens gehört wesentlich, daß man es auch dem ärmsten Lumpen ansieht, wie er seiner vollen Berechtigung sich bewußt ist, hier zu leben und womöglich das Leben zu genießen, so gut wie der reichste und vornehmste Bürger von Rom. Dieser Zug freier bewußter Menschlichkeit macht einem vorzugsweise das römische Menschenwesen behaglich und das Leben in seiner Mitte wohltuend. In unseren großen Städten haben sich die Reichen von den Armen immer mehr zurückgezogen. Sie haben sich mit ihren Prachtwohnungen in besonderen Stadtteilen, Straßen, Quartieren, versteht sich den gesündesten, hellsten, zusammengetan; das arme Volk ist weiter zurückgedrängt und schaut nun aus seinen Spelunken mit Neid auf die Quartiere des Reich-

tums. Ganz anders in Rom, wo sehr oft in den Palästen selbst, neben und mit dem reichen Fürsten, alle Abstufungen der römischen Bevölkerung unter einem Dache wohnen. Der echte Römer findet jene Industrie und Geschicklichkeit des Lumpengesindels während der Karnevalszeit ganz natürlich, obwohl der Fremde sich oft darüber ärgert. Alles, was an Geschenken sein Ziel verfehlt, ist auf der Stelle die Beute dieser Schnapphähne; sie bringen dir deinen eigenen Strauß, der zu Boden fiel, mit der entzückendsten Unverschämtheit, und bieten ihn mit einem volete per un paolo zum Verkauf an. Ja, sie springen selbst auf die Wagentritte, und nehmen aus dem Körbchen, was ihnen zugänglich ist, wenn man nicht aufpaßt.

Auf solche Kleinigkeiten achtet die römische Polizei nicht, und sie tut recht daran; aber desto strenger werden Vergehen und Verbrechen, namentlich Angriffe gegen Leben und Eigentum, geahndet; und man pflegt kurz vor dem Beginn des Karnevals gefällte Todesurteile zu vollziehen, um das Volk an die Gerechtigkeit zu erinnern.

Die Römer haben größere Ausdauer für solche Lustbarkeiten als wir Deutsche, die wir uns öfter durch Ruhe und Einsamkeit stärken müssen. So gingen wir an einem Nachmittage in die Villa Medici, ließen uns die Terrasse der Boccage aufschließen und bestiegen das Belvedere. Von diesem Punkte aus genießt man die erquickendste Aussicht, ostwärts über die ganze Campagna und das Gebirge, dessen höchste Spitzen schneebedeckt im hellen Sonnenglanze leuchteten, westwärts über die Stadt, aus welcher von Zeit zu Zeit in leisen Tönen das Gebrause des Karnevals wie fernes Meeresbrausen zu uns empordrang.

Gegen die Zeit des Pferderennens begaben wir uns wieder hinab auf den Schauplatz der Lust. Schon in den letzten beiden Tagen war der Zudrang der Kutschen ungeheuer gewesen. Einige Freunde, welche eine Fahrt zu Wagen durch den Korso machen wollten, hatten sich genötigt gesehen, nach mehrstündigem Warten in den Nebengassen auf die Ausführung ihres Vorhabens zu verzichten und den teuer bezahlten Wagen im Stich zu lassen. Heute nun schien die Fülle ihren Gipfel erreicht zu haben; denn während im Korso selbst die Wagenreihen nur selten und nach langen Pausen ein paar Schritte weit vorrückten, bildeten die in der Via del Babuino haltenden Wagen einen Zug, welcher sich über den ganzen spanischen Platz durch Via due Macelli um die Propaganda herum wieder auf die Piazza di Spagna zurück erstreckte.

Auf das gegebene Zeichen haben die Wagen den Korso verlassen, der jetzt nur noch von Fußgängern eingenommen ist. Eine Kavallerie-Abteilung durchsprengt dreimal, zuletzt im gestreckten Galopp den ganzen Korso, um für den Wettlauf die nötige Bahn zu machen. Aber nur auf einen Augenblick bildet sich eine Art von Gasse in dem dichten Menschenstrome, welcher sich unmittelbar hinter den weiter jagenden Reitern wieder zusammenschließt. Dann

donnern die Kanonenschüsse, der Ruf i barberi, i barberi! geht von Mund zu Mund, ein immer mehr anschwellendes Hallo und Hussageschrei verkündet das Ablaufen der Pferde vom Obelisken des „Volksplatzes“. Wie ein Blitzstrahl sausen die wunderlich aufgeputzten, mit Knistergold und allerhand buntem Flitter bedeckten Tiere an uns vorbei; wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, teilt sich die Menschenmasse immer eben nur so weit, um ihnen für die nächsten Sätze und Sprünge ihres wilden Laufes Raum zu geben, und schließt sich dann gleich hinter den letzten wieder zusammen. Aber da kommen noch einige Nachzügler, begleitet von dem Hohngeschrei der Menge; die Gasse öffnet sich aufs neue, und es regnet Würfe und Hiebe auf solch ein armes Geschöpf, das dann gelegentlich auch scheu wird und Unheil anrichtet. Eine beliebte heitere Unterbrechung ist es jedoch, wenn einer von den vielen Hunden, welche die römische Straße bevölkern, in die vor dem Abrennen geöffnete Gasse gerät. Augenblicklich schließt alles fest aneinander, und dem armen Tiere bleibt nach vielen vergeblichen Versuchen, die Menschenmauern rechts und links zu durchbrechen, nur der Ausweg, in gestrecktem Lauf den ganzen Korso hinabzurennen.

Nachdem das Rennen der Barberi vorüber ist, rücken sogleich alle Wagen wieder in den Korso ein, auf dem sich nun alles bereitet, den Schlußakt des Festes würdig zu begehen. Ehe man sich dessen versieht, ist die nächtliche Dämmerung niedergesunken, rasch und plötzlich, wie im Süden der Tag abschließt. Da blitzt es auf aus dem Menschengewühle unter uns. Hier, dort, an den Fenstern, auf den Balkonen, von den höchsten Mansarden und Dachöffnungen herab zucken kleine Flämmchen empor. Sie mehren sich mit Blitzesschnelle, bald sind es Hunderte, bald Tausende. Wir eilen von unserem Balkone in die anstoßenden Zimmer, in welchen durch unseres Freundes Vorsorge zahlreiche Bündel und Päckchen der dünnen zerschnittenen Wachskerzen zum beliebigen Gebrauch neben den brennenden Lampen aufgestapelt sind, um uns mit den nötigen Moccoli zu versehen. In einer Minute sind wir wieder auf dem Balkon. Aber welche Veränderung ist unterdessen wieder vor sich gegangen! Das geblendete Auge ist kaum fähig, den ersten Eindruck eines Schauspiels zu ertragen, welches mir noch herrlicher erschien als Kuppelbeleuchtung und Girandola.*) Der ganze Korso in seiner vollen Ausdehnung hat sich in einen langen beweglichen Lichtstrom verwandelt, in eine Milchstraße von Lichtflammen, welche wie Sterne in der Luft zu wandeln scheinen.

Hunderttausende von Lichtern winken aus allen Fenstern, von allen Balkonen, schweben von den Schaugerüsten und selbst von den Dächern herab, schwanken auf 3—6 m langen Rohren, hoch über der Straße, mitten in der Luft. Oft trägt eine solche Canna deren über ein Dutzend, die darauf festgeklebt sind. Unten im Korso sind alle Wagen mit Lichtern und Wachsfackeln besteckt, alle

*) Das berühmte Feuerwerk auf der Engelsburg.

Insassen tragen Lichterchen in den Händen, die sie durch Vorhalten der Drahtmasken oder in Papierlaternchen gegen den Angriff aller derer zu schützen suchen, welche sich von allen Seiten unermüdlich und oft mit Gefahr herandrängen, um ein Lichtchen auszulöschen. Der sternbedeckte Nachthimmel erscheint in tiefster Schwärze gegen das flammende Lichtmeer unten.

Die bunten Masken, die schönen Anzüge der Frauen, all die Farbenpracht und Schönheit, das Bunte, Blitzende und Glänzende des Schmuckes der prachtvollen Zweispänner, in denen sich, vor Jubel und Lust strahlend, die schönsten Mädchen und Frauen in den entzückendsten Trachten dem Blick zeigen, die schnaubenden Rosse, das ganze farbenbunte Durcheinander der sich auf- und niederdrängenden, springenden, tanzenden und rennenden Tausende und Abertausende, hie und da von wahrhaft bacchantischem Jauchzen durchtönt: das alles erscheint in diesem wogenden und flutenden Lichtmeer tausendfach gehoben und verschönt von den wunderbarsten Rückstrahlungen und Streiflichtern. Alle Farben treten kräftiger, alle Formen plastisch bestimmter hervor. Roms Karneval im Glanz des Moccoliabends ist, was der Vatikan und seine Marmorwelt bei Fackelbeleuchtung. Hier erlahmt jede Hand, welche eine Beschreibung versucht.

In dieser kurzen Stunde des Moccoliabends kann man mit vollem Rechte sagen, daß alle Römer, ja alle Anwesenden, seien sie sonst im Leben auch noch so ernsthaft, zu Kindern geworden scheinen. Denn es ist ganz unmöglich, sich der Ansteckung dieser allgemeinen Kinderlust zu entziehen, die in nichts mehr und in nichts weniger besteht, als seinem Nachbar, sei er befreundet oder wildfremd, alt oder jung, groß oder klein, das angezündete Moccolo, welches er in der Hand oder auf dem Stocke trägt, auszulöschen. Man verfolgt diesen Zweck mit einem Eifer, mit so kindischen Listen und Schlichen, daß sich der ausgelassenste Knabe deren nicht zu schämen hätte. Es ist, als ob alles, was von Jugend- und Kindheitserinnerungen in dem Erwachsenen schlummert, plötzlich wie durch einen Zauber von seinen Banden frei würde.

Es ist ein Krieg aller gegen alle; jeder ist zugleich Angreifer und angegriffen. Wo der stärkste Atemzug zum Ausblasen der Moccoli nicht zureicht, erfindet die List alle möglichen Arten von Löschmaschinen. Hüte und Taschentücher werden in Bewegung gesetzt, und nicht genug, daß man auf den Balkonen sich der nächsten Nachbarn zu erwehren hat. entspinnt sich auch zwischen den übereinander befindlichen Stockwerken ein lustiger Kampf. Tücher, an lange Stöcke gebunden, werden von oben herab und von unter hinauf wie Fahnen geschwenkt, um die Moccoli auszulöschen. Man erwehrt sich ihrer so gut man kann, sucht sie mit Stöcken und langen Rohrstäben abzuwehren, oder mit den Händen zu erhaschen und abzureißen, und das Gelingen solcher Bemühung ist stets von dem lautesten Jubel begrüßt.

Ich versuchte es, mich auf einige Augenblicke in die Straße zu begeben, und stürzte mich mit einem Freunde in das brausende Getümmel. Aber um hier lange auszudauern und die Besinnung nicht zu verlieren, muß man ein Römer und an solche Dinge gewöhnt sein. Es war mir wie einem Schwimmer, der machtlos in starker Brandung kämpft.

Alle Wagen sind im Belagerungszustande. Die darin sitzenden oder auf den Sitzen stehenden Damen sind umgeben von beschützenden Herren, welche alle Angreifer von den Lichtern ihrer Damen abzuwehren und dabei zugleich ihre eigenen Moccoli zu schützen unablässig bemüht sind. Man steigt auf die Tritte, erklettert die Räder, klimmt auf die Bedientensitze, und wo ein Angriff gelingt, ertönt das ewige senza moccolo! triumphierend durch die Nacht. Die Römer und Römerinnen bewegen sich in diesem elementaren Aufruhr wie Fische im Wasser, dem Fremden aber sind, ehe er sich noch besinnen kann, seine Lichter ausgeblasen oder entrissen. Ich eilte einem heftig bestürmten Wagen zu Hilfe, und reichte einer Dame ein dem Nächsten schnell entrissenes Wachskerzchen zum Wiederanzünden des ihrigen. Sie lüftete die rosafarbene Drahtmaske mit einem reizenden mille grazie, Signor! und reichte mir einen Veilchenstrauß, den sie noch vom Karneval her trug. Aber in demselben Augenblicke blies sie mir verräterisch mit einem fröhlichen o che vergogna, senza moccolo! (o welche Schmach, ohne Kerze) mein Moccolo aus.

Mitten in diese hellflammende Lust des reizenden Wahnsinns, mit welchem der fröhliche Held Karneval unter Fackelschein zu Grabe getragen wird, ertönt plötzlich das Ave-Marialäuten von den zahllosen Kirchtürmen der ewigen Stadt, und schnell, wie er begonnen, endet all der strahlende Glanz des heitersten Festes, „ausgelöscht wie eine Kerze mit einem Hauche“!

5. Die römische Campagna.*)

Der alten Via Appia nach Südosten folgend, der römischen Gräberstraße, zwischen Hügeln und Mälern, zwischen Zypressen und Pinien und Oliven, an den Eingängen der Katakomben vorüber, in denen das römische Christentum geboren wurde, reitet man hinaus in eine schweigend öde Landschaft, die Campagna, den denkbar schärfsten Gegensatz zu der lebensprühenden Weltstadt. Hier sieht das Auge nur Ruinen von Wasserleitungen, Tempeln und Grabmälern, vermengt mit mittelalterlichen Bauten, die zum Teil noch verfallener als jene alten sind; einsame Osterien (Schenken),

*) Alfr. v. Reumont, Römische Briefe eines Florentiners. Teil 2. Stahr a. a. O. II. S. 312 ff., und die Aufsätze von Dr. Siebmann und Dr. Fr. v. Hellwald, Ausl. 1875, 31 und 32.

deren Aussehen nicht einladender ist als die Miene ihrer zerlumpten Bewohner; Denkmäler römischer Größe, bald zu gebrochenen Burgtürmen und Festen benutzt und mit Zinnen und Außenwerken versehen, bald in formlosen, efeuumrankten Steinklumpen den Unterbau einer Hütte bildend, die zwischen schlanken Zypressen weit über die Gegend hinausschaut bis zu den Bergstädten im Latiner- und Sabinergebirge in der Ferne. Hier ist keine einheimische Bevölkerung ansässig: man begegnet nirgends einem Landmanne, welcher das Feld bebaute, das sein Vater anpflanzte; man findet nicht eine bewohnte oder bewohnbare Ortschaft, nur hier und da einen Gutshof, dort hinter meilenlangen Holzzäunen Herden langschweifiger Pferde oder riesiger weißgrauer, großhörniger Rinder. Nur auf einem sehr kleinen Teile der Ebene wird Feldbau getrieben. Fremde ackern und säen in Eile, andere Fremde (meist Leute aus den Abruzzen) kommen zur Erntezeit und wohnen in Rohrhütten oder schlafen auf dem nackten Boden, den Todeskeim der Fieber in sich aufnehmend für die kärgliche Löhnung. Nur in den kälteren Monaten gewinnt die Steppe der Campagna etwas mehr Leben. Wenn die Herbstregen den dürren Boden etwas erfrischt haben und bald darauf mit dem Brande der Sonnenstrahlen auch die fiebererzeugenden Dünste verschwunden sind, so schießt innerhalb weniger Tage das üppigste Gras empor in den versengten Niederungen und kürzeres bedeckt die allen Richtungen der Windrose folgenden Höhenzüge. Dann steigt der Hirt herab von den Abruzzen, wo ihn der Schnee vertreibt, vom Hochlande Umbriens und vom Sabinergebirge, und führt seine Schaf- und Ziegenherden in die Ebene. Lange Pfahlreihen bezeichnen die einzelnen Gebiete auf den ausgedehnten Weiden, dem Laufe der Ströme und Bäche, der Richtung der Straße oder der Bewegung des Bodens folgend, oft auch in gerader Linie das Land durchschneidend. Eine trockene Tuffsteinhöhle am Hügelabhange, ein ausgeräumtes, halb unterirdisches Grab, mit Spuren farbenreicher Arabesken auf der nun vom Rauch geschwärzten Wand, oder Reste eines mittelalterlichen Turmes sind die Wohnung des in Felle gekleideten Wanderhirten, dessen ungewohnter Dialekt verrät, daß er von fern herkam, und dessen sämtliches Hausgerät in ein paar Näpfen besteht und einigen Schaf- und Ziegenfellen, die ihm nachts als Lager dienen. Manch einer darunter kann ganze Gesänge Ariosts oder Tassos auswendig; denn in ihrer Einsamkeit lesen sie in alten abgegriffenen Büchern, während ihre großen, meist gelblich-weißen Hunde wachen und lauern und nicht selten der Schrecken des Reiters sind, der in das Gehege gelangt, indem er das Land durchstreift bis an die Ufer des gelbtrüben Tiberstroms.

Das im Jahre 1782 aufgenommene Besitzstandsverzeichnis über die 10700 qkm, welche die Grundstücke der Campagna einnehmen, ergab, daß etwa zwei Dritteile des Landes sich in den Händen von nur 113 Eigentümern, das übrige Dritteil sich im Besitz von

Kirchen, Klöstern und frommen Stiftungen befand. Pius VI. und VII. konnten trotz des besten Willens, mit dem sie sich der Sache annahmen, doch nicht bewirken, daß mehr als etwa der zehnte Teil dieses fruchtbaren Landes angebaut wurde, und selbst dies geschah nur zwangsweise und schlecht, und der Ertrag befriedigte wenig mehr als die Hälfte des Bedürfnisses der Stadt Rom. Ein Erlaß Pius VII. schildert mit gründlicher Einsicht den Zustand der Campagna (1802) und spricht unverhohlen aus, daß ohne Wiederbevölkerung mit ständigen, durch Besitz und Erbpacht an den Boden gebundenen Bewohnern kein Heil für die Kultur des Landes zu erwarten sei. Dazu sei die Verteilung der ungeheueren Ländereien (Latifundien) ein notwendiger Schritt, wenn die Entvölkerung und Verödung, und damit die Ungesundheit der Campagna nicht immerfort zunehmen solle.

Und sie hat zugenommen, und die Zahl der Besitzer hat sich noch mehr vermindert; denn weder Erbpacht, noch selbst Kolonienverhältnisse haben bisher durchgesetzt werden können. Es blieb alles beim alten. Die großen geistlichen und weltlichen Grundbesitzer verpachten ihre Besitzungen an wenige Generalpächter, die sogenannten Mercanti di Campagna, von denen im Jahre 1830 drei den fünften Teil des ganzen Bodens bewirtschafteten. Diese Mercanti di Campagna bebauen jetzt durchschnittlich etwa den zwölften Teil des Bodens mit Korn, Mais, Bohnen, Hafer usw. Bestellung und Ernte besorgen Arbeiter aus den heimischen Gebirgen und dem angrenzenden Neapel gegen hohen Lohn, etwa 20000 bis 30000 an der Zahl. Aufseher zu Pferde überwachen diese geworbenen Scharen, deren Lagerstätte die fieberschwangere Erde ist, wenn nicht die Nähe Roms einigen die Treppen und Vorhallen der Kirchen oder die Ruinen und Gräber als Zuflucht bietet. Dazu die Gluthitze der römischen Julisonne am Tage und die feuchte Kälte der Nächte, die Stechmücken, welche große Reisigfeuer, im Kreise um die Lagernden angezündet, nur schlecht abwehren, die schlechte Kost, das schlechte Wasser und der erhitzende, oft verdorbene Wein. Daher ergreift denn das Fieber gegen Ende der Erntezeit einen nach dem anderen. Dann füllen sich die römischen Spitäler. Manche werden in wenigen Tagen dahingerafft; andere schleppen sich siech und matt in ihre heimischen Berge zurück.

Vor nicht zu langer Zeit hat auf Anregung des „volkstümlichen“ Generals Garibaldi, der sich vorgenommen hatte, den Tiberfluß zu regulieren, die Campagna urbar zu machen und die Malaria zu bannen, der merkwürdige Landstrich abermals die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Der Boden der römischen Campagna scheint allen Versuchen, ihn zu verbessern, zu spotten. Er ist vulkanischer Natur, die sich sowohl in den tiefen Schluchten, von denen der Erdboden zerrissen ist, kund gibt, als auch in dem sich überall vorfindenden roten Tuff und den Lavabrocken, die man besonders auf der via Appia von dem Grabmal der Cecilia

Vulkanischer Ausbruch bei Nacht (Vesuv 1822).

(Nach einem Bilde im städtischen Museum für Länderkunde zu Leipzig.)

Metella an bis zu den Albanerbergen als Reste eines von dort herabgeflossenen Lavastromes findet; — die Pflasterung der alten Straße ward hauptsächlich aus Lavastücken bewerkstelligt. Die vielen Seen des Ciminischen Waldes und des Albanergebirges sind samt und sonders alte Krater von Vulkanen. Durch den vulkanischen Tuff sickert wie im Kalkgebirge das Wasser leicht hindurch und sammelt sich dann in den Schluchten. Da es in der Steppe an Bäumen fehlt, deren Wurzelgeflecht die Feuchtigkeit der tieferen Erdschichten aufsaugen könnte; denn noch Papst Gregor III. ließ ein Pinienwäldchen vertilgen, damit es den Räubern der Campagna nicht zum Schlupfwinkel dienen möchte — da auch der Anbau der Gegend im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr vernachlässigt wurde, während im Gebirge die Ausrottung des Waldes lustig weiter ging und damit die Überschwemmungen im Frühjahr und Herbst zunahmen, die überall Pfützen und stagnierende Tümpel zurückließen: so mußte die Fiebergefahr in der Campagna sich steigern und der Wiederanbau lahmgelegt werden. Deswegen geht zunächst der Plan der italienischen Regierung und einsichtiger Privatleute besonders dahin, Bäume anzupflanzen. Aber die Bäume gingen meist zugrunde. Den Trappisten der Abtei delle tre Fontane gelang es endlich, den „Fieberheilbaum“ zu finden, der in der überfeuchten Erde fortkam: den australischen Gummibaum, Eucalyptus globulus, der jetzt überall in den Maremmen (= ora maritima) den Küstensumpfländern zur Bodenbesserung angepflanzt wird. Er gedeiht vortrefflich, und die Mönche jenes Klosters brauchen nicht mehr die Sommernächte in Rom zuzubringen, sondern bleiben ruhig in ihrem Kloster. Dort haben sie eine Baumschule angelegt und geben gern Setzlinge des wertvollen Baumes an benachbarte Landgüter ab. In 6 Jahren schon erreicht der blaugraue Baum eine Höhe von 20 m. Diese Raschwüchsigkeit schädigt keineswegs sein Holz; denn es ist sehr hart und dauerhaft und kann zu Tischlerarbeiten Verwendung finden.

6. Neapel.*)

Wer vom Schiffe aus beim Aufgehen des Tagesgestirns Neapel plötzlich vor sich sieht, meint einen Blick in das Paradies zu tun. Weit, offen, unermeßlich erhebt sich vor uns das große Amphitheater, das man Neapel nennt, beherrscht von fünf Kastellen, und rechts von uns ragt aus der dem Garten Eden gleichen Ebene der gewaltig breite Kegel des Vesuv, eine Rauchsäule ausstoßend. Ja, blühend sind die Gelände, an denen sich die Stadt hinzieht; kühle, köstlich duftende Winde küssen ihr das Antlitz, vom Meer herstreichend; sie umnebeln die Sinne und lassen den Berauschten

*) Quelle: R. Kleinpaul, Neapel und seine Umgebung. Leipzig 1884 (Schmidt & Günther).

den Titanen vergessen, der tückisch im Hintergrunde auf das entzückende Leben herabsieht. Kein Wunder, daß die Alten hier den Sitz der Sirene Parthenope verehrten, die der Sage nach auch den göttlichen Sänger Virgil gefangen hielt, so daß man sie noch heute mit dem Dichternamen Parthenope nennt. Noch eine andere gütige Fee hatte dem Volksaberglauben nach auf dem herrlichen Stück Erde ihren Sitz, die heilige Lucia, die Schutzpatronin des bekannten Kais von Santa Lucia inmitten der Stadt; sie gilt als der Blinden Trost, spendet die heilende Schwefelquelle und gibt dem Fischer, dem Matrosen und Lazzaroni das nährende „Meerobst", nämlich Austern, Hummern, Krabben, Seespinnen und See-Igel.

Obwohl der ganze Halbkreis des Golfes eine einzige, zehn Stunden lange Stadt zu sein scheint, hört doch Neapel im engeren Sinne jenseit des Flüßchens Sebeto im Osten auf, während wir als den westlichen Endpunkt den zwar nicht hohen, aber jähen Bergrücken des Posilippo anzusehen haben, welcher die Stadt scharf und bestimmt von den phlegräischen Feldern und dem Busen von Pozzuoli scheidet. Als Nordpunkt ragt auf steilem Kegel der königliche Palast Capodimonte, während die Stadt im Süden durch das Felseninselchen abgeschlossen wird, das durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden ist und das Castello dell'Ovo trägt. Ihre Brust kühlt die Stadt in dem blauen, offenen Meere, mit dem Rücken lehnt sie sich an eine Bergkette, welche eine natürliche, durch die Kunst befestigte Mauer bildet. Die Häuser steigen an dieser Umfassungsmauer in die Höhe, daher der amphitheatralische Bau der Stadt, deren oberste Galerien wohl 100 m Höhe haben. Steile, unfahrbare Straßen, Treppen genannt, steigen dort hinauf. — Neapel bedeutet wörtlich Neustadt, und zwar bezeichnet dieser Name den Gegensatz zur Altstadt (Palaeopolis), welche ursprünglich den Westen der jetzigen Stadt bildete, doch heute nur aus Villen und Gärten besteht, da die östliche Neustadt (Neapolis) durch Handel zu rascher Blüte gelangte und den alten Stadtteil verschlang. Vor Rom und Florenz hat Neapel vor allem eins voraus, die unvergleichliche L a g e. So wie nach griechischem Glauben niemand aus diesem Leben scheiden sollte, ohne den olympischen Zeus des Phidias gesehen zu haben; so wie kein Mohammedaner zu den Pforten des Paradieses eingeht, ohne an den heiligen Stätten Mekkas gestanden zu haben, so glaubt auch der Neapolitaner, daß der Sterbliche nicht aus dem Erdgarten scheiden sollte, ohne das köstlichste Kleinod desselben geschaut zu haben, Neapel. Daher das Sprichwort: „Vedi Napoli e poi muori!" Selbst die in Neid entbrannten Bewohner von Mailand und Florenz gestehen ihr den Preis der Schönheit zu: „Venedig ist reich, Genua stolz, Florenz anmutig, Rom erhaben und majestätisch, aber Neapel scheint ein Stück des Himmels selbst zu sein; die Aussicht von dem Kloster Camaldoli, dem höchsten Gipfel in der näheren Umgebung, gilt für die herrlichste in ganz Italien, und auf dem sorgenfreien Posilipp, wo ein schmeichelnder West

jedweden Kummer auflöst, wo edle Reben bräutlich den Stamm der Pinie umschlingen, die Opuntien üppig wuchernd die heiße Felswand überkleiden und die Agave ihren mächtigen Blütenschaft emportreibt, wo tausend Villen und Lusträume die sehnende Kreatur zum Fest des Lebens laden, scheint eine Welt mit sich selbst zu versöhnen und des Daseins froh zu werden — das hat etwas Berauschendes, man kommt gleichsam von Sinnen, man erhält einen Vorschmack der Seligkeit."

In erster Linie verdankt Neapel diese Vorzüge der Lage dem prachtvoll schimmernden, wollustatmenden Golfe, dem schneidend klaren Himmel und den mannigfachen, vornehmen Bergformen, welche den Hintergrund bilden. Selbst das härteste Herz, das ohne klassische Erinnerungen diese Schönheiten zum ersten Male genießt, kann nicht, ohne gerührt zu werden, an so viel göttlicher Herrlichkeit vorübergehen.

Wagen wir uns nun hinein in den Strudel des neapolitanischen Volkslebens! Es wird dir gut sein, lieber Leser, die Nerven zu stählen; denn gewaltig sind die Erschütterungen, die einem in dieser Stadt hochwogenden Lebens bevorstehen. Schon wenn zwei auf der Straße ein Gespräch führen, klingt dies wie ein wütender Streit, und die Hausierer, Marktleute und Marktschreier machen die Handbewegungen zu ihren schreienden Verhandlungen mit einer Gelenkigkeit, die wir Nordländer nur am Seiltänzer im Zirkus zu sehen gewöhnt sind. Machen wir uns auf den Weg nach dem Hafen! Vom Gehen scheint leider nicht die Rede sein zu sollen. Denn sobald wir den Fuß aus dem Hause setzen, stürmen von allen Seiten mindestens ein Dutzend Kutscher auf uns ein; wir kommen in Gefahr, von den ansausenden Carrozelles überfahren und von der um uns sich türmenden Wagenburg erdrückt zu werden, wenn wir uns nicht schnell entschließen, ein Gefährt zu mieten. Doch Mut! Sobald wir einmal die Villa Nazionale erreicht, sind wir gerettet; denn dorthin, in die Promenade, darf uns kein zudringlicher Rosselenker folgen.

Die Villa Nazionale ist der Hauptspaziergang Neapels und ein Teil der Chiaja, die sich fast 2 km lang am Meere in westlicher Richtung hinzieht. Der Raum zwischen den Häusern und dem Meere ist in verschiedene Zonen geteilt. Unmittelbar an den vier- und fünfstöckigen Häusern hin zieht sich der breite Fahrweg, wo unzählige Droschken, zweiräderige Corricolos, überlastete Omnibusse und herrschaftliche Zweigespanne im schnellsten Fahrtempo durcheinander wirbeln. Abends ist er teilweise für den Korso freigelassen. Dann müssen sich die Wagen nicht selten zu fünf nebeneinander vorwärts bewegen. An den Fahrweg schließt sich meerwärts die Reitbahn, dann folgt der einem langgestreckten Gürtel ähnelnde Garten, Villa genannt, mit seinen in ewiger Jugend prangenden Anlagen und den Denkmälern berühmter Söhne Italiens, Vergils, Tassos u. a. Den letzten, unmittelbar am Meere hinlaufenden Saum der Chiaja

bildet der schöne Kai, von dem ein prachtvolles Belvedere ins Meer vorspringt. Und auf dem Meere selbst durchschneiden Hunderte von Gondeln die blaue Flut. Ja, wer in schöner Sommernacht auf dem Belvedere diesem Treiben zusieht: dem Korso, dem Wiegen der Gondeln, der durch die Villa flutenden Menge der Spaziergänger, während die helle Mondscheibe über den Vesuv und den Tempel Vergils magisches Licht ausgießt, und die Töne sanfter Musik vom Rondel durch die mit Wohlgerüchen erfüllte Luft zittern, der steht trunken, überwältigt vor dem Bilde südlichen Lebens.

Alle Augenblicke springen in der Nähe der zoologischen Station (in den siebziger Jahren von Dr. Anton Dohrn mit Unterstützung der deutschen Reichsregierung gegründet zu dem Zwecke, das Tier- und Pflanzenleben des Mittelmeeres zu erforschen) jugendliche Taucher ins Meer hinab, um die kleinen Geldstücke heraufzuholen, die müßige Zuschauer hinabwerfen. Sie erinnern uns bereits an die Lazzaroni, deren werte Gesellschaft wir beispielsweise am Largo della Vittoria vor der Bude des Wassermanns antreffen. Ein neapolitanischer Wassermann in seinem bekränzten, hell erleuchteten und sinnig ausgemalten Häuschen gleicht dem Moses der Wüste, nur daß er fast an allen Straßenecken zu finden ist. Zwei Holzkübel schwenkt er ohne Aufhören hin und her, und dabei läßt er sie zugleich um ihre Axe sich drehen. Beide enthalten Wasser und Schnee zur Kühlung. Schnee vom Monte Sant' Angelo oder vom Ätna vertritt hier die Stelle des Eises. Dem gekühlten Wasser wird durch Zusätze von Anis, Kirschsaft, Mandelmilch, Zitronat, Sirup oder Tamarinde der üble Beigeschmack genommen. Man begegnet auch Wasserhändlern, die, ihre Kübel und Liköre durch die Straßen tragend, Wasser feilbieten. Hoch und niedrig sprechen bei dem Aquajulo (Wasserhändler) vor. Außerdem hat Neapel einen Gesund- und Mineralbrunnen, die Acqua Solforosa, das Schwefelwasser, am Santa-Lucia-Kai. Es wird in der ganzen Stadt wie in der Umgebung in irdenen Krügen (Mommare) ausgeschenkt und wirkt purgierend. Wer zu der Quelle am Kai selbst hinabsteigt, dem wird sogleich durch eine reizende Neapolitanerin das Schwefelwasser gereicht. In Neapel, wo die glühende Sonne den Menschen nötigt, nach Erfrischungen auszublicken, spielt auch die Wassermelone eine große Rolle, jene kürbisartige, grünschalige Frucht mit hochrotem Fleisch. Sie wird in Scheiben geschnitten, auf Eis gelegt und schmeckt süß und erfrischend. Ja, das Volk behauptet, man könne sie essen, trinken und mit ihr (d. i. mit dem Gewebe unter der Schale) sich das Gesicht waschen. In der Hafenstraße, Strada di Porto, der Küche der Lazzaroni, haust rechts und links in Zelten eine halbnackte, schreiende, sich raufende Menge. Gassenjungen stecken mit dem Kopf im Innern einer Melone. In zwei Buden wird diese Götterfrucht ausgeboten und unter Grimassen und Übertreibungen angepriesen: „Castellamare, ei, ei, welch ein Wunder! Sie sind von Castellamare. — Sie sind gewachsen unter

Schnee und brennen (wegen des roten Fleisches) wie Feuer! (Nach dem Zerschneiden:) Herr Gott, was für eine Pracht! Nein, so eine Herrlichkeit! Die Sonne geht auf! (Indem der Händler in jeder Hand eine der beiden Hälften hochhält:) Hier ist die Sonne, das andere ist der Mond! Acht Solidi für die Sonne, vier Solidi für die halbe Sonne, drei Solidi, wenn man sie gleich aufißt! (Er legt einem Knaben eine neue Melone auf den Kopf, zerlegt sie und ruft mit Anspielung auf die rote Farbe:) Ha, das achte Wunder der Welt! Feuer, Feuer! (Der Konkurrent auf der anderen Straßenseite, ihn übertrumpfend:) Der Vesuv! Der Vesuv! (Der erste wie wahnsinnig:) Ätna und Monte Gibello!" Und während des Wettkampfes der beiden Nebenbuhler sitzt der zuschauende Lazzarone wie im Theater, lacht, zischt, klatscht Beifall, ißt, trinkt und wäscht sich. Am Frühmorgen kommen die Kühe auf den Trottoirs hereingeschlendert und werden gleich vor den Haustüren gemolken. Die Ziegen aber klettern sogar die vier oder fünf Stockwerke der Häuser hinauf, um dort vor den Stubentüren ebenfalls von den neapolitanischen Hausfrauen gemolken zu werden. Dann zieht das Tiergewimmel durch Menschengewühl hindurch wieder aus der Stadt.

Ein behäbiger Maccaronaro bietet seine berühmten Nudeln (Makkaroni) feil. Mit dem wohllautenden Rufe: „Hier gibt's frische Nudeln," greift er mit dem Löffel oder auch mit seinen dicken Fingern in den brodelnden Kessel und zieht geschickt einen Knäuel jener langen, röhrenförmigen, schlüpfrigen Makkaroni heraus; er breitet sie auf Teller, übergießt sie mit Butter und Paradiesäpfelsauce und bestreut sie mit Stutenkäse, während die sorgliche Gattin den Kessel beobachtet, damit die Nudeln nur gebrüht, aber nicht weich gekocht werden. Der Lazzarone bedarf keines Tellers und Löffels, um sein Mittagsmahl zu halten; er läßt sich die Nudeln in Hut oder Mütze schütten und verzehrt sie mit den Fingern. Er hebt eine Portion in die Höhe, biegt den Kopf zurück, hält sie senkrecht über die Mundöffnung, ein Göttergenuß, wenn die tröpfelnde Butter auf die Zunge fällt! und verschlingt sie mit einem Male. Ein Lazzarone „genießt" auf diese Weise in drei Minuten 1 kg Nudeln und, wenn es sein könnte noch mehr. „Doch nur der König ißt so viel Makkaroni, als er will." Es ist merkwürdig, mit welcher Begeisterung der Proletarier Neapels von diesem Produkt aus Weizen-, Maismehl und Wasser spricht.

Ein schöner Zug gerade dieser niedrigsten Volksklasse ist der Ernst, mit dem man die jugendliche Liebe ansieht. Da spaziert ein sechzehnjähriger Jüngling vor einem Fenster, an dem ein junges Mädchen von vierzehn Jahren lehnt. Sie betrachtet den Burschen, er lächelt ihr zu, sie ihm; sie sprechen kein Wort, und der Bund fürs Leben ist geschlossen. Wenn man sie fragt, ob sie einen Bräutigam habe, so antwortet sie in der verschwiegenen, indirekten Art ihres Volkes: „Bin ich etwa so häßlich und antipathisch?" Und wenn man weiter forscht, ob jener Bursche dort auf der Straße ihr

Liebling sei, so entgegnet sie wiederum ausweichend: „Halten Sie mich etwa für herzlos?“ Haben sich zwei auf diese Weise verlobt, so halten sie Treue, bis es dem Bräutigam gelingt, sich einen Hausstand zu gründen, und das dauert oft zehn, fünfzehn Jahre. Beobachten muß man sie ferner, wenn die des Lesens und Schreibens Unkundigen zu dem „Sekretär“ des Volkes eilen, der am Molo oder unter den Arkaden des Teatro San Carlo sein Tischchen mit dem Tintenfaß von Holz aufgestellt hat, sein Ohr jedem Mädchenherzen öffnet, die Geheimnisse des Briefes ihr verdolmetscht und ihre Gedanken dem Briefpapier anvertraut. Sehen muß man sie, wenn sie bei einem Fest im Wirtshaus oder im Tempel des Merkur zu Bajä oder auf dem Dache eines Fischers zu Sorrent den nationalen Tanz, die Tarantella, tanzen. Sie wird nur von einem Paare ausgeführt; eine dritte Person, ein Mädchen, schlägt dazu das Tamburin und singt. Die Tänzer begleiten ihre rhythmischen Bewegungen mit dem Geklapper der Kastagnetten oder dem Geknister der Finger. Der Tanz ist wesentlich pantomimisch, drückt eine ganze Liebesgeschichte mit all ihrem Sehnen, Hoffen, Fliehen, Versöhnen, ihrer Lust und Pein aus. Doch nicht bloß dem Liebhaber blühendster Natur, frischesten Volkslebens ist Neapel ein Elysium, es ist's auch dem Kunstsinnigen, da es in seinem Nationalmuseum unermeßliche Schätze der Stein- und Erzplastik, der Kunstindustrie, der antiken und modernen Malerei beherbergt.

7. Pompeji.

In 50 Minuten trägt uns die Eisenbahn nach Pompeji, das an jedem Sonntagnachmittag ohne Eintrittsgeld und Führer dem Reisenden zugänglich ist. Wir fahren am Meere dahin und haben Zeit, die Geschichte der verschwundenen und wiedererstandenen Stadt zu überdenken. Da, wo der Fluß Sarnus in den Golf von Neapel fällt, lag zwischen Herkulanum und Stabiä die alte kampanische Niederlassung Pompeji, der Sage nach von Herkules gegründet. Im Jahre 272 v. Chr. fiel sie in römische Hände und war damals bereits wegen ihrer Lage an der Sarnusmündung, als Hafen für die fruchtbare Ebene von Nola eine blühende Stadt. Seit dem Jahre 89 v. Chr., also seit der Einnahme der aufständischen Stadt durch Sulla, zierte ein Kranz stolzer Villen, den römischen Edlen gehörig, das Meeresufer und die Umgegend von Pompeji. Auch Cicero zählte sein Landhaus Pompejanum zu seinen schönsten Besitzungen. Die Stadt mochte zur Zeit ihrer besten Entfaltung 20—30000 Einwohner zählen und besaß zwei Theater und ein Amphitheater. Schon im Jahre 63 n. Chr. brach im Amphitheater ein furchtbarer Tumult aus, als ein Erdbeben die Stadt erschütterte. Es war das erste Lebenszeichen, das der seit 1000 Jahren schlafende Vulkan gab. Ein großer Teil der Stadt wurde schon bei diesem Vorspiel zerstört,

was sich aus den Ausgrabungen ergibt. Sie war im Wiederaufbau und Umbau begriffen und sollte architektonisch schöner wiedererstehen.

Doch das Schicksal hatte anders über die unglückliche Stadt bestimmt. Am 24. August des Jahres 79 n. Chr. regneten zuerst Bimssteinstücke und Trümmer zerstäubter Lavamassen (Lapilli) herab, eine 2 m hohe Decke über die Stadt ausbreitend. Dann sendeten die Schleusen des Himmels mit Regen vermischte Asche, die eine kaum weniger mächtige Schlammschicht bildete. So war der größte Teil der Stadt verschüttet, begraben, wenn auch nicht zerstört. Viele Bewohner befanden sich beim Beginn des Ausbruches gerade im Amphitheater, als der Schreckensruf lähmend in ihre Ohren gellte: „Vesuvius ardet“ (Der Vesuv brennt). Die Fechterspiele waren im Nu zu Ende, nur die sterbenden und in den Zellen für weitere Kämpfe aufgesparten Gladiatoren blieben zurück, sowie am Ausgange der wachthabende Soldat. Alles andere stürzte hinaus, Rettung in Läden, Kellern, Arkaden suchend. Bald stieg ihnen die schlammige Asche bis über die Brust, der Fuß war festgebannt und ein schrecklicher Erstickungstod endete Tausende von blühenden Leben. Einige versuchten, mit zusammengerafften Kleinodien und Geldsäcken in der Hand das Freie zu gewinnen; doch das Schicksal hatte Adlerflügel; zusammengesunken fand man sie nach 1700 Jahren, und die in ihrer Nähe verstreuten Schätze legen noch Zeugnis ab von ihrem Vorhaben. Neue Ausbrüche mögen die Decke des Todes über Pompeji noch verstärkt haben. Es ist wohl zweifellos, daß unmittelbar nach dem Unglück gerettete Bewohner nach der Stadt zurückkehrten und Nachgrabungen veranstalteten. Wir werden in dieser Vermutung bestärkt, weil man bei den Ausgrabungen nur 4—600 Skelette und von Gold und Silber sehr wenig fand; um so mehr, als man in späteren Jahrhunderten die Reste der Stadt als Steinbrüche benutzte. Doch bereits seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts blieb sie unerwähnt; der Ackersmann zog seine Furchen über dem ehemaligen Forum; Weinpflanzungen und Gebüsch wucherten über den einstigen Theatern. Bald war sogar die Stätte, wo sie gestanden, vergessen.

Als 1592 der Architekt und Ingenieur Domencio Fontana eine unterirdische Wasserleitung von den Quellen des Sarno am Fuße des Vesuv vorbei nach Torre Annunziata führte mitten durch die Ruinen des alten Pompeji, wurden die letzteren nicht als solche erkannt und beachtet, und es darf uns nicht zu sehr wundern; war doch an der Küste neues Land entstanden (gleichzeitig mit dem Ausbruch im Jahre 79), so daß die Seestadt Pompeji nun 2 km landeinwärts lag, und hatte doch der Sarno sein Bett nach Osten verlegt. Im Jahre 1748 war es, als Winzer beim Umgraben ihres Weingartens Bildsäulen und Bronzen in einem bemalten unterirdischen Haus fanden, und dieser Fund fand seine richtige und volle Würdigung. König Karl III. gestattete dem Genie-Obersten Alcubierre,

mit zwölf Sträflingen jene merkwürdige Entdeckung weiter zu verfolgen. Doch immer noch glaubte die gebildete Welt, daß die Funde von Stabiä herrührten, bis um 1755 nach Auffindung des Amphitheaters und der beiden kleinen Theater jeder Zweifel zerstört wurde. Weil jedoch an diesen ersten Ausgrabungen nicht das kulturgeschichtliche, archäologische, sondern nur ein rein geschäftliches Interesse, die Sucht, Schätze zu erbeuten, beteiligt war, betrieb man die Sache nicht planmäßig und schüttete die Schächte wieder zu, zumal man nicht das ursprüngliche, unberührte, sondern nur ein teilweise von Schatzgräbern durchwühltes Pompeji vorfand. Wesentlich gefördert wurden die Arbeiten unter Murats Regierung, der den gesamten Grund und Boden von Staats wegen ankaufte und 1813 gegen 500 Leute mit der planmäßigen Ausgrabung beschäftigte. Markt, Stadtmauern, Privathäuser wurden bloßgelegt. Mit der Rückkehr der Bourbonen endigten auch diese verdienstlichen Arbeiten. Der Boden ging parzellenweise in Privathände über, das alte Ausbeutungssystem begann wieder, die von Murat ausgeworfenen 25000 Lire für Ausgrabungen (im Jahr) wurden auf 10000 herabgesetzt und endlich verweigert. Nur in Gegenwart allerhöchster Herrschaften wurde dann und wann das Schauspiel der Ausgrabungen wieder vorgenommen, doch so, daß man kurz vorher alle die Gegenstände, die man dem Erdenschoße zu entreißen wünschte, hineinlegte und mit Bimsstein und vulkanischer Asche bedeckte.

Mit dem Erstehen des Königreichs Italien sollte auch Pompeji die endgültige Auferstehung feiern, indem Viktor Emmanuel in dem Altertumsforscher Fiorelli aus Neapel den rechten Leiter jener wichtigen Arbeiten gefunden hatte. Die Stadt wurde nun planmäßig, Haus für Haus, ein Häuserquartier nach dem anderen, bloßgelegt. Der Schutt wurde durch weibliche Arbeiter in Körben nach Eisenbahnwagen befördert, welche durch Maultiere auf langsam ansteigenden Gleisen an die Erdoberfläche gezogen wurden. Noch immer wird gegraben. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter beträgt im Durchschnitt 80; etwa ein Drittel der Stadt ist bloßgelegt, und falls sich das Zeitmaß dieser Ausgrabungstätigkeit nicht ändert, dürften noch 70—80 Jahre vergehen und 5000000 Lire erforderlich sein, ehe die Sonne die ganze, auferstandene Stadt wieder bescheint.

Folge mir nun, lieber Leser, auf einem Gang durch das antike Pompeji, soweit es bis heute wieder atmet im rosigen Licht. Vom Bahnhof aus gelangen wir am Hotel Diomède vorüber an die Porta Marina, das Seetor, und betreten den klassischen Boden. In Gestalt eines Ovals breitet sich Pompeji von Ost nach West aus und ist von 10—12 m hohen Mauern umgeben, deren Gesamtumfang 2600 m beträgt. Auf der Seeseite fehlen sie. Sie sind aus festen, großen Tuff- und Kalksteinquadern gebaut, vielfach mit Lavastücken und Gußwerk geflickt. Acht Tore durchbrechen die Stadtmauern, darunter das Herkulaner mit drei Bogen als das großartigste. Davor lag eine den Namen des Augustus tragende Vorstadt mit den Villen

des Cicero und Arrius Diomedes. Gerade Straßen — nur die Konsularstraße ist eng und krumm — mit höchstens 6—8 m Breite durchschneiden die Stadt. Die Breite, bei welcher auch die Trottoirs eingerechnet sind, erklärt sich aus der Spurweite der Wagen ($1^1/_4$ m). Die Straßen sind mit Blöcken von Lava und Basalt gepflastert. Durch dies Netz gerader Straßen zerfällt Pompeji in neun Quartiere, von denen glücklicherweise die wichtigsten ausgegraben sind. Auf dem Forum äußerte sich das pompejanische Leben am stärksten. Nur klein ist der freie Raum (157 m Länge und 33 m Breite), der auf drei Seiten von einem Säulengange dorisch-jonischen Gepräges umgeben ist. Treppen führen zu dieser bedeckten Kolonnade hinauf. Ein Triumphbogen, der jetzt freilich von allem Schmuck entblößt ist, bildete den Haupteingang zu dem mit Marmorfliesen gepflasterten Forum. Von den Gebäuden, welche die Einfassung des Marktes bilden, sind nicht alle genau nach ihrer früheren Bestimmung zu bezeichnen: schon in dem Jupitertempel, der auf einem 3 m hohen Unterbau ruht und einen Portikus von sechs mächtigen korinthischen Säulen besitzt, wollen einige das Rathaus erblicken; ähnlich schwankt die Forschung bezüglich der gegenüberliegenden Markthallen, in denen einst Fischer, Fleischer und Viktualienhändler ihre Stände besaßen; andere Gebäude an dem Außenrande des Forums sind die Kurie (wo die Dekurionen oder Senatoren ihre Sitzungen abhielten), die drei ganz gleichen Räume der Tribunalien (Gerichtshäuser) und die Basilika, das größte Gebäude Pompejis (67 m lang und 25,4 m breit). Das Forum war mit den Bildsäulen verdienter Bürger geschmückt, von denen leider nur die Fußgestelle erhalten sind.

Wenden wir unsere Schritte vom Forum den drei Theatern zu. Das erste war der eigentlichen Schauspielkunst, das zweite kleine, das Odeum, dem Gesang und der Instrumentalmusik, das Amphitheater den Gladiatoren-, Wett- und Tierkämpfen gewidmet. Das erste ist nach dem Muster eines römischen, nicht griechischen Schauspielhauses gebaut, war ursprünglich ganz mit Marmor verkleidet, hat hufeisenförmige Gestalt, 68 m Durchmesser, 29 Sitzreihen, welche durch Galerien in drei Ränge zerfielen, so daß 5000 Zuschauer Raum fanden. Das Parkett (Orchestra) war für die Senatoren und Edlen bestimmt, die Bühne war lang und schmal und wies an der Rückwand drei Türen für die drei Hauptschauspieler auf. Um den Besuchern Schutz zu gewähren gegen die glühenden Sonnenstrahlen, konnte ein Zelt über dem unbedachten Raume aufgespannt werden, das durch Mastbäume, die an der Umfassungsmauer in steinernen Ösen saßen, gehalten wurde. Das zweite, kleinere Theater war bedacht; das elliptische Amphitheater (große Achse 135 m, kleine 104 m) hatte 34 konzentrische Sitzreihen, 20000 radiale Sitzplätze und 97 Ausgänge. Prächtig erhalten sind die städtischen Bäder oder Thermen, welche eine ganze Insula, eine von vier Straßen eingeschlossene Gruppe von Gebäuden, einnehmen. Man kann da die Einrichtung antiker Bäder aufs beste studieren; sie enthalten ein

Apodyterium oder Auskleidezimmer, ein Frigidarium mit einem Bassin zum kalten Bade, ein Trepidarium zum Baden in lauem Wasser und zur Vorbereitung auf die höhere Temperatur des Caldariums, das für Schwitz- und warme Bäder eingerichtet war. Der Fußboden ruhte hier auf Pfeilern, und darunter lag der Heizraum; damit die heiße Luft sich überall verbreiten konnte, waren Dielen und Wände hohl. In amphitheatralischer Ordnung zogen sich Bänke an den Wänden entlang; je höher, desto größer war die Hitze für den Schwitzenden. Mitten im Caldarium lag ein großes Steinbecken mit kaltem Wasser, womit diejenigen, die die Schwitzkur beendet hatten, Gesicht und Hände kühlten.

Am besten erhalten in der wiedererstandenen Stadt sind die Privathäuser, die jedoch weder als Muster echt römischen, noch echt griechischen Hausbaues gelten können, da in Pompeji beide Kulturen einander begegneten. Die Häuser waren selten über zwei Stock hoch; das oberste Stockwerk war meist den Sklaven zu Schlafstätten bestimmt; es war meist aus Holz gebaut. Diese Privathäuser hatten keinen architektonischen Schmuck, keinen Portikus. Die Straßenseite zeigte nackte Wände mit winzigen Fenstern oder aber ganze Reihen von Läden, die sich nur nach der Straße öffneten; sie legen Zeugnis ab für die Lebhaftigkeit des Kleinverkehrs in Pompeji. Die Konsularstraße bestand aus Gasthöfen, die Stabianer Straße enthielt die Niederlagen der Holzhändler, die Merkurstraße die Läden der Obsthändler und die große Tuchwalkerei, die Forumstraße die Geschäftsräume und Speicher der Getreidehändler. Das schöne Haus des Oberrichters Pansa nahm — wie eine echt römische Wohnung — eine ganze Insula ein, mit seinen Läden, Wohnräumen, seinem Vor- und Hinterhof. Doch in der Regel teilen sich mehrere Häuser in den Raum einer Insula, und ganz kleine, bescheidene Häuschen mit nur einem Stock ohne Fenster, nur durch die offene Tür erleuchtet, und mit nur zwei Zimmern fehlen keineswegs. Ihre innere Ausstattung straft jedoch die äußere Armut Lügen; sie sind mit geflochtenen Rohrstühlen und buntlackierten, vergoldeten Kommoden möbliert. In allen besseren Häusern sind die Wände farbenprächtig ausgestattet, mit Malereien geschmückt, Vor- und Hinterhof mit Säulengängen umstellt; die Säulen sind freilich nicht von Marmor, sondern von Ziegeln aufgemauert und mit Stuck überzogen. Die Fußböden zeigen meist kunstfertige Mosaikarbeit, in vornehmen Häusern mit prachtvollen Kanten und dem Salve versehen. Interessant ist entschieden auch die Gräberstraße vor dem Herkulanertor, mit zahlreichen Denkmälern; darunter befindet sich zuweilen ein Kolumbarium, die Kammer für die Aschenkrüge.

Ein Hauptreiz liegt für den Besucher Pompejis in den Inschriften, den oft von Narrenhänden hingeworfenen Malereien und Kritzeleien, die sich zahlreich an den Stuckwänden der Häuser vorfinden. Manche sind noch in oskischer Sprache abgefaßt, d. h. in alter kampanischer Mundart. Man wandelt, wenn man außer dem

Latein der Bücher auch das Idiom des alten Kampaniens versteht, nicht wie in einer Stadt der Toten, sondern mitten im sprudelnden Leben mit seinen vielfältigen großen und kleinen Interessen, seinen Leiden und Freuden. An dem einen Hause winkt ein Wirtshausschild: zwei Männer, welche einen Krug an der Stange tragen; am anderen das einer Milchhandlung: ein Kind, das eine Kuh milkt; hier bemerken wir eine Trinkstube, wo Soldaten Wein und Kalteschale verzehrten; vor allem wichtig sind aber die zahllosen weißen, an die Mauern geklebten Tontäfelchen (Albums), die mit Anzeigen und Anpreisungen bedeckt sind. Hier veröffentlicht der Oberpriester den Kalender; hier ist eine Amphora Wein gestohlen worden, und dem Wiederbringer wird eine Belohnung zugesichert. An diesem Täfelchen bestellt Holconius die Mamia vor die Basilika, auf jenem ersuchen die städtischen Zimmerer und Wagner den Ädilen (Gerichtsvorsteher) um Übertragung der öffentlichen Arbeiten an sie; auf dem nächsten heißt es: „Wähler, wählt Pansa, er ist ein Ehrenmann und hat sich um Pompeji sehr verdient gemacht"; auf dem folgenden meldet der Ädil Lucius Libella, daß am 1. Juni seine Gladiatorentruppe in Pompeji kämpfen wird; weiter kündigt ein Hotelier Sarinus an: „Fremdling, wenn du um die Ecke biegst, so findest du das Logierhaus des Sarinus"; eine Frau Julia Felix, geborene Spuria, vermietet ein Haus mit Garten an anständige Leute auf fünf Jahre, und in der Strada del Lupanare sehen wir an einer Hauswand zwei hochaufgerichtete Schlangen, zwischen ihnen einen Altar und darunter einen Hexameter, der der Verunreinigung jenes Ortes zu steuern bestimmt war; er lautet zu deutsch: „Mache, daß du fortkommst, du Bummler! Hier ist kein Platz für Müßiggänger."

8. Skizzen aus Sizilien.*)

a) Sonnenland und Weinparadies.

An der Nordküste Siziliens, unweit des weltgeschichtlichen Mylä, wo Duilius den ersten Seesieg mittels der Enterbrücken davontrug, liegt Milazzo im Sonnenlande und Weinparadies. Es scheint, als ob drei der hellenischen Götter hier noch immer eine gemeinsame Herrschaft führten: Helios, der die glühenden Sonnenpfeile herabschießt, Dionysos, der die traubenschwere Rebe liebt, und Poseidon, der das All umschlingt, während im Hintergrunde die Rauchesse des Hephästos, der Ätna, mit dem schneeweißen Essenkopfe emporragt. Man könnte auch diese Gegend eine conca d'oro, eine goldene Muschel nennen wie die herrliche Bucht von Palermo; denn die Früchte schimmern hier köstlich und üppig aus dem grünen Laube hervor wie dort: Limonen, Pfirsiche und Kirschen, Granaten und Feigen und allen voran die schwer herabhängende Traube. Es ist ein unvergleichlicher Anblick, wenn man von Messina kommend

*) Quelle: A. Schneegans, Sizilien. Bilder aus Natur, Geschichte und Leben. Leipzig 1887 (F. A. Brockhaus).

den Gebirgspaß San-Rizzo überschreitet und zu Füßen die Gegend von Milazzo überschaut. Da blinkt das Meer mit den äolischen Inseln und dem nimmermüden Vulkan von Stromboli, dort Reggio mit dem in der Nähe gelegenen Riff der Scylla, dort Messina mit seinem Sichelhafen, seinen Kirchen und der aus Palästen gebildeten Uferstraße. Und nun geht's fröhlich abwärts an den sonnenverbrannten, spärlich begrasten Bergen, vorbei an einer einsamen Locanda (Wirtshaus), immer in Windungen zwischen Kaktushecken, Aloëzäunen und knorrigen Olivenwäldchen talwärts. Je weiter nach der Meeresebene herunter, um so reicher das Grün der Gefilde; jetzt donnert das Gefährt über eine lange Steinbrücke, die eines jener kiesgefüllten, wasserleeren Flußbetten (Fiumaren) überspannt, in welchen nur im Frühjahr und Herbst die Bergwasser herabschäumen,*) und nun wird das Gelände eben, die Pferde gehen im Schritt, den tiefen Staub aufwirbelnd, welcher das Sonnenland von Milazzo bedeckt.

Wir überholen eine Wasserträgerin, die mit gestrecktem Arme über dem Kopf den vollen, gehenkelten Krug auf der Schulter trägt und in ihrer Haltung an die griechischen Neophoren erinnert; an der anderen Seite der Fahrstraße steht — schwarzäugig, die kalabresische Mütze auf dem Kopf, mit dem über die Schultern geworfenen Tuche, den langen Stab in der Hand — ein Hirtenknabe, der Hüter hochgehörnter Ziegen, die zwischen den Aloëstauden weiden; auch er gemahnt an seine griechischen Vorfahren, von denen er selbst nichts weiß; reicher, waldartig treten die Orangen- und Zitronenbäume zusammen; Wassertürme erheben sich hier und da aus dem Laube; ein Ochsengespann bewegt sich träge im enggezogenen Kreise um sie herum, das Wasser aus der Tiefe hebend, das in Rinnen in alle Teile dieses großen, einzigen Gartens geleitet wird: ein Zeichen der sarazenischen Herrschaft auf der Insel. Wir sind erst im Juni, und doch zittert die glühende Luft überall über der Ebene. Da fällt es keinem Menschen ein, zur Mittagszeit sich anzustrengen; Mensch und Tier halten Siesta; in dem Dörfchen, durch welches wir fahren, sind alle Läden geschlossen; quer vor der Ladentür liegt ein Junge im Halbschlaf, der den mit den örtlichen Verhältnissen nicht vertrauten Käufer bescheidet mit den Wor-

*) . . . jene gewaltigen Wetterbäche,
aus des Hagels unendlichen Schlossen,
aus den Wolkenbrüchen zusammengeflossen,
kommen finster gerauscht und geschossen,
reißen die Brücken und reißen die Dämme
donnernd mit fort im Wogengeschwemme,
nichts ist, das die Gewaltigen hemme.
Doch nur der Augenblick hat sie geboren,
ihres Laufes furchtbare Spur
geht verrinnend im Sande verloren,
die Zerstörung verkündigt sie nur. (Schiller, Braut von Messina.)

ten: „Bis 3 Uhr ist alles geschlossen, der Herr schläft.“ Unser Wagen rasselt die lange Straße zwischen den weißgetünchten Häusern weiter, bis wir endlich in das hochgewölbte Tor unserer Albergo (Herberge) einfahren; wir halten in einem großen, dunkeln, gewölbten Raume; an den Wänden hängen Wirtschaftsgeräte, da sind Krippen, ein Trog, Herd, Weinfässer, und in den Ecken wie in den Krippen halten schnarchende Schläfer ihre Siesta. Vergebens suchen wir nach einem Fenster. Wir tasten uns die Treppe hinauf, die Hand bleibt fast kleben an dem schmutzigen Geländer. Wir sind im ersten Stock, überall öffnen sich Kammern, keine hat Schloß oder Riegel; zwei Böcke mit aufgelegtem Brett, darüber eine Matratze und Decke: das ist unser Bett und einziger Komfort. Jede Kammer enthält so viele Betten, als hineingehen, und glaube nur ja kein mit seiner Frau Reisender, daß er eine solche Kammer für sein gutes Geld für sich allein in Anspruch nehmen könne; es würde ihm genau so gehen, wie jenem in Sizilien reisenden deutschen Landsmanne, der in sein bezahltes „Zimme“ plötzlich einen bestaubten Sizilianer eintreten sah. Mit einem „Scusi, Signor“ (Entschuldigen Sie!) entledigte der sich ohne weiteres seiner Kleider und nahm anstandslos eins der Betten in Anspruch; bald folgte ihm ein zweiter und dritter. Als unser braver Landsmann den Wirt aufforderte, die Fremden aus s e i n e m Zimmer zu weisen, wurde ihm die Antwort: „Entfernen? Weshalb? Exzellenza haben wohl das Zimmer, nicht aber alle Betten gemietet. Die Ankömmlinge sind keine Briganten und werden nur bis morgens 1 Uhr in der Herberge bleiben.“ Das muß man in einem Örtchen von der Beschaffenheit unseres Spadafora (d. i. Degen heraus!) genannten Fleckens in Kauf nehmen.

Milazzo selbst liegt auf einer Landzunge, die wie ein Speer ins Meer hinausspringt, erst schmal, dann immer mehr sich verbreiternd; der neue Stadtteil macht einen modernen Eindruck mit dem schönen Hafen, dem Hafendamme und Leuchtturm, und in nicht zu ferner Zeit wird sich das Verkehrsleben wieder jener Blütezeit nähern, die Milazzo bereits einmal unter der griechischen Herrschaft erlebt; wie jetzt französische und englische Dampfer hier Weinladungen einnehmen, so vielleicht auch einmal deutsche. Wohl ist die Erinnerung an jene griechische Zeit Milazzos noch lebendig: hier weideten nach der Meinung der Bürger Helios' Herden; hier lag die Grotte, wo Odysseus den einäugigen Zyklopen aufsuchte; hier vernichtete Duilius die karthagische Flotte. Stolz ist der Bewohner Milazzos und jeder Sizilianer auf alle Großtaten, die hier geschehen, gleichviel ob er selbst oder Fremde sie vollbracht, sowie er stolz ist, daß der Ätna auf s e i n e r Insel liegt, daß auf Siziliens Boden die köstlichsten Orangen und die feurigsten Weine gedeihen, daß Garibaldi zu den Volksgenossen der Insel zählt.

Der Reisende wird an die Küche unserer Herberge in Spadafora, einem kleinen Flecken in der Nähe Milazzos, nachdem er

die Einrichtung der Zimmer kennen lernte, keine weitgehenden Ansprüche stellen; sie liefert trockenes, hartes Brot und Käse, einen Kessel, Wasser und Kohlen, während man sich Makkaroni und Fische im Dorfe zusammenkauft, um dann die Kochgeschäfte selbst zu besorgen. Aber an einem ist hier wie in jeder Locanda (Dorfwirtshaus) Überfluß: an Wein. Freilich nur der Kenner, der die ersten, ganz bestimmt schlechten Flaschen scherzend zurückweist, erhält Einblick in die Schätze des Kellers. Die Leute wollen eben anders behandelt sein, als es der Reisende in unseren Gegenden gewöhnt ist. So sind sie auch nicht zu bewegen, eine Rechnung aufzusetzen oder die Schuldigkeit des Gastes zu nennen: Come volete (Wie Sie wollen!) erhalten wir stets zur Antwort auf unsere Frage. Noch einer anderen, weniger angenehmen Seltsamkeit wollen wir gedenken: es ist das bettelnde Gesindel, das den abfahrenden Reisenden in kaum glaublicher Weise belästigt; es belagert die Türe, die Treppe, den Kutschenschlag, legt sich unter die Räder und die Pferde, alle seine Gebresten in ekelhafter Weise zur Schau tragend; hier kann man sich nur durchhauen mit Soldi und Stockschlägen; der Kutscher treibt die Pferde an, man steht Himmelangst aus, daß ein oder das andere Glied dieser edlen Zunft zertreten oder überfahren werden könnte, doch sie sind zu gut geschult, und lachend rufen sie ihr Buon viaggio (Gute Reise!) nach.

Wer am Meeresgestade dahinfährt von Milazzo nach Barcellona, der sieht die Ebene, die Hügel, den Hang der Berge nach Süden zu überkleidet mit Reben und Orangen; stundenweit, in nie geschauter Üppigkeit dehnen sich diese Fruchtwälder aus, ohne daß der Mensch kaum ein anderes Verdienst daran hat, als daß er die gütige Natur ungestört walten läßt. Hier ist der Weingarten Europas, hier gab Bacchus jenen schwarzen, schweren, duftenden Wein, der den leicht schlürfenden Nordländer heimtückisch, urplötzlich packt, wie Feuer in seinem Blute rollt und den Fremdling zu Boden schleudert; ja dieser Faro und Moscato ist kein Rheinwein oder Champagner. Während wir gewöhnt sind, unter jeder Etikette einen bestimmten Wein hinsichtlich der Farbe, Blume und des Geschmacks zu finden, gibt es in Sizilien keine festen Marken. Derselbe Wein, der dies Jahr ein süßer, hellgoldener Moscato war, ist im folgenden herb, rot, dunkel; die Pflege des Stocks, das Keltern der Trauben, die Aufbereitung ist eben jeder Kunst bar. Man wirft die abgeschnittenen Trauben mit Stielen und zuweilen auch mit Blättern in die Kufe, wo sie von Menschen oder auch von Ochsen gestampft werden. In einer zweiten Kufe läßt man den Saft gären, und dann erfolgt das Füllen der Fässer, meist für die Stadt Cette in Südfrankreich; dort erst wird der sizilische Wein veredelt, vermischt mit leichten französischen Sorten, und in Flaschen mit goldenen Etiketten tritt er seinen Weg als Bordeaux und Burgunder in die Welt an. Derselbe Wein, den man an der Quelle mit 40 Pfennigen das Liter bezahlt, kostet nun 2,50—4 Mark in der Flasche.

b) Nach dem Ätna.

Sie sind rechte Gegensätze, die Städte Syrakus und Catania; dort lauter klassische Erinnerungen an Hieron, Dionys, Marcellus, hier nur eine Ruine aus der griechischen Zeit: das durch einen Lavastrom 1669 verschüttete und teilweise wieder bloßgelegte griechische Theater, in welchem einst Alcibiades zum versammelten Volke sprach. Sonst ist Catania, die an den Fuß des Ätna geschmiegte, oft von dem Riesen geschüttelte und mißhandelte Tochter, eine moderne Stadt. Ihr gehört die Zukunft unter den Städten der Insel. Wie einst Syrakus blühte durch die Griechen, Palermo durch Sarazenen, Normannen und Staufen, Messina durch seine Lage an der Welthandelsstraße nach dem Orient: so hebt sich Catania durch die neuzeitlichen Verkehrsmittel. Das Eisenbahnnetz macht es zum Sammelplatz, der neue Hafen zum Ausfuhrort aller Erzeugnisse des Innern. Die Catanesen haben die Zeichen der Zeit verstanden, überall erheben sich Werkstätten, Magazine, Faktoreien, Fabriken; die Straßen sind breit und nachts blendend hell erleuchtet; viele Häuser sind palastartig; inmitten herrlicher Gärten liegen fürstliche Landhäuser; freie Plätze mit Brunnen, Statuen und Prachtgebäuden, das neue großartige Theater: alles deutet die emporstrebende Großstadt an.*) Und doch hat sich im geselligen Leben noch so mancher Zug besonders der sarazenischen Vorzeit erhalten: die Frau setzt nie ohne Begleitung ihres Mannes oder Verwandten den Fuß über die Schwelle; sie verschwindet, sobald Besuch bei ihrem Gatten erscheint; in Gesellschaft gibt es nie „bunte Reihe", sondern eine Männer- und eine Frauenseite; bei Tanzgesellschaften wird das Abendessen erst von den Damen allein, dann von den Herren eingenommen; die nicht speisende Partei langweilt sich unterdes im Tanzsaale; es würde sehr unvorsichtig sein, wollte der Fremde wünschen, den Damen des Hauses vorgestellt zu werden? „Warum wünschen Sie den Damen vorgestellt zu werden? Wollen Sie etwa eine von meinen Töchtern heiraten?", diese Abweisung müßte er sich gefallen lassen. Alle zarten Verhältnisse knüpfen sich unter diesem orientalischen Zwange nicht im Hause oder in der Gesellschaft, sondern von der Straße zum Balkon hinauf an. Der junge Mann, dem ein Mädchen gefällt, geht dreimal unter dem Balkon der Angebeteten vorüber, jedesmal mit der Hand oder dem Taschentuch über die Lippen streichend; antwortet sie ihm durch dasselbe Zeichen, so ist die Verlobung erfolgt; doch ist's bis zum Altar noch ein weiter Weg, und die väterliche Einwilligung zum Bunde fürs Leben wird in sehr vielen Fällen durch die Entführung des Mädchens (im Einverständnis mit der Mutter) erzwungen.

Wenn nun auch Catania hinter den oben genannten Städten mit großer geschichtlicher Vergangenheit in einer Beziehung zurücksteht, so hat es doch auch seine Geschichte, eine Geschichte ganz besonderer

*) Über 120000 Einwohner.

Art, welche der Riese in seiner Nähe in die Chronik der Stadt eingetragen. Lavagestein bildet den Grund der Häuser; verwitterte Lava die Humusschicht, auf welcher in üppigster Fülle vom Meeresufer an den Hängen des Ätna hinauf die Wein- und Agavengärten prangen; wie Brandmale ziehen sich die gehärteten Lavaströme durch das Weichbild der Stadt. Wie sanft die Seiten des Berges ansteigen bis zu der von blendendem Schnee eingehüllten Spitze*) der riesigen flachen Pyramide! Wie Maulwurfshügel nehmen sich die Nebenkrater in diesem ruhigen Profil aus. Um den Fuß des Feuerberges schmiegen sich die immergrünen Gärten mit Reben, Mandelbäumen, edlen Kastanien und dem schwarzbelaubten Johannisbrotbaum wie ein Saum von Sammet; an den Wegen, in den Gräben leuchtet eine Blumenpracht ohnegleichen: da roter Mohn, dort Malven in allen Farben, gelbe Wolfsmilchgewächse und violette Disteln zwischen den grauen duftenden Kräutern aus der Familie der Labiaten, die für das Mittelmeergebiet ebenso charakteristisch sind wie für unsere Heimat nördlich der Alpen die Kompositen. Weiter hinauf wird das Pflanzenkleid dünner und schlichter; doch lassen die Ginsterbäume, Pinien und Eichen den kahlen Fels in dieser Waldregion nur hier und da durchschimmern; bloß das Haupt des Giganten ragt steil, von Wolken und Rauch eingehüllt, mit beschneitem Scheitel empor, und hier oben wechselt mit jedem Ausbruch die Form wie das Mienenspiel auf einem Antlitz.

Der Aufstieg ist am bequemsten von Süden und Südosten her zu bewerkstelligen, von Aderno und Catania her; hier gibt es keine Zerklüftung, kein wildes Lavageröll wie im Nordwesten, wo in trauriger Einöde die Städtchen Bronte, Randuzzo und Linguaglossa liegen, sondern nur ein ruhiges, sanftes Anschwellen und lachende Gartenlandschaften, in deren Mitte die Dörfchen und Landhäuser sich erheben. Und doch entwickelt sich die neuere Tätigkeit des Giganten gerade nach dieser Seite hin; dort oben, wo hinter der Casa del Bosco (Waldhaus) die Ätnapyramide in etwas steilerem Winkel sich emporrichtet, da liegt die Feuerzone; hier entstehen neue Nebenkrater, die der Volksmund als „Kinder des Ätna“ bezeichnet, von hier ergießen sich die Lavaströme in die blühenden Landschaften. Dieser Teil des Ätna — die Hochebene von Nicolosi — erscheint wie von Blasen übersät; diese bilden sich unter der leicht berstenden Rinde des Berges über Nacht, und die Namen Monte-Grosso, Monte-Nero, Monte-Serra-Pizzuta u. a. bezeichnen solche blasenförmige Nebenkrater.

In lebhaftester Erinnerung steht in ganz Catania der Ausbruch des Vulkans vom Jahre 1669; in der Nähe des Städtchens Nicolosi öffnete sich der Berg, und der zähflüssige, glühende Lavastrom nahm seinen Weg auf Catania zu; in wenig Stunden waren jene Gottesgärten zwischen Nicolosi, Belpasso, Mascalucia, Misterbianco überflutet; die schweren Feuerwogen wälzten sich schon über die

*) 3304 m, während die Schneegrenze in 3000 m Höhe liegt.

ersten Häuser, durch die Straßen Catanias bis vor das feste Benediktinerkloster. Nur ein Wunder konnte noch helfen —, und es geschah. Im Dome ruhte seit dem zweiten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung in silbernem Sarge die fromme Märtyrerin, die heilige Agatha; ihren Überresten, besonders ihrem Schleier, schrieb der Volksaberglaube eine besondere Wunderkraft zu; ihn holte die Volksmenge in frommem Vertrauen beim Herannahen des Lavastromes; am Benediktinerkloster entfaltete ihn der Erzbischof vor den feurigen Massen — und der Strom nahm einen seitlichen Weg. In den Hafen ergossen sich die glühenden Gesteinswogen; entsetzt, zischend, dampfend wich das Meer zurück, der Lavastrom aber hielt an tagelang, ja wochenlang. Die Stadt war gerettet, aber der Hafen für ewige Zeiten verloren, und mit ungeheuren Geldopfern hat man in unserem Jahrhundert die neue Hafenanlage geschaffen. Übrigens hat ein furchtbares Erdbeben 1693 die Arbeit getan, die der Schleier der heiligen Agathe damals von der Stadt abgewehrt; die ganze Stadt sank in Trümmer. Heute nun sind die Häuser besser, tiefer gegründet, und die Architekten gewähren den Balken, welche die oberen Stockwerke tragen, einen gewissen Spielraum da, wo sie auf den Grundmauern aufliegen; „erzuckt die Erde, so brechen sich ihre Schwingungen in dem den Bewegungen des Bodens leicht folgenden elastischen Hin- und Hergleiten der Balken.“ Ob diese Neuerung die Probe besteht, das muß die Zeit lehren.

In der Regel arbeitet der alte Gigant in Zwischenräumen von je 6—8 Jahren; ziemlich unerwartet trat daher die große Eruption vom Mai 1886 ein; war doch diejenige von 1883 noch keineswegs ausgelöscht im Gedächtnis. Als unser Gewährsmann am 18. Mai 1886 einen Ausflug in die Pelorischen Berge bei Messina machte und deutschen Marineoffizieren die köstliche Rundsicht erklärte, entstieg dem Ätna plötzlich dickqualmend eine Rauchsäule; kerzengerad in die Höhe nahm sie ihren Weg, um sich endlich wie eine gewaltige Pinie über der Landschaft zu lagern. „Das ist der Ausbruch!“ rang es sich wie auf Kommando von allen Lippen. Gerade, als die Bergsteiger das in der Ferne gewahrten, hatte sich der Zentralkrater mit Donnerkrachen gespalten, und Rauch, Asche und glühende Steine oder Lapilli flogen in die Luft; der ganze Berg schien innen zu zerreißen. Bald deckte der Pinienschirm der Ausbruchswolke auch Catania; doch ebenso plötzlich wie er begonnen, stellte der alte Titane mit Einbruch der Nacht das Qualmen ein. Schwüle lagerte über der Landschaft wie auf allen Gemütern; die Kirchen füllten sich in der Nacht mit Betern; die Betten der Kranken schaffte man auf die Straße; die Hunde winselten, die Pferde und Maultiere blieben schnaubend auf dem Platze stehen, den ihnen der Führer angewiesen. Da, kurz vor 11 Uhr nachts — ein knatterndes Geräusch, und der Boden schien sich unter den Füßen wegzuziehen; fast anderthalb Minuten dauerte der Stoß. Gleichzeitig flammte auf der Hochebene von Nicolosi der blutrote Schein auf:

das war die Lava! In ihrer Angst, die durch das nächtliche Dunkel eine furchtbare Steigerung erfuhr, stürzten die Bewohner von Nicolosi, Pedara und Belpasso weinend, schreiend, kopflos den Berg hinunter. Als sie beim Morgengrauen zurückzukehren wagten, hatten sich auf einer großen Spalte in der Flanke des Berges sieben Ausbruchsstellen, sieben Nebenkrater aufgetan; mit Lavahülle umgeben, flogen die zu großen Bomben zusammengeschmolzenen Quarze empor, indem sie wie Minen den aus alter Lava gebildeten Erdboden in Atome zerrissen und in die Höhe schleuderten. Einige mutige Männer wagten sich zur Untersuchung der Sache bis auf den die Krater überragenden Monte Grosso und sahen, wie sich auf der ganzen Spalte durch alle sieben Krater unter dem schrecklichsten unterirdischen Geknatter Flammen, Asche, glühende Steine und flüssige Laven empordrängten; doch bald wurde anstatt der getrennt arbeitenden kleinen Schlünde eine einzige Feuerlinie bemerkbar. Um diesen Höllenschlund schütteten sich Laven und Steine zu einem neue Berge auf, der in vier Tagen bereits 150 m Höhe erreichte mit einem Umfang von 1 km. Der Boden in der Nähe schaukelte ununterbrochen und bekam Risse, aus denen Flammen emporschlugen. Ist schon ein Blick von der Spitze des Strombolikraters in den großen Feuersee des Innern, wo sich die glühende Masse domförmig hebt und zurückfällt — wie wenn Ebbe und Flut wechselten — aufregend, so noch viel mehr der Blick, den die Beobachter vom Monte Grosso aus in diese Esse und auf den Feuerherd des Hephästos wagten.

Am 5. Tage war Catania fingerdick mit Asche bedeckt, eine graue Wolke lagerte über der Stadt, die Sonne erschien wie ein rötlicher Ball. Wagen über Wagen rollten den Berg hinauf nach der Ausbruchsstelle; die Insassen wollten die Lavamasse in der Nähe sehen, die sich gegen Nicolosi und Belpasso wälzte. Immer noch grollt der unterirdische Donner. In allen Kirchen liegen Beter vor dem mit Kerzen umstellten Altar; es ist Abend; die Leute stehen in Festtagskleidern vor den Türen; denn sie erwarten den Erzbischof von Catania, der mit dem Schleier der heiligen Agatha der Lava Einhalt tun soll. Plötzlich hält unser Kutscher und entblößt sein Haupt; denn dort biegt mit Lichtern und Fackeln eine ungeheure Menge Volks in unseren Weg ein, singend, jammernd. „Es sind die Heiligen," flüstert der Kutscher, und auch ein verhärtetes Gemüt würde mit Rührung erfüllt werden bei dem Anblick, der sich nun bietet. Von Priestern und Chorknaben eingeschlossen, tragen die Männer die Bilder ihrer Schutzheiligen um ihre Mark; mit entblößten Häuptern folgt ihnen die Menge, und während der rote Feuerschein sich auf den angsterfüllten Gesichtern malt, rufen sie: „Heiliger Antonio, dich rufen wir an, nur du kannst helfen! Du weißt ja, daß wir dich von jeher verehrten als den besonderen Schutzpatron unserer Stadt!" Dann eine andere Stimme: „Du guter heiliger Erzengel Michael, auch du wirst helfen, auch zu dir beten

wir; denn du hast es von jeher gut gemeint mit deinen Kindern. Hilf, Erzengel Michael, daß wir nicht zugrunde gehen unter dem grausigen Feuer!“

Dann folgt der von zwei weißen Rossen gezogene Wagen des Erzbischofs, darinnen drei Priester mit dem heiligen Schleier; alles sinkt in die Knie, bis die heilige Reliquie vorbei ist. Wie mit einem Zauberschlage kehrt der Mut den Jammernden zurück. „Wir sind gerettet, wir sind erlöst!“ jauchzen sie aufspringend.

Der Wagenzug, die Maultiertreiber und die Fußreisenden drängen nun wieder bergwärts, geführt von den Mitgliedern des italienischen Alpenklubs mit der Binde am Arm; es ist eine wahre Völkerwanderung, die hinauf- und hinabflutet in dieser Nacht über die rauhen Lavapfade; überall tauchen die Fackeln auf. Jetzt „ein paar Schritte noch, und die Böschung ist erreicht, und vor unseren Augen liegt in seiner ganzen Ausdehnung, in seiner ganzen furchtbaren Pracht das Ausbruchsfeld. Wie eine Pyramide aus flüssigem Golde ragt der neue Kegel in den schwarzen Nachthimmel hinauf, fast durchsichtig, möchte man glauben, mit roten Adern durchwebt. Aus dem Krater steigt eine Feuersäule auf, die ungeheuere Felsmassen emporschleudert, bald gerade in die Höhe, bald sie in Garben rings umherstreuend. Von Minute zu Minute hört man im Innern des Kegels ein ungeheures Getöse, ein Heulen, Dröhnen, Zischen, als sollte der ganze Berg auseinanderbersten, und aus dem Krater schießt es goldblitzend hervor von riesigen glühenden Felsblöcken; sie fahren hinauf, als wären sie vom Blitze geschleudert, höher, immer höher; dann scheint es, als blieben sie oben unbeweglich hängen, und langsam schweben sie wieder herunter. Zuweilen ist es, als platze der Berg von oben bis unten, und knatternde Raketen schießen rings in die Luft. Nun quillt es über den Rand des Kegels, die rote Lava überschäumt den Krater und schießt wie ein Strom von lauter Diamanten und Rubinen an den steilen Wänden herab. Der ganze Berg scheint lebendig zu werden; es rinnt und rieselt und strömt und prasselt und schimmert und leuchtet. Und dann — in weiter Ausdehnung das riesige, 2 km breite Lavafeld, schwarz, mit blutroten Feueradern durchstreift, schiebt es sich langsam und ruhig vorwärts, ein vor Augen liegendes Bild der unerbittlichen, stetig ihren vorgezeichneten Weg verfolgenden Urkraft der Natur. Nichts Unheimlicheres als diese Lavawand, die haushoch mit einem leisen Knistern oder Rieseln wie von übereinander sich schiebenden Schiefer- oder Kohlengeröll vorrückt und alles Lebende ruhig erstickt und erdrückt. Nach Berechnungen des Professors Silvestri, Direktors des Ätna-Observatoriums in Catania, beträgt das Vorrücken des unmittelbar aus dem Krater kommenden Lavastromes 40—50 m in der Minute, vom zweiten Tage ab — da er rasch erkaltet, nach allen Seiten Schlacken ablagert und eine von roten Adern durchzogene Kruste bildet — nur noch 40—50 m in der Stunde.

Wohl wanderte ein Zug jammernder Weiber am Rande des

vordringenden Lavafeldes hin, sie stellten die Heiligenbilder und mit Weihwasser besprengte Stäbe in der Nähe eines Baumes auf, damit sie dem Strome Halt geböten; doch immer näher rückte er Nicolosi; in der Nacht zum 31. Mai ertönten die Hornsignale der Karabinieri zum Zeichen, daß die Stadt geräumt werden müsse; den landesüblichen Reichtum, den Wein, hatte man bereits in den benachbarten Orten untergebracht, nun belud man sich jammernden Herzens mit Möbeln, Türen, Fenstern, Brettern, Ziegeln; ja einige gruben die Särge ihrer Toten aus, um ihnen eine freundlichere Grabstätte zu suchen; da erklangen — vielleicht zum letzten Male — die Glocken von Nicolosi; der Erzbischof mit seiner Umgebung erschien vor der Kirche und forderte, selbst betend, das Volk auf zum Niederknien; schluchzend werfen sie sich nieder, die Hände ringend über das unbarmherzige Schicksal, das sie ins Elend treibt. Priester nehmen Kruzifix, Leuchter, den Schrein mit dem Schleier der heiligen Agathe vom Altar, und in langem Zuge geht es betend nach Pedara zu. Doch Gott hatte Erbarmen. In derselben Nacht wurden die Erdstöße seltener, der Mund der Erde quoll langsamer über, schwer und zäher wurde der Lavastrom und stand endlich still. Nicolosi war gerettet. Am 2. Juni stieg nur noch weißer Dampf wie gewöhnlich aus dem Krater des Ätna.

c) Nach den Schwefelminen nördlich von Girgenti.

Von Catania führt eine Eisenbahn ins Innere des Landes, die uns auch nach Grotte, dem Mittelpunkte der Schwefelbergwerke, bringt. Von unserem Wagenfenster aus machen wir interessante Beobachtungen: Orangen und Zitronen verschwinden; weite, mit Hügeln besäte Flächen dehnen sich überall aus, auf denen in prächtigen Breiten der grüne Weizen wie Meereswogen sich bewegt. Hier begreift man, wie Sizilien als die Kornkammer Roms bezeichnet werden konnte. Mit dem Weizen wechseln Anpflanzungen von Mandel-, Johannisbrot- und Ölbäumen, die wie bei uns die Nadelbäume in strengen Reihen an unserem Blick vorüberziehen. Wir glauben es dem eingeborenen Mitreisenden gern, daß ein Boden mit größerer Zeugungskraft in der Welt nicht vorhanden ist, und doch hatte es einst das römische Aussaugesystem unter den Prokonsuln so weit gebracht, daß dieses Paradies von den griechischen Kaisern als Verbannungsort benutzt wurde. Auch die Bewirtschaftung der Insel durch die Sklaven der Bischöfe von Rom, Mailand und Ravenna im frühen Mittelalter war ein System der Ausbeutung. Erst den Sarazenen- und Normannenfürsten ist die Herbeiführung einer glücklicheren Zeit wieder gelungen: waren sie es doch, welche Zitronen, Orangen, Seide, Baumwolle, Zuckerrohr, Pistazien, Reis, Melonen nach der verödeten Insel verpflanzten und der Pflege des Ölbaums besondere Sorgfalt zuwendeten, so daß er noch heute in manchen Gegenden der Sarazenenbaum heißt. Zu ihrer Zeit zählte Palermo 300000 Einwohner, die Insel außerdem 18 größere Städte,

320 Kastelle und 900 Dörfer, wovon heute noch 352 übrig sind. Doch sollte dieser Blüte ein neuer Rückgang folgen, der dadurch herbeigeführt wurde, daß Grund und Boden den französischen Eroberern zufiel, die ihn in Kron-, Kirchen- und Lehngut teilten und der gewissenlosesten Ausbeutung und Verwilderung überlieferten; die Wälder im Innern, welche den Humus an den Berghängen festhielten und die Feuchtigkeit für die Quellenbildung darboten, wurden niedergeschlagen, die Quellen versiegten, die Oliven- und Rebenpflanzen verschwanden inmitten der Insel und beschränkten sich auf die Küste; die Felder sahen zum Erbarmen aus trotz der metertiefen Humusschicht; aber die Wasserarmut seit dem Verwüsten der Wälder und die Unbrauchbarkeit des alten römischen Pflugs, der kaum 5—10 cm die Ackerkrume aufreißt, erklären das in ausreichender Weise. Erst seit 1838, seit Aufhebung des Lehnsverbandes, hebt sich Sizilien wieder; die Eisenbahn trägt das ihrige dazu bei, sofern sie den Bodenreichtum für geringes Entgelt nach den Häfen führt, was früher nur durch Maultiere und Esel geschehen konnte. Doch müssen vor allem die Wälder wieder aufgeforstet werden, damit der Wassermangel aufhört; liegen doch an den Bahnstationen die Frachtgüter oft nur deswegen so lange, weil für die Lokomotiven nicht ausreichend Wasser zu beschaffen ist. Zum Beispiel bemerkte unser Gewährsmann auf fast allen Stationen von Catania bis Girgenti die aufgeschichteten Würfel des Schwefels; er war längst verkauft nach der Küste, die Käufer warteten, schrieben Mahnbrief auf Mahnbrief, aber die Beförderung verzögerte sich, weil die Lokomotiven nicht genügend Wasser fassen konnten. Hinter Castrogiovanni mehrten sich die öden Flächen und kahlen Höhen in erschreckender Weise; hier liegen die Folgen des Feudalsystems und der Waldverwüstung offen zutage. Bald gewahrte der Reisende auf den Hügeln weiße große Blasen, von denen ein leichter Rauch aufstieg, und schwarze Öffnungen in den blasenförmigen Auftreibungen. „Jene Erhöhungen," erklärte ein Landeseingeborener, „sind die Calcaroni, in welchen das Schwefelgestein gesammelt und gebrannt wird; die schwarzen Öffnungen sind die Eingänge zu den Schwefelminen". In Grotte, dem Mittelpunkt des Schwefelgebietes, einem früher verrufenen Räubernest, befindet sich eine kleine deutsche Kolonie; deren Haupt im Jahre 1886 Bergdirektor Höfer war. Er ermöglichte unserm Gewährsmann den Besuch der Schwefelbergwerke.

Zu Pferde, mit Flinten und Pistolen bewaffnet, zogen sie aus Grotte hinauf nach den Minen; überall rauchten die Calcaroni; den Namen Grotte trug der Ort mit Recht; denn es gibt in der ganzen Umgebung keinen Felsen ohne Höhle. Der Boden ist eigentlich fetter Lehmboden, im Sommer aber zementartig ausgedörrt. Im Winter freilich ist hier an ein Fortkommen zu Fuß nicht zu denken; dem Pferde und Reiter wollen dann die in der Mitte des Weges liegenden Steine die Richtung andeuten, und zur Regenzeit brechen unter dieser tennenharten Decke Eidechsen und Schlangen hervor

in einer Größe, wie sie sonst nur die Tropen besitzen. Plötzlich nehmen die vorderen Reiter ihr Gewehr vom Rücken und legen es quer über den Sattel. Ihr Blick richtet sich auf einen Felsblock vor einem Minenloch, in welchem zwei Gestalten verschwinden. Zwei Minenarbeiter in der Nähe geben den beruhigenden Aufschluß, daß es nicht Briganten, sondern „Latitanten" von Racolmuto seien, die neulich bei einer Unruhe in der Stadt auf die Karabinieri geschossen und nun hier sich der Obrigkeit zu entziehen suchten; sie können sicher sein, daß kein Mensch der Polizei ihren Versteck meldet; denn alles hält hier zusammen gegen die Vertreter des Gesetzes, und den Verräter würde man bald mit zerschlagenem Schädel hinter einer Mauer finden.

Die Reiter waren bei den Minen angelangt; leichter Schwefelgeruch machte sich bemerkbar; halbnackte Männer und Knaben bewegten sich um die weißen blasenförmigen Hügel; triefend von Schweiß und keuchend warfen sie die Schwefelsteine vom Rücken nieder zur Erde. Andere reihten die Stücke in große Haufen und bereiteten die Calcaroni. Nachdem die Kleider gewechselt und alle Goldsachen abgelegt worden waren — da sie von Schwefeldunst geschwärzt werden —, traten die Reisenden in eine der schwarzen Minenöffnungen ein. Der Schacht ging fast senkrecht in die Tiefe; für die Erwachsenen gab es hohe Doppelstufen, für die Knaben — zur Linken einen kleineren, bequemeren Ansatz. Bald schwand das Tageslicht; die rotflackernden Grubenlichter beschienen die Felsgewölbe; die Bergarbeiter mußten in der Dunkelheit den Ortsunkundigen zuweilen den absteigenden Fuß auf die rechte Stelle setzen. Da bewegen sich plötzlich von unten herauf Lichter, sie kommen näher; sie gehören Knaben, die die schwere Steinlast auf dem Rücken tragen und ihre braunen Arme unter der Last gekreuzt halten; wir hören, wie schwer die Brust atmet, wir sehen, wie jeder Muskel angespannt ist und der Schweiß aus allen Poren dringt. So ziehen sie vorbei in taktmäßigem Schritt, schweigend, die Bedauernswerten. Warum man nicht der Maschine diese Arbeiten überträgt? Diese Frage richtete man an den Minendirektor. „Weil die Eltern dieser Kinder die ersten sein würden, die mit Messern und Steinwürfen den wohlmeinenden Neuerer anfallen würden. Das Elend dieser Kinder ist das Brot der Eltern!"

Immer tiefer ging es hinab, bis sich nach links und rechts die Stollen abzweigten; eine Röhre an der Seite förderte das Wasser hinauf; die Stollen wurden weiter, dorther schallten die Schläge, wo die Bergleute das Gestein von den Wänden losarbeiteten. Der Minendirektor fuhr mit seinem Licht an der Wand hinauf und zeigte die Schichten von glänzendem Gips, schwarzem Tuffstein und vulkanischem Schwefel in ihrer Lagerung. Die Schwefelkristalle an der Decke glitzerten, während die nicht zu Kristall gewordenen Wände aus Schwefelgestein matt und tot erschienen. Stundenlang konnte man in diesen unterirdischen Gängen wandern, und immer

werden neue mit Pulver und Dynamit geöffnet. Wer dieses Labyrinth, das die ganze Gegend in der Nähe von Grotte einnimmt, gesehen, der glaubt es gern, daß die Karabinieri einen durch Briganten hierher Geschleppten nicht befreien können; aber er ist ebenso überzeugt von der Unermeßlichkeit der Schwefelvorräte. Wurden im Jahre 1853 aus dem südlichen Sizilien 102093400 kg ausgeführt, so 1880 bereits 285103490 kg, ja die Ausfuhr würde das Doppelte betragen, wenn nicht durch das unrationelle Schmelzverfahren in den Calcaroni 50% des Rohproduktes zum Schmelzen der anderen Hälfte Verwendung fänden und somit für die Ausfuhr verloren wären. Die meilerartig aufgeschichteten Schwefelsteine werden in einem trichterförmigen Loche von unten abgebrannt, der Schwefel entzündet sich, der flüssig gewordene Teil sinkt zu Boden und wird durch eine eiserne Röhre in hölzerne, viereckige Gefäße geleitet; hier erstarrt er und bildet nun die Würfel, die jedem Reisenden an den Stationen der Bahn von Catania ins Innere auffallen.

9. Malta.*)

Auf der Grenze des östlichen und westlichen Beckens des Mittelmeers liegt die Doppelinsel Malta, und dieser Lage in der Mitte des Seeverkehrsweges verdankt sie seit dem Altertum ihre Bedeutung. Die Phönizier kannten sie unter dem Namen Ogygia, und Hannibal, der vielgehaßte Punier, fand hier Wiege und Grab. Die Malteserritter besetzten die Inseln im Mittelalter, nachdem sie 1530 Rhodos dem Sultan Soliman II. hatten überlassen müssen. Erst 1798 erlagen sie Napoleon, der die Inseln für seine Weltreichpläne brauchte, als er Englands Macht im Mittelmeere brechen wollte und gegen Ägypten zog. 20 Monate lang blockierte Nelson das meerbeherrschende Bollwerk. Seit 1800 ist England im Besitze dieses wichtigen Stützpunktes auf dem Wege Gibraltar—Suezkanal—Aden—Bombay.

Seiner natürlichen Lage nach, nur 100 km von der Südspitze Siziliens entfernt, mußte es ebenso wie Pantellaria, Linosa, Lampedusa zum Königreiche Italien gehören, wie Gibraltar eigentlich zu Spanien. Malta und Gozzo, dazwischen das Inselchen Comino, haben wie alle kleineren Inseln ein durchaus mildes Seeklima. Doch sind die Stürme der Syrten, die schon die Brigantinen der Korsaren wie die Galeeren der Malteser fürchteten, auch auf Malta im Winter gefürchtet. Der Gregale, ein Nordost, staut in den Hafenbecken von La Valetta die Flutwasser hoch auf und richtet an der Küste allerhand Schaden an. Und der Schirokko, der heiß von Süden weht, trocknet den Kalkboden der Inseln aus und verbreitet eine drückende Schwüle (32—35° C). Sie erscheint den Insulanern noch höher als sie ist, ebenso wie die Hygrometer (Feuchtigkeitsmesser) aller mensch-

*) Nach A. Winterberg, Malta. Wien 1879 (A. Hartleben).

lichen Empfindung zum Trotz eine Steigerung des Dampfgehaltes der Luft anzeigen. Drei Tage hält dieser Glutwind gewöhnlich an. Während dieser Zeit kann kein Wein geklärt, kein Fleisch eingesalzen werden, Kleider und Papier werden fleckig und stockig, Bretter bersten. Kein Mensch ist imstande, den Geist in irgend welcher Weise anzustrengen.

Für die Gesundung haben die Malteser durch Austrocknung der Sümpfe viel Gutes getan: die Malaria ist fast verschwunden. Nur die blendende Weiße des Kalkbodens erzeugt Augenkrankheiten. Schnee kennt die Insel nicht, nur tropische Regengüsse sind vom Dezember bis März häufig. Sie lassen nach während des April und Mai, von Juni bis September ist wolkenloser blauer Himmel, und Oktober und November gehören wegen der angenehmen Kühle zu den angenehmsten Monaten. Der Winter ist 2,5° durchschnittlich wärmer als der Algeriens.

Der Boden ist sehr unfruchtbar, am günstigsten ist Gozzo gestellt im Verhältnis von Kulturboden und Ödland. Da die Feldbeete zum Schutze gegen Tiere und Stoßwinde mit Steinkränzen umhegt sind, da nirgends fast ein Baum oder eine Baumgruppe das ermüdende Weiß des Kalksteins unterbricht, hat der flüchtige Betrachter den Eindruck, als habe eine mißmutige Gottheit Gerölle und Felsblöcke ins Meer geschleudert.

Die Felskruste ist nur unter großen Mühen in Ackerkrume zu verwandeln. Man säubert das Gelände von Gräsern und Büschen, scharrt den vorhandenen Humus zusammen auf Haufen und bearbeitet dann den Felsboden, indem man mit Hacken 8—10 cm breite und tiefe Längs- und Querfurchen zieht, bis das „Feld“ ein schachbrettartiges Aussehen hat. Die Vierecke werden dann ausgebrochen und entweder als Baumaterial zu der Umfassungsmauer verwendet oder zertrümmert und pulverisiert und sodann zur Aufbereitung des Bodens verwendet. Auf den nackten Felsen streut man nämlich zuerst ein wenig guter Erde, dann folgt eine Schicht Steinpulver, das mit Erdreich versetzt ist, hierauf wieder eine Lage guten Erdreichs und so weiter, bis man eine Decke von $^1/_2$ m Höhe hergestellt hat. Das so aufbereitete künstliche Feld wird mit ungeheueren Wassermassen überschwemmt, und nun überläßt man es auf die Dauer eines Jahres den zersetzenden Wirkungen der Sonne, des Sauerstoffs und Regens. Dann erst erfolgt die Düngung und Bestellung.

Das wichtigste Erzeugnis des maltesischen Landbaues ist Baumwolle, während Korn und Gerste erst in zweiter Linie kommen; mit höchst einfachen, seichtgehenden Pflügen, von einem Esel gezogen, wird der Boden zubereitet, und auf einem besonders zurecht gemachten Stück Erdbodens wird die Ernte von Pferden, Maultieren, Ochsen und Kühen ausgetreten. Auch erbaut man viel Gemüse: Kopfsalat, Endivien, Radieschen in vielen Arten, ebenso verschiedene Sorten Kohl, Gurken, Kürbisse, Sellerie, Blumenkohl, Arti-

schocken, Tomaten, Knoblauch, Zwiebeln, Spinat, grüne Erbsen, Bohnen, gelbe, rote und weiße Rüben, von Gewürzen Kümmel und verschiedene Arten spanischen Pfeffers usw. Der Obstbau liefert zehn verschiedene Arten von Feigen, acht Arten Pfirsiche, fünf Arten Pflaumen und ebensoviel Sorten Aprikosen, Mandeln, Melonen, Wein, Zitronen und Orangen.

Was die Tierwelt der Insel anlangt, so sind giftige Schlangen und Insekten auf Malta unbekannt; nur die Moskitos bilden im Sommer geradezu eine Geißel, nicht sowohl durch giftigen, schmerzhaften Stich, als vielmehr durch das den Schlaf störende Gesumme. Doch hat gegenwärtig ein Venetianer in den „fidibus insectifughi" eine Art Räucherkerzchen hergestellt, welche jene Menschenquäler trunken und unschädlich machen. Von Haustieren züchtet man auf der Insel Pferde, Maultiere, Esel, Rinder, verschiedene Ziegenarten, Schweine, Schafe und viele Arten von Federvieh. Hochwild gibt es auf der nackten Insel nicht; der Nimrod kann sein Glück nur an Hasen, Kaninchen, wilden Tauben und verschiedenen Arten von Hühnern erproben. Nicht unbedeutend ist dagegen die Seidenraupen- und Bienenzucht.

Die Industrie verarbeitet auch die erbaute Baumwolle; die Frau spinnt, der Mann webt, und zwar Segeltuche, Leinwand (à Damiers) zu Matratzen, Nanking, Decken und Kleiderstoffe; mit Ausnahme der Mütze bedient sich der Malteser nur inländischer Bekleidungsstoffe. Auch die Spitzen-, Pomeranzenwasser- und Zigarrenfabrikation liefern ganz vorzügliche Produkte. Biskuits als Schiffsproviant, vorzüglicher Schaf- und Ziegenkäse, Schmucksachen aus Korallen und weißem, alabasterartigem Kalkstein gesellen sich jenen Erzeugnissen zu. Die Industrie arbeitet meist noch ohne die mächtigen neuzeitlichen Hilfsmittel. Mit dem Warenvertrieb durch einheimische Kaufleute sieht es zum Teil sehr merkwürdig aus. Denn sehr oft ist der Käufer abhängig von der guten Laune des Kaufherrn. Dieser öffnet sein Magazin ziemlich spät am Vormittag, schließt es am Mittag bis zwei Uhr und bei einbrechender Dunkelheit. Während der europäische Kaufmann vor lauter Zuvorkommenheit fast vergeht, bleibt der maltesische kalt und ruhig, und hat er den verlangten Gegenstand nicht sofort bei der Hand, so entgegnet er dem harrenden Kauflustigen wohl mit stoischer Ruhe: „Ich glaube, das und das zu haben; ich werde suchen; Sie können wieder vorbeikommen." Was Maltas Bedeutung auf dem Weltmarkte anlangt, so ist es ein großes englisches Lagerhaus, von wo aus die Erzeugnisse Englands und seiner Kolonien nach allen Märkten der Mittelmeerländer sich verbreiten.

An der Spitze der Inselregierung stehen ein Militär- und Zivilgouverneur; dem ersten untersteht die Garnison; der Zivilgouverneur hat in Gemeinschaft mit einem Staatsrate, der auch einige Malteser zu seinen Mitgliedern zählt, die gesetzgebende und — unter Voraussetzung der königlichen Bestätigung — die ausübende Gewalt.

Eigentümlich berührt der Umstand, daß von Preßfreiheit auf der Insel selbst nichts zu finden ist, während man allen ausländischen Preßerzeugnissen ohne Einschränkung Eingang gestattet; erstaunt ist man aber, daß dieses Eiländchen eine Universität besitzt mit vier Fakultäten, einigen achtzehn Lehrstühlen und einem Lyceum, und daß jedes Dorf und jede Stadt eine von der Regierung eingerichtete Normalschule hat. Daß die Insel, welche 300 Jahre einem Orden gehörte, der sein gesamtes Wirken in den Dienst christlicher Wohltätigkeit stellte, reich ist an Wohltätigkeitsanstalten, nimmt uns wenig wunder, wohl aber, daß diese Spitäler, das Leihhaus, das Industriegebäude, wo Arbeitsuchenden Arbeitsgelegenheit geboten wird, und die Sparkasse in solch prächtigen öffentlichen Gebäuden untergebracht sind.

Der eingeborene Malteser entstammt einer Mischbevölkerung, in welcher nordafrikanisches Berbernblut vorwiegt. Er ist klein, aber muskulös, hat schwarzes Kraushaar, platte Nase, aufgeworfene Lippen, entwickelt viel Mut, Tätigkeit und Gewandtheit. Mäßigkeit, Liebe zum heimatlichen Boden — sie nennen ihr Ländchen „die Blume des Weltalls“ —, ernste Religiosität, unbedingte Unterwürfigkeit unter die Regierung — schon die Ankunft eines einfachen, nicht einmal uniformierten Polizeiagenten genügt, zwei Streitende augenblicklich zu besänftigen —, aber auch glühende, blinde und taube Leidenschaftlichkeit sind die Licht- und Schattenseiten seines Wesens. Die Sprache der Malteser ist ein verunstalteter arabischer Dialekt, der an phönizischen Worten, wie aus der Geschichte der Insel erklärlich, nicht arm ist. Übrigens ist sie nur bei der Landbevölkerung in beständigem Gebrauch, während sich die städtische, außer in vertraulichem Kreise, der italienischen Sprache bedient.

Den deutschen Ordensmeistern ist die großartige Befestigung aller drei Inseln, besonders Maltas, zu danken. Die Hauptstadt, zugleich das Hauptbollwerk, La Valetta, ist auf einer Halbinsel der Nordostküste erbaut, welche die beiden Hafeneingänge trennt. Von hohem Berge aus beherrscht es beide Hafeneinfahrten. Auf drei Seiten ist es von Wasser umgeben, auf der vierten, der Landseite im Südwesten, ist es durch doppelte Fronten, Doppelgräben und Außenwerke geschützt, von denen ein unterirdicher Gang nach Fort Florian führt, das ebenfalls die Deckung der Landseite bezweckt. Die Spitze der ins Meer vorragenden Halbinsel, auf welcher die Hauptstadt liegt, bildet das mächtige Kastell St. Elmo, einst von den Türken erobert und zerstört, dann erneuert und mit mächtigen Bastionen umgeben, auf denen gewaltige Reihen schwerster Geschütze ihre Schlünde ins Meer hinausrichten. Diesen Befestigungen laufen zwei Reihen anderer Forts jenseits der beiden Hafeneinfahrten parallel, so daß man sich stets der Wichtigkeit der Lage Maltas bewußt wird und daraus die Riesenarbeit dieser Befestigungen begreift. Denn Malta ist für England nicht bloß ein Schlüssel zum Ostbecken des Mittelmeeres, sondern auch zum Indischen Ozean.

10. Küstengrotten des Mittelmeers.

Viktor Hehn, dem wir das klassische Werk Italien verdanken, rühmt am Mittelmeere vor allem die Farbenpracht, wenn er schreibt: „Mit reinerem Glanze als die Ost- oder Nordsee leuchtet das Meer, nach Farbe und Ansehen unendlich variiert, bald rötlich angehaucht, mit silbernen Rändern, bald wie ein starrer glühender Metallspiegel, bald wallend wie schwerer Seidenstoff; in Höhlen oder im Schatten der Uferfelsen wie flüssiger Ultramarin oder Smaragd und unter den Ruderschlägen in funkelnden Tropfen blitzend. Bekannt sind die Grotten von Kapri, die blaue, weiße, grüne usw., aber die ganze Gebirgsküste von Italien und Hellas ist reich an ähnlichen oft schwer zugänglichen Höhlungen voll Lichtzauber, wie z. B. die wenig besuchte Grotte von Polignano in Apulien, deren Grund das Meer bildet, oder die Stalaktitenhöhle am Kap Caccia bei Alghero auf der Insel Sardinien."

Ein Reisender*) schildert uns einen Besuch dieser Tropfsteingrotte etwa folgendermaßen: „Am Nachmittag ging ich an der sardischen Küste eine weite Strecke entlang. Die Wogen brachen sich mit regelrechtem Donnerfall, sonst war nah und fern in der Düneneinsamkeit kein Ton zu vernehmen. Endlich kam ich an das alte Gemäuer eines Wachturms, der von einer Klippe ins weite Meer schaut. Wilde Feigenbäume umklammerten ihn mit ihrem Geäst, Felsentauben nisteten in seinen Löchern. Solcher Türme gibt es viele rings um die Insel; sie wurden von spanischen Vizekönigen errichtet, um die Küste gegen die Korsaren aus der Berberei zu schirmen. Die Wächter erstiegen die runden dicken Türme auf einer Leiter; denn das Erdgeschoß hatte keine Tür, die Leiter wurde danach aufgezogen. Feuersignale verständigten die Bewohner von drohender Gefahr, und die Botschaft lief so als Lauffeuer von Turm zu Turm um die Insel.

Auf dem ultramarinblauen Meere an der Klippe unter mir kam eine kleine Feluke, eins jener Küstenfahrzeuge des Mittelmeers mit ihren zwei etwas nach vorn geneigten Pfahlmasten mit dreieckigen lateinischen Segeln, und warf ihre Netze nach Korallen aus. Alghero hatte in alter Zeit den Ruf, die besten Korallen des Mittelmeers zu liefern. Ein Lattenkreuz, das in der Mitte mit einem Kieselstein beschwert und seiner Länge und Breite nach lose mit Hanf umwunden ist, trägt vier beutelartige Netze und hängt an zwei Seilen, die am Schnabel und Heck festgeknüpft sind. Diese Vorrichtung wird ins Meer versenkt und an den Felsvorsprüngen, wo die Korallentiere bauen, vorbeigeführt, die spröden Ästchen brechen ab, wenn sie sich im Hanf fangen und fallen zum Teil in die Netzbeutel. Diese Fischerei kann von Ende April bis Ende September betrieben werden.

*) Alfred Meißner, Durch Sardinien. S. 210. Leipzig 1859.

Bei ruhiger See mietete ich ein Schiff; denn nur dann war in die Höhle hineinzugelangen möglich. Mitternacht war eben vorüber, als wir, eine kleine Reisegesellschaft, in das Segelboot stiegen, das uns an das Kap Caccia bringen sollte. Mit silberner Klarheit blickten die Sterne herab, und einer der Gefährten sang zur Gitarre spanische Lieder von sterngleichen Augen und kalten tyrannischen Herzen. Ich schlief ein und erwachte erst, als der Tag sich durch die bleigraue Dämmerung schlug und bald darauf die Sonne wie mit einem Sprunge aus dem Wasser tauchte, die Wogen wie von purem Golde heranrollten, das Meer sein großes Morgenlied sang.

Unser alter Schiffer lenkte nun gegen die Kluft in den Felsen des Vorgebirges. Sie war etwa 30 m hoch und 40 m breit. Eine Vorhalle von wunderbarer Pracht: weiße Stalaktiten hingen von der Decke herab und erglänzten im Dämmerlichte mit einem wundervoll grünlich-azurnen Scheine. Viele freilich lagen schon zerstückelt da, die Unverstand und Barbarei zerstört hatten. Vom Boden erhebt sich ein Stalagmit mit einer großen alabasterhellen Schale, in der sich das klare Wasser, das von einem riesigen Stalaktiten abträuft, sammelt. Seevögel, die ringsum in den Nischen nisten, kommen und nehmen darin ein Bad. Das Wasser ist eiskalt; der Tau, der von der Säule niedertröpfelt, füllt in der Stunde ein kleines Trinkglas.

Indes wir in der Vorhalle warteten, waren die Schiffsleute in die Höhle vorgedrungen, um sie mit Talgkerzen zu beleuchten. Das erforderte halsbrecherische Felsenkletterei. Aber welch ein Schauspiel beleuchtet dann dies bißchen Talg! Unser Kahn wurde über Sand und Kies des Vorsaals emporgezogen und jenseits in einen kleinen Salzwassersee von geringer Tiefe gebracht. Die dunkle Passage, die Stille, die Kühle, der Takt der Ruderschläge im nachtdunklen Wasser versetzen das Gemüt in einen fremdartigen Traum, es wird einem so ernst und feierlich zumute, als führe man mit Dante in die Unterwelt ein. Eine hohe Halle öffnet sich. Das Auge haftet an diesen Säulengängen, an den scheinbar leichten, durchscheinenden Draperien aus Stein, an der tausendgestaltigen Skulpturenwelt der Natur. Eine Riesensäule fast in der Mitte beherrscht die Halle. Wie alt mag sie sein? Langsam wächst solch ein Gebilde aus Wassertropfen herab! Allmählich gleitet der Kahn in eine große Halle, la Rotonda genannt. Wände und Decke blitzen hier wie von Milliarden von Diamanten. Aber die Kerzen schmolzen nieder, und bei Fackelschein traten wir die Rückfahrt an. Wie weit die Höhle von Alghero geht, weiß niemand, sie hat nach allen Seiten hin auslaufende Gänge, dunkel wie die Schlünde des Erebus.“

Berühmter, bekannter und vielbesucht ist dagegen die blaue Grotte von Capri.*) Auch hier folgen wir einer Reisegesellschaft, die soeben durch Weingärten, Aloe- und Opuntiendickichte zur Küste niedersteigt, von wo sie der Nachen zur Grotta Azzurra an die Nordseite des Eilands bringen soll: „Dem Kahne zieht ein buntes Heer

*) Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung 1888, Nr. 32.

von Quallen nach, die mit den Sonnenflecken auf dem Wasser zu spielen scheinen. Kahle hohe Kalkfelsen lassen wir hinter uns zurück. Wir kommen an der Hundsgrotte vorüber, einer niedrigen Felsenhöhle, aus der es hervorheulte, kläffte, gurgelte, knurrte, als läge der dreiköpfige Höllenhund da drinnen an der Kette. Wenn der Wogenschwall in das Loch hineinstürzte, war der Lärm am tollsten, wenn er zurückkehrte mäßiger, als habe sich das unterirdische Ungeheuer müde gebrüllt. Diese Grotta del cane ist zu unterscheiden von jener zwischen Neapel und Pozzuoli, die Plinius schon wegen ihrer Kohlensäurequellen beschrieb.

Die See ging an den steilen Felswänden, unter denen die blaue Grotte sich barg, so hoch, daß wir den Eingang nicht sahen. Der Bootsmann hieß uns auf den Rücken legen, er wollte den Augenblick erhaschen, wo eine heranrollende Woge das Fahrzeug in die Grotte schleudern würde und hatte sich mit aller Kraft wider das Felsentor zu stemmen, damit unsere Nußschale nicht am Gesteine zerschelle. Ein Wagnis, das nur der Kühnheit und Gewandtheit der seetüchtigen Eingeborenen gelingen kann.

So schnellten wir denn nach einigem Hin- und Herschaukeln vor der Hadesöffnung plötzlich in Plutos Wundergemach hinein. Anfangs erschien alles ringsum finster, bis sich allmählich das Auge an das Wunder des lasurblauen Dämmerlichts angepaßt hatte. Ringsum blau angehauchte Tropfsteingebilde, die von der Höhlendecke und den Wänden herabhingen, stellenweise fast so blau wie die Flut selbst, in der die bunten Quallen auf- und abhuschten. Die weißlichen Kalkformen erschienen wie von einem blauen Florgewebe überspannt, auf welchem mattgoldene Lichter gleich riesigen Maschen hin- und herzuckten, um weiter im Hintergrunde der Höhle zu verschwinden. Dort wurde es ganz dunkelblau, aber ich vermochte nicht, die Fahrt in die Labyrinthgänge der Grotte mitzumachen. Das wilde Tanzen der eingefangenen Wogen im Felsenraume, das Heulen und Klatschen, wenn sie sich an den Wänden brachen, dazu das Hüpfen des niedlichen Nachens, der von manchem Wellenstoß in allen Fugen krachte, erzeugte mir Schwindel. Ich ließ mich auf einem kleinen Felsenvorsprunge, welcher bühnengleich aus dem Hintergrunde hervortrat, absetzen und verzichtete auf die weitere Wasserfahrt durch die Grottengänge. Diese wurde mit Fackeln vollendet, und es bot einen geisterhaften Anblick, als das Fahrzeug mit den zwei roten Glutaugen aus der bläulichen Nacht wie ein schwimmendes Fabeltier hervorschimmerte und endlich hinter einem säulenartigen Pfeiler mit vielen Tropfsteinzieraten verschwand. Matter tönten Ruderschläge und Stimmen, die des Echos schallende Antwort im Höhlenraume weckten aus der Ferne des Hintergrundes hervor — endlich war alles verklungen, was an Menschennähe erinnerte, und ich allein mit den gurgelnden, tanzenden Wogen, die zu meiner Bühne blauweißen Schaum emporspritzten, als wollten sie mich am Gewand erhaschen und in den Abgrund hinabziehen.

Wenn einmal recht übermütige Wellen durch die schmale Türöffnung in den Höhlenpalast hereinstürzten, schütteten die ganze Füllhörner Schaumperlen aus und brachten vorübergehend einen Tagesstrahl, ein flüchtiges Leuchten in die geisterhafte Bläue. Dann kehrte schnell die farbige Nacht zurück und die eintönige Musik der gemäßigter tanzenden Wogen, die nur von Zeit zu Zeit, wenn sie mit den Schaumhäuptern recht hart an die Felsenbrüstung stießen, einen heulenden Laut des Unwillens vernehmen ließen. Aber je länger ich mich so grabeseinsam und todverlassen sah, je öfter die wallenden blauen Gewande Undinens den unerforschten Abgrund zu meinen Füßen öffneten, desto unheimlichere Empfindungen kehrten zurück. Das Herz sehnte sich aus dem unheimlichen Nachtblau hinaus in das Reich des Helios, hinaus aus dem Vorort der Unterwelt in die sonnige Lebensluft der Oberwelt!

Da plätscherte Ruderschlag hinter den blauen Schleiern, hinter den Tempelsäulen aus Tropfstein und ausgewaschenem Urkalk; es blitzte rot durch die blaue Nacht, und unter den tiefen Wölbungen des Grottenhintergrundes tauchte unser Schifflein wieder auf. Der Bootführer hatte versprochen, die durchsichtige Klarheit des Höhlenwassers an seinem eigenen Körper zu zeigen. Eins, zwei, drei, seine Kleider waren abgeworfen, und er bewegte sich schwung- und mutvoll in der silberklaren Flüssigkeit, die, wo der rudernde Menschenkörper sie teilte, kaum noch die Hälfte ihres blauen Schimmers besaß und prächtig silbern leuchtete.

Der Austritt aus der Grotte ist leichter als der Eintritt, so versicherte der Marinar, den ich mir, als er das Hinausschnellen des Nachens glücklich vollbracht hatte, etwas näher ansah. Ein hochgewachsener, schöner Bursche, der das Marinarihütchen mit flatternden Bändern keck auf dem rabenschwarzen Haar trug. Dies Haar war um den sehnigen bronzebraunen Nacken kurz abgeschnitten, der Kopf sehr schmal, griechische Bildung, die Nase fein gebogen, die schwarzen Augen stechend, aber nicht freundlich blickend, eher finster. Auf der Oberlippe trug er ein kleines schwarzes Bärtchen, das ihm sehr wohl stand. Im Sprechen zeigte der Mund schöne kleine Zähne, er wurde beim Sprechen etwas hochmütig aufgeworfen. Das Gesicht erinnerte an maurische, an Beduinengesichter, andere Züge deuteten auf griechische Abstammung hin.

Die Grotta Azzurra von Capri stand wahrscheinlich mit der Prunkvilla Damecuta des Kaisers Tiberius in Verbindung; denn es finden sich noch Reste einer alten Treppe. Auch die Insel Busi in der Adria, die zu den dalmatinischen Inseln gehört und bei der größeren Insel Lissa liegt, hat eine blaue Grotte.

Diese Wundergrotten sind einerseits begründet in der Karstnatur der Mittelmeergestade. Binnenwasser und Seewasser greifen die löslichen Kalke an und schaffen Höhlen, Klüfte, Gänge. Auf der ionischen Insel Kephalonia vor dem Golfe von Patras strömt jähr-

lich an 200 Millionen cbm Meerwasser in Küstenhöhlungen ein, so stark, daß ein Engländer Stevens, als jene Insel noch britisch war, in einen solchen Meereinfluß eine Mühle baute, die in 9—10 Sekunden eine Umdrehung machte. Diese „Meermühlen" auf der Halbinsel Argostoli sind lange Zeit ein Rätsel gewesen. Wo fließen die Unmengen Meerwasser hin, ohne daß der Meeresspiegel auch nur im geringsten sinkt? Man dachte daran, daß es nach unterirdischen Vulkanherden abfließe, dort dampfförmig werde und jene gewaltigen Wasserdampfexplosionen im Mittelmeergebiete verursache — oder man suchte den Grund darin, daß die energische Verdunstung den Grundwasserspiegel der Insel auf tieferem Niveau erhalte, als der Meeresspiegel liegt, so daß ein immerwährender Zufluß stattfinden könne. Erst den Gebrüdern Wiebel gelang 1873 eine glaubhafte Lösung der Frage. Sie fanden, daß die Insel reich ist an Brackwasserquellen, kein Brunnen hat dort ungesalzenes Wasser. Das eindringende Meerwasser wird auf den unzähligen Spalten des Karstkalkes wieder emporgesaugt, mischt sich mit dem Süßwasser der vom Regen gespeisten Quellen und fließt mit ihnen dem Meere wieder zu.

Die Ursache der Farbenwirkung*) der Grotten liegt aber in der wunderbaren Blaufarbe des Mittelmeers, die es auch unter trübem Himmel bewahrt, die also Eigenfarbe und nicht Himmelsspiegelung ist. Denn chemisch-reines Wasser ist in durchfallendem Lichte in genügender Menge an sich blau; das Mittelmeerwasser ist sehr klar, denn im warmen, salzreichen Wasser sinken die trübenden Stoffe rasch zu Boden. Aber wir sehen das Mittelmeer ja in reflektiertem Lichte blau; es müssen deshalb trotz der Klarheit trübende Stoffe darin enthalten sein, die das Licht nicht ganz durchlassen, sondern nachdem die langwelligen roten und gelben Strahlen des weißen Sonnen- oder Tageslichtes verschluckt sind, die kurzwelligen blauen durchfallenden aufhalten und unserem Auge zuwerfen. Die Erscheinung der Grotta Azzurra kann ein Versuch wiederholen. Wird ein hinreichend langes, innen geschwärztes Rohr, dessen untere Öffnung ein Spiegel ziemlich deckt, senkrecht ins Mittelmeer getaucht, so leuchtet das Wasser im Rohre wie der edelste Saphir. Durch das Grottentor dringt ins Innere der blauen Grotte und ihr kristallklares Wasser genügend Licht, wird darin in der beschriebenen Weise modifiziert und von dem 15 m tief gelegenen weißen Kalkboden (als Spiegel) reflektiert und auf die grauweißen Stalaktiten der Grottenwände übergestrahlt. Größere Trübung des Wassers bedingt teilweise Reflexion gelber Strahlen, so daß sich grüne Töne dort einstellen. Das geschieht besonders in der Nähe der Küsten, wahrscheinlich erklärt es auch die Farbenwirkung der Grotta verde an der Südküste von Capri.

---

*) Vergl. hierzu Straßburger, Streifzüge an der Riviera, 2. Aufl., S. 309 ff. Jena 1904 (G. Fischer).

B. Pyrenäenhalbinsel.

1. In Lissabon und Cintra. — 2. In Madrid. — 3. Granada. — 4. In den Huertas.

1. In Lissabon und Cintra.*)

Kap Finisterre lag hinter uns und somit auch die gefürchtete Biscaya. Wenn zwar auch im allgemeinen die Fahrt bisher gnädig verlaufen war, so litt doch mehr oder weniger der größte Teil der kleinen, bunt zusammengewürfelten, dem sonnigen Süden zustrebenden Reisegesellschaft an Seekrankheit.

Zwischen Festland und den scharfkantig aus dem Wasser auftauchenden Berlengas-Inseln hindurch nimmt der „Stambul" am Nachmittag des 5. März seinen Kurs zum Cabo Carvoeiro; die Gebirgszüge der Provinz Estremadura verlassen uns nicht mehr und schließlich tritt oberhalb des Kap Roca auf stolzer Höhe das Schloß Cintra hervor. Bald passierte der „Stambul" die scharf hervortretende Linie, in der sich die gelben Wasser des majestätischen Tejo gegen den Ozean legen. Aber nicht so bald, wie wir an Bord gehofft, sollte unser guter Dampfer in die seeartig sich weitende Mündung des Tejo einlaufen. Erst spät abends langten wir an und kein Signal, kein noch so wohl modulierter Ton des melodisch gestimmten Nebelhorns, kein noch so herrlich über die Wasserfläche blitzendes Blaulicht war imstande, den Lotsen von der portugiesischen Station zu uns herauszulocken. So warteten wir gezwungen nachts über vor der Mündung des alten Tagus, des längsten Flusses der pyrenäischen Halbinsel, der seine Wasser aus den wilden Schluchten der spanischen Provinz Teruel durch das Steppengebiet der Mancha, vorüber an dem darin oasengleich gelegenen Aranjuez, hier zum Ozean sendet. Der nächste Morgen fand frühzeitig die kleine Reisegesellschaft auf den Beinen. Langsam dringt der „Stambul" stromauf; die westlichen Vorstädte Oeiras und Belem — dieses mit dem massigen, in maurisch-gotischem Stil erbauten Torre de Belem — gleiten an unseren Blicken vorüber, und wir gehen vor dem majestätisch am rechten Flußufer sich aufbauenden Lissabon vor Anker.

Die anfänglich schmale Einfahrt weitet sich seeartig vor des alten Lusitaniens blühender Handelsstadt und derzeitigen Residenz, vor der Colonia felicitas Julia der Römer, die so schon im Namen die glückliche Lage des Ortes feststellten. Seemännischer Gruß wird mit den Kreuzern und Torpedobooten der hier ankernden portugiesischen Flotte getauscht; ein echt südliches Bild, farbenprächtiger und lebhafter vielleicht, als in manchem nordafrikanischen Hafen umfängt uns — eine natürliche Folge der günstigen Gestaltung des tief und breit ins Land dringenden großen Hafens. Zahlreiche Schiffer und Fischer kreuzen die Bahn unseres Dampfers und drängen sich längsseits. In malerischer Tracht, buntfarbigem Gürtel, beutelartiger

*) Quelle: Dresdner Anzeiger vom 22. und 23. Febr. 1903.

grauer und schwarzer Mütze, kurzer Jacke lenken die markigen Gestalten der schön gebauten, durch die Bräune ihrer Glieder auffallenden Männer die Blicke auf sich.

Endlich ist das Ankermanöver beendet — wir liegen weit draußen im Strome —, das Schiff ist vom Regierungsvertreter und Arzt freigegeben, und wir können auf das kleine Dampfboot, das uns zum Ufer führen soll, hinübersteigen. Aber noch einmal wird unsere Geduld in Anspruch genommen, ehe wir am Praça do Commercio das Land betreten können; denn die Verhältnisse erheischen noch ein zweites Übersteigen auf ein kleineres, von Ruderern fortbewegtes Boot.

Die Portugiesen müssen eigentlich allesamt recht gute Kaufleute sein und werden; denn schon der kleinste Junge treibt Handel, namentlich aber „macht er in Lotteriegeschäften", und die unglaublichsten Lose werden uns entgegengereicht, ehe wir überhaupt am Lande ordentlich Fuß gefaßt haben.

Von dem mit Amtsgebäuden umgebenen, durch ein Standbild des Königs Josef I. geschmückten Praça do Commercio geht es durch den großen Arco Monumental zu der wichtigen Geschäftsstraße, der Rua Augusta, auf der sich ein außerordentlich reges Leben abspielt. In „malerischem Schmutz" das Großartigste leistende Männer — in flachen Körben gewaltige Fische zum Kaufe bietend — bewegen sich in einer Art Hundetrab durch die Straßen, schreiende Jungen, feilschende Frauen, bedächtig schreitende Neger, rücksichtslos darauf losfahrende Kutscher, langsam trottende Esel, riesige Lasten schleppend, mahnen und zwingen zur Vorsicht und lassen kaum einen Blick zu auf die interessanten und pittoresken Bilder, die sich durch die Querstraßen nach den auf steilen Höhen aufgebauten Stadtteilen öffnen. Die Straße endet auf dem Praça de Dom Pedro IV., der vom Volke „O Rocio" genannt wird, und über dessen Mosaikpflaster schreitend man wohl die bisher glücklich vermiedene Seekrankheit bekommen könnte.

Unser Weg führt zunächst vom Bahnhof durch die Rua aurea, eine Parallelstraße zu der Rua Augusta und einer wahren Goldstraße. Hier reiht sich Juwelier an Juwelier. Das läßt die Bedeutung der Industrie, die an erster Stelle Erzeugnisse der Gold- und Silberschmiedekunst und die Filigranarbeit umfaßt, erkennen. Nach dem Mittagsmahl wurde ein Gang durch die Stadt unternommen, zu der Avenida da Liberdade, einer namentlich des Abends ziemlich belebten, von Palmen in langen Reihen begleiteten, 10 m breiten Straße. Von der prächtigen Terrasse von Sao Pedro de Alcantara, deren Name Alameda sie als einen „von Pappeln bestandenen Ort" kennzeichnet, genießt man eine jener wundervollen Aussichten, an denen Lissabon so reich ist. Hier steht im Mittelpunkte das in der Oststadt gelegene Castello de Sao Jorge, die alte Maurenzwingburg, die erst 1147 von den Christen erobert wurde. Deutsche und französische Kreuzfahrer pflanzten damals das Kreuz an Stelle

des Halbmondes hier auf. Unfern der Alameda besucht man den botanischen Garten, der an tropischen Pflanzen einer der bestbestelltesten Europas sein soll. Über den Largo do Rato, einen nicht besonders stattlich gehaltenen Hauptplatz des nördlichen Stadtteiles Rato, streben wir durch eine Unzahl enger, schmutziger Gäßchen der Estrellakirche, dem Santissimo Coraçao de Jesus, zu. Die von prächtiger Marmorkuppel überwölbte Estrellakirche wird in der Hauptsache wegen der umfassenden Aussicht aufgesucht, die sich von ihrem Turm aus bietet. Eine Pferdebahn, die geradezu unglaubliche Höhenunterschiede überwindet und sich mit wahrer Geschicklichkeit durch die engsten Engen hindurchzuwinden versteht, führt zur inneren Stadt zurück.

Lissabon zählte mehr als 300000 Einwohner, als es 1755 zu zwei Dritteilen durch Erdbeben, Flutwellen und Feuersbrünste zerstört wurde. Dies Ereignis machte damals in ganz Europa gewaltiges Aufsehen; denn es war der Katastrophe von St. Pierre auf Martinique an Menschenverlusten ähnlich. Ein in Augsburg erschienenes fliegendes Blatt schilderte damals das „ganz erschröckliche Erdbeben, wodurch die Königl. Portugiesische Residenzstadt Lissabon samt dem größten Teil der Einwohnern zugrunde gegangen“ wie folgt:

„Lissabon, die Hauptstadt eines gantzen Königreichs, eine Stadt, welche mehr als 30000 Häuser, die prächtigsten Palläste, und unbeschreibliche Reichthümer in sich begriff, und wegen ihrer Schönheit und überall hin sich erstreckenden Handlung in gantz Europa berühmt war, Lissabon ist fast nicht mehr, ihre Stätte zeuget blos, daß sie vorhero gewesen, nun aber nicht mehr: dann den 1. Novembr. dieses 1755sten Jahrs, als an dem Feste aller Heiligen, eben zu der Stunde, da der gröste Theil des Volcks in den Kirchen versammlet war, gefiel es dem obersten Richter, nicht nur das gantze Königreich Portugall, sondern hauptsächlich die Residenz-Stadt dergestalt hart heimzusuchen, daß dieselbe durch ein um 10 Uhr Vormittag entstandenes sehr heftiges Erdbeben, mit allen seinen Pallästen, öffentlichen und Privat-Gebäuden, Conventen, Klöstern, Haupt- und anderen Kirchen, in zwey oder drey Minuten in einen Steinhauffen verwandelt worden,“ usf. Damals brach auch der Tejo in ein altes längst ausgetrocknetes und bebautes Bett ein, daß er zwischen dem Hügel des Kastells Sao Jorge und dem von Sao Roque einst durchflossen hatte, als die älteste Stadt auf der dadurch entstandenen Flußinsel im Tejomündungsbecken gegründet wurde. Noch heute zeigt die winkelige Anlage deutlich diesen Kern von Lissabon inmitten planmäßig gerader Häuserviertel der neuen Hafenstadt, die mit dem benachbarten Belem die einstige Größe wieder erreicht, ja übertroffen hat.*)

Am Standbilde Dom Pedros, Herzogs von Braganza, vorüber gelangen wir zum Zentralbahnhof, um von hier aus die Fahrt nach der Sommerresidenz des königlichen Hauses anzutreten. Denn

*) Vergl. Krämer, Weltall und Menschheit I. S. 148. Berlin 1900 (Bong & Co.).

die bergige Landschaft im Nordwesten der Stadt mit ihrem durch die Seewinde angenehm befeuchteten, südlichwarmen Klima ist eine von Land- und Lusthäusern übersäte Garten- und Parklandschaft.

Wohl zwanzig Minuten läuft die Bahn in einem Tunnel unter der Stadt hinweg, dann tritt sie hinaus in die sonnenumwobene Ebene und läßt den Blick des Reisenden auf einem Bilde echt südlichen Charakters ruhen. Auf sanft geböschter Fläche steigt der Zug zum Gebirge. In der Ferne das Meer! Um uns zahlreiche, nette Dörfer, schmucke Landsitze in prangendem Grün. Niedrige kahle Häuser, ziemlich flache Dächer, die Fenster oft durch Gitter verschlossen. Lange Linien mächtiger alter Wasserleitungen, zum Teil auf hohen, meist in Trümmern liegenden Bogen, zum Teil nur durch würfelartig überbaute Einsteigpforten die unterirdische Lage erkennen lassend, durchziehen das Land und lassen oft den Gedanken an ehemalige, Land sperrende Festungswerke wach werden. Über diesen Trümmern erbaute Ende des 18. Jahrhunderts Johann V. die neuere Wasserleitung, die auf dem mächtigen Viadukt von Alcantara die Wasser aus dem quellenreichen Gebirge zur Stadt führt. Hier ist es ein alter, maurischer Bau, der zu der arabischen Bezeichnung Veranlassung gab — das afrikanische El Kantara bei Biskra weist auf einen aus römischer Zeit stammenden Brückenbau hin, wie dies auch in der tief eingeschnittenen Rumelschlucht bei Konstantine der Fall ist. Eine reiche Pflanzenwelt belebt das herrliche Bild, Palmen und Agaven, mattgrüne Ölbäume, blühende Mandeln, Goldfrüchte tragende Orangen. Schnell nähern wir uns dem Ende der Bahnfahrt.

Der Ausflug nach Cintra und dessen Umgebung ist sehr kontrastreich. Auf der einen Seite das weite, nach der neuen Welt sich spannende Meer, auf der anderen Seite der Blick vom zerklüfteten Gebirge auf Flächen und Höhenzüge, deren Bewohner einst die Schicksale des alten Kontinentes ebenso beeinflußten, wie sie jene des von ihnen entdeckten Weltteiles vorschrieben. In der Stadt ein altes maurisches Schloß, hoch droben auf stolzer Höhe die Reste einer Maurenburg lassen die Zeit in unsere Erinnerung treten, da fanatische Araber herrschten; daneben führt uns der herrliche Landsitz des königlichen Hauses und die prächtige Besitzung des weltbekannten Engländers Cook in die jüngste Zeit zurück. Von dort oben aus sah man einst auf segelgerüsteten Galeoten den ersten Handelsverkehr zum fernen Westindien sich anbahnen, sah man Spaniens berühmte Armada nach Norden steuern, das stolze England zu demütigen, und jetzt sitzt hier ein Sohn dieses Inselreiches, das Gold zu verzehren, das ihm der Weltverkehr, das ihm Schlafwagen und Luxuszüge brachten. Von hier aus sieht man die Dampfer der deutschen Levante-Linie ziehen, denen die Landsleute des Mr. Cook jetzt den Vorzug vor den ehemals gerühmten englischen Schiffen geben, und die deshalb neuerdings nicht nur Malta, sondern auch Dover regelmäßig anlaufen.

Wir entschließen uns zunächst, den in der Stadt gelegenen Palaccio Real, einen von Mauren angelegten Bau, der der Königin-Witwe als Sommersitz dient, zu besichtigen. Treppauf, treppab, bald über Höfe, bald durch enge kleine Gärtchen geht es, dann folgen lange Zimmerfluchten, großartige Säle, weite Hallen. Zierliche schlanke Säulen, herrliche maurische Bogen, schöne Mosaiken, Springbrunnen mitten in luftigen Zimmern, Ausblick gewährende Altane reihen sich bunt aneinander. Die mächtigen Küchen, die herdartig von massigen, konisch zur Höhe steigenden Rauchabzügen überbaut sind, geben von außen dem Schlosse einen charakteristischen Anblick. Durch die schmalen, engen und gewundenen Straßen des kleinen Städtchens geht es hinauf zur Höhe der Serra de Cintra, dem Gebirgszug, der, wie sein Name andeutet, einer „Säge“ gleicht.

Hier liegen die weitgedehnten Trümmer der alten Maurenburg, der Todesstätte Alfons V., des Afrikaners, unter dessen Regierung das bisher unbedeutende Portugal in den Vordergrund der geschichtlichen Begebenheiten trat und der durch die Eroberung Ceutas, des festen Alkazar und des wichtigen Tanger die maurische Macht nicht unwesentlich zurückdrängte. Ein prächtiger Fernblick öffnet sich über die vorgelagerte Ebene, über den Tejo und das Meer, die den isoliert aufsteigenden Höhenzug einsäumen. Die Wege, die zwischen den alten Mauertrümmern zu den vorspringenden, einst wohl besonders stark befestigten Punkten führen, gleichen Promenaden, die uns immer wieder neue Vertreter einer fast tropischen Pflanzenwelt vorführen. Man glaubt nicht im Monat März zu leben; eine Sonne, wie bei uns etwa im August, liegt auf der blühenden Landschaft. Auf steiler Straße erreichen wir schließlich das Castello da Pena, das „Schloß auf dem Felsen“, wie das mit Fels, Klippe gleichbedeutende und in zahlreichen geographischen Namen wiederkehrende Pena uns erkennen läßt. Das Schloß ist mit dem Felsen verwachsen, es ist nicht nur auf ihm, sondern teilweise sogar in ihn hinein gebaut. Obwohl erst Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtet, ist es doch streng im maurischen Stil gehalten. Herrliche Fassaden im dunklen Grün der wandrankenden Efeuschößlinge und Immergrüntriebe, mosaikbelegte Wandflächen, mächtig hoch strebende Kuppeln in goldschimmernden Platten, weite, säulengeteilte Fenster, Treppen auf kühn geschwungenen Bogen, so bietet sich das Schloß dem Auge dar. Dem ehemaligen koburgischen Prinzen Ferdinand, dem Prinz-Gemahl und späteren König, der sich durch kluges Verhalten die Liebe des ihm erst abholden portugiesischen Volkes zu erwerben wußte, verdankt es seine Entstehung. Vor dem Bau erregt eine herrliche, wohl über 10 m hohe Andentanne (Araucaria) mit ihren schirmartig gebreiteten Zweigen unser Staunen. Weiße und rote Azaleen, Kamelien und Primeln treten mehr und mehr zurück, je weiter wir von der stolzen Höhe herabsteigen und uns dem Städtchen wieder nähern.

Aber noch gilt es einen Besuch in dem Garten des ehemaligen

Klosters Monserrate, dem Sommersitz des Engländers Cook, zu machen. Er liegt auf halber Höhe des Nordhanges, etwa 2,5 km westlich von Cintra. Man fühlt sich in ein Paradies versetzt in dieser Besitzung, die sich so weit dehnt, daß es dem Besucher nur schwer gelingen dürfte, einen vollständigen Überblick zu gewinnen. Die Gestaltung des bald durch tiefe Schluchten zerrissenen, bald durch sanfte Mulden unterbrochenen Gartens, in dem hier wasserreiche, tosende Sturzbäche zur Tiefe fallen, dort murmelnde Quellen größere, auf natürlichen Terrassen angelegte Teiche speisen, wird durch die tropische Natur wunderbar unterstützt und ergänzt. Um hoch emporstrebende Felsen herum winden sich die Pfade zur Höhe steigend, Tiefen nehmend oder auf kühnen Brücken dunkle Schluchten überspannend. Mächtige, knorrige Korkeichen lassen uns hier noch in tiefen Schatten wandeln, dort treten wir überrascht an einen im grellen Sonnenschein liegenden Hang, der von farbenprächtigen blühenden Azaleen erfüllt ist und an dem vorüber der Weg zu einem Hain mattgrüner Ölbäume oder malerischer Pinien mit rissiger Rinde führt. Schlanke Blütenstengel der Calla mit zugespitzten, breiten Blättern, langstieliger Aronsstab, Pflanzen, die in den Ornamenten maurischer Bauart immer wiederkehren, verraten uns feuchtes Gelände. Sie stehen am Rande eines Wasserbeckens, an dem massenhaft schnellwüchsige Begonien oder Schiefblätter gedeihen. Dann wieder folgt dichtes Strauchwerk von glanzblättrigen Kamelien in seltener Blütenpracht, es schließt sich ein Wiesenhang an, auf dem Mandelbäumchen blühen und Orangen uns ihre Goldfrüchte entgegen lachen lassen. Dichtblättrige Agaven mit ragenden Blütenstengeln, mächtig emporstrebende Palmen stehen mitten drin. Ein altersgraues Gemäuer, von dichten Efeustöcken umschlungen, scheint einen Abschluß herbeizuführen. Dem ist nicht so; es vermittelt nur den Übergang zu dem Schloß, das in der weiten Besitzung steht. Auf dem Rückwege zum Bahnhofe haben wir Gelegenheit, das Leben auf der Landstraße zu beobachten. Man sieht im allgemeinen wenig Pferde, meist nur Maultiere und Esel, hin und wieder mächtige Büffel. Die Lastwagen fallen durch mächtige Blockräder auf. Unter den weit überhängenden grauen Ölbäumen schreitet munter ein Eselchen daher, darauf sitzt querlings ein junges Weib, ihr Kind in den Armen haltend: inmitten der südlichen Landschaft wie ein biblisches Bild, wie die Madonna auf der Flucht ins rettende Ägypten.

2. In Madrid.*)

Wenn man von Madrid spricht, so führt uns die Einbildungskraft zuerst den Prado und die Puerta del Sol (das Sonnentor) vor. Der Prado besteht aus mehreren Alleen mit einem Fahrweg in der Mitte für die Wagen, beschattet von Bäumen, neben

*) Aus den „Erinnerungen eines in Spanien reisenden Franzosen."

denen ein kleiner aus Backsteinen gebauter Kanal dahinläuft, in welchen zu gewissen Stunden aus Röhren Wasser geleitet wird, damit die Bäume inmitten von Staub und Sonnenhitze erhalten werden. Die Promenade fängt beim Kloster Atocha an, geht bei dem Tor dieses Namens und dem von Alcala vorüber und endigt am Tor der Barfüßer; aber man beschränkt sich auf einen kleinen Raum, um die Brunnen der Kybele und des Neptun, von dem Tor von Alcala bis zur Carrera de San Hieronimo. Hier ist ein großer Raum, Salon genannt, mit Stühlen besetzt, und hier, wo am wenigsten Schatten, aber am meisten Staub ist, drängt sich die vornehme Welt zusammen, so dicht, daß man oft nicht Raum hat, das Schnupftuch aus der Tasche zu nehmen, und nur Schritt für Schritt der Menge folgen kann. Hier ist die Stelle, wo man die glänzendsten Gespanne vorbeifahren sieht.

Im allgemeinen gehen die vornehmeren Frauen alle nach Pariser Mode; die Mantille ist der einzige Überrest spanischer Nationaltracht, sie ist höchst kleidsam und dazu sehr praktisch, wenn der kühle Abend naht. Hüte sieht man sehr wenig, da die Mantille auch den Kopf bedeckt. Namentlich erinnert aber der Fächer den Reisenden daran, daß er in Spanien ist. Keine Frau vermag hier ohne Fächer zu leben, er muß sie überall hin begleiten, auf die Promenade, zum Besuch, in die Kirche und zum Theater; der Gebrauch dieses Instrumentes ist ein so eigentümlicher, gibt den Bewegungen einen solchen Ausdruck und Reiz, daß man bald gewahr wird, Spanien sei das Vaterland des Fächers. Das leise Schwirren, das durch das unaufhörliche Öffnen und Schließen der Fächer entsteht, durchdringt mit ganz eigentümlichem Laut das summende Geräusch der Promenade.

Was man gewöhnlich mit dem Begriff einer Spanierin im Auslande verbindet, findet sich in Madrid keineswegs. Gewöhnlich stellt man sich die Spanierinnen mit bleichem, länglichem Gesicht, großen, schwarzen Augen, kleiner, etwas gebogener Nase und südlich dunkelm Teint vor. Das ist aber der arabische und maurische Typus. Die Madrilena ist reizend im vollen Sinne des Wortes; unter vieren sind drei gewiß hübsch. Sie ist von kleinem, zierlichem Wuchs, weißer Haut, zarten Zügen, hat meist helles kastanienbraunes Haar, ja man kann den Prado nicht zweimal auf- und abgehen, ohne nicht sieben bis acht Blondinen von allen Schattierungen getroffen zu haben, vom dunklen Blond bis zum brennendsten Rot. Man sieht viele blaue Augen, obgleich sie nicht so geschätzt werden, wie die schwarzen. Es steckt eben germanisches Blut im kastilischen Volke.

Im Prado sah ich auch einige Pasiegas von Santander in ihrer Nationaltracht. Die Pasiegas sind als die besten Ammen in Spanien anerkannt, und die Liebe, die sie für die Kinder haben, ist fast sprichwörtlich geworden. Ihre Kleidung ist ein roter, sehr faltiger Tuchrock, mit breiten Borten besetzt, ein schwarzsamtener,

ebenfalls mit Goldtressen besetzter Brustlatz, und ihr Kopfputz ein in hellen Farben schimmernder Madras, das alles noch gehoben durch einen Überfluß von silbernen Zieraten und Spielereien. Diese Frauen sind sehr schön und tragen einen Zug von Kraft und Adel im Gesicht, der überrascht.

Die originellen Gestalten der Wasserhändler, die früher Spaniens Hauptstadt kennzeichneten, sind fast verschwunden. Früher ertönte die ganze Stadt von ihrem scharfen, unaufhörlichen Geschrei: Agua, agua, quien quiere agua? (Wer wünscht Wasser?) Agua, helada, fresquita la nieve! (Hell, frisch, wie der Schnee!) Dies dauerte von morgens 5 Uhr bis abends 10 Uhr. Jetzt hat Madrid eine vorzügliche Wasserleitung erhalten. Neben dem Wasser ist das Element, das am meisten in Madrid gebraucht wird, Feuer, zum Anzünden der Zigarren. Kleine Knaben tragen es in Schalen, die mit Kohlen und feiner Asche gefüllt sind, herum. Um $9^1/_2$ Uhr wird der Prado leer, und die Menge wendet sich nach den Kaffeehäusern und Botillerias.

Die Kunst, Erfrischungen zu bereiten, ist hier im heißen Hochlande zu Hause. Die bebida helada, namentlich aber die bebida d'almendra blanca (von weißen Mandeln) sind köstliche Getränke. In den Tagen, wo das Eis noch nicht zubereitet ist, hat man Agraz, ein aus unreifen Weinbeeren bereitetes Getränk, dessen säuerlicher Geschmack sehr angenehm ist, oder man trinkt Cerveza de Santa Barbara mit Limonen, oder man wendet sich in die Orchalerias de Chufa; die Chufa ist eine kleine Beere gleich einer Mandel, die in der Umgebung von Valencia wächst und geröstet, zerstoßen und mit Schnee gemischt, höchst erfrischend wirkt. Außerdem gibt es Sorbett, Eis in Form von Käsen, von allen Arten mit Aprikosen, Ananas, Orangen, auch mit Butter und ungelegten Eiern, die man aus dem Leib der Hühner nimmt, und Espumas von Schokolade oder Kaffee, eine Art geschlagener Sahne, die man zuweilen mit feinem Zuckerstaub bestreut und mit Barquillos serviert, das sind Oblaten in lange Hornform gerollt, aus denen man langsam, die Kühlung genießend, das Getränk einschlürft. Kaffee trinkt man selten und dann nur aus Gläsern.

Betrachtet man das Äußere spanischer Wohnhäuser,*) so begegnet man sogleich einem der vielen Widersprüche, die das spanische Naturell in sich vereinigt. Da der Spanier so großen Wert auf das Äußere legt und so gerne an der Oberfläche der Dinge haftet, so sollte man vermuten, seine Häuser böten ein sehr schönes und gefälliges Äußere dar. Bei weitem die meisten Gebäude sind aber äußerlich sehr vernachlässigt. Schmutziggraue, nicht selten zerbröckelnde Außenwände geben sehr vielen Häusern ein wirklich ruinenhaftes Aussehen. Davon machen selbst die Häuser der Vornehmsten keine bedeutende Ausnahme. Wie erstaunt man anfangs

*) Skizzen aus Spanien. Morgenblatt 1860. Nr. 11. 12.

beim Anblick sogenannter Paläste, deren Äußeres meist nicht so vorteilhaft ist, als das eines nur etwas in gutem Stande gehaltenen Hauses eines schlichten deutschen Städters. Die Bekleidung der Außenseite mancher Häuser mit weißer Terrakotte schützt schlecht gegen den Eindruck des Unschönen und verrät einen sehr zweifelhaften Geschmack. Ebensowenig kann die Überladung der Front mit nichtssagenden Arabesken ein besonderes Wohlgefallen erwecken.

Die flachen Dächer des Südens bedürfen wohl kaum der Erwähnung. Sie sind hierzulande allgemein. In ästhetischer Beziehung kann ein solches Dach nicht verfehlen, den unbefriedigenden Eindruck von etwas Unfertigem zu machen. Die wagerechte Ebene bildet zu wenig einen Abschluß eines architektonischen Ganzen. Sie stellt vielmehr die natürliche Grundlage dar, auf welcher sich irgend ein Gegenstand erheben soll, wogegen die schiefe Ebene deutlich ausdrückt, daß, ihrer Natur nach, nichts mehr darauf gesetzt werden könne, also auch nicht solle. Eine große Menge flacher Dächer macht jedem aufmerksamen Beobachter die Richtigkeit dieser Anschauung fühlbar.

Daß durch solche Dächer zugleich der nützliche Raum der Speicher verloren geht, versteht sich von selbst. Viele Gegenstände, die am besten dorthin entfernt werden, nehmen daher Räume des eigentlich bewohnbaren Teiles des Hauses ein, wodurch dessen Nutzbarkeit wesentlich vermindert oder eine Menge von meist dunkeln Kammern und Winkeln nötig wird. Das wagerechte Dach, in Spanien Terrasse genannt, dient nur zum Trocknen der Wäsche. Die auf der Terrasse eines vier- bis fünfstöckigen Hauses vor jedermanns Auge im Winde flatternde Wäsche macht nichts weniger als einen romantischen Eindruck, zumal, wenn man ihn von mehreren Häusern zugleich erhält. Ein bedeutender Teil des Hausraumes wird ferner durch den beinahe allgemeinen Mangel an Kellern weggenommen. Vorräte, die man bei uns dort aufbewahrt, werden in Kammern, Magazinen und dergleichen untergebracht. Selbst in Schenken befindet sich gewöhnlich das ganze Weinlager oberhalb der Erde im Erdgeschoß.

Das Innere spanischer Häuser ist von dem der deutschen noch mehr verschieden als das Äußere. In den meisten Häusern der Reichen und Vornehmen ist im Erdgeschoß keine Wohnung oder nur eine kleine für einen Pförtner. Dagegen zeigt sich fast allenthalben eine Neigung, die sehr beträchtliche Höhe bis zum ersten Stockwerke durch eine möglichst lange Reihe steinerner Treppen, die bisweilen an drei Wänden herumgehen, und durch Galerien auszufüllen. Gewöhnliche Häuser haben mehr oder minder enge Eingänge, schmale, dunkle und schlechte Stiegen. Die Tür, welche zur Wohnung führt, ist, wie die Haustür, mit einem Türklopfer versehen. Ziemlich selten ist, selbst in den größten Städten, an jener statt des Klopfers eine Klingel angebracht. Auf ein Zeichen mit dem einen oder dem anderen dieser Instrumente wird innerhalb

ein kleiner Schieber zurückgeschoben, damit die Bewohner sich überzeugen, ob die außen stehende Person unverdächtig genug aussieht, um ihr die Tür zu öffnen.

Hat man Gelegenheit, alle Räume eines Stockwerkes zu besichtigen, so kann man über manche und bisweilen über die meisten stark im Zweifel sein, ob man in einem Gange oder einem Vorzimmer sich befinde. So scheint nicht selten der größere Teil nur Gang und doch wieder wegen der in solchen Räumen aufgestellten Möbel wirklich ein Zimmer zu sein. Wollen wir aber diese unbenennbaren Räume für Zimmer halten, so vermissen wir andererseits meist gänzlich das wohnliche Aussehen. Ein wirklich so zu nennendes Zimmer hat gewöhnlich nur ein Fenster, das zugleich Türe ist, die auf einen Balkon führt, wenn das Zimmer nach der Straße oder einem Garten, auch oft, wenn es nach einem Hofe zu liegt. Diese Balkontüre mit Fenster ist in der Mitte der betreffenden Wand angebracht. Will man nun nicht mit der Arbeit auf dem Balkon sitzen, was im Winter ohnedies untunlich, noch dem Fenster gerade gegenüber, weil dadurch leicht alle Ordnung gestört würde, so hat man durchgehends in spanischen Wohnungen, wenn ihre Lage noch so günstig ist, spärliches Licht. Wir sahen Geschäftsräume mehrerer Konsulate und Staatsbehörden, sowie Kontore vieler der bedeutendsten Handelshäuser, die so düster waren, daß ein Verehrer des Lichtes in solchen Höhlen verderben konnte. Eckzimmer haben gewöhnlich zwei solche Fenstertüren und zwei Balkone, sind daher natürlich heller. Der Balkon aber ist nach spanischer Anschauung unbedingt notwendig für ein Zimmer, daß man im oben erwähnten Zweifel, ob man sich in einem Zimmer oder in einem anderen Raume befinde, nur nach dem Balkon schauen darf, dessen Vorhandensein jedenfalls den betreffenden Raum als Zimmer erkennen läßt. Er fehlt der elendesten Bauernhütte nicht, ist übrigens auch an den Häusern der Reichsten und Vornehmsten nur mit einem einfachen eisernen Gitter umgeben. Bisweilen ist neben dem Balkonfenster ein anderes, gewöhnlich kleineres ohne Balkon, das dann die Symmetrie stört. Säle haben mindestens drei Fenster, wovon wenigstens das mittlere auf einen Balkon geht. Nun denke man sich ein vier- oder fünfstöckiges Haus, mit einem Balkon vor jedem oder beinahe vor jedem Fenster und die Mehrzahl oder alle ganz von Menschen eingenommen. Dann erweitere man dieses Bild auf die etwa eine halbe Stunde lange Straße. Wenn nicht Tatsachen genug bewiesen, daß Häuslichkeit kein Charakterzug des Spaniers ist, so ginge dies schon aus der Allgemeinheit des Balkons hervor. Nicht genug, daß sich alle Welt fast immer draußen herumtreibt, selbst zu Hause mag man nicht zu Hause sein. Wer gerade nicht notwendig im Innern beschäftigt ist und auf dem Balkon Raum hat, macht sich dorthin; die schöne Welt besonders bringt ohne und mit Arbeit ganze Tage dort zu. Freilich strengt man sich bei der Arbeit auf dem Balkon nicht sehr an.

Man wählt ja diesen Sitz vorzüglich, um die trockene Arbeit angenehmer zu machen und durch allerlei Unterhaltung zu erleichtern.

Was der spanischen Wohnung nach unseren Begriffen ein sehr ungefälliges, unwohnliches Ansehen gibt, sind die mit quadratförmigen Backsteinen belegten Fußböden. Oft sind diese Steine freilich etwas geglättet oder gewichst, wodurch aber der Eindruck nicht gemildert wird. Die meist nackten Wände tragen dazu bei, den Eindruck der Unwohnlichkeit zu erhöhen. In den an der See gelegenen Provinzen wird zum Mörtel sehr häufig Seesand verwendet. Da dieser immer salzhaltig ist, so schwitzen solche Wände über die Maßen, sobald die Luft etwas feucht ist.

Aneinanderstoßende Häuser haben nur eine Wand, worin sie sich berühren. Läßt nun der Nachbar ein Stockwerk über das ganze Haus verändern, so werden nach Bedarf Löcher in diese einzige Wand gehauen, um das Gebälk einfügen zu können. Mittlerweile wird dem Nachbar die so durchlöcherte Wand auf seiner Seite provisorisch nur mit eingelegten Steinen zugestopft und erst nach Vollendung des anderen Hauses zugemauert. Am Plafond ist das ganze Gebälk sichtbar, höchstens angestrichen. In kleineren Städten und in Dörfern tritt meist das nackte Gebälk hervor.

Eine Folge der leicht sich abreibenden Backsteine und der vielen Fugen, die ein damit belegter Boden zeigt, ist die Unreinlichkeit spanischer Wohnungen. Um diese rein zu halten, bedarf es eines Dienstboten, der den ganzen Tag nur mit Abstäuben beschäftigt ist. Aber auch damit ist es nicht getan; während an einer Stelle gesäubert wird, läßt sich der Staub an anderen desto dichter nieder. Zu unserem größten Verdruß machten wir überall diese Beobachtung. Spanier sind in diesem Punkte nicht so peinlich und empfindlich als Deutsche oder gar Niederländer. Ein an strenge Reinlichkeit gewöhnter Nordländer glaubt hier in Staub und Schmutz ersticken zu müssen. Wohin man sich wendet und dreht, setzt und lehnt, verrichtet man wider Willen das Geschäft des Abstäubens.

Die Möbel der besteingerichteten Wohnungen sind gewöhnlich plump und geschmacklos. In manchen trifft man so gut wie gar keine. Die kleine Garderobe ruht dann in einigen Kisten, über denen einfach ein Deckel liegt, oder auch nicht; Herren- und Frauenkleider sieht man oft in ganz anständigen Häusern an Pflöcken hängen, Weißzeug oben darauf liegen, dem Staube völlig ausgesetzt, oder höchstens mit irgend einem Tuche bedeckt. Schöne Ordnung und zweckmäßige Bequemlichkeit sind selbst den Wohnungen der Vornehmsten fremd; es ist wenig oder gar kein Sinn dafür vorhanden. Die schönsten Zimmer scheinen nur Räume zum Plaudern oder Tanzen zu sein.

Die Türen vieler der reichsten Häuser sind nur mit Leimfarbe angestrichen, die meist so unhaltbar ist, daß das verwitterte Holz mehr oder weniger hervortritt. So viele Gauner und Diebe es

auch gibt, so sind die Schlösser meist von der einfachsten Arbeit, sehr oft nur einfach schließbar.

Eines sehr empfindlichen Mangels, woran durchgehends die spanischen Wohnungen leiden, müssen wir noch zum Schlusse gedenken. Beinahe allgemein fehlen Kamine oder Öfen. Öfen im warmen schönen Süden! wird mancher rufen; aber er soll wissen, daß zu Anfang Dezember hierzulande die Temperatur so zu sinken beginnt, daß man bei der nämlichen Temperatur in Deutschland bereits die Zimmer heizen muß. Hier auf den kastilischen Hochflächen ist die Winterkälte sehr streng, weil sie nicht von der Seeluft gemäßigt wird. Nur Matten aus Binsen oder Espartogras und statt der Öfen braseros, tönerne oder kupferne Kohlenbecken für die Füße, die man auf den Rand setzt, dienen der Erwärmung. Auf der Straße mummt sich der wenig abgehärtete Spanier dann in Teppiche, Decken, Mantillen und wickelt Hals und Gesicht in lange Schäle ein.

Die alten Häuser in Madrid sind noch aus Letten und Backsteinen oder aus gestampfter Erde gebaut, wohl mit Kalk überworfen und mit ziemlich phantastischen Farben, hellgrün, rosa, blau usw. angestrichen, die Fenster mit Verzierungen überladen; die neugebauten Häuser sind einfacher und mit Milchfarbe angestrichen wie die in Paris. Das Innere ist sehr geräumig und bequem, die Decken hoch, der Raum nirgends gespart; der Grund und Boden ist nicht teuer, da auf dem Hochlande reichlich vorhanden. Man durchwandert eine lange Reihe von Zimmern, in denen nichts als die leeren weißen Wände und hier und da vom Rauch und der Zeit geschwärzte Gemälde, irgend einen Martertod der Heiligen vorstellend, zu sehen sind, ehe man in den bewohnten Teil des Hauses kommt. Die Gemälde sind nur selten in Rahmen gefaßt. Der Fußboden besteht aus Stein und wird mit Matten von sehr feiner Arbeit bedeckt. Die altväterischen Möbel sind sparsam in den Zimmern verteilt; auch hier ist Paris, und zwar zur Zeit der Revolution herrschend; Rohrstühle und Sofas sind reichlich an den Wänden verteilt. Auf Tischen und Etageren sind kleine Biskuit- und Porzellanfigürchen aufgestellt, und an den Wänden hängen schlechte Kupferstiche.

Um die unerträgliche Sommerhitze zu mildern, sind die Fensterläden fast immer geschlossen und die Fenster dicht verhangen, so daß in den Zimmern fast Finsternis herrscht. Man feuchtet die Matten fortwährend an oder verbreitet durch sogenannte Bukaros feuchte Luft in den Gemächern und sucht sich daran zu erquicken. Die Bukaros sind eine seltsame Erfindung. Es sind Töpfe aus roter amerikanischer Erde, die ziemlich türkischen Pfeifenköpfen gleichen; manche sind vergoldet und grob bemalt. Von diesen Töpfen bringt man 7—8 in das Zimmer, füllt sie mit Wasser und setzt sie auf das Sofa, um den Genuß mit aller Sammlung zu haben. Der Ton wird jetzt dunkler von Farbe, das Wasser dringt

durch seine Poren, und die Bukaros verbreiten einen Geruch, der dem in einem feuchten Gewölbe oder frisch geweißten Zimmer sehr ähnlich ist. Die Verdunstung ist so stark, daß nach einer Stunde die Hälfte des Wassers in den Bukaros verschwunden ist; das übrige Wasser ist kalt wie Eis und hat einen faden, eklen Geschmack, wird jedoch gerne getrunken.

Ich besuchte einige Tertulias oder Abendgesellschaften und fand wenig Bemerkenswertes. Man tanzte nach dem Pianoforte, doch mit so großer Zurückhaltung, daß man nicht begreift, worin das Vergnügen besteht. Die einzigen Erfrischungen waren ein Dutzend Gläser mit klarem Wasser gefüllt, dabei ein Teller mit Zucker. Das ist Sitte in den Häusern der reichsten Familien, und kein Zeichen von Geiz; denn die Genügsamkeit der Spanier ist ganz diesem Brauche angemessen.

Madrid hat erst spät großstädtischen Charakter angenommen.*) In den engen Seitengassen und in der nächsten Umgebung der Stadt findet man in der Wohnung und Lebensweise der Bevölkerung noch Zustände, wie sie gerade so zu Kaiser Karls V. Zeiten oder noch früher geherrscht haben mögen. Die Mancha, südöstlich von Madrid, ist nach deutschen Begriffen eine Wüste. Kein Wäldchen, kaum hie und da ein Baum, kein reinliches, heimliches Dörfchen, kein wogendes Kornfeld, keine saftig grüne Wiese, kein murmelnder Bach sind auf dieser gelben, dürren, kahlen Hochebene zu sehen. Die seltenen Weiler und Behausungen erscheinen mit ihren fensterlosen Lehmgebäuden besonders verkommen und elend. Das ist die Heimat des Ritters von der traurigen Gestalt, der mit idealem ritterlichen Sinn diese Gegenden durchschweifte. Ich fühlte der großen Seele des Cervantes den Schmerz nach über den Widerspruch der prosaischen Wirklichkeit mit seinen idealen Wünschen und Bestrebungen. Sancho Pansas begegneten wir wohl auf Eseln und mit Maultieren, allein selbst der edle verrückte Don Quixote fehlt dem heutigen Spanien. Obgleich Madrid $^1/_2$ Million Einwohner zählt, gibt es in dieser großen Stadt doch verhältnismäßig wenig zu sehen; denn es ist eine moderne Stadt, welcher der geschichtliche Hintergrund mangelt, und die auch nie, wie z. B. München, jahrzehntelang von kunstsinnigen Fürsten bereichert und verschönert worden ist. Es sind hier weder phönikische noch römische, weder gotische noch maurische Erinnerungen und Denkmäler, welche Cartagena, Cadiz, Toledo, Sevilla, Granada u. a. m. zu solch hochinteressanten spanischen Städten machen. Die zentrale Lage im Lande berechtigte zur Erhebung Madrids als Regierungssitz. Erst Karl V. und sein Sohn Philipp II. machten Madrid zur Hauptstadt des Landes. Das kontinentale Hochlandklima von Madrid steht in üblem Rufe, selbst bei den Eingeborenen; es ist Brust- und

*) Vergl. den Nürnberger Korrespondenten 1876, 514, 515. M. Wellmer, Reiseskizzen aus Spanien.

Halsleidenden und Kindern im zarten Alter gefährlich. Die vielen hier herrschenden Krankheiten unter Kindern und Erwachsenen sind freilich vielfach der naturwidrigen Lebensweise und unklugen Kindererziehung und Ernährung zuzuschreiben als „der Luft". Ein langer Leitungskanal versieht Madrid in ausgiebiger Weise mit reinem, frischem Wasser, so daß die früher wegen Wassermangels und schlechten Trinkwassers berüchtigte Hauptstadt Spaniens jetzt zu den mit Wasser am besten versorgten Großstädten Europas gehört und darin unter den größeren Städten der Halbinsel höchstens von Granada übertroffen wird. Der nach der Königin Isabella benannte Kanal ist die großartigste aller in neuerer Zeit hergestellten Wasserleitungen Spaniens. Er wurde im Jahre 1859 vollendet und hat $146^1/_4$ Millionen Realen ($96^1/_2$ Millionen Mark) gekostet. Der Isabellen-Kanal ist nicht bloß dazu bestimmt, Madrid mit Trinkwasser zu versehen, sondern auch dessen Umgebung zu bewässern. Er beginnt am Fuße des Guadarramagebirges und am Ausgange des Lozoyatales, wo er den größten Teil des kristallhellen Wassers des schönen Lozoyaflusses aufnimmt; er ist etwa 70 km lang und endet am nordwestlichen hochgelegenen Rande von Madrid auf der Montaña del Principe pio in einem großen Sammelbecken, von dem aus das Wasser in unzähligen Röhrenleitungen über die ganze Stadt und deren Umgebung läuft. Das erklärt die vielen Springbrunnen, die jetzt in den Gärten des „Ensanche de Madrid" (Erweiterung von Madrid) sprudeln und überhaupt das Vorhandensein der wie durch Zauberschlag in der früher so dürren, sonnenverbrannten Umgebung Madrids entstandenen Gärten, Alleen und Promenaden. Auch die Häuser der inneren Stadt haben bereits Wasserleitung bis in die höchsten Stockwerke hinauf, und in allen Stadtteilen sind neue öffentliche Brunnen entstanden. Die große Wassermasse, welche der Kanal vom Gebirge bald über, bald unter der Erde, zum Teil in mächtigen gußeisernen Zylindern über großartige Brücken und Aquädukte nach Madrid bringt, hat sogar eine merkliche Verbesserung des örtlichen Klimas veranlaßt; denn die Luft ist in der Stadt und ihrer Umgebung lange nicht mehr so trocken wie früher und infolge der neu entstandenen Gärten und Baumpflanzungen auch sauerstoffreicher geworden. Daß hierdurch auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung besser geworden ist, bedarf keiner Erörterung. — Das königliche Schloß in Madrid ist ein seines Namens würdiger Bau, jedoch erst seit 130 Jahren bewohnt. Der schöne weiße Stein, aus welchem es aufgeführt ist, gibt ihm im Sonnenglanz oder noch schöner in hellen Mondscheinnächten das Ansehen eines riesenhaften, märchenartigen Marmorpalastes. Die Puerta del Sol, früher ein unregelmäßiger, von Häusern sehr verschiedener Größe und Bauart umgebener Raum, hat sich in einen großen, regelmäßig viereckigen Platz mit Reihen hoher, prächtiger Gebäude verwandelt, unter denen sich mehrere gut eingerichtete Hotels befinden, an denen es früher in Madrid

gänzlich fehlte. Die Puerta del Sol, in deren Mitte ein geschmackvoller Monumentalbrunnen starke Wasserstrahlen ausgießt, ist mit ihren zehn strahlenförmig auslaufenden Straßen einer der prächtigsten Plätze Europas. In allen Straßen sind neue Prachtbauten entstanden. Verschwenderisch ausgestattete Cafés, namentlich aber Schauläden zieren die Hauptverkehrsadern.

Wie die innere Stadt, so hat auch die Umgebung zahlreiche Umgestaltungen erfahren. Die Ringmauer ist geschwunden, Vorstädte (Barrios de Salamanca, de los Pozos und de Arguellas) umgürten jetzt die Hauptstadt; sie sind wahrhaft großstädtisch angelegt und besitzen mit Alleen gezierte Boulevards, 3—4 Stock hohe schöne Häuser, mit ebensoviel Balkonreihen und platten Dächern, geschmackvolle mit Blumenbeeten und Brunnen geschmückte Plätze. Auf drei Bahnhöfen laufen die Eisenbahnlinien aus allen Teilen des Königreichs zusammen, und auch für den Verkehr innerhalb der Stadt und nach den Vorstädten ist gut gesorgt. — Die Zentralisation aller Kulturgüter in der Hauptstadt ist wie in Kopenhagen, Paris, auch in Madrid vollzogen.

Ein Gebäude in Madrid lockt die Fremden mächtig und fesselt sie tagelang; die Schätze, welche dasselbe einschließt, sind allein eine Reise nach Spaniens Hauptstadt wert. Ich meine das Museum, welches die Bildergalerie enthält. Darin befinden sich: 46 Murillo, 64 Velasquez, 55 Luca Giordano, 58 Ribera, 13 Antonio Moro, 10 Claude Lorrain, 62 Rubens, 22 Van Dyk, 53 Teniers, 54 Breughel, 23 Snyders, 10 Wouwerman, 43 Tizian, 10 Raffael, 34 Tintoretto, 25 Paul Veronese, 27 Bassano, 16 Guido Reni. Von denen, die mit unter zehn Werken hier vertreten sind, nenne ich nur unsern deutschen Meister Albrecht Dürer mit neun Bildern, darunter sein Selbstbildnis von 1498. Auch die Waffen- und Harnischsammlung in Madrid enthält Ausgezeichnetes und ist äußerst reichhaltig und interessant. Vor allem fesselt aber die Aufmerksamkeit des Besuchers das Marinemuseum. Denn es ist ein Museum der geographischen Entdeckungen, eine Geschichte der Entschleierung des Antlitzes der Erde. Hier mag ein neuer Reiseschriftsteller, Edmondo de Amicis,*) das Wort erhalten. „Wollte irgend ein großer Dichter die Entdeckung der neuen Welt besingen, so rate ich ihm, sich vom Madrider Marinemuseum begeistern zu lassen; denn nirgends weht so wie hier die unentweihte Luft des ursprünglichen Amerika, nirgends fühlt man so lebhaft die Gegenwart des Kolumbus. Im ersten Saale, dem sogenannten Entdeckerkabinette, wird der Dichter, wenn er wirklich poetisches Gefühl hat, vor Ehrfurcht das Haupt entblößen. Wo er hinblickt, sieht er etwas, vor dem sein Herz höher schlägt. Er ist nicht mehr in Europa, nicht mehr in diesem Jahrhundert, sondern in Amerika im 15. Jahrhundert,

*) Edmondo de Amicis, Spanien. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen. Stuttgart 1880 (Metzlers Verlag).

hier atmet er jene Luft, hier sieht er jene Orte und fühlt jenes Leben. In der Mitte ist eine hohe Waffentrophäe, Beutestück aus den Kämpfen mit den Wilden der entdeckten Länder, mit Häuten wilder Tiere überzogene Schilde, mit Federn geschmückte Wurfspeere aus Rohr, Holzsäbel in Bastscheiden, deren Griffe mit langen Haarbüscheln verziert sind, ungeheuere Keulen, Dolche und Messer, lange sägeförmige Speere, unförmliche Zepter, riesenhafte Köcher, Kleider aus Affenhaaren, Königs- und Henkerschwerter, kurz, Waffen der Wilden von Cuba, Mexiko, Neukaledonien, von den Karolinen und den entferntesten Inseln des Stillen Ozeans. Merkwürdig schwarz und schreckenerregend sehen sie aus, diese Zeugen gräßlicher Kämpfe in der geheimnisvollen Dunkelheit der Urwälder, in einem nie endenden Labyrinthe von unbekannten Bäumen. Rings um diese Trophäen einer wilden Welt sind die Bilder und Andenken der Sieger zu sehen; die Bildnisse von Kolumbus, Pizarro, Fernando Cortez; auf einer der Wände eine Karte Amerikas voller Figuren, Farben und Zeichen, welche Johann de la Cosa auf der zweiten Reise des Genuesen auf eine große Leinwand malte, und die zu dem Zwecke dienen sollte, die Unternehmung ins Innere von Amerika zu leiten. Neben dieser Karte liegt ein Stück des Baumes, unter welchem der Eroberer von Mexiko in jener berühmten Nacht schlief, nachdem er sich durch das feindliche Heer, welches ihn im Otumbatale erwartete, einen Weg gebahnt hatte; ein Gefäß aus dem Holze des Baumes geschnitzt, neben welchem der berühmte Kapitän Cook starb, steht dabei. Dann folgen Nachbildungen der Boote, Schiffe und Flöße, deren sich die Wilden bedienten, und ein ganzer Kranz Bildnisse von berühmten Seereisenden. Das Mittelstück bildet ein großes Gemälde, welches die Schiffe von Christoph Kolumbus: Nina, Pinta und Santa Maria in dem Augenblicke darstellt, in welchem sie die amerikanische Küste entdecken, sämtliche Matrosen stehen am Ende des Schiffes, winken mit den Armen, begrüßen laut die neue Welt und danken Gott für seinen Schutz. In den anderen zehn Sälen befinden sich noch mehr Kostbarkeiten. In dem Saale neben dem Entdeckerkabinette sind die Andenken an die Schlacht von Trafalgar: das Bild der heiligen Dreieinigkeit, das in der Kajüte am Hinterteile der Real Trinidad hing, welches die Engländer, kurz bevor das Schiff untersank, wegnahmen; der Hut und Degen Friedrich Gravinas, des Befehlshabers der spanischen Flotte, welcher an jenem Tage fiel, und ein großes vollständiges Modell des Schiffes Santa Anna, eines der wenigen, welche unversehrt blieben; ferner Fahnen, Bildnisse von Admiralen und Gemälde, welche Szenen aus diesem furchtbaren Kampfe darstellen. Und neben diesen Erinnerungen an Trafalgar stehen andere, die nicht weniger eindringlich zum Herzen sprechen: ein Kelch, welcher aus dem sogenannten Ceibabaume geschnitzt wurde, dem Baume, in dessen Schatten am 19. März 1519 die erste Messe in Havana gelesen worden war; der Stock des Kapitäns Cook, Götzenbilder und

Steinmeißel der Indianer von Portorico aus der Zeit vor der Entdeckung der Insel. Aus diesem Saale tritt der Fremde in einen noch größeren, wo sich eine Flotte von Galeeren, Feluken, Segelschiffen, Brigantinen, Korvetten, Fregatten, kurz Schiffen aus allen Meeren und allen Zeiten befindet, ausgerüstet, bewimpelt, verproviantiert, wie wenn sie nur den Befehl erwarteten, die Anker zu lichten, um sich in den Meeren zu verteilen. Die anderen Säle enthalten eine große Sammlung von Maschinen, Geräten und Waffen der Marine. Dazu kommen noch die Bilder aller Seeunternehmungen Spaniens, ferner Bildnisse der Admirale, Seereisenden und Schiffer, dann Trophäen aus Asien, Amerika, Afrika und Ozeanien. Jede Gattung ist so vielfach vertreten, daß, wer den Besuch in einem Tage abmachen will, vieles übergehen muß. Der Heraustretende glaubt eine Reise um die Welt gemacht zu haben, soviel hat er in wenigen Stunden erlebt."

Im Osten, eine Viertelstunde außerhalb der Stadt, liegt die „Plaza de toros", d. h. das große Amphitheater, wo an jedem Sonntag nachmittags die Stiergefechte*) stattfinden. Was mich bei diesem Amphitheater für Stiergefechte am meisten wundert, ist, daß die spanische Regierung oder die Stadt Madrid Geld genug zu solch einem kostspieligen Bau übrig hatte, da doch innerhalb und außerhalb Spaniens die spanischen Finanzen als „etwas faul" bekannt sind, und viel in Spanien baufällig ist und aus Mangel an barem Gelde verfällt. Aber es gibt Staaten, welche wie manche Menschen handeln, die sich nie ein notwendiges Kleidungsstück, geschweige ein nützliches Buch anzuschaffen vermögen, jedoch für ihr Vergnügen immer Geld übrig haben.

Wie die alte Roma ihre Gladiatoren von den Bestien der Wüste zerfleischen ließ, so fand die spanische Tochter Autodafés keineswegs anstößig, und heute noch steckt den Spaniern die Leidenschaft für das blutige Spiel tief im Blute, gleichviel ob man ihnen in Sevilla oder in Kreolien jenseits des Ozeans begegnet. Wer die spanische Mutter aus dem Volke mit dem Wickelkinde auf dem Arme zur „Corrida" gehen sieht, der wundert sich nicht, daß die Lust am Stierkampfe der Volksseele unausrottbar innewohnt. Hierin vermochten selbst päpstliche Bullen nicht Wandel zu schaffen, was im bigotten Spanien jedenfalls etwas heißen will. Bezweckt die Regierung Stimmung zu machen für ihre Vorlagen, will die Dynastie die Geburt eines Prinzen, die Nation den Sieg des Heeres, die Gemeinde die Eröffnung der langersehnten Eisenbahn feiern: so gibt es nur eine Form: Toros**). Außer diesen sporadischen werden zur Saison in allen Großstädten wöchentlich Stiergefechte veranstaltet. Während aber in früheren Jahren die „caballeros en plaza", die Ritter der Arena, Edelleute waren, die ihrer Ehre einen Gang mit dem gehörnten Gegner schuldig zu sein

*) Quelle: Klara Biller, Universum VI, 10.

**) Von taurus, der Stier.

meinten — hat doch bei der Geburt Philipps II. selbst der melancholische Karl V. diesem edelmännischen Brauch zu Valladolid gehuldigt — so zog sich seit der Herrschaft der wenig ritterlichen Bourbonenkönige (seit 1715) der Adel zurück von der Arena, die seitdem von zunftmäßigen Stierkämpfern behauptet wird; in Sevilla entstand die Hochschule für Tauromachie, wo die Kampfregeln gelehrt werden. Und wie man bei uns erste Tenöre und erste Liebhaber mit Gold und Frauengunst überschüttet, so in Spanien den Primo-Torero; war doch die Leiche des Chiclanero zwei Tage öffentlich in der Kathedrale zu San Sebastian ausgestellt! Folgten doch dem mit acht Pferden bespannten Staatsleichenwagen 150 Zweispänner und 20000 Menschen zu Fuß! Und als General Prim seinen Einzug in Madrid hielt nach siegreichem Kampfe, ging es ihm wie dem aus dem Philisterkriege heimkehrenden Saul: die Menge brachte dem mit im Zuge schreitenden Torero Peppe Illo begeistertere Huldigungen dar als dem Feldherrn.

Unter den mehr als 300 Kampfstier-Züchtereien sind in Andalusien diejenigen des Herzogs von Orsuña, in Kastilien die des Herzogs von Veragua die besten. Auf großen Heideflächen genießen die Tiere volle Freiheit, und ihre Hüter müssen sich alter abgerichteter Stiere bedienen, um die unbändigen Zöglinge von einer Weide auf eine andere zu bringen und bei Angriffen Sekundanten zu haben. Diese Herzhaftigkeit der jungen Kandidaten der Arena darf nicht wundernehmen; haben sie doch alle in früherer Jugend die Probe ihres Mutes bestanden, als sie mit dem glühenden Eisen geliebkost wurden. Glänzend, seidenartig ist ihr Fell, der Schwanz lang mit schöner Quaste, die Hörner stark an der Wurzel, schwärzlich zugespitzt, die Ohren kurz, die Gelenke fein, die Hufe kurz und rund. Vier Jahre währt in der Regel die Zeit bis zum Eintritt in die Prüfung. Ein für die Arena angekaufter Stier hat einen Wert von 800—2000 Mark.

Wie dereinst bei den olympischen Spielen der Griechen Völker herbeiströmten, alle Standesunterschiede, alle Feindseligkeiten vergaßen, um im Amphitheater die Besten der Nation um den Zweig vom gottgeweihten Baume ringen zu sehen, so zieht man in Spanien in die Arena, um Mannesmut und Geistesgegenwart dem ungebändigten Wildling der Steppe gegenüber zu bewundern, leider aber auch als eine unentbehrliche Beigabe mit in den Kauf zu nehmen, daß man an jedem Tage 20—30 Pferde herzlos opfert. Es sind nicht etwa andalusische Rassepferde, die jedem leisen Druck des Schenkels gehorchen und so unter dem kaltblütigen Reiter dem Angriff des Stieres ausweichen, sondern wertlose Gäule, die dem wutschnaubenden Kampfstiere entgegengetrieben werden; ein kräftiger Stoß des scharfen Hornes — und die Eingeweide quellen heraus und schleppen auf der Erde hin, wenn das arme blutschwitzende Tier erfolglos dem Gegner entrinnen will. Auf die Pferde achtet kein Mensch, der Stier ist der Held des Tages.

Um 2 Uhr war der Beginn des Kampfspieles in Madrid angesetzt, und 20000 Menschen jeden Standes und jedes Alters harrten ungeduldig des Anfangs. Er verzögert sich, und der eingelegte Siegesmarsch, den das Musikkorps anstimmt, macht die Menge nur ungeduldiger; von allen Bänken des mächtigen Amphitheaters tönt Scharren, Pfeifen, Brüllen und jenes eigentümliche Schwirren der auf- und zugeschlagenen Fächer, den Männer wie Frauen führen, besonders die auf den Sonnenplätzen. Endlich — unter den Klängen einer schmetternden Fanfare tritt die „Cuadrilla" — die zwei- und vierfüßigen Mitwirkenden — ein; voran im feierlichen Schritt die Toreros, an ihrer Spitze die drei Matadore oder Espadas, die mit dem Degen dem Stiere den Todesstoß versetzen, der jüngste in der Mitte, der älteste rechts; alle bekleidet mit der andalusischen, bunten knappanschließenden Atlasjacke, mit kurzem, straffem Beinkleid, mit weiß- oder rosaseidenen Strümpfen; im Nacken baumelt der Moño, der kurze Zopf, ohne den kein Stierkämpfer die Arena betreten darf; mit Grandezza haben sie den buntseidenen Mantel über die Schulter geworfen. Goldene Borten, wehende Seidenbänder und die buntseidene Schärpe beleben den phantastischen Anzug. Den Matadores folgen auf dem Fuße die Chulos, die mit ihrem roten Mantel den Stier reizen, die Banderilleros, die auf dem Nacken des Tieres ihre mit bunten Bändern geschmückten kurzen Speere aufsetzen, die Pikadores, die Kämpfer zu Pferd, auf ihren dem Tode verfallenen Mähren, endlich die Diener und ein Gespann buntgeschirrter Maultiere, welches die getöteten Tiere hinausschleift.

In feierlichem Schritt umwandelt die Cuadrilla des Theaters Rund und macht vor der Loge des Generalintendanten*) Halt; die Espadas werfen zum Zeichen der Ehrerbietung die kostbaren Mäntel über die Brüstung, während der Intendant einen Schlüssel in die Arena hinabschleudert. Der berittene Alguazil sprengt damit zum „Toril", wo, eingezwängt in fürchterliche Enge, so daß er nicht vor und nicht zurück kann, in völligem Dunkel der erste Kampfstier harrt. Alle, die nicht unmittelbar am Kampfe beteiligt sind, verlassen die Arena; zwei Pikadores aber und die Matadores stellen sich links vom Toril auf. Das Tor springt auf, unter Fanfarengeschmetter stürzt der Stier heraus, geblendet vom Licht, verwirrt vom Getöse; einen Augenblick steht er unschlüssig.

Jetzt aber senkt er die Hörner zum Stoße (er „demütigt sich"), schlägt mit den Vorderhufen den Boden; aber schon lenkt ein Chulo seine Aufmerksamkeit auf sich, indem er den Scharlachmantel wie ein Pfauenrad vor ihm aufrollt, ein anderer kehrt dem Stiere den Rücken zu, über welchen der Mantel breit herabhängt; nur ein

*) Die Stadt verpachtet nämlich die Arena — ähnlich wie in anderen Städten das Theater — an einen Unternehmer, zu einer bestimmten Anzahl von Stiergefechten; ein Alkalde (Stadtrat) überwacht sie und wohnt in besonderer Loge den Vorführungen bei.

gewandter Sprung zur Seite schützt ihn vor dem Stoße des heransausenden Gegners. Ein dritter Torero setzt über den dahinjagenden wilden Gesellen knapp hinter den Hörnern hinweg; ja ein besonders kecker Chulo stellt ihm, sobald er den Kopf zum Stoße gesenkt, den Fuß zwischen die Hörner und schwingt sich mit Hilfe einer Sprungstange über die ganze Länge des Tieres hinweg. Verfolgt es aber die neckenden Geister so rasch, daß keine Zickzackbewegung und kein Seitensprung mehr Rettung verspricht, so flüchten sie sich über die $1^1/_2$ m hohe rote Bretterwand in den schmalen Gang, welcher zwischen dieser und der Mauer vor der ersten Bankreihe hinführt, und der nicht selten auch unerlaubterweise von solchen Schaulustigen aufgesucht wird, die alles aus nächster Nähe sehen müssen. Welches Entsetzen aber faßt die Vordringlichen, wenn der wütende Kampfstier den Torero nachahmt! Wie von Furien gepeitscht, jagen sie in der schmalen Ringgasse dahin, bis der Stier zu einer der Türen, die man ihm öffnet, wieder in die Kampfbahn zurückkehrt.

Jetzt greifen die Pikadores in den Kampf ein; zitternd gehen die Pferde dem gereizten Stiere entgegen, sie bäumen, schnauben, scheuen zurück, aber die Sporen des Reiters wühlen in ihren Weichen, sie müssen vorwärts. Schon demütigt sich der furchtbare Gegner, schon hebt der Reiter die Lanze zum Stoß, während ein Chulo durch das Rot des Mantels ihn abzulenken sucht; die Wendung, die der Pikador seinem Tiere im entscheidenden Augenblicke zu geben versucht, mißglückt; das Horn reißt dem armen Gaule den Leib auf, der — die Eingeweide im Sande nachschleppend — in Todesangst noch einige Sprünge macht, bis er zusammenbricht. Der Pikador springt auf ein anderes Reitpferd, der Stier aber kehrt zu dem verendeten zurück, faßt es mit beiden Hörnern und schleudert es in die Höhe, so daß es über seinem Haupte schwebt. Rasend tönt der Beifall von den Bänken. Doch schon greift der Pikador von neuem an, setzt ihm die zweite Lanze in den Nacken, opfert das zweite Pferd; so wechseln Stich und Stoß, bis der Kampfstier mit sechs bis acht Lanzen gespickt ist, bis ebenso viele Pferde tot in der Arena liegen.

Da winkt der Gouverneur; die Pikadores treten ab; die Banderilleros springen vor, in der Hand die Banderilla, den pfeilartigen, 65 cm langen Stock, der an dem einen Ende einen Widerhaken, an dem anderen bunte Bänder oder Papier hält, wohl auch mit sogenannten Schwärmern (Feuerwerkskörpern) gefüllt ist, welche in dem Augenblicke sich entzünden, wo der Widerhaken sich einbohrt. Der Banderillero pflanzt sich gerade vor dem Stier auf, hebt sich auf den Zehen und hält den Pfeilstock in der erhobenen Rechten; sowie der Stier den Kopf zum Stoße senkt, stößt er ihm die Banderilla in den Nacken und springt links zur Seite; den meisten Beifall aber heimst der tollkühne Banderillero ein, der den Gegner auf einem Stuhle sitzend, die Füße auf einem kleinen Tuch, das er nicht verlassen darf, aufstemmend, erwartet, um ihm die

Pfeilstöcke symmetrisch in den Nacken zu bohren; das Feuerwerk prasselt dem Stiere um Augen und Ohren und macht ihn — in Verbindung mit den zahlreichen Wunden — sinnlos vor Wut.

Der Gouverneur winkt wieder — die letzte Szene im blutigen Schauspiel naht — der Matador tritt auf, in der Rechten die gute Klinge von Toledo, in der Linken die Muleta, ein Scharlachfähnchen. Er verneigt sich gegen das Publikum und tritt dem Stiere entgegen; er muß ihn durch die vorgehaltene Muleta dahin bringen, daß er ihm den Nacken stoßgerecht darbietet, sei es, daß er ihn im Halbkreis um sich herum tanzen, sei es, daß er ihn bald rechts, bald links auf die rote Fahne stoßen läßt. Mit atemloser Spannung folgt die Menge dem Spiele; nur wenn der Stier angreift, darf der Matador den Todesstoß führen, und es muß mit solcher Sicherheit geschehen, daß das Tier augenblicklich alle Vier von sich streckt. Unser Espada — Romero ist sein Name — bewegt seine Muleta mit so ruhig lächelnder Miene vor dem wutschnaubenden Gegner, als spiele er mit einem Kinde. Jetzt kommt der Augenblick, wo der Stier auf ihn losstürzt; die Menge hält den Atem an; Romeros Seele ist ganz in seinem Auge; sein Degen blitzt in der Sonne, und im nächsten Augenblick liegt der gewaltige Sohn der Steppe vor seinen Füßen. Die Zuschauer jauchzen Beifall, rufen den Namen des Helden; Blumen, Lorbeer, Fächer, Orangen, Hüte, Zigarren, Taschentücher, Kußhände fliegen ihm zu; er streicht den bluttriefenden Degen auf dem schwarzen Felle des Gegners ab; schon naht im Galopp das Maultiergespann, hakt den toten Stier an den Hörnern fest und schleift ihn über den Sand zum Tore hinaus. Diener verwischen die Schleifspuren und das Blut — und wie sich die Furchen der Arena glätten, so auch die Wogen im Gemüte der Zuschauer, die auf die zweite und jede folgende der acht Nummern des Programms mit derselben Aufmerksamkeit und Spannung harren.

Die Zahl der Theater in Madrid mag sich mit der der Kirchen beinahe die Wage halten. Meiner Wohnung in der Alcalastraße gegenüber stößt das Apollotheater dicht an eine Kirche. Bei dieser innigen Nachbarschaft kann man gewiß in den stillen Nachtstunden in der Kirche die Töne des Theaterorchesters und das Beifallklatschen hören, während des Vormittags die Schauspieler wahrscheinlich beim frommen Orgelton ihre Proben abhalten. Ein großer Teil der Madrider Bevölkerung, besonders der weiblichen, geht des Morgens in die Kirche, des Nachmittags auf den Prado oder in den Retiro und des Abends ins Theater. Auf diese Weise sieht man immer und wird stets gesehen. In den Theatern kam mir vielerlei „spanisch“ vor; z. B. die vielen kleinen Kinder, ja Säuglinge, welche dahin mitgenommen werden; sowie das Händeklatschen im Takt, wenn die Zwischenakte zu lange dauern; ferner die blonden Perücken für alle Heldenrollen. Was die Verkaufsläden in Madrid anbetrifft, so war alles, was ich bisher zu kaufen Veranlassung hatte, teurer als

in London und Paris, und manches sehr schwer zu finden; sogar Gegenstände, welche man hier vorzugsweise gebraucht, z. B. Fächer, sind teurer als in Paris. Nur das Obst ist natürlicherweise billiger als bei uns, jedoch nicht in solchem Grade, als bei der Lage und Fruchtbarkeit des Landes zu vermuten wäre. Sehr gut finde ich — nach meinem Geschmack — das spanische Brot, weiß, fest, ohne viel Sauerteig und Salz, und ausgezeichnet sind die Zündhölzchen, welche aus einem steifen Wachsfaden bestehen und ohne Geruch sich entzünden, so daß der deutsche Name Schwefelholz gar nicht für sie paßt. Diese kleinen, zierlichen, notwendigen Dinger sind überdies sehr billig. Der spanische Wein hat einen Weltruf. Das Olivenöl, welches hier statt der Butter zum Kochen verwendet wird, ist jedenfalls ein reineres und appetitlicheres Fett als Butter. Der hiesige Havanatabak in kleinen Papierzigaretten, sowie in großen dicken Glimmstengeln, würde gewiß die Gunst unserer Raucher erwerben. Hier haben die Zigarren sogar bei dem weiblichen Geschlechte Verehrerinnen, was keinen lieblichen Eindruck macht. Um jedoch nicht mit einem Mißton zu schließen, sei lobend anerkannt, daß der Spanier im allgemeinen mäßig im Essen und Trinken ist. Auch fällt es angenehm auf, daß der geringste Spanier mit dem höchsten und vornehmsten in einem unbefangenen Tone ruhigen Selbstbewußtseins spricht. Denn jeder weiß, daß er aus echtem kastilianischen Blute stammt; ja in den baskischen Provinzen im nördlichen Spanien ist jeder Baske, sei er auch ein Wasserträger oder ein Tagelöhner, ein Edelmann. Dies Benehmen bewahrheitet Schillers Ausspruch: Stolz lieb' ich den Spanier!

Bei dieser Gelegenheit mag der vielen und mancherlei Spottreden gedacht werden, die man auf den Manzanares gehäuft hat, dessen Name voller und schöner ist als seine Wasserfülle. Er ist typisch für die fließenden Gewässer der kontinentalen Hochflächen des Innern der Pyrenäenhalbinsel. Spanien ist ein sehr waldarmes Land wie alle Mittelmeerhalbinseln. Im Sommer kommen die Glutwinde des Südens in die iberische Halbinsel und geben manchem wasserarmen Flusse — der Manzanares, an welchem Madrid liegt, ist ein solcher — den Gnadenstoß. Ein deutscher Gesandter äußerte, er ziehe den Manzanares allen anderen Flüssen vor, weil er zu Wagen und zu Pferde schiffbar sei; — und die Frau eines französischen Gesandten schrieb einmal an Frau v. Savigné: „In dem Bett des vielgerühmten Manzanares ist der Staub so groß, daß das Spazierenfahren darin sehr beschwerlich ist; man sieht hier und dort Streifchen Wassers, aber nicht genug, um den Sand zu befeuchten, der sich unter den Füßen der Pferde erhebt. Man muß aber erst die großmächtige Brücke sehen, die ein spanischer König über den Manzanares gebaut hat. Diese ist breiter und länger als der Pontneuf von Paris, und man muß es demjenigen Dank wissen, der diesem Fürsten riet, die Brücke zu verkaufen, um einen Fluß zu kaufen." Andere wollten wissen,

Karl V. habe sich begnügt, die Brücke zu bauen, und es seinen Nachfolgern überlassen, das Wasser dazu zu liefern! Die Spanier selbst verhöhnen den Fluß ihrer Hauptstadt ebenso grausam wie die Fremden. In Madrid sagt das Volk, die Brücke von Toledo warte auf den Fluß, wie die Juden auf ihren Messias. Am schlimmsten spielen ihm die Dichter mit. Guevado nennt ihn den Lehrjungen unter den Flüssen und behauptet, er sei im Sommer so von Durst gequält, daß er die Vorübergehenden um einen Tropfen Wasser bitte. Cervantes taufte ihn „Bach mit der Auszeichnung eines Flusses", Tirso de Molina nannte ihn Vicomte der Flüsse und Herzog der Bäche; er behauptet, der Fluß lasse sich Sommers in seinem Bette so wenig sehen, als die Professoren von Alcala und Salamanca im Hörsaale.

Im Winter kann er freilich auch ganz unanständig groß werden, so daß Gonzora sagte: Ein Esel hat dich gestern getrunken und läßt dich heute wieder fließen!

3. Granada.*)

Durch Andalusien, das Geschenk des Wadi al Kebir, des großen Stroms, des Guadalquivirs, durch das Riesental zwischen dem zerklüfteten Steilabfall Kastiliens im Norden, der die Sierra Morena, das braune Gebirge, heißt, und dem jungtertiären Faltengebirge im Süden, der Sierra Nevada, dem Schneegebirge, braust der Zug von Kordoba mit seiner märchenschönen Moscheenkirche durch Ölgärten aufwärts in die öde Steppe des unteren Jenil in die paradiesische Vega, jene schimmernde Talmuschel, welche die Perle Granada birgt. Dies ringsum von zackigen Bergen eingeschlossene Becken war in geologischer Vorzeit ein mächtiger See, dessen Wellen den Fuß der Sierra Nevada bespülten. Als sein westlicher Ausfluß in der Schlucht bei Loja sich so tief eingesägt hatte, daß er auslaufen konnte, lag der Seeboden frei da, und heute erfüllt ihn eine Gartenlandschaft, eine Vega, mit vielen freundlichen Ortschaften. Von dunkeln Pappeln begleitet fließt der Jenil durchs Land, dem rings von allen Bergen Bäche zuströmen.

Volle 3000 m über der Ebene von Granada steigt die Sierra Nevada wallartig empor, als wäre eine blaue Meerwelle breit herangezogen, höher und immer höher emporgewachsen und in dem Augenblicke, als sich der höchste Kamm mit weißem Gischt krönte, plötzlich erstarrt. Wenn nicht Wolken droben liegen, sticht die Schneehülle sowohl gegen den dunkelblauen Fuß des Gebirges als gegen den blauen Himmel ab. Am untersten Abhange aber schimmert die weiße Häusermasse von Granada. Obwohl sich an den Namen dieser Stadt historische Erinnerungen knüpfen, die uns in

*) Quellen: G. Wegener, Herbsttage in Andalusien. Berlin 1895 (Allg. Verein f. deutsche Literatur). Graf Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien. Bd. II. Stuttgart 1877 (J. G. Cotta'sche Buchhandlung).

die Zaubergärten der Residenz des letzten Maurenkönigreichs, in die Kämpfe führen, wo sich christlicher Rittermut mit mohammedanischem Fatalismus maß, erinnert doch nichts im heutigen Granada an die maurische Vorzeit. Die Vergangenheit umspielt einen nicht wie etwa in unseren alten Hansestädten, sondern überall moderne Häuser, Läden, Kaffeehäuser mit einem Stich ins Kleinstädtische trotz der 75000 Einwohner, und nur beim Graben oder Abbrechen der Häuser zeugt hier und da eine alte Fayencekachel, ein Azulejo, von entschwundener Schönheit. Dagegen fehlt auch dieser spanischen Stadt die große Arena nicht, in der die blutrünstigen Stiergefechte abgehalten werden.

Aber wenn schon in Granada selbst wenig mehr übrig ist von der Märchenstadt, die sie einst unter den schönheitstrunkenen Araberdynastien war, so enthält die Umgebung doch noch so viel des Schönen von Natur und Menschenhand, daß dieser Winkel in Wahrheit den kühnsten Phantasien vom Paradies auf Erden nahekommt. Den Spuren dieser natürlichen Pracht und der künstlerischen arabischen Renaissance darin ist niemand treuer nachgegangen als Graf Schack, dessen Schilderung wir des weiteren folgen:

„Unterhalb der Sierra del Sol, eines Bergrückens, zu dessen beiden Seiten die Flüsse Jenil und Darro, aus zerrissenen Klüften hervorbrechend, talwärts stürzen, liegt diese Stadt teils in der Ebene, teils auf Hügeln. Unter diesen treten besonders zwei, durch das tiefe Tal des Darro voneinander geschieden, hervor: die Höhe, welche von dem auf ihrem Gipfel liegenden Schlosse gewöhnlich selbst Alhambra genannt wird, und der steil aufsteigende Albaicin; an diesen schließt sich der Hügel der alten Alcazaba (Festung). Um die Stadt, soweit sie nicht von Bergen begrenzt ist, schlingt die grüne, von Rosen duftende Vega, aus deren dichtem Gebüsch der Jenil hervorblitzt, ihren Gürtel und bildet im Verein mit den Hügeln und Schluchten, wie mit den schneeglänzenden Kuppen der Sierra Nevada ein Landschaftsbild von ebenso lieblicher Anmut wie überwältigender Großartigkeit. Als hätte die Natur in einem Meisterstück ihre volle Schöpfungskraft entfalten und den ganzen Reichtum ihrer Schätze an einem Punkt aufhäufen wollen, hat sie in diesem gesegneten Erdstrich alles vereinigt, was sonst nur zerstreut und durch weite Zwischenräume getrennt, Sinne und Seele des Reisenden entzückt. Das frische Laubgrün, das der Norden mit der Trübe seiner nebelreichen Atmosphäre erkaufen muß, gedeiht hier, begünstigt durch die hohe Lage und die Nähe nie schmelzender Schneemassen, unter dem tiefen Blau eines wolkenlosen Himmels. Zwischen die Eichen, Ulmen und Pappeln aber, welche ihre Schattenkühle auf die Hügelterrassen und Abhänge streuen, drängt sich der üppigste Pflanzenwuchs des Südens; die Pomeranze leuchtet aus der dunklen Blätterkrone, Gruppen von Pinien und Zypressen heben ihre schlanken Wipfel über das wogende Meer des Grüns empor; hochstämmiger Lorbeer und dichtes Oleandergebüsch sproßt wild aus den Felsen-

spalten, und der Granatbaum in so riesiger Größe und wuchernder Kraft, als ob er nur hier wahrhaft gedeihe, überdeckt mit seinem goldgrün schimmernden Laube die sanft geschwungenen Höhenzüge. Überall zwischen den Rebgeländen blicken weiße Landhäuser hervor, überall durch das Dickicht murmelt und rauscht es von rinnenden Quellen und stürzenden Kaskaden. Was jedoch den Reiz der Landschaft ins Unendliche vermehrt, ist, daß sich zu der Pracht der Vegetation und der sie belebenden Wasserfülle das glorreiche Licht einer schon fast tropischen Sonne und die eigentümliche Bodenformation gesellt, über welcher allein sich dessen wundervolles Kolorit im vollen Glanze zu entfalten vermag.

„Gewiß sind nicht bewaldete Höhen, sondern kahle Felsmassen vorzugsweise günstig, um den Strahlenbrechungen des aufgehenden wie des sinkenden Tages jene tiefe Glut, jenes immer wechselnde, den Sinnen kaum noch faßbare Farbenspiel zu verleihen, welches die Morgen und Abende des Südens mit einem höheren geistigen Reiz, wie mit dem Abglanz einer anderen Welt, umkleidet. Ein Amphitheater solcher nackten Felsgebirge nun umschließt im weiteren Umkreise das lachende Hochtal am Jenil; hier schroff ansteigend und sich in wildphantastischen Zackenformen auftürmend, dort mit sanften Linien ineinander übergehend und in ihrer Gesamtheit jede denkbare Verschiedenheit der Umrisse darbietend, bilden die Sierras von Elvira und Moclin seine Einfassung; mächtig über alle aber trägt die Nevada auf ihren vielfach zerklüfteten Riesenkegeln und Pyramiden, ihren durch tiefe Risse voneinander getrennten Zinnen und Bastionen die eisgekrönten Gipfel empor. Denke man sich die andalusische Sonne, wie sie, gegen Westen sinkend, ihre Strahlenglut über dies wundervolle Panorama ausgießt, wie der goldene Schimmer in tiefe Purpurglut überspringt und zitternd die ganze Skala von Farbentönen durchläuft, bis sich Dämmerung auf Hügel und Ebene legt und über der beginnenden Nacht die Schneehäupter der Piks von Veleta und Mulhacen, den Schiffern des Mittelmeeres weithin sichtbare Fanale*), noch einmal emporflammen!

„Schön ist diese Gegend zu allen Zeiten des Jahres, über allen Vergleich erhaben aber im Frühling, wenn der schmelzende Schnee des Gebirges höhere Wellen in den Flüssen und Bächen treibt und eine Flut der üppigsten Vegetation ihnen nachstürzt. Kaum daß die Mandelblüte, von arabischen Dichtern „das erste Lächeln im Munde der Welt“ genannt, das Nahen der milderen Jahreszeit verkündet, so schmücken sich Tal und Hügel mit smaragdnem Grün, aus dem die Blumen aller Zonen, in Farbenschmelz und Duft wetteifernd, hervorschimmern. Über schäumende Kaskaden breitet der Granatbaum die jung belaubten Äste mit dem leuchtenden Rot, das wie Flammen aus seinen Knospen sprüht, ringsum ertönen Tamburinschall und Kastagnettengeschmetter, in allen Wipfeln flöten

*) Fanale sind Stangen mit Pechtonnen, die abends am Strande als Schifferzeichen angebrannt werden.

die Nachtigallen unvergessene Lieder aus der Araberzeit, und die reine, balsamische Luft, die kühlen Hauche der Sierra Nevada machen das bloße Atmen unter dem Himmel von Granada zu einem Genuß, wie ihn die Erde kaum anderswo bietet.

„Nicht leidenschaftliche Vorliebe, wie mancher glauben könnte, gibt diese Worte ein oder stattet das Tal am Jenil mit Reizen aus, die etwa nur in der Phantasie sich finden; von jeher war seine Schönheit berühmt, und die Orientalen haben es als ein Paradies, herrlicher als jenes von Damaskus, Kaschmir und Samarkand, gepriesen. Mit nicht minderem Entzücken äußert sich darüber auch der edle Venetianer Andrea Navagero, der im Jahre 1526 längere Zeit als Gesandter Karls V. in Granada weilte: ‚Rings um die Stadt,' sagt er, ‚ist das ganze Land, sowohl die Höhen als die Ebene, welche die Vega heißt, überaus schön und von wunderbarer Anmut. Alles hat Überfluß an Wasser, so daß dessen nicht mehr sein könnte, alles ist so voll von Fruchtbäumen, wie Pflaumen, Pfirsichen, Feigen, Quitten, Aprikosen, daß man den Himmel vor der Dichtigkeit der Zweige kaum sehen kann. Auch sind dort so viele und so herrliche Granatbäume, wie sich nur denken läßt, und seltene Trauben von allen möglichen Arten und Olivenbäume, so dicht gedrängt, daß sie Eichenhaine zu sein scheinen. Auf allen Seiten rings um Granada in den vielen dort zerstreuten Gärten, im Tal wie auf den Hügeln, erblickt man (nein, wegen der Menge der Bäume erblickt man sie kaum) so viele hier und da verstreute Häuser der Moriscos,*) daß sie, zusammengedrängt, eine andere Stadt, nicht kleiner als Granada, bilden würden. Es ist wahr, die meisten sind klein, aber alle haben ihre Brunnen, Rosen und Myrten, alle sind reich an Zier und zeigen, daß das Land, als es sich noch in der Hand der Mauren befand, viel schöner war, als es jetzt ist. Jetzt sind dort viele zerstörte Häuser und verwilderte Gärten, da die Moriscos viel mehr ab- als zunehmen und sie doch diejenigen sind, welche das ganze Land bebauen und anpflanzen.'

„Nachdem die letzten Spuren des Islam auf grausamste Weise auf der Halbinsel vertilgt worden, könnte man versucht sein, alles, was die Geschichte von seiner Herrschaft in Spanien berichtet, für ein Märchen zu halten, wofern nicht die Steine, als stumme Zeichen dafür, uns noch heute Glanz und Bildung der spanischen Araber vor Augen führten. Nirgends sind diese von den Mohammedanern zurückgelassenen Denkmale trotz der Zerstörung durch Zeit und Menschen noch so zahlreich wie in Granada, und fast kein Teil der Umgebung der großen Stadt ist ohne Reste aus arabischer Zeit. Keineswegs alle können hier erwähnt werden, aber einige der wichtigsten sind um so mehr hervorzuheben, als sie mit Ausnahme der Alhambra und des Generalife bisher von keinem Reisebeschreiber beobachtet wurden.

„Wir beginnen mit dem reizenden Hügel Dinadamar (d. h.

*) Mauren, Araber auf spanischem Boden.

Ain ad Dama, die Tränenquelle) vor dem Elviratore, einem mit Gärten und Obsthainen geschmückten Lustort der Araber, den Ibn Batuta*) als ohnegleichen in der Welt schildert und von dessen Höhe gesehen die Stadt mit ihren Zinnen, Palästen, Moscheendächern und tausend Minarets einen prachtvollen Anblick geben mußte. Hier strömten die Wasser zusammen, die, vom Gebirge hergeleitet, die höher gelegenen Teile Granadas versahen. Ein großer ummauerter Teich, zu Lustfahrten und Bädern dienend, hatte an seinen Ecken vier Türme, sogenannte Menaßir oder Miradores, d. h. Warten zur freien Aussicht, wie sie sich auch an vielen Häusern der Stadt fanden; noch sieht man Trümmer derselben wie des Wasserbeckens, aber Ginster und Efeu umranken sie, und das Naß ist vertrocknet. — Von diesem, neben dem heutigen Kartäuserkloster gelegenen Hügel gelangen wir zu dem berühmten Elviratore, das nach Ilbira oder dem alten Illiberis führte, und haben wir dessen kolossalen, von Zinnen überragten Hufeisenbogen durchschritten, so liegt uns zur Linken auf der Höhe die alte Alcazaba (Festung, Zitadelle), deren Mauern noch teilweise vorhanden sind, während der ganze Stadtteil sehr verödet ist. — Wir betreten weiter den Albaicin, das Viertel derer von Baeza, die sich, von den Christen aus ihrer Heimat vertrieben, hier ansiedelten. Nirgends hat sich der orientalische Charakter so unversehrt erhalten, wie in diesem terrassenförmig an den steilen Abhängen emporsteigenden Stadtteil. Zwar von der Hauptmoschee, welche hier an der Stelle der heutigen Kirche von San Salvador stand, sind nur noch geringe Reste vorhanden, aber zahlreiche Privathäuser trifft man noch völlig in dem Zustande, wie die Araber sie verlassen. Da ist noch der Ostuwan (Eintrittsgang), die Saha oder der innere Hof mit seinen plätschernden, von Orangenbäumen umgebenen Springbrunnen, das Wohngemach, an dessen Eingang sich eine oder mehrere nischenförmige Vertiefungen zur Aufbewahrung von Wasserkrügen oder Vasen befinden, und das seine zierliche Schamsija, d. h. sein Fenster mit doppeltem Bogen, sowie die Hania oder Nische zum Schlafen bewahrt hat: alles scheint noch zum Empfange der ehemaligen Bewohner bereit zu sein. Aber freilich zeigt sich die arabische Baukunst hier nur in ihrem Verfall. Hier hatten die Moriscos noch unter christlicher Herrschaft lange ihren Hauptaufenthalt, und das Gepräge dieser Zeit des Elends tragen die Häuser auf dem Albaicin. Prachtvolle Dekoration der Wände sucht man hier umsonst, auch arabische Inschriften finden sich selten.

„Über die Jenilbrücke hinweg schreiten wir nach dem Kloster von St. Domingo oder Santa Cruz, in dessen Nähe ausgedehnte Gartenanlagen und Bauten gestanden zu haben scheinen, welche wahrscheinlich durch unterirdische Gänge mit der Alhambra zusammenhingen und im Verein mit den anderen Schlössern den Königen einen nach den Jahreszeiten wechselnden Aufenthalt dar-

*) Berühmter arabischer Reisender im 14. Jahrhundert.

boten. Ein dichtschattender Lorbeergang leitet zu dem sogenannten Cuarto real, einem Turm von ernstem und strengem Ansehen, dessen Inneres ein hoher, viereckiger Saal voll schöner Mosaiken und sonstiger arabischer Ornamente ausfüllt. Eine Überlieferung behauptet, die Herrscher von Granada hätten sich während des Ramadan (Fastenmonat) hierher zurückgezogen, um sich in Stille und Einsamkeit den Gebeten und Fastenübungen des heiligen Monats hinzugeben, und die Koranverse und frommen Sprüche an den Wänden des Saales scheinen das zu bestätigen. Außer dem Anfang der 48. Sure*), der sich mehrfach wiederholt, liest man: ‚O meine Seele, o meine Hoffnung! du bist meine Zuflucht, du mein Beschützer! Drücke meinen Werken das Siegel des Guten auf! Gepriesen sei Gott für seine Wohltaten!' und: ‚Es gibt keine Hilfe, als die, welche von Gott, dem Machtvollen, dem Weisen, kommt Ich habe keinen Schutz außer dem, welchen mir Gott verleiht, auf ihn vertraue ich, zu ihm kehre ich zurück.' Bei dem Wüten der Inquisition gegen alle Erinnerungen an den Islam muß es wundernehmen, daß diese arabischen Inschriften, wie so viele andere noch in Granada vorhandene, nicht ausgetilgt worden sind.

„Wir wenden uns nach dem Teile der Stadt, welcher noch heute, wie er es schon zu mohammedanischer Zeit war, am belebtesten und Mittelpunkt des Verkehrs ist, und betreten den berühmten Platz Bivarrambla, der seinen Namen von dem nahgelegenen Bab ar Raml oder Tor des Sandes empfing. Obwohl noch von manchen altertümlichen Häusern umgeben, ist dieser geräumige Platz doch weitaus nicht mehr derselbe, der einst die Kampfspiele der Zegris und Abenceragen sah, und umsonst sucht man die Ajimeces, jene zierlichen Fenster mit doppeltem, durch ein Säulchen gestützten Bogen, hinter deren Gitter die Schönen den Festen zuschauten. Die lange Straße Zacatin (d. h. die Trödlergasse), die sich von hier aus längs des Darro hinzieht, verfolgend, haben wir zunächst zur Linken die Alcaiceria**), einen großen, von Galerien umgebenen Hof mit Magazinen und Wohnungen für die Kaufleute, der bis zu dem Brande von 1843 zu den merkwürdigsten Überresten arabischer Baukunst in Granada gehörte. — Die nahe gelegene Kathedrale bezeichnet den Platz, wo die Hauptmoschee gestanden, und in der Grabkapelle des Hernando de Pulgar erinnert eine Inschrift an die Heldentat dieses Kriegers, der zwei Jahre vor der Eroberung durch die Spanier allein in die Stadt eindrang und als Zeichen der Besitznahme das Ave Maria hoch über dem Tor aufpflanzte. — Der Zacatin mündet in die Plaza nueva, von welcher die steile Straße von Gomelen zur Alhambra aufsteigt; wir verfolgen zunächst den Weg längs des Darro, wo sich bald eine prachtvolle Aussicht öffnet. Über einer von Laub- und Wasserfülle überquellenden, von riesigen Nußbäumen beschat-

*) Suren sind die einzelnen Psalmen, aus denen sich der Koran zusammensetzt.
**) Basar.

teten Stromschlucht, die bei den Arabern als Sitz der irdischen Glückseligkeit gepriesen und wegen ihrer gesunden, lebenspendenden Luft von fernher besucht wurde, ragen zur Seite auf jähen Felsen die rötlichen Mauern und Türme der Alhambra empor, vor uns aber leuchtet auf noch höherem Bergabhange aus Myrten- und Granatendickicht in traumhafter Schönheit das Generalife herab, d. h. Dschennat al arif = Garten des Baumeisters. Dieser Sommersitz der granadinischen Könige scheint mindestens von gleichem Alter mit der Dynastie der Naßriden zu sein; denn eine noch erhaltene Inschrift besagt, das Gebäude sei durch den König Abul Walid im Jahre des Großen Glaubenssieges erneuert worden, dies aber deutet auf Abul Walid I. und die Schlacht des Jahres 1319 hin, in welcher die Infanten Don Pedro und Don Juan fielen.

„Auf einem Friese über der Galerie, welche in das Lusthaus führt, begrüßen den Eintretenden Koransprüche, in denen die Wonnen des Paradieses, die den Gläubigen erwarten, gepriesen werden: ‚Ich flüchte zu Gott, vor Satan, dem Gesteinigten. Im Namen Gottes, des Gnädigen, Barmherzigen! Gottes Segen über unseren Herrn und Gebieter Mohammed und seine Familie! Heil und Friede! Wir haben dir einen offenbaren Sieg verliehen, auf daß Gott dir deine früheren und späteren Sünden vergebe und seine Gnade an dir vollende und dich auf den richtigen Weg leite und dir beistehe mit mächtigem Beistande. Er ist es, der Ruhe in die Herzen der Gläubigen herabsendet, damit ihr Glaube immer wachse. Denn Gott gehören die Heerscharen des Himmels und der Erde, und Gott ist allwissend und weise. Eingehen lassen wird er die Gläubigen in Gärten, welche Wasserbäche durchströmen. Ewig sollen sie dort bleiben, und ihre Sünden wird er austilgen usw.‘ Von dem jetzt allerdings kaum noch kenntlichen Prachtbau entwirft der erwähnte Navagero 1526 folgendes Bild: ‚Man verläßt die Umfassungsmauer der Alhambra durch eine geheime Hintertür und tritt in den sehr schönen Garten eines höher gelegenen Palastes, welcher Gnihalariffe (Generalife) heißt. Dieses Schloß ist, wenn auch nicht sehr groß, doch ein trefflicher Bau und mit seinen herrlichen Gärten und Wasserwerken das Schönste, was ich in Spanien gesehen habe. Es hat mehrere Patios (Höfe), alle reichlich mit Wasser versehen, vornehmlich aber einen mit einem fließenden Kanal in der Mitte und voll von herrlichen Orangen und Myrten; dort ist eine Loggia, welche die Aussicht nach außen hin gewährt und unter welcher Myrten von einer Höhe emporragen, daß sie fast bis an die Balkone hinanreichen. Dieselben sind so dicht belaubt und alle so gleich hoch von Wipfel, daß sie eine grünende, ebene Flur zu sein scheinen. — Das Wasser fließt durch den ganzen Palast, und wenn man will, auch durch die Zimmer, deren einige sich zu einem köstlichen Sommeraufenthalt eignen. In einem der Patios, welcher von Grün und wundervollen Bäumen strotzt, befindet sich eine kunstvolle Wasserleitung. Werden einige Röhren dieses Aquädukts geschlossen,

so sieht derjenige, der auf dem grünen Rasen steht, plötzlich das Wasser unter seinen Füßen wachsen, so daß alles überschwemmt wird; nachher kann es aber ebenso leicht und unvermerkt wieder geschlossen werden. Noch ist ein niedriger, nicht sehr großer Hof da, welchen üppiger Efeu so dicht umrankt, daß man die Mauer gar nicht sieht; er steht auf einem Felsen und hat mehrere Balkone, von denen man in eine Tiefe, durch welche der Darro fließt, hinabblickt, ein entzückender und reizender Anblick. Inmitten des Hofes ist eine herrliche Fontäne mit einer sehr großen Schale. Das Rohr in der Mitte wirft den Strahl mehr als 10 Klaftern in die Höhe, die Wasserfülle ist erstaunlich, und nichts kann anmutiger sein, als dem Fallen der Tropfen zuzusehen. Schon bei dem bloßen Anblick, wie sie umhersprühen und sich nach allen Seiten hin zerstreuen, empfindet man eine erfrischende Kühle. Auf dem höchstgelegenen Teile dieser Schloßanlage, in einem Garten, ist eine schöne breite Treppe, die zu einer kleinen Ebene aufsteigt, und von letzterer kommt aus einem Felsen die ganze Wassermasse, welche sich durch den Palast verteilt. Dort wird das Wasser mit vielen Schrauben verschlossen, so daß man es zu jeder Zeit, auf jede Art und in jeder beliebigen Menge herausströmen lassen kann. Nun ist die Treppe so gebaut, daß auf einige Stufen immer wieder eine breitere folgt, welche in ihrer Mitte eine Vertiefung hat, in der sich das Wasser sammeln kann. Auch die Steine der Geländer zu beiden Seiten der Treppe haben oben Höhlungen wie Rinnen. Auf der Höhe aber sind für jede dieser Abteilungen gesonderte Schrauben, so daß man nach Belieben das Wasser in die Rinnen der Geländer oder in die Höhlungen der breiteren Stufen oder auch in beide zugleich leiten kann. Auch kann man das Wasser nach Belieben so anschwellen lassen, daß es aus den Leitungen austritt und alle Stufen überschwemmt, indem es jeden, der sich dort befindet, naß macht, und so gibt es noch tausend Scherze, die mit ihm angestellt werden können.

„Es bleibt uns noch das wichtigste aller arabischen Bauwerke in Granada, die Alhambra, zu betrachten. Diese ist von der Farbe ihrer Mauern kelât al hamra, die rote Burg, genannt. Sie ist das einzige einigermaßen wohlerhaltene Beispiel von vielen ähnlichen Festungen, welche ehemals in Spanien bestanden und nun in Trümmern liegen. Solche Zitadellen pflegten innerhalb ihrer mit Türmen besetzten Mauern den Palast des Fürsten, Statthalters oder Befehlshabers, die Wohnungen der obersten Beamten, eine Moschee, Quartiere für die Soldaten, Waffenmagazine usw. zu enthalten.

„Die Lage der Alhambra über der Stadt ähnelt der des Schlosses über Heidelberg; wie dieses auf steiler Höhe über dem Neckar, so thront sie über der Darroschlucht, mit ihren rotleuchtenden Mauern weithin sichtbar. Wir schreiten, um die berühmte Königsburg zu besuchen, die jäh aufsteigende Gomelenstraße empor und gelangen, das Tor der Granaten hinter uns lassend, zwischen schattigen Ulmen-

alleen und sprudelnden Fontänen zu deren zinnengekrönter Umfassungsmauer, welche sich rings um den Hügel zieht und mit einer beträchtlichen Zahl von Türmen besetzt ist. Diese Türme dienten teils zur Verteidigung, teils, wie die über dem Abgrund stehenden, durch die Natur hinreichend geschützten, zur Wohnung der Könige und ihres Gefolges. Den Haupteingang ins Innere der Burg bildet das „Tor des Gesetzes", eine weite, durch einen Doppelturm sich hinziehende Halle, in welcher öffentlich, und vielleicht nach orientalischer Weise von den Königen selbst, Recht gesprochen wurde. Diese Bestimmung, welche der Torhalle durch die Tradition zugeschrieben wird, erhält aus der Inschrift ihre Bestätigung, indem es darin heißt: „Möge Allah durch dies Tor das Gesetz des Islam gedeihen lassen." Haben wir dieses Tor durchschritten und dann noch ferner die kleinere Puerta del Vino hinter uns gelassen, so stehen wir auf dem Platze der Algibes oder Zisternen; uns zur einen Seite liegt die Alcazaba oder Zitadelle mit mehreren Türmen; den Raum zur entgegengesetzten Seite aber nahmen ehemals eine große Moschee und der Königspalast ein, oder vielmehr eine umfangreiche Schloßanlage, ein Gewimmel von Türmen, Pavillons, Höfen, Bädern, Haremgemächern und mannigfachen Wohnungen sowohl für die königliche Familie, als für deren Gefolge, die Weiber, Aufseher usw. Einen Teil dieser Gebäude hat Karl V. zerstört, um Raum für einen Palast im Renaissancestil zu gewinnen, den er hier um das Jahr 1526 aufzuführen begann; doch scheint der von ihm niedergerissene Teil von keiner Bedeutung gewesen zu sein. — Im Jahre 1526 standen nach der Beschreibung des erwähnten edlen Venetianers Navagero schon keine anderen Hauptteile der Alhambra mehr, als die noch jetzt vorhandenen. Diese bestehen, außer den entfernter gelegenen Türmen, vornehmlich aus zwei großen Höfen, dem des Wasserbeckens mit dem daran stoßenden Comaresturme, und dem des Löwenbrunnens mit den umliegenden Sälen.

„Wer nun den ersten der Höfe betritt, wird sich eines tiefen Staunens über die Wunderwelt, von welcher er sich plötzlich umgeben sieht, nicht erwehren können; denn wie viele Zeichnungen der Alhambra man auch bewundert haben mag, diese vermögen nur einen Begriff von den äußeren Umrissen der architektonischen Formen zu geben, nicht aber die tausendfachen Einzelheiten zu einem lebensvollen Gesamtbilde zu vereinigen oder gar alle die weiteren Umstände hinzuzufügen, welche dieses Gebäude zu einem in der Welt einzigen machen. Die Lage des Schlosses auf steilem Felsen inmitten der herrlichsten Landschaft; die hangenden Balkone über zerrissenen Schluchten, aus denen das Rauschen der Gebirgsbäche und der Duft der Orangenhaine emporsteigt; der Blick, den leichtgeschwungene Bogenfenster hier auf leuchtende Schneeberge, dort auf grüne Fluren gewähren — dies alles ist wesentlich, um die zauberische Gesamtwirkung hervorzubringen, die, je länger wir ver-

weilen, und je häufiger wir wiederkehren, um so mehr unsere Sinne bestrickt und gefangen nimmt. Dazu kommen die reizenden Durchblicke von Halle zu Halle, von Saal zu Saal; das wunderbare Spiel des Lichts, das sich mit dem tiefen Blau des schönsten Himmels in die offenen Höfe niedersenkt, mit mattem Dämmerschein durch die Fenster der durchbrochenen Kuppeln bricht; die Schlankheit der zierlichen Säulen und Arkaden, die man mit einem Hauche wegblasen zu können glaubt und über welche die Tropfsteindächer mehr hinabzuhängen als von ihnen getragen zu werden scheinen; endlich das Murmeln der Wasser und das leise Fächeln der mit dem Duft der Rosen- und Myrtengebüsche beladenen Sommerlüfte.

„Obgleich die Dekorationen der inneren Räume des arabischen Königsschlosses im Verhältnis zu ihrer außerordentlichen Zierlichkeit und den vielen Jahrhunderten, die schon über sie dahingegangen, bewundernswürdig gut erhalten sind, haben sie doch durch die Unbill der Zeiten manche Beschädigungen erlitten. Indessen hält es nicht schwer, sie in Gedanken nach den noch unversehrten Teilen in ihrem ursprünglichen Zustande wiederherzustellen. Den Fußboden bedeckten Platten weißen Marmors; längs des unteren Teiles der Wände lief bis zur Höhe von etwa vier Fuß eine Bekleidung von farbigen Fayence-Plättchen oder Azulejos, weiter oben waren die Wände mit Stuck bekleidet, sodann folgte ein Fries als Unterlage der Bedachung und über diesem, bisweilen noch von kleinen Halbsäulen getragen, ruhte die Decke, welche, teils aus Holzstücken, teils aus kleinen, in Stuck gearbeiteten Zellen und Zapfen zusammengesetzt, in Tropfsteinform herniederhing. Marmorsäulen von der zierlichsten Gestalt und mit Kapitälen von unendlicher Verschiedenheit der Form trugen Konsolen oder Mauerstreifen, auf denen das Dachgebälk ruhte, und zwischen welche die Arkadenbogen, aus einem mit Gips überkleideten Zimmerwerk bestehend, eingefügt waren. Nischen von verschiedener Gestalt vertieften sich in die Mauern; größere, welche mit Polstern bedeckt, zu Ruhestätten dienten, kleinere, in welchen Wasserkrüge standen. Über alle Teile des Palastes nun, über Wände, Plafonds, Säulen, Arkaden und Nischen, waren Ornamente in verschwenderischer Fülle und Mannigfaltigkeit hingestreut; die Azulejos (Fayence-Plättchen) gestalteten sich in den buntesten Verschlingungen zu Arabesken, der Marmor war zu den verschiedensten Gestalten gemeißelt, der Stuck reliefartig in tausend und abertausend Linienwindungen ausgearbeitet, welche kaleidoskopische Figuren aller Art, Sterne und Achtecke, Pflanzen- und Steingebilde darstellten. Die wahrhaft unübersehbare Fülle dieser Zieraten und die Präzision, mit welcher sie ausgeführt sind, legen die Vermutung nahe, sie seien mit festen Modellen in den Gips gepreßt.

„Zu den erwähnten Ornamenten gesellte sich auch noch eine erstaunliche Menge von Inschriften, welche sich längs der Friese hinzogen, die Bogen Fenster und Nischen umwanden oder auf einzelnen symmetrisch gestellten Medaillons angebracht waren und, ganz

nach der Art der übrigen Zieraten behandelt, sich dem ungeübten Auge als Arabesken darstellten.

„Sehr erhöht und bis zum Blendenden gesteigert wurde endlich der Eindruck des Glanzes, den alle diese Ornamente hervorbrachten, durch eine ebenso reiche wie geschmackvolle Bemalung. Über alle Räume des Palastes war die höchste Farbenpracht verschwenderisch ausgeschüttet. In der Höhe herrschten wegen der kräftigeren Wirkung Karminrot, Gold und Blau vor, weiter nach unten fand sich auch Violett, Purpur, Orange. Selbst die weißen Marmorplatten des Fußbodens waren allem Anscheine nach bemalt.

„Der Hof der Myrten oder des Wasserbeckens empfängt den Reisenden zuerst und begrüßt ihn mit den Worten: ‚Glück', ‚Segen', ‚Ewiges Heil', ‚Gelobt sei Gott für die Wohltat des Islam', die rings von den Wänden herniederleuchten. Ein großes, mit einer Myrtenhecke umgebenes Bassin in seiner Mitte spiegelt die von Pfeiler zu Pfeiler gespannten Bogen, den Mosaikschmuck der Nischen und den durchbrochenen, schimmernden Stuck der Wände zurück. Nur die schmalen Seiten des Hofes haben Arkaden, und zwar trägt die Säulenreihe rechts neben dem Eingang noch eine zweite Galerie, woraus sich schließen läßt, daß der von Karl V. hier niedergerissene Teil des Palastes zwei Stockwerke enthielt. An der Nordseite des Myrtenhofes liegt der gewaltige Comaresturm; den vorderen Raum des Turmes nimmt die Halle des Segens ein; mehrfach an den Wänden wiederholen sich die Worte der 61. Sure: ‚Hilfe kommt von Gott, und der Sieg ist nahe. Verkünde diese frohe Botschaft den Gläubigen!' In der ganzen herrlichen Halle läßt sich kein zollbreiter Raum entdecken, der nicht von Ornamenten strotzt. Es ist, als hätten Genien den Stein gestickt, ihn wie einen Teppich gewebt, wie die feinsten Spitzen gehäkelt. — Weiter folgt eine prachtvolle Kubba, d. h. ein mit einer Kuppel überdeckter Saal, der jetzt gewöhnlich ‚der Saal der Gesandten" genannt wird. In dieser, der eigentlichen Thron- oder Audienzhalle, deren Balkonfenster über dem steilen Flußtale des Darro schweben und Aussichten von unbeschreiblicher Schönheit darbieten, herrscht geheimnisvolles Halbdunkel und bricht sich dämmernd an den reich gemusterten Wänden, deren zackenförmig hin- und herschießende Lineamente jedes Versuchs einer Schilderung spotten. Die Dicke der Mauern ist erstaunlich und verleiht den neun reich dekorierten Fensternischen, welche drei Seiten des Saales einnehmen, das Aussehen von kleinen Gemächern. Noch höher zittert Licht durch eine Reihe kleiner Bogenfenster herein, und über ihnen erhebt sich in der Gestalt eines ausgehöhlten Pinienzapfens, in zahllose kleine Gewölbe und Zellen gebrochen, der Zedernholz-Plafond, von dessen unterem, an die Saalwände anschließendem Rande Gewinde von Stuck gleich Kristallzapfen einer Tropfsteinhöhle herabhängen.

„Der in Romanzen gefeierte Löwenhof ist ein längliches, von einer Säulenhalle umgebenes Viereck. Um einen Begriff von

seinem ehemaligen Glanze zu bekommen, muß man ihn in Gedanken mit dem nun großenteils erloschenen Farben- und Goldschmuck, mit allen schimmernden Azulejos der Wandsockel und den bunten, vielleicht vergoldeten Fliesen des Daches wiederherstellen, welche nun durch gewöhnliche Ziegel ersetzt sind. In der Mitte des Patio ruht auf zwölf marmornen Löwen ein großes Marmorbecken, das mit den durch den ganzen Palast laufenden Wasserleitungen in Verbindung steht und eine hohe Fontäne emporsendet, deren niederfallender Strahl dann wieder aus dem Rachen der Träger hervorströmen konnte. Marmorsäulen von höchster Schlankheit und mit Kapitälen, deren immer neue und immer andere Formen von der nie versiegenden Erfindungskraft der arabischen Künstler zeugt, tragen teils einzeln, teils in gekoppelter Stellung die Arkaden, welche den Hof umgeben. — Die Nordseite des Löwenhofes birgt die Perle des ganzen Palastes, eine Kubba, welcher man, entweder nach den beiden Bettnischen zu ihren Seiten oder nach zwei in ihren Fußboden eingelegten Marmorplatten, den Namen ‚Saal der zwei Schwestern' beigelegt hat. Schon die Türen von Zedernholz, einst vergoldet und bemalt, sind in dem Reichtum und der Feinheit des Schnitzwerks das Vollendetste, was man in dieser Art kennt. Das Innere des Saales aber übertrifft in der Fülle des Mosaikschmuckes und der Wandverkleidungen alle anderen Räume des Schlosses. — In überraschender Weise drängt sich hier wie im Myrtenhofe die Wahrnehmung auf, daß eine Erinnerung an das Beduinenleben die Anlage dieser Höfe mit ihren Brunnen oder Teichen und den umliegenden Säulengängen geleitet habe. Wie die Phantasie der arabischen Dichter mit Vorliebe in die Wüste zurückschweifte; wie die Inschriften des Gesandtensaales, welche den kühlen Wassertrunk als das höchste Labsal anpreisen, statt zu den Bewohnern des quelldurchrauschten Granada zu denen der brennenden Sandflächen des Orients zu reden scheinen, so schwebte ihren Architekten das Bild des abendlichen Rastens um die Zisterne vor; sie schufen das Zeltlager zum Palaste um. An die Stelle der Stangen traten leichte Säulen, die buntgewirkten Teppiche, welche die Zelte orientalischer Fürsten bekleideten, wurden in den gemusterten Wandflächen, dem durchbrochenen Stuck an der oberen Vorderseite der Arkaden, den wie Fransen oder Quasten herniederhängenden Wölbungen nachgebildet. Der rauschende Brunnen in der Mitte aber, dessen Fluten sich sprudelnd durch alle Säle ergießen, der klare, von Grün und Duftgesträuch umgebene Wasserspiegel mußte die Quelle in der Oase vorstellen. Jedoch nicht eine irdische, eine weltentrückte himmlische Ruhestätte sollte die Alhambra sein; deshalb ihre Lage auf steilem Felsenhaupt, wohin kein Ton vom Lärm der Erde emporsteigt, wo kein Dunst die kristallene Klarheit der Luft trübt, und von der Flammenkuppel des Äthers ein Licht wie aus dem höchsten der sieben Himmel herabströmt."

4. In den Huertas.*)

Die östlichen Küstenlandschaften Spaniens von Malaga an bis hinauf nach Katalonien sind von Natur ein regenarmes Wüstengebiet, dem erst die maurische Herrschaft durch die Einführung der künstlichen Berieselung des heißgebrannten Bodens mit Hilfe der Wässer der Gebirge ihre heutige Pracht und ihren Reichtum verliehen haben. Sobald die Flüsse vom spanischen Hochlande in die Küstenebene treten, werden sie abgefangen, in viele Wasseradern aufgelöst, wie man einen Strick in Fäden und Fädchen zerdröselt. Die Wasserfäden breiten sich sonach fächerförmig über den dürren Boden aus und befeuchten ihn, daß er Fruchtland wird. Ein solches künstlich berieseltes Gartenbaugebiet heißt dann als Gesamtheit eine Huerta. In ihrer Mitte liegt gewöhnlich eine größere oder kleinere Stadt, und rings um sie eine große Zahl Dörfer, Weiler, Gehöfte. Zahllose Schöpfräder, Norias genannt, werden von Menschen und Tieren in Bewegung gesetzt, um das Wasser auf höhergelegenes Gelände zu heben. So wird es möglich, daß im Valencianischen Gebiete folgende Wirtschaftsmethode innegehalten werden kann: man baut eng hintereinander in einem Jahre Hanf, dann Bohnen, hierauf Getreide und endlich Mais, letzteren noch bis zum Oktober des nächsten Jahres; vom Oktober bis März im dritten Jahre läßt man dem Boden Ruhe, und dann beginnt dieselbe Fruchtfolge, die einen zweijährigen Turnus darstellt.

Schon im 13. Jahrhundert wurde das Gebiet in solcher Weise kultiviert und unter den beteiligten Landleuten eine Organisation eingeführt, die über die Wasserverhältnisse wacht und sich auf ein Gesetz von 1293 stützt. Die Bauern bilden eine Wassergenossenschaft. Aller zwei Jahre halten sie eine Versammlung ab, in welcher eine Junta gewählt wird, die in Wasserangelegenheiten der Regierung nicht unter-, sondern beigeordnet ist. Außerdem findet heute noch alle Donnerstage vormittags 11 Uhr vor einem Kirchenportale in der Stadt Valencia eine Sitzung des Wassergerichtes statt, bei der Verstöße gegen das alte Wassergesetz verhandelt werden, und da dieses Gericht souveräne Gewalt hat, bestraft es die Schuldigen. Während so in der Huerta Weizen, Mais, Reis, Bohnen, Erdnüsse, Luzerne, Hanf, Flachs, Zwiebeln und allerlei Gemüse, Obstbäume aller Art, darunter vornehmlich Orangen und Granatäpfel, ferner Maulbeeren für die Seidenzucht üppig gedeihen, schaut überall das graue, kahle Schuttgeröll und Felsgestein wüstenhaft bleich auf die grüne Fläche der Huerta herab: es ist, als wäre alles Leben in einen großen See von den Bergen zusammengeflossen. Jene Wassergerichte, die die Huertabesitzer aus sich heraus wählen, wachen über den Wasserverbrauch, über die Rieselkanäle. Fleißig wird aller Dünger

*) Nach Georg Wegener, Herbsttage in Andalusien. Berlin 1895 (Allg. Verein f. deutsche Literatur) und Moritz Willkomm, Spanien und die Balearen. Berlin 1879 (Th. Hofmann).

der Städte auf die Felder gefahren, ja auch ausländischer Dung, wie Guano, eingeführt. Wo die Flüsse in der trockenen Zeit versiegen, haben schon die Araber gewaltige Stauseen, pántanos, angelegt, indem sie große Talsperren bauten. Die Huerta von Murcia z. B. verdankt ihre Fülle dem Segura, der 8 km oberhalb der Stadt von den Mauren in einer Felsenge abgedämmt wurde und nun in zahllosen Adern das Land befeuchtet. Ist diese Kultur in ihrer Art und Herkunft afrikanisch, so wird der landschaftliche Eindruck der Oase vollkommen, wenn wir die Huerta von Elche besuchen, die Dattelbau treibt.

Um 11 Uhr vormittags steigen wir bei glühender Hitze in die verstaubt aussehende, mit fünf kräftigen Pferden bespannte Diligence und — „hopp, hopp, hopp ging's fort in sausendem Galopp!" Die 22 km betragende Strecke von Alicante nach Elche ward in bloß zwei Stunden zurückgelegt, und in demselben Tempo ging's tags darauf bis Murcia, woselbst die Diligence schon um 7 Uhr abends eintraf. Die Entfernung von Alicante bis Murcia beträgt aber in gerader Richtung 78 km und auf der sich vielfach schlängelnden und große Umwege machenden Straße gewiß 10 km mehr. Am meisten raste die Diligence durch die Ortschaften hindurch, so daß der schwerfällige Wagen auf dem holperigen Pflaster, zumal wenn er scharf um die Ecke bog, oft hoch emporflog und man sich anhalten mußte, um nicht vom Sitze herabgeschleudert zu werden. Welcher Staub bei so tollem Fahren in jenem sonnendurchglühten, regenlosen Gebiete auf der Straße aufgewirbelt wird, kann man sich denken. Dazu der Höllenlärm, den nach spanischer Sitte der Mayoral und seine Genossen mit Peitschenknallen, Schreien und Fluchen und die Zugtiere mit ihren Glocken und Schellenbändern machen: es könnte einem Hören und Sehen vergehen!

Alicante liegt, wie alle diese Küstenstädte Valencias, hart am Rande der dürren, salzigen Küstensteppe. Das Land ist keineswegs eine einförmige Ebene, sondern ein welliges Terrain, aus welchem gegen Norden und Westen abgesonderte Felsgebirge aufragen. Außer einigen Feigenbaumpflanzungen und Dattelpalmen bei den zerstreuten Caserios mit ihren platten Dächern sind nirgends Bäume zu erblicken, und kaum begreift man, wie in diesen kahlen, dürren Gefilden so viele Menschen leben können; denn jene Gegend ist verhältnismäßig stark bevölkert. Die Getreidefelder liegen in den Vertiefungen und werden durch Schöpfräder oder Norias bewässert. Die Weizenernte ist hier Ende Mai schon vorüber, die Felder waren daher entweder ganz kahl oder mit zusammengesetzten Getreidegarben bestreut, wobei ich erwähnen will, daß die dortigen Bauern das Getreide nicht schneiden, sondern mit der Wurzel ausreißen. Außer Weizen und Gerste wird hier viel Serradella (Ornithopus sativus), Safflor und Anis gebaut. Oft treten aber die öden, mit grauen Salzpflanzen bestreuten Steppengefilde bis dicht an die Straße heran.

Je weiter wir uns von Alicante entfernten, desto afrikanischer wurde die Landschaft. Rechts und links von der Straße zeigten sich erst Palmengruppen, dann ganze Palmenhaine neben blendend weißen, mit wenigen Fensteröffnungen versehenen Caserios, auf deren plattem Dache sich oft ein halbkugeliger Backofen ganz wie bei den maurischen Häusern Marokkos erhob. Allmählich traten zwischen den Palmenhainen, die immer größer wurden, je mehr wir uns Elche näherten, und in denen blühende Granatbüsche den Boden sozusagen als Unterholz bedeckten, Getreide- und Luzernefelder, Oliven- und Johannisbrotpflanzungen auf. In geringer Entfernung zeigte sich nun vor uns eine weit ausgedehnte dichtstämmige Palmenmasse, in welche die Straße einbog — der berühmte Palmenwald von Elche, ein Stückchen Afrika in Europa, eine Datteloase.

Wir konnten uns nicht satt sehen an den Tausenden von schlanken Stämmen mit ihren luftigen Kronen, deren lange, vom Winde leicht bewegte Federblätter durch Aneinanderschlagen ein eigentümliches, dem Säuseln der Luft in Nadel-, besonders Kiefernwäldern vergleichbares Geräusch hervorbrachten, sowie an den glänzend hellgrünen, mit scharlachroten Blumen übersäten Granatbüschen, welche auch hier überall in üppigster Fülle unter dem lichten Schatten der Palmenreihen wachsen. Endlich tauchte vor uns zwischen den auseinanderweichenden Palmenkronen die glänzend blaue, goldgerippte Azulejoskuppel*) der Hauptkirche von Elche auf, und bald darauf rollte unser Wagen in die Stadt hinein, wo er vor der Posada de Tadeo, dem Haltepunkt der Reisekutschen, hielt.

Wir blieben hier und erhielten in dem oberen Stockwerk des Hauses ein zwar höchst einfach möbliertes, aber reinliches und freundliches Zimmer, von dessen Balkonen aus wir zwischen den gegenüberstehenden Häusern hindurch in die Palmenhaine hinausschauen konnten. Die Wirtsleute waren, wie fast überall in der Provinz Valencia, sehr freundlich und zuvorkommend, die Bewirtung ganz vorzüglich, besser als in manchem Hotel der großen Städte und dabei verhältnismäßig billig. Wir waren daher in dieser Posada sehr wohl aufgehoben und bedauerten nur, nicht länger als einen Tag in Elche weilen zu können.

Nachdem wir in dem kühlen „Comedor“ (Speisezimmer) des unteren Stockwerks zu Mittag gegessen, wobei es zum Nachtisch außer Orangen, Mandeln und Rosinen frisch vom Baume gepflückte Datteln gab, wobei uns die in der kleidsamen Landestracht gehende Tochter des Hauses bediente, ein junges Mädchen von großer Schönheit und echt valencianischem Typus, mit griechischem Gesichtsschnitt, prachtvollen dunkeln Augen, üppigem blauschwarzen Haar und sehr hellem Teint, machten wir einen Spaziergang durch die nächsten Palmenhaine und dann durch die Stadt selbst.

Der Dattelpalmenwald der Huerta besteht aus größeren und kleineren viereckigen Gärten, welche von niedrigen Steinmauern oder

*) So benannt nach den Azulejos, den buntfarbigen, glasierten Ziegeln.

von Rohrhecken umgeben sind. Jeder Garten ist wiederum in viereckige Beete geteilt. Jedes Beet pflegt mit reihenweise angeordneten Granatsträuchern oder Granatbäumen bepflanzt zu sein; selten sieht man einzelne Vierecke zum Futterbau, besonders für Luzerneklee, oder für Gemüse und Gartenfrüchte oder gar für Getreide, namentlich Hafer, benutzt. Diese Beete sind von Wegen umgeben und deren Ränder mit je einer Reihe von ziemlich eng gestellten Dattelpalmen bepflanzt, so daß jeder Garten viele sich rechtwinklig schneidende Palmenalleen enthält. Zugleich ist ein jeder längs seiner Umfriedigung mit einer Reihe Palmen gesäumt. Ältere und jüngere Palmen in den verschiedensten Größenabstufungen pflegen durcheinander gemengt zu sein. Junge Palmen haben die längsten und am üppigsten entwickelten, oft 3 m langen Blätter, daher die schönsten Blattkronen, aber auch verhältnismäßig dicke Stämme, weil sich dort die Basen der abgebrochenen Blätter noch nicht abgestoßen haben. Die weiblichen Bäume als die Fruchtträger sind in großer Mehrzahl vorhanden und zeigen sich in allen Stufen der Entwickelung, mit kaum aufgeblühten, mit abgeblühten Kolben und halb- oder ganzreifen Früchten. Die Dattel reift in Spanien sehr langsam und scheint nicht von selbst abzufallen. Die halbreifen Früchte in ihrer goldgelben Färbung verleihen dem Baume ein reizendes Aussehen.

Die Dattelpalme nimmt zwar mit dem magersten Boden vorlieb, beansprucht aber Wasser zu ihrem Gedeihen. Nach einem arabischen Sprichworte will sie ihre Füße in einem Wasserbade, ihr Haupt in einem Feuerbade haben. Die Palmengärten von Elche müssen daher künstlich bewässert werden und sind von einer sehr zusammengesetzten Anlage von Kanälen und Gräben durchschnitten, welche ihr Wasser aus zahllosen Brunnen und Norias, besonders aber aus dem bei Elche vorüberfließenden Rio Vinalapó erhalten. Durch ein riesiges Schleusenwerk wird der Fluß zu einem großen Teich aufgestaut, von wo aus die Kanäle ihr Wasser empfangen. Es ist der unter dem Namen pántano de Elche seit Jahrhunderten in ganz Spanien berühmte Teich, der wie die ganze Kanalisation der Huerta von den Mauren im 9. Jahrhundert angelegt wurde. Das Bett dieses Flusses ist den ganzen Sommer hindurch eine dürre, wasserlose Rambla, weil sein Wasser schon weit oberhalb der Stadt durch Kanäle abgezapft und in die Huerta geleitet wird. In den Gärten läuft längs jeder Palmenreihe eine mit Backsteinen ausgelegte Rinne hin, welche sich um jeden Stamm schüsselartig erweitert und das befruchtende Element von Stamm zu Stamm leitet. Der Anbau der Dattelpalme erfordert daher viel Arbeit, große Aufmerksamkeit und ein nicht geringes Betriebskapital. Von dem Fleiße der Bewohner der Huerta von Elche zeugt nicht nur das treffliche Gedeihen der Palmen, sondern auch die große Sauberkeit der Gärten und die Fruchtbarkeit des an sich kaum ertragreichen Bodens in den mit Granatbäumen und anderen Nutzpflanzen bedeckten Vierecken, welche alljährlich gedüngt werden müssen, um die erwünschten Ernten hervorzubringen. Der mergelig sandige

Boden ist nämlich durchgehends ein salzhaltiger, echter Steppenboden, wie nicht allein das salzig schmeckende Wasser der Gräben, sondern auch die Unkräuter der Palmenhaine beweisen. Außerhalb der Huerta sieht man daher auch wüstliegende, bald mit Steppenkräutern bedeckte, bald fast aller Vegetation bare Gefilde.

Der Palmenwald von Elche, der etwa 100000 Stämme enthalten mag, gleicht daher ganz einer afrikanischen Wüstenoase.

In jedem Palmengarten steht ein Haus, in welchem der Besitzer oder Pächter wohnt, in großen Gärten wohl auch ein stattliches, von Orangenbüschen und Blumenbeeten umgebenes Landhaus. Der Baustil dieser Häuser, welche wie die Häuser der Stadt alle weiß getüncht und mit Azoteas (flachen Dächern) versehen sind, stimmt vortrefflich zu dem afrikanischen Aussehen ihrer Umgebung.

Außer diesen einzelnen Gartenhäusern gibt es auch größere Häusergruppen innerhalb der weit gedehnten Huerta, im ganzen 33 Ortschaften, welche von etwa 10000 Menschen bewohnt sind, deren Haupterwerbszweig der Anbau der Dattelpalme und des Granatbaumes ist.

Die Bewohner der Huerta sind, soweit wir sie auf unserem Spaziergange kennen lernten, freundlich und gefällig und scheinen es gern zu sehen, wenn Fremde ihre Gärten besuchen und ihre Häuser und Palmen abzeichnen. Sie unterscheiden sich in dieser Beziehung vorteilhaft von den mißtrauisch blickenden, verschlossenen und verschmitzten Bewohnern der Huerta von Valencia. Alle Süd-Valencianer und Murcianer haben einen sehr dunkeln Teint, so daß sie, falls sie einen Turban trügen, sehr gut für Mauren gelten könnten.

Elche ist eine große, wohlhabende Stadt von über 10000 Einwohnern mit breiten Hauptstraßen und gut gebauten Häusern. Der Handel mit den Datteln und den gebleichten Dattelwedeln ernährt die Leute. Zu einer gewissen Zeit des Jahres werden die Dattelkronen mit Matten dicht umhüllt, um für das katholische Ostern elfenbeinweiße „echte“ Palmenwedel zu erzielen. Nach spanischer Sitte sind die Häuser mit Balkonreihen versehen. Unter den Kirchen ist die der Himmelfahrt der Jungfrau gewidmete Kollegiat- oder Hauptkirche ein schöner großer, von einer gewaltigen Kuppel und einem weithin sichtbaren Glockenturm überragter Bau. Der Grundriß bildet ein Kreuz, über dessen Mitte sich jene oben erwähnte Kuppel wölbt, die mit glänzend blauen, an ihren acht vorragenden Rippen mit goldgelben Azulejos gedeckt ist, jenen glasierten, bunten Tonziegeln, welche in Südspanien, besonders in Valencia, in eigenen Fabriken verfertigt und außer zu Schmuckdächern zum Auslegen der Zimmerböden benutzt werden. Dergleichen Azulejoskuppeln sind nirgends so häufig, wie im Königreiche Valencia; sie sind zwischen Palmenwipfeln eine charakteristische Zierde der Landschaft.

C. Balkanhalbinsel.

1. Aus Dalmatien. — 2. Am Skutarisee. — 3. Über den Schipka. — 4. Die Ägäis als Wiege der europäischen Kultur. — 5. Athen. — 6. Türkisches Familienleben. — 7. In Konstantinopel.

1. Aus Dalmatien.*)

Dalmatien ist seiner Lage nach eine Art Riviera des östlichen Mittelmeers, die Riviera der Balkanhalbinsel und hat auch an seiner Küste klimatische Kurorte von Ruf, wie z. B. Abbazia und Fiume — andererseits ähnelt es in der Zerrissenheit seiner Küste, dem Inselhofe, der felsigen nackten Küste mit ihren Canali und Bocchen Norwegen mit seinem Skjärgard und seinen Fjorden.

Dalmatien ist ein halbversunkenes Karstgebirge, dessen Kämme als langgestreckte malerische Inseln und Halbinseln von Veglia im Quarnero bis Meleda bei Ragusa das Festland gebliebene, mauerartige Küstengebirge begleiten, das nur von zwei Flüssen, der Cetina aus dem Morlakenlande und der Narenta aus der Herzegowina durchbrochen ist. Das „Isolario“ ist außerdem übersät von einer Unzahl buntgestaltiger, meist unbewohnter Klippen, die hier Scoglien heißen. Sie leiden an Wassermangel, ihre Bewohner verdursten inmitten der unendlichen Meerflut. Die Canali, jene schmalen Meeresarme zwischen den Inseln, stellen versunkene Längstäler dar. Sie setzen sich oft hinter einer Landbrücke in einem Süßwassersee oder einem Überflutungsfelde, einem Polje, tief ins Festland hinein fort. Oft verbinden sich mehrere halb versunkene Täler zu einer phantastisch gestalteten Küstenbucht; die bekannteste und wegen der wunderbaren landschaftlichen Wirkung ihrer Gliederung berühmteste bilden die Bocche di Cattaro.**) In diesen Kanälen und Buchten treten häufig mit starkem Drucke Schlundquellen aus, Süßwasserwirbel, die oft bei der Wasserarmut des Kalklandes als Trinkwasser ausgebeutet werden oder auch maschinelle Anlagen treiben müssen.

Die ganze Küste leidet unter der Gewalt der Bora, eines Fallwindes, der stoßweise mit Riesenkraft von den Karsthöhen herabstürzt und niederreißend und erkältend wirkt. Er fegt die Ackerkrume vom Felsen und reißt die Vegetation los, so daß heute überall das nackte Gebirge auf das Meer herniederblickt, freilich auch so in seinem Formenreichtum und seiner herrlichen Beleuchtung und Beschattung von malerischer Wirkung.

Von Sebenico, einem malerischen Küstenstädtchen, zwischen felsigen Abhängen erbaut, führt eine Fahrstraße hinauf über das zerhackte Kalkland mit seinen grauen, harten Trockenpflanzen und seinen spärlichen aber charaktervollen Wacholderbäumen nach Skardona an der Kerka. Von dort geht es an dem still fließenden Karst-

*) Nach Dalmatien und Montenegro von L. Passarge. Leipzig 1904 (B. Elischer Nachf.).

**) sg. bocca, pl. bocche die „Mäuler“ oder Engen.

flusse, auf dem nur hier und da eine Barke mit Mahlgut zur Mühle fährt, aufwärts: rings wieder die stille Karstöde. Plötzlich ändert sich das Bild, man steht an den berühmten Wasserfällen. Hier stürzt das Wasser über einen der Querriegel des Längsgebirges, hinter dem es sich zu einem stillen See gestaut hat. Dabei ist das Wasser so kalkhaltig, daß fortgesetzt am Rande und weniger reißenden Stellen im Falle Sinterbildungen entstehen, die bei Hochwasser wieder hinweggeschwemmt werden, um wieder sich zu bilden. Im ganzen hat dieser Fluß acht solcher Querriegel zu überwinden. Rings um die Fälle ist frisches Gartengrün, das um so mehr das Auge erfreut, als es oasenartig in der Karstwüste auftaucht: Weiden, Pappeln und Rohr. Der Skardonische Fall rauscht über fünf Terrassen nieder und verschwindet unten in einem siedenden Kessel. In der Mitte ist der Fall am weitesten zurückgewichen und hat eine hufeisenförmige Sturzkante gebildet. Eine Felsklippe teilt inselartig die breiten Wasserströhne. Aus der sinterigen Schwammtiefe aber fließt das Wasser als lebendige Kraft durch zahlreiche Kanäle auf die Räder der Walk- und Mahlmühlen. Mit dem betäubenden Rauschen und Brausen der fallenden Wasser mischt sich das Getöse der Räder und das Stampfen der Walkhämmer. Den Wanderer erfrischt die feuchte gesättigte Luft wie in einem Bade. Eine der Mühlen mahlt Insektenpulver aus dem hier überall trefflich gedeihenden Pyrethrum cinerariaefolium.

Die Bewohner dieser Karstlandschaft sind südslawischen Stammes, sie heißen Morlaken*). In den Küstenstädten wohnen auch zahlreiche Italiener. Die Morlaken sind ein prachtvoller, hochgewachsener Menschenschlag mit kühn geschnittenen Gesichtszügen, ausdauernd und mutig, dabei arm wie der zerrissene Felsboden, der ihnen das tägliche Brot widerwillig und kärglich bietet. Schwarze Augen, dunkelbraunes Haar, das in einem Zopf über den Rücken baumelt, Fes und Turban auf dem Kopfe — eine rauhhaarige, vorn mit blauen, roten und weißen Streifen besetzte Jacke, ein rotes Leibchen mit Silberknöpfchen besetzt, das aber die breite, braune, haarige Brust frei läßt, ein breiter Ledergürtel, in welchem Pistolen und Handschar stecken, blaue türkische Pumphosen mit darübergezogenen weißwollenen Strümpfen, an den Füßen die mit Lederriemen zusammengeschnürten Opanken, die lange, mit einem Steinschloß versehene, türkisch geschäftete Flinte über die Achsel gehängt: das ist der Morlake, das ist der Bewohner des morlakischen Landstriches, und Sinj ist dessen Hauptstadt.

Von Osten her senken sich die Abhänge der Dinarischen Alpen bald schroff abstürzend, bald in wellenförmigen Hügeln, aber immer steinig gegen die Adria. Ihre Spitzen, oft von finsteren Nebelkappen umzogen, im Herbste und Frühjahre schneebedeckt, lugen in das Land, lugen bis in den Hauptplatz des Marktfleckens Sinj. Einige breite, aus festen Quadern erbaute ungetünchte Häuser auf der

*) Von Th. Frank.

einen Seite, ein Franziskaner-Kloster, eine Kirche und zwei kleinere Häuser auf der anderen Seite bilden den Platz, der eigentlich nur eine Erweiterung der von Spalato nach Knin und Verlika führenden Straße ist. Aus einem steinernen Brunnen — einer Seltenheit in Dalmatien — plätschert in eintönigem Laufe frisches, helles, köstliches Quellwasser in ein kleines Bassin; auf der Ostseite des Platzes führt eine steile Straße bergan zu den oberen, terrassenförmig gebauten Häusern, darüber ragt ein mächtiger, steiler Felsblock, auf dessen Spitze die Ruinen eines türkischen Bergschlosses langsam zerfallen. Gegen Süden verläuft die Straße abwärts an einzelnen kleineren Häusergruppen und Morlakenhütten vorbei, und dann eröffnet sich eine weite Aussicht auf die Ebene oder das Tal von Sinj, welches von dem Flusse Cetina durchströmt und von hohen schroffen Bergen ringsum begrenzt wird.

Es ist Sonntag, und die Glocken der Franziskanerkirche, der einzigen Kirche von Sinj, läuten zur Messe. Die Männer gehen einzeln hinein, jeder mit seinem Tschibuk in der Hand, den er ehrerbietig in der Vorhalle der Kirche an die Wand lehnt. Es stehen dort schon ganze Bündel von Tschibuks an den Wänden, und da sie alle gleichmäßig aus einem halblangen Rohre ohne Mundstück und einer braunen türkischen Tonpfeife bestehen, so ist es nicht recht erklärlich, wie die Eigentümer nach der Messe ihre Tschibuks wieder finden können. Vielleicht nimmt sich auch nach der Messe nur jeder, der heraustritt, irgend einen Tschibuk, ohne erst lange nach seinem eigenen zu suchen. Die Weiber und Mädchen betreten in kleinen Gruppen die Kirche und haben ein so scheues, demütiges Benehmen, einen so trippelnden Gang, gehen so zusammengedrängt aneinander, daß sie unwillkürlich an kleine Schafherden erinnern.

Der Morlake ist ein von Natur höflicher Mensch, höflich in seiner Weise. Er spricht niemals von seinem Weibe, seiner Schwester oder sonst von etwas, das ihm gehört, ohne die Entschuldigung „prostite“ vorauszusenden. „Prostite“ bedeutet aber ungefähr soviel als: „mit Respekt zu sagen“ oder „salva venia“. Er sagt also beispielsweise: „Mein Weib — mit Respekt zu sagen — hat gestern auf dem Markte ein Schweinchen verkauft — mit Respekt zu sagen — und dafür sechs Gulden fünfzig Kreuzer gelöst.“ Geht der Morlake in ein anderes Dorf, auf den Markt oder sonst irgendwohin, so sieht man sein Weib niemals an seiner Seite; sie geht demütig fünf oder sechs Schritte hinter ihm oder gar hinter dem Pferde spinnend oder strickend einher, auf welchem er rauchend sitzt. Das Weib ißt nicht mit den Männern an einem Tische. An dem Tische, der mitten in der Hütte steht, verzehren die Männer ihr einfaches Mahl. Sie trinken ihren gewässerten Wein, stopfen ihre Pfeifen, wenn das Mahl beendet, und strecken sich dann zur Sommerszeit rauchend vor der Hütte auf die Erde oder setzen sich, wenn zur Winterszeit die Bora heult, um das Feuer. Während des Essens hat die eine

oder andere der Inwohnerinnen die Männer lautlos bedient, die anderen hocken in einem Winkel der Hütte, bis das Mahl der Männer beendet.

Erst wenn diese aufgestanden, setzen sich die Weiber an den Tisch, um nun ihrerseits die Reste der Speisen zu verzehren.

Ein weißes, bis an die Knöchel reichendes Hemd, dessen Garn sie selbst gesponnen und das sie dann selbst gewebt, ein weißer linnener Unterrock, ein blaues, rotbesetztes Oberkleid aus Schafwolle, das, vorn offen, beinahe die Form eines riesigen Frackes hat, schafwollene Strümpfe und mit Lederriemen befestigte Sandalen, ein rotes Käppchen auf dem Kopfe: so kleidet sich die Morlakin jahraus, jahrein. Ist sie verheiratet, so trägt sie auf dem Kopfe eine Art kleinen hölzernen Fäßchens ohne Boden, über welches sie ein weißes Tuch unter dem Kinne zusammengebunden hat. Übrigens ist die Kleidung der Weiber beinahe in jedem Dorfe eine etwas andere, so daß man aus ihrer Kleidung mit ziemlicher Sicherheit auf das Dorf oder wenigstens auf den Bezirk schließen kann, welchen sie bewohnen. Ist Sonntags die Messe in der Franziskanerkirche zu Sinj beendet und verläßt das Volk die Kirche, so ist es ein gar farbenreiches Bild, das sich dem Beschauer darbietet. Das wimmelt blau, rot, weiß, grün, gelb und schwarz durcheinander aus der Kirche heraus, bis sich die Gruppen teilen und heimwärts in die oft stundenweit in den Gebirgen liegenden Dörfer ziehen.

Jahre, viele Jahre werden allerdings vergehen, bis es möglich sein wird, in diesen Gebirgsgegenden allenthalben Schulen zu errichten, Lehrer für die Schulen zu finden und es dahin zu bringen, daß alle Kinder auch die Schulen besuchen. Denn es ist ein gar armes Land, diese Morlakei, entwaldet, felsig, wenig bevölkert, wasserarm. Der Morlake hängt, wie vielleicht keine Nation in dem weiten, vielsprachigen Österreich, an den ererbten Sitten und Gebräuchen seiner Vorväter. Wie diese das Schaf schoren, die Wolle spannen und färbten, den Mantel und die Jacke daraus schnitten, so tut er es heute noch; wie die Großväter das Feld bearbeiteten mit einem Pfluge, an dem kein Eisen, mit einem dürren Reisigbündel als Egge und einer Bespannung, die aus Ochsen, Kühen, Pferden und Eseln gemischt war, so pflegt er es auch heute noch; wie der Urgroßvater in barbarisch-türkischer Weise sein Weib behandelte als ein Wesen, das tief unter ihm stand, so läßt heute noch der Morlake sein Weib die schwersten und gröbsten Arbeiten verrichten, und wenn er von ihr sprechen muß, so tut er es nie, ohne beizufügen: „prostite“.

Der Morlake lebt fast im Naturzustande wie das Tier des Feldes. Seine steinerne Hütte hat meist nur Öffnungen, aber keine Fenster und Türen, die sie verschließen. Der Erdboden ist sein Bett. Seine Ziegen und sein Maisfeld müssen ihn nähren; im Herbste nur, wenn die Ziegenschläuche mit Wein gefüllt sind, betrinkt er sich. Ist Nahrung nötig, so arbeitet er notgedrungen so viel, als

nötig ist, oder er bettelt. Früher plünderte er in solchem Falle die Post oder die Reisenden aus, das ist ihm unter der österreichischen Herrschaft nicht mehr möglich. Die Furcht vor der weltlichen Strafe, besonders der Freiheitsentziehung, hat sogar die seit Homers Zeiten übliche Blutrache fast beseitigt. Schön sind die Volkslieder dieser Barbaren, voller prächtiger Bilder, voller poetischer Empfindung.

2. Am Skutarisee.*)

Der Skutarisee stellt sich mit seinen farbenprächtigen Strandbildern den schönsten Istriens und Dalmatiens würdig zur Seite und kann mit Recht die Perle Montenegros genannt werden. Er umfaßt jetzt ein Gebiet von etwa 350 qkm. Er war aber einst viel größer und weiter; er endete bei Podgorica, der volkreichsten Stadt der Tschernagora. Aber die Erosion durchnagte immer tiefer die sperrenden Riegel klüftigen Kalkes, die die Wasserfläche stauten; er wurde an zwei Stellen, am Bojana- und am Kiriaustritt, durchbrochen, und die tosenden Wellen fanden einen Ausweg zur Adria. Damit sank der Seespiegel und ein breites Polje, ein Seeboden wurde bloßgelegt, durch den die Rijeka und Moratscha ihren Weg zum verkleinerten Stausee suchten. In den trockenen Monaten hielten sich Zufluß und Abfluß die Wage; zur Schnee- und Regenzeit aber traten regelmäßig Überschwemmungen ein, weil die schmalen Ausgänge die gewaltige Zufuhr nicht mehr bewältigen konnten. Das ist für viele dieser Karstbecken charakteristisch. Mehr und mehr staute die Wassermasse wieder rückwärts, und Vranina wurde zwischen 1200—1233 zur Insel. Als 1858/59 der Drin seinen Lauf änderte und in die Bojana einmündete — Strom gegen Strom — da verstopften seine Ablagerungen den ungenügenden Auslaß des Sees noch mehr, und seitdem stieg er wieder, so daß fruchtbare Felder und Ortschaften unter Wasser gesetzt wurden, wenigstens für die wasserreiche Winterzeit.

Tief ist der See nirgends, am Westrande finden sich die größten Tiefen, an keiner Stelle über 8—10 m.

An einem drückend heißen Septembertage ging unser Gewährsmann, die Berge Altmontenegros zur Rechten, die Albanesischen Alpen zur Linken, durch die Ebene von Podgorica nach Süden. Die Vorberge, Reste alter Sperrketten des Sees, sind auf türkischer Seite mit Festungen gekrönt. Eine lange Bogenbrücke führt über die jetzt wasserlose Cijevna. In den Dörfern wohnten mehr Albanesen als Montenegriner. Sie brachten auf Karren mit knarrenden Holzscheiben als Rädern ihre Ernte ein. Die Gerölle schwanden, der Humusboden nahm zusehends zu. Das Polje bildete ein wogendes Meer von Wiesen und Maisfeldern. Obstbäume, Maulbeerbäume und Pappeln schlossen sich zu kleinen malerischen Gruppen zusammen. Dichte Hecken aus Brombeerranken, wildem Wein, Weiß-

*) Nach Kurt Hassert, Reise durch Montenegro. Wien 1893 (A. Hartlebens Verlag).

dorn umgaben Äcker und Häuser mit lebendigen Mauern. Abzugsgräben entwässerten das Land, das nirgends mehr die Felsunterlage unter dem dicken Fruchtboden erkennen ließ.

Auch die geröllgefüllte Bettmulde der Moratscha hat nur wenig Wasser und doch ist sie zur Regenzeit ein majestätischer Strom. Unter Gewittergüssen erreichte der Reisende den Festungskegel von Sabljak. Plötzlich ist in den Gebirgswall, der die tischglatte Niederung abschließt, eine fast kreisrunde Lücke geschnitten; sumpfige Wiesen umsäumen eine tiefgrüne Wasserfläche, den oberen Karstsumpf. Ein Skutarisee im kleinen; er wird gespeist von dem Sinjakbache und steht durch einen unbedeutenden Wasserfaden, die Karatuna, in Verbindung mit dem großen See. Auf dem türkischen Friedhofe weidet das Vieh. Die Gebäude des Ortes Sabljak zeigen schon türkische Bauart. Von der wohlerhaltenen Feste bot sich eine umfassende Rundsicht, vom Lovdschen mit seiner Peterkapelle bei Cetinje bis über den leuchtenden See nach Skutari.

Eine Londra, eines jener schmalen vorn und hinten zugespitzten Boote, brachte den Reisenden auf der Karatuna durch den Sumpfgürtel in den Skutarisee.

„Leicht kräuseln sich seine Wellen im flutenden Sonnenlichte. Silberglänzende Fische schnellen blitzschnell aus dem blauen Wasser. Kleine Kähne und große Londras werden sichtbar. Vorspringende Kaps lassen uns den See noch nicht in seiner Gesamtausdehnung überschauen; vielmehr rudern wir in einer schmalen Straße hin, die von schroffen Gebirgsketten und nackten Inselleibern eingerahmt und von einem wirren Überzuge grüner Sumpfpflanzen, zahlloser Wassernüsse und gelber oder weißer Seerosen noch mehr eingeengt wird. Gerade vor uns aber ragen stolz die imposanten Felskegel von Vranina auf, und ein kleines, in den Wogen fast verschwindendes Eiland, Lesendra, das eine drohende Festung trägt, schmiegt sich ängstlich an ihren Fuß.“

Vranina ist die größte Seeinsel. Nur Lesendra und das Gefängniseiland Grmodschur sind auch noch bewohnt. Auf dem wild verkarsteten und stellenweise mit zerrissenen Karrenfeldern überzogenen Kalkgipfeln von Vranina sind Feldschanzen aus Steinen errichtet, hinter denen einst die Türken das Eiland verteidigt hatten. Von dort oben übersieht man den Skutarisee nach allen Seiten: „Jede Bucht, jede Klippe hob sich scharf aus der stahlblauen Wasserfläche ab, und bis zu den starren Gebirgen Albaniens und des Kutschilandes lag die weite Ebene vor uns. Als eine stattliche Hochgebirgskette stieg das Küstengebirge auf, und zum ersten Male blickte ich in die vor Fruchtbarkeit strotzenden Fluren der Crmnica hinab. Ein viel gewundener Fluß durchschnitt die grünen Wiesen, und aus lichtem Laubwalde schimmerte das Städtchen Virbazar hervor. Dort grüßten der scheinbar eng mit der Hinterwand verwachsene Festungsberg von Sabljak und der in blauen, grünen und braunen Farbentönen schillernde Gornje Blato herüber, und im Süden

erhob sich das weiße Kastell von Skutari, hinter dem sich finster und drohend die Berge jenseits des Drin auftürmten."

Ein kleines Kloster war am Fuße erbaut worden. Vom Dorfe aus, dessen abgezehrte, vom Sumpffieber geplagte Bewohner meist Seefischer waren, ging andern Tags die Londra nach Virbazar. Ein kleiner Raddampfer einer montenegrinischen Gesellschaft kam in Sicht. Er fährt zwischen Rijeka, Virbazar, Plavnica und Skutari. Am jenseitigen Ufer, das einem Wiesenplane glich, „tummelten sich zahlreiche Herden, und Reiher, Pelikane, Störche, Wasserhühner, Wildenten und andere Wasservögel suchten ihre Nahrung im mannshohen Röhricht. Der See ist auch ein beliebter Rastort für die nordeuropäischen Wandervögel. Über den plätschernden Wellen zogen gefräßige Möwen ihre Kreise und schossen gewandt herab, wenn ihr scharfes Auge einen Fisch erspähte, an denen der Skutarisee überreich ist. Man wird nicht müde, dem lustigen Spiele der stummen Geschöpfe zuzuschauen, und erstaunt über die Tausende der größten und schwersten Aale, Hechte, Karpfen, Forellen, Schleien usw., die täglich auf dem Basar von Skutari verkäuflich sind. Am wichtigsten von allen ist die Scoranze, ein sardellenartiger Fisch, der zur Herbstzeit seeauf zieht, um in den breiten Strömen zu überwintern. Sein Fang gilt als ein Volksfest und wird durch einen feierlichen Gottesdienst eingeleitet, der wohl am sinnigsten den ungeheueren Wert und die mit dem Erscheinen des kleinen Fisches verknüpften Hoffnungen zum Ausdruck bringt. Vermag man doch an einem Tage nicht selten 15—20 der größten Londras mit den Unmassen der Scoranzen zu füllen!"

Die Fahrt ging am steilen Westufer hin. Felsklippen mit gelbbraunen Schmutzstreifen, die das Hochwasser anzeigten, lagen im See; Gras, Glockenblumen, Brombeer- und Weidengestrüpp überwucherte die Kalkbänke; sie waren unbewohnt, nur auf Muridsch und Moratschnik stehen spärliche Kirchenruinen. Unser Reisender wäre gerne bis Skutari gerudert, doch seine Montenegriner fürchteten sich, da sie einige Arnauten auf dem Gewissen hatten und der Blutrache wegen sich nicht weiter getrauten.

Er übernachtete deshalb bei einem treuherzigen, montenegrinischen Albanesen im Dorfe Muridsch. Er war wie die übrigen Dorfbewohner Muselmane und übte auf die freundlichste Art Gastlichkeit. Nun fuhren drei Albanesen die Londra bis zur Grenzinsel Gorica Topal, dann quer gegen das verrufene jenseitige Ufer, endlich zurück nach Muridsch, wo der gastfreie Dorfhäuptling Omer Ali ein türkisches Mahl aus fettem Pilav und Reisbrotkuchen präsentierte, Zigaretten anbot und ein Deckenlager bereiten ließ.

Am anderen Morgen ging es an der Moschee von Muridsch hinaus auf das Karstgebirge, Antivari an der Adria zu. Bald lag der blitzende Spiegel des großen Karstsees mit seinen weißen Inselklippen hinter den Reisenden, und in der Ferne verschwammen im Dunste die firnbedeckten Alpen Albaniens.

3. Über den Schipka.*)

Was für ein wunderschönes Land ist doch dies Bulgarien im Frühlinge! Alles ist grün, die Wände der tiefen Täler sind mit Linden und wilden Birnbäumen bestanden, breite Wiesen fassen die Bäche ein, üppige Kornfelder bedecken die Ebene, und selbst die weiten Strecken unangebauten Landes sind mit reichem Graswuchs geschmückt. Die vielen einzeln stehenden Bäume geben der Gegend einen besonderen Reiz und zeichnen ihre dunkeln Schatten auf den lichtgrünen Teppich ab. Die Niederung der Donau erinnert lebhaft an die Dessauer Gegend; die Dörfer sind selten, aber groß; denn in einzelnen Gehöften zu wohnen ist noch ein Wagnis. Schon wagen die Glocken wieder ins Land zu erschallen und Kirchtürme sich wieder in die blaue Luft zu erheben. Bulgarische Kirchen sind oft elende Hütten. Als ich vor anderthalb Jahren (1835) durch den Balkan reiste, übernachtete ich in einer. Im Hofe neben dem Büffelstall stand eine Art Schuppen, etwa 10 Fuß lang und breit; das Strohdach war so niedrig, daß man kaum darunter aufrecht stehen konnte; alles Licht kam durch die Tür. An der hinteren Wand hing ein großes Wachstuch mit unzähligen Heiligenbildern: diese, ein paar Leuchter und ein Stück Teppich bildeten die ganze Ausstattung des Innern. Das war die Kirche des nicht unbedeutenden Dorfes Gassabeilen. Hier um Tirnowa herum, in den Vorbergen des Balkans, sind die Dorfbewohner zumeist Christen, in der Nähe der Donau vorwiegend Türken. Gegen Mittag kamen wir in Tirnowa, der alten bulgarischen Königsstadt, an . . . Ich habe nie eine romantischere Lage als die dieser Stadt gefunden; ein enges Gebirgstal, in welchem die Jantra sich ihr tiefes Felsbett zwischen senkrechten Sandsteinen gewühlt hat und wie eine Schlange in den seltsamsten und kapriziösesten Wendungen fortfließt. Die eine Wand des Tales ist ganz mit Wald, die andere ganz mit Stadt bedeckt. Mitten im Tale erhebt sich ein kegelförmiger Berg, dessen senkrechte Felswände ihn zu einer natürlichen Festung machen; der Fluß schließt ihn ein wie eine Insel, und er hängt mit der übrigen Stadt nur durch einen 2000 Fuß langen und 40 Fuß hohen natürlichen Felsdamm zusammen, der aber nur breit genug für den Weg und die Wasserleitung ist. Ich habe eine so abenteuerliche Felsbildung nie gesehen. Bei Gabrowa stößt die von Plewna kommende Straße auf die von Tirnowa her und vereint übersteigen sie nun den Balkan im Schipka-Paß, der fast so hoch wie der Brenner in den Alpen ist (1334 m). Westwärts vom Sattel steigen die Gipfel bedeutend an und sind jetzt noch im Mai mit Schnee bedeckt. Die Straße ist in jammervollem Zustande und gleicht mehr einem Saumpfade. Auf der Höhe des Kammes hat man eine weite Aussicht über das Hügelland von Bulgarien und eine noch schönere auf der

*) Nach den Reisebriefen des Grafen von Moltke. S. 134. Berlin 1877.

rumelischen Seite in das reizende Tal von Kasanlik. Wie eine Landkarte liegen die Felder, Wiesen und Dörfer da, die weißen Wege und die Bäche, deren Lauf an prächtigen Bäumen kenntlich ist; jenseits erhebt sich eine andere, aber niedrigere Bergkette, und das Ganze erinnerte mich lebhaft an das schöne Hirschberger Tal, vom Kynast aus gesehen.

Der südliche Abhang des Balkan fällt jäh gegen die Ebene hinab; in weniger als einer Stunde erreichten wir auf der für den Großherrn neu erbauten Straße das Dorf Schipka (625 m), am Fuße der Bergkette. Der Balkan ist als Bergkette an und für sich kein solch bedeutendes Terrainhindernis, als wir gewöhnlich glauben; aber in diesem dünn bevölkerten Lande ist kaum die Ebene, weit weniger das Gebirge angebaut, da gibt es keine Hämmer, Schmelzhütten, Mühlen und Fabriken wie bei uns. Weil aber keine Ortschaften, so sind auch keine Wege vorhanden, und dadurch gewinnen die wenigen Straßen, die fahrbar sind, eine große Bedeutung.

Schon von fern entdeckten wir ein Wäldchen von riesenhaften Nußbäumen, und in dem Wäldchen erst das Städtchen Kasanlik. Selbst die Minaretts vermögen nicht über die Berge von Laub und Zweigen hinauszuschauen, unter welchen sie begraben liegen. Der Nußbaum ist gewiß einer der schönsten Bäume der Welt; ich habe mehrere gefunden, die ihre Zweige wagrecht über einen Raum von 100 Fuß im Durchmesser ausbreiteten; das überaus frische Grün der breiten Blätter, das Dunkel unter ihrem gewölbten Dache und die schöne Vegetation rings um den Stamm, endlich das Rauschen der Bäche und Quellen, in deren Nähe sie sich halten, das alles ist wunderschön, und dabei sind sie die großen Paläste, in denen wilde Tauben und Nachtigallen hausen. Von dem Wasserreichtum dieser Gegend kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Ich fand eine Quelle am Wege, die 9 Zoll stark senkrecht aus dem Kiesgrund emporsprudelte und dann als kleiner Bach davoneilte. Wie in der Lombardei werden alle Gärten und Felder täglich aus dem Wasservorrat getränkt, welcher in Gräben und Rinnen dahinrauscht. Das ganze Tal ist das Bild des gesegneten Wohlstandes und der reichsten Fruchtbarkeit, ein wahres gelobtes Land; die weiten Felder sind mit mannshohen, wogenden Halmen, die Wiesen mit zahllosen Schaf- und Büffelherden bedeckt. Dabei hängt der Himmel voll dicker Gewitterwolken, die sich um die Schneegipfel der Berge auftürmen und die Fluren von Zeit zu Zeit begießen; zwischendurch funkelt die glühende Sonne, um sie wieder zu erwärmen; die Luft ist von Wohlgerüchen erfüllt, und das ist hier nicht bildlich, wie gewöhnlich in Reisebeschreibungen, sondern ganz buchstäblich zu nehmen. Kasanlik ist das Kaschmir Europas, das türkische Gülistan, das Land der Rosen; diese Blume wird hier nicht wie bei uns in Töpfen und Gärten, sondern auf den Feldern und in Furchen wie die Kartoffel gebaut. Nun läßt sich wirklich nichts Anmutigeres denken als solch ein Rosenacker. Wenn der Dekorations-

maler dergleichen malen wollte, so würde man ihn der Übertreibung anklagen. Millionen, ja viele Millionen von Zentifolien sind über den lichtgrünen Teppich der Rosenfelder ausgestreut; und doch ist jetzt vielleicht erst der vierte Teil der Knospen aufgebrochen. Nach dem Koran entstanden die Rosen erst während der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten, und zwar die weißen aus seinen Schweißtropfen, die gelben aus denen seines Tieres, die roten aus denen des Gabriel; und man kommt in Kasanlik auf die Vermutung, daß wenigstens für den Erzengel jene Fahrt sehr angreifend gewesen sein muß. Die Rose = Gül würde mich jetzt auf die Nachtigall = Bülbül leiten, wenn ich nicht fürchtete, mich gar zu sehr ins Poetische zu verlieren. Ich will daher nur noch bemerken, daß man hier die Rosen nicht nur sieht und riecht, sondern auch ißt; eingemachte Rosenblätter sind in der Türkei eine sehr beliebte Konfitüre und werden mit einem Glase frischen Wassers morgens vor dem Kaffee genossen. In Kasanlik wird auch Rosenöl gewonnen, auf das man hohen Wert legt. Es ist selbst in Konstantinopel schwer, sich dieses Öl unversetzt zu verschaffen, was schon daraus zu entnehmen ist, daß dort die Drachme 8, hier an Ort und Stelle aber 15 Piaster kommt. Ich hatte mir einen Vorrat Rosenöl mitgenommen, und da ich genötigt war, einen Tag mit der Flasche in der Tasche zu reiten, so duftete ich auch acht Tage wie ein Rosenstock.

Seitdem Moltke diese prächtige, gegenständliche Schilderung schrieb, die im Leser ein deutliches Bild der Landschaft zurückläßt, haben sich die politischen Verhältnisse am Balkan wesentlich geändert, und der Name Schipka ist durch die berühmte Verteidigung der Paßhöhe durch sechs russische und vier bulgarische Bataillone unter den Generalen Stoletoff und Derozinski gegen den übermächtigen Ansturm Suleiman Paschas in den heißen Augusttagen des Jahres 1877, durch den fruchtlosen tollkühnen Ansturm des türkischen Regiments der Geweihten, die auf den Koran den Eid geschworen hatten, die russische Stellung zu nehmen oder unterzugehen, im September desselben Jahres — weltbekannt geworden. Heute dient die Schipkastraße friedlichem Verkehr: die landesüblichen Büffelgespanne ziehen langsam an dem Sweti Nikola, der beherrschenden Bastion des Sattels, vorüber in die rosenduftende rumelische Ebene hinab.

4. Die Ägäis als Wiege der europäischen Kultur.*)

Zwischen Kleinasien, der Balkanhalbinsel und der breitvorgelagerten Insel Kreta liegt das Einbruchsmeer der Ägäis mit seinen Aus- und Zugängen zum Pontus Euxinus wie zum östlichen Mittelmeerbecken, eine inselbedeckte viereckige Meerflur, ein Mittelmeer im Mittelmeer.

*) Von J. G. Kohl.

Die Inseln sind alle bergig und steilufrig, viele vulkanischen Ursprungs und daher fruchtbar und reich an überraschenden Naturreizen. Ein glänzender Himmel, der sich auch in dem milden Winter wenig trübt, wölbt sich über ihnen, und die Sommerhitze ist durch die Seeluft gemildert. Sie bieten gute Anbauflächen für Trauben, Oliven und Zitronen u. a. m., und ihre Häfen sind sicher und bequem. Und die Küsten des Festlandzirkels umher sind reich gegliedert, und ihre tiefen Buchten gewähren der Schiffahrt weiten Zugang ins Innere des Landes und vorzüglichen Schutz.

Recht wohl könnte man das gesamte Griechenland ein Europa im kleinen nennen. Wie Europa durch seine vielfache Gliederung, seine wunderbare Verkettung des Flüssigen und des Festlandes allen anderen Erdteilen überlegen ist, so Griechenland dem übrigen Europa. Und wie die europäischen Völker, nachdem sie einmal erwacht waren, es allen anderen Völkern der Welt in Schiffahrt, Handel, Verkehr, Kultur und Wissenschaft zuvortun mußten, so war, scheint es, das Ägäische oder griechische Meer von Haus aus dazu bestimmt, die erste Wiege und Schule dieser europäischen Tatkraft und Blüte zu werden.

Wann und wie sich die erste menschliche Bevölkerung in dieses wundervolle Becken, über jene anmutigen Inseln und Halbinseln ergoß, ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Doch scheint aus der Sprache der Hellenen so viel ersichtlich, daß sie und ihre Stammväter oder Vorfahren, als welche man die Pelasger zu nennen pflegt, aus Osten, aus Asien gekommen sein müssen und dem großen indogermanischen Völkerstamm angehörten, der unserem Europa alle seine vornehmsten und geistreichsten Völker gegeben hat. Ihre Sprache zeigt sie uns innig verwandt mit den keltischen, romanischen, germanischen und slawischen Völkern. Wie diese, so haben die Griechen ihre Ur- und Herzwurzeln am Himalaya.

Unter welcher Anführung, unter welchen näheren Umständen und Begebenheiten sich die Altvordern der Hellenen, die sogenannten „Pelasger", von dort ablösten, wie sie sich schon in dieser ihrer Urzeit hervortun mochten, wie sie sich nach ihrer neuen Heimat durchschlugen — dies alles hat uns niemand so genau überliefert, wie z. B. ein Moses die ersten Anfänge und Ursprünge der Israeliten. Gerade die beiden Völker, welche im Altertum die größte Bildung und Bedeutung errangen, die Griechen und Römer, teilen das Schicksal, daß über ihre Urgeschichte und über die frühesten Bewohner ihrer Länder noch größere Ungewißheit herrscht, als über manche andere, minder gebildete Rassen, und dies ist zum Teil eine natürliche Folge eben ihrer frühzeitig gereiften Kultur und Blüte, die alles Vorgefundene und von alters dagewesene Barbarische verdunkelte, überstrahlte, verachtete und bald in Vergessenheit brachte. Wir können nur sagen, daß die „Pelasger" ein von vornherein trefflich beanlagtes Geschlecht gewesen sein müssen, das in ein Vaterland, in ein Haus eingeführt wurde, welches zur Entwicklung

solcher trefflichen Grundeigenschaften so günstig wie möglich eingerichtet war, nämlich in jenes bunt gestaltete Einbruchsbecken des Ägäischen Meeres, das wir soeben charakterisierten.

Trotz dieser Gunst und Gaben scheint es nichtsdestoweniger, daß auch bei den Griechen, wie bei manchem anderen europäischen Volke, die zündenden Funken von außen kommen mußten. Die Mythen der Helden weisen auf Einwanderungen hin als auf solche Ereignisse, welche ihnen die Anregungen zum sittlichen Leben gaben, auf eine aus der Fremde kommende Lehrerin des Ackerbaues, die Demeter, welche die Ehe stiftete, den Feigenbaum nach Griechenland brachte, wie Minerva den Ölbaum, — auf einen ausländischen Prometheus, der den Griechen die mit Feuer betriebenen Künste lehrte. Selbst den Gebrauch des Eisens empfingen sie aus der Fremde. Die Einführung des Pferdes, der Kunst des Spinnens und Webens wurde dem Poseidon, dem Gotte des Meeres, zugeschrieben, d. h. wohl nur: sie kamen übers Meer zu dem noch unkundigen Inselvolke. Ebenso gelangten zu ihnen zu Schiffe aus Phönizien und Ägypten durch Kadmos, Danaos, Pelops die ersten Gesetzgeber, Staatengründer und die Erbauer von Burgen und Städten, ein großer Teil ihrer Götternamen, ihrer religiösen Fabeln und Satzungen.

Alle Anfänge der Gesittung brachten den Griechen Schiffer und Handelsleute zu; ihre Kultur war mit einem Worte aus dem Meere geboren. Der Lage und Beschaffenheit des Landes gemäß wuchs sie dann auch bei ihnen durch Hilfe des Meeres weiter. Schon frühzeitig wurden die Griechen selbst ein Volk von Seefahrern und Handelsleuten. Nach dem großen Gotte des allumfassenden Himmels, dem eingeborenen Zeus, war Poseidon, der Gott der Gewässer und Winde, bei ihnen der zweite. Er waltete über ihre Schicksale mächtiger und eingreifender als die anderen, zu ihm stiegen in den zahlreichen, auf den Inseln und Vorgebirgen errichteten Tempeln ihre eifrigsten Gebete empor. Aus den Salzwogen tauchte ihnen die Göttin der Schönheit Aphrodite hervor, und im Meere hatte selbst der Sonnengott Helios seinen Palast, wo er in den Armen der unter dem Wasser waltenden Thetis ruhte.

Die ersten bedeutenden gemeinsamen Unternehmungen der Griechen, in denen sie sich als einiges Volk betätigen und empfinden lernten, der Argonautenzug, der Trojanerkrieg, waren große Flotten- und Seereisen, und wie damals zur Zeit des Argonautenzuges sich ganz Griechenland aus dem Ägäischen Meere erhob, so hat es aus demselben Meere, aus seinen Inseln und Häfen noch oft so wieder frische Kräfte gezogen. Wie jener vom Herkules zu Boden geworfene Antäus stets von seiner Mutter, der Erde, neues Leben empfing, so hat sich Griechenland, wenn es niedergeworfen war (selbst wieder in unseren Tagen), aus seiner Mutter, der See, neugeboren. Ihre ältesten und bei ihnen am meisten volkstümlich gewordenen Gesänge, die Dichtungen Homers, haben Seeräubereien, Seeabenteuer und Schiffahrt zum Gegenstande. Es sind Poesien,

die noch heutigestags, wie vor 3000 Jahren, beim griechischen Volke am besten verstanden werden, ebenso wie bei dem Nomadenvolke der Araber die Überlieferungen von ihren Hirtenpatriarchen Abraham und Ismael.

Einmal von außen her angeregt, entwickelte der fruchtbare und wie das Wasser bewegliche Genius der Griechen eine wunderbar vielseitige Tätigkeit nach allen Richtungen des menschlichen Schaffens hin. Zum Enthusiasmus — es ist ein schönes Wort griechischer Erfindung — geneigt, mit Phantasie und einem lebhaften Ahnungsvermögen begabt, erkannten sie auf den weitschauenden Gipfeln ihrer Berginseln, in den Hainen ihrer Küstentäler, auf den blumengeschmückten und von lieblichen Quellen und Flüssen berieselten Fluren ihrer kleinen Uferlandschaften überall die Spur einer Gottheit. Jedes Versteck ihres Landes wurde von der Dichtung verherrlicht und verewigt. Sie lernten die Götter verehren, und in allen Gegenden Griechenlands blühten Orakelstätten, Tempel und Wallfahrtsorte empor. Jeder Zoll des Landes wurde klassisch und geheiligt:

Alle Höhen füllten Oreaden. —
Eine Dryas lebt' in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Wie ihr Land, so bot auch ihr Leben die stärksten Gegensätze. Das Schifferleben war reich an Wechsel und bunten Begebenheiten und hätte allein schon hingereicht, den Erzählern, den Rednern, den Dichtern den Mund zu öffnen. Im Hintergrunde dieses wild bewegten stürmischen Seelebens aber lagen die kleinen, reizenden und friedlichen Heimaten in den Inselverstecken, die häuslichen Herde an den Abhängen der Berge, die fruchtbaren Ackerfluren längs der klaren Flüsse und das idyllische Hirtenleben auf den Bergen Ida, Pelion, Helikon und im Innern von Arkadien. Natürlich mußten sich die Griechen unter solchen Naturverhältnissen und Gegensätzen dichterisch angeregt fühlen. Sie griffen in die Lyra, und sie haben gespielt und gesungen wie kein anderes Volk vor ihnen.

Nach dem Muster der von den Ägyptern und Phöniziern bei ihnen gegründeten Gemeinden stifteten und ordneten sie blühende Städte, Republiken und Staaten in Menge rings um den Archipelagus herum. Dort erstarkt, segelten sie weiter auf den nassen Pfaden des Meeres, erfüllten Italien und Sizilien mit ihren Kolonien, stellten Leuchttürme der Bildung an allen barbarischen Küsten des Schwarzen Meeres auf, umfaßten damit, wie mit einer goldenen glänzenden Verbrämung, den ganzen Nordsaum von Afrika und impften von Massilia aus dem fernen Gallien die ersten Anfänge der Kultur ein; selbst aus den Säulen des Herkules segelten sie hinaus auf den unermeßlichen Ozean.

Indem sie auf diese Weise die bekannte Welt durchmaßen,

fingen sie, deren Geist ebenso idealer als praktischer Natur war, an, über das Weltall nachzudenken, und es traten mitten auf ihren mit Waren erfüllten Märkten und in ihren von Geschäften und Völkern wimmelnden und lärmenden Häfen ebenso scharfe als tiefsinnige Denker, Naturforscher und Philosophen auf, die je nach den Standpunkten ihrer Weltanschauung eine Fülle von Systemen, Schulen und Sekten begründeten. Der Handel mit den verschiedenartigsten Völkern erzeugte bei ihnen Reichtum und Luxus, ließ ein Streben nach der Ausschmückung des Alltagslebens erwachen — und die schönen Künste sich entfalten. Ein Apelles, ein Praxiteles und unzählige ihrer Schüler fanden sich ein, unter deren Händen der Marmor sich gestaltete, die herrlichsten Tempel und Hallen erwuchsen und die Schöpfung auf der Leinwand sich frischfarbig abspiegelte.

Wie es in dem Vaterlande der Griechen keinen monarchischen, alles ausschließlich bedingenden Nil, keinen großen, gebieterischen Ganges, kein unermeßlich weit gestrecktes und einförmiges Mesopotamien gab, wie bei ihnen im Gegenteil alles zerklüftet, bunt und zierlich gegliedert war, wie es eine leicht zu handhabende und den Menschen nicht überwältigende Natur, kleine Täler, schmale Ebenen, zahlreiche mäßig hohe Berge gab, und doch dabei alles durch den glatten Spiegel des Meeres eng verbunden und verschmolzen war, so ist auch dementsprechend die Natur des griechischen Volksgeistes vielseitig wie ein geschliffener Edelstein geworden. Ganz im Gegensatze zu anderen Nationen, z. B. zu der einförmigen und ungegliederten Masse, welche der russische Land- und Volksgeist uns heutzutage bietet, stellten die Hellenen einen in viele Zweige auseinander gegangenen Baum mit gefälliger Gruppierung der Teile dar. Ihre Sprache spaltete sich in mehrere Dialekte, ihr Stamm in zahlreiche Geschlechter, die alle sehr verschiedene Eigentümlichkeiten und doch alle gleich ausgezeichnete Grundtugenden besaßen, und die auch alle, trotz ihres Hinausstrebens in oft sehr entgegengesetzte Richtungen, doch, wie ihre Inseln durch das dazwischen ausgegossene Meer, von dem Bande gemeinsamer Neigungen und Bestrebungen untereinander umschlungen und verknüpft wurden.

Dieselben Verhältnisse, welche die verschiedenen Dialekte, Baustile und Philosophenschulen der dorischen, der ionischen und äolischen Griechen hervorbrachten, erzeugten bei ihnen auch ebenso eine ungemeine Mannigfaltigkeit der politischen Verfassungen und bürgerlichen Zustände. Auch in dieser Hinsicht haben sie innerhalb ihres Lebenskreises sozusagen alles Denkbare erschöpft. Demokratien, Monarchien, Oligarchien und Aristokratien, Geld- und Pöbelherrschaft, Militärdespotie und Priestergewalt wechselten unter ihnen je nach Geschlecht, Zeit und Ort. Man glaubt das Fremdartigste, Südpol und Nordpol, in Steinwurfsnähe nebeneinander hausen zu sehen. Die entgegengesetztesten Zustände, zügelloseste Freiheit und unbarmherzigste Tyrannei unter dem Joch eines Einzelnen, scheinen

sich unter den Griechen fast die Hände zu reichen, und zwischen beiden äußersten Zuständen in der Mitte gibt es dann wieder eine Fülle von Staatsschöpfungen, die aus der umsichtigsten Überlegung, aus der allseitigsten und sorgfältigsten Berücksichtigung des Charakters der menschlichen Natur hervorgingen.

Die Revolution und der Wechsel der Herrschaft waren bei diesen rastlosen und neuerungssüchtigen Leuten dauernd. Vergebens sieht man sich in ihrer stets stürmischen Geschichte nach einem solchen ruhigen, sonnigen Zeitpunkt um, wie ihn z. B. die Geschichte Roms zur Zeit des Augustus und seiner Nachfolger darbot, in welchem die Künste des Friedens und die Wissenschaften nach unseren Begriffen gemächlich hätten blühen können.

Und dennoch blühten sie unter ihnen schöner als sonst irgendwo. Mit dem Schwerte gegürtet, schrieben die energischen Hellenen Geschichte in einer Weise, wie sie später so markig selten wieder geschrieben worden ist. Den Giftbecher leerend, den die unduldsamen Mitbürger ihnen reichten, gaben griechische Weise moralische Lehren der Duldsamkeit und Liebe, die noch jetzt nicht vergessen sind. Mitten im irdischen Getümmel der Straße, unter den Aufregungen des Forums sannen ihre Philosophen ruhig und unbeirrt über die überirdischen Dinge. Mitten in dem ewigen Parteigezänk und blutigen Waffengeklirr huldigten die Dichter und Künstler den Grazien und schufen vollkommene, wohlklingende und harmonische Sprachgebilde. Wenn man das Tun und Treiben der Griechen im ganzen überschaut, so glaubt man tollkühne, geniale Männer zu sehen, die es verstanden, Blumen zu ziehen in den feurigen Schlünden von Vulkanen, und die den Musen Tempel gebaut haben am Rande noch wütender Lavaströme.

Wie in dem Mutterland Hellas ging es auch in den Kolonialländern her. Die Töchterstädte der Griechen entstanden meistens infolge innerer Zwietracht und leidenschaftlicher Parteiausbrüche, und diese Kolonien selbst, mit denen sie die barbarischen Gestade des Mittelmeeres zivilisierten, scheinen ebensoviele Krater gewesen zu sein, die das Land umher wie der Ätna zugleich verwüsteten und wunderbar befruchteten.

Es lag vermutlich in der merkwürdig heftigen und feurigen Natur der Griechen, daß die ganze Zeit ihrer höchsten Blüte, ihres schönsten Schaffens nur kurz war und daß sich alle ihre schöpferische Kraft nur in eine, wie ein flüchtiger Traum vorüberschwebende Zeitspanne zusammendrängte. — Zur Zeit des Perikles im 5. Jahrhundert v. Chr. standen sie auf dem Gipfel ihrer Entwickelung. Um die Person dieses hellenischsten aller Hellenen gruppieren sich die ausgezeichnetsten der griechischen Namen, die durch ihre Leistungen in der ganzen Welt herrlich geworden sind.

Man hat die Griechen eine jugendliche, eine Jünglingsnation genannt. Ja, Hegel bezeichnet ihr ganzes nationales Dasein und Treiben als eine einzige Jünglingstat. Man könnte ihr nationales

Gesamtleben mit Einzelleben anderer genialer, hochstrebender Jünglingsnaturen vergleichen, z. B. mit der Raffaels, der sich in der heißblütigen Entwickelung seiner Tatkraft frühzeitig aufrieb, dann aber den Nachkommen eine Erbschaft von Werken vermachte, an welchen sie sich für alle Zeiten entzückten. Mit dieser Erbschaft in der Hand, welche ihm die Zeitgenossen des Perikles hinterließen, hat der Nationalgeist der Griechen sich stets bis auf unsere Tage herab auf Erden mächtig und einflußreich erwiesen, obgleich seit des Perikles Tode bei ihnen nur eine fremde Eroberung der anderen folgte, und obwohl sie nie wieder zu einer so kraftvollen Unabhängigkeit gelangten, wie in den kurzen Jahren, da sie ungestraft untereinander streiten und nach der Palme ringen durften.

* * *

Seit jenen Zeiten der höchsten Blüte sind über die Bevölkerung von Hellas mannigfache und schwere Stürme hinweggezogen. Zuerst kamen Philippus und Alexander mit den Makedoniern über sie; doch hellenisierten sich diese barbarischen Könige des Nordens, huldigten dem Geiste der Griechen, nahmen ihre Sprache an und verbreiteten sie und ihren Geist über den ganzen Orient. Es folgten die Eroberungen der Römer, die Einfälle slawischer Völkerschaften nach der Teilung des römischen Reichs, endlich die Unterjochung durch die Türken im 15. Jahrhundert; zu jeder Zeit aber haben die Griechen, wenn auch in ihrer politischen Unabhängigkeit gestört, doch in kultureller Hinsicht Sieg auf Sieg davongetragen; die fremden Eindringlinge nahmen bald ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Künste an.

Die Ursitze der Griechen wurden in ihren Hauptumrissen wenig verändert. In der Tat, vergleicht man sie, wie sie heutzutage vorhanden sind, mit denen, wie sie sich etwa 400 Jahre vor Christus zur Zeit des Perikles darstellten, so findet sich, daß beide fast völlig miteinander übereinstimmen, und daß alle die Türken- und Slawenkriege, alle die Wanderungen, Revolutionen, Bevölkerungs-Ausrottungen und Verpflanzungen darin eine kaum merkliche Veränderung hervorgebracht haben. Noch immer umzingelt ein Saum griechischer Dörfer und Städte das Ägäische Meer. Griechen oder doch griechisch redende Menschen erfüllen den ganzen Peloponnes, fast das ganze Livadien oder die Provinzen Attika, Böotien, Euböa usw. und weiterhin Thessalien. Als ein schmaler Streifen umzieht griechisches Bevölkerungsgebiet den ganzen Küstenrand von Makedonien und Thrakien. Bei Konstantinopel erfüllen sie einen ziemlich bedeutenden Abschnitt des thrakischen Länderdreiecks bis Adrianopel hinauf und wohnen auf beiden Seiten der Propontis, des Hellesponts und des thrakischen Bosporus. Von hier aus ziehen sie sich, freilich überall mit türkischen Kolonien vermischt, einerseits ostwärts über Sinope hin bis Trapezunt längs des Nordrandes von Kleinasien, und anderer-

seits über Troja, Smyrna, Ephesus nach Rhodus zu, von wo aus sie auch wieder ostwärts den Südrand von Kleinasien einnehmen. Ferner bewohnen sie als die bei weitem vorwiegende Bevölkerung alle Inseln des Archipelagus, auch Kreta und Zypern, wo ihre Anzahl sich auf Hunderttausende beläuft, und endlich bilden sie auch im Westen auf den ionischen Inseln den Hauptteil der Bewohnerschaft.

Nur in der westlichen Hälfte des Mittelländischen Meeres, in Sizilien, das einst fast so griechisch war wie Cypern und Kreta, — in Süditalien, dem einstmaligen „Großgriechenland", und dann in Korsika und Südfrankreich, Spanien usw. haben sich durch Romanisierung und Italianisierung fast alle alten griechischen Volkselemente verloren. Doch glaubt man in den Dialekten und Sitten einiger Ortschaften der Provinz Neapel, selbst in einem der ältesten Stadtviertel von Marseille noch heutigestags Spuren alten dorischen, ionischen und äolischen Wesens zu erkennen. — Dagegen haben nun in neuerer Zeit wieder die Griechen, wie ihre Vorfahren, vom Handels- und Wandergeiste beseelt, in vielen anderen Gegenden Europas, wenn auch nicht mächtige, freie Republiken, doch wenigstens Handelsniederlassungen, Kontore und Faktoreien gegründet.

Wie in der Umgrenzung ihres ursprünglichen Wohngebietes am Ägäischen Meere, wie in ihrem Schifferleben und Handelsgeiste, der sie stets in die Welt hinaustrieb, so sind die heutigen Griechen auch in vielen anderen Beziehungen in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren körperlichen und geistigen Anlagen, in ihrer Sprache und in ihren Charaktereigenheiten vielfach die Alten geblieben.

Noch heute finden wir besonders bei den Inselgriechen schöne Gestalten und Körperformen und sehen den echt hellenischen Typus gerade so erscheinen, wie die Werke des Praxiteles ihn uns zeigen. Jene tiefe Lage der Augen in gewölbten Augenhöhlen, der edle Schnitt und hohe Bogen der Augenlider, die kurze aufgebogene und aufknospende Oberlippe, das vollrunde feste Kinn, die geradwinkelige Senkung der Stirn und Nase, der breite feste Nacken, über dem allen der von Aphrodite selbst gescheitelte und gelockte Haarschmuck, dies alles ist noch jetzt keine ungewöhnliche Erscheinung.

Weniger Antikes gibt es bei den Neugriechen in der Kleidung. Die zottigen Wollmäntel der heutigen Epiroten und Palikaren erinnern lebhaft an die zottigen Chlamyden der Alten. Die roten Käppchen der heutigen Griechen und der Fes der Türken stammen wohl von den antiken Schiffermützen her, die ebenso geformt und mit derselben roten Farbe gemalt auf alten Vasen vorkommen. Die uralte sogenannte phrygische Mütze tragen noch jetzt die Hirtenknaben in Arkadien. Die aus schuppenartig übereinander genähten Silbermünzen gebildeten Brustlatze, welche die bräutliche Aussteuer der Jungfrauen in Livadien bilden, erinnern lebhaft an den Brustpanzer der Minerva, der uns aus unseren Museen bekannt ist. Die

Form der Ohrringe, der Halsbänder, der Armspangen der neugriechischen Weiber, ihre Sitte, das dunkle Haar der Braut mit Goldpuder zu bestreuen, dies alles und noch sonst vieles nähert sich in hohem Grade dem Antiken. Auch färben die Frauen noch jetzt die Spitzen ihrer zierlichen Finger mit einem rötlichen Stoffe, ohne zu wissen, daß schon Homer die rosenfarbenen Finger der Aurora besungen hat.

Sogar kirchliche und religiöse Handlungen, wie z. B. Hochzeits- und Begräbnisgebräuche, die man bei dem Wechsel der Religion doch gerade vorzugsweise verwischt und umgewandelt erwarten sollte, enthalten mehrere Überreste aus dem Heidentume. Wie in alten Zeiten, so wird noch jetzt dem Brautpaare das Zeichen des Familienglückes, ein Granatapfel überreicht, und wie ehemals, so werden sie noch jetzt beim Eintritt ins Haus mit Reis bestreut, zum Zeichen, daß ihrer glücklichen Jahre so viele werden möchten wie die Körner. Wie vormals werden bei dem jährlichen Feste zur Feier der Verstorbenen Gerste, getrocknete Weinbeeren, Backwerk und Wein als Totenopfer dargebracht und auf die Gräber hingestellt. Auf den Kopfenden werden kleine Kerzen befestigt, dergestalt, daß der ganze Gottesacker in der Nacht von vielen zum Himmel anstrebenden Flämmchen beleuchtet erscheint. — Die Ansicht der Neugriechen über das Leben nach dem Tode, weit entfernt, der christlichen Lehre vom Paradiese und der Hölle gänzlich gewichen zu sein, zeigt sich in der Poesie jener Naturkinder als vollkommen antik: der alte Charon ist noch jetzt die Personifikation des Todes, und noch sind die alten Ausdrücke Hades und Tartaros in gewöhnlichem Gebrauche und finden sich häufig in den Klageliedern der einfachen, poetischen und abergläubischen Hirten, welche im Sommer die Hochtäler des Parnassus durchziehen.

Zaubermittel bereiten die alten Weiber noch wie sonst, und wie ehemals sind die Thessalierinnen als besonders geschickt in dieser Kunst berüchtigt. Der Knoblauch, den schon Hermes in der Odyssee als Gegenmittel gegen die Zaubereien der Kirke anwendet, wird auch griechischen Kindern unserer Tage in Form eines Amuletts um den Hals gehängt, um gegen das verhexende Auge unschädlich zu machen. — Die Ackerbauwerkzeuge und häuslichen Gerätschaften der Neugriechen haben so antike Formen, daß die griechischen Bauernhütten unsere Museen mit den echtesten Mustern versehen könnten.

Was aber noch wichtiger und interessanter als dies alles ist: auch das Echo der alten Sprache tönt uns aus diesem Lande hell und deutlich entgegen, jenes wundervollen, männlichen und zugleich wohltönenden Idioms, eines der schönsten, edelsten und reichsten, das sich je auf menschlichen Lippen gebildet hat.

Freilich hat die neugriechische Sprache gleich einer schönen Statue, die jahrhundertelang der Einwirkung zerstörender Wetter ausgesetzt war, mancherlei Veränderungen erfahren und Beimischun-

gen aus den Slawischen, Türkischen und auch aus dem Italienischen aufgenommen. Sie ist auch mehrfach in ihrem Satzbau verbildet und umgebildet und wird mit einem fremdartigen Akzente, vielleicht nach Weise der Slawen, ausgesprochen; endlich hat sie, bemerkenswert genug, alle Spuren der alten mundartlichen Verschiedenheiten verloren; nach Ansicht der Gelehrten soll sie sich bloß aus dem äolischen Dialekt entwickelt haben. Nichtsdestoweniger aber ist sie im Wesen dieselbe geblieben, und zwar kann sie in weit höherem Maße griechisch genannt werden, als z. B. das jetzige Italienisch dem alten Lateinischen gleichgestellt werden darf. Sie wird noch mit denselben Buchstaben geschrieben wie ehemals; ja die griechischen Dorfschreiber bringen sie noch in derselben Manier zu Papier, auf dem Knie, auf langen Streifen, die sie zusammenrollen wie die Alten.

Noch jetzt werden in dieser schönen Sprache Volkslieder gedichtet und gesungen. Die Freiheitslieder, welche am Anfang dieses Jahrhunderts ein Rigas sang, sind weithin berühmt geworden. In dem Dialekt vieler neugriechischer Talbewohner haben sich nicht nur altgriechische Worte erhalten, welche die Umgangssprache der byzantinischen Griechen nicht mehr kennt, sondern es finden sich auch bei ihnen sogar manche Wurzelwörter, welche älter sind, als die uns bekannte alte Schriftsprache selbst.

Am wenigsten will man den hohen, enthusiastischen, patriotischen, der schönsten Tugenden fähigen Nationalgeist der alten Hellenen in dem Charakter der jetzigen, als verschmitzt verschrienen, im Handel und Wandel übel berüchtigten Neugriechen wiedererkennen. Allein auch hierin gibt es vielleicht mehr Ähnlichkeit, als die allgemeine Stimme zugeben will. Verschlagenheit, List, Gewandtheit und Verstellungskunst, die dem Neugriechen jeder beilegt und die man gewöhnlich dem Türkendrucke und Slawenjoche zuschreibt, waren nach Homers Zeugnisse auch schon den alten Hellenen in hohem Grade eigen, und der erfindungsreiche Odysseus war, wie man sagt, „mit allen Wassern gewaschen“, mit betrügerischem Diebessinn, Raublust, hinterlistiger Überredungskunst und je nach den Umständen mit schmeichlerischer Höflichkeit reichlich begabt. Also auch diese Untugenden der Griechen sind schon althergebracht.

Auf der anderen Seite sind trotz Türkendruck und Slawenjoch die Neugriechen noch jetzt durch Lebhaftigkeit des Gefühls und der Phantasie, Beweglichkeit des Gemüts, Schärfe des Geistes und Frohsinn, wie die Alten ausgezeichnet. Liebe zu ihrer Berg- und Inselheimat und dabei doch ein großer Trieb, die Wellen des Meeres zu durchwandern, bewegt sie gleich ihren Altvordern, und an glorreichen Beispielen patriotischer Hingebung und heldenmütiger, aufopfernder Verteidigung des Vaterlandes hat es auch in neueren Zeiten nicht gefehlt, ebensowenig wie an Antrieben zur größten Eifersucht, zur Uneinigkeit, Parteiwut und leidenschaftlichen Rachegier. Neben den größten Ränkestiftern findet man auch zuweilen

noch im jetzigen Griechenland die biedersten und geradesten Männer, neben der ärgsten Charakter- und Tugendlosigkeit den reinsten, festesten Willen.

Für Gelehrsamkeit und Wissenschaft ist bei den Griechen der Same niemals völlig ausgestorben, und es hat selbst in den schlimmsten Zeiten des Türkendruckes in Konstantinopel immer ein Häuflein Griechenabkömmlinge gegeben, unter denen Bildung und Kenntnisse herkömmlich waren, und aus deren Mitte dann und wann große Gelehrte hervorgegangen sind, hellsehende Köpfe, weitleuchtende Lichter, die selbst im Okzident die Aufmerksamkeit auf sich zogen. In neuester Zeit hat sich die ganze Nation, soweit sie frei wurde, wieder dem Studium, der Lern- und Lehrbegierde hingegeben und Hoch- und Volksschulen geschaffen. Auch in bezug auf die Künste ist in den Volksanlagen die Bildsamkeit nie ganz ausgestorben; die Neugriechen haben sich auch auf diesem Gebiete einigen neuen Ruhm erworben.

Allerdings muß man alle diese Leistungen und Anlagen der Neugriechen im Vergleich mit dem, was ihre Altvordern uns hinterließen, als sehr bescheiden bezeichnen und bestenfalls als neue Keime betrachten auf dem Boden, auf dem einst ein so bedeutsamer und blütenreicher Musenhain stand. Sehr begreiflich ist es daher, daß die Neuen in ihren Erzählungen von den Verrichtungen der Alten wie von den Taten eines Titanengeschlechtes reden, und daß sie in ihren Sagen alles, was ihnen von diesen überliefert wurde, mit den Mythen von den weltstürmenden Zyklopen und Riesen vermischen.

Indem wir zum Schluß unserer Betrachtung noch einmal auf jenes kleine Meeresbecken, an dessen Ufern die Wiege und die alten Sitze der Griechen lagen, hinblicken, müssen wir sagen: dort am Archipel begann unser Europa; dort liegen die Wurzeln unserer Bildung, unserer Kulturideale; von diesem, ich möchte sagen, heiligen Meere, wo für uns Geistesleben, Freiheit, Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst entsprangen, sind die Samenkörner der Humanität hinausgeweht worden bis in den äußersten Norden und Westen unseres Weltteils und dann weiter hinaus über den Ozean in eine neue Welt.

5. Athen.*)

Das 1832 neuerstandene Königreich Griechenland hat nach langem Schwanken seine „Stadt“ (denn die übrigen griechischen Städte darf man getrost Dörfer nennen) fast genau an der Stelle des alten Athen angelegt; manche rieten zu Nauplia, andere zu Korinth wegen der Seenähe. Denn Altathen lag weit landeinwärts, weil man dort unter dem Schutze der Akropolis vor Seeräubern sicher war. Auch Ägina

*) Nach Gaston Deschamps, Das heutige Griechenland. Übersetzung von Paul Markus. Großenhain 1896 (H. Starke).

und Patras wurden genannt. Und doch haben die Griechen wohl daran getan, das ideale Zentrum alles echten Hellenentums, dessen Sinnbild, die Akropolis, dem ganzen Abendlande heilig ist, zu ihrer Hauptstadt zu wählen. Dort sind sie ohne Kanonen sicherer als sonstwo. Und die „Leiter" von Athen, der Piräus, der Eisenbahnverbindung nach der Hauptstadt hat, ist ebenso wie Volo für Larissa, wie Nauplia für Argos, wie Jaffa für Jerusalem die Seestadt. Wer sich heutzutage vor der Seekrankheit fürchtet, der fährt mit vollem Dampfe durch Italien, schifft sich in Brindisi auf einem Lloyddampfer ein, landet in Korfu, begibt sich mit seinen Koffern auf ein griechisches Paketboot, das ihn die reizende Kürze der Fahrt durch starke Gerüche von Salzlake und Öl entgelten läßt, sieht im Vorbeifahren die neuen Häuser von Patras, bewundert den Golf von Lepanto und steigt in Korinth aus. Dort hochnotpeinliche Zolluntersuchung, dann geht es zur Eisenbahn, die ihn an kahlen Bergen vorbei, durch unfruchtbare Ebenen mit stolzen Stationsnamen, wie Megara oder Eleusis, nach Athen auf den Peloponnesischen Bahnhof bringt.

Aber den alten Überlieferungen entspricht es weit mehr, die Stadt über den Piräus zu erreichen. Das erweckt allerlei köstliche Träume. Vergebens sagt man sich, daß man auf dem Deck eines schnaubenden, qualmenden Dampfers sitzt, der sich schwerfällig tummelt wie ein ungeschlachtes Ungetüm: man muß an die bemalten, blumengeschmückten Dreiruderer denken, die sich unter Gesängen auf sieggekrönte Wettkämpfer auf den Wellen wiegten.

Will man Attika in seiner ganzen Schönheit genießen, so muß man an einem Frühlingstage im Piräus einlaufen, wenn die lauen Märztage die dürren Sandhügel mit einem leichten Grün beleben. Das Schiff legt an einem Kai aus graulichem Tuffstein an, und bald nahen die grünuniformierten Unholde des Zollamtes. Ist die Tortur der Untersuchung überstanden und der Obolos erlegt, so macht man mit einem der zahlreichen Kutscher eine „Symphonie", setzt sich in eine ámaxa, und, da der Rosselenker den längsten Weg fährt, weil er Zeit und niemals Eile hat, benutzt man die Gelegenheit, einen Blick in einige Winkel des Piräus zu werfen. Das Küstenbild ist buntfarbig und unterhaltend: den ganzen Kai entlang sieht man unter einer überdeckten Galerie, die an gewisse Straßen des Hafens von Genua erinnert, vor kleinen Läden, aus denen ein Geruch von gesalzenem Fleisch herausdringt, die Menschen schlendern, stehen, schwatzen; man braucht nicht weit zu gehen, um alles zu sehen, was den Grundstock der Nahrung des Palikaren ausmacht: Piment, Knoblauchzwiebeln, Wassermelonen, Kaviar, die Bottarga von Missolungi, einen trockenen gelben Teig aus Störrogen und dann unnennbare Leckereien, von denen die Fliegen ein gut Teil vorwegnaschen. Am Boden ganze Lawinen von Orangen; die Kaiks bringen sie von Syrien und Kreta und nehmen dafür Berge von Töpferwaren mit für die Bewohner der goldigen In-

seln, wo es Farben und Wohlgerüche, aber keine Tonerde gibt. Das ist der malerische Piräus, der übrige Teil zeigt ganz die häßlichen amerikanischen Nützlichkeitsbauten, die öden Matrosen-café-chantants wie alle Hafenstädte. Nur der Verfassungsplatz ist durch eine Periklessäule ein wenig „griechisch" gestaltet.

Eine lange weiße, staubige Straße führt vom Piräus nach Athen. Die Landschaft färbt sich bunter. Die kleinen Berge, die sich mit sanfter Böschung nach dem Meere senken, der Ägaleos, der Korydalos, erheben sich allmählich in edleren Formen, in kräftigeren Umrissen. Die Gehänge sind nackt; kurze, dürftige Kräuter decken die Blößen kaum. Und doch bieten sie mit ihren zarten Farbentönen im Sonnenscheine dem Auge ein Fest.

Auf einer kleinen Brücke fährt man über einen kleinen Graben, ohne zu vermuten, daß man eben den Kephissos überschritten hat. Dann führt der Weg am Saum eines kleinen Olivengehölzes hin, das kein anderes ist als der heilige Hain von Kolonos. Da plötzlich sieht man bei einer Wendung des Weges auf einem Hintergrund von dunkleren Bergen das kraftvolle Relief eines gelbroten, nackten Felsens, eine Zuflucht und Festung, den Sockel, der den unsterblichen Tempel trug, in dem das Sinnbild der souveränen Vernunft und der idealen Schönheit verehrt wurde: die Akropolis.

Man muß diese geweihte Stätte an einem heiteren Morgen erklimmen, um die Stunde, wo die Kuppen des Pentelikon im Sonnenscheine flammen, oder gegen Ende eines schönen Tages, wo vor der sinkenden Sonne die scharfen Konturen von Salamis erglühen. Die Propyläen, die hinter den mittelalterlich-türkischen Mauerwerken der Westseite mit ihrer Freitreppe das festliche Tor der Burgstadt bildeten, deren Seitenflügel entsprechend der Doppelbestimmung der Burg ein Zeughaus und einen Bildersaal aufnahmen — führen zu dem schönsten Tempel des Altertums: dem Parthenon. Freilich die schönen Dorischen Säulen, aus jenem feinen Marmor gemeißelt, der geschmeidig und voll warmen Lebens ist wie zarter Menschenleib, sind durch das Bombardement der Venetianer 1677 verwundet worden, und die Wunden sind noch offen. Von den Ziergiebeln sind die Götter geflohen, und der panathenäische Festzug ist nach kalten barbarischen Ländern gekommen. Gleichviel, so zerstört, so zerrüttet, so zerbröckelt das Parthenon sein mag, trotz seiner klaffenden Löcher, trotz des gähnenden Spaltes, der es in zwei Teile zerrissen, trotz der gestürzten Säulen und geborstenen Knäufe: noch in den Trümmern atmet der Bau die wohldurchdachte Schönheit des Gleichmaßes, die die Griechen mit einem schönen Wort Eurhythmie nannten.

Kein Bild*) kann von dieser wunderbaren Ruine einen voll-

*) Doch möchte ich an dieser Stelle auf Du Bois-Reymonds Steinzeichnung hinweisen, erschienen bei B. G. Teubner in Leipzig, 100 × 70 cm, Preis 6 M. Sie gibt sehr schön den farbigen Anblick wieder und zeigt, welch eine Rolle das Licht in dieser Landschaft spielt.

kommenen Begriff geben. Der Lichtschimmer der Sonne vergoldet ihren Marmor, der Himmel badet die Säulen und Giebel in seinem Azur. Am Abende leuchtet in den schrägen Strahlen der Sonne die ernste Fassade in rötlichem Lichte; der zierliche Doppeltempel der Pallas und des Poseidon Erechtheus zeichnet auf dem purpurnen Horizonte seine hohen, schlanken, Blumenstengeln vergleichbaren ionischen Säulen ab. Und dort, ganz am äußersten Ende der Terrasse, so nahe am Rand, daß man fürchtet, ihn in den Abgrund stürzen zu sehen, erstrahlt, so klein fast wie eine Kapelle, so zierlich wie ein Reliquienschrein, der Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin. Allmählich sinkt die Sonne am flammenden Himmel hinab, setzt funkelnde Sterne auf die Häuser von Phaleron und auf die des Piräus und legt breite, blendende Lichtstreifen auf die Wasser des saronischen Meerbusens. Salamis schwimmt ganz veilchenblau in Purpur und Gold. Undeutlich erscheint im Spiegelglanze des Meeres die ferne Küste von Morea. Die Ebene von Attika hüllt sich am Fuße des langsam erblauenden Parnes in tiefen Schatten. Auf der Ostseite dagegen leuchtet rosenfarben der massige breite Hymettos; jetzt ist er schon flieder-, dann malvenfarben, endlich veilchenblau. Und die Schattierungen schwinden, die Farben ermatten, die Reflexe ersterben. — Die Sonne erlischt in der Kühle des Okeanos . . .

Im Lichte des Tages erkennt das Auge im Allerheiligsten der Athene in verblichenen Farben die schmächtigen Hände, das geneigte Haupt und die großen, starren Augen der byzantinischen Panagia, erkennt in einem Winkel des Tempels die kleine Wendeltreppe, auf der der Muezzin zur Rampe des Minaretts emporstieg, um die Gläubigen zum Gebete zu rufen. Einen viereckigen kahlen Turm in der Mitte, auch ein Zeichen späterer Barbarei, hat man abgetragen.

Neuathen breitet seine Plätze, streut seine neuen Häuser in dem breiten Tale aus, das sich zwischen der Akropolis und dem Lykabettos öffnet und wächst gegen den Piräus, ins Ilissostal hinein, nach Kephissia und Patissia zu, kurz nach allen Seiten. Wäre es nicht so baum- und schattenlos, so würde es an Nizza oder Mentone erinnern. Von der Akropolis aus betrachtet, blendet der Glanz seiner Marmorfassaden, für die die Brüche des Pentelikon noch immer ausreichen. Die Kuppel der Metropolitankirche und das grüne, runde Helmdach von St. Philippos verraten, daß wir eine byzantinische Stadt vor uns haben. Besonders anmutig ist der Anblick der Stadt von der kleinen Georgskapelle, die wie ein Firstziegel den Lykabettos krönt, wenn die Sonne aufgeht. Während drinnen der Pappas die Frühmesse liest, belebt ein dünnes rosenrotes Band die Blässe des Himmels über dem Pentelikon. Allmählich erhellt sich das bläuliche, noch schlaftrunkene Massiv des Hymettos. Ein ganz bleiches Licht verbreitet sich über der weißen Stadt. Hähne krähen. In der Kaserne erklingt der Weckruf. Das Meer längs der fahlen zackigen Küsten entwindet sich langsam dem Schatten und erwacht

unter dem Hauche des Frühwindes. Jetzt färbt sich der Osten intensiver mit feuriger Glut. Den Pentelikon schmückt eine leuchtende Strahlenkrone. Wie ein riesiges Giebelfeld hebt er sich von dem safrangelben Himmel ab. Der hochrote Streifen wird breiter. Das Meer nimmt eine veilchenblaue Färbung an. Über dem Ägaleos rosae Reflexe — und mitten über der Stadt, wo nur selten ein früh wacher Spaziergänger schattengleich an den Häusern entlang schleicht, deren Fenster wie schlummernde Augen geschlossen sind, erstrahlt stolz im goldenen Glorienschein die Akropolis.

Die Straßen der neuen Stadt sind regelmäßig und breit, die Hermes- und Äolosstraße erscheinen wie zwei Riesenkorridore; das Königsschloß ist ziemlich kasernenmäßig angelegt. Die Plätze machen einen wüstenhaften Eindruck trotz ihrer dürftigen Bäume, die Häuser sind wenig stilvoll gebaut. Die Stadt zeigt das schnelle, unsichere Emporkommen auch äußerlich — und doch streift der Fremde ebenso gern im Frühlinge durch die sonnigen Straßen wie die Einwohner, weniger zur Arbeit, als zum Genießen aufgelegt, die erfrischende veilchendurchduftete Luft und die sorglose Fröhlichkeit, die über alle Dinge ausgegossen ist, in sich aufzunehmen.

Die Frühlingseinkehr beschwichtigt selbst die politischen Leidenschaften der Neugriechen — und das will etwas heißen. Während die Kyllene noch eine Wolkenhaube trägt, während die Abhänge des Parnes noch mit dünnem Schnee überstäubt sind, duftet die heilige Straße nach Eleusis schon nach Lavendel und leuchtet von Purpuranemonen, auf denen ganze Trauben von Bienen sitzen; blüht die Akropolis über und über von Asphodelos, Thymian und Salbei, da zieht auch der verbissenste Oppositionelle aus seinem Café aus, grüßt seine Bekannten mit einem frohgemuten Kaliméra, d. h. guten Tag und zeigt sich auf Straßen und Plätzen, das Wetter genießend. Viel Volks lagert am Lykabettos und singt näselnd seine eintönigen Weisen; kleine Gesellschaften braten im Freien ein Lamm und befeuchten es mit Rezinatwein. „Dabei vergeht die Zeit!“ Arbeit in unserem Sinne ist dem Neugriechen duliá — Sklaverei.

Die Athenerin hat ihre Volkstracht zumeist aufgegeben, das albanesische wollene Rockhemd mit dem roten Hüftgürtel und das kürzere Obergewand mit den Rückenstreifen. Die Männertracht kann man aber auf der Agora, in den Verkaufsständen, die den orientalischen Basar ersetzen, noch sehen und kaufen, billiger und besser freilich auf dem Basar von Argos oder Tripolitza. Dazu gehört der rote Fes mit der blauen Wolltroddel, die enge Weste und die kurze Jacke, deren flatternde Ärmel kunstvoll mit Tressen bestickt sind; besonders aber die weiße Fustanella, die mit ihren röhrenförmig getollten Falten mehrmals um die Hüfte geht, so daß sie eine Art bauschiges Frauenröcklein bildet — endlich Tzaruchias, rote Schnabelschuhe, und blaue oder rote Knopfgamaschen.

Auf dem Fischmarkte handeln die Leute um rote Meerbarben oder Tintenfische, die die Gassenjungen von Phaleron am Fuße

der Klippen fangen. Der Obstmarkt bietet allezeit Oliven, die das Frühstück bilden. Zu Mittag ein Stück Käse und ein Glas klares Wasser, das ist dem Griechen genug — Sonnenschein und Sorglosigkeit überall.

6. Türkisches Familienleben.*)

Das türkische Haus zerfällt in zwei Teile: den Harem, die Gemächer für die Frauen und Kinder, und das Selamlik, die Räume für den Verkehr des Hausherrn mit der Außenwelt. Bei Armen besteht die Scheidewand meist nur aus einem Vorhange — das Frauengemach bleibt verschlossen und öffnet sich nur in Krankheitsfällen dem Arzte oder dem besuchenden Freunde. Dann pflegt einer der Haremswächter, ein Eunuche, laut zu rufen: „Kimse almazsin!“ Niemand sei im Wege! — Damit sich die zufällig anwesenden Frauen aus dem Gange in ihre Gemächer verstecken können.

Der Islam gestattet dem Türken die Vielweiberei, vier Frauen und dazu Sklavinnen in beliebiger Anzahl. Doch nötigen meist die Vermögensverhältnisse zur Einehe. Die Frauen werden durch die Abgeschlossenheit in ihrer geistigen Entwickelung beschränkt; der Männergesellschaft fehlt der ausgleichende veredelnde Einfluß der Frau. Dem türkischen Familienleben fehlt es daher meist an Eintracht, Liebe, Zärtlichkeit. Schon der Eintritt in ein konstantinopolitanisches Haus mit seinen leeren, nur mit einigen Teppichen und Diwans ausgestatteten Zimmern stimmt den Europäer kühl, es fehlt das Gemütliche. Einige dumpfe Schläge am Dolab, einem runden Drehkasten, werden hörbar. Das sind die Signale für die Dienerschaft und die Haremsmitglieder. Die Schläge werden heftiger und bald vernimmt man die schweren Tritte eines Dieners, dem eine Sklavin die Mitteilung macht, der Herr des Hauses habe sich vom Pfühl erhoben, sein Bad genommen und werde nun das Selamlik betreten, seinen Morgentschibuk zu schmauchen. Eine kleine Pause, und es heißt: Der Pascha oder Bei oder Efendi ist herausgekommen!

Dieser Ruf bringt den Dienertroß auf die Beine. Ein Tschibuk- oder Nargileh-Wärter schleppt sich schwerfällig durch den Gang dem Gemach seines Herrn zu, bald mit den Händen die halb verschlafenen Augen reibend, bald aus voller Brust das Feuer anblasend, welches das narkotische Gift beleben soll. Ihm folgt der Kaffee oder Tee tragende Diener; denn obschon der Hausherr an diesen Genüssen sich im Harem gestärkt hat, so muß er es doch noch einmal im Selamlik tun. Das dort Geschehene wird hier als nicht geschehen betrachtet; dort schon erwacht, muß er hier sozusagen noch einmal erwachen. Ohne gegrüßt zu werden oder selbst

*) Sittenbilder aus dem Morgenlande. Von Herm. Vambéry. Berlin 1876 (Allg. Verein für deutsche Literatur).

zu grüßen — denn der eigene Diener grüßt im Orient nie seinen Herrn, wird auch von diesem nicht gegrüßt — muß er nun in langen Zügen dem Pfeifenrohre und dem Getränke zusprechen. Kaum hat er sich dieser Pflicht entledigt, so nähert sich ihm schon der Wekil-Chardsch, d. i. der Majordomus, oder der Chazinedar, d. i. Schatzmeister, die auf ellenlanges Papier geschriebene Rechnung vorlegend, um Genehmigung für diese oder jene Ausgabe und den Siegeldruck als Unterschrift zu erlangen. Denn die Pflichten der Hausfrau liegen bei den Mohammedanern immer dem Hausherrn ob. Mit schläfriger, verdrießlicher Miene durchläuft der Herr die langen Postenreihen der häuslichen Ausgaben, und mit Widerwillen greift er nach dem stets auf nackter Brust getragenen seidenen Säckchen, worin die verschiedenen Siegel stecken.

Die Rechnung wird richtig befunden, die besiegelte Geldanweisung unter manchem Seufzer verabfolgt. Zwar weiß der Herr, daß die Hälfte der Ausgaben erlogen ist; er weiß, daß der Mann, den er schon zehn Jahre im Hause hat, ihn frech bestiehlt und ferner bestehlen wird — das alles ist ihm kein Geheimnis, da der Mann einen Monatsgehalt von 36—45 Mark bezieht, während er 90, manchmal 180 Mark verausgabt. Er weiß aber auch, daß mit einem Dienerwechsel nichts gewonnen sein würde, und so schweigt er.

Dieselben Zustände herrschen im Staatsleben. Beamte mit 90 Mark Monatsgehalt verbrauchen 180. Der Schah oder Sultan sieht, wie mancher seiner Diener, der auf ein knappes Gehalt angewiesen ist, reich wird. Ein türkisches Sprichwort sagt: Des Padischah Reichtum ist ein Meer; wer nicht davon trinkt, ist ein Schwein!

Doch sehen wir weiter, wie es im Hause geht! Nach Vollendung des mühseligen Geschäfts des Zählens und Schuldenmachens raucht der Herr eine zweite Pfeife. Der Dolab läßt seine Schläge von neuem hören. Eine gellende jugendliche Stimme ruft einen der Diener, gewöhnlich den ältesten und vertrautesten herbei, damit er den jungen Bei, der den Harem verlassen will, zu seinem Vater führe. Der Diener begibt sich an den vor der Haremstür herabhängenden Vorhang, steckt die Hände dahinter und zieht den Knaben oder auch mehrere Kinder auf einmal hervor, die nun in frischem Anzug dem Papa vorgestellt werden. Obwohl erst im Alter von vier oder fünf Jahren, lassen sie sich doch mehreremal auffordern, sich zu setzen; denn das Kind soll aus Achtung vor seinem Vater stehen bleiben, und es gilt als besondere Gunst, wenn es sich in seiner Gegenwart setzen darf.

Haben sich die Kinder zurückgezogen, so beginnt die eigentliche Arbeitszeit, welche bis 11 Uhr, bis zum Frühstück oder Mittagsmahle dauert. Es ist dies die beliebteste Tageszeit im Hause des Orientalen, der nur am Vormittag eine frische Arbeitskraft und Lebendigkeit entwickelt. Man findet auch bis 11 Uhr den Herrn am sichersten zu Hause. Ist er Beamter, wozu übrigens jeder Orientale höherer Klasse zählt, so empfängt er seine Subalternen. Die Vorhalle des

Selamlik ist von Dienerhaufen der kommenden und abgehenden Gäste erfüllt, die Zimmer selbst sind voll Tabaksrauch, da angeseheneren Gästen eine Pfeife gereicht wird. Das Gespräch wird jedoch, auch wenn zwanzig anwesend sind, nicht so laut, als wenn drei oder vier Südeuropäer beisammen wären. Denn der Orientale liebt die körperliche und geistige Ruhe. Trotzdem manche der anwesenden Herren unbeweglich wie Wachsfiguren stundenlang mit untergeschlagenen Füßen gesessen haben, entwickeln sie doch alle, ins Frühstückszimmer geladen, einen Riesenappetit.

Das Frühstück könnte, nach den mancherlei Gängen zu urteilen, eine Hauptmahlzeit genannt werden. Doch so langsam die Herren im Sprechen, so schnell und hastig sind sie im Verschlingen der ihnen vorgesetzten Speisen. Eine Tischunterhaltung findet nicht statt. Hätten sie wie in Europa eine Dame an ihrer Seite, so würden sie gewiß langsamer essen und sich besser unterhalten.

Um $11^1/_2$ Uhr verfügen sich die Herren in ihr Bureau. Alsdann ist das Selamlik verödet, das Haus nimmt eine andere Gestalt an. Dort an der Haremstür beginnt sich der Vorhang lebhaft zu bewegen. Einige muntere Mäuschen spüren, daß die Katze nicht zu Hause ist; sie fangen an, ihre Köpfchen freier zu bewegen. Die Sklavinnen oder sonstige jugendliche Damen finden es jetzt an der Zeit, sich mit Späßen und Neckereien zu unterhalten. Man klopft, ruft, um den einen oder anderen Diener herbeizulocken und verschwindet schnell wieder; man neckt sich mit Worten, oft in sehr derben Ausdrücken, ohne von der Gestalt mehr als einen Finger oder Kleidzipfel sehen zu lassen.

Die älteren Frauen besprechen mit den Dienern dies und jenes; während des Gesprächs müssen die Untergebenen die Blicke senken; denn es wäre wider allen Anstand, wenn ein Mann die ihm gegenüberstehende Frau ansehen wollte. Der Herr selber darf in Gegenwart anderer Männer den Namen seiner Frau oder Tochter nicht aussprechen, nur andeuten. Das kaum dreijährige Kind erscheint vor seinem in Männergesellschaft befindlichen Vater, um eine Mitteilung zu machen. Der Vater neigt angstvoll seinen Kopf zum Kinde herab, das schüchtern und errötend umherblickt und ihm einige Worte ins Ohr flüstert. Es hat eine Botschaft von der Mutter gebracht, von der es aber nicht laut zu sprechen wagt. Mit solcher Zurückhaltung wird das Familienleben ertötet. Von Familienfesten kann keine Rede sein, da die Frauen im Harem zurückbleiben müssen, wenn z. B. der Sohn in einer Männergesellschaft etwas deklamiert und seine Sache gut macht. Dem Vater fließen Freudentränen über die Wangen, die Mutter aber ist fern. Der Vater darf sich mit der Mutter seiner Kinder oder mit seinen Kindern nicht öffentlich zeigen. Geht er etwa mit ihnen auf den Basar, um Einkäufe zu machen, so gruppieren sich nur die männlichen Mitglieder der Familie um ihn, die verschleierten Damen bleiben 5—6 Schritte zurück. Will nun pater familias seine Ehehälfte

über etwas verständigen, so redet er, ohne sich umzudrehen, aufs Geratewohl in die Menge hinein, und die Frau muß erraten, daß ihr die Worte gelten.

Die Frau der höher gestellten Türken hat eine große Anzahl von Anverwandten und Dienerinnen um sich, die beim Mangel an ordentlicher Beschäftigung in allerlei verschwenderische Launen verfallen, und weigert sich der Hausherr, ihnen zu willfahren, so stehen ihm sofort alle weiblichen Familienglieder, darunter oft seine eigenen Töchter, feindlich gegenüber. Um den Ohrenbläsereien und Ränken des Harems zu entgehen, meidet er ihn den Tag über gern. Das Kind aber ist Zeuge des oft sehr unlauteren Treibens der Frauenwelt, und sein sittliches Gefühl wird schon früh verdorben. Man tut sich Knaben wie Mädchen gegenüber nicht den mindesten Zwang an, und jene bleiben bis zum zehnten Jahre und noch länger im Harem.

Mütter, die früher Sklavinnen waren, haben gegen ihre freigeborenen Töchter einen schweren Stand, und werden sie vom Hausherrn bevorzugt, so erwacht der Neid der anderen Frauen. Man bringt ihnen in Erinnerung, wieviel sie beim Ankauf gekostet, wie dürftig sie waren, als sie ins Haus kamen. Das merken sich auch die Kinder. Ich hatte, erzählt Professor Vambéry, einst zwei Zöglinge, von denen der eine ebenso friedfertig, gehorsam und fleißig, wie der andere zänkisch, widerspenstig und nachlässig war. Der eine gehorchte seiner Mutter auf den Wink, während der andere der seinigen durch Ungehorsam steten Verdruß bereitete. Sie waren Kinder eines Vaters, aber von verschiedenen Müttern, und als ich den Widerspenstigen wegen seiner Schlechtigkeit zurechtwies und ihm den Bruder als Muster der Folgsamkeit seiner Mutter gegenüber vorstellte, erwiderte der böse Bube trotzig: „Willst du etwa, daß ich meiner Mutter so gehorchen soll, wie mein Bruder der seinigen? Die hat 40000 Piaster gekostet und meine nur 20000!“ — ein kleines, aber deutliches Zeichen dafür, wie weit die übeln Folgen der Mißachtung der Frau im Islam reichen.

7. In Konstantinopel.*)

Wir fuhren an dem ziemlich öden europäischen Ufer des Hellespontes dahin und näherten uns einem auf einer Klippe erbauten Leuchtturme und einem ziemlich wüst aussehenden, größtenteils aus Holzhäusern bestehenden Orte. Es war Gallipoli, die erste europäische Stadt, die den Osmanen in die Hände fiel. Gegenüber am asiatischen Ufer sahen wir undeutlich das im Altertume durch seinen zügellos-üppigen Priaposdienst übel berüchtigte Lampsakus. Und dann tat sich das weite blaue Marmarameer vor uns auf mit der gleichnamigen Felseninsel, die wir rechts liegen ließen.

*) Nach Friedrich Seiler, Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse. Grenzboten 1904. Nr. 48, 49, 50, 51. (Gekürzt.)

An Bord des russischen Dampfers herrschte reges Leben. Allerhand Sprachen schwirrten uns um die Ohren. Ein Hoteldragoman aus Konstantinopel und zwei Wienerinnen, von denen die ältere als Köchin, die jüngere als Zofe im Harem des verstorbenen Ismail Pascha angestellt waren, verstanden und sprachen unser Deutsch. Sie erzählten, daß der ganze Harem, einige dreißig Türkinnen und Tscherkessinnen mit an Bord seien, um den Sommer in Konstantinopel zu verleben, wo sie mehr Freiheit hätten als in Alexandria. Die türkischen Zwischendeckpassagiere schnürten ihre Bündel, die Familien gruppierten sich malerisch mit ihren Habseligkeiten und ihrem Vieh. Ein kleines Mädchen kämmte ein schönes weißes Schaf, drehte ihm zierliche Kopflöckchen zurecht und durchflocht die Wollensträhne mit roten Bändern: das arme Tier, das bald auf der Schlachtbank bluten sollte, wurde nach antiker Art als Opfer geschmückt.

Wir hatten das Marmarameer schon fast hinter uns. Rechts erhoben sich die bergigen Prinzeninseln, links erschienen die Häuser von San Stefano, wo die Russen 1878 der Türkei den Frieden aufzwangen, dann kam die Stelle, wo die alten Stadtmauern von Byzantium ans Meer stoßen und das verfallene Schloß der sieben Türme ragt, dann die Häuser und Gärten von Stambul und auf der Höhe Moscheen mit kühnen Kuppeln und spitzen Minaretts. Nun verengerte sich das Wasser, rechts glitten die Häuser und gelben Kasernen von Kadiköi und Skutari an uns vorbei, beleuchtet von der sinkenden Sonne. Links folgten die weiten grünen Gärten und die Paläste und Mauern des Serails, über denen sich ein weißer viereckiger Turm mit schrägem, schwarzem Dache erhob, der genau so aussah wie der Turm einer deutschen Dorfkirche. Jetzt bog das Schiff scharf nach links ein, fuhr um die Landspitze des Serail, und gleich darauf rasselten die Anker nieder.

In märchenhafter Schönheit lag das Goldne Horn da, blau von Farbe, und doch ein goldenes Füllhorn voll aller Güter des Morgen- und Abendlandes, die in den Schiffen und auf den Kais verstaut und aufgespeichert lagen. Eine lange Brücke spannte sich von Ufer zu Ufer, über die ein einziger ununterbrochener wimmelnder Strom von Menschen und Tieren dahinflutete. In der Ferne verdämmerte der schmaler werdende Meeresarm an grünen Hügeln. Die Höhenzüge, die dieses blaue Band auf beiden Seiten einschlossen, bedeckten ein schier unentwirrbares Straßen- und Häusermeer. Dazwischen grüne Gärten, dunkelragende Zypressen, mächtige runde Warttürme, schlanke, blendendweiße Minaretts und großartige prunkvolle Kuppeln. Ja, eine Weltstadt lag vor uns, eine Prachtstadt, eine gottbegnadigte Zauber- und Märchenstadt! Die Sonne stand im Westen hinter ihr, so lag sie in silhouettenhaftem Dunkel da, während sich hinter uns am asiatischen Ufer ein reiches Farbenspiel entfaltete.

Das erste Boot, das an der Schiffstreppe anlegen durfte, brachte eine vornehme Türkin mit mehreren Begleiterinnen an Bord. Ein stattlicher Offizier erwartete sie, mit Tränen in den Augen küßte sie seine Hand, während aus seinen dunkeln Augen ein Strahl der Freude und Liebe herniederschoß: es gibt bei diesen Türken trotz aller Vielweiberei auch treue Sehnsucht und Gattenliebe. Nun enterten die „Hafenhyänen" an Bord, große Schilder an Mütze, Brust und Arm, ergriffen uns und unser Gepäck und ruderten an Land. Die Paßrevision und die Kofferdurchsicht geht rasch von statten, wenn man geschickt einen „Quartaki" (fünf Piaster = 90 Pfennige) in die krumme Hand des Zöllners gleiten läßt, für ein rechtliches deutsches Staatsbürgergemüt ein empörender Anblick — aber die türkische Anschauung ist anders. Draußen vor dem Zollschuppen ergriffen etliche Hamals (Lastträger) unser Gepäck, der Führer winkte einer ámaxa (Droschke), und fort ging die Reise durch die engen Straßen von Galata hinauf nach Pera in ein Hotel, das europäischen Ansprüchen genügt.

Das erste, was dem Fremden in Konstantinopel zu tun obliegt, ist die Besteigung des Galataturmes, der schon um 500 n. Chr. gebaut wurde, dann den in Galata ansässigen Genuesen als Mittelpunkt ihrer Befestigungen diente und jetzt die Feuerwache beherbergt, die durch Flaggen am Tage, durch Laternen in der Nacht den Ausbruch einer Feuersbrunst anzuzeigen hat. Auf der zweiten, etwas eingerückten Etage dieses Turmes ist man etwa 150 m über dem Meere und genießt durch vierzehn Bogenfenster die Rundsicht. Diese kann man höchstens der vom einstigen Markusturm in Venedig vergleichen: ein großartiges Städte- und Wasserbild, aber hier viel reicher und abwechslungsvoller. Vom Markusturm sah man weite Lagunen, flache gelbe Inseln, Kanäle und unmittelbar sich zu Füßen die Dächer der Stadt, hier dagegen werden die dreifach verzweigten Wasserflächen des Goldenen Horns, des Bosporus und des Marmarameeres umkränzt von langgezogenen Berg- und Hügelketten, an deren Hängen sich freundliche Ortschaften und Landhäuser, liebliche Gärten und ernste Friedhöfe hinziehen, während sich jenseits des blauen Meeresarmes Stambul in seiner ganzen Ausdehnung unseren Blicken darbietet — und zwar nicht tellerflach wie Venedig, sondern hügelansteigend. Über dieser riesigen, von grünen Baumoasen unterbrochenen Häuserwüste erheben sich Kuppeln und Minaretts, Türme und Aquädukte, hinter ihr schimmert ein blauer Streif des Marmarameeres, und darüber am Horizonte verdämmern die Berge der Prinzeninseln und des asiatischen Festlandes.

Die Halbinsel, die der Serail mit seinen dunkeln Gärten, weißen Palästen und kuppelverzierten Landhäusern bedeckt, mit dem seltsamen Turme, der nicht ins Bild paßt, zieht wie eine Perle im Ringe immer wieder die Blicke auf sich.

Und welches Leben auf dem Grunde dieses Panoramas: die

engen Straßen von Galata, die beiden Brücken übers Goldene Horn wimmeln von Menschen und Tieren, die Wasserfläche des Goldenen Horns von Schiffen aller Art, vom kleinen Boot bis zum größten Handels- und Vergnügungsdampfer; an den Kais verlädt man die Erzeugnisse dreier Weltteile. Eine Stadt in solcher Lage und Begünstigung konnten alle Eroberungen und Ausplünderungen, alle Aufstände, alle Mißwirtschaft nicht zugrunde richten. Sie wartet des Tages, wo Europa die verlorene Tochter wieder zu sich nehmen wird. Dann wird sie erstrahlen wie ehedem unter Konstantin und Justinian.

Obwohl Pera die Europäer- und Fremdenstadt ist, obwohl es die Gesandtschaften und Konsulate, die Hotels und Restaurationen, die Warenhäuser, die Tingeltangel beherbergt, ist es doch halbasiatisch. Nur zwei Straßen genügen europäischen Ansprüchen, die am türkischen Friedhofe und dem Munizipalpark entlang, die Hotelstraße, und die grande rue de Pera, die auf der Wasserscheide zwischen Goldenem Horn und Bosporus hinab nach Galata führt. In diesem Teile wird sie so schmal, daß sich kaum zwei Wagen ausweichen können, und hat auch keine Fußsteige mehr. Haufen von Müll und Unrat liegen auch hier, und die gelben Straßenhunde durchwühlen sie mit ihren Schnauzen. Sie liegen auch quer auf den Straßendämmen und verunreinigen die Straßen mehr, als sie durch ihr Fressen die Reinlichkeit fördern. Hier, wo jeden Morgen der Kehricht aufgeräumt und abgefahren wird, sind sie eine unnütze Landplage. In den Türkenvierteln mögen sie nötiger sein. Auch die Häuser sind durchaus nicht alle europäisch. Da liegt zum Beispiel neben der deutschen Schule, in der Nähe des Klubs Teutonia und der schwedischen Gesandtschaft, ein wüstes Tekke, ein Kloster tanzender Derwische. Jeden Freitag kann man hier das Schauspiel der „Drehwische“ haben, wie sie in weißen Jacken, faltigen Röcken, mit wagerecht ausgestreckten Armen, die rechte Hand nach oben, die linke nach unten geöffnet, mit seitwärts hängendem Kopfe und geschlossenen Augen sich wie die Kreisel um sich selber und dabei zugleich in einem Ringe drehen, bis sie ermattet von dieser Art Versenkung in Gottes kosmisches Walten niedersinken. Asiatischer Fanatismus und deutsches Wissen dicht nebeneinander!

Galata ist das schmutzige, liederliche Hafenviertel am Uferstrande. Man steigt entweder eine große Treppe hinab, das „steile Pflaster“, oder benutzt die unterirdische Drahtseilbahn oder vertraut sich der Bogenlinie der Pferdebahn an. Über die neue Brücke, die auf eisernen Pontons ruht, gelangen wir nach Stambul, gerade auf die Moschee der Sultanin Valide (= Witwe) zu. Man tut hier gut, ein wenig stehen zu bleiben und die Türken, Griechen, Levantiner, Armenier und die abenteuerlich kostümierten Innerasiaten an sich vorüberziehen zu lassen.

Sobald man jenseits des Goldenen Horns auf der Höhe des Seraskeriats, des Kriegsministeriums, steht, fühlt man sich in einer

fremden Welt: krumme Straßen, schlecht oder gar nicht gepflastert, ein- oder zweistöckige Häuser meist aus Holz, zahlreiche durch schräge Balken gestützte Erker, die Fenster sämtlich durch Holzgitter oder Rohrgeflecht geschlossen, braunrote, löchrichte Ziegeldächer, alles unregelmäßig, winklig, unberechenbar; kein Laden, kein Geschäft und die Gassen stellenweis wie ausgestorben. Selten, daß die düstere Gestalt eines verhüllten, schwarz gekleideten Weibes an den Häusern entlang schleicht, oder daß ein finster blickender Turbanträger mit langem, dunkelm Gewande und steinernen Gesichtszügen unsere Wege kreuzt.

Wer türkisch versteht, ein wenig Mut und einen Kompaß hat, kann sich heutzutage ruhig in diese unheimliche Stadt wagen, er wird überall Auskunft erhalten. Die Läden sind hier wie in den mittelalterlichen deutschen Städten in besonderen Gassen untergebracht. Vor den Häusern stehen dann lange Reihen von Holzbuden mit arbeitenden oder träumenden Handwerkern; dazwischen treibt sich müßiges oder kauflustiges Volk aller Art herum. An der Ecke steht eine Gruppe grün beturbanter Softas, während ein Imam oder Otja mit weißem Turban und schwarzem Talar, mit aufgespanntem Sonnenschirm durch die Menge reitet. Hunde gibt es überall.

Wir fragten uns eines Tages nach der Porzellanmoschee Rustem Pascha durch, die im Häusergewirr verborgen liegt. Sie führt ihren Namen davon, daß ihre Wände und Pfeiler von oben bis unten mit vorwiegend blauen und weißen Fayenceplatten ausgelegt sind. Kalter Glanz, steife Feierlichkeit erfüllt daher das Heiligtum, dem zudem alles Bildliche, Körperliche fehlt wie jeder Moschee. Durch stinkige Gassen ging's zum ägyptischen Basar, wo alle Würzen, Drogen und Farbstoffe der Welt von langbärtigen Türken verkauft werden. Mit seinem Wohlgeruch, seiner Buntheit ist er ein Bild aus der Zeit Harun-al-Raschids. Dann fuhren wir mit der Pferdebahn bis zum Eingang der „Hohen Pforte", eines langen Gebäudes in italienischem Stile, das die Ministerien des Äußern und Innern enthält. Ein Posten wehrt den Zutritt.

Von der Moschee Laleli-Dschami drangen wir zur Prinzenmoschee, Moschee Schah-Sadé vor, einem hellen Kuppelbau mit 214 Fenstern. Ein ganzes Netz übereinander gebauter Kuppeln und Halbkuppeln, die auseinander herauszuwachsen scheinen, verleiht dem Gebäude, das Sinan, der größte Baumeister der Osmanen, im 16. Jahrhundert erbaute, Eleganz und Leichtigkeit, während der Wechsel von roten und gelblichen Steinen Unruhe in den Eindruck trägt. In Riesenbuchstaben zieren Koransprüche auf blauen Schildern die Ecken und Pfeiler.

Wir fühlten uns matt und gingen in ein Kaffeehaus. Vor dem niedrigen Gebäude hockten unter zwei Platanen auf niedrigen Holzschemeln ein paar alte, schweigsame Langbärte, die Kaffeetäßchen in der Hand. Dem einen brachte ein bunt geschürzter Aufwärter gerade die Wasserpfeife, die Nargileh, während die übrigen aus

dem Tschibuk „Tabak tranken", wie der Türke sagt. Wir setzten uns in die enge Stube und schlürften bald das heiße, satzreiche, ungezuckerte Getränk, konnten aber der Wasserpfeife keinen Geschmack abgewinnen.

Die Moschee Mohammeds II., des Eroberers ist ein Dschami, ein Versammlungshaus, im Gegensatz zu den Mesdschids oder Bethäusern, woraus „Moschee" gebildet ist. Es ist eine kleine Stadt; ein Hof mit Spitzbogenarkaden und einem Brunnenhaus tut sich auf; dahinter liegt das Gotteshaus mit den Kollegienhäusern und Studentenwohnungen, eine Volksschule, eine große Armenküche, ein Krankenhaus, eine Bücherei, ein Gasthaus, ein Bad. Auch ein Garten mit den „Turben" des Gründers und einiger Angehörigen gehört dazu, endlich noch ein Hinterhof. Viele Gläubige verbringen den ganzen geschlagenen Tag hier, Allah und der Padischah nähren und kleiden sie schon; sie waschen sich, beten, ruhen und schweigen. Sie kennen keine Skrupel und Zweifel, dienen einfältig nach der Väter Weise ihrem Gotte und wissen, daß ihnen einst, wenn Allah will, die ewigen Wonnen des Paradieses winken. Den Gegensatz zu unserem europäischen, faustischen Hasten und Streben kann man hier deutlich empfinden: hier herrscht Ruhe, Wohlbehagen und Glück — ihre Religion ist diesen Morgenländern Kern und Stern des Daseins.

Gleich bei der „Mehemedsche" fängt der zweistöckige Aquädukt des Kaisers Valens an, der noch heute Stambul mit Wasser versorgt. Die doppelte Reihe Rundbogen ist dicht überhangen von Gebüsch und Geranke und bietet als „Hochstraße" eine herrliche Aussicht. Eine Rast bei „Tokatlian", dem einzigen europäisch eingerichteten Restaurant in Stambul, tut uns not. Klares Quellwasser kostet hier die Karaffe 1 Piaster = 18 Pfennige. Unter einem bläulich bemalten, vielgekuppelten Dache liegt hier auch der große Basar, wo jeder Händler einen als gute Beute zu kapern sucht, anschreit, sogar festhält. Noch ein Blick in einen „Han", den Validéhan, d. i. ein Kaufmannshof mit Speichern und Kontoren, Lastträgern und Ballen, Kisten, Säcken. In der Bajesidmoschee ist permanenter Markt wie dereinst im Tempel von Jerusalem. Man kann hier den vielen schwarzblauen Tauben, die nach einem Vermächtnis des Erbauers Bajesid II., des Sohnes des Eroberers, gehalten werden, Futter streuen. Sie umschwirren einen dann in dichten Geschwadern, daß einem schwindelt, dichter als auf dem Markusplatze in Venedig. Auch die „Suleimanje", die eben jener Sinan erbaute, ist als schönste Moschee nächst der Agia Sophia sehenswert. Ihr Inneres glänzt durch gediegene Pracht, wie sie eines Soliman des Prächtigen würdig ist: mächtige Granitsäulen aus dem Palaste Justinians, Marmorinkrustationen, Glasmalereien, natürlich nur Arabesken und Teppichmuster, marmorne Predigtkanzeln, große Kalligraphien, Riesenkronleuchter und eine Fülle von Glasampeln, die in den heiligen Nächten einen märchenhaften Glanz ausstrahlen müssen —

dazwischen aber auch Straußeneier, Elfenbeinzähne und ähnlicher barbarischer Flitterkram. Hinter der Moschee auch hier in stillen Zypressen- und Platanengärten die achteckigen Turben, die Totenhäuser des Sultans und seiner Frauen und Kinder. In der Nähe liegt der Seraskerturm, der wie der Galataturm, einen weiten Umblick bietet. Es war gegen Abend. Die Sonne stand noch hinter Wolken. Dann aber trat sie darunter hervor, und nun erstrahlte alles in purpurnem Märchenlicht: der blaue Bosporus, Skutari und die asiatischen Berge, das Goldene Horn, Pera, das weite Marmarameer und Stambuls Kuppeln, Türme und Paläste. Jedes Haus zeigte eine Lichtseite, jedes Fenster blinkte in rötlichem Glanze — nun hieß es: fort aus Stambul; denn nach Sonnenuntergang ist es keinem Franken zu raten, sich noch herumzutreiben.

Noch blieb uns das Wichtigste und Schönste zu beschauen übrig: der Serail, die Museen, die Sophienkirche.

Der Serail ist die alte Residenz der Sultane, jetzt der Ruhesitz alter Sultaninnen und Palastdiener. Durchs Kaisertor, an dem in alten kräftigen Zeiten die Köpfe hingerichteter Paschas steckten, gelangt man durch einen Hof zum Orta Kapu, dem mitteln Tore, einem tiefen, zinnenbesetzten, von zwei weißen Türmen mit schwarzen Spitzdächern flankierten Gebäude — weiter darf der Fremde für gewöhnlich nicht. Es folgt ein zweiter Hof, ein drittes Tor, dann kommen die Laubengänge, Rosen- und Tulpenbeete der Serailgärten, die jetzt durch die Eisenbahn entweiht sind — die Prunkgebäude und Säle mit ihren Schätzen, aber auch das Tor, durch das die Leichen heimlich Gerichteter ins Meer geworfen wurden, die Seufzerkammern, in denen unbequeme Halbbrüder oder andere Verwandte des regierenden Herrn für immer verschwanden, die Stelle, wo die schönen Frauen, deren der launische Eheherr überdrüssig geworden war, in Säcke genäht hinabgerollt wurden in die verschwiegene Flut. Unerhörte Pracht — und unerhörte Greuel!

Die kaiserlichen Museen, das alte mit seinen griechisch-römischen, byzantinischen, cyprischen und semitischen Altertümern, auch etlichen der von Schliemann in Troja ausgegrabenen Schmucksachen, und das neue mit den sidonischen Steinsarkophagen, darunter dem weltbekannten Alexandersarg, sind die hervorragendsten historischen Sammlungen des Morgenlandes.

Und nun zur Agia Sophia! Sie läßt sich nur mit St. Peter in Rom vergleichen — und auch hier fällt der Vergleich zugunsten Konstantinopels aus. Die Sophia ist im Innern zweistöckig — und erscheint deshalb groß auf den ersten Blick: dazu das mäßige Detail, das feine Gleichmaß aller Teile, die ungezwungene Einfachheit der Anlage, die heitere Pracht und ernste Würde — alles zeichnet die Kirche Justinians vor der Julius II. aus. Die äußere Gestalt hat freilich der Islam so verändert, daß die einstige Gestalt kaum noch erkennbar ist: angebaute Schulen, Turben, Küchen, die schlanken lanzenartigen Minaretts, der Halbmond auf der Kuppel,

der gelb- und rotgestreifte Putz haben sie entweiht. Aber das Innere ist überwältigend schön geblieben: die große Kuppel scheint zu schweben; eine Fülle von kleinen Kuppeln und Halbkuppeln umgibt sie wie Trabanten; Nischen, Gewölbe, Säulengänge gewähren überraschende Durchblicke; eine Fülle von Licht strömt herein; die Pracht des glänzenden Marmors und der Mosaiken — all das bringt eine traumhafte Wirkung auf den hervor, der dies Heiligtum betritt. Dabei ist vieles Christliche übertüncht, und über die Gestalten der Propheten und Apostel sind grüne Schilde gehangen mit den goldenen Namen Allahs und seines Propheten. Die Gebetsnische mußte nach Mekka gerichtet sein, deshalb steht sie nicht in der alten Apsis, wo der Hochaltar stand, sondern seitwärts — eine künstlerische Disharmonie! Von Marmorestraden und von einer Kanzel herab preist der „Chatib", der Prediger, mit blankem Schwerte in der Hand den Sieg des Islam. Wie lange noch? Die Agia Sophia ist das Urbild aller griechischen Kirchen und aller Moscheen des mohammedanischen Ostens.

Vor der benachbarten Achmedmoschee dehnt sich der verwahrloste Roßplatz, der Atmeidan, aus, einst der Hippodrom, der als Versammlungsplatz viel Kampf und Blut gesehen hat. Ein gemauerter byzantinischer und ein monolithischer Granitobelisk aus Ägypten und die bronzene Schlangensäule, auf der die Griechen einst den goldenen Dreifuß zu Ehren des Sieges von Platää aufgestellt hatten, stehen aus alter Zeit da, aus jüngster Zeit aber der Brunnen Wilhelms II., ein achtsäuliger Kuppelbau mit Rundbogen, Mosaiken und großem Sternornament. Die Zeiten haben sich gewandelt, wir Deutsche sind „gut Freund" mit denen, gegen deren List und Mord Luther im Liede die Hilfe des Himmels anrief.

Vom „Schloß der sieben Türme", türkisch Jedi-Kule, mit seinen verfallenen Zinnen, aus denen wilder Lorbeer sproßt, zieht sich die alte Stadtmauer, die Kaiser Theodosius erbaute, vom Marmarameere zum Goldenen Horn. Aber Stambul füllt das Gewand, das der Kaiser ihr einst angemessen, nicht mehr aus. Die Häuser reichen nicht bis an die Mauer heran, sondern Obst- und Gemüsegärten bilden einen breiten grünen Streifen hinter dem altersgrauen Steinring. Diese Mauer mit ihrem niederen äußeren und hohen inneren Ring läuft wie eine steinerne Riesenschlange hügelauf und hügelab. Der Graben ist halb verschüttet, dunkler Efeu und allerhand Gestrüpp spinnt sich um die alten Türme. Am Kanonentore fiel 1453 der letzte byzantinische Kaiser Konstantin XI. im Kampfe wider die anstürmenden Janitscharen. Der letzte Teil der Mauer vom Tekfurserail ab ist von Heraklios 200 Jahre später um das Blachernenviertel hoch und fest, aber ohne Graben und Außenring gezogen worden. Die gut erhaltenen Türme sind von dichten Efeuschleiern bedeckt, und freundliche Gartenhäuschen mit grün gestrichenen Läden schauen von ihren Zinnen auf die Gärten und Obstpflanzungen nieder wie der Zaunkönig aus dem Gefieder des Adlers.

Am Ende der Mauer liegt am Goldenen Horn der heiligste europäische Ort der Moslim, Ejub. Viele lassen sich dort begraben, und der Friedhof mit seinen schlanken Zypressen und duftenden Sträuchern, mit den schmalen hohen Steinen, die auf rotem Grunde goldene Arabesken und Schriftzeichen haben, mit Muschelornament versehen sind, wenn eine Frau, mit Turban oder Fes, wenn ein Mann dort ruht, gewährt mit seinem Weiß und Grün einen schönen Anblick. Ejub oder Hiob hieß der Fahnenträger des Propheten, der hier 672 beim ersten Ansturm des Islams auf Europas Ostpforte fiel; er liegt in einer prächtigen Moschee begraben, in die kein Fremdling eintreten darf.

Am Nordende des Goldenen Horns, wo im Tal von Kiathane die „süßen Wasser von Europa" münden, versammelt sich an jedem Freitag auf den saftigen Wiesen unter den Bäumen die türkische Welt. Da lagern Männer und Frauen und Kinder auf Strohmatten und Teppichen, naschen Süßigkeiten, schlürfen kühlende Getränke, rauchen Zigaretten. Die vornehmen Haremsdamen fahren in ihren Kaleschen einen langsamen Korso; Taschenspieler, Tänzerinnen produzieren sich; harmlose Fröhlichkeit herrscht überall, niemals wüster Lärm oder Trunkenheit. Vor Sonnenuntergang muß die Lust zu Ende, die Frau daheim sein, so gebietet der Prophet.

Sein Stellvertreter, der Padischah, wohnt im Yildis-Kiosk, d. h. Sternenpalast inmitten eines großen Parkes am Bosporus, der mit seinen alten gewaltigen Trutzschlössern auf den zypressen- und platanenbewachsenen Hängen, mit seinen modernen Palästen und Lusthäusern und seiner allerdings bis über 2 km breiten Wassergasse an den Rhein zwischen Bingen und Koblenz erinnert in seiner Eigenart. Vor dem Tore des Palastes zeigt sich jeden Freitag zum „Selamlik" der Sultan seinem Volke, indem er unter militärischem Pompe zu einer gottesdienstlichen Feier in eine nahe erbaute Moschee fährt. Padischahim tschôk jaschâ, lang lebe der Padischah! schallt es dann unter Fanfaren aus tausend Kehlen, und der Sultan-Kalif, der Oberhirt aller Gläubigen, verschwindet bald darauf wieder in dem engen Bezirk, in dem ihn das Mißtrauen vor Anschlägen auf sein Leben und seine Macht gefangen hält.

Afrika

VII. Bilder aus den Atlasländern.

1. Marokko. — 2. In Fes, der Hauptstadt Marokkos. — 3. Bei den Bergberbern der Maßmuda. — 4. Algerien. — 5. Von Oran in den Tellatlas. — 6. Von Konstantine zur Oase Biskra.

1. Marokko.*)

Marokko verdankt seine Selbständigkeit der Eifersucht der europäischen Mächte. Es ist eigentlich kein Staat; denn der Sultan beherrscht in Wirklichkeit von Fes aus nur ein Gebiet von etwa 180000 qkm, während ganz Marokko auf mindestens 400000 qkm zu schätzen ist. Dazu ist das Land von allen Seiten so abgeschlossen, daß ein Eindringen nur sehr schwer ist. Die See bildet in einer Ausdehnung von 1500 km die Grenze im Norden und Westen: Fels- und Dünenküste ohne Häfen. Tanger hat zwar einen kleinen Hafen, er ist aber wenig tief und den Nordostwinden ausgesetzt, und die geräumige Reede versandet mehr und mehr. Durch künstliche Bauten will man den Hafen bessern. Ceutas Hafen ist etwas brauchbarer, er diente den Spaniern als Stützpunkt in ihrem Kriege gegen Marokko 1860. An der atlantischen Seite bietet höchstens Mogador einigen Schutz, weil es hinter einer Insel liegt, die gegen Westen vorgelagert ist. Südlich vom Atlas liegt Agadir mit guter sicherer Reede, aber zu fern vom Herzen des Landes.

Und nach Süd, Südost und Ost fällt steil das Atlasgebirge ab, das im Dschebel Ajaschin fast Montblanchöhe erreicht. Es gibt wohl eine Anzahl Pässe mit einer Höhe von 1350—3500 m, doch sind sie alle sehr gefährlich. Selbst der wichtigste, der von Tanger über Fes, bei Kasbah el Machsen den oberen Mulujafluß überschreitet, um nach der Oase Tafilelt zu führen, ist nur für Fuß- und Saumverkehr passierbar.

Der Erforschung des Landes und seiner wirtschaftlichen Erschließung stand weiterhin der Fremdenhaß der Eingebornen entgegen. Er geht zurück bis auf die Vertreibung der Mauren aus Spanien. Die Vertriebenen siedelten sich in Marokko an, und viele alte Familien bewahren noch heute die Schlüssel der Häuser auf, die ihre Vorfahren in Granada besaßen. Die Ereignisse in Algier hielten den Haß wach — und doch wäre es falsch, von einem allgemeinen Christenhaß in Algier zu reden. Er besteht eigentlich nur

*) Nach einem Vortrage Professor Theobald Fischers in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde und einem Aufsatze von v. Pelet-Narbonne: Die Aussichten eines Feldzugs in Marokko. Deutsche Monatsschr. 1905. Heft 12.

im nördlichen Teile, also in der Zone der politischen Reibungsflächen. Im Süden hat der Reisende selten darüber zu klagen. Theobald Fischer fand bei den Stämmen des Innern so liebenswürdige Aufnahme, daß sie ihm sogar ihr Kostbarstes, das Wasser, opferten, damit er sich waschen konnte (1888, 1899, 1901). Vor ihm hat am besten das Land Gerhard Rohlfs erforscht, dessen Schilderung von Fes wir folgen lassen.

Das Kernland ist der 650 km lange und etwa 60 km breite Vorlandstreifen zwischen dem Atlas und dem Küstengebirge, dem Rîf. Schwarzer Boden bringt fruchtbare Ernten; neuerdings seit dem Ausfuhrverbote auf Brotfrüchte besonders an Lein zur Ölbereitung, nicht zur Fasergewinnung; Zuckerrohr und Erdnuß (Arachis hypogaea). Der auch als Schattenbaum geschätzte Arganbaum liefert eine dattelförmige Ölfrucht. Die Steppenlandschaft gegen den Atlas hin eignet sich vorzüglich zur Viehzucht. Die Bäche des Gebirges werden in Kanäle zerfasert, die üppige Gärten bewässern. Auch das Grundwasser könnte gehoben werden durch Bohrungen und Windmotore, um dem Schuttboden reiche Ernten abzugewinnen. Der südwestliche Teil des Vorlandes, das Sus, ist reich an Kupfererzen, die geologischen Verhältnisse entsprechen dort ganz denen der spanischen Kupfererzgebiete. Deutschlands Handelsverkehr ist hier stark gewachsen: 10 Millionen deutsches Kapital stehen 6½ Millionen französischem gegenüber. England hat das Übergewicht auch hier.

Der Machsen*) ist die herrschende Körperschaft in Marokko, ihre Mitglieder haben einen eigentümlichen Stil im Umgang, im Auftreten, in der Gebärde, kurz in allen Dingen bis auf die Tracht. Der größte Teil dieser „Kaste“ befindet sich natürlich in der Umgebung des Sultans: Hofleute, Beamte, Krieger. Eine Zeitung sorgt dafür, daß die Ansichten des Machsens im Lande verbreitet werden. Die Machsenleute tragen einen Kaftan mit weiten Ärmeln und ein bis an den Hals zugeknöpftes Hemd aus feinem Linnen. Früher ließen sie an den Ohren die Haare nicht rasieren, und diese Büschel gaben allen ein wildes Aussehen. Während die maurische Gesellschaft ein üppiges Leben liebt, sondern sich die Machsenleute ab und leben einfach wie die Beduinen. Sie sprechen kein reines Arabisch, sondern einen Dialekt, über den die Mauren sich gern lustig machen. In der maurischen Kanzleisprache hat sich ein besonderer Machsenstil herausgebildet, in dem sich die vornehme Eleganz des arabischen Charakters mit dem Wortreichtum des Orients paart. Aus dem spanischen Wortschatze sind starke Anleihen gemacht. Auch die Sitten und Zeremonien sind fest vorgeschrieben, und diese festen Formen alten Herkommens sichern der Gemeinschaft ihre einflußreiche Stellung. (Nach Eugène Aubin, Le Maroc d'aujourdhui.)

---

*) Gewöhnlich auch bei uns in französischer Schreibweise „Maghzen“ geschrieben. Vergl. unter 3 Dr. Genthes deutsche Schreibweise, der wir hier folgen.

2. In Fes, der Hauptstadt Marokkos.*)

Fes besteht aus zwei vollkommen getrennten Städten, die von allen Seiten, mit Ausnahme von Süden her, von Bergen umschlossen sind. Die die Stadt durchziehenden Gewässer werden unter verschiedenen Namen aufgeführt; es hat dies zum Teil seinen Grund darin, daß die Araber in sehr vielen Fällen für einen und denselben Fluß verschiedene Benennungen haben, je nach seiner Quelle, nach seinem mittleren oder unteren Laufe. So hat das kleine Flüßchen, welches südwestlich von Fes, etwa 20 km entfernt, entspringt, zuerst den Namen Ras-el-ma, ändert aber den Namen, sobald es die Stadt erreicht, in Ued Fes um; es verbindet sich dieses Flüßchen mit einem stärkeren, aus Südost kommenden Flusse zwischen Neu- und Alt-Fes, und beide durchströmen nun die Stadt, ebenfalls unter dem Namen Ued Fes, um später Ued Ssebu genannt zu werden. Der größere Fluß, der von Süd-Süd-Ost in Neu-Fes eindringt, heißt aber oberhalb der Stadt, wie ich auf meiner zweiten Reise in Marokko feststellen konnte, ebenfalls Ued Ssebu.

Die Stadt stellt sich derart dar, daß sie fast mit von Norden nach Süden gerichteter Achse gelegen ist und aus zwei Städten besteht, aus Fes-el-bali**), Alt-Fes und Fes-el-dschedid, Neu-Fes. Beide Städte aber liegen keineswegs dicht nebeneinander, sondern sind durch eine 2 km lange Straße, aufs dichteste mit Häusern bestanden, verbunden, so daß es, von oben gesehen, das Aussehen hat, wie zwei getrennte Städte, welche durch eine eng bebaute Straße in Verbindung stehen. Alt-Fes bildet den nördlichen Teil und ist mit Ausnahme der Südküste von Bergen umschlossen, zum Teil, namentlich nach Osten zu, an die Bergwand hinaufgebaut, Neu-Fes bildet den südlichen Stadtteil und liegt vollkommen in der Ebene. Nördlich von Neu-Fes verbinden sich der Ssebu und das von Ras-el-ma***) kommende Wässerchen, um Alt-Fes zu durchfließen, Alt-Fes wird so in zwei Hälften geteilt, durch sechs steinerne Brücken miteinander verbunden, die westliche Seite ist die kleinere. Beide Städte sind mit 10—12 m hohen Mauern umgeben, welche von etwa 500 zu 500 Schritt mit viereckigen, hervorspringenden Türmen versehen sind. Die Mauern sind am Grunde 2 m und mehr dick, verjüngen sich nach oben zu einem Meter und haben auf der Zinne einen Umgang, geschützt durch eine etwa $1^1/_2$ m hohe und $^1/_2$ m dicke, mit Schießscharten versehene Mauer. Die Türme selbst sind eingerichtet, Geschütze aufnehmen zu können.

Die Mauer von Alt-Fes sowie die Türme befinden sich in äußerst mangelhaftem Zustande, die von Neu-Fes ist besser er-

*) G. Rohlfs, Reise durch Marokko. Ausland. 1871, 18.

**) Fes-el-bali sollte eigentlich Fes-el-kedim heißen; denn das Wort kedim entspricht genau unserm „alt“, während „bali“ mehr das „abgenützt“ in sich schließt.

***) Ras-el-ma heißt eigentlich weiter nichts als Kopf des Wassers, d. h. Quelle.

halten und an manchen Stellen doppelt gezogen, so namentlich nach Südwesten und Süden zu, wo die äußere Mauer außerdem 25 m hohe Türme hat.

Die Mauern sowohl wie die Türme sind aus einer Masse aufgeführt, welche zwischen Brettern eingestampft wird und an der Luft, mit Kalk und Zement vermischt, eine große Härte erlangt. Die Ecken, Bogen, Seiten der Tore sind indes aus behauenen Steinen hergestellt; denn die Masse, so widerstandsfähig sie im großen ganzen auch ist, zerbröckelt doch sehr leicht an den Ecken und Kanten. Aus eben dieser Masse sind auch die meisten großen Gebäude hergestellt, viele aber auch aus gebrannten Ziegeln; gerundete Dachziegel sind endlich das Material, das man zur Bedeckung der Moscheen genommen hat; die Wohnhäuser verlangen solche nicht, da sie alle platte Dächer haben.

Wenn auf diese Art die Stadt gegen Landesfeinde vollkommen geschützt erscheint — denn obschon auch die Mauern zu verfallen drohen, würden sie dennoch Schutz gegen regellose Angriffe gewähren — so würde sich Fes einem Angriffe irgend einer europäischen Macht gegenüber wenig haltbar zeigen. Selbst die beiden Forts außerhalb der Stadt tragen nichts zum Schutze gegen einen Angriff von außen her bei, weil sie selbst von anderen Anhöhen von nächster Nähe aus beherrscht sind. Das eine dieser Forts liegt im Südosten der Stadt auf einer Anhöhe und ist ein mit vier Bastionen versehenes Viereck, offenbar von ehemaligen europäischen Renegaten nach Vaubanschem System recht gut angelegt. Im Westen der Stadt auf der nächsten Anhöhe befindet sich eine Lunette; diese letztere, nach der Stadt zu in ihrer Kehlseite nur durch Palissaden geschlossen, ist wie die eben erwähnten Forts aus behauenen Steinen erbaut und wie diese mit tiefen Gräben versehen. Ob die Steine, welche große Quadern aus Sandstein sind, eigens zu diesen Bauten gehauen worden sind oder von alten Römerwerken herstammen, konnte ich nicht erfahren; wäre es der Fall, so wäre das ein Beweis mehr, an der jetzigen Stelle von Fes eine alte Römerniederlassung, vielleicht Volubilis, suchen zu müssen.

Die Stadt Fes wird in achtzehn Quartiere geteilt, von denen zwei auf die Neustadt, die übrigen auf Alt-Fes kommen, dazu hat Alt-Fes neun Tore, einschließlich des nach der Neustadt zu führenden, während Neu-Fes nur drei hat, von denen das eine auf Alt-Fes gerichtet ist. Der Länge nach wird die Stadt von einer Straße durchschnitten, welche hinlänglich breit ist; denn überall konnten vier oder fünf Menschen nebeneinander gehen, oft auch noch mehr. Die Gäßchen aber, die sich von dieser Hauptstraße in die verschiedenen Quartiere hineinschlängeln, sind äußerst schmal, manchmal so eng, daß sich zwei Begegnende aneinander vorbeidrücken müssen. Es sind auch zahlreiche Plätze vorhanden, aber kein einziger, mit Ausnahme des großen Platzes in Neu-Fes, der sich vor dem Palaste des Sultans befindet, welcher mehr als 500 Menschen auf-

nehmen könnte, wenn sie dichtgedrängt beieinander stehen. Hierdurch erlangt die Stadt ein äußerst düsteres Aussehen, das noch dadurch vermehrt wird, daß kein einziges Haus nach der Straßenseite zu Fenster hat, und fast alle zwei oder drei Stockwerke hoch sind.

Ein großer Übelstand ist auch der, daß man gar keine Pflasterung in Fes kennt; man ist im Sommer einem entsetzlichen Staub ausgesetzt und hat im Winter die größte Mühe, durch den tiefen Schmutz fortzukommen. Gegen diesen haben allerdings die Bewohner eine eigene Art Holzschuhe erfunden mit 4—6 cm hohen Absätzen unter den Hacken und Fußspitzen, aber oft reichen selbst diese nicht aus. Auch in Tunis, wo ähnliche Verhältnisse während der nassen Jahreszeit sind, hat man diese Holzunterschuhe, die unter dem gewöhnlichen Schuhzeuge befestigt werden, und ihr Gebrauch ist sehr alt.

Das Innere der Häuser ist oft sehr hübsch eingerichtet, obgleich man natürlich nicht an Möbel, wie sie bei uns in Europa in Gebrauch sind, denken darf. Der Marokkaner will gar keinen Fortschritt; so wie seine Väter gelebt haben, will auch er leben, und Neuerungen einzuführen, ist die größte Sünde. So sind denn auch alle Einrichtungen so, wie sie vor Hunderten von Jahren gewesen sind. Gelangt man durch eine starke, meist dick mit Eisen beschlagene Tür durch einen umgebogenen Gang*) in das Innere einer Wohnung, so kommt man zuerst auf einen mehr oder weniger großen, nach oben offenen Hofraum, der meist viereckig von Form ist. Bei Reichen und Armen ist dieser Raum gepflastert, oft mit Marmorfliesen (welche von Spanien und Portugal kommen), meist aber mit Sleadj. Es sind dies kleine Fliesen mit bunt glasierter Farbe, und da sie in allerlei Formen hergestellt werden, sternartig, dreieckig, viereckig usw., so legen die Erbauer die hübschesten Muster damit zusammen. Eine einzelne Sleadj ist nicht größer als 2—4 cm Seitenlänge; man verfertigt sie in Fes selbst. Auch die Zimmerböden sind meist aufs reizendste mit diesen Sleadj ausgelegt.

In der Mitte des Haushofes plätschert ein springender oder jedenfalls fließender Quell, auch in der ärmsten Wohnung fehlt er nicht. Bei den Reichen befinden sich zu dem Ende meist hübsche Marmorbecken, welche ebenfalls aus Europa bezogen werden, im Hofe. Die Verteilung des Wassers in der Stadt ist nämlich so ausgezeichnet, daß Kanäle weit oberhalb der Stadt von den Flüssen abgeleitet und so auch die höchsten Stadtteile mit reinem Wasser versorgt sind. In Neu-Fes hat man an einem Kanal sogar große Räder erbaut, welche, wie in Italien die Bewässerungsräder,

*) Ein gerader Gang darf von der Straße nicht ins Innere des Hauses führen, weil sonst, bliebe ja einmal aus Versehen die Haustüre offen stehen, der Blick eines Fremden in den Hofraum fallen könnte.

mittelst ihrer eigenen vom Wasser bewirkten Umdrehung Wasser auf die Höhe schaffen. Ein Genuese soll diese Wasserräder in Fes eingeführt haben.

Ebensogut ist für die Abführung der Unreinigkeiten aus den Häusern gesorgt, das lebendige Wasser führt allen Unrat mittelst kleiner unterirdischer Kanäle in den Ued Fes.

Die Zimmer der Häuser, von denen sich in der Regel drei oder vier auf den Hofraum öffnen, sind stets sehr lang, sehr hoch, aber auch nie breiter, als daß ein großer Mensch der Breite des Zimmers nach darin liegen kann. Große und hohe Türen, wie immer mit hufeisenförmigen Bogen, führen zu den Zimmern; im Sommer und bei gutem Wetter sind sie offen, im Winter verschlossen, und man gelangt durch eine kleine Tür, eine Art Schlüpftür (poterne), welche sich in jeder großen befindet, ins Zimmer. An beiden Seiten der Tür sind manchmal kleine viereckige oder auch spitzbogige, stark vergitterte Fenster; Glasscheiben hat man erst in letzter Zeit angefangen einzuführen. Möbel in unserem Sinne sind nirgends vorhanden. Bei den Reichen findet man Teppiche, Wollmatratzen, feine Matten, auch die Wände der Zimmer sind 1—$1^1/_2$ m hoch mit hübschen Matten ausgeschlagen; selten stehen Betten an den Enden der Zimmer auf europäischen Bettstellen, aber diese werden mehr als Luxus, als Schmuck betrachtet, es würde nie jemand einfallen, darin zu schlafen.

Die Wände der Zimmer sind weiß ausgekalkt, aber unterhalb der Decke laufen manchmal Arabesken herum, oft in Form von Koransprüchen.

Die Decken der Zimmer sind bunt bemalt oder mit Gold, auch mit Holzschnitzerei bedeckt oder auch mit Holzstückchen ausgelegt. In den Wänden sind häufig nischenartige Vertiefungen angebracht, welche als Schränke dienen; ebenso findet man bei der wohlhabenden Klasse Holzschränke, oft aus sehr hübschen Holzschnitzwerken gearbeitet, oder mit Perlmutterstückchen, Elfenbein- oder Ebenholzstäbchen ausgelegt.

Während im Hofe ein durch eiserne Säulen getragener Bogengang, der rings um die inneren Wände läuft, zugleich Schatten gegen die senkrechte Sonne gewährt, dient ein anderer für das zweite Stockwerk als Vorplatz, von dem aus man in die Zimmer gelangt. Ist noch ein drittes Stockwerk vorhanden, so gehen die Galerien ebenfalls höher. Die oberen Zimmer unterscheiden sich in der Anordnung durch nichts von den unteren; ganz oben auf dem platten Dache, welches aus gestampfter und zementierter Erdmasse besteht, befindet sich manchmal noch ein Zimmer, Mensa genannt; hier geben die Frauen vorzugsweise ihre Gesellschaften. Der Zugang nach oben geschieht mittels Treppen, die immer sehr schmal und, wenn im Innern des Hauses, niedrig angelegt sind; aber so sehr man darauf sieht, den Raum in Breite und Höhe bei der Treppe zu beschränken, so wenig sieht man darauf, die Absätze selbst kurz

zu machen; im Gegenteil, diese sind so hoch, daß manchmal ein außerordentlicher Kraftaufwand erforderlich wird, um einen Absatz zu ersteigen.

Von außen werden die Häuser bisweilen durch anstrebende Pfeiler verstärkt oder durch Bogengänge auseinandergehalten; es trägt dies keineswegs dazu bei, die ohnehin schon schmalen Gassen gangbarer zu machen, und wo man ja einmal eine etwas breitere Straße antrifft, kann man sicher sein, daß die Anwohner dies derart durch Überbauen des zweiten und dritten Stockwerks benutzt haben, daß die breiteren Straßen fast zu den dunkelsten gemacht sind.

Nachts werden nicht nur die Stadttore geschlossen, sondern auch die Tore, welche die verschiedenen Quartiere voneinander trennen, und da die Quartiere gemeiniglich durch mehrere Straßen miteinander in Verbindung stehen, so kann man sich denken, wie viele Tore alle Abende verschlossen werden müssen. Man sagt, es sei dies eine Sicherheitsmaßregel, hauptsächlich gegen Diebe gerichtet. In der Tat wird dadurch alle Verbindung nachts aufgehoben; nach dem l'Ascha, dem letzten Gebet, ist es unmöglich, aus seiner Straße oder seinem Quartier herauszukommen. Während des Chotba-Gebets am Freitag werden ebenfalls alle Tore geschlossen; nicht nur in Fes, sondern in allen Städten Marokkos, ja im ganzen Rharb (die arabischen Geographen rechnen alles Land westlich vom Nil zum Rharb, d. h. dem Westen, alles östlich davon zum Schirg, d. h. dem Osten) herrscht diese Sitte, wie ich später in Rhadames, Tripolis, Bengasi, Tunis und anderen Städten zu erfahren Gelegenheit hatte. Es soll dies deshalb geschehen, weil einer alten Sage zufolge sich um die Zeit des Chotba-Gebetes die Christen der mohammedanischen Städte bemächtigen würden. Wahrscheinlich ist es aber ein alter Brauch der Regierungen, die sich dann mit ihrer ganzen Macht in den Moscheen befinden und sich so gegen ihr eigenes Volk sichern wollen.

An öffentlichen Gebäuden der Stadt sind die Paläste des Sultans, die Moscheen, die Funduks (Wirtshäuser), Bäder und Grabstätten hervorzuheben.

Fast im Mittelpunkt von Alt-Fes liegt die große Dschemma Charubin, d. i. die den Cherubim gewidmete Moschee, vielleicht die größte in ganz Nordafrika. Sie soll auf mehr als 360 Säulen ruhen. Das ziemlich hohe Minaret ist vierseitig und wie überall in Marokko äußerst plump aufgeführt. Im Hofe der Moschee springen aus zwei großen Marmorspringbrunnen mächtige Wasserstrahlen; die kleinen Häuschen, worin die vor dem Gebet zu verrichtenden Abwaschungen vorgenommen werden, sind zahlreich. Von außen macht das Ganze keinen vorteilhaften Eindruck, da die Moschee zwischen Häusern und Buden eingezwängt erscheint, und so immer nur einzelne Teile sichtbar werden. Auch ist die Höhe der Moschee viel zu gering im Verhältnis zu ihrem Umfang, und ferner fehlt alle Symmetrie; der Mohammedaner und namentlich der Araber

scheint ein geschworener Feind des Ebenmaßes zu sein. Hier stehen zwei Säulen $2^1/_2$, dort 2 m auseinander; hier ist eine Säule 6, dort 7, dort $6^1/_2$ m hoch; hier steht eine einfache, dort eine Doppelsäule, hier mit, dort ohne Kapitäl.

Es ist bis auf den heutigen Tag den Arabern nicht gelungen, etwas Symmetrisches zu schaffen, sei es in der Baukunst, in der Weberei, in den Arabesken, in den Holzschnitzereien, in den Decken, in den Fußböden. Es gibt keinen einzigen von Arabern gewebten Teppich, dessen Muster, so wie es angefangen, zu Ende geführt wäre; es gibt kein Zelt, das aus gleichmäßig gewebten Stücken bestünde. Ein arabischer Haik (Tuch) hat, falls an einem Ende drei Streifen zur Einfassung dienen, sicher am anderen Ende vier oder nur zwei. Man findet auch keine Tür, die eine vollkommen durchgeführte Holzschnitzerei aufzuweisen hätte; überhaupt keinen Bau, der einen genau innegehaltenen Plan erkennen ließe. Vollkommen schöne maurische Gebäude finden wir nur da, wo die Araber mit Christen untermischt, seßhaft waren: in Spanien und Syrien.

Nur durch eine schmale Gasse von der Cherubim-Moschee getrennt, durch ihr Asyl, das sie geflüchteten Verbrechern bietet, ebenso berühmt wie als Bergerin der irdischen Überreste des Gründers der Stadt, liegt dicht bei der vorigen die Dschemma el Mulei Idris. Im übrigen gibt es noch eine große Anzahl Moscheen, die jedoch wenig Bemerkenswertes bieten.

Nur in der Cherubim-Moschee wird gelehrt; von der einst so berühmten Schule ist aber nur ein Schatten geblieben. Man legt den Koran aus, d. h. disputiert über äußere Kleinigkeiten; denn am eigentlichen Dogma darf nicht gerüttelt werden — bei Todesstrafe. So werden denn gelehrte Untersuchungen angestellt über die wichtige Frage, ob Mohammed am Feste nach dem ersten Ramadan ein weißes oder schwarzes Lamm geopfert habe, wie groß die Hölle sei, ob im Paradiese diese oder jene Speise verabreicht werde? Es werden auch die vier Rechnungsarten gelehrt, aber nur auf notdürftige Weise. Geographischer Unterricht wird auch erteilt; die Lehrer sind aber so unwissend, daß sie Portugal für ein größeres Land als Frankreich, Marokko aber für das allergrößte auf Erden halten. Die Astronomie steht noch in enger Verbindung mit der Astrologie. Daß die Erde sich um die Sonne dreht, darf nicht geglaubt werden, da es der Lehre des Koran widerstreitet. Das Beste wird noch in der Lehrabteilung für Geschichte geboten.

Die Lehrer werden aus dem Vermögen der Moschee besoldet und zum Teil die Schüler auch; alle haben wenigstens freie Wohnung und freie Kost. Die Charubin ist eine der reichsten Moscheen; ein Drittel der Läden und Gewölbe sind ihr Eigentum.

Fes hat mehrere Hospitäler, d. h. Gasthäuser, wo Pilger, Reisende, müde Wanderer ausruhen können und eine Zeitlang unentgeltlich verpflegt werden; außerdem aber auch viele Gasthäuser (Funduk), welche Menschen und Vieh gegen angemessene Geldentschädigung

beherbergen. Die große Zahl dieser Gebäude spricht für den regen Fremdenverkehr in Fes.

Etwas ganz Eigenartiges in dieser Stadt ist das Narrenhaus, unter dem man sich aber keine Anstalt zur Heilung und Pflege der unglücklichen Kranken zu denken hat. Vielmehr ist es ein Gefängnis für Tobsüchtige und Irre, die sich irgendwie ihren Nebenmenschen gefährlich gemacht haben. Gutmütige Narren, Idioten usw. läßt man ruhig laufen, ebenso die religiös Wahnsinnigen, die obendrein noch als Heilige verehrt werden. Die Tobsüchtigen aber werden an Ketten geschmiedet, notdürftig gespeist, so daß sie Gerippen gleichen, und ihrem Schmutz überlassen. Die Anstalt wird durch fromme Stiftungen unterhalten.

An Bädern, die auch dem Ärmsten zugänglich sind, fehlt es in Fes nicht; sie gehören zum Teil Privaten, zum Teil der Regierung und den Moscheen. Unter den Kaffeehäusern gibt es viele, wo Opium und Kif, d. i. das getrocknete Kraut von indischem Hanf, gegessen wird; die Sitte des Opiumrauchens ist in Marokko unbekannt. Anständige Leute hüten sich wohl, in solche Kaffeehäuser zu gehen, frönen aber doch im Innern ihrer Wohnung dem Genuß des Haschisch.

Der große Palast des Sultans nimmt den ganzen südwestlichen Teil von Neu-Fes ein; von dem Innern dieses Gebäudes kann ich nur wenig berichten, da ich hier nicht dem Leser die übertriebenen Beschreibungen der Bewohner von Fes wiedergeben mag, die mehr nach Fabeln aus 1001 Nacht klingen, als auf Wirklichkeit beruhen. Großartige Ruinen deuten allerdings auf einstige großartige Bauten hin, aber alle Bauten der Mohammedaner haben das Eigentümliche, daß sie meist schon gleich nach dem Entstehen ein ruinenhaftes Aussehen bekommen. Der Palast besteht eigentlich aus weiter nichts als aus vielen großen, mit Säulengängen und Springbrunnen versehenen Höfen, auf welche sich die Zimmer öffnen; Pferdeställe, Bedientenstuben, Wachtzimmer, Empfangshöfe — diar el meschuar genannt — wechseln damit ab. An der südöstlichen Ecke, durch hohe Mauern von den übrigen Teilen des Palais getrennt, befindet sich der Harem, welcher Platz für mehr als 1000 Frauen hat. Zwischen der kaiserlichen Wohnung und der südwestlichen Stadtmauer zieht sich ein großer Garten hin, in welchen ich mehrmals Zutritt bekam. Man findet hier fast alle feineren europäischen Gemüse, auch Blumenkohl, Artischocken u. dgl. Der Garten ist von langen geraden Gängen durchschnitten, diese sind an den Seiten eingefaßt von Beeten mit Rosen, Jasmin und Luisa, und fast alle Wege sind zu Tunnels und Laubengängen umgeschaffen, in denen rankende Weinreben kühlenden Schatten gewähren. Eine kleine Veranda, vor einem Teil des Palais gelegen — und davor ein besonderes abgeschlossenes Gärtchen, worin nur Blumen gezogen werden, dienen zum Privatgebrauche des Kaisers.

Eine halbe Stunde von Neu-Fes entfernt, nach dem Süden zu,

befindet sich eine Wohnung des Sultans, von einem äußerst großen und mit hoher Mauer umringten Garten umgeben; in diesem Gebäude hält sich der Sultan manchmal auf, um die Sommerfrische zu genießen; zum Teil wohnen dann die Minister, die Großen des Reichs, die Statthalter der Provinzen, welche zum Besuch anwesend sind, mit in dem weitläufigen Gebäude, zum Teil hausen sie in ihren Zelten außerhalb des Gartens.

Zwischen diesem Landsitz und Neu-Fes ist auch gewöhnlich die Mhalla, d. h. der Lagerplatz des Heeres. Dieses muß immer da sein, wo der Sultan sich aufhält; und da in Neu-Fes für die Truppen, welche der Sultan immer um sich hat, nicht hinlänglich Platz ist, so lagern sie hier unter Zelten. Von weitem gesehen, sieht dieses Zeltlager, inmitten der grünen Wiesen, durchschlängelt vom Ued Fes, sehr malerisch aus, aber im Innern herrscht die größte Unreinlichkeit und Verwirrung.

3. Bei den Bergberbern der Maßmuda.*)

Auch auf Marokkos Boden ist ein junger deutscher Reisender, Dr. Siegfried Genthe, ein Opfer seines Forschungseifers geworden. Im Frühling 1904 wurde er von maurischen Straßenräubern bei einem Ausritt in der Umgebung von Fes ermordet und dann in den Ssebufluß geworfen. Der Mord ist gesühnt. In Larasch liegt der hoffnungsvolle Mann begraben, der Machsen hat ihm ein Sühnedenkmal bauen müssen über seinem Hügel. Sein Freund, Dr. Georg Wegener, hat ihm durch die Herausgabe seiner Reiseschriften ein schöneres Denkmal gesetzt. Wir folgen dem Reisenden auf seiner Karawanenreise nach Fes zu den Bergen der Maßmuda, einem Berbernstamme, der dem Sultan nicht untertan ist, und lernen so ein Stück „freies Marokko“ kennen.

Am Abend des dritten Tages nach meiner Ankunft in El Ksar el Kbir schaute ich aus meinem Zelt hinaus in die unter dichtem Regen wie verschleiert vor mir liegende Berglandschaft. Schwere schwarze Regenwolken verhüllten den größten Teil der Höhenzüge, die sich jenseits des Tales hinzogen, auf dessen Endrücken ich mein Lager aufgeschlagen hatte. Aber was ich in der Nähe zu meiner Rechten und Linken sah, gab den Eindruck eines lieblichen stillen Bergländchens, grün und fruchtbar, von blumenübersäten Wiesen und lauschigen Olivenhainen bedeckt. . . .

Aus der Tiefebene des Wad el Kûs war ich emporgestiegen, einen ganzen Tag lang über die öden, nur mit Schilfgras, Zwergpalmen und Ginsterbüschen bestandenen Kalksteinhöhen gezogen, die die westlichen Abhänge des Dschebel Ssarssar bilden, und hatte

*) Quelle: Marokko, Reiseschilderungen von Dr. Siegfried Genthe. 2. Auflage. Herausgegeben von Dr. G. Wegener. S. 144 ff. Gekürzt. Berlin 1906 (Allg. Verein für deutsche Literatur).

schließlich in einer Höhe von 350 m diese anmutige grüne Bergoase gefunden, deren unter Olivenwäldern schmuck und traulich hervorleuchtende Häuschen mir schon von weitem zum Lagerplatz gewinkt hatten. Den ganzen langen Marschtag über waren wir keinem Reisenden begegnet, an keiner menschlichen Siedlung vorbeigekommen und hatten nichts anderes von Menschen und Menschennähe gesehen, als auf den blumenbedeckten Frühlingswiesen und grünen Hängen Herden von Schafen und Ziegen, von den üblichen kleinen Hirtenjungen schweigsam und geduldig bewacht. Unsere kleine Karawane, mit dem Soldaten an der Spitze und dem seltsamen Fremdling, der weder Turban trug noch wallenden Burnus, hatte die vereinsamten kleinen Kerle jedesmal aus ihrer verschlafenen Ruhe aufgestört, und lange sahen sie unserem Zuge mit großen erstaunten Augen nach. Nun lockten die weißen Häuser, die aus ihrer grünen Umgebung so friedlich hervorlugten, förmlich heran zur Menschennähe und zu den warmen Herdfeuern, deren Rauch schwach und kümmerlich in der schweren Regenluft über die flachen Dächer emporzusteigen strebte.

Wir waren in dem kleinen Ländchen der Maßmuda, des letzten Überbleibsels des einst mächtigsten Berbernstammes. Noch vor 500 Jahren, als der große arabische Geschichtsschreiber Ibn Chaldun sein Riesenwerk schrieb, eine Art Weltgeschichte im Tone mittelalterlicher Chroniken, konnte er als Stammväter oder engere Stammverwandte fast aller bedeutenden Kabylen die Maßmuda nennen, die echtesten unter den Berbern, die noch jahrhundertelang der Bekehrung durch die mohammedanischen Eroberer trotzten. Selbst als unter ihren eigenen Stammesangehörigen ein Prophet aufstand, Muhammed bin Tumart, machte es ungeheuere Schwierigkeiten, den einfachen, ungebildeten Naturkindern die nötigsten Heilswahrheiten des Islams beizubringen. . . . Auch heute noch halten sich die Maßmuda von den Arabern fern und von den fast zu Arabern gewordenen Mauren, wenn sie jetzt auch deren Sprache angenommen haben wie die meisten Bergberbern, die diesen Landesteil, die Dschebala, bewohnen. Vom Sultan und dem ganzen arabisch-mohammedanischen Machsen wollen sie auch heute noch nichts wissen. Sie erkennen keine andere Oberhoheit an, als die angestammte der von ihnen selbst gewählten Häuptlinge, die Oberhirten, Richter, Befehlshaber im Kriege und diplomatische Unterhändler in einer Person sind. So genoß ich denn unter den Maßmuda zum ersten Male das Vergnügen, in einem Teile Marokkos zu sein, wo mein Schutzsoldat nur noch ein geduldeter Fremder, aber keine amtliche Respektsperson mehr war. Denn diese Berge gehören seit alters zu den Blad es Ssiba, den „Ländern der frei Umherstreifenden“, wo weder Mulei Abd ül Asis noch seine Vorgänger etwas zu sagen haben. . . .

Jenseits der Berge, die nur undeutlich durch das Regengewölk durchschimmerten, mehr nach Nordost auf der anderen Seite des

Dschebel Ssarssar lag das Gebiet der Beni Aruß, eines nicht weniger als die Maßmuda gefürchteten Berbernstammes. Diese sind den strenggläubigen Mauren besonders verhaßt, da sie in ihrer trotzigen Berbernselbständigkeit sich nicht einmal um den Propheten kümmern. Sie sprechen zwar von Allah als ihrem Gotte, aber wirkliche Verehrung zollen sie nur ihrem Sonderheiligen Abd es Sslam bin Mschisch, der in der ganzen Dschebala bis nach Tanger*) hin wie ein Halbgott verehrt wird. In dem ganzen Länderstrich heißt nach ihm fast jeder dritte Mann Abd es Sslam. Ihr Lieblingswort, womit sie die Mauren ärgern, heißt: „Mulai Abd es Sslâm hua li chlak ed dunjâ wa ed dîn. Wa en nebî? Allah jirahmu, meskîn.“ (Unser Herr Abd es Sslam ist es, der die Welt und die Religion und alles geschaffen hat. Und der Prophet? Ach Gott, möge Allah sich des armen Teufels erbarmen!) Zu solch abtrünnigem Freimut gehört in diesem rechtgläubigen mohammedanischen Lande, und nun gar in solchem Pfaffenreiche wie Marokko, eine Dreistigkeit, wie sie der verweichlichte Maure nicht mehr besitzt. Die gibt es nur bei den Berbern, die doch noch ein gut Teil tüchtiger alter Germanentugenden von Vandalen und Goten, die ganz in ihnen aufgegangen sind, geerbt und weiter entwickelt zu haben scheinen.... Diese germanische Verwandtschaft läßt sich für das wirkliche Verständnis der maurischen Geschichte meines Erachtens gar nicht entbehren. Je mehr man sich mit dem sonderbaren Entwicklungsgang beschäftigt, den die arabische Eroberung in Marokko und Spanien durchlaufen hat, desto dringender fühlt man das Bedürfnis, zur Erklärung der wunderbaren Blüte, die hier die Herrschaft des Islams gezeitigt hat, Hilfe von außen herbeizurufen. . . . Das Arabertum als solches ist unfruchtbar. Aus sich allein heraus haben die Araber nicht annähernd das erreicht, was andere semitische Völker geleistet haben: Assyrer und Babylonier in politischer Kultur, die Juden in religiöser. Das gibt selbst ihr größter Geschichtsschreiber, Ibn Chaldun, in der geistreichen Einleitung zu seinem großen Werke zu, wo er ohne Scheu ausspricht, daß die Mischbevölkerung Südspaniens den Hauptanteil hat an den großen Taten der Berberndynastien. Und diese Mischbevölkerung war eben zum großen Teil germanischen Ursprungs und wurde durch die Überschwemmung mit nordafrikanischen, besonders berberischen Truppen und Einwanderern gerade in ihren germanischen Bestandteilen aufgefrischt und verstärkt. . . . Unter diesem Gesichtspunkte gewinnen die Berbern sehr an Interesse. Man braucht in ihnen nicht nur die in ursprünglichster Wildheit zurückgebliebenen, freiheitsdurstigen Bergbewohner zu sehen, man kann sie schätzen als ein vielleicht noch

---

*) Dies ist die gebräuchliche französische Schreibweise des arabischen Namens; die dort ansässigen Deutschen sprechen den Namen auch wie in „Tangermünde“. Will man die arabische Aussprache ins Deutsche richtig umschreiben, müßte man Tandscha schreiben.

zu ausschlaggebender Rolle berufenes Volk, das in seiner unverbrauchten Kraft für Marokko und seine Zukunft wichtiger sein wird, als die minderwertigen entarteten Mauren oder die zwar fortpflanzungsfähigen, aber unselbständigen Neger. . . . Aber auch ohne den Purpurmantel zukünftiger Herrschergröße bleiben die Berbern interessant, so wie sie heute sind und sich dem Reisenden, der fremdenfeindliche Wilde erwartete, als gastfreie, gutmütige Naturburschen zeigen.

Als es sich gegen Abend nach meiner Ankunft unter den Maßmuda etwas aufgeklärt hatte und der Regen nicht mehr so eintönig einschläfernd aufs Zelt herniederrauschte, erschien auf meinem Lagerplatz ein Zug Eingeborner, die in ihrer dunkelbraunen, grobwolligen Dschellaba und der über den Kopf gezogenen Kapuze wie Bettelmönche, wie Kapuziner, aussahen. An ihrer Spitze schritt sehr stolz ein großgewachsener junger Neger, dessen nackte braune Beine in den landesüblichen gelben Lederpantoffeln steckten, der den Oberkörper aber in eine knallrote Tuchuniform mit gelben Aufschlägen gehüllt trug, wie ein höherer Beamter des Negerfreistaates Liberia. Mit großer Würde kam er auf mich zu, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Sslâma mssâk bel chêr!“ (Friede! Dein Abend sei glücklich!) Dann winkte er seinen Begleitern, die ein paar Körbe, worin Brote, Apfelsinen und Hühner sichtbar wurden, vor mich hinstellten. . . . Der schöne Neger war ein Diener des Stammesoberhauptes der Maßmuda, er kündigte dessen Besuch an. Und wirklich erschien ganz kurze Zeit nach dem Aufbruch des stolzen Negersklaven sein Gebieter selbst, der Kaid der Maßmuda. Ich war erstaunt, in ihm einen Mann von sehr verbindlichem Wesen zu sehen, der viel eher den Eindruck eines gebildeten maurischen Städters machte, als den eines Häuptlings im unabhängigen Berbernlande. Es war ein schöner Mann mit sehr regelmäßigen Gesichtszügen, schmaler, leicht gebogener Nase, ganz kleinem Mund und breiten, aber kleinen und wohlgepflegten Händen. . . . Er interessierte sich sehr für alle europäischen Sehenswürdigkeiten, besonders aber für meine Mauserpistole, daß ich zu meinem Entsetzen merkte, als höflicher Fremdling müßte ich ihm das Ding eigentlich schenken. Da ich aber keine zweite zur Verfügung hatte, zog ich's vor, unhöflich zu erscheinen. Durch diesen Bruch morgenländischer Besuchsgesetze erlitt übrigens der Ton unserer Unterhaltung durchaus keine Einbuße. Der Kaid mochte sich trösten und sich sagen: „Na ja, was kann man von einem ungebildeten Christenhunde auch anderes verlangen? Die einfachsten Gesetze der Höflichkeit kennt er nicht, aber sein Tee und seine Knusperchen sind gut.“ Wirklich ließ er sich gut schmecken, was ich ihm vorgesetzt hatte, und bei Tee und Tabak wurde er ganz gesprächig. Wir hatten uns in die Öffnung meines geräumigen Zeltes gesetzt, die Wände weit zurückgeschlagen, und genossen den schönen Abend. . . .

Hinter und über uns zogen sich, unter uralten Ölbäumen ver-

steckt, die wenigen weißen Häuser hin, die zum Gehöft des Häuptlings gehörten. Es war ein ganz kleiner Ort nur, wie ein Gutshof in kleinstem Maßstabe, nur Unterkommen für den Herrn und die persönliche Dienerschaft bietend. Vor uns reckten sich mit ihren breiten runden Kronen die mächtigen alten Ölbäume, auf denen die Störche nisteten wie auf den Minaretten von El Ksar el Kbir. Die wenigen flachen Häuser des Häuptlingshofes boten ihnen augenscheinlich nicht ausreichend Obdach, und so hatten sie sich in großen Scharen in den dichten Wipfeln des Olivenhains häuslich eingerichtet, der noch vielen Vögeln außer ihnen ein Heim zu sein schien. Denn der melodische Pfiff des Pirols, der weiche, volle Schlag der Drossel und das unablässige, zärtliche Gurren der Waldtaube ließen sich daraus hören, als ob die Menschen, die in Hörweite davon ihre Behausungen hatten, ihnen die besten Freunde wären, vor denen sie ohne Scheu ihren abendlichen Frühlingsgefühlen freien Lauf lassen konnten.

Unter uns senkte sich in stillem Hang der Hügel hinab zur Ebene, die schweigsam, wie ausgestorben dalag, begrenzt von bläulichen Höhenzügen, deren wellige Linien sich jetzt mit wunderbarer Schärfe gegen den feuchtklaren Abendhimmel zeichneten. Aber jetzt wurde es unten auch lebendig. Aus allen Richtungen begannen lange, schlingernde Linien sich auf das Dorf zu zu bewegen. Es waren die Herden, die von ihren weit in der dürren Talebene verstreuten Weiden heimgetrieben wurden. Meist konnte man schon lange, ehe sich mit dem Auge einzelne Formen unterscheiden ließen, an der Farbe erkennen, was für Vieh da herangetrieben wurde in diesen sonderbaren, lang ausgezogenen Schwärmen buntfarbiger Pünktchen. Weiß waren die Schafe, überwiegend dunkelbraun oder schwarz die Ziegen, rotbraun das Rindvieh und von allen Farben und Abtönungen die Pferde. Ganz schwach tönten die Zurufe herauf, mit denen die Hirten ihre Tiere zur Eile antrieben, am häufigsten und lautesten, wie sich beim Näherkommen erwies, bei denjenigen Pferden, die nicht, wie gewöhnlich an den Vorderfesseln zusammengekoppelt, sondern mit einer kurzen Leine vorn und hinten auf derselben Seite gefesselt waren. Sie konnten nicht wie die anderen in kurzen raschen Sprüngen dem Zuge folgen, sondern mußten wohl oder übel in mühsam verrenkter Gangart einherhumpeln. Das waren die armen Tiere, die für den Paßgang eingebrochen wurden. Deutlich sah man, als die gequälten Geschöpfe herankamen, wie sich ihr Rückgrat verzog, den unnatürlichen Schiebungen der Schulterblätter und der Beckenknochen folgend, wenn die Füße derselben Seite zugleich antreten mußten. Das endgültige Ergebnis dieser widernatürlichen Zwangsgewöhnung sind dann die berühmten Zelter, deren Paßgang den Sattel nur ganz unmerklich hin und her rücken läßt, als ob sich die Rückenwirbel darunter auf einem kleinen Fleck um sich selbst im Kreise bewegten. Die schöne gesunde Bewegung des Reitens, das Sich-mit-dem-Pferde-Bewegen, wird dadurch un-

möglich gemacht, und man sitzt ganz regungslos wie auf einem Großvaterstuhl. So recht angemessen für die verweichlichten Mauren, die solche Zelter bevorzugen, oder für die Eunuchen des scherifischen Harems und andere Heldenseelen der Art, die die natürliche Erschütterung des Reitens nicht vertragen können.

Da war mein wackerer Berbernkaid, der mit mir schweigend das hübsche Bild des zu Ende gehenden Tages genossen hatte, doch ein Mann aus anderem Holz! Mit einem höflichen „châtirkum, allah imassikum ala chêr!“ (Mit Verlaub, ich gehe. Allah beglücke deinen Abend!) erhob er sich zum Abschied. Obwohl er nur wenige Schritte zu seinem Hause zu gehen hatte, hatte er sich sein Pferd bringen lassen, wohl nicht ohne die Absicht, sich etwas vor dem Fremdling damit zu brüsten. Es war in der Tat ein schönes Tier, ein Schimmelhengst, dem meinigen, der angepflockt vorm Zelte stand, zum Verwechseln ähnlich, und erstaunlicherweise ebenso mit einem englischen Bocksattel gesattelt, aber nach maurischer Weise gezäumt, so daß die berberische kreisrunde Kandare, womit man hierzulande den Gäulen die Kiefer zerquetscht, in merkwürdigem Gegensatz stand zu den schönen vernickelten Steigbügeln nach europäischer Art, die er mit dem Sattel wohl irgend einem glücklichen Beutezuge zu danken hatte. . . .

Am anderen Tage brach der Reisende in strömendem Regen seine Zelte ab und marschierte auf die heilige Stadt Wasan zu, den Sitz des im ganzen Lande abgöttisch verehrten Hauptes der berühmten Scherifenfamilie, die auf noch nähere Verwandtschaft mit dem Propheten Anspruch macht als das Haus der herrschenden Sultane.

4. Algerien.

Seit 1830, wo Frankreich Algier, den Sitz eines fast unabhängigen, mohammedanischen Deis, eroberte und dem Piratenwesen an der Küste ein Ende bereitete, ist diese von Marseille nur eine Tagesfahrt entfernte Kolonie nach innen und nach außen gewachsen. Die Italiener konnten es nicht verhindern, daß 1881 auch Tunis französisch wurde, und da nach Süden das Land breit der Ausdehnung offen stand, so wächst diese Kolonie an Größe mehr und mehr und sucht den Anschluß nach Süden in drei Richtungen: auf den Tsad zu, auf Dahome an der Guineaküste und auf Senegambien am Atlantischen Ozean zu. Zuerst galt es, das Land militärisch zu sichern — und noch heute ist diese Kolonie mit ihrer fanatischen, aufgeregten Eingeborenenbevölkerung eine Kriegsschule für Frankreichs Offiziere. Die Küstenstädte waren die Ausgangspunkte dieser militärischen Besetzung, die jetzt an allen wichtigen Straßen entlang durch das Tell des Küstenlandes, über die Steppen und durch die Salzsümpfe der Schotts auf der Hochfläche zwischen dem Großen und Kleinen Atlas, sogar schon weit in die Oasen der Sahara hinein durchgeführt ist.

Mit der militärischen Besetzung ging die wissenschaftliche Erforschung Hand in Hand: Die Archäologen folgten den Spuren der römischen Ansiedler, die bis an den Rand der Wüste ihre Städte vorgeschoben hatten; ja sie fanden in der Richtung auf den Tsad zu in der Wüste Spuren einer steinzeitlichen Wüstenbevölkerung: Gräber, Felsenzeichnungen, Kornmühlen, Steinäxte und Pfeilspitzen, die bezeugen, daß in nicht zu ferner Vorzeit die Sahara teilweise reich bewohnt und angebaut war. Die Techniker drangen nach Süden vor: Eisenbahnen wurden erst längs der Küste durch die fruchtbare Siedlergegend, dann auch über die Schotthochfläche gebaut: Oran-Figig und Konstantine-Biskra. Artesische Brunnen wurden gebohrt, die Wüste zu wässern und den Dattelbau im alten „Biled ul Dscherid" der Kalifenzeit wieder emporzubringen. Im Umkreise von Biskra sind allein an 14 Stellen Brunnen erbohrt worden, die 20000 l Wasser in der Minute geben und über 100000 Palmen Nahrung geben. Ebenso tut man in Wargla, Ghamza, Sidi-Rached usw. Die militärische Sicherung dieses Oasengebietes gegen die räuberischen Tuaregs erfolgte in kluger Ausnutzung der Verhältnisse auf folgende Weise. Die Franzosen wählten aus den im Norden zahlreich vorhandenen Kamelherden die Tiere aus, die sich nach ihrem Bau am besten zu schnellen Ritten eigneten. Diese schnellfüßigen Kamele, die „Meharis" heißen, waren bis dahin der größte Vorteil der Tuareg gewesen. Die besten Kameltreiber, die man finden konnte, wurden dann in französischen Dienst genommen, mehrere Monate hindurch mit guten modernen Gewehren militärisch ausgebildet und zu Abteilungen vereinigt. Diese Kompanien der „leichten Kamelreiterei", die man „Meharisten" nennt, stehen unter dem Oberbefehl französischer Offiziere und bilden ein ausgezeichnetes Gegengewicht gegen die Tuareg. Sie reiten auf ihren schnellen Tieren pfeilgeschwind von einer Oase zur anderen, und sie wußten eine höchst wirksame Verfolgung der Räuber durchzusetzen. Vermöge dieser neuorganisierten Abteilungen sind die Tuareg schnell unterworfen worden. Sie fanden, daß die Zeit ihrer Siegestaten nun vorbei war. Stets wurden sie von den Meharisten eingeholt und geschlagen. Selbst bis in ihre starken Befestigungen in den Haggar-Bergen wurden sie verfolgt, zu Hunderten gefangen genommen und erlitten eine schwere Niederlage nach der anderen. So baten sie denn demütig um Frieden und leben jetzt ruhig und bescheiden in den mittleren und südlichen Teilen der Wüste, wo sie ihre Kamele und ihr Vieh züchten und alle Räubereien aufgegeben haben. Denn über ihnen wachen die Meharisten, die die Polizei der Sahara bilden und für Sicherheit und Ruhe sorgen.

Die Küstenstädte, besonders Algier, werden in neuerer Zeit immer mehr als klimatische Kurorte von Europa aus besucht, schon ist auch in Biskra dafür Sorge getragen, daß der europäische Reisende sich am Rande der Wüste erholen kann während des Nordwinters. Das fruchtbare Hügelland des Tell ist besetzt von französischen und italieni-

schen Ansiedlern, und wir werden im folgenden diese algerischen Kolonisten besuchen. Auf den Schotthochflächen aber treibt der einheimische Berber Schafzucht oder beutet die harten Pfriemengräser der Steppe im Dienste der Franzosen aus, die das holzstoffreiche „Esparto“ besonders nach England zur Papierfabrikation ausführen.

5. Von Oran in den Tellatlas.*)

Felsig steigt der westlichste Teil der großen Kolonie Algerien aus den blauen Fluten des langgestreckten, vielgegliederten Mittelmeeres zu den Höhen des Demargebirges auf; trostlose Sandflächen, die Öde der Wüste Amgad, schließen sich südwärts an diesen Teil der Küstenkette, die jenseit des Ued Kiß in die zerklüfteten Berge des Er Rîf übergeht, und leiten über zu dem hohen, nördlichen Randgebirge der Schott-Hochebene. Ein Blick auf die Karte, deren es leider nicht viele gute gibt, zeigt ein fast unentwirrbares Netz von Gebirgsketten und Höhenzügen, zwischen denen hindurch sich die Wasserläufe in oft wunderlicher Weise den Weg zur Küste bahnen. Am Osthange des Demargebirges bricht sich die, aus der blutigen Eroberungsgeschichte Algeriens bekannte Tafna durch mächtige Felsen zum Meere, die letzten 25 km fast genau von Süden nach Norden verlaufend. In ihrem Oberlaufe ist sie von der marokkanischen Grenze bis Remchi nordöstlich gerichtet und nimmt bei dieser kleinen Ortschaft die aus Osten zufließende Isser auf. Beide Wasserläufe umspannen ein gewaltiges Plateau, das im Süden durch eine hohe Gebirgsmauer, den Dschebel Nador, abgeschlossen zu sein scheint und in zahlreichen Bergen und Hügeln nach Norden abfällt. Inmitten dieser von vielen Wasserläufen durchzogenen, oft wild zerrissenen, oft an lieblichen Naturschönheiten reichen Gegend liegt die alte Königstadt Tlemsen, westwärts davon an der Tafna der gegen Marokko vorgeschobene französische Grenzposten Lalla Magrnia, über den die nach dem Sultanat des äußersten Westens führende Hauptstraße nach Udschda läuft.

An einem herrlichen Ostermorgen überschritt ich bei Tagesanbruch den Tlemsen und Lalla Magrnia trennenden Höhenzug. Während beim Aufstieg die Osthänge bereits im strahlenden Licht der steigenden Sonne vor uns lagen, hoben sich die Schatten der Nacht erst langsam aus den tiefeingeschnittenen Schluchten und Tälern des westlichen Abfalles. Ein herrlicher Blick bot sich von der Höhe des Sattels, der nach dem anwohnenden Stamme der Beni Mester genannt ist. Weit vor uns im Westen und tief zu unseren Füßen die Tafna-Ebene, in ihrer Mitte, an niedrigen Hügelzug gelehnt, Lalla Magrnia, seitwärts von diesem Ort die Wüste Amgad. Wild

*) Reisebilder aus Nordafrika. Von Oberstleutnant z. D. Hübner. Dresdner Anzeiger 1903. Nr. 60, 61.

zerrissenes Land, weit ausgreifende, fächerartig zur Tiefe gebreitete Hänge trennten uns von unserem Reiseziel. Zu manchem großen Umwege ist die herrliche Straße, die hinabführt, gezwungen, um tiefe Gründe zu umgehen, steil eingeschnittene Wasserläufe zu überbrücken, drohende Felswände zu überwinden. Stetig fällt die Straße in mächtigen Kehren, an schroffen Abgründen hin, zum Teil kunstvoll den Felsen abgerungen — großartige Mauerkonstruktionen haben sich nötig gemacht, hier die Straße zu stützen, gewaltige Brückenbauten, sie dort über tosende Wildwässer zu führen. Selten nur zeigt sich ein Hang, an dem sich nicht ein halsbrecherischer Pfad der Eingeborenen hinaufwindet. Als Schutz gegen die grausigen Abgründe hat man nicht notwendig gehabt, kostspielige Einfassungsmauern aufzuführen oder sperrende Prellsteine zu stellen; Agavenbüsche strecken schützend und wehrend ihre bald manneshohen, dickfleischigen und stacheligen Blätter in dichten Reihen entgegen, und hoch ragen die kandelaberartigen Blütenstengel dieser Pflanze zum Himmel. Verhältnismäßig selten ist neben ihr die Kaktusfeige, jene Opuntienart zu finden, an der ein Blatt aus dem anderen zu wachsen scheint. Die Vegetation ist überhaupt dürftig; nur spärliche Weidefläche ist zwischen den grauen Gesteinsmassen zu finden Erst tief unten, nachdem der Abstieg beendet, finden wir Herden an den flachen Ufern der träge hinschleichenden Tafna. Und doch wird in den Bergen von den Stämmen der Eingeborenen Viehzucht in großem Umfange betrieben — zurzeit aber hat man die Herden weit seitab ins Gebirge geführt. Nur eine solche, zahlreiche muntere Ziegen, belebt die Gegend. Auf mühsamem Wege ist der Araberjunge, dessen Obhut sie anvertraut ist, gezwungen, seinen meist dunkelbraunen Schutzbefohlenen nachzuklettern und sie von ragenden Felskegeln herabzuholen. Beim Aufstieg, jenseits des Sattels der Beni Mester, waren uns umfangreiche Karawanen entgegengekommen, die zu dem wöchentlich in Tlemsen stattfindenden Viehmarkt zogen, teils von dem, der tags zuvor in Lalla Magrnia abgehalten wurde, im nächtlichen Marsch heimkehrten. Dort aber, wo die Straße, um das Tal zu überschreiten, weit an den Hängen sich zur Schluchtlinie zieht, werden uns große, aus Marokko kommende Herden geradezu zu einem Verkehrshindernis. Ungern nur entschließe ich mich mit dem Kutscher zum Halten, als ein Fortkommen in den gewaltige Staubwolken aufwirbelnden Massen von Schafen geradezu unmöglich wird. Zwölf bis fünfzehn Trupps mögen es sein, die uns entgegenkommen, deren jeder nicht unter 600 Tieren, mancher aber wohl über 1000 Köpfe zählt. Es findet auf dieser Straße eine bedeutende Ausfuhr von Schafen aus Marokko über Oran nach Südfrankreich statt. In umgekehrter Richtung wird namentlich Zucker und Schießpulver gehandelt. Dieser rege Grenzverkehr hat einen Schmuggel gezeitigt, der um so mehr blüht, als der den geographischen Verhältnissen absolut nicht Rechnung tragende Grenzverlauf ihn ungemein begünstigt. Und trotz der außerordentlich scharfen Grenzbewachung

durch die Franzosen und trotz empfindlicher Strafen nimmt er eher noch zu, statt zurückzugehen. Der verwegene Trotz und der fanatische Haß der Eingeborenen macht scharfe Maßregeln notwendig, wenn es gilt, derartige Übertreter des Gesetzes an die Gerichte abzuliefern. Ich sah auf dem Wege nach Lalla Magrnia zwei Eingeborene, schön gewachsene, trotz der Lumpen, die sie trugen, stolz daherschreitende Gestalten, von zwei Gendarmen nach Tlemsen transportieren. Scharf aneinander und an die Bügel ihrer berittenen Begleiter gefesselt, schritten sie zwischen diesen. Ein Blick auf ihre Gesichter lehrte, daß der schußfertig von dem einen Gendarmen gehaltene Karabiner nicht zwecklos war. Einsam ist der Weg, den die Leute zurückzulegen haben, und die öde Umgebung und der Umstand, daß der Entflohene stets Schutz und Unterstützung bei seinen Stammesverwandten findet, machen dem Begleitkommando größte Strenge und regste Aufmerksamkeit notwendig. Außerdem liegt die Grenze nur wenige Kilometer seitab.

Bis zu der europäischen Siedlung, die am Wege zu finden ist, kommen wir nur an dem einsamen Hause eines Straßenwärters, eines Kantonniers, vorüber, dessen Bewohner sich gegen Feindseligkeiten der Eingeborenen in dem rings hermetisch zu schließenden steinernen Hause wohl kurze Zeit halten kann, bis der Telegraphendraht, durch den er an die Außenwelt angeschlossen ist, ihm Unterstützung herbeiruft. Sonst sehen wir nur noch ein maurisches Café, dessen Inhaber sich am Wege in einem alten Gemäuer etabliert hat. Als wir vorüberkamen, ruhte sich ein einziger Wanderer auf der gebreiteten Matte vom anstrengenden Bergsteigen aus und schlürfte den würzigen Trank aus zierlicher Tasse. Die Tierwelt scheint in diesen Bergen spärlich zu sein. Bei kurzem Halt macht der Führer Mustapha Gurmala mit geschwungenem Stocke Jagd auf einige Hasen, ohne eines habhaft zu werden, obwohl er behauptet, in dieser Kunst Meister zu sein; sonst sehen wir nur noch mächtige Adler. Mit einer Anzahl Schakalen trafen wir später auf nächtlicher Rückfahrt zusammen.

Weltabgeschieden liegt das erst vor kurzem durch die Regierung ins Leben gerufene Siedlungszentrum Village Turenne. Hohes und zerklüftetes Gebirge trennt den Ort von Tlemsen; dürftiges Weideland an beiden Ufern der Tafna dehnt sich zwischen ihm und Lalla Magrnia, dem Grenzort. Die nach Marokko führende Straße ist die einzige Verbindung nach der Außenwelt, dem Verkehre dient nur eine tägliche Fahrpost.

In eine flache, nach Nordosten sich öffnende Bodenfalte ist die Siedlung hineingebaut; spät erst, kaum 1—2 km von ihrer Umfassung entfernt, tritt die Straße um die Hänge jener Mulde herum und gestattet den Blick auf das Dorf. Niedriges Buschwerk mag ehedem gestanden haben, wo sich jetzt zum Teil wohlbestellte Felder, üppige Gemüsebeete, prangende Weingärten erstrecken. Noch streckt das dornige Gestrüpp in langen Armen sich zwischen den Kultur-

flächen hin und läßt die Mühen ahnen, mit denen hier die Ansiedler anfänglich zu kämpfen hatten. Wie überall in Gegenden, deren ursprüngliche Besitzer noch nicht gänzlich unterworfen sind, wurde die Siedlung in nächster Nähe eines befestigten Gendarmeriepostens angelegt. Derartige Posten können selbst in bereits seit längerer Zeit unterworfenen Bezirken noch nicht ganz aufgegeben werden; denn der kleinste Anlaß kann die leicht erregbaren Araber zu Aufständen veranlassen. Jener Gendarmerieposten, der ursprünglich wohl lediglich zum unmittelbaren Schutze der schönen Straße gegen die nahe marokkanische Grenze bestimmt war, bildet den Abschluß des Dorfes gegen die südwestlichen Gebirgshänge und bietet den Anblick eines rings umschlossenen Gehöftes. Das Hauptgebäude dient den Mannschaften der hier stationierten Gendarmeriebrigade, einem Unteroffizier und vier bis fünf Mann, als Kaserne, kann aber bei Mitbenutzung der Nebengebäude und Stallungen die gesamte Bevölkerung des kleinen Ortes aufnehmen. Die Umfassungsmauern des die Nebengebäude umschließenden Hofes sind derart geführt, daß eine Flankierung der Fronten stattfinden kann. Angeschüttete Auftritte ermöglichen den eventuellen Verteidigern, über die Mauer hinweg zu feuern; Fenster und sonstige Öffnungen sind durch schwere, eisenbeschlagene Läden und Türen fest zu verschließen. Der Brunnen befindet sich im Gehöfte, so daß der Besatzung das Wasser von außen nicht abgeschnitten werden kann. Die weiten Räumlichkeiten bieten genügenden Platz zur Aufbewahrung eines hinreichenden eisernen Bestandes an Nahrungsmitteln und bieten den Kolonisten Gelegenheit, in Zeiten der Not das Wertvollste von Hab und Gut zu retten. Selbstverständlich ist der Posten mit den nächsten Garnisonen telegraphisch verbunden — allerdings nicht, wie im Süden, auf optischem Wege, doch lehrt die Erfahrung, daß die Eingeborenen in heiliger Scheu vor dem Telegraphen sich fast nie daran vergreifen. In manchen Gegenden, namentlich in Südoran, findet man derartige Zufluchtsstätten in großem Umfange ausgeführt, zuweilen schließen sie sogar sämtliche öffentliche Baulichkeiten, die der Obrigkeit, der Schule und Kirche mit ein. In Südoran sind übrigens auch sämtliche Bahnhöfe, sowie die Bahnwärterhäuser in ähnlicher Weise zur Verteidigung eingerichtet.

Von jenem Gendarmeriekasernement herab zu der am Dorfe vorüberführenden Straße streckt sich ein weiter, an seinen Grenzen von eben erst gepflanzten Bäumen bestandener Platz, an dessen Seiten die zum Teil noch recht unansehnlichen Gehöfte stehen. Dort, wo er an die Straße herantritt, hebt sich ein Brunnen mit großer Viehtränke; das lustig plätschernde, köstliche Erfrischung von staubiger Fahrt spendende Wasser ist von der Regierung in langer Leitung aus den Bergen hergeführt worden. Die Gehöfte verraten, wie angedeutet, daß sie eben erst errichtet sind. Die Siedler haben nur in notdürftiger Weise für das erste Unterkommen ihrer Familien Sorge tragen können; die vor allen Dingen der Urbarmachung der

Felder und Weiden gewidmeten Mühen ließen sie noch nicht dazu kommen, die den französischen Heimwesen eigene Behaglichkeit herbeizuführen. Haus und Garten sind eben noch im Entstehen begriffen; der Stall ist oft nur notdürftig aus Brettern gefügt; einige Schweine, ein paar Ziegen und einiges Geflügel beleben das Anwesen. An der Ecke der Straße und des Platzes befindet sich ein Kramladen, gleichzeitig auch Gasthaus. In diesem Hotel aux trois platanes kehrte ich zu wiederholten Malen ein, um das mitgeführte Frühstück zu verzehren. Denn wollte man sich auf das verlassen, was hier etwa Keller und Küche zu bieten imstande wären, so würde man schlecht beraten sein. Die netten und liebenswürdigen Wirtsleute sind aber ganz damit einverstanden, daß man bei ihnen nur etwas Trinkbares kauft, und in dieser Beziehung fährt man recht gut. Man erhält einen sehr guten und billigen, selbsterbauten Landwein, von dem ein Liter nur einen Sou kostet; auch der Grenadine ist gut. Die Wirtsleute wissen in fesselnder Weise von den Schwierigkeiten zu berichten, die die Kolonisten bei ihrer Ansiedlung zu überwinden haben. Das Land erhalten sie allerdings geradezu umsonst von der Regierung in Pacht, und es geht nach fünfjähriger Bewirtschaftung ohne weiteres in den Besitz der Pächter über; man unterstützt sie auf der Herreise auch durch nicht unbeträchtliche Fahrpreisermäßigung und Transportvergünstigungen für die mitgeführten Geräte, man baut ihnen wohl auch Wasserleitungen, Schulen und Kirchen, aber auf der anderen Seite gibt es für die Kolonisten harte Arbeit, große Mühen, zu deren Überwindung sie sich eng zusammenschließen müssen. Meist sind es denn auch ganze Dorfschaften, ganze Sippen, die gemeinsam sich um irgend ein Zentrum niederlassen, so in La Stidia Rheinländer, die in mehr denn fünfzigjähriger Anwesenheit auf fremdem Boden sich noch heute Sitten, Gebräuche und Sprache ihrer deutschen Heimat wahrten, so in Tassin bei Sidi-bel-Abbes Savoyarden, so endlich hier in Turenne Südfranzosen.

Als ich auf abendlicher Fahrt kurze Einkehr in demselben Gasthofe hielt, da fand ich vor ihm fast die ganze Bewohnerschaft versammelt, die Kinder spielend und sich haschend, die Frauen im Gespräch über Wirtschaftsfragen und die Männer beim Spiel mit einer Art von Kegelkugeln, die sie auf der Straße nach gewissen Regeln einander zurollten. Gern weilte ich bei dieser Gelegenheit unter den kraftstrotzenden, von schwerer Arbeit in heißer Sonne tief gebräunten Ansiedlern und ließ mir von ihren Sorgen und ihren Erfolgen berichten. Zu lange wohl mochte ich mich hierbei aufgehalten haben; denn auf der Weiterfahrt, die erst in später Nacht den Sattel der Beni Mester passieren ließ, war es, als der Kutscher plötzlich wie wahnsinnig auf die Pferde einhieb und mich zum Schießen auf einige, den Wagen in nicht zu großer Entfernung begleitende Tiere aufforderte. Es waren mehrere Schakale, feige Raubtiere, die sich zu einem Angriff auf Menschen wohl nicht verleiten

lassen, so daß die Ängstlichkeit des Kutschers gewiß nicht angebracht war. Ich ließ die Browning-Selbstladepistole ruhig in der Tasche stecken und vermute, daß das wütende Gebaren des Kutschers allein imstande gewesen war, die Tiere in die Flucht zu schlagen. Von zuverlässiger Seite wurde mir aber später versichert, daß den Herden der Eingeborenen, namentlich dem Kleinvieh durch Schakale mancher empfindliche Schaden zugefügt würde, weil die Stämme das Vieh nachts nur in oft leicht gefügten Dornenschranken unterbringen. Die Ansiedler von Turenne klagten weniger über derartigen Schaden. Das Haupterträgnis ihrer Ländereien bildet gegenwärtig W e i n, und es ist bei dem niedrigen Preise, der in Algerien im allgemeinen aus dieser Kultur erzielt wird, nicht recht einzusehen, wie die Leute verdienen können. Doch baut man auf dem hier in den Bergen reich bewässerten Boden auch Getreide aller Art. Eine etwa 1 km vom Dorfe gelegene Großfarm zeigte außer Weinbau auch noch schöne Obstpflanzungen im weitgehegten Garten. Aus diesem Anwesen sprach übrigens nicht zu verkennender Wohlstand, eine Behaglichkeit, wie sie im Dorfe selbst noch zu vermissen war. Derartige große Farmen trifft man oft im Lande; in sehr vielen Fällen gehören sie Weinbauern, die aus den von der Phylloxera verwüsteten Gegenden des Mutterlandes nach Nordafrika auswanderten, um hier, wo sich jener Schädling noch nicht zeigte, neue Kulturen zu gründen.

Von Village Turenne aus dehnt sich nach Lalla Magrnia zu nur dürftiges Weideland, zeitweilig von gänzlich der Pflanzendecke barem Gelände durchschnitten. Die Gegend ist nicht mehr wild zerklüftet, nur geringere Höhen sind zu überwinden; die Tafna wird auf einer Brücke überschritten. An den Ufern dieses Wasserlaufes berührten wir einen Douar, das aus mehreren Zelten bestehende Dorf eines nomadisierenden Araberstammes. Abschreckender Schmutz, zerlumpte und gänzlich nackte Kinder, bettelnde Weiber wehren der Versuchung, näher zu treten. Das Schauspiel einiger auf flinken Rossen in rasendem Laufe über die Weide sprengender Reiter — übrigens ein seltenes Schauspiel — fesselt mehr. Nach kurzer Ruhepause geht es weiter seitab von der Straße, die einen großen Bogen macht und die wir erst kurz vor L a l l a M a g r n i a wiedergewinnen.

Dieser Grenzort ist befestigt und verdankt seine Bedeutung lediglich dieser Eigenschaft.

In der Hauptstraße sind die wichtigsten öffentlichen Gebäude, Mairie, Schule, Offizierswohnungen und außerdem das kleine Hotel de France gelegen. Die Post nur steht in einer Parallelstraße, in der sich das Geschäftsleben, wenn man von einem solchen überhaupt sprechen kann, abspielt. Einige offene, in nischenartigen Vertiefungen der Häuser gelegene Basare, eine Moschee mit arabischer Schule oder Medrese (auch Medersa), in der ein jugendlicher Lehrer inmitten einer Anzahl am Boden hockender Kinder sitzt und mit diesen in eintöniger Weise Koranverse rezitiert, schließlich ein Funduk (Gast-

hof) — das ist alles! Nächst der Medrese nimmt der Funduk das meiste Interesse des Fremden in Anspruch. Durch dunkel-gähnenden, schmutzigen Flur, auf dem sich Sattler und Schmiede etabliert haben, betritt man den von noch größerem Schmutz starrenden Hof, an dessen vier Seiten sich die den Fremden bestimmten gastlichen Räume hinziehen. An Mobiliar findet aber derjenige, der hier Unterkunft nimmt — nichts! Sein Mantel, der mitgeführte Teppich oder eine Matte müssen ihm als Sitz und Lager dienen, den Kaffee oder Tee muß er sich selbst bereiten.

Nach Udschda, der ersten Stadt im benachbarten Scherifenreiche, führt ein etwa 24 km betragender Weg durch wüstes, ödes Gelände, bei dem Brunnen Sûdsch-el-Begal am französischen Grenzposten vorüber. Er überschreitet die Senkungen mehrerer, zum Teil wasserloser Flußrinnen. Udschda ist ein weit gebauter Ort; seine armseligen, oft nur Hütten gleichenden Häuser stehen in großen Gärten, oft schiebt sich Weideland dazwischen. Die Stadt ist aber von einer großen, nur durch vier Tore durchbrochenen Mauer umschlossen und zur Verteidigung eingerichtet. Udschda ist durch die Natur fast ganz auf die Landschaft des oranschen Tells angewiesen; seinen Bewohnern wird als Folge des Grenzverkehrs etwas geringere Wildheit als den benachbarten Rifioten nachgesagt. Wenn man aber solches rühmen hört und dann die Leute sieht, so fragt man sich unwillkürlich, wie mögen die Verhältnisse gewesen sein, ehe die Franzosen nach Oran kamen? Frankreich hat zweifelsohne sehr viel dazu getan, diese Länder ihrer alten Kultur zurückzugeben. In Westoran würde es noch mehr tun können, wenn die Grenzverhältnisse besser wären. Die Franzosen hoffen, daß die Grenze vom Ued Kiß zum Ued Muluja, dem alten Malva, vorgeschoben werde! „Flumen Malva dirimit Mauretanias duas!“

6. Von Konstantine zur Oase Biskra.*)

Von Konstantine führt die Bahn durch die Schotts, die Salzseen der Hochflächen zwischen Großem und Kleinem Atlas, nach Batna, das am nördlichen Abhange des Großen Atlas liegt. Man durchfährt eine ziemlich weite Talebene, ein altes Seebecken, das drei kahle Kalkberge umrandeten. Am Fuß des einen liegt die Station Aïn Mlila, wo große Rennen abgehalten werden. Araber weideten hier ihre Herden, worunter sich auch einige Kamele befanden. Südlich von Mlila trifft man auf die einzige Quelle zwischen diesem Orte und Batna; die französische Regierung hat an dieser Stelle ein Kolonistendorf angelegt; besonders sind es unzufriedene Elsässer, die sich in törichter Scheu vor der Einverleibung ins deutsche Mutter-

*) Quelle: Dr. W. Kobelt, Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Frankfurt a. M. 1885 (Moritz Diesterweg).

land in Algerien Wohnsitze anweisen ließen. Doch das Klima hatte sie schon in den ersten Jahren zum Davonlaufen gezwungen, so daß nur die Trümmer ihrer Wohnungen übrig geblieben waren. Die Umgebung ist baumlos; nur hier und da erhob sich etwas Buschwerk über das niedrige Gras, von tierischem Leben war nichts zu erblicken. Abends $^1/_2$9 Uhr hielt der Zug in Batna, wo vorläufig die Bahnfahrt enden mußte, da die Strecke von hier nach Biskra damals noch des Baues harrte.

Der erste Ausflug am nächsten Morgen wurde zu Omnibus nach dem Orte Lambessa unternommen, um die Ruinen römischer Bauwerke ins Auge zu fassen. Die Fahrstraße war im besten Stande; Gewitterregen hatte ihr zwar entsetzlich mitgespielt, doch schon in 10 km Entfernung von Batna hatte die Sonne Algeriens jede Spur des Regens beseitigt. Man fuhr durch die Militärvorstadt, an dem village arabe mit seiner eigentümlichen Moschee vorbei, durch eine fruchtbare Talebene; die Gerstenfelder waren unter der Pflege der Eingeborenen sehr bald von ihrem früheren guten Zustande zurückgegangen; denn die Farmen der Europäer standen verödet, Araberzelte bedeckten ihre Höfe. Die Straße nahm genau die Richtung auf das Tor eines großen Zuchthauses, in welchem die Opfer des Staatsstreiches von 1851 zu büßen gehabt hatten. Wo früher prächtige Römerbauten gestanden und Kulturland reiche Ernten gegeben, war heute Steppe, von Arabern zur Viehweide benutzt. Man hat daraus wohl auf eine Änderung des Klimas jener Gegenden schließen wollen, doch mit Unrecht; denn nicht natürlicher Befeuchtung, sondern künstlicher Berieselung verdankte einst der Nordrand der Sahara seine Fruchtbarkeit. Von den Ruinen steht z. B. noch ein Torbogen, der selbst in Rom Bewunderung erregen würde.

Der nächste Tag (27. Mai 1884) wurde der Besteigung des Zedernberges (Pic de Cèdres), des dritthöchsten Gipfels von Algerien, gewidmet. Ein Eingeborener, Brahim, diente als Wegweiser und Proviantträger. Fast zwei Stunden waren erforderlich, ehe man das Tal erreichte, das sich um den Zedernberg herumzieht, und noch eine tüchtige Stunde bis zu den ersten Zedern. Der Bach, der das Tal bildete, war augenblicklich wasserleer, schien jedoch am vorigen Tage durch seine Wasser zerstörend an den Ufern gehaust zu haben. Man schritt talauf. Bald stieß man auf eine von französischen Staatsförstern bewohnte Ansiedelung und wurde, trotzdem man die deutsche Staatsangehörigkeit schon beim Vorstellen betonte, mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen. Auf die Frage, ob denn die Wälder von Batna noch — wie verschiedene neuere Reisende angeben — von Löwen wimmelten, erhielt man die Antwort, daß der eine der Forstbeamten in den acht Jahren seiner Anstellung weder einen Löwen noch einen Panther gesehen und gehört. Der berühmte Löwenjäger Chassaing hatte unter ihnen gewaltig aufgeräumt; doch die Eingeborenen, Berber vom Stamme der Schâwi, die als Herdenbesitzer den größten Gewinn aus seiner Leidenschaft

zogen, hatten ihm schlecht gelohnt. Denn als er sich 1870 zur Kur in einem französischen Bade befand, hatten die aufständischen Schâwi ihm Weib und Tochter unter grausamen Martern verbrannt. Chassaing verlor bei der Nachricht über ihr Schicksal den Verstand. Der Aufstand brach mit solch elementarer Gewalt los, daß sich die vollzählige Besatzung von Batna nur mit Mühe zu halten vermochte, und noch heute glaubt man in diesen Gegenden, die sich von jeher am schwersten regieren ließen, das dumpfe Murren der Unterworfenen zu hören. Wenig über der Försterwohnung lagen die Trümmer einer europäischen Sägemühle, von welcher der Wegweiser Brahim berichtete, daß an dieser Stelle beim erwähnten Aufstande 1870 nicht weniger als siebzehn Europäer eines entsetzlichen Flammentodes gestorben seien.

„An der Mühle führte zu unserer großen Überraschung der weiter unten ganz ausgetrocknete Bach klares Wasser genug, und hier begann ein reizendes Waldtal, wie wir es in Afrika nicht vermutet hätten. Zwischen zwei hohen Felsenrücken zog es sich um den Zedernpik herum, von dem Bache durchrauscht, von üppigem Grün erfüllt, ein paar Stück Vieh weideten auf den Bergwiesen, Vögel jubelten, Schmetterlinge flogen, es war wie in einem unserer deutschen Gebirge. Am Hange standen überall Zedern, bald uralte verwitterte Riesen mit pinienartigen Kronen, aber immer ein paar solcher Schirme an einem Stamme übereinandergesetzt, bald jüngere, pfeilgerade Säulenstämme wie die Edeltannen des Schwarzwaldes, und dazwischen überall junger Nachwuchs, die reizendsten Christbäumchen, die man sich denken kann. Je höher wir stiegen, um so ausschließlicher herrschten sie; ein ganz eigentümlicher, unvergleichlich schöner Wald. Ein ziemlich guter Fahrweg zog sich in bequemer Steigung um den Pik herum bis zu dem Joch, das den isolierten Gipfel an die Hauptgebirgsmasse anschließt. Hier bei den Trümmern einer auch 1870 zerstörten Sägemühle hatte sich eine Familie Eingeborener angesiedelt, und hier ließen wir unseren Brahim mit dem Proviant; denn einen Führer brauchten wir nicht mehr. Gerade über uns, etwa noch 500 hoch, stand der Gipfel des Spitzberges, dachartig steil nach allen Seiten abfallend, aber sonst kein Hindernis bietend.

Durch eine steil ansteigende Schlucht stiegen wir hinauf. Mit jedem Meter, den wir höher kamen, wurden die Zedern schöner, Stämme von 2 m Durchmesser waren bald keine Seltenheit mehr. Zwischen den lebenden grünen Bäumen standen aber auch in Menge abgestorbene, entrindet bis zum Wipfel, weiß wie Gerippe, ein geradezu gespenstischer Anblick, umgestürzte, und ihre zersplitterten Äste lagen überall zwischen den Felsen umher wie bleichendes Riesengebein. Das Holz alter Zedern scheint fast unvergänglich. In der Schlucht lag ein mächtiger Stamm, sicher schon vor vielen Jahrzehnten gestürzt; denn bis zu einem Viertel seiner Dicke hatte sich neben ihm der Humus angehäuft. Er reichte mir trotzdem noch

bis an die Brust, und vergeblich suchte ich das Messer in das Holz hineinzubohren.“

Die Aussicht von dem Gipfel des Berges ist großartig; wie eine Reliefkarte war die ganze Provinz Konstantine zu den Füßen des Reisenden ausgebreitet, und noch mancher Bergeshang zeigte mächtige Zedernbestände, die jedenfalls nur deswegen erhalten sind, weil ihr eisenfestes Holz den Zerstörungswerkzeugen der Berbern und Araber einen zu großen Widerstand entgegensetzte. Die Abholzung und Nachpflanzung geschieht heute genau nach den Regeln einer vernünftigen Forstwirtschaft, und so ist es wohl möglich, daß die Königin der Nadelhölzer sich hier ebenso wie im Taurus und am Nordabhang des Olymp auf Cypern erhalten wird, während sie am Libanon so gut wie verschwunden ist.

Die Bahn von Batna nach Biskra, also über die Kette des Großen Atlas hinweg, war noch im Bau; eine Diligence und ein Kurier, der eine kleine, offene Postkutsche fährt, vermittelten den Verkehr. Die Fahrt ist in der Regel sehr langweilig, weil die öde Gegend mit ihren nackten Bergen keinerlei Wechsel bietet. Doch für unsere Reisenden gewährte der Anmarsch eines nomadischen Araberstammes hohen Genuß. Derselbe kehrte aus den Winterweiden in den Oasen Berânis, Djemora und Beni Suik zurück in die Täler des kühleren Atlasgebirges. Stundenlang war der Zug, der in viele Trupps zerfiel; jeder führte wohl dreißig Kamele und daneben Schafe und Ziegen mit sich. Ein Bild aus der Zeit der alttestamentlichen Patriarchen entrollte sich vor den Augen der Reisenden: da kamen in einzelnen Abteilungen in Marschrüstung die Kamele, bepackt, Kinder und jüngere Frauen auf dem Rücken tragend; die Kinder saßen in einem nestförmigen Sattel, und ein Hund oder Zicklein mußte ihnen die Zeit vertreiben helfen. Hinterher keuchten die älteren, schwer beladenen Frauen, während die Männer reitend oder laufend die Kamele führten und Schaf- und Ziegenherden zusammenhielten. Neben diesen im Marsch begriffenen Trupps traf man andere, die eben ihre Zelte erst abbrachen, ja unter den vordersten schickten sich einige Haufen an, das neue Lager zu beziehen. Die Frauen mit armdicken Zöpfen, großen Ohrringen, gelbbrauner Farbe, grellen Kleidern erweckten lebhaft die Erinnerung an Zigeunerinnen. Die Diligence fuhr lustig zwischen den Haufen der Menschen und Tiere hindurch.

In der Ferne ragte eine Bergkette mit zackigem Kamme auf, welche das Hochplateau der Schotts von der Wüste trennt. Wer sie erreicht, bewegt sich auf einer trefflichen, wegen der Steilheit des Abhanges vielfach gewundenen Chaussee abwärts. Bald schließen sich die mit Trümmern bedeckten Berge zu einer Felsengasse und am Ende zu einem Felsenkessel zusammen. Eine einbogige, schöne Eisenbrücke führt uns über einen lebhaft rauschenden Fluß, und in echt afrikanischer Weise hat sein köstliches Naß in der Einöde prächtige Gärten hervorgezaubert, die zur Oase el Kantara gehören.

Ein Trupp Chasseurs d'Afrique zieht sofort die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich, die vor dem Hotel Bertrand unter hohen, schattigen Bäumen Halt machen. Hier muß alles vorbei, was von der Glutwüste nach der Hochebene der Schotts will und umgekehrt; daher ist der französische Zoll- und Wachtposten hier stationiert. Die Erhebung von Eingangszöllen sowie die scharfe Kontrolle der eingeführten Artikel, besonders der lebenden schwarzen Ware, hat jedoch dazu beigetragen, daß die Oasen der algerischen Wüste Erzeugnisse nach anderen Orten, besonders nach Tripolis hin, absetzen und ebenda ihre Einkäufe besorgen. Die Zollbeamten sind daher wieder entfernt worden, ohne daß der Handel in seine alten Geleise zurückgekehrt wäre.

Von Biskra her sahen unsere Reisenden den damaligen Höchstkommandierenden der algerischen Armee, Herzog Davoust von Auerstädt, mit einem bunt uniformierten Gefolge heranreiten; Truppen zogen nach Süden, um die dortigen Garnisonen abzulösen. Von Biskra kamen Wagen heran, deren Insassen während der Pfingsttage einen kühleren Höhengürtel in den Bergen aufsuchten; Berbern aus den Oasen boten allerlei Früchte zum Verkauf an. Kurz, alles Leben floß am schönen, kühlen Brunnen des Hotel Bertrand zusammen. Wenige Schritte davon ragt eine senkrechte Felswand auf: sie gestattet bloß dem Flusse Durchgang, und schon die Römer mußten hier Felsen sprengen, um einen Pfad am Rande des Durchbruchs hinzuführen. Von dieser Schlucht aus bietet sich ein geradezu verblüffender Anblick: man sieht eine festgeschlossene, dunkle Baummasse, den Palmenwald von el Kantara, der ersten Oase. Jene Schlucht in der Felsenwand nennt der Araber bezeichnend den „Mund der Wüste".

In dem Palmenwalde fallen uns die Lehmhütten der berberischen Bewohner, die Lehmmauern, die ihre Gärten begrenzen, die Lehmwände mit verfallenen Bastionen ins Auge, die die ganze Oase schützen sollen. Der Verfall der Schutzmauern erklärt sich daraus, daß die Franzosen den Wüstenräubern das Handwerk gründlich legen. Die Oase umfaßt drei Dörfer; zwischen Lehmmauern führt der Weg hin, der uns zum Dorfe geleitet; die kleinen, kaum zwei Quadratfuß großen Löcher stellen die Gartentüren vor; wer über die Mauern hinwegsah, gewahrte in den Gärten Palmen, die meist im Viereck, der Mauer entlang, gepflanzt waren. In der Mitte, von den Palmen gegen die sengende Glut der Wüstensonne geschützt, erhoben sich Aprikosen- und Granatbäume, und unter ihrem Schatten baut man noch Gemüse und Baumwolle für den Familienbedarf. Die Häuser des Oasendorfes hatten vier Wände aus Lehmziegeln, die nur an der Luft gedörrt werden, ein überhängendes Dach aus Palmenstämmen, gedeckt mit Palmenwedeln, und endlich eine Türe, die zugleich den Dienst des Fensters versehen muß. An zwei der Türen kündigten die ausgehängten Kattune und Taschentücher die industrielle Tätigkeit der Hausfrauen und zugleich den Verkaufsladen

an. Die Palmengärten wurden aus dem aufgestauten Fluß gespeist. Doch die Güte der Datteln ist derartig, daß sie mehr als Viehfutter denn als Menschennahrung verwendet werden können.

Von der Oase el Kantara ab gibt es keine Kunststraße mehr bis nach Biskra, sondern die Diligence flog durch die steinichte Einöde und durch tief in den Boden eingerissene Wadis (leere Flußbetten), so daß bei dem schnellen Fahrtempo Purzelbäume der Pferde sich öfters wiederholten. Da sich bei diesem lebensgefährlichen Fahren vor einigen Monaten ein hoher französischer Beamter die Nase zerstoßen hatte, so waren wenigstens die schlimmsten Stellen ausgebessert. Immer dieselbe Steinwüste zu beiden Seiten, fährt man an einem Flusse hin, der auch im Sommer nicht ganz versiegt. Ruinen aus der Römerzeit heben mühsam die Spitzen über den Wüstensand. In einem leidlich erhaltenen römischen Wachtturme befand sich eine Telegraphenstation. Weiterhin bedeckten Salzkristalle den Boden, und Binsen, Halfagras sowie eine blaugrüne Salzpflanze täuschten das Auge angenehm hinweg über den Mangel sonstigen Lebens. In einem rings von Bergen umgebenen Kessel lag die kleine Oase el Outaja mit einem Palmenhaine. Am Eingang des Dorfes stand das Wirtshaus, wo man die Pferde wechselte. Die Wirtin war eine Elsässerin, die 1871, nur um nicht „dütsch“ werden zu müssen, nach Frankreich gegangen und nach ihrer Verheiratung mit einem Italiener hier am Saume der Wüste eine neue Heimat gefunden. Spahis, Reiter, aus den Eingeborenen des Landes rekrutiert, und Chasseurs d'Afrique lagerten in der Nähe; einige waren in den Bewässerungsgräben mit Froschfang beschäftigt, um sich von der elsässischen Wirtin daraus ein leckeres Gericht bereiten zu lassen.

Wieder rollte der Wagen eine Stunde über die kahle, platte Ebene, wo kaum ein paar Dornbüsche dem genügsamen Kamele Nahrung boten. Dann aber erreichte man die Farm des Herrn Dufour. „Neben Gerste und Weizen, die ausgezeichnet gediehen, baut der Besitzer auch in großem Maßstabe Zuckerrohr und Baumwolle. Er hat aber auch Weinberge angelegt, die prachtvoll standen und schon große Trauben zeigten. Freilich waren sie nicht geschnitten wie in Frankreich, sondern Herr Dufour ließ ihnen alles Laub und band die Triebe zusammen, um so die Trauben vor Sonnenglut zu schützen. Auch Birnen, Äpfel und Orangen gedeihen noch ganz gut. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist wunderbar, und die Ebene, der es ja auch an Wasser nicht fehlt, könnte eine nach Tausenden zählende Bevölkerung ernähren und in ihrer ganzen Ausdehnung in einen üppigen Garten verwandelt werden, so gut wie eine der spanischen Vegas.“

Während Herr Dufour mit allen Mitteln einer vernünftigen Landwirtschaft arbeitete und sogar Mähmaschinen mit Garbenbindern anwandte, konnte man seiner Besitzung gerade gegenüber ein Negerweib beobachten, das mit einer hölzernen Keule jede Ähre einzeln

Wüstenlandschaft der Sahara.

(Blick vom Col de Sfa bei Biskra.)

Nach einer Photographie.

ausdrasch, die versprengten Körner mit einem Palmenwedel zusammenkehrte und sie sodann in einem mit Halfahalmen bespannten Sieb reinigte. So waren hier tausendjähriges Herkommen und Fortschritt nur durch eine Straßenbreite getrennt.

Wieder ging's in die kahle Wüste hinein, einem Bergjoch zu, dem Col de Sfâ. Von diesem Bergpaß aus sieht man sie endlich vor sich liegen, die Wüste in ihrer Unendlichkeit.*) „La mer, la mer", sollen die französischen Soldaten ausgerufen haben, als sie zum erstenmal diese Stelle erreichten, und in der Tat: wie ein erstarrter Ozean mit seinen Wogen, so sieht sie aus mit ihren Wellenbergen und Wellentälern aus Sand, und in ihr liegt Biskra, die „Oase par excellence". Das Hotel du Sahara bietet den Forschern, welche die Beobachtung der Wüste zum Gegenstand ihrer Tätigkeit gemacht haben, angenehmen Aufenthalt. Man umgibt die Flaschen zur Kühlung der Getränke mit einer feuchten Filzhülle, doch hier kann nur Eis die gewünschte Wirkung geben. Obwohl man in neuerer Zeit einen frischen Bach eingefaßt und zur Oase geleitet hat, das in einem Sammelbecken aufgefangene Wasser klärt und für das Hotel noch einmal filtriert, ist es doch ohne Wein- oder Spirituosenzusatz nicht zu trinken. Auch die Brunnen der Oase sind alle salzig. Kein Wunder, daß die französische Garnison an Typhus, Dysenterie und Clou de Biskra, einer Geschwulst auf der Nase, die man mit dem Namen „Nagel von Biskra" bezeichnet, stets heimgesucht ist, jährlich wechselt und die hier verbrachte Dienstzeit doppelt angerechnet bekommt.

Der erste Besuch galt hier dem Parke des Herrn Landon, der in vorzüglicher Pflege die tropischen und subtropischen Pflanzen vereinigt hat, deren Kultur in den Oasen der Sahara besonders lohnend sein würde. Und daher nahmen die verschiedenen Spielarten der Dattelpalme (gegen sechzig gibt es) den meisten Raum ein; dann folgten Akazien, Bambusse; doch was das Auge des Deutschen am meisten entzückte, das war der herrliche, wirkliche Rasen im Parke. Die Getreidefelder um Biskra, mit Dattelpalmen umsäumt, waren bereits abgeerntet; doch wässerte man immer noch, nicht um einer zweiten Ernte willen, sondern nur um das zufällig einmal überreichliche Wasser nicht unbenutzt fortlaufen zu lassen. Biskra besteht streng genommen aus der französischen Stadt, die amtlich den Namen Fort St. Germain führt, und aus sieben bis acht Dörfern, die längs des Flusses zerstreut liegen. Die gesamte bebaute Fläche mag 1300 ha betragen, die Zahl der Dattelbäume 140—170000. Erweiterung der Kulturen würde ohne vorherige Einrichtung größerer Bewässerungsanlagen nicht möglich sein, da jeder Baum alle vierzehn Tage tüchtig gewässert werden muß. Eine Vermehrung der Wassermenge durch Bohren artesischer Brunnen ist keineswegs die unmittelbare Vorbedingung für größere Anpflanzun-

*) Vgl. die Abbildung.

gen, weil die in der Umgebung des Brunnens liegenden salzhaltigen Erdschichten erst auszusüßen sind, ehe an Stelle der Salzflora Kulturpflanzen gedeihen können. Daher ist der Erfolg jener Bohrungen zuerst nicht der erhoffte gewesen. Bewährt haben sie sich im Ued R'hir auf einer etwa 200 km langen, schmalen Zone; im Jahre 1881 belief sich ihre Gesamtzahl auf 514, die in der Minute 209000 Liter Wasser lieferten; weitere Bohrungen scheinen nur auf Kosten der alten Brunnen möglich zu sein. Die Zahl der Palmbäume, die hier die Steuereinheiten abgeben, hatte sich schon 1879 von 359000 auf 517000, die der Obstbäume von 40000 auf 90000, die der ständigen Bewohner von 6672 auf 12827 vermehrt. In ähnlicher Tiefe (100 bis 150 m) und unter ähnlichen günstigen Verhältnissen wie im Wadi R'hir scheinen nach den Forschungen Tissots auch um Wargla Bohrbrunnen möglich zu sein. Man hat Biskra das „Paris der Sahara" genannt; in wie vielen Beziehungen es diesen Namen rechtfertigt, lassen wir dahingestellt. In einer Hinsicht scheint es leider jener Bezeichnung zu entsprechen. Eine ganze Straße war nämlich von den Naïlyas bewohnt, den Töchtern eines in der Nähe wohnenden Araberstammes, die sich in den Cafés von Biskra als Almehs, als Sängerinnen und Tänzerinnen, Geld verdienen, um nach Erreichung dieses Zieles den Standesschmuck einer jüngeren Nachfolgerin zu vererben und in die Heimat zurückzukehren. Die französische Sittenpolizei hat aber auch hier Schranken gesetzt, sofern der Tanz nach abends 9 Uhr untersagt ist.

VIII. Bilder aus der Sahara und Ägypten.

1. Durch die Sahara auf der Bornustraße. — 2. Ein Brief aus der Mitte der Sahara. — 3. Durch die libysche Wüste nach Siwe. — 4. Ägypten und der Nil. — 5. Die Kulturlandschaft Altägyptens. — 6. Die Pyramiden und ihre Umgebung. — 7. Von Alexandria nach Kairo. — 8. Ein Volksfest in Kairo. — 9. Bewässerung und Landbau im Nillande. — 10. Der Kanal von Suez. — 11. Sinai und Akabah.

1. Durch die Sahara auf der Bornustraße.*)

Von Tripolis läuft der am meisten benutzte Karawanenpfad südwärts quer durch die Sahara; man bezeichnet ihn nach seinem südlichen Endpunkte gern als die Bornustraße. Folgen wir auf diesem Wege einem unserer verdienstvollsten Forscher, dem früh heimgegangenen Dr. Gustav Nachtigal! Er machte sich am 17. Februar 1869 in Tripolis auf, um — begleitet von dem treuen Diener Barths und Rohlfs', Mohammed dem Gatroner, sowie von dem Piemontesen Valpreda und anderen Dienern — Geschenke des damaligen Königs Wilhelm von Preußen an den Scheich Omar nach Kuka zu befördern. An der Spitze von sechs Kamelen brach er auf und zwar auf der östlichen der beiden von Tripolis auslaufenden Straßen, weil diese sicherer und regelmäßiger mit Wasser versehen ist. Schon nach wenig Tagemärschen verschwand das bebaute Land, der Boden stieg an, man betrat die steinige, von unzähligen Wadis, Trockentälern, durchfurchte Wüste. Die meisten Schwierigkeiten bereitete der Wind, welcher den verwitterten Kalk- und Gipsboden der Wüste aufwirbelte, Hügel und Dünen daraus formte, die Zelte zu verschütten drohte, in Nase und Ohren belästigend eindrang und besonders das Auge und die Körperhaut reizte. Die Kamele wie die Menschen hatten zu kämpfen, um vorwärts zu kommen, man mußte sich zuweilen auf den nackten Boden lagern, da die Zelte durch den Sturm umgeworfen wurden, den hier nichts aufhält und hemmt.

Man überschritt in 700 m hohem Passe die schwarzen Berge, welche den Oasenbezirk Fessan von Tripolis scheiden und traf unmittelbar darauf auf den Kamel-Postboten, der in 18 Tagen die Strecke von Mursuk nach Tripolis zurücklegt. Jede Woche geht eine solche Post von beiden genannten Endstationen ab. An den Hauptpunkten stehen die Kamele zum Wechseln bereit. Jeder Verwaltungschef

*) Quelle: Dr. Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan. Berlin 1879/81 (Paul Parey).

führt zur Posttasche einen Schlüssel und nimmt die für seinen Bezirk bestimmten Briefe heraus. Mit Übersteigung der schwarzen Berge ist die steinige, pflanzenlose, glühende Hamâda überwunden, und das Oasenland Fessan mit dem Grün seiner Dattelbäume und den belebenden Brunnen tut sich auf. In den Oasen sind die Weizen-, Gersten- und Kleefelder nicht so fruchtbar und die Granatäpfel, Weinreben und Feigen weniger üppig als in der Küstenregion. Die Bewohner Fessans sehen den Regen trotzdem ungern, nicht bloß weil er ihre Lehmhütten aufweicht und wegschwemmt, sondern auch weil sie für ihre Hauptkultur, die der Dattelpalme, die Brunnenbewässerung vorziehen. Der Dattelbaum soll seinen Fuß im Wasser, sein Haupt in der Sonne haben. Am 27. März 1869 war Mursuk, die Hauptstadt von Fessan, erreicht, und der Reisende, der den ganzen Marsch bis hierher zu Fuß gemacht, sollte eine lange unfreiwillige Muße haben, da eine Karawane nach Kuka, der er sich der Sicherheit wegen anschließen wollte, in Mursuk nicht erwartet wurde. Er benutzte die Zeit, um die Felsenwüste Tibesti östlich von der Bornustraße als der erste Europäer aufzusuchen; Hunger und Durst, Strapazen und eine Hitze bis 50° C, Habgier und Mißtrauen der Tibbu drohten seinem Leben sehr oft Gefahr; selbst in Mursuk wußte man seinen Mut zu schätzen, und als er am 8. Oktober barfuß, die Beine mit baumwollenen Fetzen umwickelt und den Oberkörper in einen arg mitgenommenen Pariser Überzieher gehüllt, zurückkehrte, da riefen ihm die Honoratioren der Stadt zu: „Omrek tawil," „Dein Leben wird lang sein! Denn wen Gott aus solchen Gefahren errettet, dem hat er ein langes Leben bestimmt, und nachdem du aus den Händen der Tibbu wiederkehrest, kannst du mit ruhiger Zuversicht überall hingehen."

Der Winter von 1869—1870 mußte in Mursuk verbracht werden, da sich keine Karawane zeigen wollte. Das Schreiben wollte freilich in einem Lehmgebäude, bei oft nur 5—6° C, bei einem Fensterverschluß aus Baumwollenzeug nicht gut gehen; ja am Weihnachtsabend drang der Regen nicht bloß durch die Decke bis ins Gemach und Bett, sondern legte sogar die Palmenholzbalken vollständig frei, so daß der Einsturz des Hauses zu befürchten stand. Endlich im März 1870 erschien eine Karawane, die nach dem Sudan reiste, bestehend aus einer Gesandtschaft des Statthalters von Tripolis und einer Gaukler- und Akrobatengesellschaft. Nachtigal war glücklich, als er am 18. April auf einem Wüstenroß und gefolgt von seiner Windhündin Ghazala wiederum der Wüste entgegen reiten durfte.

Durch die Oasen Gatron und Tedscherri gelangte man zum Meschrubrunnen, dessen Umgebung mit gebleichten menschlichen Gebeinen und Kamelskeletten bedeckt war. Mit Schaudern gewahrte der Reisende die halb mit Sand überdeckten, zu Mumien zusammengetrockneten Leichname einiger Kinder, die noch mit Kattunfetzen bekleidet waren. „Es scheint, daß auf dieser letzten Station einer langen, trostlosen, schmerzensreichen Reise die armen

Kinder der Negerländer in auffallend großer Anzahl ihren Tod gefunden. Die lange, bei unzureichender Nahrung und sparsamem Wassergenuß zurückgelegte Reise aus dem Sudan, der Rückblick auf die für immer entschwindende Heimat, die Furcht vor der unbekannten Zukunft, das endlose Reisen unter Schlägen, Hunger, Durst und tödlicher Ermattung hat ihre Widerstandskraft gelähmt; fehlt den Armen die Kraft zum Wiederaufstehen und Weiterwandern, so werden sie einfach im Stich gelassen, und langsam erlöschen die Lebensgeister unter dem Einflusse der Sonne, des Hungers und Durstes."

In Mondscheinnächten, welche durch die starke Bodenausstrahlung angenehm kühl waren, ging es dem an der Grenze Fessans und des Sudan gelegenen Tümmogebirge zu, das von Tälern zerrissen und eben deswegen schwer zu überschreiten ist.

Bald galt es wieder, sich über Sanddünen, über lockeren Sand- oder festen, steinbesäten Kiesboden den Weg nach den oftmals verschütteten Brunnen zu suchen. Am 25. Mai war auf der Mitte des Wegs zwischen Mursuk und Kuka das breite Tal der Oase Kawar erreicht, die eine ganze Anzahl von Dörfern einschließt. In der Nähe eines jeden bemerkte man einen Zufluchtsfelsen, auf dem die Bewohner ihre lebende und tote Habe bergen vor den Räubereien des berüchtigten Araberstammes der Ulâd Soliman; Leitern, Vorratskammern, Brunnen und Höhlen für das Vieh gehören zur Ausrüstung jedes dieser Zufluchtsfelsen. Junge, anmutige Mädchen kamen aus einem der Dörfer und boten der Karawane Ziegen, Klee für die Lasttiere, Datteln, Getreide, Salz und wohlschmeckende Wassermelonen zum Kaufe an und verlangten dafür Bargeld, Schmucksachen, wohlriechende Essenzen oder Tabak aus Fessan. In dem Dorfe Dirki ritt der junge Häuptling mit Gefolge der Karawane, die ja auch eine Gesandtschaft des Pascha von Tripolis enthielt, entgegen; einer der Kamelreiter zeigte sich als Kunstreiter, indem er aufrecht im Sattel stehend sein Rennkamel zum schnellsten Galopp antrieb. Ein Chor von Frauen brachte dem Führer der Gesandtschaft eine Huldigung durch rezitativen Gesang dar oder wiederholte den Schluß der zwanglosen Strophen, welche eine aus ihrer Mitte aus dem Stegreif dichtete.

Unter den Dörfern der Oase Kawar sind die bedeutendsten die mit dem gemeinsamen Namen Bilma. Hier befinden sich so reiche Salzgruben, daß sie Bornu und die Haussastaaten mit dem unentbehrlichsten Gewürz versorgen. Drei große Tuaregkarawanen aus der westlichen Sahara, jede aus 3000 Kamelen bestehend, und außerdem unendlich viele kleine Tuareg- wie Tibbukarawanen mögen im ganzen jährlich wohl 70000 Kamelladungen Salz nach allen um den Tsadsee liegenden Ländern befördern. Das Salz wird in flachen Tümpeln gewonnen; das Wasser löst die an der Erdoberfläche befindliche Steinsalzschicht und bildet so eine Salzlake. Da die Verdunstung in diesen Gebieten stark und beschleunigt erfolgt, scheiden sich an der Oberfläche des Tümpels Salzkristalle aus und bilden in Ge-

meinschaft mit dem herzugewehten Sande eine Kruste von weißlicher oder grauer Färbung. Mit einem Sondierstabe durchstoßen die Eingeborenen diese schmutzige Decke und untersuchen nun, wie stark die breiige Masse des aus dem Wasser wieder niedergeschlagenen Salzes ist. Ist man vom Erfolg der Sondierung befriedigt, so wird die Kruste beseitigt, damit die Verdunstung lebhafter vor sich gehen kann, und die dickflüssige Salzmasse wird in Formen von Zuckerhüten oder Broten gegossen. Das mehr graue bitter schmeckende Salz wird zur Nahrung für Kamele, das weiße, reine zur Zubereitung von Speisen verwendet; dieses hebt man in zylinderförmigen Gefäßen aus den Gruben und versendet es in Kristall- oder Pulverform.

Nur wenig südlich von der Oase Kawar begann der schwierigste Teil des Wüstenzuges. Man kam in die Region der Sanddünen, in jenen Teil, wo die Sahara den Namen eines Sandmeeres am meisten rechtfertigt. Diese Dünenregion wird gebildet aus parallelen, von SO. nach NW. quer zur Richtung der Passate streichenden Dünenketten aus Flugsand; ihre Höhe übersteigt zwar 15 m nicht, doch sind sie wegen der Steilheit ihrer Abhänge für Menschen wie für bepackte Kamele ungemein schwierig zu passieren. „Am 11. Juni wechselten vegetationslose, steinige Ebenen mit schwierigen Dünenketten ab, deren Überschreitung mir um so peinvoller wurde, als das beständige Waten im Sande meine Füße mit einem hochroten Ausschlage bedeckt hatte, der wie Feuer brannte. Allmählich schien sich der Übergang in eine andere Zone vorzubereiten. Die zunehmende Vegetation von Siwakbüschen, das lebhafte Treiben der Vögel in den Bäumen, die zahlreichen Spuren von Gazellen und größeren Antilopen zeugten von der Nähe fruchtbarerer Himmelsstriche. Doch noch einmal galt es den Kampf mit der Wüste. In beständigem Zickzack und endloser Einförmigkeit ging es Düne auf und Düne ab. Prüfend sucht man den leichtesten Übergang in der Hoffnung, daß der Sand tragfähig ist. Doch tief sinkt das Kamel ein, und wenn es sich mühsam auf die Höhe der Kante gearbeitet hat, ist vielleicht der jenseitige Abfall so jäh, daß das ungeschickte Tier der Schwere seines Körpers und seiner Last keinen Widerstand zu leisten vermag und entweder selbst stürzt oder die Ladung abwirft. Ist der Tag klar, so wagt man kaum um sich zu blicken, um das geblendete Auge vor der rückstrahlenden, glänzenden Fläche zu bewahren. Geht der Wind, so ist man in eine Sandatmosphäre gehüllt und vermag das brennende, verklebte Auge kaum zu öffnen. Der Eindruck dieses Sandmeeres ist großartig. Erst hier lernt man die Bedeutung des Kamels würdigen. Kein Pfad führt durch die Dünenregion; nur die seltenen Felsen, die der Wind und der Sand nicht zerrieben haben, heben starr und düster ihre seltsam geformten, vom Wüstenlack braunglänzenden Häupter aus den Sandwehen, die rettenden Wegweiser oder Leuchttürme des Sandmeeres.“

2. Ein Brief aus der Mitte der Sahara.*)

Aschenumma, 26. November 1853.

Ich habe soeben einen Mann aufgetrieben, der mit Depeschen von mir nach Mursuk gehen will, und da kann ich denn nicht umhin, Dir den ersten und einzigen Brief zu übersenden, den je ein Sterblicher aus Aschenumma, einem Dorfe in der Kawaroase in der Mitte der Sahara, empfing.

Ich habe eine sehr beschwerliche Reise von Mursuk bis hierher gehabt und fünfzehn Tage nichts als Sand und Himmel gesehen, auch nicht das kleinste Hälmchen Gras. Jetzt bin ich, Gott sei Dank! nur noch 20 Tagereisen vom See Tsad und dem prächtigen grünen Bornu entfernt, und, allen Aufenthalt eingerechnet, hoffe ich sicher, Neujahr in Kuka feiern zu können.**)

Ich bin so wohl, als es die Umstände erlauben, nur etwas matt, was sehr natürlich ist, wenn man bedenkt, daß ich zwanzig aufeinanderfolgende Tage täglich dreizehn Stunden zu Pferde gesessen habe und dabei jede Nacht zwei Stunden Wache gehalten, ohne irgend eine andere Nahrung als Reis und eine Art Graupen von Weizenmehl in Wasser gekocht, und hin und wieder eine Handvoll Datteln. Hier haben wir Fleisch im Überfluß, ich genieße aber nur die Brühe davon, da mein Magen etwas schwach ist und man sich hier mehr als irgendwo vorsehen muß, Schwerverdauliches zu genießen.

Wenn Du nur einen Blick auf die Gegend werfen könntest, auf dieses Meer von Sand mit seinen Inselchen von Palmen und den schwarzen Felsen, die überall nackt und kahl emporstarren, und wenn Du mich sehen könntest, fast schwarz gebrannt von der Sonne, in halb arabischer, halb europäischer Kleidung, in meinem Zelte platt auf der Erde liegend, während ich diese Zeilen schreibe! Denn meine ganze Einrichtung besteht aus einem Feldstuhl und einer Matratze nebst zwei Strohmatten; mein Tisch hat schon längst in Zeltpflöcke und Brennholz verwandelt werden müssen.

Da Du eine so große Freundin von Tieren bist, so würden Dir meine beiden Pferde, ein graues und ein braunes, viel Freude machen; sie sind so zahm, daß sie mir wie Hunde überall nachlaufen, und wenn ich esse, sicher kommen, um sich ein paar Datteln zu holen. Das graue Pferd ist sehr schön, ein Geschenk von Hassan Pascha, dem Gouverneur von Mursuk. Das braune Pferd, auf dem ich in Tripolis reiten gelernt, ist auch recht hübsch; aber so unbändig, daß keiner meiner Begleiter es je besteigen will, ich bin die einzige Person, die es nicht abwirft.

---

*) Nach Petermanns Mitteilungen. Dr. Eduard Vogel schreibt an seine Mutter.

**) Er kam erst am 13. Januar 1854 dahin. Nach einem Zusammentreffen mit Heinrich Barth und vielen Streifzügen wurde er im Februar 1856 auf dem Wege nach dem Nile in Wadai auf Befehl des Sultans ermordet.

— Gestern machte ich dem Sultan von Tibbu, in dessen Land ich mich augenblicklich aufhalte, meine offizielle Visite. Er lebt in einem kleinen Erdhäuschen, mit Palmenzweigen bedeckt, und empfing mich in einem Zimmer, das außer ihm und den Vornehmsten des Volkes noch zwei Ziegen und ein Pferd beherbergte. Se. Majestät saß auf einer niedrigen Bank von Rohr, gekleidet in eine blaue Bluse, mit einem ungeheuren, furchtbar schmutzigen Turban auf dem Kopfe. Ich ging auf ihn zu und gab ihm die Hand, zum Zeichen, daß ich ihn für keine über mir stehende Person hielt — zum Erstaunen aller Tibbu — und erkundigte mich nach seinem Befinden. Er fragte mich dagegen, wie ich die Königin von England verlassen, und versicherte mich, daß ich ohne alles Bedenken sein Land durchziehen könne, daß er alles für mich tun werde, was er tun könne. Er war sehr erfreut über meine Absicht, einen Kurier nach Mursuk zu senden, den ersten einzelnen Boten, der je diese Reise gemacht, und versprach mir, etwaige Briefe, die ich nach Kuka senden wolle, sicher zu befördern. Ich beschenkte ihn darauf zu seiner großen Freude mit einem roten Burnus und Kaftan, einem Stück Musselin, einer roten Mütze, zwei Rasiermessern und einigen Stück grauen Kalikos.

Sowie ich zu meinem Zelte zurückgekehrt war, schickte er mir dagegen zwölf große Schüsseln mit gekochtem Reis und ein fettes Schaf, welche Vorräte von meinen Leuten in weniger als einer Stunde verschlungen wurden.

— Ich wurde soeben im Schreiben durch etwa ein Dutzend vom schönen Geschlecht unterbrochen, die, eine augenblickliche Abwesenheit meines Bedienten benutzend, sich in mein Zelt gedrängt hatten, wo ich viel Not hatte, sie mir vom Leibe zu halten. Ich beschenkte jede mit vier Nähnadeln, über welche sie höchlichst entzückt waren.

Die Damen hierzulande tragen im linken Nasenflügel einen großen Knopf von roter Koralle, ihre Kleidung aber besteht in einem Stück Kattun von etwa 70 cm Breite und 2 m Länge, welches sie um den Leib wickeln. Übrigens sind sie mit einem glänzend schwarzen Fell angetan, welches sie durch übermäßiges Einölen zu verschönern suchen. Ihr Haar ist in unzählige kleine Zöpfchen geflochten, die gleichfalls von Fett triefen.

Höchst unangenehm und drückend finde ich hier den Mangel an Geld; alles wird mit Stückchen Kaliko bezahlt, und das gibt natürlich ein ewiges Ausmessen und Abschneiden, was höchst lästig ist.

— Der Ort hier liegt an einem großen, steilen Felsen, der fast wie der Königstein aussieht, aber in jeder Richtung durchwühlt ist. Dieser Felsen bildet nämlich den Zufluchtsort der Eingeborenen, wenn sie von den Tuareg, einem räuberischen Wüstenstamme, westlich von hier wohnend, angegriffen werden. Ein solcher Angriff erfolgt fast alle zwei Jahre, und es wird dann alles mitgenommen, was transportabel ist; die Männer werden nieder-

gemacht, Weiber und Kinder aber in die Sklaverei geführt. Dieselben Herren wollten auch unserer Karawane einen Besuch abstatten, und während dreier Nächte schlief ich nicht anders, als mit einem Revolver zur rechten und einer Doppelflinte zur linken Hand; allein sie fanden uns stets zu sehr auf unserer Hut und zu stark, und so sind wir denn bis jetzt ungestört und unbelästigt geblieben.

Das Wetter ist hier recht unausstehlich; fortwährend Nordostwind und Staub, der die Sonne verdunkelt; am Morgen eine Temperatur von 10° und mittags von 36°. Apropos! Was denkst Du wohl, was ich dem Boten gebe, der mit diesen Zeilen über 800 km weit durch eine Wüste ohne alle Spur von Vegetation geht, und dann denselben Weg wieder zurück machen, dabei sein Kamel und sich erhalten muß und keinen Augenblick des Lebens sicher ist? Alles in allem drei preußische Taler.

3. Durch die libysche Wüste nach Sîwe.*)

Die große nordafrikanische Wüste, die Sahara, wird nicht nur von wandernden Karawanen durchzogen, die so schnell als möglich eine der Uferstädte des großen „Sandmeeres“ zu gewinnen suchen, sie hat vielmehr auch eine ständige Bevölkerung in den zahlreichen „Oasen“, die den Inseln im Weltmeere gleichen in ihrer Lage inmitten unbewohnbaren Gebietes. — Und wie es Inselketten gibt, so reihen sich auch vielfach die Oasen perlschnurartig aneinander. Inseln heben sich aus dem umgebenden Element als Berge heraus, Oasen aber sind stets Bodensenken, sie liegen tief eingebettet in den Steintafeln und Sandfeldern der Wüste.

Im östlichen Teil der Sahara, in der libyschen Wüste, liegt die berühmte Oase Sîwe, die im Altertum als Orakelstätte in der ägyptisch-hellenischen Welt größeres Ansehen noch genoß als Delphi. Der Kultus des Sonnengottes, dessen heiliges Tier der Widder war, drang in der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends in die Oasenwelt der libyschen Wüste ein und hielt sich hier, wo die leuchtende Sonne alles beherrscht, länger als im ägyptischen Mutterlande, ja er vertiefte sich, wie das aus einem Hymnus an dem Amontempel der Oase el-Charge hervorgeht, zu einem allumfassenden Pantheismus. Der berühmteste Tempel des Widdergottes ward in der großen libyschen Oase Siwah oder Sîwe erbaut. Der Vandalismus des Islam und Erdbeben haben von diesem Heiligtume wenig übrig gelassen. In dem Lehmhäusergewirr des Oasenortes Aghurmi ragt noch ein stattliches Eingangsportal empor, zu dem im Winter 332 zu 331 v. Chr. Alexander der Große eintrat, um von dem

*) Nach Georg Steindorff, Durch die libysche Wüste zur Amonsoase. Leipzig 1904 (Velhagen & Klasing). Mit Benutzung von Joh. Walther, Das Gesetz der Wüstenbildung. Jena 1900 (Gustav Fischer).

straußfedergeschmückten Oberpriester des „Amon-Re, des Herrn der Ratschläge, des großen Gottes, der in der Oase weilt“ als Sohn des Sonnengottes, des Zeus-Amon begrüßt zu werden, dem alle Gewalt in der Welt gegeben sei. In dieser Akropolis führte ein unterirdischer Gang zu einem Brunnen, der noch heute am Hauptplatze des Burgberges Aghurmi liegt. Dort wuschen die Priester die Opfer für den Gott. Ein zweiter jüngerer Tempel stand damals noch in seiner Pracht in der Nähe der „Sonnenquelle“, von diesem Bauwerke, das die Sîwis heute Ummebêda (d. h. die weiße Mutter) nennen, steht nur ein Stück der Wand.

Von den Gîsehpyramiden brach am 30. November 1893 der Ägyptologe Georg Steindorff auf, diese Oase mit einer Karawane von 17 Lastkamelen zu erreichen. Zunächst ging der Marsch nordwärts. Rechts lagen die vom Nil überschwemmten Talfelder, von denen schon vielfach kleine Kulturinseln aus dem Wasser auftauchten, aus der Ferne grüßten vom Mokattamgebirge die Zitadelle und die Minaretts der Mehemed-Ali-Moschee, die Wahrzeichen Kairos, herüber; links stiegen die steilen zerklüfteten Hänge des Libyschen Hochplateaus auf mit ihren sandigen Fußhalden: Tertiärkalke und -sandsteine bilden die Baumasse dieses Stückes Erdboden.

Bald wechselte das Bild: gelber Flugsand deckte, soweit das Auge reichte, eine leicht gewellte Hochebene, rundliche matt glänzende braune Kiesel lagen dazwischen: das ist die Sserîr. Im Norden beleuchtete die Sonne die steilen Abhänge eines höheren Wüstenplateaus, der marmarischen Hochebene, deren Felsterrassen und Steinsäulen den Reisenden auf dem ganzen Wege bis zur Amonsoase begleiteten. Die klare, wasserdampfarme Luft der Wüste belebte Nerven und Blut, sie strömte einen eigentümlichen Duft aus, der vielleicht auf den reichlichen Gehalt an Ozon zurückgeführt werden darf.

Da taucht plötzlich in der Ferne wie ein dünnes Streichhölzchen eine Fabrikesse auf: ein Zeichen, daß die wirtschaftliche Ausnutzung auch der Gaben der Wüste schon in Angriff genommen ist. Ein breites Wüstental, das Wâdi Natrûn, bietet auf dem Boden der zahlreichen Salzseen, die im Sommer allmählich eintrocknen, nicht nur eine Fülle von reinem Kochsalz, sondern auch viele Natronkristalle. Der ägyptische Staat beutet jetzt mit den Mitteln moderner Technik diese Bodenschätze aus, das Natron wird im Niltale zur Bleicherei, zur Seifen- und Glasfabrikation verwendet. Blau blitzen die Spiegel der Natronseen aus dem Bräunlichgelb der Wüste auf. Eigentümlich berühren neben diesen modernen Anlagen die Felslöcher christlicher Eremiten der ersten Jahrhunderte, die hier ein weltabgewandtes Einsiedlerleben führten, bis sie die Feindschaft der islamitischen Araber zur Gründung von Schutzgemeinschaften zwang: das Kloster St. Makarios z. B., nach einem berühmten koptischen Wüstenheiligen genannt, steht inmitten einer ca. 8 m hohen Bruchsteinmauer, aus der nur ein „Qaßr“, ein viereckiger Turm hervorragt, der in ge-

fahrvollen Zeiten die Rolle des Bergfrieds spielte. Ein kleines, eisenbeschlagenes Tor führt allein durch die Mauer in das Klosterkastell: dort stehen Palmen zwischen Kuppelkirchen und Wirtschafts- und Wohngebäuden, dort liegt auch der etwa 8 m tiefe Klosterbrunnen, aus dem ein Schöpfrad, hier Sâkije genannt, den Garten wässert. Zum Antrieb wird ein Rind benutzt, das im Kreise herumgetrieben wird.

Bald war die Karawane wieder in der öden Sserîr, wo zwischen Sand und Kieseln gewaltige Stämme verkieselten Holzes von 11 bis 25 m Länge lagen. Wunderbar ist die Holzstruktur dieser Stämme erhalten, so daß sie bestimmt werden konnten als eine Art der Wollbäume oder Bombacaceen, als Nicolia aegyptiaca. Der berühmte „versteinerte Wald“ bei Kairo besteht aus denselben Stämmen. Dieses fossile Holz ist allein übrig geblieben von einer Decke tertiärer Mergel, die der Wüstenwind nach und nach entführt hat, körnchenweise. Denn der Wind entwickelt hier, wo er nirgends Widerstand findet, eine große abtragende Kraft. Häufig sind ganze Strecken harten Wüstenbodens, der Hamâda, mit Nummuliten, Versteinerungen großer Wurzelfüßer in Linsenform, bestreut. Sie sind aus ganzen Lagern frühtertiärer Kalke vom Winde herausmodelliert und auf die harte Grundschicht niedergelegt worden, da er sie nicht zu transportieren vermochte. Dort liegen auch oft kantig geschliffene Gerölle, die in langwieriger Arbeit der vom Wind bewegte Sand anschliff: sog. Fassettenschliffe oder Kantengerölle.

Auf einem Steinplateau weideten zehn junge Kamele die spärlichen Wüstenkräuter ab. Denn auch die Wüste hat ihre Vegetation, besonders in den Randschluchten der Hamâda, die von Wolkenbrüchen eingerissen sind und weithin den abgebröckelten und losgerissenen Steinschutt aufbereiten in einem Schuttdelta, wächst buschweise tiefwurzelndes holziges Zwerggesträuch. Auch in den Mulden der Kieswüste, wo sich das Regenwasser sammelt, gibt es etwas Pflanzenwuchs. Solche Stellen nutzen die Zeltbeduinen vom Stamme der Ulâd Ali als Weide für ihre Kamele aus. Sie nennen sie „Hattîjen“. Am häufigsten steht hier das von den Arabern Aqûl genannte Stachelkraut Alhāgi Maurorum, eine Papilionacee, die von den Kamelen gern verzehrt werden, während sie die „Bilbâl“ mit ihrem Salzgehalt (Zygophyllum simplex) nicht leiden mögen.

Der Weg der Karawane führte über verschiedene Oasenniederungen im Wüstenplateau, die meist unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegen und zumeist kesselartig von Steilwänden umfaßt sind. Wie die Wüste selbst, sind auch die Oasen abflußlos. Es sammelt sich daher das Wasser in den Oasen und bildet Seen. Da aber jede Regenmenge, die aus einem weiten Gebiete solch einem Oasensee zukommt, alte Gesteine passiert, die einst im Meere abgelagert wurden, so laugt sie das bei der Bildung dieser Gesteine mit eingegangene Seesalz teilweise aus und kommt, da bei der Wüstenhitze ein großer Teil des Wassers wieder verdunstet, als

schwache Lauge in den See. So fand Steindorff einen Salzsee bei Mōghara, dessen Umfang er auf 6 km schätzt. Seine Ufer sind sumpfig und dicht mit Rohrkolben und Binsen bewachsen, in denen zahlreiche Enten und Bachstelzen nisten.

Auf ausgetrocknetem Boden erscheint häufig zwischen den zusammengebackenen Sandschollen glitzernder Salzreif, der aus weißen Salz- und perlmutterfarbigen Gipskristallen besteht. Solche Salzwüste macht den Eindruck eines Schneefeldes auf unebenem Gelände. Salzseen findet man in allen Wüsten, sie gehen häufig in Sabachen, das sind Salzsümpfe, über und bilden dann gefährliche Verkehrshindernisse. Auch alle Quellen und Brunnen der Wüste haben einen laugenhaften Wassergeschmack, an den sich der Wüstenreisende aber bald so gewöhnt, daß ihm das Wasser süß erscheint.

Gleich hinter Mōghara ist ein Gebiet großer Wanderdünen, ein Sandgebirge. Verkrüppelte Tamarisken und Kräuter und Gräser wuchsen dort in den Tälern. Die Gipfelkante schien im Winde zu rauchen, es war aber nur der losgewirbelte Sand; an der Luvseite war der Sand oft in kleinsten Dünenwellen aufgeschüttet, sog. Rippelmarken. Solche Dünenlandschaften der Wüste bezeichnet der Araber als Ghart.

Längs des ausgetretenen Kamelpfades haben die Beduinen als Wegweiser Steinhäufchen aufgeschüttet (ålâme). Er führte durch eine zerrissene Dünenmulde, über eine dünnbestreute Flugsandfelsenplatte, auf der noch einige unversehrte Reste der weggeführten Felsschichten standen, Zeugen von mannigfaltiger Gestalt. Oft bilden Eruptivgänge das harte Skelett solcher „Zeugen", die meist tafelbergähnliche Gestalt haben, oft auch wunderliche Pilzformen annehmen. Ein Labyrinth solcher Felshügel bildet mit seinen vielen absonderlichen Felsgebilden und entsprechenden Schatten, in denen die Einbildungskraft bald gewaltige lagernde Dromedare, bald Schiffe, bald Tempel und Burgen zu erblicken glaubt, wieder eine ganz neue eigenartige Wüstenlandschaft, die der Araber als Charafasch unterscheidet.

Selten ist in diesem Teile der afrikanischen Wüste die Lehmwüste, die die Reisenden bei Gara, dem Vorort von Sîwe, passierten. Durch die Hitze war die Lehmdecke, die aus dünnen Schichten zusammengesetzt war, in große Schollen zerborsten, zwischen denen 15 cm breite und 30 cm tiefe Risse klafften.

Am Abende des 18. Dezembers erklomm unser Reisender einen der Randberge des Amoniums und hatte nach der Mühe des Aufstieges über die weichen Kalkblöcke des Berges einen wunderbaren Überblick über die Oase. Sîwe liegt 32 m unter dem Meeresspiegel; die Randberge, die jetzt im Abendsonnenschein glühten, haben eine Höhe von + 70 m, so daß der weite Talkessel, der völlig eben zu seinen Füßen lag, eine Tiefe von 100 m hat gegenüber seiner nächsten Umgebung. In der Mitte des Kessels erhoben sich der Doppelgipfel des Dschebel el-Hemmedât, die Hügel des Ortes Sîwe

und der Burgberg von Aghurmi inmitten großer Dattelpalmenhaine; einzelne kleine Herden von Kühen, von Schafen und Ziegen verschwanden fast gegenüber den Hunderten von Kamelen, die die Wüstenkräuter auf den Weideplätzen vor den Pflanzungen absuchten.

Die libyschen Oasenorte, so auch Sîwe, liegen auf alten Zeugenbergen, diese Lage schützt sie vor der Feuchtigkeit der Oasenebene, deren Ausdünstungen die Reichen im Sommer veranlassen, noch höher gelegene Sommerhäuser am Gehänge der Randberge zu beziehen. Es bleibt wenig Platz auf den Kalkbergen, die noch dazu mit Mauern gegen Überfälle geschützt und so eingeengt sind, daß Platzmangel für die Bauten entsteht. So entstanden einmal hier zwei-, drei- und vierstöckige orientalische Häuser, aber auch viele Höhlenwohnungen, da der Kalkfelsen leicht auszuhöhlen ist und im Altertume schon zu Begräbniszwecken vielfach ausgehöhlt war. Der Osthügel von Sîwe trägt die älteste Festungsstadt, die mit ihren vielen Lehmhäusern und Luken den Eindruck eines Bienengewebes macht. Jetzt trägt auch der Westberg eine neuere junge Stadt. Die Häuser sind aus kleinen Bruchsteinen und Lehm errichtet, die Stockwerke sind äußerlich durch die Balkenköpfe unbehauener Palmstämme, die die Decke bilden, kenntlich. Winzige Luken, meist zwei nebeneinander und eine kleinere darüber, schaffen dämmeriges Licht in die Gemächer, deren Estrich mit Matten belegt ist. Körbe aus Binsen und etliche Holzkästen vervollständigen das Mobiliar. Im Hofe spielt sich das Tagleben ab, dort mahlen die Frauen auf der Handmühle und backen, kochen oder flechten, dort spielen die nackten braunen Kinder.

Die Gassen einer solchen Felsenstadt sind natürlich eng und winklig. Da sie auch an vielen Stellen mit Palmenstämmen überdacht sind, so herrscht oft darin am sonnenstrahlenden Tage „ägyptische“ Finsternis. Die oberen Gassen sind aus dem Felsen herausgehauen und so schmal, daß man die Arme nicht ausbreiten kann. Vier Felsbrunnen sind ausgeschachtet worden, nur zwei liefern süßes Trinkwasser.

Am Fuße der Bergstadt liegt gewöhnlich der Friedhof und der Basar mit seinen offenen Steinhallen, wo die aus der Fremde herzugebrachten Waren feilgeboten werden. Vor dem Basar der Oststadt liegt der weite Marktplatz, wo die Karawanen aus Alexandrien und Bengasi lagern, um ihre Kamele mit dem Haupterzeugnis der Oasenwirtschaft, den Datteln zu beladen. Die Korb- und Mattenflechter haben vollauf zu tun, um die nötigen Behältnisse zu liefern. Die häufigste und beste Dattelsorte ist die Saʿididattel, von der jährlich für ca. 8000 ägyptische Pfund*) erzeugt werden; die geringste ist die Widdidattel, mit der die Kamele und Esel gefüttert werden. Nicht unbedeutend ist auch der Ölbau. Die Oliven werden

*) 1 ägyptisches Pfund = 21 ℳ.

in besonderen Mühlen zerquetscht, ihre jährliche Menge stellt einen Wert von ca. 7200 ägyptischen Pfund dar. Feigen, Aprikosen, Pfeffer, Tomaten, Granaten, Kürbisse und Limonen, saftige Trauben gedeihen ebenfalls in den künstlich bewässerten Gärten der Oase. Getreide wird meist aus dem fruchtbaren Niltale bezogen. Der Anbau von Gerste und Weizen ist sehr gering.

5000—6000 Menschen bewohnen die Bergstädte und die Weiler in den Palmenhainen dieser großen Oase. Ein ägyptischer Statthalter wacht darüber, daß die beiden Hauptstämme der Libyer, die Westlichen oder Gharbijîn und die Östlichen oder Scharqijîn nicht in Streitigkeiten geraten, besonders aber nimmt er von den Schêchs, den Ältesten, die Steuern in Empfang. Die Fruchtbarkeit dieser wie anderer libyscher Oasen ruht auf den warmen Quellen, ein Zeichen, daß die Oasen an Stellen liegen, wo Verwerfungsspalten den Boden zerbrochen haben. Diese Spalten können nach genauen Untersuchungen keine großen Schollenverschiebungen bedeuten, aber sie müssen bis in große Tiefen hinabgehen. Denn das Wasser kommt sehr warm aus dem Erdinnern, 29° C maß unser Reisender an der berühmten Sonnenquelle. Auch die Mosesquelle bei Aghurmi hat denselben Wärmegrad. Auch dieses Wasser ist ein wenig salzig, doch dient es der Bewässerung und der Reinlichkeit, die der Islam seinen Gläubigen gebietet. Die Sonnenquelle dient den sîwischen Frauen, die Aïn Mûsa den Männern als Badestelle. Die Sekte der Senûsi, die im Islam eine entfernt ähnliche Stellung einnimmt, wie die Protestanten im Christentum, hat heute in den libyschen Oasen Fuß gefaßt. Ihre Moscheen erkennt man schon von weitem an den zuckerhutartigen Minaretts der Felsennester. Merkwürdig bleibt, daß die Hauptschrift des Propheten und Reformators Senûsi den Titel führt: „Die aufgehende Sonne“ und dadurch wieder erinnert an den uralten Sonnendienst des Amon-Re in der Siwahoase. Wer je in der Wüste den Sonnenball in majestätischer Pracht am Osthimmel aufsteigen sah, den Himmel in ein Meer von roter und gelber Glut tauchend, der begreift diese Sonnenverehrung in der weltabgeschiedenen Oase, wo der einzige allwaltende Gott, „der mit seiner Schönheit die ganze Welt erfüllt, wenn er am östlichen Himmel aufgeht“, mit Hymnen begrüßt ward.

4. Ägypten und der Nil.

Die große Taloase Ägypten nimmt in ihrer Länge etwa den vierten Teil des Landes ein, welches der Nil auf seinem Laufe von Mittag gegen Mitternacht, bis er sich ins Mittelländische Meer ergießt, durchströmt. Der Strom tritt in Ägypten ein, nachdem er den Katarakt von Assuan und Elephantine hinter sich hat. Auf dem rechten Ufer ist das fruchtbare Land durch die arabische Granitwüste begrenzt; auf dem linken Ufer sind die Kalk- und Sandsteinwüsten Libyens mit ihren Oasen und grünleuchtendes Frucht-

gefilde. Selten sind auf der Erde öde Wildnis, wo die Naturkräfte Wasser, Sonnenhitze, Frost, Wind unumschränkt walten, und die bis ins kleinste beherrschte Kulturlandschaft so unvermittelt nebeneinander gestellt wie hier: gelbrote Trockenlandschaft und grünleuchtendes Fruchtgefilde.

Die Länge des Tales von Ägypten in der Richtung von Süden nach Norden mit einer kleinen westlichen Abweichung beträgt $7^1/_2{}^0$, gerade den 50. Teil des Umfanges der Erde, wie die Alten sagten. Zwei Bergketten schließen dieses Tal im W. und O. auf etwa zwei Dritteilen seiner Ausdehnung; hierauf erweitert es sich plötzlich zu einer großen dreieckigen Ebene, die durch die Wasser des in mehrere Arme gespaltenen Nils und seiner zahlreichen Verbindungskanäle vielfach durchschnitten wird.

Ägypten zerfällt in drei große Landschaften: sie heißen Oberägypten (Thebaïs), Mittelägypten (Heptanomis), Niederägypten oder das Delta, weil die an das Meer anstoßende Ebene zwischen den äußersten Armen des Nils die Triangelform dieses griechischen Buchstabens hat. Mehrere Lagunenseen, darunter einige vom Umfange von 90 km, sind durch Durchbrüche, in welchen man alte Mündungen des Nils erkennt, mit dem Meere verbunden. Seit dem Altertum haben sich die Anschwemmungen des Flusses und des Meeres vermehrt und die Länge der Grundlinie des Deltas vergrößert. Dagegen befindet sich ein Teil des Landes, den die alten Ägypter mit Dämmen schützten, heutzutage unter Wasser. Durch neuere Arbeiten wurden einige Überschwemmungsseen dem Schiffahrtsverkehr zwischen dem Nil und dem Hafen von Alexandrien dienstbar gemacht.

Die Talgehänge Mittel- und Oberägyptens sind kahle, wüstenhafte Felswände. Sie bestehen von Kairo aufwärts bis etliche Kilometer vor dem Katarakt aus Kalkstein, weiterhin aus dem zu den Bauwerken von Theben benutzten Sandsteine. Gegen Syene und Philä trifft man Steinbrüche mit dem rosenfarbenen Granit, berühmt durch die großen Denkmäler, die dort ausgehauen wurden, aus denen auch der nach Paris gebrachte Obelisk von Luksor herstammt. Die Gehänge nähern sich zuweilen und gehen wieder auseinander, so daß das Tal verschiedene Breite hat, die aber gegen das Meer immer mehr zunimmt.

Die arabische Wüste bricht bei Kairo plötzlich ab, die libysche Platte läuft im Norden in einer weniger steilen Böschung aus. Auf der Höhe von Kairo, das auf dem rechten Ufer des Nils liegt, entsendet sie gegen das Innere des Tals einen Absenker, der die Plattform der Pyramiden bildet und gegen Nordwesten in den Sandebenen des Deltas sich verliert. Dort bildete sich das Tal der Natron-Seen und des sogenannten Flusses ohne Wasser, der wirklich nichts enthält als eine beträchtliche Menge verkieselten Holzes.

Ägypten ist ein angebautes Tal, ein Streifen Pflanzenerde, der sich durch die Wüste zieht. Sonst bilden die Täler, welche großen

Flüssen zum Bette dienen, eine Art Wiege, wo die Wasser den untersten Grund einnehmen. Anders ist es in Ägypten. Der Querschnitt stellt hier eine leichte gewölbte Kurve mit einer tiefen Ausrandung obenauf dar, welche bei niederem Wasserstande das eigentliche Nilbett ist. Aus dieser seltsamen Gestaltung des Bodens folgt, daß der Fluß, wenn er sich ein wenig über das Niveau des Ufers erhebt, den ganzen rund erhabenen Teil des anstoßenden Landes, d. h. das ganze angebaute Land, überschwemmen muß. So ist Ägypten nichts als das Flußbett des Nils, und was dieser nicht bewässert, ist Wüste. Die Wasser des Himmels vermögen die Wüste nicht zu verwandeln, das ist nur dem Schlammwasser des Nils möglich.

Bevor der Strom Ägyptens Grenze erreicht, bildet er fünf Katarakte, meist über Granitschwellen stürzend, die aus der arabischen Wüste übergreifen. Der von Syene beim Eintritt in Ägypten ist der sechste, oder wenn man vom Mittelländischen Meere aufwärts geht, der erste. Die Strombahn ist hier übersät mit mehr oder minder hohen Granitblöcken, von denen einige große Inseln sind. Diese Klippen stauen den Nil oberwärts auf. Der Fluß wälzt sich zurück, bäumt sich auf und setzt darüber hinweg. So bildet er eine Reihe kleiner Kaskaden mit vielen Wirbeln und Schlünden.

Diese Katarakte hemmen natürlich die Schiffahrt. Trotzdem hat man sie nicht zu beseitigen gedacht, weil sie in alter Zeit ein natürlicher Wall gegen die Einfälle äthiopischer Völker in das Tal Ägypten waren. Heutzutage ist unter englischer Leitung bei Syene eine riesige Talsperre gebaut worden, um das Überschwemmungswasser des Stroms im nubischen Niltal festzuhalten und aufzustauen, daß es ebenso fruchtbar werde wie das ägyptische.

An die Riesenbauten der Pyramiden von Gîseh, in denen ägyptische Königsdynastien sich ein unvergleichliches und unvergängliches Denkmal gesetzt haben, erinnert dieser im Auftrage der englischen Verwaltung gebaute Nildamm bei Assuan. Gegen 9000 Menschen haben bei elfstündiger täglicher Arbeit drei Jahre ununterbrochen an der Fundamentierung und dem Aufbau des unter Wasser befindlichen Mauerwerkes gearbeitet. Das Stauwehr ist 2 km lang, erreicht eine Höhe von 28 m und hat an der Sohle eine Stärke von 25 m, die sich in der Höhe des Wasserspiegels auf 7 m verjüngt. Das Staubecken faßt rund 360 Milliarden Liter. Die Schwierigkeiten des Unternehmens wurden dadurch bedeutend erhöht, daß den beim Bau beschäftigten Arbeitern die Nahrungsmittel aus ihren 130 km und mehr entfernten Heimatsdörfern zugeführt werden mußten. Zur Annahme einer anderen Verpflegung waren die Fellachen nicht zu bewegen. Fast täglich waren deshalb Karawanenzüge unterwegs, um die nötigen Vorräte durch die Wüste heranzuführen. Und doch, bei aller Größe und Genialität des Werkes, ist auf den Nildamm bei Assuan nur etwa der vierte Teil des Materials verwendet, das zum Bau der Cheops-Pyramide erforderlich war. Die modernen

Riesenbauten in der Nilniederung kann man an den Fingern herzählen, der Pyramiden aber gibt es allein zwischen Kairo und dem Fajum einige 60, und sie haben fünf Jahrtausende überdauert und aller Zerstörungsversuche gespottet!

Es ist wunderbar anzusehen, wie jedes Jahr regelmäßig unter einem heiteren Himmel ohne irgend ein Vorzeichen, ohne eine wahrnehmbare Ursache, wie durch eine übernatürliche Gewalt die bis dahin klaren und durchsichtigen Wasser eines großen Flusses um die bestimmte Zeit der Sommersonnenwende plötzlich die Farbe wechseln, sich in einen Strom von Blut verwandeln, anschwellen, bis zur Herbstnachtgleiche allmählich steigen, das ganze umliegende Land überschwemmen, und dann in einem ebenso bestimmten Tempo wieder abnehmen, nach und nach zurückweichen, und um die Zeit, wo unsere Flüsse anfangen auszutreten, in ihre Ufer zurückkehren.

Die alten Philosophen haben sich mit vielerlei Erklärungsversuchen dieser Erscheinung abgemüht. Heutzutage weiß man, daß die periodischen tropischen Regen im Gebiete des Oberlaufs und die abessinische Schneeschmelze die Ursachen dieser Überschwemmungen sind.

Namentlich ist durch Samuel Bakers Entdeckungsreise im oberen Nilgebiete der Strombau des Nils und das Verhältnis der Hauptarme: Weißer und Blauer Fluß und Atbara — hinsichtlich ihrer Wassermenge und des periodischen Steigens klarer ins Licht gestellt worden. Als Hauptader des Nils muß jetzt unbedingt der Weiße Fluß der Araber, der Bahr el Abiad, anerkannt werden, dem der Blaue Nil als bloßes Seitengewässer sich unterordnet. Der „Weiße Fluß“ nämlich strömt das ganze Jahr hindurch mit einer sich fast gleich bleibenden Wassermenge, und sein Steigen ruft keineswegs allein die großen Überschwemmungen des Unterlaufs hervor. Das Wasser des Bahr el Abiad ist grauweißlich, trübe und hat einen Beigeschmack von Pflanzenresten. Da er Sammelbecken in den großen Seen hat und seine Länge so bedeutend ist, daß er jenseits und diesseits des Äquators fließt, also an der Regenzeit der südlichen und nördlichen Halbkugel Anteil hat, so ist er vor Wassermangel geschützt. Der Blaue Nil hingegen ist ein periodischer Gebirgsstrom, ein Wildwasser in großem Maßstabe. In der trockenen Jahreszeit ist er so seicht, daß er nicht einmal die kleinen Kähne zu tragen vermag, welche zwischen Sennâr und Chartum verkehren. Könnte man den Weißen Nil aus dem Flußbett entfernen, der Blaue Nil würde niemals das Mittelmeer erreichen, sondern gleich einem Wüstenfluß auf halbem Wege verdunsten. Sein Wasser ist in der trockenen Zeit sehr schmackhaft und so klar, daß es den blauen ungetrübten Himmel Sennârs widerspiegelt, daher ihn denn auch die Araber Bahr el Asrak — Blauer Strom — nannten. Zur Regenzeit aber schwillt er an wie ein tropischer Gebirgsstrom und färbt sich dann, den Schutt der abessinischen Gebirge mit sich führend, rot. Er ist der eigentliche Erzeuger des Nilschlammes, hat jedoch

bei diesem Geschäfte am Atbara, seinem nördlichen Nachbar, einen Gehilfen. Der Atbara ist der letzte Nebenfluß, den der Nil zur Verstärkung erhält. Als ihn der englische Reisende Baker im Juni sah, war er ein Ghor, d. h. ein trockenes, blendendes Flußbett. Nur hie und da waren einzelne Weiher stehen geblieben, um welche sich Krokodile, Flußpferde und auch Menschen drängten, um ihren Durst zu löschen. Zwar fallen die ersten Regen in Abessinien schon Mitte Mai, aber die Wasserbecken und Flußbetten füllen sich erst Mitte Juni. Die Regengüsse sind äußerst heftig, und der Atbara, hoch angeschwollen, tobt dann furchtbar, schleppt entwurzelte Bäume mit sich und Tierleichen, selbst von Elefanten und Büffeln, die vom Strom plötzlich überfallen wurden und nicht mehr entfliehen konnten. Seine Breite beträgt dann 400 m, seine Tiefe 8 m. Sobald seine und des Blauen Nils Gewässer Ägypten erreichen, hebt sich der Spiegel des väterlichen Stromes an den Nilmessern. Bahr el Asrak und Atbara bewirken also das Steigen des Nils, während der Weiße Fluß früher wächst und nur wenig zu den Schwankungen beiträgt. Der letzte Regen am Atbara fällt Mitte September und von diesem Tage an bis zum nächsten Mai netzt kein Regen mehr die Grenzgebiete Abessiniens.

In Ägypten fällt fast gar kein Regen. Die ganze Vegetation ist somit das Ergebnis der jährlichen Überschwemmungen des Nils. Die Wirkung der tropischen Regen spürt man in Ägypten erst vier bis sechs Wochen später, als sie gefallen sind, nämlich zu Ende Juni. Von dieser Zeit an ist der Fluß drei Monate lang bis zur Herbstnachtgleiche im Steigen begriffen, und von da ab wieder drei Monate im Fallen.

Während der Überschwemmung ist der Anblick Ägyptens höchst eigenartig; es gleicht einem großen Meere, aus dessen Schoß Städte, Dörfer, öffentliche Gebäude und Dammstraßen hervorragen.

Nun aber die Wirkung dieser Erscheinung! Die Überschwemmungen des Nils haben inmitten einer Wüste das Erdreich herbeigeführt, welches die Grundlage der altägyptischen Kulturmächte war. Der Nil ist der Schöpfer des Bodens gewesen; ganz Niederägypten ist nichts als eine allmähliche Anschwemmung des Flusses, welcher die Grenzen der See zurückdrängte und durch seinen Niederschlag eine ganze Landschaft dem Tale der Thebaïs anfügte. Das Delta ist eine Spolie (Raub) Abessiniens, aus einer Entfernung von 300 Meilen durch den Fluß herbeigeschafft. Mit Recht sagten die Alten: Niederägypten sei ein Geschenk des Nils. Aber das gilt von ganz Ägypten, wenn man den kulturfähigen Boden betrachtet, der erst das Land zum Lande macht.

Bei Nachgrabungen kam man in dem Delta auf 12—15 m bloß durch Lagen von Pflanzenerde mit Quarzsand vermischt, wie ihn der Nil mit sich führt.

Das Wasser des Nils steht schon von alters her in dem Rufe, daß es gesund sei, und die neueren Forscher haben dies bestätigt.

Es ist von angenehmem Geschmack, so daß ein Reisender sich des Vergleiches bedient hat, es sei unter den Wassern, was der Champagner unter den Weinen. Die Ägypter sagen, wenn Mohammed davon getrunken hätte, so würde er Gott um ein ewiges Leben gebeten haben, um es immer trinken zu können. Man macht davon noch häufig Sendungen nach Konstantinopel für den Gebrauch des Großherrn und des Serail.

Aus dieser gedrängten Schilderung des Nils ersieht man die Wohltaten, die er über Ägypten verbreitet. Es besteht nur durch ihn. Wenn der Fluß vertrocknete, würde Ägyptens Ackerboden veröden und in kurzer Zeit von der Wüste verschlungen sein. Der berühmteste Statthalter der Portugiesen in Ostindien, Albuquerque, wollte im fünfzehnten Jahrhundert, um dem portugiesischen Handel in Indien das Monopol zu sichern, Ägypten zerstören, und zu diesem Ende entwarf er den Plan, den Nil, bevor derselbe den Katarakt von Syene erreicht, abzuleiten. Der Gedanke war für menschliche Kraft zu kühn, aber es lag ihm Wahrheit zugrunde.

Der Nil wurde von den alten Ägyptern nicht nur durch den Beinamen des Heiligen, des Vaters und Erhalters des Landes gefeiert, sondern er wurde als ein Gott verehrt und hatte einen Dienst und Priester. Man ging in der Verehrung des Stromes so weit, daß er als ein sichtbares Abbild Amons, der höchsten Gottheit, betrachtet wurde. Er war für die Ägypter eine Offenbarung dieses Gottes, der in dieser Gestalt das Land belebte und bewahrte, und die Griechen nannten den Nil den ägyptischen Jupiter.

Der Nil ward unter einer dicken menschlichen Gestalt dargestellt; auf dem Haupte einen Kranz von Schwertlilien, dem Sinnbild des Flusses zur Zeit der Überschwemmung. Dieser Nilgott brachte im Namen der Könige, die er unter seine Obhut genommen, den großen Göttern Spenden dar. Man sieht ihn abgebildet, wie er ein Tabulett trägt, worauf bald vier Vasen sind, gefüllt mit heiligem Wasser, und ein Zepter, das Sinnbild der Reinheit, bald Brot, Früchte, Blumensträuße und verschiedene Eßwaren, aus denen gleichfalls das Zepter der Reinheit emporragt.

5. Die Kulturlandschaft Altägyptens.*)

Ägypten ist ein Land der Wunder; sein Himmelsstrich, seine Fruchtbarkeit, seine zahllose Menge von alten Denkmälern und seine mannigfachen Naturerscheinungen erregen Bewunderung und Erstaunen; Denkmäler, an denen viertausend und vielleicht noch mehr Jahre vorübergegangen sind, haben in ihrem Innern noch Gemälde aufzuweisen, die so neu scheinen, als ob sie erst vor kurzem fertig

*) Nach dem „Narrative of a journey in Egypt and the country beyond the Cataracts. By Thomas Legh, Esq.“ (Vergl.: „Malerische Reisen in Ägypten und Syrien etc.“ Leipzig.)

geworden wären; die ungeheueren Steinmassen, welche die Ägypter aufeinander gehäuft haben, und die zahlreichen Grabgewölbe in den Bergen verraten ebensoviel Kunstgeschicklichkeit als Sinn für das Große und Übersinnliche.

Ägypten hat von Äthiopien her oft Zuzug erhalten; der Lauf des Nils scheint eine Richtungslinie der Kultur zu sein; denn je näher die Monumente am Wendekreise liegen, desto älter sind sie.

Alle Tempel und Paläste sind von Sandstein erbaut; bloß zwei bis drei sind von Kalkstein, und nimmt man die Obelisken und Kolossalbildsäulen aus, so findet man allein unter den Trümmern von Alexandrien und in seinen Moscheen mehr Granit verarbeitet, als man von Kairo aus bis zu den Wasserfällen antrifft. Erst dann hat man die Denkmäler ganz von Granit aufgeführt, als der Sitz der Monarchie nach Memphis verlegt wurde, worauf man Oberägypten alles das raubte, was man fortschaffen konnte, um damit die anderen Teile des Landes zu bereichern. Aus den Felsen von Elephantine bei Assuan zog man die ungeheueren Blöcke, aus denen man die turmhohen Obelisken meißelte und die wunderbaren Kapellen zu Saïs und Butos erbaute. Die Arbeiten, die dazu erforderlich waren, um sie vom Felsen loszumachen, sie auf Flöße zu bringen, 220 Stunden von den Steinbrüchen fortzuschaffen, sie zu behauen, auszuhöhlen, zu polieren usf., zwingen uns Achtung ab ebensowohl vor der Wissenschaft und Geschicklichkeit, als vor der Ausdauer und Beharrlichkeit der alten Ägypter. Die bloße Aufstellung eines Obelisken wäre noch jetzt hinreichend, einem Baumeister einen berühmten Namen zu machen, und die Ägypter haben ihrer eine große Anzahl aufgerichtet.

In diesem Lande ist alles für Götter und Könige gebaut worden.

Bei den alten Ägyptern war ein Tempel nichts anderes, als eine steinerne Offenbarung Gottes, die Gottesfurcht abnötigen sollte. Alle Wände eines solchen Hauses waren inwendig und auswendig mit religiösen Bildern und heiligen Lehrsprüchen bedeckt: unter den Säulengängen, an den Säulen, in den niedrigen Sälen, an den Wänden der Treppen und in den langen Gängen. Lebhafte und schreiende Farben, welche diese Gemälde verschönern und auffallend machen, wirken mit dazu, die Einbildungskraft zu erschüttern, während das feierliche Halbdunkel in den Tempeln zum heiligen Schauer und zur Anbetung stimmt. In den Vorsälen der Tempel trifft man Zeichnungen, welche auf die Kenntnis der Gestirne sich beziehen; die Tempel zu Dendera und Esneh zeugen von dem Zustande der Sternkunde, wie sie vor 4800 Jahren blühte! Und sie sind die jüngsten im alten Ägypten!

Der Gedanke, nach welchem die Ägypter ihre Denkmäler arbeiteten, war ewige Dauer. Zwanzig Tempel sind jetzt noch so vollkommen erhalten, als wären sie vor wenigen Jahren erbaut.

Als die Ägypter ihre ersten Säulen errichteten, haben sie einen Lotoskelch auf seinem Stengel darzustellen versucht. Die Lotos- oder ägyptische Seeblume (Nymphaea Lotos L.), mit weißen Blumen und herzförmigen, gezähnten Blättern, spielte in der Religion der Ägypter eine große Rolle. Sie ist wie ihre Verwandte, die Nymphaea Nelumbo (mit bald weißen, bald rötlichen Blumenblättern, von der Größe unserer Sonnenblumen), durch ihre Wurzeln und Samen so nahrhaft, daß alte Völker sich fast ganz davon nährten. Darum verehrten die Ägypter sie als Symbol der zeugenden fruchtbaren Naturkraft. Die Franzosen, welche unter Napoleon die Unternehmung nach Ägypten mitgemacht, haben zuerst die Ähnlichkeit der ägyptischen Säulen mit den Naturformen des Landes bemerkt. An der Basis der Säulen haben die Ägypter im Zirkel der Blätter der Nymphaea eingegraben, und dem Teile des Schaftes, der dem Knaufe am nächsten ist, die Form eines Bündels Lotosstengel gegeben. Diese Nachahmung ist später auch von ihnen auf andere Erzeugnisse des Pflanzenreichs ausgedehnt worden. Sie haben die Lotosknospe und den Kopf des Dattelbaums dargestellt, und unter den Verzierungen von Knäufen die Zweige der Dumpalme und die Blüten des Nelumbo gezeichnet.

Gemälde, die auf allen Teilen zur Verschönerung angebracht sind, beziehen sich auf die Verehrung der Götter des Landes; sie stellen Geschenke, Opfer und Gegenstände dar, die zur Astronomie und zum Ackerbau gehören. Jedes Gemälde besteht gewöhnlich aus drei Personen: der Gottheit, an die man das Geschenk richtet; dem Priester, der es überreicht, und einer Gottheit von niederem Range, die hinter der ersten steht.

Die Gemälde in den Palästen unterscheiden sich wesentlich von denen in den Tempeln. Beinahe alle stellen große Taten, kriegerische Unternehmungen, Übergänge über Flüsse, Belagerungen fester Plätze, Gefechte zu Lande und zu Wasser, Truppenmärsche usw. vor. Die Form der Waffen und ihre Anzahl zeigen deutlich, daß schon damals die Zerstörungsmittel mannigfaltig und zahlreich waren. Die Flachreliefs, welche die Triumphzüge des Siegers vorstellen, folgten auf jene, die seine Siege selbst verherrlichen sollen. Man schleppt die Gefangenen vor ihn hin und unter seinen Augen zählt man die Haufen von Händen und anderen abgeschnittenen Gliedmaßen, um damit die Zahl der erlegten Feinde zu veranschaulichen. Aus diesen Flachreliefs sieht man, daß man die Feinde den Göttern zum Opfer darbrachte.

Auch den Toten galt die Sorgfalt und Huldigung der alten Ägypter. Das längste Leben eines Königs ließ ihm kaum so viel Zeit, sein Grab zu machen; die Gräber der Könige von Theben sind das Erstaunenswürdigste, was die größte Geduld und Anstrengung zustande bringen konnte. Bei der Aushöhlung der Grotten konnte man nur eine sehr kleine Anzahl von Arbeitern beschäftigen, und dennoch sind sie bis auf die kleinsten Teile mit Gemälden

und Hieroglyphen geschmückt, deren Farbe noch ihre ganze Frische und Lebhaftigkeit haben. Die Figuren, welche man nicht bemalte, sind gleich der schönsten Gipsarbeit poliert.

Die alten Ägypter hatten den Glauben, sie würden nach Jahrhunderten wieder ins Leben zurückkehren, wenn ihre Körper keine Veränderung in den Gräbern erlitten hätten; daher das Einbalsamieren, deshalb suchte man auch die Mumien gegen die Überschwemmungen des Flusses zu sichern. Diese Hoffnung war auch die Ursache, warum man Pyramiden zur Aufbewahrung der Königsleichname baute. Die Pyramiden waren künstliche Berge in der flachen Sandwüste Mittelägyptens, in dem bergigen Oberägypten fehlen sie fast ganz. Überall in Oberägypten, wo man die Ruinen einer alten Stadt antrifft, kann man mit Sicherheit im Schoße der benachbarten Berge die Gräber ihrer Einwohner finden. Auch kann man in jedem dieser Gräber die Geschichte des Ägypters lesen, der darin begraben liegt. Sie ist an den Wänden und Mauern dargestellt.

Die Liebe zu dem Ungeheueren, welche den Morgenländern eigen ist, war die Schöpferin der gewaltigen Denkmäler in Oberägypten und bei Memphis, der Kolossalstatuen und der Tempel und Pyramiden. Alle diese Werke konnten nur aus dem religiösen Geiste der Menschen entspringen und unter einer Priesterherrschaft zur Vollendung kommen. Die staunenswürdigsten Überreste von Baudenkmälern findet man zu Theben, in Mittelägypten, auf beiden Seiten des Nils, der hier breiter ist als irgendwo. Man benennt die noch vorhandenen Ruinen nach den Fellachendörfern, welche auf der Ebene zu beiden Seiten liegen, auf der Westseite Medinat-Abu und Kurnu, und auf der Ostseite Luksor und Karnak, wozu noch am Nordostende das Tal Med-Amuth kommt. Die meisten geben den Monumenten auf der Ostseite den Vorrang.

Wenn der Reisende den Palast von Luksor besucht, so fallen ihm zunächst zwei aus einem einzigen Granitblocke gearbeitete Obelisken in die Augen, die der Eingangsmauer gegenüber in einer Entfernung von vierzehn Schritten voneinander stehen. Zwischen ihnen und der Mauer sind zwei Kolossalstatuen von schwarzem Granit, 12 m hoch, einen sitzenden Mann darstellend, dessen beide Hände auf seinen Schenkeln ruhen. Diese Statuen sind von der Mauer drei und von den Obelisken acht Schritte entfernt.

Links hinter dem Torweg steht eine Säulenreihe, die jetzt einen Teil arabischer Häuser bildet. Die Flügel des Gebäudes, welche hinter der Eingangsmauer sein sollten, sind gänzlich zerstört. Sie führten zu einem zweiten Säulengange, der noch vorhanden ist und aus zwei Reihen, jede von acht Säulen mit dem Lotoskelche, besteht. Ihre Höhe beträgt 16 m und ihr Abstand voneinander 5 m.

Links und rechts, und zwar 25 Schritte von dem großen Säulengange, fangen zwei andere Säulenreihen an, deren Knäufe eine abgestutzte Lotosknospe darstellen. Aus dem Plane sieht man, daß

das Ganze aus ungefähr 60 einzelnen Gebäuden bestand. Einem solchen Riesenbau entsprach dann auch das Haupttor von 15 m Höhe mit seinen gewaltigen Seitenflügeln (Pylonen = Propyläen), die mit deutlichen Skulpturen bedeckt sind. Auf dem östlichen oder rechten Flügel sieht man eine Menge Krieger auf ihren Kriegswagen, von zwei Pferden gezogen. Sie setzen über einen Fluß oder Graben und verfolgen den fliehenden Feind. An der Spitze fährt der König mit dem Bogen in der Hand. Oben sieht man ein Lager von vielen Zelten. Auf dem linken Flügel erscheint der Sieger auf seinem Wagen, wie er die Gefangenen mustert. Von allen den historischen Reliefs ist vielleicht keins, das in Rücksicht auf den Ausdruck so merkwürdig wäre als dieses.*)

Die Ruinen von Karnak liegen nördlich von Luksor, von den Ufern des Nils etwa 750 m entfernt. Sie befinden sich wie jene in Luksor auf einer künstlichen Erhöhung und sind mit einer Mauer von Backsteinen eingefaßt. Der Umfang dieser Mauern beträgt ungefähr 4800 m. Auch hier geben die Ruinen von zahlreichen und verschiedenartigen Gebäuden Kunde, die das Ganze bilden. Die Fassade des großen Palastes von Karnak ist gegen den Fluß gekehrt, von welchem eine Allee von Sphinxkolossen herüberführte, wovon aber bloß noch zwei übrig sind. Sie haben Widderköpfe und Löwenkörper. Einer von den inneren Sälen ist so riesenmäßig, daß eine von unseren größten Kirchen bequem darauf stehen könnte; denn sein Flächeninhalt beträgt 4500 qm. Die Decke, welche aus ungeheueren Steinblöcken besteht, wird von 134 Säulen getragen. Jede Säule der beiden mittleren Reihen, die etwas größer sind als die übrigen, hat 20 m Höhe bei einem Durchmesser von 3 m. Auf diesen Riesensaal folgt abermals ein Säulenhof, endlich eine Menge von anderen Sälen und Gemächern, die vermutlich dem Könige zur Residenz dienten, während er in dem großen Saale den Gesandten fremder Völker Audienz gab und den Zins empfing, welchen sie seiner Macht brachten.

Der Tempel von Medinat-Abu liegt fast ganz in Trümmern; aber nordwestlich davon erstreckt sich eine Ebene, zum Teil mit einem Mimosenwalde bedeckt, da stehen 17 granitene Kolosse, teils noch ganz, sitzend, stehend, teils umgestürzt und halb zertrümmert. Einer von ihnen ist die berühmte Memnonssäule, von der man erzählt, daß sie bei Sonnenaufgang einen wunderbaren Klang von sich gegeben habe. Ihr Kopf wird jetzt zu London im Britischen Museum aufbewahrt.

Die noch vorhandenen Pyramiden Mittelägyptens teilt man in fünf Gruppen, die etwa 40 Pyramiden enthalten. Die Gruppe von Gîseh (Dschisseh, in der Nähe des alten Memphis) ist die berühmteste. Die größte ist 140 m hoch, also höher als viele Stadttürme.

---

*) „Description de l'Egypte", das auf Befehl Napoleons ausgearbeitete Prachtwerk der Gelehrten, welche ihn auf seiner Expedition begleiteten.

Da die großen, hellgelben Quader meist aus hartem Kalkstein stufenförmig gelegt sind, so kann man mit einiger Mühe auf der Außenfläche bis zum Gipfel hinansteigen. Von unten sieht dieser ganz spitz aus; oben angelangt, findet man aber Raum für eine ganze große Gesellschaft. 9 m über der Grundfläche befindet sich ein niederer, schmaler Eingang, zu welchem man über Schutt und Steintrümmern hinansteigt. Ein so enger Gang, daß nur einer hinter dem anderen gehen kann, führt erst abwärts, dann wieder aufwärts in ein weites, längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach, in welchem ein leerer, marmorner Sarkophag steht, aus einem Stück, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße sind über den Fußboden verstreut. Unter diesem größeren Zimmer liegt ein zweites kleineres, zu dem wiederum ein abschüssiger Gang führt. Auch zwei brunnenähnliche Schächte sind da, die sich zuweilen mit Wasser füllen, und mit dem Steigen und Fallen des Nilwassers im Zusammenhang stehen sollen.

Ob die Pyramiden noch anderen Zwecken gedient haben, als zu Begräbnisstätten — wer weiß es? Ägypten ist ein geheimnisvolles Wunderland.

6. Die Pyramiden und ihre Umgebung.*)

Kairo, 13. Dezember 1842.

Am 4. morgens lagen wir vor Alexandrien, nach glücklicher, schöner Fahrt; flach und seicht steigt das Ufer, hoch ragt die Pompejussäule, eigentlich Diokletianssäule, über die weißen Palastgebäude empor. Durch die zahlreiche, aus großen, schweren Schiffen bestehende Kriegsflotte des Pascha hindurch waren wir bald im Hafen und ritten auf Eseln durch die schreiende Menschenmenge und durch die engen, schmutzigen Gassen nach dem Hotel auf dem großen Platze der Konsuln. Alexandrien ist ein Gemisch von Orient und Okzident ohne allen Charakter. Am 7. Dezember schifften wir, gezogen von galoppierenden Pferden, den Kanal Mahmudjeh hinauf, der ein stattliches Werk ist; nachts hinüber auf ein kleines Dampfschiff auf dem Nil, der am 8. morgens, nachdem der kalte Nebel sich verzogen hatte, in aller seiner Herrlichkeit mit seinen dorf- und palmenreichen Ufern unter einem orientalischen Himmel vor uns lag, während wir seinen Wogen mit jener modernen Dampfkraft entgegenfuhren, die weder die Pharaonen, noch Antonius und Kleopatra kannten. Am 9. morgens in Kairo; da erfuhr ich, daß die Expedition noch bei den Pyramiden von Gîseh sei. Dort traf ich mit ihr zusammen. Am Sonntag morgen waren wir auf der großen Pyramide. Die Aussicht, das reiche Niltal auf der einen, die tote Wüste

*) Aus Briefen des Prof. Lepsius: „Über die ägyptische Expedition". (Nach ausführlichen Mitteilungen der Preuß. Allgem. Staatszeitung bearbeitet.)

Nilüberschwemmung.

Nach einer Photographie im Verlag der Neuen Photogr. Gesellschaft, A.-G. in Steglitz.

auf der anderen Seite, in der nächsten Nähe das Gräberfeld, über das fünf Jahrtausende hingegangen sind, ohne seine Male zerstören zu können, ist einzigartig in der Welt. Die Expedition leidet nicht von Hitze, wohl aber von Kälte. In Kairo ist der volle Orient. Alles, was man sich davon träumt aus den Märchen der Tausend und Einen Nacht, ist hier Wirklichkeit. Kairo ist eine Wunderstadt mit ihren dicht gedrängten Häusermassen, ihren engen Gassen und vortretenden Häusern voll wunderlichen Schnitz- und Schnörkelwerks, ihren riesengroßen Moscheen, ihren schlanken, pfeilartig emporsteigenden Minaretts, ihrer reichen, üppigen Umgebung voll der schönsten Gärten mit Palmenhainen, großblätterigen Bananen, Zypressen; durch diese bunte Szenerie läuft der lärmende, halbnackte, muskulöse Araber und Ägypter, reitet auf geputztem Esel der schweigende Türke und zieht mit langsamem Schritt das hohe Kamel einher. An der einen Seite der Stadt dehnen sich Gärten und Felder bis zum Nil, an der anderen tritt das Mokattamgebirge nahe heran; auf einem Vorsprung liegt die Zitadelle. Gestern abend hatten wir einen Zauberer bei uns. Heute abend werden wir einen Schlangenbeschwörer haben.

Gîseh, im Zelt bei den Pyramiden, 1. Jan. 1843.

Hier, an der Spitze des Deltas, wo das Wüstenplateau südlich von Kairo, nördlich von der Stätte des alten Memphis eine etwas vorspringende Terrasse in unregelmäßigem Viereck von etwa 1200 m ins Gevierte bildet, hat die vierte Dynastie memphitischer Könige auf ihrem Begräbnisplatz drei Riesenwerke erbaut: auf der nordöstlichen Ecke Cheops die große Pyramide, auf der südwestlichen Mykerinus die kleine, in der Mitte des ganzen Plateaus Chephren die zweite; rings um sie her dehnt sich ein ungeheueres Gräberfeld aus jenen uralten Zeiten. Mit der Erforschung dieser Monumente fand ich unsere Expedition beschäftigt, die seit dem 9. November hier weilte und wohl noch einiger Tage bedarf, um mit der reichen Ausbeute auch nur einigermaßen abschließen zu können. Vom Fuß der zweiten Pyramide geht ein tiefer Einschnitt durch das Plateau östlich in die Ebene hinab; in diesem, geschützt vor den jetzt herrschenden Weststürmen, stehen unsere Zelte; auf einem Hügel daneben weht die preußische Flagge. Ein anderer Teil unserer Gesellschaft hat sich die nahen Felsengräber zur Wohnung eingerichtet, und ähnliche Räume dienen uns zur Küche, zu Magazinen, zur Stallung für unsere Kamele und Esel. Daß wir auf solche Weise nur diejenigen gebrauchen, in welchen sich keine Hieroglyphen finden, versteht sich von selbst.

Hier beginnt denn immer frühmorgens in der schweigenden Wüste ein reges Leben. Kurz vor 7 Uhr vergolden die ersten Sonnenstrahlen die Spitzen der Pyramiden, und bald steigt die goldene Kugel mit ihrem siegreichen Glanz über das östliche Gebirge herauf; dann kommen aus dem nahen Dorfe unsere Arbeiter und

harren, im Kreise kauernd, daß man sie an die verschiedenen Orte ihrer Bestimmung sende; auch unsere Gesellschaft zerstreut sich noch in der frischen Morgenkühle, wir haben oft nur + 3° C bei Sonnenaufgang gehabt. Von unendlicher Schönheit und Lieblichkeit sind die stillen und heiteren Tage, wie wir deren in der vorigen Woche viel gehabt haben; dann leuchtete die massenhafte, durch Licht und Schatten wunderbar durchbrochene Wüste in ganz eigentümlich ernsten braunen, roten und gelben Tönen; das fruchtbare Niltal ist wie eine Samtdecke aus Grün und Schwarz zusammengesetzt; zwischendurch ziehen sich blau leuchtende Kanäle, erheben sich in malerischen Linien Dörfer aus Palmenhainen und fernerhin die weißen Minaretts von Kairo; darüber liegt an der Spitze des Mokattamgebirges die Zitadelle in scharfen Linien; am Gebirge selbst aber zeigt sich jede Schlucht, jede Felsbildung bei der heiteren klaren Luft in den deutlichsten Formen und Umrissen, obgleich alles mit dem reizendsten violetten, lilaroten Duft übergossen ist, und über dem allen wölbt sich der wolkenlose Äther in tiefblauer Pracht! Freilich sind nicht alle Tage so schön; wir haben auch kalte, bewölkte und stürmische Tage, an denen wohl einmal ein Zelt zusammenstürzen will und man sich gern zu einem Freund in sein „Grab“ flüchtet. Fast immer aber sind die Sonnenuntergänge von einer nicht auszusprechenden Schönheit; da erglänzt der westliche Himmel unten in orangefarbener Glut, oben in rosenrotem Lichte bis zum Zenith hinauf, das Gebirge aber in goldenem Purpur. Dann kommen Deutsche und Araber aus allen Gräbern und Tälern zurück; diese hocken im Kreise nieder, in ihre weißen Mäntel gehüllt, auf die Bezahlung wartend; die Männer bilden einen, die Kinder einen zweiten Kreis, und so geht alles in seiner Ordnung. Ein Grab ist unser Eßzimmer; daß die lange türkische Pfeife und der Kaffee in seinen kleinen Schälchen, die statt der Untertasse ein metallenes Täßchen haben, nicht fehlen, versteht sich von selbst. Aber von der Pracht und Herrlichkeit des Sternenhimmels können selbst die klarsten deutschen, ja auch die römischen Nächte keinen Begriff geben. Gerade über uns leuchtet der Orion, unter ihm der Kanopus, den Europa nicht kennt; dagegen hat der Polarstern sich schon tief gegen den Horizont geneigt, und der große Bär ist nicht mehr „unteilhaftig der Salzflut“.

Jede Pyramide bildet den Mittelpunkt eines Gräberfeldes, auf welchem die Verwandten, Priester und hohen Beamten des königlichen Erbauers begraben liegen, teils in Kammern in den Felsen gehauen, teils in hohen Malen, die in rechteckiger Gestalt mit schrägen Wänden und flachen Decken meist etwa 4 m hoch aufgebaut sind, als solide Würfel aus gewaltigen Quadern. In diesen Malen findet sich dann meist eine Kammer voll reicher Hieroglyphen und bildlicher Darstellungen, die als Kapelle gedient haben mag, und dahinter ein tiefer Schacht oder Brunnen. Ähnlich ist die Einrichtung der Felsengräber, und die Gesamtanschauung dieser Denkmäler gibt die

überraschendsten Aufschlüsse über die Bedeutung der Pyramiden und ihr Verhältnis zu den vor ihnen erbauten Tempeln. Die Hieroglyphen und Darstellungen in den Gräbern, aus denen frühere Reisende nur einzelne pikante Lebensszenen ausgezogen, sind sowohl für die Sprache, wie für die künstlerische Entwickelung und für die Geschichte jener uralten Zeit sehr wichtig, und die Reihenfolge der Namen gibt manchen geschichtlichen Anhaltepunkt. Manchmal können wir ein und dieselbe Familie in verschiedenen Gräbern durch drei Geschlechter hindurch verfolgen. Der künstlerische Charakter der uralten Hieroglyphen ist in fester, gesunder Derbheit und Wahrheit ganz eigentümlich ausgesprochen und sehr bald sowohl von der Blütezeit der Thutmosis und Sesostriden, als von der Zierlichkeit der Psammetiche zu unterscheiden. Aus ersterer finden sich hier nur einzelne verlorene Spuren; die große Sphinx, deren Inschrifttafel wir zum erstenmal genau haben, ist bekanntlich von einem Thutmosis; aus der Zeit der Psammetiche aber, ungefähr 700 Jahre vor Christus, hat sich eine ganze Gräbergruppe zwischen die vielleicht schon damals sehr zerstörten Bauten der urältesten Zeit eingenistet.

Aber keine Karte, keine Worte, keine Bilder können den Eindruck dieser Stätte, wo der Tod sich in seiner majestätischen Größe zeigt, geben. Mit den Pyramiden geht es wie mit dem Kolosseum von Rom, das Auge oder die Seele kann den Eindruck ihrer Größe nicht festhalten, und man wundert sich immer von neuem darüber, wenn man den Blick wieder darauf richtet. Die ungeheure riesenhafte Masse ist in die einfachsten geometrischen Formen eingegrenzt; sie wirkt ganz als Masse und ist doch auch durch die Form vollkommen beherrscht, darum erdrückt sie nicht mehr; der Geist hat ihr schon sein Siegel aufgeprägt. Interessant ist es mir, bei diesem Anblick unserer germanischen Baukunst zu gedenken, deren vollkommenstes Meisterwerk, den Kölner Dom, ich noch vor kurzem in all seiner Pracht gesehen und dessen Eindruck mir daher so lebendig vor Augen steht. Da hat der Geist sich in einen Kampf mit der Masse eingelassen und hat sie überwunden — ähnlich wie sie im Organismus überwunden ist durch das Lebensprinzip, und zuletzt mit freiem heiteren Spiel der Willkür über der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit schwebend, entfaltet sich dort jede Linie in immer neuen Blüten und Gliedern; die einfache zugrunde liegende mathematische Linie ist wie durch einen reichen Schleier verhüllt, wie mit den freien schwellenden Formen des Lebens umkleidet. Hier dagegen kommt alles darauf an, daß die einfache mathematische Linie in der Masse selbst sich ganz klar dem Auge entgegenstelle und sich der Seele ungestört in ihrer herrschenden Gesetzmäßigkeit aufdränge. Sie bringt dadurch einen ungeheueren, aber erhebenden Eindruck hervor. Die zweite Pyramide, die Chephren, der Schafra der Hieroglyphen, erbaute, liegt etwas höher als die größte; auch ist an der Spitze ein Stück der glatten Marmor-

verkleidung der Stufen erhalten. Ein Panorama von der Spitze, gerade im Mittelpunkt des Ganzen, ist eine der interessantesten unter der Masse von Zeichnungen, die wir von diesem wenig durchforschten Feld mitbringen. Auch eine Anzahl Gipsabgüsse der bedeutendsten Sachen hoffen wir unserem Museum zu gewinnen.

In dieser großartigen Umgebung haben wir nun unsere Weihnacht gefeiert. Von der Spitze der großartigen Pyramide leuchtete abends ein prächtiges Feuer, höher als das Kreuz auf St. Peters Dom. Im Innern der Pyramide aber, in der hohen, rings mit Granitblöcken von fast 6 m Länge gedeckten Kammer des Königs hatten unsere deutschen Freunde ein Christfest angerichtet; in dem Sarkophag des Cheops stand ein schöner Palmbaum, mit unzähligen Lichtern und Südfrüchten geschmückt.

Nach einigen Tagen werden wir von hier aufbrechen und uns nach dem nur wenige Stunden entfernten Sakkara wenden, wo auch kleinere Pyramiden sind und wo wohl der eigentlich älteste Begräbnisplatz für Memphis war. Von da geht es nach dem eine Tagereise entfernten Fajum, wo Labyrinth und Mörissee unserer harren, für welche der ausgezeichnete Architekt Linant im Dienst des Paschas bedeutende Vorarbeiten gemacht hat.

Sakkara, 30. März 1843.

Daß ich an einem solchen Tage, wie der heutige, einen Brief schreibe, um den Abgang des Postdampfschiffes nicht zu versäumen, müssen Sie mir hoch anrechnen; denn es ist einer von den Tagen, wo man vollkommenes Recht zu haben meint, höchstens für sich selbst, keineswegs aber für andere zu leben. Sie kennen einen römischen Schirokko; Sie kennen auch einen Londoner Novembernebel — setzen Sie diese beiden zusammen, substituieren aber dabei in dem Gemenge des letzteren dem dicken rötlichen Rauch einen noch dickeren rötlichen Sand, und geben Sie dem Ganzen eine Temperatur von 34—36° C, so haben sie einen Tag des Chamsinwindes, wie wir ihn am Montag hatten und heute wieder haben. Mit Mühe macht sich um Mittag die Sonne Bahn durch diese dumpfe, schwere Masse; aber das Gebirge gegenüber ist nicht zu erkennen, kaum die nahen Dörfer des Niltals; heute morgen sah man nicht über dreißig Schritte weit. Wenn ich dem noch hinzufüge, daß dieser Wind seinen Namen „die Fünfzig“ von der Zahl der Tage hat, die er in dieser Jahreszeit zu wehen pflegt, so mögen Sie sich ungefähr einen Begriff von der Stimmung machen, in die ein solcher Tag den Reisenden versetzt. Wir leben unter Gräbern; unsere Beschäftigung gilt den Toten. Denn alle Spuren einstiger Herrlichkeiten sind von der Stätte des alten königlichen Memphis verschwunden. Die Paläste der Könige und die Tempel der Götter sind so spurlos vergangen wie die Hütten der Armen, nur die Wohnungen der Toten haben sich erhalten. Die Stätten des alten Memphis deckt größtenteils ein weit ausgedehnter Palmen-

wald, in welchem mehrere Dörfer auf Schutthaufen oder Unterbauten alter Ziegel von Nilerde liegen. Bei dem Dorfe Mit-Rahenne sind ungeheure Wälle oder künstliche Hügel von solchen Ziegeln; man hat sie für Umwallungen gehalten und gar von dem Wall gefabelt, durch den Menes den Nil abgedämmt habe — nach Herodot $2^1/_2$ Meilen weiter südlich; wir sind geneigt, sie für Reste mächtiger Unterbauten zu halten, für jene Höhen, auf welchen nach Strabo die Königsburg lag. In ihrer Nähe liegt auf dem Antlitz, teilweise noch im Schlamm begraben, der Koloß des Ramses-Sesostris, der zu dem Schönsten gehört, was die ägyptische Skulptur aufzuweisen hat. Das vollkommen wohl erhaltene Gesicht ist von einer Schönheit und Feinheit der Formen und des Ausdrucks und von einer Vollendung der Arbeit, die man an dieser Stätte nur mit Wehmut anschauen kann. Unweit davon Bruchstücke eines gleich großen (10 m) Kolosses und einige kleine Statuen von Granit, auch eine Türschwelle und wenige andere Bruchstücke. Alles dies bezeichnet wohl wenigstens die Nähe des Tempels des Phtha (Vulkan), der beinahe das größte Heiligtum Ägyptens war, und das ist alles, was von Memphis geblieben! An Ausgrabungen können wir in dem feuchten, scholligen, jetzt noch dazu meist bebauten Boden nicht denken; unser Arbeitsfeld ist die Wüste.

Am Rande dieser Wüste, zwischen Abusis und Sakkara, hängen unsere Zelte am steilen Felsenabhang auf einer kleinen Terrasse auf halber Höhe des Wüstenplateaus, mit der herrlichsten Aussicht nach Osten über die Talebene auf die Steinbrüche des Mokattam; in den Felsen hinter uns sind große Gräber, darunter ein sehr interessantes mit vielen Kammern, sternverzierten Decken und Wänden voll von hieroglyphischen Inschriften, die lange Kapitel aus dem Totenbuch enthalten; es ist aus der Zeit der Psammetiche. Das Wüstenplateau ist hier ein weit ausgedehntes Gräberfeld, seit Jahrtausenden von Toten und von Schatzgräbern durchwühlt; nur die unterirdischen Grabkammern, die Schächte und Brunnen haben sich erhalten; die Grabgebäude sind verschwunden bis auf wenige Spuren. Sind doch selbst viele Pyramiden bis auf die Grundfläche abgetragen. Welchen Anblick mußte in alten Zeiten diese „Berghöhe“ mit vielen Pyramiden, den „Gräbern der Könige“, darbieten, als Strabo sie sah! Noch jetzt ist's ein staunenswerter Anblick, von jenen Ziegelhügeln bei Mit-Rahenne aus. Da sieht man zuerst in Nordosten auf hohem und steilem Fels die Pyramide von Abu-Roasch, von der nur der untere Teil erhalten, dann, etwa eine Meile weiter nach Süden, die drei Riesen von Gîseh; etwa anderthalb Meilen weiter die Gruppe von Abusis, von der sich drei auszeichnen; wieder eine halbe Stunde weiter, gerade im Osten, unsere vier Pyramiden von Sakkara; in gleicher Entfernung von da nach Süden, von den vorigen durch einen Taleinschnitt getrennt, in dem ein großer Weg zur Nekropole (Totenstadt) hinaufgeführt haben muß, vier andere, die man auch noch nach Sakkara benennt; dann über eine halbe Meile weiter

die merkwürdige Gruppe von Daschur, aus zwei riesenhaften Pyramiden von Quadern, ähnlich der Bauart derer von Gîseh und an Größe der des Mykerinus zu vergleichen, und zwei anderen nicht minder interessanten aus Ziegeln von Nilerde bestehend. Bei der zweiten Gruppe von Sakkara zeichnet sich noch ein großes, rechteckiges Grabgebäude aus mächtigen Blöcken aus, etwa 120 Schritte lang und 30 breit, von den Einwohnern Mortabat el Farahan — Thron des Pharao — genannt. Ob man ehemals die mehrere Meilen stromaufwärts gelegenen Pyramiden von Lischt und Meidun von da aus gesehen, mag zweifelhaft bleiben; aber gewiß ist, daß zwischen diesen Gruppen vereinzelt, aber meist mit einem Gräberfeld umgeben, noch eine Anzahl anderer Pyramiden gestanden haben, von denen zum Teil nur der Unterbau erhalten ist; viele kleinere neben den größeren, offenbar für Familienglieder der Könige, nicht für selbständige Herrscher bestimmt.

Merkwürdig ist es, daß sich beweisen läßt, daß die bestgebauten die ältesten sind; ebenso bei den Grabmälern. So beginnt unsere Kenntnis ägyptischer Kunst bei einer Stufe der Vollendung architektonischer Technik und Tüchtigkeit des Baues wie der Skulptur, die, in jenem grauen Altertum so unmittelbar aus der Nacht hervorspringend, Staunen erregen muß.

Die ältesten Gräber sind wahrscheinlich schon im Altertum, zum Teil schon von den Hyksos geplündert und zerstört worden. Doch haben wir einige Mumien gefunden in bisher unberührten Gräbern, die wir in die Pyramidenzeit setzen müssen. Es ist ein eigenes Gefühl, in einen solchen eben geöffneten tiefen Schacht hinabzusteigen und unten in der Seitenkammer den noch unberührten hölzernen, inwendig reich bemalten Sarkophag zu öffnen; drinnen liegt, meist in einem zweiten inneren Sarge, der Tote in ein Leichentuch von der schönsten, festesten Leinwand mit zierlichen Fransen sorgsam eingeschlagen, das Antlitz mit einer Maske von einer Art papier maché bedeckt, der Körper aber meist sehr zerstört, das Haupt auf eines jener zierlichen hölzernen Kissen oder Gestelle gestützt, die aus den Museen bekannt sind; neben ihm liegt meist sein Stock, der Wanderstab seiner Pilgerschaft! Einmal fanden wir auch einen Bogen dabei. Auf den Sarkophagen standen mehrere Male Schiffe mit Ruderern, auch das Modell eines Häuschens und einer Scheune von Holz und sehr roh gearbeitet. Dergleichen Sachen sind in Theben viel schöner; was wir hier gefunden, hat nur den Wert des höheren Altertums. Nicht ohne fromme Scheu kann man diese Räume, welche die Pietät der trauernden Freunde geschmückt, dieser Zeichen frommer Liebe berauben; doch die Gegenwart mit ihrem Wissensdrang macht ihr Recht, wenigstens ihre Macht über den Tod geltend.

Die Araber hier, gewöhnt an die habgierigen Ausgrabungen der Antiquitätenkrämer, können nicht recht begreifen, was wir wollen, und sehen uns verwundert an, wenn wir mehr nach beschriebenen

Steinen, als nach goldenen Arm- und Halsbändern u. dgl. suchen. Uns aber ist die schönste Mumie ohne eine geschichtliche Andeutung natürlich viel weniger wert als ein unscheinbarer Stein mit einem Königsring, und wir sind glücklich genug gewesen, auch hier einige neue bisher unbekannte Königsnamen aus der ältesten Zeit zu finden. So reiht sich Bruchstück an Bruchstück, um die Geschichte der ältesten Zeit aufzuklären, mit der wir in innigem Zusammenhang des Bewußtseins stehen können. Äußerst wichtig ist uns darum dieser erste Teil unserer Reise, der sich über Erwarten so lange verzögert hat; der Süden kann uns wohl eine reichere Anschauung ägyptischen Lebens, aber keine geschichtlichen Ergebnisse von gleicher Wichtigkeit geben. Manche von den wichtigsten Steinen finden wir vermauert in den Häusern der nahegelegenen Dörfer, aus denen sie meist mit Leichtigkeit zu erhalten sind. Die Einwohner der nächsten Dörfer genießen keines besonderen Rufes; doch haben wir eben keine Ursache zu klagen. Es ist ein Volk von edlen Anlagen und nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller, die das Land kennen, viel bildsamerer Natur als die Türken. Möchte nur einmal ein Versuch gemacht werden, sie zu bilden! Was hilft die Bildung von Fabriken, Flotten, Heeren, wenn die bildsamen Menschen nicht gebildet werden! Dagegen liegt in der Natur des Türken etwas Nobles, Feines und wenigstens der Anschein einer sittlichen Würde, die dem Araber abgeht. Daher das Übergewicht, das dem Türken immer über und gegen den Araber zu Gebote steht, und von dem wir mancherlei Beispiele gesehen. Bei einem neulichen Besuch in Abusis trafen wir mit einem türkischen Steuereinnehmer zusammen, der uns zu Pfeife und Kaffee auf seinen im Schatten ausgebreiteten Teppich einlud, während sein koptischer Schreiber mit den Ältesten des Dorfes die Steuer abmachte; neben ihm standen die gefürchteten Waffen seines Amtes: Stock und Kurbatsch (Peitsche aus der Haut des Nilpferdes). Das Dorf zählt etwa 300 erwachsene Männer und zahlt dem Pascha monatlich 24 Beutel, d. i. 2448 Mark — eine Summe, die nicht nach Kopfzahl, sondern nach den Ländereien berechnet wird. Für einen Feddan, ungefähr einen Morgen, werden jährlich im Durchschnitt 57 Piaster (à 20 Pf.) bezahlt; das ist Pacht und Steuer in einem. Vergl. Seite 594!

Das Niltal steht jetzt in voller Frühlingspracht da; die Hülsenfrüchte sind fast reif, das Korn nickt schon lange in schweren Ähren, Gurken und Melonen setzen Früchte an; manche reifen schon. Diesen drohte neulich ein gefährlicher Feind: ein ungeheuerer Heuschreckenschwarm, der von Südwest kam und die Luft wie ein dichtes Schneegestöber erfüllte, in stundenweiter Erstreckung — uns ein interessantes Schauspiel. Mehrere Tage zogen sie so heran; dann sah man sie millionenweise am Rande der Wüste liegen, die von weitem wie mit grünem Moos bedeckt erschien — alle in Paaren, die Weibchen grau, die Männchen grünlich-gelb. Regen und Gewitter hinderten sie, hier großen Schaden zu tun, wirksamer als

die Feuer und Trommeln, mit denen die Bauern sie von ihren Melonenfeldern zu verscheuchen suchten. Am neunten Tage waren sie alle verschwunden. So ist die Witterung noch immer wechselnd, von großer Hitze und trockenem Sandtreiben zu Kälte und Gewitterregen, welche oft von der Wüste kommen, sich jedoch meist erst über dem Tale entladen. An schönen, etwas luftigen Tagen ist eine Temperatur von 29—30° C eben, was man wünscht; mehr haben wir nur selten gehabt. Auch der Frühlingsschmuck der zierlichsten Feldblumen fehlt dem Tale nicht; Veilchen werden freilich nur in Gärten gezogen; mit einem schönen, heimatduftenden Sträußchen beschenkte uns neulich Soliman Pascha (Oberst Selves), der in seinem Garten wohl ein dankbareres Kulturfeld finden mag als in der ägyptischen Armee. Rosen werden wir zu Ostern im Fajum finden.

7. Von Alexandria nach Kairo.*)

Alexandria wurde 331 vor Christi Geburt von Alexander dem Großen auf der schmalen Nehrung des Sumpfsees Mariût in der Nähe der kanopischen Nilmündung gegründet und blühte als Residenz der Ptolemäer rasch empor. Ein langer Steindamm verband die Insel Pharus mit der Stadt und schuf einen Ost- und einen Westhafen.

Das neue Alexandrien läßt diese Grundzüge deutlich erkennen. Die Verbindung mit dem Nil und dadurch mit dem Binnenlande ist durch den Mahmudjeh-Kanal, den Mehemed Ali 1820 wieder herstellen ließ, auf Dampfern möglich. Dieses alte Pharaonenwerk, das 90 km lang, $5^1/_2$ m tief und 27 m breit angelegt ist, war versandet, die Stadt durch die Verlegung des Handelsweges nach Indien auf die See und durch die islamitische Eroberung verödet. Jetzt aber schwingt sie sich wieder empor: der Suezkanal half ihr auf. Der alte Steindamm ist verbreitert und trägt das schmutzigwinklige Mohammedanerviertel, während ein großes Frankenviertel auf der Nehrung sich breit macht und den Osthafen umsäumt.

Der Kanal wimmelt von altertümlich gebauten Lastschiffen verschiedenster Größe wie von modernen Dampfern, unter denen die Salondampfer der deutschen Hamburg-Amerika-Linie die erste Stelle einnehmen. Palmen, Sykomoren, Tamarisken und Orangenbäume säumen den Kanal ein; Züge von beladenen Kamelen, Herden von Büffeln, Schafen, Ziegen, — seitab die graubraunen Lehmhütten der Fellachendörfer — schwarzes und braunes Volk in Menge, Turban und Fes, Strohhut und Tropenhelm, — halbnackte Lastträger mit Baumwollballen, Getreidesäcken, das sind einige Eindrücke vom

*) Teilweise nach dem Werke: Reise des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha nach Ägypten und den Ländern des Habab etc. im Frühjahr 1862. Leipzig 1864.

Ufer dieser Wasserstraße; die zum Rosettearme des Nils führt. Der dunkelrote Riesenmonolith der 22 m hohen Diokletianssäule (gewöhnlich falsch Pompejussäule genannt) ragt als Wahrzeichen und fast einziger Rest aus dem alten Alexandria in der Nähe des Kanals auf mit seinem schönen korinthischen Kapitäl.

Auch eine Eisenbahn verbindet die Hafenstadt mit dem Binnenlande, auf einem hohen Fahrdamme verfolgt sie zuerst die Richtung des Kanals am Mariût mit seinen Silber- und Löffelreihern, seinen Strandläufern, Enten und fischgierigen Pelikanen entlang, und durchschneidet dann die Baumwoll- und Zuckerrohr-, die Reis- und Maisfelder der Deltaebene in südöstlicher Richtung. Eselreiter, Kamelzüge, Büffelherden, Ackerleute mit Pflug und Stachelstock, wie sie vor drei Jahrtausenden schon üblich waren, Dörfer in Palmenhainen erspäht man vom Zug aus. Kafr-Dawar, die Stadt Damanhur, häßliche Lehmgeniste, Kafr-Sejat am Rosettearme des Nils mit der Brücke durchfährt die Bahn. Die Schienen liegen auf gußeisernen Kesseln, deren Wölbung nach oben gekehrt ist und die mit Walzeisenstäben verbunden sind. Holzschwellen sind zur Zeit der Überschwemmung wegen der Wegspülung, zur Zeit der Sommerhitze wegen der Austrocknung nicht zu gebrauchen.

Der schwarze Boden dieses Landstriches ist überaus fett und fruchtbar und überall vortrefflich angebaut und auf kunstreiche Weise bewässert. Wiederholt trifft man große Kanäle, welche die befruchtende Flut des Stromes nach kleineren Kanälen leiten und den einzelnen Feldmarken durch sehr einfach gebaute Schöpfmaschinen zuführen. Diese Maschine — arabisch Katweh — besteht aus einem Gefäße von Flechtwerk, welches die Gestalt und Größe einer gewöhnlichen Backschüssel hat und von zwei Arbeitern an Bastseilen in schwingende Bewegung gesetzt wird.

Die Arbeiter haben, Gesicht gegen Gesicht am Wasser stehend, jede Katweh an zwei solchen Seilen, tauchen sie taktmäßig mit geschicktem Wurf in den Kanal, schwingen sie empor, um sie zu leeren, und tauchen sie dann wieder ins Wasser, um sie von neuem gefüllt emporzuschwingen. Dieses Geschäft sieht sich gut an. Übung hat eine große Sicherheit erzeugt, und die Leute arbeiten so regelmäßig und so taktfest wie das Pendel einer Uhr. Das Schwingen der schweren Schüssel ist jedenfalls ungemein anstrengend, besonders unter ägyptischer Sonnenglut, aber bei diesen Menschen von zähem, kräftigem Sehnen- und Muskelbau gewinnt die harte Arbeit das Ansehen spielender Leichtigkeit.

Die Dörfer, die man bei der Weiterfahrt erblickt, sind nicht schöner als die vorhergehenden, und die Städte wetteifern mit ihnen in Schmutz und Zerfallenheit. Selbst Tanta, die größte unter ihnen, macht keine Ausnahme. Die dortige Moschee ist in ganz Ägypten berühmt als das Grabdenkmal des hochverehrten Heiligen Said Achmed Ali Bidaui und sieht wie eine Ruine aus, um die sich ein

Haufen großer und kleiner Kothütten angesetzt hat. Das Land dagegen ist überall reich und schön. Zahlreiche Raubvögel beleben die Felder und kreisen in der Luft. Auf den Begräbnisplätzen watscheln träge weißgraue Aasgeier, am blauen Himmel schweben deren Gegenbilder, schwarze und graue Adler, stolz mit weitgebreiteten Schwingen über die Ebene hin. Über den Dörfern zeigen sich Schwärme von Tauben und hie und da ein Habicht oder Sperber; an Kanälen und Wassertümpeln der kleine weiße Nilreiher neben langbeinigen Arten von blau und weißem Gefieder, dazu Enten in Menge; endlich eine Gattung Kiebitze mit kleinen Sporen an den Flügelgelenken und verschiedene Arten von Eisvögeln und Strandläufern: alle mehr oder minder schwatzhaft und geschäftig dem Futter nachtrachtend, welches Erde, Wasser und Luft hier bieten.

Von Tanta fährt man fast südlich, an Mahallet Roh, Mahal el Kebireh, Samanhud Birked el Sab vorüber, überschreitet dann bei Benha auf einer zweiten schönen eisernen Röhrenbrücke den Damiettearm des Nil und erreicht endlich den Bahnhof von Kairo.

Das Bild der „Kâhira", der Siegerin, ist prächtig: links gelbgraues Wüstengebirge, eine lange, baumhohe Felsenwand und darunter, aus Palmengruppen, Obstgärten und Hainen von Nilakazien und Sykomoren emporstrebend, die Stadt der Kalifen mit ihrer Zitadelle und den Minaretts von 300 Moscheen; rechts über Bulak, der Hafenstadt, und Gîsehs Palmen die blauen Riesenzelte der Pyramiden — die Pyramiden, die gewaltigsten Schöpfungen des alten Ägyptens, und daneben „Masr el-Kâhira", in seinen Bauwerken die edelste Schöpfung des mittelalterlichen Sarazenentums. (970 n. Chr. Geb. gegründet.)

„Das laute, bunte Straßentreiben wirkt auf die Europäer oft fast beängstigend. Da Läden syrischer und jüdischer Kleinhändler, die feilschenden Haremsschönen allen billigen Kram Europas mit beredter Zunge aufzuschwatzen wissen; da Buden emsiger Handwerker, da Heringstonnen und Käseberge griechischer Bakkals, da Matratzen und Polster der Möbelhändler, die das Trottoir überschwemmen. Alles bunt, lustig, farbenfroh, sonnbeglänzt.

Langsam bricht sich der Wagen im wirren Getümmel der Muski Bahn. Alle Augenblicke ballen sich Droschken, Omnibusse, Kamele, Esel, Menschen zu dichtem Knäuel. Betäubendes Schimpfen der Kutscher und Treiber! Aus aufgerissenen Rachen prasseln die gutturalen Koseworte: Ja Ibn el Kelb, ja Muarras, ja Abu Kurun = o Hundesohn, o Kuppler, o Vater der Hörner. Herrliche Gebisse fletschen in den braunen Mäulern, zornig durchblitzt das Weiß der Augen die Nacht der Gesichter, dramatische Gesten durchsäbeln die Luft, bis würdig der Tschawisch, der Schutzmann, naht und das Chaos entwirrt, nicht ohne gleichfalls reichliche Ulâd el Kelb = Hundesöhne nach rechts und links zu verteilen, die er jedoch diplomatisch mit dem Zusatze el buada, die ferneren, einschränkt, d. h.: eigentlich meine ich ja nicht euch, sondern ganz jemand

anders! Die Menge nimmt seine Komplimente mit begütigendem ma alêsch = macht nichts! entgegen und zerstiebt.

Im Schatten einer schmalen Gasse herrscht ganz altkairener Treiben. Rot betupfte Hammelrücken säumen den Weg, angenehm vermählt dem saftigen Grünzeug, den flammenden Apfelsinen und Tomatenkegeln der Gemüsehändler — farbenreiche, brillant gestellte Stilleben . . . Ein paar Schritte weiter wechselt das Bild. Winzige Buchläden, von oben bis unten mit den Schätzen arabischen Wissens tapeziert, künden an, daß wir uns dem Herzen der Kairener Altstadt, der alten Universitätsmoschee El Azhar nähern. Würdig in die Falten ihrer Toga gehüllt, hocken die Verkäufer darin, gelassen ihrer Käufer wartend . . . Eine Biegung des Weges. Ein kleiner Platz öffnet sich vor uns und im Hintergrund ein großes Doppeltor mit vergoldeter Inschrift, dahinter der im hellen Sonnenlichte weißglitzernde Hof mit seinen weiten Bogenhallen und dem blauen Himmel darüber. Dort lauschen in Gruppen zusammenhockend die „Wissen Suchenden" der ganzen islamitischen Welt der Weisheit des Korans, die über die Lippen der Mudarrissîn, der Professoren, fließt."*)

Phantastisch ist das nächtliche Leben Kairos im Ramadan. Laternen und lodernde Herdfeuer laden zur Einkehr in die Kaffeehäuser ein. Enge niedrige Gemächer mit einer Lehmbank und einigen aus Palmstäben gefügten Sesseln, mit großen Wasserkrügen, allerhand Kochgeschirr und Tassen, alles hübsch verräuchert. Ein hübscher Türbogen oder ein Gitter als Eingang. Wasserpfeifen mit Glasurnen und biegsamen roten Röhren trägt der beturbante Wirt seinen Gästen zu, die persischen Tabak daraus schmauchen. Winzige Tassen enthalten den schwarzsaftigen Kaffee-Extrakt. Die Herren spielen, sinnen, rauchen. Dort wird Domino, hier eine Art Hasard gespielt. Kleine Metallbecher stehen mit der Wölbung nach oben auf einem runden Brette. Der Bankhalter versteckt unter einem einen Ring, schiebt die Becher durcheinander und läßt nun raten, wo sich der Ring befindet. Bisweilen erscheint im Kreise der Turbane und Kaftane ein Märchenerzähler oder ein wandernder Straßensänger, welcher in der Weise der altgriechischen Rhapsoden, bald singend, bald deklamierend, Stücke aus der Geschichte Autars, des „Vaters der Ritter", oder aus dem berühmten Roman Dulhammeh vorträgt. Dann ist alles Ohr, der Wirt vergißt das Kaffeebrennen, die Spiele ruhen, und selbst die Wasserpfeifen mäßigen ihr Gurgeln. —

Im Osten der Stadt auf den Vorhöhen des Mokattamgebirges liegt die Stadtburg Kairos, die Zitadelle.

Auf der Zitadelle hat man eine großartige Rundschau über die ganze Stadt und ihre Umgebung, die besonders bei Morgenlicht wahrhaft magisch ist. Unmittelbar vor uns in der Tiefe der große

---

*) Entnommen der Abhandlung: Eine moslimische Universität von Adolf Heidborn. Westermanns Monatshefte 1903, 564.

Rumelija-Platz, auf den zwei wunderbar schöne Moscheen aus der Zeit des besten Stils herniederblicken und über den ein Gewimmel von allerlei morgenländischen Gestalten sich hinbewegt. Dann das Häusermeer der Stadt, in warmes Gelb und Rosenrot gehüllt, von unzähligen Minaretts, einfarbigen und weiß und rot gestreiften, türkischen und altsarazenischen überragt, von Gärten mit verschiedenen Schattierungen unterbrochen. Jenseits der Stadt Gärten und grüne Felder, hier und da ein weißer Palast und am Saume der libyschen Wüste die Pyramiden von Gîseh. Dann wieder im Vordergrunde zur Rechten die große Totenstadt von Kairo mit den Grabmälern der Mamelucken-Sultane, zum Teil vom Sande der östlichen Wüste überweht. Zur Linken der rotgelbe Kamm des Mokattam, auf dem eine Menge Windmühlen ihre Flügel bewegen. Auf gleicher Höhe endlich mit unserem Standpunkte blicken wir auf die prachtvolle Moschee Mohammed Alis mit ihren mächtig anschwellenden Kuppeln und Minaretts, mit ihrem Heiligtum aus marmorartigem Kalkstein, das inwendig mit dem gelblichen Alabaster von Tel el Amarna ausgelegt ist. Dort steht unter einer Scharlachdecke auf grünen, goldgestickten Teppichen der Sarg des Reformators von Ägypten, Mohammed Alis.

Kairo ist durchweg von Stein erbaut, die Häuser sind zwei, mitunter auch drei Stockwerk hoch, die Lagen der graugelben Kalksteinquadern bisweilen abwechselnd weiß und rot getüncht. Der Oberbau besteht aus gebrannten Ziegeln, die mit Mörtel beworfen sind und tritt, auf Balkenköpfen ruhend, etwas über die unteren Geschosse hervor. Das flache Dach hat in der Regel einen drehbaren Windfang, der zur Kühlung des Hauses dient. Die Fenster im Erdgeschoß sind bloß Luftlöcher, mit eisernen Gitterstäben verwahrt und so hoch über dem Boden angebracht, daß man selbst zu Pferde nicht hineinsehen kann. Die oberen Stockwerke aber haben statt unserer Fenster einige Maschrebijeh = Erker mit schön gemustertem, hier und da bemaltem Holzgitterwerk, nicht unähnlich großen Vogelbauern. Wie immer in orientalischen Häusern gehen die eigentlichen Fenster auf den Hofraum, der meist einige Palmen, Blütenbüsche, einen Springbrunnen hat.

Öffentliche Plätze finden sich an der Nilseite. Der Esbekijeh-Platz am Westend ist mit prächtigen Laubbäumen und wohlriechenden Sträuchern bepflanzt und die beliebteste Promenade der europäischen Einwohner.

Stromaufwärts liegt Altkairo mit dem Nilhafen. Große Haufen Getreides liegen da aufgeschüttet, daneben wachen rauchend die Eigentümer. Zwischendurch drängen sich Kaufleute in langen Gewändern, Fellachen und Beduinen in Lumpen, Soldaten in schmutziger Uniform, hier und da ein Arnaut mit tänzelnder Fustanella und schönen Waffen im Gurt; alle Farben vom Schwarz des Negers bis zum Weiß des Europäers sind vertreten. Im hellsten Sonnenglanz liegt der Strom, Barken und Boote mit großen dreieckigen

Segeln durchschneiden ihn. Das Eiland Rodda schimmert von weißen türkischen Landhäusern im üppigen Grün seiner Gärten, dahinter die Palmen und Minaretts von Gîseh, überragt von den ins Fernblau getauchten Pyramiden. Das alles genießt man vom Kaffeehaus aus, während die Schwalben aus und ein fliegen und im blauen Himmel Habichte und Geier Kreise ziehen.*)

8. Ein Volksfest in Kairo.**)

Die Volksfeste des islamitischen Morgenlandes sind immer religiöse Feste. Das religiöse Leben der Mohammedaner tritt dabei in allen Erscheinungsweisen zutage: von dumpfer Schwärmerei bis zum wildesten Glaubenseifer, und der Fröhlichkeit und Ausgelassenheit ist auch Spielraum gelassen. In Kairo wird in besonderer Weise das Geburtsfest des Propheten, Mulid en Nebbi, gefeiert. Es ist Scherz und Ernst dabei. So boten der große Platz Birket el Esbekijeh und die daran stoßenden, mit Konditorläden gefüllten Straßen besonders abends im festlichen Schmuck bunter Lampen einen seltsamen, aber heiteren Anblick dar. Am Platz waren eine Menge großer bunter, weit offener Zelte aufgeschlagen, reich erleuchtet, teils zum Kaffeetrinken, teils zu den religiösen Tänzen bestimmt; an hohen Mastbäumen hingen Lampen in mancherlei Formen und Zusammenstellungen; eine Anzahl Schaukeln trieben ihre Räder auf und ab oder im Kreise herum zu höchstem Ergötzen alter und junger Kinder; zahlreiche Gruppen saßen im Kreise um Märchenerzähler, Tänzer und Sänger; eine Menge Volks drängte sich im hellsten Mondschein zwischen den Zelten und Bäumen auf und ab, lärmend und schreiend, oder saß ruhig bei einer langen Pfeife, des schönen Abends sich freuend, während viele dort im Freien ihre Nachtruhe hielten. Das alles war recht hübsch; wenn man dann aber eine Prozession der wilden, halb betrunkenen, halb begeisterten Derwische, d. s. Leute aus dem Volk, Arbeiter, die sich aber zu einer der vier großen Klassen oder Sekten der Derwische zählen, hinter einer mit Sprüchen gestickten Fahne herziehen sah oder zu einem der Kreise unter Zelten oder freiem Himmel hintrat, wo ein Zikr gehalten wurde, da ward einem grauenhaft zumute. Ein Zikr ist ein Tanz, von diesen Derwischen und jedem beliebigen ausgeführt, während andere ein Kapitel aus dem Koran singen; die übrigen fallen dabei von Zeit zu Zeit ein, murmeln aber immer das Wort Allah, auf einer Stelle stehen bleibend, aber die mannigfachsten Bewegungen machend. Sie fangen an mit leiser Stimme, sanftem Nicken des Kopfes und Erheben der Hand, all-

*) Aus den Briefen von Prof. Lepsius a. a. O.
**) Nach den Briefen von Prof. Lepsius a. a. O.

mählich aber steigern sie sich bis zu den lautesten, wiewohl heiseren Tönen und den fürchterlichsten Verzerrungen des Leibes und Antlitzes — immer Allah! Allah! murmelnd oder schreiend. Bisweilen sollen einzelne sich bis zu Krampfanfällen erregen. In der Mitte einer der Zikr stand an einem großen Mast ein uralter Schêch, von ehrwürdigem Ansehen, mit langem grauen Bart, vom Gürtel auf nackt, barhaupt (auch bei Tage in der heißesten Sonne), die Hände über den Bauch gefaltet; stundenlang stand er, das Haupt von der Linken zur Rechten in nickender Bewegung erhaltend — wofür er besonderes Ansehen und Ehre genießt. Es war wie eine wunderbare dämonische Gewalt über diesen Leuten, als wären sie vom Gotte besessen, als vereinigte sich ihr ganzen Leben und Dasein in der Achtung dieses einen ausschließlichen Gottes, dessen Namen sie ausrufen — „des Wahren, des Ewigen, des Einen und Allmächtigen" — der aber die Freiheit und die Liebe nicht kennt. Es war wirklich, als sähe man noch eine jener enthusiastischen, schwärmerischen Religionen des Altertums vor sich, nur mit ihrem ganzen Charakter auf einen Gott übertragen. Der Islam ist in der Tat eine ganz vorchristliche Religion, und es ist sehr interessant, mit dieser Stufe des Bewußtseins einmal in lebendige, sinnliche Berührung gekommen zu sein. Was hat das Christentum und die Weltgeschichte nicht alles an und in uns okzidentalischen und germanischen Völkern gebildet — welchen Rhythmus, welche Melodie von Seelen- und Geistesschwingungen sich folgen lassen; der Orient steht im Grunde noch immer da, wo der Islam ihn gefunden.

Bei Tage sah man viele Frauen unter dem Volksgedränge, bei Nacht nicht eine. An einem Tage sah ich eine Derwischin, eine in Lumpen gehüllte Frau, ohne Schleier, mit fliegendem Haar, vom Volke geneckt und mit einer langen Stange um sich schlagend, wahrscheinlich wahnwitzig. Aber das Merkwürdigste ist am letzten, dem Haupttage des Festes, die Prozession der Doseh.

Sie erinnern sich des schönen römischen Blumenfestes, der Infiorata von Genzano, wie dort die Leute mit Lust und Liebe den ganzen Tag über den zierlichen Blumenteppich bereiten, und die Erde, über welche die Füße der Gesalbten, die das Heilige tragen, hinschreiten sollen, in tausend Farben und Lichtern zu erblühen scheint; wie die weite Straße ein Blumenfeld wird, bis dann endlich in den goldenen Abendstrahlen auf wallender Fahne das Bild der göttlichen Himmelskönigin heranwallt, von den schönsten der irdischen Frauen und Mädchen gefolgt. Welch kindlicher, freundlicher, liebevoller und heiterer Dienst! Nun sehen Sie die Prozession des Islam. Der Schêch, einer Derwischsekte angehörig, zog aus der Moschee, wo er gebetet, mit einem großen Gefolge über den Esbekijeh-Platz nach der Wohnung eines anderen Schêchs, kurz nach der Mittagsstunde. Die Menschenmenge auf dem Platz drängte sich, essend und trinkend, dazwischen. Endlich wurde die Volks-

menge auseinander getrieben, es bildete sich eine Gasse, ich gelangte glücklicherweise in die erste Reihe, wo ich mich mit dem nächsten zerlumpten und bärtigen Muselmann umfaßt hielt, um sicher zu sein gegen das Gedränge. Durch die Gasse kam nun ein wüster Haufe fanatisch aufgeregter Derwische geschritten, gerannt, getaumelt, sich umfaßt haltend, Schaum vor dem Munde, Allah! Allah! rufend, die stieren Augen fast leblos. Nach wenigen Schritten warfen sie sich mitten in der Gasse aufs Angesicht nieder, ihrem Beispiele folgten bald mehrere, und so bildete sich durch die ganze Gasse ein Teppich von Menschenleibern, dicht aneinander gedrängt, quer durch gelegt, die Arme vor sich gestreckt; unmittelbar an den Köpfen und Füßen standen in dichten Reihen die Zuschauer. Über die Menschenleiber hin liefen ein paar andere Derwische, sie zurecht legend, Gebete und den Namen Allah über sie murmelnd. Es mochten wohl über hundert daliegen, soweit ich sehen konnte, dicht gedrängt; viele zitterten am ganzen Leibe, alle murmelten Allah! Immer von neuem ergriff einen aus der umstehenden Menschenmenge, alt oder jung, die Wut, sich plötzlich auch neben die Liegenden zu werfen. Da kam der Zug des Schêch, voran zu Fuß mehrere Fahnenträger, über die Männer hin, dann der Schêch zu Roß, eine alte ehrwürdige Gestalt. Das Roß, von zwei Derwischen geführt, scheute sich zuerst, den Fuß auf die Menschen zu setzen, aber nach einigem Widerstreben gelang es, und nun zog es langsam, gemessenen Schrittes, obwohl noch immer etwas widerspenstig, über den Teppich von Menschenleibern hin. Es war ein grauenhafter Anblick! Einige Derwische folgten noch nach; die Getretenen, von denen jeder zwei Tritte vom Huf bekommen haben mußte (sie hatten so dicht gelegen, daß das Pferd auch nicht ein einziges Mal dazwischen hätte treten können), sprangen meist auf und schlossen sich der Prozession an, einige aber mußten aufgehoben und teils besinnungslos, teils in bitteren Schmerzensschreien weggeschleppt werden. Das Volk aber sagt, daß keiner verletzt werde, infolge des Namens Gottes und der Gebete, die der Schêch in der Nacht zuvor verrichtet. Dieser zog nun nach dem Hause des anderen; in dessen Hofe wurde dasselbe Schauspiel des Hinreitens über die Menschenleiber wiederholt, damit es mit Bequemlichkeit diejenigen sehen konnten, welche der Schêch besonders in sein Haus einlud, worunter immer viele angesehene Franken sind. — Ich ging auch noch nach dem Hause des Schêch, dort aber waren nur die gewöhnlichen Zikrs, und das sonst wohl vorgekommene Auffressen von Schlangen und Glas fand diesmal nicht statt.

Es ist mir sehr lieb, daß ich diesen grauenvollen Gottesdienst einmal mit angesehen und die Menschen in ihrer Dummheit, ihrem Fanatismus und ihrer Gleichgültigkeit dabei beobachtet habe. Aber wie wohl war es mir doch, als ich dem allen entflohen war und am Gründonnerstag auf meinem Dromedar durch Palmenhaine ritt zur Feier eines stillen Osterfestes in der Wüste.

9. Bewässerung und Landbau im Nillande.*)

Die Hochflut des Nils wälzte alljährlich viele Millionen Kubikmeter kostbaren Wassers ungenutzt ins Mittelmeer. Auf seinem langen Wüstenlaufe versinken große Wassermassen bis hinab auf die Neigungsfläche der untergelagerten tertiären Kalke und Sandsteine. Schon im Altertume versuchte der Mensch, diese Wassermassen zu heben, jene festzuhalten; in der Neuzeit ist man der Lösung dieser Aufgabe, die für das Gedeihen des Nillandes eine Lebensfrage ist, ein gutes Stück näher gekommen. Alte und neue Vorrichtungen sind in Ägypten noch nebeneinander in Gebrauch; will man die alten kennen lernen, braucht man durchaus nicht die Wandmalereien der Tempel und Gräber der Pharaonenzeit zu studieren: der ägyptische Kleinbauer von heute ackert noch mit demselben, seit Jahrtausenden erprobten Spitzpflug, der den zähen, bindigen Schlammboden nicht stürzt, sondern nur aufreißt; den Dreschschlitten und die Worfschaufel der Fellachen von heute würden die Sklaven der Pharaonen sofort als die ihrigen ansprechen und gebrauchen. Daneben arbeitet aber auch der englische Dampfpflug schon überall im Delta, aber auch dieser mit der Spitzschar, die den Boden nur lockert für die Aufnahme des Saatkorns in die neu angeschwemmte fruchtbare Oberschicht. Auch den Wert des Düngers hat der Ägypter schon kennen lernen: er stellt seine Büffel und Zugochsen schon nachts in Ställe und verwertet den so gewonnenen Dünger auf den Feldern. Die alten Ruinenstädte mit ihren zusammengefallenen Erdmauern liefern ihm ein ausgezeichnetes ammoniakreiches Material. Auch der Guano aus den großen Lehmtaubenhäusern der oberägyptischen Fellachendörfer und der aus den Wüstenhöhlen, die die Fledermäuse als Schlupfwinkel aufsuchen, wird ausgebeutet und aufs Feld gestreut. Selbst der Kunstdünger, den die Schiffe der europäischen und amerikanischen Händler herzubringen, verschafft sich in Ägypten schon Eingang, besonders Superphosphat, weil der Nilboden arm ist an Phosphorsäure. Salpeter und Kalisalze aber sind ausgeschlossen; denn hier ist das Salz auf weite Gebiete so stark im Boden enthalten, besonders im Fajum und im Delta, daß es krustenartig ausblüht und erst durch energische Berieselung mit Süßwasser dem Erdreich entzogen werden muß.

Die Hauptaufgabe des ägyptischen Bauern bleibt die Bewässerung. Nur auf den „Rayländereien“, die alljährlich von der Nilhochflut gründlich durchfeuchtet werden, ist die künstliche Bewässerung nicht nötig. Die „Scharakigebiete“ aber, die großen Baumwollfelder, bedürfen ihrer zu allen Zeiten. Das kann von den Kanälen aus durch Anzapfung geschehen, wenn das Gelände tiefer liegt. Sonst — und auch überall da, wo der „unterirdische Nil“, das Grund-

*) Nach dem 3. Beihefte zum Tropenpflanzer 1906: Wirtschaftsinspektor Linder, Das Nilland. (Kolonial-Wirtschaftliches Komitee, Berlin NW.)

wasser, aus Bohrlöchern und Brunnen verwendet wird, müssen Wasserhebemaschinen verwendet werden. Wir haben schon in einer unserer Schilderungen die Bauern mit dem Mattenkorb an vier Stricken, der Wasserschleuder, kleine Bodenerhebungen bewässern sehen. Kunstvoller sind schon die Wasserschrauben, die in Röhren das Wasser emporholen, und im Delta häufig bei den Kleinbauern verwendet werden. Das steile Nilufer oder ein hoher Kanaldeich werden mit einer Art Schöpfwage in drei, vier und mehr Stufen überwunden, sie heißt die Schaduf. Besser ist schon das mit Tierkraft getriebene Schöpfrad, die Sâkije, die das Grundwasser hebt, besonders südlich von Kairo. Auf dem durch eine Übersetzung mit einem Büffel oder Ochsen, einem Kamel oder Esel angetriebenen Rade läuft eine doppelte Seilschlinge, durch Querstäbe wie eine Strickleiter verbunden, an der die Schöpfgefäße, noch immer amphorenähnliche Tonkrüge, befestigt sind. Tag für Tag, oft auch des Nachts knarrt die Sâkije, sie kann täglich 1400 qm Feld bewässern. Die schwache Strömung der Kanalwasser im Fajum wird ausgenützt, indem ein unterschlächtiges Schaufelrad mit einem Schöpfrade verbunden ist. So spart man die Tierkraft — die Maschine dreht sich selbsttätig. Der Kanal wird vor dem Rade etwas eingeengt, und das Stauwasser drückt dann Schaufel für Schaufel durch die enge Pforte. Im Delta sind solche Sâkijes so eingerichtet, daß der Radkranz selbst zu Schöpfgefäßen umgearbeitet ist, die sich durch die Öffnungen an der Oberseite füllen und durch die an der Innenseite entleeren. Die Tiersâkije hat man schon modernisiert, und der Fellache benutzt hie und da schon die eiserne Sâkije à Siphon, die täglich 2100 qm bewässern kann. Der Großgrundbesitzer aber bedient sich der Dampfpumpen. Überall den Nil entlang und längs der Kanäle ragen die hohen gemauerten Schornsteine der festliegenden Dampfkessel oder die eisernen Rohre der Lokomobilen empor, meist englischen Fabrikats. Die Anlage wird stets größer gebaut, als es der eigene Bedarf erfordert. Dadurch, daß sie an die kleinen Nachbarn Wasser abgeben kann, wofür eine Entschädigung gezahlt wird (eine Bewässerung eines Feddans = 4200 qm kostet 35 Piaster oder 7,25 M.), verzinst sich oft noch das in dem Pumpwerke steckende Kapital. Neuerdings sollen selbst Wüstenstriche durch solche Werke dem Ackerbau gewonnen werden, z. B. das Wadi von Kom-Ombo an der Bahnlinie Luksor-Assuan.

Die andere Aufgabe, den Überfluß des Hochwassers in Sammelbecken festzuhalten für die Zeit der Dürre, hat die ägyptisch-englische Regierung mit großer Tatkraft in die Hand genommen. Hier galt es, große Sammelbecken anzulegen nach der Art des alten Mörissees, des Weltwunders Herodots, den die Ingenieure im Fajum oder im benachbarten Wadi-Rayan gefunden zu haben glauben. Vorläufig ist diese Wiederherstellung noch Projekt, dafür aber sind vom Delta bis hinauf nach Assuan eine Reihe großartiger Stauwerke erbaut worden in der Art unserer Talsperren. Der Staat

baute diese Sperren, die Zuführungs- und Entwässerungskanäle; dem ägyptischen Bauern fällt nur die direkte Leitung des Wassers auf seinen Acker zur Last. Alles andere ist Staatssache und geschieht ohne jedes Entgelt. Dabei wird nur zur Zeit des Niltiefstandes die Wasserentnahme durch die Behörde beschränkt, indem man den einzelnen Kanälen das Wasser nicht mehr ständig, sondern abwechselnd zuführt, je nach dem vorhandenen Vorrat in Zeiträumen von 8—14 Tagen. Um während der wasserarmen Zeit die wichtigen Baumwollfelder nicht Mangel leiden zu lassen, ist der Anbau von Mais bis zum Eintritt der Hochflut verboten, also bis zum August. Dieses Entgegenkommen der ägyptischen Regierung in Bewässerungsfragen — sie läßt auch die Pumpwerke steuerfrei und verlangt nur Mitteilung von der Aufstellung solcher an das Wasseramt — hat dem Landbau im Nilland zu seiner Blüte verholfen. Es wird nur eine Grundsteuer erhoben, bei der die Qualität und die Ausdehnung des Bodens zur Berechnung gezogen sind: 2—150 Piaster für ein Feddan. Der billigste Satz wird von Wüstenland erhoben, das von Unternehmern für den Landbau erworben worden ist, der höchste von dem besten Boden im Delta.

Mehemed Ali, der erste Vizekönig von Ägypten (1805—1849) begann das große Werk der Wasserregulierung: er stellte den Bahr Jussuf ins Fajum wieder her, legte den Mahmudijekanal und viele andere an und begann das erste Stauwerk an der Wurzel des Deltas. 1890 vollendete der erfahrene Wasserbautechniker Sir Willcocks das Werk, das eine Stauung bis zu 4 m zuläßt. Die „Barrage“ sperrt den Damiettenil (545 m mit 71 Öffnungen) und den Rosettenil (440 m mit 61 Öffnungen), eine dritte regelt den Wasserstand des Beherakanals (7 Öffnungen).

Weiter erbauten die Engländer den „Regulator“ bei Siut in Oberägypten. Hier zweigt der Ibrahimijekanal vom Nil ab, der das versalzte Fajum wieder lebensfähig gemacht hat und auch den ausgedehnten Zuckerrohrbau um Rhoda und Minijeh ermöglichte. Er bewässert ein Gebiet von 250 km Länge und 10 km Breite und speist den Bahr Jussuf des Fajums. Der Regulator staut bei Niederwasser den Nil, damit der Ibrahimije immer dieselbe Wassermenge führt. Er hat 120 Öffnungen in der üblichen Weite von 5 m und eine Schiffsschleuse von 16 m Breite und 80 m Länge, so daß auch die größten Nildampfer hindurchfahren können.

Die Krone der Nilsperren aber ist der Damm von Assuan, von dem schon eingehend berichtet ist (siehe S. 568). Eine vierteilige große Schiffsschleuse ermöglicht auch hier den Schiffsverkehr. Die Kosten dieses Riesenwerkes berechnete Willcocks auf 1225000 Pfund Sterling = 24500000 Mark. Doch ist mit diesen Riesenanlagen die Tätigkeit der Engländer noch lange nicht beendet. Die Regulatoren bei Detroit, welche den Zufluß in das Fajum und in den Demtije, den Ibrahimije im weiteren Laufe und in andere Kanäle regeln, die vielen Über- und Unterführungen von sich kreuzen-

den Kanälen im Delta und die dort erbauten Regulatoren, sie alle zeigen, welche Aufmerksamkeit, Energie und Intelligenz die englische Verwaltung der Bewässerung des Landes widmet. Ohne Ruh und Rast wird dem Ziele zugestrebt, daß auch nicht ein Tropfen der segensreichen Nilhochflut ungenutzt ins Meer fließe.

Gut ein Drittel des Deltalandes wird im Februar bis März mit Baumwolle besät. Die beliebteste Sorte ist Mitafifi, $^{11}/_{12}$ der Ausfuhr fallen ihr zu. Mitte Juni stehen die Felder in Blüte, im Oktober sind die Kapseln reif, und die Ernte beginnt. Dann pflücken die braunen Fellachenkinder bis in den Dezember hinein. Die Kapseln kommen nun in die Entkernungsanstalten, die mit Dampfmaschinen oder Dynamos arbeiten. In große Ballen gepreßt, werden die weißen Samenfäden in Alexandria auf die Dampfer verladen, um in den Textilfabriken Englands gesponnen und verwebt zu werden. Der Baumwolle folgt gern die Aussaat von Pferdebohnen, die im April reifen.

Der Zuckerrohrbau, der den französischen Fabriken im Nilland das Rohmaterial liefert, geht von Jahr zu Jahr zurück; denn die Engländer fördern mehr den ihnen nützlichen Baumwollbau. Der Rohrbau wird besonders von Beni-Suef aufwärts bis Siut getrieben. Im März werden Knotenstücke wagrecht in die Erde gelegt. Im März des folgenden Jahres ist das Rohr schnittreif.

An die heimischen Fluren erinnern die Weizen- und Gerstenfelder, nur daß sie hier dichter stehen und kürzer im Halme sind. Beide teilen sich so in den Boden, daß der Weizen als der Anspruchsvolle die gute Flußmarsch besetzt, die Gerste wie ein Enterbter sich am Wüstensaume hindrückt. Auch der Mais wird auf besserem Boden gebaut. Da in Ägypten jede Wiesenkultur fehlt, andererseits aber viel Vieh gehalten wird, wird als Unterfrucht in der Baumwollernte oder in den reifen Reis der ägyptische Klee gesät (Trifolium alexandrinum), den die Araber Bersim nennen. Er wächst so rasch, daß in 40—50 Tagen schon das Vieh die erste Weide hält.

10. Der Kanal von Suez.

In der Nähe von Kairo, wo der Nilstrom noch seine Wasserfülle beisammen hat, biegt in nordöstlicher und östlicher Richtung, durch das Wadi Tumilât ziehend, der sogenannte Süßwasserkanal ab, eine Wasserstraße von 187,5 km Länge, 15 m Breite und — je nach dem Wasserstande des Nils — von $1^1/_2$—$2^1/_2$ m Tiefe; er hat in erster Linie Bedeutung für die Landenge von Suez, die jedes trinkbaren Wassers entbehrt; er teilt sich dann in zwei Arme, deren nördlicher und kürzester an dem neugegründeten Ismailia vorüber in den großen Salzwasserkanal mündet, während der andere südöstlich zwischen den Bitterseen hindurch nach Suez zieht, wo er durch eine Schleuse in den Binnenhafen mündet.

Ohne diesen Süßwasserkanal wäre das noch viel größere Werk des Salzwasserkanals, der von seiner Mündungsstadt Suez den Namen führt, gar nicht zu vollbringen gewesen; denn ohne ihn würden die Arbeiter und die an dem Hauptkanal wohnende Bevölkerung ohne Trinkwasser sein. Nicht nur die südliche, auch die ganze nördliche Hälfte des Isthmus von Suez zehrt von diesem Nilwasserkanal; zwei eiserne Röhren führen von Ismailia, wo ein durch Dampf in Bewegung gesetztes Pumpwerk angebracht ist, das trinkbare Wasser bis nach Port Said, dem nördlichen Anfangspunkte des berühmten „Kanals von Suez", der zwei Meere, das Mittelländische und Rote Meer, und somit die Schiffahrt dreier Erdteile verbindet, also einen sehr bedeutenden Teil des Welthandels in neue Bahnen lenkte. Der Handelsverkehr zwischen den Ländern Europas und Arabien, Persien, Vorder- und Hinter-Indien, ja selbst mit China und Japan und ganz Australien wird bedeutend erleichtert und beschleunigt, die Wasserstraße ist um 4000 Seemeilen kürzer als der bisher benutzte Seeweg um das Kap der Guten Hoffnung — und das Mittelmeer mit seinen Häfen, aber auch der auf Eisenschienen schnell in die Hauptstraße gelangende deutsche Ausfuhrhandel erhält die höchste Belebung.

Schon Napoleon I. hatte während seines Feldzuges in Ägypten im Jahre 1798 die Wichtigkeit einer direkten Verbindung des Mittelmeers mit dem Roten Meere für die Interessen Frankreichs erkannt und den Plan entworfen, beide durch einen Kanal zu verbinden. Er beauftragte seinen ersten Ingenieur Lepère mit der Nivellierung der Landenge, und das Ergebnis der Messungen war überraschend genug, daß der Wasserspiegel des Roten Meeres um 11 m höher liege als der des Mittelmeeres. Das war jedenfalls ein Irrtum, aber er schreckte von dem Unternehmen ab; denn man fürchtete ein so rasches, gewaltsames Einströmen des Arabischen Meeres in das Mittelmeer, daß eine Versandung des Kanals unvermeidlich sei.

Fast ein halbes Jahrhundert später, in den Jahren 1846 und 1847, wurde durch den englischen Ingenieur Stephenson, den Franzosen Talabot, den Österreicher Ritter Negrelli und den Ägypter Linart Bellefonds Bei ein neues Nivellement ausgeführt, aus welchem sich ergab, daß der mittlere Wasserstand des Roten Meeres nur 16 cm höher sei als der des Mittelmeeres.

Dieses Ergebnis der vorgeschrittenen Wissenschaft verscheuchte alle Furcht vor den technischen Schwierigkeiten des großen Unternehmens, das besonders in Napoleon III., der es wie ein Vermächtnis seines Oheims, Napoleons I., betrachtete, einen mächtigen Gönner fand. Der rechte Mann, der mit allem Feuer und Enthusiasmus, aber auch mit aller Zähigkeit und Ausdauer den Plan des Meerkanals ins Werk zu setzen, mit aller Klugheit und Umsicht die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die Mittel herbeizuschaffen, den Eifer rege zu erhalten verstand, fand sich in Ferdinand von

Lesseps, dem Sohne eines ägyptischen Vizekonsuls. Von Said Pascha, dem Vizekönig von Ägypten, dem er persönlich nahe stand, erhielt er im Jahre 1854 die Konzession, und der Verein, dessen Seele er war, nannte sich Compagnie universelle du canal maritime de Suez. In 400000 Aktien, jede zu 500 Franken, ward die Summe von 200 Millionen Franken (160 Mill. Mark) gezeichnet; Frankreich beteiligte sich daran mit mehr als der Hälfte, Said Pascha mit einem Viertel der Summe; der Rest ward von Rußland und Österreich aufgebracht, während England und Deutschland fast gar keinen Anteil nahmen. England fürchtete die Vorteile, welche die französische Seemacht durch die Eröffnung des Suezkanals davontragen würde, da letztere nun viel schneller in die indischen Gewässer gelangen konnte.

Der Bau ward im Jahre 1859 begonnen. Said Pascha hatte sich verpflichtet, 20000 Fellachen (Leibeigene) zur Arbeit zu stellen, die sich monatlich ablösten; doch diese Legionen nackter Fronarbeiter wären unzureichend gewesen, das Riesenwerk zu vollenden, wenn nicht die stärkeren Arbeiter, die unsere neue Technik in Dienst genommen, Dampf und Eisen nämlich, die schwersten Arbeiten übernommen hätten. Freilich waren noch im Jahre 1869 bei den Bauten 12000 Menschen und außerdem Maschinen, die gegen 22000 Pferdekräfte darstellten, beschäftigt; so wurden z. B. durch Dampf in Bewegung gesetzt: 10 mechanische Bodenzermalmer, 20 Erdhöhler, 30 Widder, mehr als 70 Baggermaschinen, 18 Schutt- und Schlammheber, 60 Lokomobilen, 15 Lokomotiven neben anderen zahlreichen Hilfsmitteln.

Es kam dem Riesenunternehmen sehr zu statten, daß der in kürzester Linie etwa 120 km breite Isthmus drei große Einsenkungen hat. Nahe der vom Mittelländischen Meere bespülten Nordküste, wo zwischen Damiette und den Überresten des alten Pelusium die neue Hafenstadt Port Said entstanden ist, dehnt sich der seichte Mensaleh-See aus, nur durch eine schmale Sandnehrung vom Mittelmeer getrennt. In der Mitte des Isthmus liegt der Timsah-(Krokodil-) See, der früher eine mit Binsen und Rohr bewachsene Salzlache bildete, nun aber wieder frisches Meerwasser erhalten hat. Sandige Hügel, die bei Tussum und Serapeum eine Höhe von 10—12 m erreichen, trennen ihn von den südlicher gelegenen Bitterseen, einer ehemaligen Lagune des Roten Meeres, das sich jedoch über eine Stunde weit zurückgezogen und eine mehr als 1 m mächtige Salzschicht zurückgelassen hat.

Diese Becken ersparten einen guten Teil der Aushebungsarbeiten, aber die zu besiegenden Schwierigkeiten waren dennoch ungeheuer; denn es mußte die neue Wasserstraße, falls sie für große Schiffe zugänglich sein sollte, mindestens 8 m tief, 100 m oben am Wasserspiegel breit sein Und nicht bloß die Sand-, Stein- und Schlammmassen des Festlandes, auch die seichten Uferstrecken der Meere, welche die Schiffe hinderten, ihnen nahe zu kommen, mußten aus-

getieft und mit Häfen versehen werden, um günstige Einfahrten zu gewinnen. Auch das ist, bei Port Said wie bei Suez, glücklich vollbracht. Man hat für die Molen oder Steindämme künstliche Felsblöcke geschaffen. Jeder dieser riesenhaften Kunstblöcke wiegt 400 Zentner. Er besteht aus der Mischung von einem Teil hydraulischem Kalk (aus Frankreich) und sieben Teilen Wüstensand, welche Mischung mit der nötigen Menge Wasser befeuchtet in eine große Holzkiste gefüllt wurde und in einigen Tagen erhärtete. Auf Schienengeleisen wurden diese Blöcke an den Ort ihrer Bestimmung gebracht; ein Krahn hob sie empor, trug sie ins Boot, wo sie zu zwei oder drei auf einer schiefen Ebene durch Hemmblöcke befestigt wurden; an Ort und Stelle gelangt, wurde die Hemmung entfernt, die schweren Blöcke rutschten mit wachsender Gewalt über den Rand des Bootes hinab und stürzten mit gewaltigem Schlage ins Wasser.

Der Geist des Menschen, der alle Naturkräfte in seinen Dienst zu nehmen versteht, ist der Zauberer, welcher auch aus den Einöden der Wüste, aus Sumpfniederungen und Salzseen fruchtbare Gärten und Felder, Städte und Dörfer hervorzurufen vermag. Port Said, der Hafenort am Mittelmeer, ist in wenigen Jahren eine Stadt geworden, die in ihren meist hölzernen, zum Teil auf Pfählen erbauten Häusern doch schon über 25000 Einwohner zählt, Ägypter, Österreicher, Franzosen, Italiener und Levantiner. Sie hat Moscheen, Kirchen, Hospitäler, Hotels, Bier- und Kaffeehäuser, ist der Sitz des Gouverneurs und verschiedener Konsuln, darunter eines deutschen.

Ebenso rasch ist die neue, nach dem vorigen Vizekönig von Ägypten benannte Stadt am Timsah-See, Ismailia, erblüht — und verblüht (3000 Einwohner); sie war anfangs von prachtvollen Gärten umgeben, die sich gegen den gelben Wüstensand wunderbar abhoben. Doch bald (1879) ist der Sand wieder Meister geworden und die künstliche, nur durch das Geld und Machtgebot des Khedive eine Zeitlang gehaltene Ansiedelung verödet.

Bei el Schaluf, zwischen den Bitterseen und Suez mußte ein beträchtliches Stück des Kanals durch felsigen Boden hindurch gearbeitet werden, und hier ist die nötige Breite und Tiefe nur mühsam erreicht worden. Leichteres Spiel hatte man in der Lagune von Suez, in der sich schon das Wasser des Roten Meeres befindet. Um aber hier die erforderliche Tiefe von 8 m bei niedrigem Wasserstande zu erreichen, mußten Steindämme 3000 m lang ins Meer hinausgebaut werden; das durch die Ausbaggerung gewonnene Erdreich kam der Landzunge zugute, die sich westwärts vom Kanal nach der Stadt Suez hinaufzieht und während der Flut von den Meereswellen bedeckt wird. Auf diese Weise hat man dem Meere ein Stück Land von 2000 Ar abgewonnen, das dann zur Anlage von Docks und für die Eisenbahn benutzt wurde, welche die Docks mit der Stadt verbindet. Auf der Ostseite des Kanals ist ein zweiter Hafen angelegt, welcher der ägyptischen Regierung gehört, die ihre Kriegsschiffe und größeren Handelsschiffe hineinlegt. Der alte Hafen

von Suez ist daneben nicht überflüssig geworden, da er kleineren Seeschiffen, die den Kanal nicht benutzen wollen, und allen jenen Fahrzeugen zum Aufenthalt dient, welche aus dem Nilkanal herabkommen, der nordwärts von Suez mündet.

Suez war vor 25 Jahren noch ein ärmlicher, dem Zerfall naher Ort, ist aber jetzt eine Stadt, die 15000 Einwohner zählt.

Noch war das Riesenwerk nicht vollendet; die eingezahlten Kapitalien waren längst verbraucht, die Kompanie sah sich außerstande, fernere Zahlungen zu leisten und man wollte den Regierungen Europas das Unternehmen anheimstellen, um es zu Ende geführt zu sehen. Darum feierte man am 17. und 18. November 1869 in prunkvoller Weise die Einweihung des Kanals, an welchem Feste die Kaiserin von Frankreich, der Kaiser von Österreich, der Kronprinz von Preußen teilnahmen. Der Vizekönig von Ägypten brannte vor Verlangen, die Augen des zivilisierten Europas auf sich und sein Land zu lenken, und die Kompanie erhoffte von dem Feste einen neuen Aufschwung des Unternehmens.

Erst im Mai 1871 wurde die Ausbaggerung des Kanals so weit beendigt, daß er in seiner ganzen Länge eine mittlere Tiefe von 8,50 m hatte, und Schiffe mit 7 m Tiefgang ungehindert den Kanal passieren konnten.

Dabei stellte sich in erfreulicher Weise heraus, daß er nicht so viel, als man befürchtete, zu leiden hatte von den Sandwehen der Dünen oder vom Abschwemmen der Ufer durch den Wellenschlag vorbeifahrender Dampfer. Ebenso haben die in Port Said errichteten Molen vollkommen auch dem schlechtesten Wetter getrotzt; denn einige Senkungen, welche man übrigens vorausgesehen hatte, haben auf die allgemeine Sicherheit keinen Einfluß gehabt.

Die Befürchtungen, welche sich auf die verschiedenen Flutzeiten der beiden Endmeere gründeten, waren mindestens übertrieben, und heute ist man imstande, mit Hilfe von 16 längs des Kanals aufgestellten Flutmessern in jeder Minute die Höhe der Flutwelle von Suez bis Port Said angeben zu können. Die mit elektrischem Licht versehenen Leuchttürme an den Enden und längs der Kanallinie ermöglichen auch den Nachtverkehr, ja er scheint bevorzugt zu werden der niedrigeren Temperatur wegen. Durchschnittliche Durchfahrtszeit ist 18 Stunden. Die Herstellungskosten haben sich bis 1893 auf 395½ Mill. Mark vermehrt; doch ist die Verzinsung ungemein günstig. Die Aktien (à 400 Mark) stiegen bereits auf das Siebenfache ihres Nominalwertes; sie stehen auch heute noch auf rund 2400 Mark. Was würde Lord Palmerston, seinerzeit der eifrigste Gegner, heute sagen, wenn man ihm folgende Tatsachen unterbreitete: Die Schiffszahl des ersten Betriebsjahres 1870 war 486 Schiffe. 1903 aber liefen 3761 Schiffe hindurch. 1893 entfielen 2581 Schiffe oder 72½ % mit rund 8 Mill. t auf England; die englische Regierung hat die sämtlichen Aktien des Khedive und das englische Privatkapital so viele, als irgend zu erlangen waren, an sich

gebracht; England kann Ägypten heute besonders deshalb nicht aufgeben, weil dies die Zugangsstraße nach Indien besitzt; es wollte in den 80er Jahren sogar einen Konkurrenzkanal bauen und hat nach Aufgabe dieses Planes die Vertiefung des alten Kanals auf 9 m und die Verbreiterung auf 75—100 m Oberflächen- und 65 m Sohlenbreite unterstützt. Der Überschuß stellte sich 1903 auf 53,7 Mill. Mark aus Tonnen- und Passagiergebühren. Die Gesellschaft konnte bei der andauernden Verkehrssteigerung — sie gestattet jetzt auch Petroleum-Tankschiffen den Durchgang — die Tonnengebühr ermäßigen, und immer neue Frachten suchen diesen Weg zwischen dem Orient und Europa auf; denn nicht bloß, daß Getreide, Baumwolle, Ölsaat, Jute, Wolle, Reis, Teakholz, Zucker in stetig steigenden Mengen den Kanal benutzen, auch australisches Fleisch ist hinzugetreten; im Jahre 1889 wurden 17725 geschlachtete Schafe nach Europa gebracht, 1892 erwartete man bereits 60000 monatlich. Es ist für uns Deutsche besonders erhebend, zu sehen, daß unsere Flagge den 2. Platz im Suezkanalverkehr behauptet, indem der deutsche Anteil von 8,1 % (1893) auf 13,1 % (1903) gestiegen ist. Tonnengebühr = 8½ Fr., Personengebühr 10 Fr., ein Kind 5 Fr.

11. Sinai und Akabah.*)

Die Grenze zwischen Afrika und Asien bezeichnet geographisch am besten die Mittellinie des Kanals, der die Landenge von Suez durchschneidet. Wenn wir aber der Erdgeschichte folgen, so beginnen die rosenfarbenen Granite der Sinaihalbinsel schon auf dem rechten Nilufer, was ja auch den Namen „Arabische Wüste“ trägt, obwohl Arabien doch jenseits des Roten Meeres liegt. Das Rote Meer selbst aber ist ein deutlicher „Graben“, wie solcher für das ostafrikanische Hochland charakteristisch ist — und dieser „afrikanische“ Graben setzt sich in dem Meerbusen von Akabah und in der Jordanspalte weit in das Gebiet Asiens fort. Die Grenze ist also mehr als schwankend, sie ist erdgeschichtlich überhaupt nicht zu ziehen. Zudem greift auch die politische Grenze Ägyptens seit uralter Zeit über die Suezlandenge hinüber. Denn schon der Pharao Semerkhet (4500 v. Chr. Geb.) besiegte einen Sinaihäuptling im Höhlentale Wadi Magareh, um sich der Türkisenminen des Sinai zu bemächtigen, und seine Nachfolger ließen sie abbauen bis zum Jahre 1500 v. Chr. Geb. Auf dem Plateau des Serabit el Khadem stand ein großer ägyptischer Tempel der Liebes- und Freudengöttin Hathor, nachweislich um 2500 v. Chr. Geb. erbaut; er zeigt deutlich mit seinem Brandopferaltar und seiner Zisterne zum Fußwaschen die Vermischung ägyptisch-afrikanischer und semitisch-asiatischer Kultur. Und auch in allerjüngster Zeit hat England der Türkei begreiflich

*) Quelle: Pierre Loti, Die Wüste. Berlin 1896 (Schuster & Löffler).

gemacht, daß es die politische Grenze nicht bei Port Said und Suez, sondern bei Akabah zu sehen wünscht.

Die Sinaihalbinsel ist sonach die Schwelle zwischen Afrika und Asien in mehr als einer Hinsicht. Der französische Schriftsteller Pierre Loti, dem wir künstlerische Schilderungen fremder Länder und Meere in großer Zahl verdanken, hat durch dieses Wüstengebiet auf einer Pilgerfahrt ins heilige Land seinen Weg genommen und dabei prächtige Schilderungen geschrieben, die für die Erscheinungen der Wüste schlechthin charakteristisch sind, weil sie auf den in einem Malerauge aufgefangenen Natureindrücken beruhen.

„Durch die Wüste Sur! Am fernen eintönigen Horizonte zittert die heiße Luft. Überall Sand mit grauen Steinen durchsät, alles grau in grau, graurosa oder graugelb, hier und da eine blaßgrüne Pflanze, welche eine unscheinbare, schwarze Blume hervorbringt. Und die langen Hälse der Kamele strecken sich vor, um sie abzugrasen. Manchmal hofft man, für sich den Schatten einer am unendlichen Himmel umherirrenden Wolke aufzufangen, allein er eilt vorüber und flieht. Ebenso die schweren Wolken, welche gegen die Mittagsstunde dort unten über den kahlen Bergen sich sammeln und ihren kühlenden, geheimnisvollen Schleier über dem weiten Nichts ausbreiten. Sie verdichten sich immer mehr und verhüllen die leblose Ferne mit Dunst. Wechselvolle Phantasiegebilde umgeben uns; der Sand, auf dem wir wandern, verliert sich von allen Seiten in einem niederen und düsteren Himmel, und endlich wird selbst die Sonne trüber, als wolle sie verlöschen. Hie und da nur, wo zufällig ein Riß in dem dunkeln Vorhang sich bildet, wird der kahle Gipfel eines Berges beleuchtet, oder in unserer Nähe, unter einer Lichtung, aus der einige Strahlen fallen, glänzt ein mit Glimmer übersäter Sandhaufen wie ein silberner Grabhügel. . . .

Gegen Abend kommen wir in eine Gegend, die, soweit das Auge reicht, mit dünn gesätem Ginster überwachsen ist; ein trauriger Garten ohne sichtbare Grenzen. Der Wind, der sich erhebt, bedeckt und verdüstert ihn mit feinem Sandstaub. Immer stärker wütet der von nichts aufgehaltene Sturm. Beim erlöschenden Lichte sieht man nur noch die Gegenstände durch ein seltsames, gelbes Gewölk von fahler Durchsichtigkeit. Unsere Zelte erscheinen, durch diesen Sandnebel gesehen, wie Pyramiden, unsere Kamele, die umherirrend im Ginster äsen, wie riesenhafte Tiere, die gleichsam Bäume abweiden . . .

Nach mehreren Tagereisen und Zeltnachtlagern beginnt der Anstieg in den heißen Tälern zwischen erdrückenden Bergen in die innere Bergwüstenei des Sinaigebirges. Neue Formen bieten sich von allen Seiten dar: in der Ferne schlingen und schichten sich regelmäßig geformte Bergketten ineinander, welche seit Anfang der Welt frei von jeder menschlichen Berührung geblieben sind und deren Umrisse niemals durch die Pflanzenwelt verwischt wurden. Im Vordergrund sind sie fast rotbraun, dann werden sie in ihrem

Flug gegen den Horizont durch wunderbare, violette Töne gefärbt, die nach und nach bläulich erscheinen und in der äußersten Ferne zum reinsten Indigo werden: es ist die Pracht der Erde vor der Schöpfung der Lebewesen . . .

Wir treffen auf unserem Wege große schwarze Steine an, die wie Menschen auf dem Sande stehen. Zuerst nur vereinzelt, werden sie jedoch immer zahlreicher und auch immer höher, je weiter wir vordringen, und nehmen nach und nach den Umfang von Burgen, Türmen und Festungen an; schließlich vereinigen sie sich, bilden Gänge, erscheinen wie Straßen irgend einer zerstörten, zyklopischen Stadt und engen uns schließlich zwischen düsteren Wänden ein . . . Überraschend schallt das Echo in den ausgedörrten Felsen, die wie hartes Holz klingen . . .

Mitten in der Nacht erwecken uns Donnerschläge, die im Tale heftig und entsetzlich tönen. Der Regen geht in Strömen nieder. Blitze zucken — in dem Tale herrscht apokalyptischer Schrecken, bis in seine Grundfesten ist es durch knisterndes oder dumpfes Krachen erschüttert . . . Bei Sonnenaufgang ist die Luft von so herrlichem Geruch erfüllt, als ob ein mit Wohlgerüchen gefülltes Gefäß ausgeschüttet worden sei. Das ganze öde Granittal duftet wie ein Tempel des Orients. Die dünn gesäten, kleinen blassen Pflanzen haben neues Leben gewonnen und verbreiten einen Duft gleich unzähligen Räucherbüchschen; die Luft scheint mit Benzoe, mit Zitronenkraut, mit Geranien und Myrrhen geschwängert . . .

Die Berge werden höher. Alles wird großartiger unter stets wechselnden Wolken. Dort entdecken wir durch riesige Steinfenster noch höhere, jetzt im Februar mit Schnee bedeckte und am dunkeln Himmel glänzende Gipfel. Ein eisiger Wind weht herab, peitschender Regen, mit Schnee und Hagel vermischt, überfällt uns . . . Im Halbdunkel und der Kälte eines Winterhimmels wandern wir durch eine Reihe von Tälern, deren Boden aus glattem Sande besteht, in den nur hie und da kleine Felsinseln, mißfarben wie die Kamele, eingestreut sind. Nichts mehr von scharfen Kanten und spitzen Ecken, nichts mehr von jüngst entstandenen Abbrüchen wie bisher — alles ist poliert, hat weiche Formen, Abrundungen und sonderbare, an Tiere erinnernde Umrisse. Am düsteren Kreuzungspunkte dieser Pässe stehen ungeheuerliche Elefanten- oder Sphinxköpfe auf anderen übereinander gehäuften Felsungetümen; gleichsam als Wache, um die Trostlosigkeit ringsum zu betrachten und zu hüten. Schwere Wolken hängen über diesen sandigen Gängen und steinernen Tieren. Da, zwischen hoch aufragenden Granitfelsen, die Wälle und Zypressen des Katharinenklosters am Sinai!! Ein christliches Heiligtum aus Justinians Zeit — wohlerhalten trotz der Wut des Islams ringsum — seine stärkste Mauer war die Wüste. Dreimal in der Woche sammeln sich die Beduinen unter den hohen Verteidigungsmauern und empfangen Brot aus den Händen — der „Ungläubigen". Dumpf rufen die Schläge auf einem alten Holzklotz im Glocken-

turme die schwarzkuttigen, weißbärtigen Mönche zur Messe, und langsam treten sie durch das Zederntor in die goldstrahlende Basilika.

Ostwärts ging es, abwärts, und der dicke wollene Burnus konnte bald mit dünnen weißen Wollschleiern vertauscht werden in der linden, duftenden Luft. Sand, Felsenlabyrinthe, Beduinen, Gazellen. Statt der rotbraunen, eine schwarzgraue, wie ausgebrannte Einöde. Die erste Oase, das Ued el Aïn, das Tal des Brunnens: Palmen, Tamarisken, Schilf und fließendes Wasser! Ein verstecktes Eden, in dreifachem Kreise blutroter Felsen das herrliche blaue Grün. Dann durch die Pässe des Dschebel el Tih — endlich am 10. März sieht man durch einen größeren Einschnitt, der in weite Leere mündet, einen Streifen vom herrlichsten Lapisblau: es ist der Meerbusen von Akabah. Nach einer Stunde wandern wir an seinem toten, glänzenden Strande auf einen ägyptischen Militärposten zu, N'Nuêbia, neben einem arabischen Lehmhüttendorfe. Der Strand ist mit roten Korallen und großen fleisch- und pfirsichfarbenen Muscheln übersät. Der Abend bricht an! Das unbewegliche Wasser des Golfs ist wie grüne Perlmutter mit Metallglanz, mit dem Widerscheine des Gefieders seltener Vögel. Darüber steigen die rosafarbenen Granitfelsen Arabiens auf gegen den klaren, grünen, von kleinen orangegelben Wolken durchstreiften Himmel. Dann kommt die Nacht, bläulich, durchsichtig dort drunten herab, wo die Glut der Granitfelsen Arabiens nur zögernd erlischt. Kleine Reisigfeuer werden um uns her angezündet und beleuchten den unteren Teil der Dattelbäume und die arabischen Wächter, die in der Runde unter dem großen, nächtlichen, voll goldener Pünktchen blitzenden Himmelsdome sitzen.

An einer kleinen Insel vorüber, von der die schwarzen Zinnen eines längst verlassenen Klosters herüberstarren, immer dem Meere entlang, dessen smaragdgrüne und pfauenblaue Farbenpracht der Reisende nicht müde wird zu bewundern, gelangt er endlich zu dem alten Phönikerhafen Ezeon-Geber, dem Aelana der Römer, dem Akabah der Türken. Obgleich das Meer hier sein Ende erreicht, so setzen sich doch die beiden Ufermauern der Gebirge, soweit das Auge reicht, gegen Norden fort, nur schließen sie nun statt Wasser — Sand ein, mit etwas Ginster, einigen Dumpalmen und Dattelbäumen. Auf der Festung weht die rote Flagge mit dem Halbmond. Die niedrigen Häuschen aus getrocknetem Schlamm erinnern an die Bauten wilder Tiere. Jenseits rosafarbene Wüste, Sanddünen und Granitberge und funkelnder, reiner Himmel."

IX. Bilder aus dem Sudan.

1. In Togo. — 2. Kuka und der Tsad. — 3. Sklavenjagd in Bagirmi. — 4. In Wadai. — 5. In Omdurmān.

1. In Togo.*)

Von Hamburg erreicht man mit den grauen Woermanndampfern in acht Tagen die Reede von Lome, dessen weiße Häuser vom hellen Strande herüberleuchten. Wie an der ganzen Guineaküste herrscht auch hier eine mächtige Brandung, die die Landung sehr erschwert. Wenn die schwarzen Ruderer in ihren Booten Leute und Ladung an Land schaffen, bedarf es großer Geschicklichkeit, die Brecher der Brandung zu schneiden. Viele Werte und auch Menschenleben sind dabei schon verloren gegangen. Eine Mole ist daher im Bau, auf der die Landung ohne Gefahr geschehen kann. Die donnernden Wogen stürzen sich auf eine Nehrung aus hellgrauem und gelblichem Sand, der etwa zweihundert Schritt breit sichtbar ist. Dann ergreift der Buschwald von ihm Besitz mit seinen Dorngehegen, aus denen schlanke Kokospalmen emporsteigen. Schmale Negerpfade führen hindurch zu einem Haff oder einer Lagune, deren breiteste Stellen Togo- und Wosee heißen. Das Wasser ist brackig; denn von der See sickert salzhaltiges Grundwasser durch die sandige Nehrung, und vom Lande ergießen sich Sio und Haho hinein. Der feine Schlick färbt das Haffwasser gelbgrau. Dichtes Schilf umgürtet die Ufer.

Das Hinterland der Lagune ist wellige, aufsteigende Savanne. In südost-nordwestlicher Richtung durchziehen das Grasmeer mehrere Reihen steil abfallender Stufen, deren höchste, das Fetischgebirge, zu 800 m aufsteigt. Granit, Gneis und Quarzit bauen diese Erhebungen auf. Nach Norden zu fallen die Küstengebirge langsamer ab. Das Fetischgebirge ist Togolands Quellenhort. Nur wenige der Wasserläufe sind schiffbar. Der größte, der Grenzfluß Volta, trägt während der Regenzeit kleine Dampfer bis Kete-Kratschi hinauf, der Oti und der Mono, seine Nebenflüsse, sind nur teilweise schiffbar.

Glühend sendet die Tropensonne ihre Strahlen über diese Landschaft, an der Küste beträgt das Jahresmittel 26° C. Zur Zeit unseres Winters herrscht die größte Hitze, von Juli bis September

---

*) Quelle: Alexander Sokolowsky, Deutsche Kolonialbilder. Westermanns Monatshefte 1903, Heft 559.

ist eine kühlere Periode. An der Küste macht die frische Seebrise den Aufenthalt am Tage annehmlicher, mit der Steigung mildert sich auch nach dem Innern die Hitze. In Togo kennt man zwei Regenzeiten, die eine dauert von Juli bis Oktober; die andere von November bis Februar. Im Gebirge aber gibt es infolge der aufgehaltenen Seewinde Regen zu allen Jahreszeiten. Gewaltige Gewitter und starke Stürme leiten die Regenzeiten ein. Der Europäer leidet auch hier wie in den meisten Orten der Guineaküste an Malaria und ihrer Komplikation, dem Schwarzwasserfieber. Sie haben schon manches Opfer gefordert. Dazu kommen Leber- und Milzkrankheiten, Ruhr und Augenkrankheiten. Die Pocken sind seit der Eingeborenenimpfung seltener geworden. In Klein-Popo auf der Nehrung hat die deutsche Regierung zur Behandlung solcher Tropenkranker das Nachtigal-Krankenhaus errichtet.

Die Charakterbäume der westafrikanischen Tropen: an der Küste Kokos-, Öl- und Fächerpalmen, Adansonien oder Affenbrotbäume, Wollbäume in Gruppen in der Savanne finden sich auch hier. Der tropische Regenwald tritt erst an den Bergabhängen und längs der zahlreichen Flußläufe auf. Ebenholzbaum und wilder Kaffeebaum, Kautschuklianen und Palmen verschiedener Art treten darin auf; weiter landeinwärts auf der Hochebene tritt wieder die Baumsavanne in ihr Recht mit Adansonien, Tamarinden, Wollbäumen, Schibutterbäumen, die in ihren roßkastanienartigen Samen der taubeneigroßen Früchte die Schibutter, ein angenehm riechendes, wohlschmeckendes, grünlich-weißes Fett, das nicht ranzig wird, liefern und deren hartes Stammholz zu Industriezwecken verwendbar ist. Das Tierleben des Hochlandes ist reicher als das der Küste: Schimpanse, Seidenaffe, Meerkatze, in den Felsen der Pavian, Flughunde und Fledermäuse, Eichhörnchen, Siebenschläfer, Ratten und Mäuse u. a. sind vertreten; auch der Löwe und Leopard, die Ginsterkatze, die Fleckenhyäne, der Schakal; selten der Elefant. Antilopen und Büffel gibt es in den Savannen, am Oti und Volta Flußpferde.

An der Lagune herrscht ein reiches Wasservogelleben, zahlreich sind auch die Frösche und Fische darin. Taubenscharen und Turakos haben sich in den Galeriewäldern der Flußläufe angesiedelt. Im Gebirge hausen zahlreiche Raubvögel, Geier- und Falkenarten. Termiten und Wanderameisen, Stechmücken und Sandflöhe, Wanderheuschrecken plagen auch hier den Menschen.

Die einheimische Bevölkerung bilden Neger aus dem Ewéstamme, der sich von der Sklavenküste aus zwischen dem Volta und dem Mono bis zum 7. Gr. n. Br. ausgebreitet hat. Die Männer sind wohlgebildete, schöne Gestalten, die Frauen etwas kleiner und zarter. Die plattgedrückte Negernase und die wulstigen Negerlippen fehlen ihnen, daher die hübscheren Gesichter der Küstenneger, die schon lange mit den Europäern in Verbindung stehen; je weiter nach dem Hochsudan, desto mehr tritt das Negerhafte hervor. Tiefschwarze Hautfarbe, ein zwischen den Mittelschneidezähnen aus-

gefeiltes Dreieck, bei den Frauen auf Stirn und Wangen je drei Narben sind ihre besonderen Merkmale.

In hübschen Dörfchen wohnen sie in ihren viereckigen Giebelhäuschen aus Pfeilern und Lehmfüllungen zusammen. Viele sind geschickte Goldschmiede, die Frauen weben und flechten hübsche Matten, auch Töpferei und Holzschnitzerei ist bei ihnen im Schwang. Der Anbau der Felder wird mit viel Geschick betrieben: Reis, Mais und Yamsknollen liefern ihnen Nahrung. Die Viehzucht steht dagegen zurück. Die Ewé vermitteln den Handel des Innern nach der Küste und umgekehrt.

Sie haben eine heidnische Religion; denn überall sieht man die Opferfetische aufgestellt, die Götter zu versöhnen oder menschlichen Wünschen gewogen zu machen. Die Priester sind selbstsüchtige und herrschsüchtige Gesellen, die mit Gottesurteilen durch Giftbecher das Volk knechten. Doch arbeitet hier die Mission mit gutem Erfolge.

Im Hinterlande wohnen kleinere, den Aschanti näherstehende Stämme, die in Kegelhütten hausen. Die Handelsstadt Kete-Kratschi am Volta ist der Hauptsitz der aus dem Sudan vorgedrungenen mohammedanischen Haussa. Ihre Hautfarbe ist ebenholzschwarz, in der Gesichtsbildung aber verrät sich hamitisches Blut. Die Haussa tragen im Unterschiede zu den Ewé eine aus Toben, Hemden und Hosen bestehende Kleidung. Die Haussa sind geschickte Schmiede und Flechter, vor allem aber Händler in Vieh, Kleiderstoffen einheimischer und ausländischer Erzeugung, Waffen, Lederarbeiten, Kolanüssen usw. Von der Station Bismarckburg, die auf dem 760 m hohen Adadó in den Fetischbergen errichtet ist, schweift der Blick weit in die Savannen des Hochsudans, die Herden von kleinen braunen Rindern, schwarz- und weißgefleckten Schafen und gelehrigen kleinen Haussapferden bevölkern.

2. Kuka und der Tsad.*)

Das heutige Kuka, die Residenz des Sultans von Bornu, ist erst im 19. Jahrhundert unweit des westlichen Tsad-Ufers erbaut worden, und zwar an einer Stelle, wo ein einzelner Affenbrotbaum aufragte, da solche Bäume in jenen Breiten (14 Gr. n. B.) zu den Seltenheiten gehören. In der Sprache von Bornu werden sie „Kuka“ genannt, so verdankt die Stadt diesem Baume ihren Namen. Sie besteht aus zwei Teilen, zwei länglichen Vierecken, welche durch eine Ebene getrennt sind. Beide gesondert liegende Stadtteile sind mit 6 m hohen Mauern umgeben, die von außen senkrecht, von innen treppenförmig aufsteigen. Eine einzige gerade Straße durch-

*) Quellen: Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika 1849—55. Gotha 1857 (J. Perthes). — Rohlfs, Quer durch Afrika. Leipzig 1874—77 (F. A. Brockhaus). — Nachtigal, Sahara und Sudan. Berlin 1879—81 (P. Parey).

zieht die Stadtteile von Westen nach Osten und setzt sich auch mitten durch die trennende Ebene zwischen den beiden Stadtteilen fort. Es ist der „Dendal", die Königsstraße. Links und rechts von ihr ist ein Labyrinth enger und krummer Gassen.

Die „Straßen" bilden in der trockenen Jahreszeit ein Staubmeer, in der Regenzeit Lachen, Sümpfe, Seen, die selbst zu Pferde kaum zu durchschreiten sind. Das Leben in der Hauptstadt beginnt des Morgens nicht besonders zeitig; zuerst durchziehen Bauern der Umgegend die Straße, ihre Produkte feilbietend. Weithin tönen ihre Anpreisungen: „Kiám, Kiám (Milch, Milch!), Kandago, Kanda-a-a-a-ago!" (Butter, Butter!) usw. Sobald sich die städtischen Bewohner erhoben haben, waschen sie sich Gesicht und Hände und fegen den Lehmfußboden ihrer Hütten, welche in der Regel durch Zäune eingefriedigt sind. Ist das erste Frühstück verzehrt, so geht es an die Arbeit. Die meisten Handwerker liegen ihrer Beschäftigung auf der Straße ob, vor der Tür ihrer Hütte, während die Frau unter dem auf Pfählen ruhenden, nur mit schattenspendendem Schutzdach versehenen Schuppen der häuslichen Geschäfte wartet. Aber die Sattler, die Fein- und Grobschmiede, die Schuh- und Sandalenmacher lieben für ihre Arbeit die Öffentlichkeit.

Der östliche Stadtteil läßt sich seinem Charakter nach als Residenz- und Regierungs-, der westliche als Handelsstadt bezeichnen. Die Oststadt zeigt das regste Leben vormittags 10 Uhr. Da sprengen die hohen Würdenträger, die Prinzen und Anverwandten des Sultans auf feurigen Rossen, gefolgt von einer Schar keuchender Sklaven zu Fuß, den Dendal entlang, um sich zur Ratsversammlung zu begeben, die unter Vorsitz des Sultans im „Palast" von Lehm stattfindet. Die Mitglieder dieses hohen Rates legen vor dem Eingange Schuhe, Burnus und Kopfbedeckung ab und hocken scherzend, schwatzend, Ränke schmiedend in den Vorhallen und Höfen an den Wänden und auf dem Boden herum, bis ein musikalischer Höllenlärm sie in den Sitzungssaal ruft. Der Fußboden war zur Zeit von Nachtigals Audienz mit Teppichen belegt und die Tonwände mit bunten Stoffen der verschiedensten Muster ausgeschlagen. Ein rohgezimmerter Lehnstuhl bildete mit einer Bank, welche durch Matratze, Teppich und Kissen zu einem Diwan hergerichtet war, fast die einzige Ausstattung des Zimmers. Sobald der Schêch erscheint, begleitet von einigen seiner Brüder, Söhne und fettleibigen Eunuchen, stoßen die letzteren kurz abgebrochene Rufe aus, welche seinen Ruhm verkündigen sollen, wie: „Die Weisheit! Der Löwe! Der Siegreiche!" Der Schêch nimmt auf der Bank Platz, vor ihm liegt das Königsschwert, neben ihm auf einem Kissen sein mit Silber ausgelegter Karabiner, und vor ihm auf dem Boden stehen seine Pantoffeln. Die anderen Glieder der hohen Versammlung, voran der Wesir hocken nieder vor dem Thron, streuen den Staub des Bodens aufs Haupt und beugen das Antlitz zur Erde nieder. Auch an dem Hofe des Schêchs von Bornu gilt nicht bloß strenge Hofetikette,

sondern ebenso strenge Rangordnung, indem die persönliche Würde dem einzelnen seinen Platz näher oder ferner vom Throne anweist. Doch entsprechen die Gegenstände der Verhandlung, meist Stadtklatsch, nicht dieser äußeren Würde.

Sobald die Teilnehmer dieser Versammlung nach Hause zurückgekehrt sind, erstirbt das Leben in der Oststadt, bis gegen 3 und 4 Uhr nachmittags sich ein neues Bild vor dem Auge aufrollt. Herden von Kamelen, Schafen und Rindvieh werden durch die engen Gassen getrieben, und in der West- wie an den Toren der Oststadt beginnt der tägliche Markt. Ein großer Markt entwickelt sich am Montag von 11—3 Uhr vor den Westtoren der Weststadt. Er ist — wenn auch nicht streng — in Quartiere geteilt. Man bietet die Waren nicht aus; Makler vermitteln alle größeren Geschäfte, und ihr Feilschen übertönt das Geräusch von 15—20000 Besuchern. Die gangbare Kleinmünze ist die Kaurimuschel, die Großmünze der Maria-Theresientaler mit der Prägungszahl 1780 (= 4 Mk.). Unter einem Schuppen unweit des Tores werden Pferde versteigert, Barth erstand ein leidliches Reitpferd für 8 Taler, während für ein Paradepferd 30 Taler gefordert wurden. Hat man sich durch eine lange Reihe von Mattenverkäufern durchgezwängt, so gelangt man auf den Platz, wo Kamele, Esel und Rinder zum Verkauf stehen. Für die Preise, welche dafür gezahlt werden, haben wir allerdings kein rechtes Verständnis; erzählt uns doch Barth, daß ein Schlachtochse von 600 Pfd. Gewicht für $1^1/_2$ Taler, ein Lastochse wie eine Milchkuh für 2 Taler, zwei gute Schafe für 1 Taler, ein Kamel für 8—20 Taler zu haben waren. Dicht an den Viehmarkt stößt der Sklavenmarkt; weißhaarige Greise und Matronen, Mütter mit Säuglingen, junge Mädchen und kräftige Männer aus Bornu, Bagirmi, Haussa, Logon, Musgu (diese beiden Landschaften südlich vom Tsad) und Wadai sind zum Verkauf ausgestellt. Junge Burschen hatten zu Rohlfs Zeit den Preis von 15 bis 30 Talern, junge Mädchen einen solchen von 30—60, betagte Männer, Matronen und Kinder einen solchen von 3—10 Talern.

Weiter begegnen wir, sobald wir diesen Ort der Verzweiflung und des Jammers, der stummen Ergebung und des dumpfen Hinbrütens verlassen, den Getreidehändlern. In großen Ledersäcken bieten sie Weizen, Gerste, Reis, Negerhirse usw. aus; die eigentliche Volksnahrung des Sudans, die Hirse, stand so niedrig im Preise zu Barths Zeit, daß man für einen Taler drei Ochsenladungen erhielt. Auf einem großen Platz wurde Vieh geschlachtet und das Fleisch in Stücken verkauft. In einer von hier abbiegenden Straße wurden die Kunstarbeiten Kukas feilgeboten: zierliche Matten, Türvorhänge, kunstvolle Deckel, Schüsseln in jeder Größe, aus Kürbisschalen oder Holz geschnitzt, Töpfe, Schüsseln und Krüge von gebranntem Ton, darunter Krüge, welche 200 Liter faßten. In einer der nächsten Straßen ist der Fischmarkt; sie mündet auf einen anderen Platz, wo hohe Ströße Brennholz aufgeschichtet stehen, und daneben Körbe voll Holzkohlen. Nicht weit davon haben Grobschmiede ihre Werk-

stätten aufgeschlagen, indem sie zwei Schläuche als Bälge gebrauchen und das Feuer in einem Erdloch damit anblasen. Sie verfertigen Beile, Hacken usw. Weiterhin halten die Feinschmiede an Gestellen oder in Buden ihre Arbeiten feil: Spieße, Wurfeisen, Bogen, Schilde, Pfeile, messingene und eiserne Arm- und Fußringe zum Putz der Frauen, Scheren, Messer, Zangen. Nach den Schmieden kommen die Lederarbeiter. Außer Getreidesäcken und Wasserschläuchen liefern sie Büchsen, Schächtelchen, Kisten, gelbe und rote Pantoffeln, Sandalen, Sporen und Pferdegeschirre. Hieran reihen sich die zahlreichen Verkaufsstellen für fertige Kleider: Turbans, Burnusse, Sudantoben, d. h. lange, meist indigoblaue Sudanhemden usw. Auf dem Fruchtmarkte fand Gerhard Rohlfs, da er zur Winterszeit in Kuka war, nur Datteln, Erdmandeln, eine Gurkenart und verschiedene eßbare Waldbeeren. Von nichtbornuanischen, zum guten Teil aus Europa eingeführten Waren, welche in Zelten lagerten, bemerkte derselbe Reisende: weiße und bunte Kattune, Seidenzeuge, weiße, wollene Burnusse, rote Mützen, Spiegel, Rasiermesser, englische und deutsche Nadeln, Glasperlen, Korallen, Bernstein, Blei, Pulver und Flinten, Schwefel, Salz, Gewürze, Räucherharze. Einige Zelte waren zu Wechselstuben eingerichtet, wo man Taler in Muscheln umsetzen konnte. Gewerbesteuer und Zoll waren in Kuka unbekannte Dinge.

Die Kriegsmacht des Sultans, die sich im ganzen auf 7000 Mann belaufen mochte und die sich in der Nähe des Schêchs am besten in ihrer Eigenart darstellte, bestand aus Fußvolk und Reitern. Das flintenbewaffnete Fußvolk zeigte sich in der denkbar mannigfachsten Montierung: der eine trug eine rote Jacke und gelbe Beinkleider, der andere gelbe Jacke und grüne Beinkleider; doch waren die Uniformstücke meist etwas zu klein ausgefallen, so daß zwischen Hosenbund und Jacke, und ebenso zwischen Hosensaum und Erde ein ziemlicher Abstand sich herausstellte. Die Reiterei bestand zum Teil aus Panzerreitern, welche ein maschiges Metallhemd und metallenen Helm trugen, zum Teil aus leichteren Reitern, die samt ihren Pferden in Wattepanzer eingehüllt waren. Die Reiter bilden die Hauptwaffe, sie werden wie die Fußsoldaten von den Kriegshauptleuten der einzelnen Provinzen angeworben.

Wenn die Bewohner Kukas am Abend die Hauptmahlzeit eingenommen haben, versammeln sich die Männer auf öffentlichen Plätzen, wo sie, unter einem Gummibaum liegend, einander Neuigkeiten erzählen, während die Frauen ihre Besuche abstatten oder der Abendkühle genießen. Die Gesundheitsverhältnisse Kukas sind im Spätsommer während der Regenzeit ungünstig. Wochenlang stehen dann seeartige Lachen in den Vertiefungen der Straßen und der Umgegend; sie hauchen, sobald das Wasser verdampft, fiebererzeugende Miasmen aus; ganz abgesehen davon, daß hier und da auch die Leiche eines Sklaven in dem Wasser ein kühles Grab gefunden hat. Dann rafft der Tod Fremde wie Einheimische dahin,

und fast tagtäglich und allnächtlich erschallt das Geheul der Klageweiber. Die Ledertäschchen mit den heilbringenden Koransprüchen, die man zu jeder Zeit trägt, werden dann noch vermehrt. Die Leichen werden nach den ganz in der Nähe der Stadt liegenden Begräbnisplätzen gebracht und in sehr seichte Gruben versenkt, so seicht, daß oft die Matten, welche den Toten einhüllen, mit einem Zipfel aus der Erde hervorsehen. Die niedrigen Grabhügel tragen als Zierde höchstens einen Stecken mit einigen Tuch- und Kattunfetzen oder einige Topfscherben, und da ihnen jede schützende Einzäunung fehlt, so macht ihnen die Hyäne ihre nächtlichen Besuche. Nur auf der Nordseite Kukas macht die Umgebung einen öden Eindruck, während sich auf den übrigen Seiten zahlreiche Ackerbaudörfer finden.

In der Nähe der Stadt liegt der Tsad, zur Trockenzeit ein Sumpf von kaum 10000 qkm, zur Regenzeit dagegen wohl 56000 qkm bedeckend. Als Barth am 23. April 1851 von der Sommerresidenz des Schêchs, Ngornu, aus zu Pferde dahin aufbrach, wähnte er den See mit vollem Rechte ganz nahe. Er eilte mit seinen Begleitern rasch vorwärts, doch kein See war zu sehen. Eine endlose, grasige Ebene dehnte sich vor den Reitern aus bis zum Horizont. Doch nahm das Gras stets an Frische zu, und endlich erreichte er einen Sumpf, der ein höchst unregelmäßiges Ufer bildete, manchmal weit austretend, dann wieder sich einziehend. Es war ein vergebliches Bemühen, einen offenen Blick aufs Wasser zu erhalten. Der Tsad ist eine ungeheuere Lache, die ihren Umfang jeden Monat ändert. Als der Reisende am 26. April seinen zweiten Ausflug machte und zwar nach einer anderen Stelle, hatte er dieselbe grasige Ebene ohne Baum und Strauch vor Augen, kein lebendes Wesen war auf diesen reichen Auen zu sehen. Bald erreichten die Reiter die Sumpfufer und ritten sie entlang durch Wasser, das ihnen bisweilen bis ans Knie reichte. Umstanden war das offene Wasser des Sees von Papyrus und 3—4 m hohem Schilfrohr. Auf der Oberfläche schwammen Lilien. Die Reiter erblickten bisweilen die kleinen Boote der Yedina (Budduma nach Nachtigal), der Piraten der Tsadinseln, die auf Menschenraub an den Ufergegenden ausgehen. Das Wasser war ganz süß, trotzdem daß der See keinen Abfluß hat. Bei dem Ritte an den Buchten entlang störten sie eine Antilopenart auf, die sich ins Wasser stürzte und schwamm. In einer Bucht wimmelte es von Flußpferden, Krokodilen, Wassereidechsen. Als sie am 27. ihren Marsch am Westufer nach Norden fortsetzten, trafen sie in den fetten Ufersavannen eine Herde von Rindern, wohl 11000 Stück, die verschiedenen Besitzern aus Kanem am Nordufer des Sees gehörten. Bei einem späteren Ausflug nach dieser Gegend bemerkte der Reisende auch eine stattliche Herde von Elefanten, die in langem Zuge zur Tränke heranrückten, voran die durch ihre Größe sofort kenntlichen Männchen, in kleinem Abstand die Jungen, im dritten Zug die Weibchen, während der Nachtrab von fünf Männchen erster Größe gebildet wurde. Es waren im ganzen sechsundneunzig Stück.

Unsere Reisenden ritten von Bucht zu Bucht; das Wasser reichte Barth manchmal bis unter den Sattel trotz seines hochgewachsenen Pferdes, während der treue Diener auf seinem Pony zuweilen ganz unter den Fluten verschwand. Zahllose Scharen von Wasservögeln, besonders wilden Enten, wurden durch die Reisenden aufgescheucht. Ein ganz anderes Bild gewährt der See zur Regenzeit, vom Juni bis September. Er vergrößert sich dann um das Fünffache seines gewöhnlichen Flächenraumes; die Stadt Ngornu auf der Westseite, sonst ein gutes Stück von ihm entfernt, steht dann unter Wasser. Die Yedina benutzen diese Gelegenheit, um bei Tag wie bei Nacht Landungen zu versuchen und einsam auf den Feldern arbeitende Sklaven und Sklavinnen wegzuschleppen. Diese Einfälle haben die Einrichtung eines besonderen Wachtdienstes in Ngornu zur Folge gehabt. Zahlreiche tiefe Lachen, besonders am Westufer des Sees, mit schwarzem Sumpfboden, der unter der Sonne ausdörrt und zerklafft, und ebenso die Natronlachen am Nordufer, deren Soda sich erst zur Zeit der Überschwemmung löst, beweisen, wie weit der See zur Regenzeit sein Gebiet erweitert.

3. Sklavenjagd in Bagirmi.*)

Der König Mohammedu von Bagirmi nahm seinen Schützling, Dr. Nachtigal, auf eine seiner Sklavenjagden mit in die Gegend des Scharideltas südlich des Tsad.

Mit Ausnahme der anfänglich reichen Getreidefunde war der Aufenthalt bei den Gaberinegern ohne wesentlichen Nutzen für den König gewesen. Überall stieß er auf Mißtrauen und Feindseligkeit. Seine Raubzüge hatten nicht viel Erfolg; denn die Einwohner der dortigen Gegend hatten größtenteils ihre sicheren Kriegsdörfer in den hohen Bombaxbäumen (oder Seidenwollbäumen, Malvaceen, deren Fruchtkapseln eine feine Wolle enthalten) bezogen. Ihnen gegenüber waren die Bagirmi ohnmächtig. Vor uns lag die Waldung mit dem luftigen Dorfe. Rauchwolken stiegen als Warnung für fern Wohnende aus den Baumkronen auf, Beweis dafür, daß unsere Annäherung bemerkt worden war. Die Friedenswohnungen lagen weit im Schatten der mächtigen und doch so lieblichen Bäume zerstreut, jetzt vom Feuer zerstört oder verlassen; denn seit Wochen hausten die Eingeborenen schon in den Kronen der Bäume. Die riesigen Seidenwollbäume eigneten sich sehr gut zu solchen Baumfestungen: ihr Stamm ist dick, gerade, hartholzig und die Krone hoch, die Regelmäßigkeit der Äste in Zahl und Richtung gestattet, eine kleine Wohnfläche herzustellen. Rechtwinklig vom Stamm abstehende Äste waren durch Querstangen verbunden, welche dicht aneinander gefügt Platt-

*) Bagirmi, der Sklavenhandel und die Brüsseler internationale Assoziation von Dr. G. Nachtigal. Deutsche Rundschau, März 1877.

formen bildeten, auf denen Hüttchen gebaut waren, oder welche zum Aufenthalt des Kleinviehs (Ziegen, Hunde, Hühner) dienten. Hart am Stamme waren stark geflochtene Körbe wie Mastkörbe angebracht, Sitze der Verteidiger mit ihren Waffen. In den Hüttchen befindet sich das nötigste Hausgerät — der große Holzmörser zur Mehlbereitung und die großen Wasserkrüge aus Ton. Nachts, wo sie vor Überfällen sicher sind, erneuern sie ihre Vorräte an Wasser und Getreide. Fast 2000 Krieger standen diesen bescheidenen Festungen hilflos gegenüber. Jeden bewohnten Baum gewaltsam zu erobern, wobei natürlich die vordersten zugrunde gehen mußten, dazu fehlte ihnen der Mut; die Bäume abzusägen hatten sie nicht die Instrumente, und ihre Waffen genügten nicht, den in der Höhe Wohnenden gefährlich zu werden. Die flintenbewaffneten Sklaven des Königs dienten nur zur Pulververschwendung; ihrer keiner war imstande, sein Gewehr anzulegen, zu zielen, zu treffen; Feuer an die Hütten zu legen, dazu waren diese zu hoch, und wenn es gelang, so war es für die Belagerten stets leicht, es im Beginn zu löschen. Wenn nicht leider meine mohammedanischen Diener gewesen wären, so würden die Bagirmi-Leute wahrscheinlich unverrichteter Sache nach Hause gezogen sein; doch jene erschossen die Verteidiger mancher Bäume in ihren Mastkörben, und dann war die Eroberung leicht.

Männlicher Mut fehlte den armen Heiden wahrlich nicht. Ich sah unreife Knaben, in die höchsten Gipfel getrieben, sich freiwillig in die Tiefe stürzen und den Tod der Sklaverei vorziehen. Zum Tode Getroffene brachen stets ohne einen Schmerzenslaut zusammen, und gingen die Schüsse fehl, so erhoben Männer und Frauen ein Freudengeschrei. Unsere Leute, die Bagirmi und ihre Bundesgenossen, obwohl die Vettern der Belagerten, entwickelten eine Ekel erregende Bestialität Kaum hatte ein aus schwindelnder Höhe Herabstürzender den Boden erreicht, so fielen die Teufel über ihn her und zerfetzten ihn buchstäblich mit ihren Wurfeisen. Hatte man kaum die Körper in der Luft gesehen, von Zweig zu Zweig stürzend, und in stummem Entsetzen auf Augenblicke die Augen geschlossen: so erblickte man bei ihrer Wiederöffnung unten bereits unförmliche kopflose Massen mit herausgerissenen Eingeweiden.

Immerhin erwiesen sich diese Baumdörfer zweckmäßiger als geschlossene Kriegsdörfer, wie sie die heidnischen Neger in anderen Gegenden mit wenigen Bombaxbäumen zu gemeinschaftlicher Verteidigung herstellen. Ich denke noch stets mit frischem Entsetzen an den 31. Mai 1872, als wir das Dorf Koli überfielen. Die aufgehende Sonne zeigte uns, als wir aus dem dichten Walde in die unvollkommene Lichtung traten, welche die zerstreuten Wohnungen des Friedensdorfes mit ihren Feldern enthielt, das Vorspiel des Schreckenstages. Die Einwohner waren beschäftigt, die Stätten ihres Familienglücks durch Feuer zu verwüsten und sich hinter einen schulterhohen, breiten Lehmwall zurückzuziehen, der ihre äußere Be-

festigung bildete. Jenseits war noch alles ein Bild tiefen Friedens. Hier lag eine Gruppe Männer scheinbar plaudernd an der Erde oder schien auf dem Walle zu lustwandeln; dort grasten die scheckigen Pferdchen; im Hintergrunde verschwanden Frauen und Kinder in einem Dickicht, welches die Mitte des quadratisch angelegten Walles einnahm. Hier in diesem nahezu unzugänglichen Dickicht, das noch mit einem zweiten, niederen Walle und einem flachen Graben umzogen war, befand sich das Kriegsdorf. Die Zugänge, welche sich in jeder der vier Seiten des Wallquadrats fanden, waren durch Baumstämme verbarrikadiert. Die Aufforderung, sich zu ergeben, wurde mit ruhiger Entschlossenheit zurückgewiesen, und dann begann der Kampf, der bis nachmittags 3 Uhr währte und mich mit Bewunderung für die Verteidiger erfüllte. Der äußere Wall mit seinen Barrikaden war bald genommen; darauf zogen sich die Männer in das Dickicht und das Kriegsdorf zurück, und die Schwierigkeit begann. Es waren auch hier wieder die Feuerwaffen, denen die traurige Ehre des Tages gebührt. Man hieb Zugänge in das Dickicht, man schlich und kroch von allen Seiten gegen das Zentrum zu, und als es gelungen war, die äußerste Hütte des Kriegsdorfes in Brand zu stecken, war, sozusagen, das Schicksal des Tages entschieden. Der Männer wurden weniger und weniger, das Dorf war eingeäschert, das Dickicht wimmelte von den Unsrigen, und als der verteidigende Rest einen verzweifelten Durchbruch nach außen versuchte, endigte das Trauerspiel. Verwundete und halbtote Männer zerrte man aus dem Buschwerk hervor; sie verschieden, während sich habsüchtige Bagirmi um ihren Besitz stritten. Ohnmächtige Frauen und Mädchen schleppte man in rohester Weise aus ihren Verstecken hervor, und fast jedesmal entspann sich um ihren Besitz ein blutiger Kampf, bei welchem zarte Kinder, aus den Armen der Mutter gerissen, mit verrenkten Gliedern zu Boden fielen. Dieser fortwährende Streit zwischen den Beutegierigen um den Besitz der Unglücklichen, die jetzt Eltern, Heimat, Glückseligkeit, Zukunft — alles verloren hatten, übertraf an Roheit und Ekelhaftigkeit selbst die Greuel des Kampfes. Zwanzig bis dreißig überlebende Männer, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, kamen mit dem Leben davon: der König von Bagirmi hatte drei- bis vierhundert Sklaven mehr, und dafür war eine glückliche, wohlhabende Ortschaft vom Erdboden verschwunden.

In trüben Gedanken ritt ich über die Brandstätte des Kriegsdorfes und zählte noch siebenundzwanzig Leichen von Säuglingen, denen die Mütter in barbarischem Heroismus die Hälse umgedreht oder die sie ins Feuer geworfen hatten. Nie war ich der Bestie „Mensch“, die unter dem Vorwande der Religion Tod und Verderben so weit trug, als ihre Waffen reichten, so satt als an diesem Tage.

Das war unser Leben für Monate. Unser Lager füllte sich mehr und mehr mit Sklaven, hauptsächlich Frauen und Kindern; denn die Männer haben hier einen nur geringen Wert, und man

zieht es vor, sie auf den Jagden umzubringen, da sie einen beständigen Geist des Aufruhrs unterhalten, und ihre häufigen Fluchtversuche ein schlimmes Beispiel geben.

Doch mit den Tausenden von Unglücklichen, die wir aufspeicherten, nahmen die Hilfsquellen der Ernährung in bedenklicher Weise ab. Weiter und immer weiter mußten wir nach Getreide suchen, und da bei solchen Zügen die Versprengten und Vereinzelten nicht selten ihr Leben einbüßten, so hatten wir große Not, unsere Leute zum Mitgehen zu bewegen. Hungrig, wie sie waren, mußten sie tagelang marschieren, um vielleicht ein Säckchen mit Bohnen oder ein paar Hände voll Getreide und auch das nicht ohne Kampf und Blutvergießen zu erlangen.

Ich hatte allmählich zwanzig Leute zu ernähren mit den erbeuteten Sklaven meiner Leute; meine Mittel waren erschöpft. Auf Fleischnahrung hatten wir längst verzichtet und aßen nur noch Mehlsuppe, aber wenn dies die Herren taten, was bekamen die Sklaven? Dabei rückte die Jahreszeit in bedenklicher Weise vor. In den Monaten Juni und Juli verzeichnete ich mehr als dreißig Regentage, und ganz Samraï mußte in einen unwegsamen Lehmbrei verwandelt sein. Bett und Kleider trockneten niemals ganz; alles Leder schimmelte, alles Eisen rostete; in der Hütte war eine beständige Kellerluft, und es fehlte an Holz, um das Feuer zu unterhalten. Unter den Sklaven, die von Hunger, Nässe und Kälte des Nachts, von Kummer und Furcht gleich sehr niedergebeugt wurden, brach die Ruhr aus. Tag für Tag hauchten zahlreiche Kinder ihr elendes Leben aus, und ihre Krankheitsprodukte neben den Hütten und die Leichname, welche in der Nähe unseres Lagers verwesten, trugen die Krankheit auch zu uns herüber.

Nun wurden die Sklaven spottbillig. Ein Kind bis zu etwa sieben Jahren konnte man täglich für ein einfaches Hemd im Werte eines Talers kaufen; ein gewöhnlicher Arbeitssklave oder eine Sklavin wurden zu 5—6 Talern abgelassen. Dagegen war der Durchschnittspreis für ein mäßig gutes Pferd sechs bis acht junge Sklaven!

4. In Wadai.*)

Im März des Jahres 1873 war Dr. G. Nachtigal reisefertig, um die Aufgabe zu lösen, die bereits einem Dr. Vogel und M. v. Beurmann das Leben gekostet, nämlich von Kuka am Tsad aus den Nil zu erreichen und das Dunkel zu lichten, das über dem östlichen Sudan, besonders über Wadai, schwebte. Der Weg von Kuka nach der Hauptstadt Wadais Abeschr mag rund 1000 km betragen und wird von Karawanen in 28—34 Tagen zurückgelegt. In Begleitung eines Gesandten König Alis von Wadai reisend, um-

*) Quelle: Dr. G. Nachtigal, Sahara und Sudan. III. Teil, herausgegeben von E. Groddeck. Leipzig 1889 (F. A. Brockhaus).

schritt Nachtigal das West- und Südufer des Tsad, das noch zum Gebiete Bornus gehört; es war dies erste Viertel des Wegs nach Abeschr dem Reisenden nicht unbekannt. Das zweite Viertel dagegen — vom Schari bis zum Fitrisee, östlich vom Tsad, brachte ihn auf bisher unbetretene Pfade.

Der Schari hatte die stattliche Breite des Rheines bei Köln und bereitete mit seinen 3—5 m hohen Ufern dem Übersetzen der Pferde und Kamele nicht geringe Hindernisse. Zahlreiche schilfdurchwachsene Nebenarme, zwischen denen ein flacher, vor kurzem noch mit Wasser bedeckter, mit Buschwald bestandener Boden das Fortkommen erschwerte, mußten gleichfalls durchschritten werden. Am 16. März langte man an bei jenem rätselhaften, für einen Ausfluß des Tsad gehaltenen Trockentale des Bahr el-Ghasal, dessen Anblick unseren Reisenden sehr enttäuschte. Er fand eine zum Teil mit Wasser gefüllte, dicht mit Bäumen durchwachsene Talmulde mit zahlreichen Büffel- und Giraffenspuren, ohne Ufer, nicht einmal die Richtung konnte man genau überblicken. Doch weithin hoben sich die Uferwaldungen des Bahr el-Ghasal und seiner Hinterwässer von der kahlen Umgebung ab. Am 21. März hatte man das Fitrigebiet erreicht, das sich um den eirunden, etwa zwei Tagereisen im Umfange haltenden Fitrisee gruppiert. Derselbe schwillt wie sein Nachbar, der Tsad, alljährlich zur Regenzeit an und setzt die Uferlandschaften unter Wasser. Die hier weilenden Araberhorden weichen alsdann mit ihren Herden in die Sandgegenden zurück, weil zwei Arten der Stechfliege ihren Tieren den Tod bringen. Unser Reisender mußte in diesen Gegenden, die erst seit kurzem von den Überschwemmungen befreit waren, Tag und Nacht große Feuer mit feuchtem Brennmaterial unterhalten, um seinen Tieren in dem dichten Qualme Ruhe zu schaffen. Die Fitrileute weideten ihr wenig zahlreiches Rindvieh nur bei Nacht, und wenn es bei Tage hinaus mußte, so wurde es gleich den Kamelen in strohgeflochtene Decken eingehüllt. Kein Wunder, daß der um den Fitrisee liegende Landgürtel von Antilopen, Büffeln und Giraffen nichts aufwies. Nur der Löwe kann Wasser und Schatten nicht entbehren und ist eine Geißel der Umwohner, nicht minder die zahlreichen Krokodile. An Besuchern litt Nachtigal in seinem Lager zu Bukko durchaus keinen Mangel; doch ließen sie an Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit nichts zu wünschen übrig. Ein Bogen Papier war ein vollständig befriedigendes Geschenk und der wißbegierige Sohn des Königs Dschurab erwies sich ebenso dankbar für die Unterweisung, die ihm Nachtigal zum Verständnis der Uhr, des Kompasses und dgl. erteilte, als für ein Stückchen Bleistift, das nur einen Zoll lang war. Außer Papier waren roter Sudanpfeffer, Salz, Kaurimuscheln, Perlen, Zwiebeln und Knoblauch gangbare Tauschmittel im Fitrigebiet; für Nadeln konnte man Holz, Hühner und Milch einhandeln.

Durch ein Steppengebiet, das von Löwen, Rhinozerossen und Strauchdieben gleichmäßig unsicher gemacht wurde, so daß man

nur in einem Dornverhau lagern konnte, ging der Marsch in Nordostrichtung weiter. Je näher man der Hauptstadt Abeschr kam, um so ängstlicher wurde Nachtigals Begleiter, der seinem Herrn durch einen reitenden Boten die Ankunft des Christen melden ließ mit dem Hinzufügen, daß er nur auf Grund eines Befehls des Schêches Omar in Kuka gewagt habe, den Fremden in die Hochburg des Islam zu führen. Am Abend des Einzuges in der Residenz entluden sich heftige Gewitterwolken über unserem Reisenden; dieser Einmarsch in durchnäßten Kleidern, über Fels und Waldesdickicht, über tiefe Rinnen, die der Regen gerissen, zwischen finstern, niedrigen Hütten einer fanatischen Bevölkerung hin, war nicht geeignet, sein Gemüt ruhig zu stimmen.

Bereits am folgenden Tage wurde er zum König Ali befohlen, dessen Residenz wie ein Kastell die Hütten überragte. Er betrat die Königswohnung auf dem nur Vertrauten geöffneten, sogenannten „Wege der Frauen"; schon auf dem Platze vor dem Königshause entfernten seine Begleiter ihr Gewand von der rechten Schulter, indem sie den Kopf durch den weiten Ärmel steckten. Man durchschritt die äußere Tür, in deren Nähe sich die Wohnung des höchsten Beamten, des Groß-Eunuchen, befindet, ohne dessen Erlaubnis niemand von der Torwache eingelassen wird. Unmittelbar hinter der äußeren Türe zweigte links ein Gang ab nach dem Teil des Palastes, der den Frauen vorbehalten ist, während Nachtigal durch einen anderen Gang auf einen Hof geführt wurde, der zwei Backsteinhäuser mit Strohdächern enthielt, die eigentliche Residenz, die trotz ihrer unbedeutenden Höhe sich doch wie ein Kastell unter den Hütten ausnimmt. Auf dem Hofe befanden sich noch Schattendächer (ohne Wände), unter deren Schutze Eunuchen und andere Diener des Königs sich gelagert hatten. Durch diesen Haupthof hindurchschreitend, gelangte man in einen kleinen Wartehof, in welchem sich eine große Hütte mit Erdunterbau und Strohdach, sowie ein Schattendach befanden, welche beide zur Aufnahme der persönlichen Diener des Königs bestimmt waren. Nachtigals Begleiter hieß ihn hier im Wartehofe niederhocken, während er durch eine aus groben Baumwollenstreifen zusammengenähte Portiere verschwand, um die Ankunft des Reisenden dem König anzumelden. Keiner von den Dienern im Wartehofe erwiderte Nachtigals Gruß, vielmehr rückten alle von der Wand, an die der Christ sich gelehnt, scheu hinweg. Bald jedoch erschien ein Diener, kniete vor Nachtigal nieder, schlug leise die flachen Hände, sagte ihm: „Der König ruft dich," und forderte ihn auf, einzutreten. Durch zwei Baumwollportieren hindurchkriechend, langte er in einem ziemlich großen quadratischen Hof an, in dessen Mitte sich ein umfangreiches Schattendach befand mit einer Anzahl großer Wasserkrüge. Zwischen diesem Schattendach und den den Hof begrenzenden Gebäuden saß auf einer mit Teppichen belegten Matte der gefürchtete Herrscher von Wadai im einfachen Baumwollenhemd, ebensolchen Beinkleidern und einem

kleinen Tarbusch auf dem Kopfe. Die Audienz fand statt ohne Zeugen. Nachtigal hockte nahe der Tür nieder, klopfte leise in die flachen Hände und wünschte dem Könige langes Leben, Sieg und Gesundheit. Dessen Anblick, noch mehr aber seine ersten Worte gaben dem Fremden die volle Festigkeit wieder. König Ali dankte in einfachen Worten für die Glückwünsche, fragte nach dem Wege und den Strapazen und fügte hinzu, daß Nachtigal bei ihm und unter seiner Herrschaft die vollständigste Sicherheit genießen werde, daß er das ganze Land „beschreiben" könne und bei seinen Ausflügen nach Norden, Osten oder in das Innere des Reiches unter dem Schutze des Königs stehe; bei dem noch weiter fortgesetzten Gespräch befestigte sich in unserem Reisenden die Überzeugung, daß er in jenen Ländern noch keine Person, noch weniger einen Sultan kennen gelernt, der einen so verständigen, einfachen, würdigen und selbstbewußten Eindruck gemacht hätte als der gefürchtete Herrscher von Wadai.

Während der ziemlich langen Audienz rutschten auf den Knieen Diener des Königs mit entblößter rechter Schulter heran und zwar je nach ihrer Stellung in verschiedenem Abstand; auch während der Herrscher direkt mit ihnen in arabischer Sprache redete, bohrten sich ihre Blicke starr in den Kies, womit der Boden bestreut war. Bei der Verabschiedung wurde der Reisende gewarnt, seine Wohnung allein zu verlassen, weil der König — wenigstens für den Augenblick — Ausschreitungen seiner etwas rohen Untertanen befürchtete. Diese Warnung war sehr am Platze; denn besonders gegen Abend wimmelten die Straßen von Abeschr von trunkenem Gesindel aus den niedrigsten Ständen und selbst die grenzenlose Furcht vor der Strenge des Königs konnte sie nicht von blutigen Raufereien zurückhalten; keine Woche verging, ohne daß der Tobsucht Trunkener oder der Eifersucht einige Menschen zum Opfer gebracht wurden. Schon das Schimpfwort „Kafir" (Ungläubiger) war ausreichend, das Messer und die mit Eisenringen beschlagene Holzkeule in Bewegung zu setzen. Seit seinem Regierungsantritt (1858) hatte König Ali unendlich viel getan, um der Roheit und dem Fremdenhaß zu steuern. Zwar war es ihm gelungen, durch äußerste Strenge den wilden Sinn der Eingeborenen etwas zu bändigen, doch nahmen mit der Entfernung von seinem Wohnsitz Furcht und Ordnungssinn gleichmäßig ab. Die fremden Kaufleute vom Nil und aus Bengasi erfreuten sich des königlichen Schutzes in besonderer Weise; keiner von ihnen brauchte um die fällige Zahlung zu bangen; er wandte sich an den König, der dem Schuldner einfach erklärte: „Wenn du bis zu dem und dem Tage deinen Gläubiger nicht befriedigt hast, so gehst du anstatt Bezahlung als sein Sklave mit ihm." Gerechtigkeit sollte ihm bei den Guten, Furcht bei den Schlechten zu Ansehen verhelfen, und die Früchte seiner strengen Zucht zeigten sich sowohl bei seinen Kriegsobersten wie bei seinen Palastbeamten; keiner der Eunuchen, die Nachtigal

ein Geschenk überbrachten, nahm eine Belohnung, nicht etwa weil sie ihm zu gering erschienen wäre, sondern weil der Gebieter es verboten.

Am 6. Juni fand im Hause der Großmutter, der „Momo", die Beschneidung zweier königlicher Prinzen statt; alles, was Flinten besaß, verpuffte im Palaste sein Pulver. Die Festlichkeit nahm an den folgenden Tagen in größerer Ausdehnung ihren Fortgang; besonders die Tänze bei dem großen Brunnen im Osten der Stadt erregten Nachtigals Aufmerksamkeit. Die Wadaimädchen der vornehmen Stände erschienen in reichem Goldschmuck; unerläßlich zum Putz schien ein zweifingerbreites Halsband von Gold zu sein, an welchem vorn kleine Zierate herabhingen, und ein großes Stück Edelkoralle im Nasenloch. Auch Korallenschnüre um den Hals, Korallengehänge an der Mittelflechte des Haares, silberne Platten in Form von Büchelchen auf den Seitenflechten, silberne Arm- und Fußbänder trugen sie oft. Der Tanz hielt sich auch nach europäischen Begriffen streng in den Grenzen des Anstandes, die Haltung der Tänzer war anmutig, die Bewegung feierlich langsam wie bei unserm Menuett. Man tanzte paarweise. Der Tänzer ging mit seiner Partnerin, die an diesem Tage außer den gewöhnlichen Hüften- und Schultertüchern noch Männergewand trug, im Kreise herum, wobei er ihr die linke Hand reichte und beide die weiten Ärmel ihrer Toben (Hemden) mäßig ausbreiteten und anmutig hin und her schwenkten. Zeitweilig verließ der Tänzer seine Tänzerin, umkreiste sie und machte, wenn er in die Nähe seines Platzes zurückkehrte, unsere Quadrillentour „balancez", einmal von seiner Tänzerin ab-, einmal ihr zugewandt, worauf dann der Rundgang fortgesetzt wurde. Die Musik lieferte ein Trommelschläger, der ebenfalls im Kreise nahe den Tanzenden herumwanderte und das ausgespannte Fell wacker bearbeitete. Andere hockten in der Mitte des Kreises. Wiewohl die Tänzerinnen nach den Anforderungen, die ein Wadaijüngling an Frauenschönheit stellt, höchst begehrenswert erschienen, konnten sie dem europäischen Reisenden wegen ihres überladenen, raffinierten Kopfputzes, der roten Nasenkorallen, der Schminke, der graupunktierten Lippen, des Übermaßes von Gold- und Silberschmuck und zu alledem der Männerkleidung nur häßlich vorkommen.

Die Beschneidung ist in Wadai allgemeine Landessitte; sie wird an den Knaben, die acht bis zwölf Jahre alt sind und einer und derselben Ortschaft angehören, gewöhnlich gemeinsam vorgenommen. Es gilt als Schande, bei dem Vorgange den Schmerz merken zu lassen. Den braven Knaben beschenkt der Vater und Bruder mit einem Rind oder Schaf, der Onkel ernennt ihn wohl zu seinem künftigen Eidam. Er empfängt das Kennzeichen der Beschnittenen, die Sandalen. Mit einer selbstgefertigten Peitsche geht er während der Heilungsfrist auf Eroberungen aus. Seine Schwestern und Cousinen überliefern ihm einen Teil ihrer Schmucksachen, die sie später durch einige Metzen Getreide wieder einlösen; doch auch

fremde Mädchen zwingt er durch seine Peitsche zu derselben Lieferung; alle Hühner ferner, die er mit seinem Wurfholz erlegt, gehören ihm; ja er hat das Recht, den Nomaden, welche zu Markte kommen, die Milch wegzunehmen und durchreisenden Kaufleuten die Waren mit Beschlag zu belegen, bis sie durch ein Geschenk ausgelöst werden.

Vom 17. August bis 1. Oktober führte Nachtigal einen Ausflug nach den Heidenländern im Süden Wadais aus und zwar in Begleitung eines königlichen Boten. Das schwierigste Stück des Marsches war der Durchgang durch die waldigen Sümpfe, die hier Sunta heißen. Am 6. September betrat man den Morast, der durch Verästelungen des zum Gebiet des Schari gehörigen Flusses Salamat gebildet wird. Alles war Wasserfläche und grundloser Brei. Bis an die Knie stand Nachtigal beständig in diesem Morast; denn sein Reitstier hatte mit sich selbst genug zu tun; das Unglück wollte, daß der Führer nach einigen Stunden jede Orientierung verlor, die Tiere einmal übers andere stürzten und das Gepäck von sich schleuderten. Mitten in diesem Brei wurde Halt gemacht, der Führer drang allein vor, um einen Ausweg zu suchen. Dazu brach einer der furchtbaren tropischen Gewitterregen los. Endlich kommt der königliche Bote zurück, es geht vorwärts, doch kaum hatte man ein halbes Dutzend Schritte gemacht, so guckten die Lasttiere nur noch mit dem Kopfe aus der Wasserfläche heraus. Man fischte das Gepäck wieder auf, lud es auf die Schultern und Köpfe und trieb die ledigen Tiere, so gut es ging, vorwärts. Endlich erreichte man einen Baum, dessen Umgebung etwas über die Wasserfläche emporragte; hier schlug man unter fortrieselndem Regen, in vollständig nassen Kleidern, neben den zitternden Tieren das Nachtquartier auf. Es war eine Schreckensnacht. Feuer war nicht herzustellen, ohne Mahlzeit, geplagt von Moskitos, die Beine im Wasser, die Oberkörper auf dem Trockenen, so erwartete man das Morgengrauen. Endlich ließ der Regen nach, die Sonne leuchtete durch die Wolken. Auf Gerüsten breitete man die Kleider zum notdürftigen Trocknen aus. Am Nachmittag brach man auf und erblickte den ersehnten Bahr es-Salamat, der dreihundert Schritt breit in beträchtlicher Strömung dahinschoß. Seinem hohen Ufer zog man entlang bis zum Abend; etwa 1 km weit waren die Flußränder mit dichtem Schilf gesäumt, in welchem sich Flußpferd, Rhinozeros, Büffel, wohl hie und da auch Hyäne, Giraffe, Löwe und Elefant verbargen. An einer Stelle, die von Schilf entblößt war, und von der auch der Wald ziemlich weit abstand, schlug man das Lager auf. Nachtigal wurde von einem heftigen Fieber befallen. Am folgenden Tage arbeitete man sich wiederum durch Sumpfniederung hindurch, wo nur das Flußpferd seinen Pfad gezogen; doch nach vierstündiger, anstrengender Wanderung zeigte sich noch kein Ende der Sunta, sondern nur ein neues beschwerliches Hinterwasser des Salamat; besinnungslos sank der von hochgradigem Fieber ergriffene

Reisende von seinem Reitochsen. Erst am nächsten Tage brachte ihn ein sechseinhalbstündiger Marsch nach dem Mangaridorfe Dumbuane, und hier fand er Behausung, Pflege und Nahrung.

Die Botschaft, daß ein Gesandter des Königs von Darfor in Abeschr eingetroffen sei und demnächst zurückkehren werde — eine schöne Reisegelegenheit für Nachtigal —, ferner sein Gesundheitszustand und die Kunde bevorstehender neuer Strapazen bei einem weiteren Vordringen, ließen in ihm den Plan reifen, von der Landschaft Runga nach der Hauptstadt zurückzukehren. Während des nun folgenden zweiten Aufenthaltes brachte er die Rede auf die Ermordung Dr. Vogels, eine Untat des Vaters König Alis, an welcher dieser edelsinnige Fürst nicht den geringsten Anteil hatte, und die man ihm gegenüber nicht ohne Gefahr zur Sprache brachte. Doch versprach er, Nachtigal etwa noch vorhandene Papiere des Ermordeten auszuhändigen, was jedoch nicht geschah. Aus den Erzählungen der älteren Freunde Nachtigals ging klar hervor, daß die fanatischen Bewohner von Abeschr den Argwohn des Königs gegen türkische Spione benutzt hatten, sein Mißtrauen gegen den blondhaarigen Fremden zu erwecken. Am dreizehnten Tage seines Aufenthaltes wurde er bei einem Ausfluge in die Umgegend der Stadt überfallen und in der Nähe einiger Granitfelsen, die man Nachtigal zeigte, erschlagen. Eine gewisse Unvorsichtigkeit Vogels lag allerdings vor, sofern er rastlos Tag für Tag unter den argwöhnischen Leuten umherwanderte, schrieb, zeichnete, ohne zu bedenken, daß er gerade hierdurch ihr Mißtrauen aufs höchste erregte.

Das Reich Wadai hat etwa folgende Grenzen: im Norden die große Wüste, im Westen den Fitrisee, im Süden den Bahr es-Salamat, im Osten Darfor; so daß es unter König Alis Regierung ein Gebiet von 170000 qkm mit etwa $2^1/_2$ Millionen Seelen umfassen mochte. Es steigt nach Osten allmählich an von 250 bis zu 600 m. Der Norden Wadais besitzt vorherrschend dürren Felsboden und leidet teilweise an Wassermangel, für den Osten und das Zentrum ist ein leichter, reichbewässerter Sandboden, für den Süden ein tonreicher, fetter Boden charakteristisch. Auf dem hohen Ostrande entspringen die Hauptadern des Landes, die Flüsse Batha und Buteha, die in der Regenzeit reißende Ströme darstellen, dagegen in der Trockenzeit in zusammenhangslose Wasserbecken zerfallen oder ganz austrocknen; doch findet man auch dann noch in ihren Kiesbetten in geringer Tiefe von 1—$1^1/_2$ m reichlich Trinkwasser. Wasserreicher, ausgedehnter ist das Gebiet des von den Gebirgen Darfors kommenden Salamat im Süden des Landes, nur daß auch er keine das ganze Jahr Wasser führende Ader darstellt. Der dürre Felsboden des Nordens gibt nur spärliche Baumwollenernten, das Zentrum und der Osten bilden die Hauptkornkammer des Landes, während der fette Tonboden des Südens auch Durra und Massari (Mais) hervorbringt. Außer diesen Getreidefrüchten zeitigt der Boden Erdnüsse, Sesam, Tabak, Indigo, Baumwolle, Kürbisse, die auch

zu Instrumenten und Gefäßen verarbeitet werden, die als Volksnahrung beliebte wilde Gurke Ngurli, Wassermelonen und endlich eine Menge Gartenkräuter, aus welchen die zum Aïsch, dem nationalen Mehlmus, unentbehrlichen Saucen bereitet werden. Der Baumwuchs, bestehend in verschiedenen Akazienarten, Bambus, Tamarinde, Deleb- und Dumpalme, steht in geradem Verhältnis zum Wasserreichtum der einzelnen Landschaften. Die Steppenlandschaften des Nordens sind eine Heimat der Strauße, die wasserdurchtränkten Sumpfebenen im Süden des Salamat beherbergen Herden von Elefanten; am Fitrisee und in den waldigen Dickichten am Batha und Buteha lauert der Löwe auf das Wildschwein. Überhaupt hat Wadai an wildem Getier, an Leoparden, Wildkatzen, Hyänen, Krokodilen, Rhinozerossen, Giraffen, Büffeln, Gazellen, an Schlangen, Skorpionen, Schildkröten, Affen, Störchen, Ameisen durchaus keinen Mangel. Haustiere sind Rind, Schaf und Kamel. Das Rindvieh Wadais ist eine Spielart der Buckelrinder Bornus; am häufigsten erscheint es in brauner Färbung, als Reittier und Lastträger findet es bei dem Reichtum des Landes an Eseln und Kamelen höchst selten Verwendung. Die Esel gehören einer schönen, großen, starken Rasse an und sind vorwiegend von grauer Farbe; die Kamele ähneln den edlen Tieren der Tibbu; ihre Milch und das Fleisch junger, fetter Tiere bilden eine Hauptnahrung der Vornehmen. Der größte Leckerbissen ist die rohe Kamelleber. Die Schafe Wadais entbehren im warmen Klima der warmhaltenden Wolle, ja sie sind im Süden des Landes vollständig glatthaarig; doch ihre Milch wird sehr gern getrunken, ihr Fleisch dem des Rindes vorgezogen und ihr Fell als Kleidung benutzt. Dieselbe Bedeutung hat die Ziege, deren Leder vortreffliche Wasserschläuche und Stoff zu Lederarbeiten darbietet. Die wadaische Pferderasse hat nur spärliche, kleine, unschöne Vertreter, doch leisten sie durch Ausdauer, namentlich im Bergsteigen, Außergewöhnliches; Rappen und Schimmel sieht man selten, Füchse und Falben sind allgemein verbreitet.

Die Bevölkerung Wadais ist zusammengesetzt aus den den Kern bildenden einheimischen, schwarzen Stämmen des Innern, die sich sprachlich verstehen und in ihrer äußeren Erscheinung, wie in ihren Lebensgewohnheiten nur wenig voneinander abweichen. Zu ihnen kommen nun aber die eingewanderten Tibbu im Norden, die Heidenstämme im Süden und die arabischen Elemente, welche als Kamel- und Rinderhirten ihr Dasein fristen.

Der Thronerbe in Wadai ist in der Regel der älteste Sohn des Königs aus vollberechtigter Ehe (seine Mutter darf also keinem der unterworfenen Stämme entsprossen sein); er muß vollsinnig, frei von augenfälligen Gebrechen, womöglich auch schriftkundig sein. Nie darf er eine Anordnung rückgängig machen; die fünf täglichen Gebete sowie das dreißigtägige Fasten im Monat Ramadan sind unerläßliche Gebote des Korans auch für ihn. Er geht stets weiß gekleidet, und nie sieht man ihn öffentlich ohne Säbel oder Karabiner.

Er hat keine bestimmte Schlafstätte, ißt ganz allein und muß auf den Genuß von Merissa (Bier) verzichten. Den Blicken seiner Untertanen setzt er sich nur am Freitag aus, wenn er zur Moschee schreitet und öffentlich Gericht hält. Der Brunnen, aus dem der König sein Wasser bekommt, ist mit Zeug verhängt, damit kein profaner Blick das Wasser entweihe; aus demselben Grunde sind die Wasserkrüge ganz in Stoffe eingenäht, und jeder, der den Wasserträgern des Königs begegnet, hat niederzuhocken und mit abgewandtem Gesicht zu warten, bis jene vorüber sind, wenn er nicht ausgepeitscht sein will. Thronberechtigte jüngere Prinzen werden im Interesse des inneren Friedens vom Oberhaupt der Schmiede geblendet. Das tägliche Leben des Herrschers verläuft nach fester unverletzlicher Regel, welche Aufstehen und Schlafengehen, Essen und Trinken, Beten und Arbeiten genau festsetzt.

Das Reich Wadai zerfällt in sieben Provinzen, welche durch vier Kemâkil verwaltet werden. Sie reisen fleißig in ihren Bezirken umher, inspizieren, sprechen Recht und ziehen ihre Einkünfte, aus jeder Ortschaft eine Ladung Getreide, ein Gewand, ein Stück Rindvieh, einen Hammel, ein; sie entscheiden sogar über Leben und Tod. Ihrer Gerichtsbarkeit unterstehen jedoch nicht die Personen von königlichem Geblüte, welche unter das Gericht des Königs fallen, und die Schmiede, die im „Sultan der Schmiede“ ihren eigenen Oberrichter besitzen. Dieser Sultan el-Haddadin (König der Schmiede) ist ein Schatten des Königs mit allen Zeichen, doch ohne den Besitz der Macht. Seine Frauen heißen gleich denen des Königs Hababat, seine Töchter Prinzessinnen; er sitzt vor dem Sultan unbedeckten Hauptes, im Burnus und auf dem Teppich; er ist der Richter über alle Schmiede im Lande, ist Gelehrter; denn er versteht den Koran, auch Leibarzt des königlichen Hauses, dem selbst in dieser Eigenschaft die Türen des Harems offen stehen; er blendet die etwaigen Thronprätendenten und rasiert wöchentlich das königliche Haupt. Von den Mitgliedern der Schmiede-Innung zieht er die Steuern für den König ein, nämlich Spaten, Beile, Messer, Lanzen und Ketten, einige Tausend von jeder Gattung, und er selbst empfängt den vierten Teil dessen, was er abliefert. Merkwürdig bleibt bei dieser bevorzugten Stellung des Oberhauptes die Verachtung, in welcher die Kaste der Schmiede sonst steht; sie dürfen nur untereinander heiraten, niemand ißt mit ihnen an einem Tische, und ein „Schmied“ geschimpft zu werden, ist eine tödliche Beleidigung.

Unter den Regierungsbeamten bildet auch der Fattaschi (der Sucher) eine eigentümliche Erscheinung, er hat auszukundschaften, in welchen Haushaltungen Merissa, das verbotene Bier, sich findet. Seine Helfershelfer sind im ganzen Lande verteilt und suchen gleich ihrem Meister die Leute zu überraschen. Er hat das Recht, die Merissabrauer oder vielmehr Brauerinnen durchzupeitschen, ihnen die Köpfe kahl zu rasieren, die Merissakrüge entzwei zu schlagen usw. Doch gegen ein gutes Trinkgeld pflegt er schon ein Auge zuzudrücken.

Sorgfältig organisiert ist auch das Kriegswesen Wadais und die Ordnung des Gemeinde- und Familienlebens. Die Wohnstätten auf den Dörfern sind Strohhütten. Erdhäuser besitzt nur die Hauptstadt, Ziegelhäuser sind allein der Palast des Königs und die Moschee; sie sind zugleich die einzigen Gebäude, die man geweißt hat. Die Strohhütten haben annähernd Zuckerhutform; bei ihrem Bau wird zunächst ein leichtes Holzgerüst hergestellt; es besteht aus Stangen, die man im Kreise aufstellt, an der Spitze zusammenbindet, im Umfange aber durch kreisförmig laufende Querhölzer verbindet. Auf diesem Gerüst wird nun eine dicke Strohschicht befestigt, die man mit sorgfältig geflochtenen Matten überkleidet. Die lang ausgezogenen Spitzen der Strohhütten sind in der Regel mit Straußeneiern geschmückt. Die Möbel der Hütten bestehen zunächst aus einer einfachen, mit einer Matte bedeckten Bank, ferner aus Tongefäßen zur Aufbewahrung des Getreides, Wasserkrügen, Eß- und Trinkgefäßen aus Kürbisschalen und schwarzgefärbten, oft mit Füßen versehenen Holzschalen. Die Kornbehälter sind zuweilen Krüge von solcher Ausdehnung, daß man sie nicht in die Hütte setzen kann, sondern die Hütte darüber baut. Größere Haushaltungen enthalten im umfriedigten Hofraume mehrere Strohhütten und auch solche für Gäste, während unbemittelte Familien eine einzige Hütte gemeinsam bewohnen.

In Dörfern von einiger Bedeutung findet man drei öffentliche Gebäude oder richtiger Hütten, eine für die Alten, eine für die Männer vom 25.—50. Jahre und eine für die Jünglinge. Kleine Ortschaften verfügen nur über eine öffentliche Hütte, die als Moschee, als Schule und als Herberge für die im Lande umherziehenden Gelehrten oder Bettelstudenten dient; neben dieser Hütte ist dann ein Schattendach, unter welchem die Männer den Tag mit Baumwollespinnen, Weben und Nähen verbringen, wenn sie nicht mit Landbau beschäftigt sind. Eine eigene Wohnung hat der Mann nur zur Nachtzeit; die Privathütte gehört der Frau, weshalb im Falle der Ehescheidung auch nicht die Frau das Haus verläßt, sondern der Mann, der ja leicht ein anderes Unterkommen findet, da er mehrere Frauen besitzt. In größeren Gemeinden finden wir die männlichen Glieder den ganzen Tag über losgelöst von der häuslichen Gemeinschaft und je nach dem Alter in besonderen öffentlichen Hütten vereinigt. Die in der Hütte der „Alten“ versammelten führen den Namen Dschemma. Aus dem Dschemma geht der Ortsvorsteher (Mandschak) hervor, der in Gemeinschaft mit einem Staatsbeamten die Gemeindeangelegenheiten ordnet. Da in Wadai mit Ausnahme einiger Landschaften aller Grund und Boden Eigentum des Königs ist, so hat der Ortsvorsteher die Äcker auf Rechnung des Königs zu verpachten; sonst arbeitet er mit den übrigen auf dem Acker, überwacht mit dem gesamten Dschemma die öffentliche Sitte, bespricht die Angelegenheiten der Gemeinde, erledigt Rechtsstreitigkeiten, besonders sofern sie Arbeitsscheue, Verleumder

und ähnliche Sünder betreffen; wer öffentliches Ärgernis erregt, wird des Dorfes verwiesen, während die gewöhnlichen Vergehen durch einige Maß Getreide gesühnt werden. — Die Genossenschaft der „Männer" (vom 25.—50. Jahre), die sogenannte Sibjan, besitzt gleichfalls eine gemeinsame Hütte, in der sie arbeiten, wenn nicht öffentliche oder private Angelegenheiten sie in Anspruch nehmen. Zu ihren Arbeiten gehört die Instandhaltung der öffentlichen Gebäude, die Wegbesserung, Erfüllung der Kriegspflicht und Bestellung der Baumwollenplantagen des Königs. Ein Aufseher ist zugleich Vogt bei der Arbeit und Sittenwächter. Ausstoßung trifft den Arbeitsscheuen wie den, der die Regel der Sibjan verletzt. Der Aufseher der Sibjan überwacht durch einen besonderen Vertreter, den „Arak", auch die weibliche Jugend (bis zum 30. Jahre), wiewohl diese eine eigene Aufseherin besitzt. — Die Jünglinge bis zum 18. Jahre leben gemeinschaftlich in der Schule unter Aufsicht des Lehrers (die jungen Leute vom 18.—25. Jahre gehören anfangs noch zu den Schülern, treten aber später in die Sibjan über). Sie betreten das elterliche Haus nur bei Mahlzeiten, verbringen sogar die Nächte oft in der Schule unter Altersgenossen. Die Summe aller anzueignenden Wissenschaft stellt der Koran dar, die freie Zeit füllen Feldarbeiten für den Lehrer aus. Wenn ein Schüler das Kunststück fertig gebracht hat, alle 114 Suren des Korans auswendig zu wissen, so ist er der Stolz des Hauses. Da sich in jedem Orte eine Elementarschule befindet und Schulzwang vorhanden ist, so darf es uns nicht wundern, wenn ein gewisser Grad religiöser Bildung überall verbreitet ist. Auf den etwa dreißig höheren Schulen des Landes sollen nach glaubwürdiger Versicherung auch Sprachstudien neben die rein religiösen treten.

Strenge Vorschrift regelt wie die Feste, so auch die Höflichkeitsbezeigungen in Wadai. Dem Bekannten reicht man die Hand, indem man nach dem Befinden fragt, sich erkundigt, wie er die Nacht verbracht oder die Tageshitze ertragen hat. Gegen Fremde erhebt man die Hand senkrecht, wünscht Frieden und geht vorüber. Stößt man auf eine Gesellschaft, so hockt man in ihrem Kreise nieder, fragt nach dem Befinden, spricht den Friedensgruß und zieht seines Weges. Sieht die Frau einen Mann entgegenkommen, so bleibt sie in einer Entfernung von zwanzig Schritt stehen, wendet das Gesicht ab und wartet, vornübergebeugt oder auch auf den Knien, bis der Herr der Schöpfung ein Stück von ihr entfernt ist. Vor einem sitzenden Manne hat sie auf den Knien vorüber zu rutschen, die gleiche Pflicht gilt für junge Leute, die sich älteren Personen nähern. Merkwürdigerweise fehlt zwischen Eltern und Kindern jede Ehrfurchtsbezeigung; nur wenn der Vater von einer Reise zurückkehrt, stellt sich der Sohn mit vorgebeugtem Körper ihm gegenüber, die Tochter empfängt ihn kniend. Der Vater aber legt seine Rechte auf ihre linken Schulter ohne jedes Wort.

Die Wadawa (Bewohner Wadais) kleiden sich nicht mehr in

Felle, sondern Hose, Sandalen und weiße Toben bilden die landesübliche Kleidung; vornehme Leute tragen über dem Hemd noch den Kaftan aus Seide, Tuch oder Kattun, den rasierten Kopf — die studierende Jugend ausgenommen — ohne Bedeckung. Der gewöhnliche Schmuck der Männer besteht in silbernen Fingerringen, in Oberarmbändern aus Elfenbein, Horn oder Stein, vor allem aber in der sogenannten „Dum-Frucht", d. h. einem großen Hübel zwischen Ohr und Nacken, welcher durch trockene Schröpfköpfe künstlich erzeugt wird und als Wahrzeichen kriegerischen Mutes gilt. Einen Wadawi ohne Waffen sieht man höchst selten; er ist unzertrennlich von seiner Lanze, seinen Wurfspeeren. Der Vornehme fügt diesen Waffen gern das Schwert, den Schild oder die eisenbeschlagene Keule bei, die am Sattel hängt. Sein Roß hüllt er in einen Wattepanzer bis zu den Knöcheln ein, so daß nur Augen und Ohren hervorschauen.

Am 11. Januar 1874 sagte Nachtigal dem König Ali, seinem treuen Beschützer, Lebewohl, um am 17. Januar in Gesellschaft einer Karawane seine Reise durch Darfor und Kordofan nach dem Nil fortzusetzen.

5. In Omdurmān.*)

Einen seltsamen Gegensatz zu Chartum bildet Omdurmān. Dort Beamte, Militär, hier tropischer Orient. Ein Getöse, ein Gewimmel von Menschen, ein lebendiges Treiben in Glut und Hitze: Schwarze, ebenholzfarbene Menschen bis zu tintenschwarzen, teils wenig, zum Teil gar nicht bekleidet — ein Farbenakkord in Schwarz, Dunkelblau und Gelbgrau, in dem als Blitzlichter hin und wieder eine weiße Gibbeh oder die hellen blitzenden Zähne hervorstechen.

Zu meinem ersten Besuch in Omdurmān ritten wir vom Hotel, am Ufer des Blauen Nils, bis zum Ferryboot, das allstündlich übersetzt. Hier klettern wir über eine Feluke, die angefüllt ist mit keifenden, schwatzenden, hockenden Weibern (schwarz und dunkelbraun), mit Soldaten, Fellachen, Eseln und Pferden — wir schieben uns durch die Passagierknäuel und klimmen über eine schnell angelegte Stiege auf das Deck des daneben liegenden Dampfers, der die angekettete Feluke mit hinübernimmt. Dann setzt sich pfauchend, zischend diese kombinierte Dampffähre mit ihrem Anhängsel in Bewegung — wir kreuzen den Zusammenfluß des Weißen und Blauen Nils, unterschiedlich durch die tatsächlich verschiedene Färbung des Wassers. Das lange, niedrige Ufer mit niedrigen Baulichkeiten und einer Menge Dahabijen markiert sich — nach kurzer Fahrt legen wir an und nehmen wieder Esel, die an Stelle der Sättel mit einem

*) Von Kunstmaler Max Rabes. Dresdner Anzeiger vom 9. April 1903.

Bockfell bedeckt sind, und die von schwarzen, halbnackten Buben mit kahlrasierten Köpfen geleitet werden.

Wir reiten am Ufer entlang durch den Stapelplatz des Gummi arabicum. Zwischen großen Hügeln dieses wertvollen Produktes sitzen Weiber und sortieren Korn für Korn — dort die rosa, hier die gelben und weißen Stücke nach Qualitäten . . . „Sonnenschirme" aus Stroh, Lumpen, Fetzen, wie man sie bei Steinklopfern sieht, schützen diese lebenden „Sortiermaschinen" notdürftig vor Sonnenbrand. Wir reiten über aufgestapelte Ballen, gefüllte Säcke, wir sehen schwarze Männer, die unter eintönigem Gesange fast bis zum Halse durch das Wasser waten und die Rohware in Ballen von den Feluken holen, die wegen der Ladung meist nicht am Ufer anlegen können. Wir reiten über den Stapelplatz des Gummi elasticum, entlang am Ufer. Schwarze Weiber waschen ihre Kleider mit entblößtem Oberkörper; sie hocken im Wasser, im Schlamme, den sie als „Seife" benutzen, sie schwatzen, lachen, schreien . . . Die eine dreht uns verschämt den Rücken, andere lachen und rufen, wieder andere lassen ihre gereinigten Kleider im Winde flattern, um sie zu trocknen — die Gluthitze besorgt das ja schnell. Dazwischen Kinder, die uns neugierig folgen, Pferde, Kamele, die gewaschen werden. Vorbei geht es an alten zertrümmerten Derwischforts, an den grauenvollen Gefängnissen mit Schießscharten und niedrigen Eingängen, weiter durch die gelbgrauen Straßen mit rötlich-gelbgrauen, fensterlosen, kleinen Häusern, durch ein gleichfarbiges Stadttor; dann über einen weiten, grauen, viereckigen, von einer Mauer umgebenen Platz, den früheren Gebetplatz, auf dem bis 70000 Mahdisten gebetet haben sollen, geschart um ihren Kalifa. Wir reiten weiter in Sonnenglut und Staub, in flimmernder Hitze zur Mudirjeh. Der Mudir, ein englischer Offizier, dem ich ein Schreiben überreiche, gibt uns die Erlaubnis zur Besichtigung des „Sehenswerten". Wir besuchen zuerst das Haus des Kalifa, das gelbgrau, staubig, an dem großen Moscheeplatz liegt. Von dem niedrigen Dache haben wir einen kleinen Überblick über die Stadt, die sich meilenweit am Nilufer hinzieht, staubig und gelbgrau. Wir sehen die primitive Audienzhalle des Kalifa, eine von zwei viereckigen Pfeilern gestützte Terrasse, wir sehen die zerfallenden Haremsgebäude des Fanatikers, in denen er, von Weibern umgeben, oft seine „Andachten" und „Visionen" abhielt, sein Bad und gegenüber das zusammengeschossene Grab des Mahdi, einst ein weithin leuchtender Kuppelbau, jetzt Trümmer hinter einem zerfallenden Eingangstor. Wir sehen das Magazin des Kalifa — heute stehen dort eroberte Geschütze —, seinen mit bunten Fetzen bedeckten, zerrissenen Wagen, ein zertrümmertes Piano aus den Ruinen des Gordonpalastes. In niedrigen Räumen finden wir Tausende von Gewehren, Gewehrteilen, Kisten mit alten Pistolen, Pfeile, Bogen, Lanzen, Kamelsättel, Kopfbedeckungen der Derwische, Eisenteile — die gesammelten Funde aus der Schlacht bei Omdur-

mān, durch die Lord Kitchener am 2. September 1898 das Mahdireich zertrümmerte und in der 11000 Derwische blieben. Ich erstand einige dieser Erinnerungen. Nach kurzem „Drink", den uns der Mudir in seinem Bureau im Hause des Kalifa anbot, gingen wir über die Basare und Plätze, durch lange, schmale Gänge im Halbdunkel, vorbei an primitiven Garküchen, an Schmieden, vorbei am Platze der Eselscherer, der Hufschmiede, durch die Plätze der Silberarbeiter, der Fleischhändler, der Gemüseverkäufer; wir drängten uns durch den Tiermarkt, durch Herden von Hammeln, von Ochsen mit großen gewundenen Hörnern, wir gingen über den Kamelmarkt — überall handelnde, schreiende Menschen, flimmernde Sonne, grelle Mittagsglut! Weiter vorbei am Topfmarkt, über den Markt der Frauen, auf dem seinerzeit einige gesteinigt worden sind — jetzt gefüllt mit braunen, halbnackten Weibern in meist indigofarbenen Fetzen oder Tüchern, Verkäuferinnen von Zwiebeln, Brot, Elfenbeinringen, Drechslerwaren. Man bietet uns alles mögliche an: komische Puppen, Ringe, Glasperlen, Ketten; neugierig umdrängt uns eine Fülle malerischer Gestalten, mit denen wir handeln und feilschen, Bettler — nackte, blinde, mit fehlenden Händen und Füßen, vom Kalifa gestrafte — staubige Kinder in Lumpen und Fetzen. In heißer Glut geht es weiter durch die Basargänge mit Zeugen und Ölen, mit Sattelzeug, Matten, Körben — dann zum großen Platze, an dem wir in einem primitiven, natürlich von einem Griechen gehaltenen Kaffeehaus unser Frühstück einnehmen. Auch hier umlagern die Eingänge Eselbuben, Neugierige und Händler mit Binsenmatten, Keulen aus Faschoda, ausgestopften Krokodilen. Über den Platz trotten auf kleinen Eselchen alte Schêchs mit schlenkernden, dürren Beinen und vielfach umwundenem Haupt, Frauen in schöner, gerader Haltung, ebenholzschwarz, tragen einen plump geformten, runden Topf auf dem Haupte — sie tragen alles auf dem Kopfe, die schwersten wie die leichtesten Dinge, und sei es nur eine leere Flasche. Fällt ihnen von irgend einer größeren Last etwas herunter, so ergreifen sie, stehenbleibend, den Gegenstand mit den — Zehen und reichen damit sich das gefallene Stück in die Hand.

Omdurmān ist eine Stadt ohne eine Fensterscheibe. Wozu auch? Erstens hält's die Wärme nicht ab, zweitens ist es nicht zu haben, und drittens wird der Innenraum doch staubig. Die Zugänge zu den Häusern aus der Zeit des Mahdi sind vielfach kleine, verbarrikadierte Höfe; es wurde so gebaut, um Schutz gegen Spione zu haben. Der Mahdi hatte zum Beispiel das Rauchen verboten — so gewann man Zeit, bei einem Überfalle die Spuren zu verwischen, bevor der ungebetene Besucher das letzte Höfchen und die eigentliche Tür zum Hause erreicht hatte. In ein solches Haus wurde ich durch einen freundlichen englischen Missionsarzt geführt, zum Pater Ohrwalder. In einem kleinen Höfchen war hier ein winziges Gärtchen angelegt, lieblich anzuschauen und artig gepflegt; in der kleinen Vorhalle hing ein Muttergottesbild. Leider

konnte ich den Pater, der als Gefangener des Mahdi so Schweres durchgemacht, nicht sehen; er hatte die Woche des Schweigens, die seinem Orden eigentümlich ist, begonnen.

Ein anderes Mal besuchten wir das Schlachtfeld. Von Omdurmān fuhren wir ungefähr eine Stunde den Weißen Nil hinauf. Frühstück im Boot: Eier, Brot, Käse, Gurken, Tomaten, als Getränk laues Sodawasser. Auf vorausbestellten Eseln ritten wir über das Schlachtfeld — starre Wüste, mit staubigen, vielfach stachligen grünen Sträuchern, zum Teil mit Steingeröll bedeckt. Wir erkletterten den steinigen Hügel, der einen vorzüglichen strategischen Mittelpunkt bildet. Heiß brennt Sonnenglut über das Feld; in der Ferne zittern bläulich Bergzüge — eine fast ewige Fata morgana zaubert Seen und Flüsse den von Hitze und Licht geblendeten Augen vor. Hinter einer Mauer im Felde steht ein Marmorobelisk zum Andenken an gefallene englische Offiziere. Wir ritten über eine Schutthalde, unter der achttausend Derwische eingescharrt sind. Ich fand eine alte Bleikugel und einige Patronenhülsen. Dann ritten wir zurück an den Nil, und unser Boot brachte uns nach zweistündiger ermüdender Fahrt zurück nach Chartum, nicht ohne vorher auf eine Sandbank gelaufen zu sein.

An einem anderen Tage fuhr ich wieder nach Omdurmān und malte den Topfmarkt, inmitten einer Schar zeternder, keifender schwarzer Weiber. Oft schien es mir, als ob ich in eine Herde Affen geraten wäre. Manchmal war das Getöse beängstigend, und einige Soldaten hielten mit der Karbatsche aus Nilpferdhaut die Zudringlichen ab . . . Dann ging ich langsam zurück durch die grauen, glühenden Straßen — vor dem Kuriositätenladen am Ende der Gasse streichelte ich noch einmal die junge, zahme Hyäne mit meinem Stock. Dann nahm ich Abschied von der Stadt, die eine Fülle des Merkwürdigen birgt und so viele Erinnerungen an die schreckliche Herrschaft fanatisierter Horden.

Eine Eisenbahn führt von Chartum über Berber und Abu Hammēd durch die nubische Wüste mit ihren Dumpalmen, ihren Felsen, ihren nur mit Nummern versehenen Stationshäusern, wo die Lokomotive Wasser nimmt, nach Wadi Halfa.

X. Bilder aus dem ostafrikanischen Seenhochland.

1. Das Kaiserreich Äthiopien. — 2. Vom Roten Meer zum Ras Daschan. — 3. Die Auffindung des Albert-Njansa. — 4. Besteigungsversuche am Kilimandscharo. — 5. Zum Kibo-Gipfel des Kilimandscharo. — 6. Am Meru. — 7. Deutsche Arbeit am Njassa.

1. Das Kaiserreich Äthiopien.*)

„Der Löwe aus dem Stamme Juda" nennt sich der Negus Negesti, der „König der Könige", Menelik II., Kaiser von Äthiopien. Von Salomo und der disputierfreudigen Königin von Saba, die aus dem glücklichen Arabien kam, „Salomo zu versuchen mit Rätseln," leitet der Herrscher Abessiniens, dem das Deutsche Reich 1905 eine diplomatische Mission nach Adis Ababá sandte, seine Dynastie ab. Die abessinische Tradition kennt einen Menelik, der in Jerusalem geboren, als Jüngling in die Heimat seiner Mutter zog, die Bundeslade der Juden dorthin brachte und jüdisches Gesetz einführte.

In solcher Überlieferung spiegelt sich vielleicht die Erinnerung an die Beziehungen, die Abessinien zu Arabien in frühester Zeit hatte, der semitische Ursprung der Abessinier selbst; die Erwähnung jüdischen Gesetzes ist gleichfalls gewiß nicht zufällig. Trotz der Einführung des Christentums, das nach den alten äthiopischen Kirchendokumenten im vierten Jahrhundert durch Frumentius dorthin kam, findet noch das zehnte Jahrhundert Bekenner des jüdischen Glaubens in Abessinien, und noch heute zeigt das im Lande herrschende jakobitische Christentum, ein verzerrtes monophysitisches Bekenntnis, mancherlei Anklänge an alttestamentliche Gesetzlichkeit. Die religiöse Kultur neigte sonst natürlich nach Ägypten, besonders nach Alexandrien, und noch heute empfängt der Abuna, der höchste Geistliche Abessiniens, seine Weihe vom koptischen Bischof in Kairo, und die ägyptische Regierung läßt sich diesen Brauch jedesmal sehr anständig bezahlen.

Von der Springflut des Islam wurde die christliche Kultur in Ägypten und im Sudan überschwemmt; wie ein einsames Eiland aus der Flut ragte Habesch, die christliche Enklave, aus dem alle Sonderkultur vernichtenden Islam jahrhundertelang empor. An den Bergwänden, die das Reich wie schützende Wälle umgeben, brach sich der Ansturm der Kalifen, prallte der Angriff der ägyptischen

*) Nach Aufsätzen von Dr. A. Funke in der Konservativen Monatsschrift 1905, S. 991 u. 1105 ff. und in der Täglichen Rundschau 1905, Nr. 26, 27.

Vizekönige ab, vor ihnen staute sich machtlos der brandende Mahdismus. Einmal, im sechzehnten Jahrhundert, scheint die letzte Hochburg des Christentums auf afrikanischem Boden an die Streiter des Propheten fallen zu wollen — aber da ist es Portugal, das vom Indischen Ozean her Abessinien, in dem portugiesische Missionare wirken, zu Hilfe kommt. In den Vorstellungen portugiesischer Seefahrer spukte bekanntlich lange, bevor Diaz das Kap erreichte, der „Priesterkönig Johannes" mit seinem fabelhaften Reiche auf afrikanischem Boden; möglich, daß verworrene Gerüchte von dem äthiopischen Christenreiche dazu Anlaß gaben. Portugiesische Reisende sind die ersten Boten des Abendlandes gewesen, die sich bis in die Berge von Habesch trotz islamischen Widerstandes den Weg zu bahnen wußten.

Portugiesische Missionare, die Alvarez, Bermudez, fanatische Jesuiten, trachten nach der Alleinherrschaft des römischen Bekenntnisses in Abessinien, Alfons Mendez kommt als Patriarch, vom Papst gesandt, Klöster entstehen, in Gondar bauen portugiesische Bauleute einen prächtigen Kaiserpalast mit Zinnen und Türmen, den „Gimp", aber der Rückschlag kommt: Die koptische Geistlichkeit gelangt 1634 wieder ans Ruder, aus jener Periode haben sich nur die zerfallenden Bauten des Gimp zu Gondar gehalten als Zeugen eines heißen Kampfes zwischen römischem und koptischem Fanatismus.

Dann bricht für das Reich des Negus eine lange Periode des Niederganges, der politischen Vergessenheit an. Wie in tiefer Nacht liegt es, nur hin und wieder vernimmt die Welt eine Botschaft von dem Schwinden der königlichen Gewalt, dem Streite der Großen, dem Hader der Provinzen, in denen die Diadochenkämpfe kein Ende nehmen, bis dann plötzlich ein Starker in der Landschaft Tigre aufsteht, die übrigen knechtet und als Kaiser Theodoros sein äthiopisches Reich aus dem Zwielicht der Vergessenheit in den hellen Schein des Tages rückt. Ein rücksichtsloser Despot, der kein anderes Gesetz als seine Leidenschaft kannte, zwang er mit bestialischer Grausamkeit die widerhaarigen Ras zur Einigkeit unter seiner Oberhoheit und führte in der Rechtspflege, der Verwaltung, dem Heereswesen mit Hilfe europäischer Sachverständiger viele Verbesserungen ein, bis sich sein Haß plötzlich gegen sie wandte und er die Gesandten in der Amba von Magdala gefangen setzte. Ein englisch-indisches Heer unter Sir Robert Napier gelang es, durch die Schluchten und Engpässe des Landes vorzudringen, den Negus einzuschließen und so glücklich zu sein, die Gefangenen aus den Klauen des Löwen zu erhalten. Der tapfere Krieger Theodoros legte Hand an sich selbst und brannte seine Feste Magdala nieder. Das geschah 1868.

Der Nachfolger, Negus Johannes, wiederum ein kriegerischer Tigriner, hatte die Freiheit Abessiniens einmal gegen die Eroberungszüge Ismael Paschas, des Khedive von Ägypten, zu verteidigen, zum andern gegen die Italiener, die sich 1885 in Massaua, einem alten Stapelplatz der Karawanen aus Abessinien, Kordofan und Darfor,

einnisteten, zum dritten gegen die fanatischen Derwischhorden Mohammed Ahmeds, des „Mahdi", die er 1889 nach tapferem Widerstande sterbend bei Metemmeh besiegte.

Der Ras von Schoa, Menelik, wurde sein Nachfolger. Er war von jeher mehr ein kluger Unterhändler als ein Krieger. Trotzdem ruht seine Herrschaft auf dem kriegerischen Erfolge von Adua im Jahre 1896, als er nach langen Verhandlungen die Italiener unter dem General und Statthalter Baratieri so entscheidend schlug, daß ganz Italien von diesem Schlage, der ihm über 10000 seiner tapferen Söhne kostete, erzitterte. Nicht wenig hatte zu diesem Siege, der dem eigentümlichen afrikanischen Gebirgsstaate die Unabhängigkeit erhielt, der tapfere Ras Makonnen beigetragen, der die Vorhut führte.

Nun versuchten die Franzosen von ihrem Hafen Dschibuti am Roten Meere eine Eisenbahn in das Herz von Abessinien zu bauen, bis nach Adis Ababá, aber der Kaiser ließ zwar die Bahn bis Adis Harar (300 km) ruhig bauen, versagte aber dann, die Gefahr wohl erkennend, dem französischen Konsortium die Zustimmung zum Weiterbau. Durch die schreckliche Wüste des französischen Somalilandes, dessen ausgebrannte Krater und schwarze Laven in trostloser Dürre starren, ist mit schwerem Gelde der Schienenweg gebaut; durch die trostlose Öde eilt in einem Tage die fauchende Lokomotive, sie bringt den Reisenden in die Waldhöhen an der Grenze Abessiniens; schmucke Stations- und Zollgebäude, freundliche Häuser in grünenden Gärten, schnurgerade Straßen und große Plätze — die moderne französische Kolonie am Endpunkte der Bahn, aber hier sitzen die Franzosen fest und harren gläubig des Augenblicks, da Menelik ihnen den Rest der Bahn nach Adis Ababá zu bauen erlauben soll. Durch die Schluchten des Gebirges, das Tal des Hauasch hinauf auf die Tafelberge möchten sie vordringen, auf die weiten Hochebenen, auf denen die ungeheuren Viehherden weiden, die Gersten- und Weizenfelder wogen und die Tausende von runden Lehmhütten die „Haupt- und Residenzstadt" Adis Ababá vorstellen, diese Stadt, die der Laune des Herrschers ihr Dasein verdankt, der noch vor elf Jahren in Antotto Hoflager hielt, um dann Adis Ababá, „die neue Blume", wie Kaiserin Taitu sie nannte, erstehen zu lassen. Eine Stadt in unserem Sinne ist Adis Ababá also nicht. Auch in der Residenz baut der Abessinier sein Haus noch immer nach der Väter Weise: einige Pfähle im Kreise in den Boden gerammt, Sparren darüber, Wände von Lehm, das Dach von Gras, ein paar Häute auf dem rohgestampften Boden, die Alga, eine niedrige Lagerstatt, mit Riemen überflochten, eine plumpe Handmühle zum Mahlen des Korns — das ist auch in der Residenz das Heim des Abessiniers. Nur die Residenz des Kaisers, ein Komplex massiver Gebäude, die Wohnhäuser der Vornehmen und Residenten machen eine Ausnahme, ebenso die Kirchen und Klöster, deren es genug im Lande gibt; die Kirche des heiligen Georg

in Adis Ababá und die Metropolitankirche zu Axum sind die vornehmsten unter ihnen.

England hat ein großes Interesse daran, daß der mächtige Negus als Nachbar des unsicheren Sudans und als Besitzer des wichtigen Nilzuflusses aus dem Tsanasee, des Blauen Nils, ihm gewogen bleibt. Denn die teueren Wasserstauwerke von Assuan liegen in bedenklicher Nähe. Deshalb gab es sogar das Goldgebiet der Beni-Schugul am linken Ufer des Blauen Nils und den schiffbaren Nilzufluß des Baro-Dschuba-Sobat im Süden Abessiniens preis gegen die Zusicherung der Oberaufsicht über die Gewässer des Blauen Nils, des Tsana und Sobat.

Deutschlands Absichten gehen nicht nach Landerwerb in Abessinien, sondern nach wirtschaftlicher Erschließung des Hochlandes. Ein deutsches Montansyndikat arbeitet bereits dort, deutsche Techniker stehen im Dienste Meneliks, und der deutsche Handel wird hoffentlich von der Gesandtschaft Nutzen ziehen. Unsere Kolonialverwaltung hat ihr Augenmerk auf die tapferen Abessinier als vorzügliche Schutztruppen bereits gerichtet, seitdem die Engländer ihre Sudanesen selber brauchen.

2. Vom Roten Meer zum Ras Daschan.*)

Der italienische Hafen am Roten Meere, Massaua, gehört zu den heißesten Orten der Erde; denn seine mittle Jahrestemperatur ist 31,6° C, es sind aber oft Schattentemperaturen bis über 40° C beobachtet worden. Steindämme verbinden die Inselstadt, die als Hafenplatz durch das nördliche Suákin-Port Sudan überflügelt ist, seitdem die Engländer hier einen Schienenweg in den Sudan haben, mit dem steppenhaft öden Uferland der Samhara, das von Kies und Geröll aus dem abessinischen Hochlande überflutet ist, zum Untergrund aber Korallenkalk hat. Korallenriffe sind am Roten Meere sehr häufig. Nicht fern von Massaua bei Eilet sprudeln heiße Quellen aus dem Boden hervor von 67,5° C — ein Anzeichen dafür, daß wir uns einem vulkanischen Lande nähern. Im Jahre 1861 warf ein kleiner Vulkan bei Ed an der Danakilküste (sö. von Massaua) Asche und Lapilli aus, und auch Lava strömte daraus hervor. Im Süden zeigt überhaupt das breitere Küstenland den vulkanischen Charakter des eigentlichen Äthiopien schon deutlicher an: die französische Bahn von Dschibuti nach Adis-Harar durchschneidet ein Gebiet ausgebrannter Krater und schwarzer erstarrter Lavaströme, die Täler und Schlünde bilden, in denen oft eine furchtbare Glut bis 42° C herrscht.

Ist der steppenhafte, dünnbevölkerte Samharagürtel überwunden, der sich in der Regenzeit mit frischem Grün überzieht, das von

*) Nach: E. F. A. Münzenberger, Abessinien und seine Bedeutung für unsere Zeit. Freiburg i. Br. 1892 (Herdersche Verlagsbuchhandlung). Dr. R. Hartmann, Abessinien und die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas. Leipzig 1883 (G. Freytag). Dr. A. Funke a. a. O. u. a.

den Herden der abessinischen Berghirten des Mensa- und Bogosgebietes abgeweidet wird, bis sie die beginnende Dürre auf ihre ergiebigen Hochmatten treibt — dann öffnen sich herrliche Täler, die Pforten des Gebirgslandes Äthiopien, die allen Reisenden Ausdrücke des Entzückens abnötigen. Im Lichte der abessinischen Sonne erscheint das Hochgebirge ungleich schöner als irgend eine ähnliche Landschaft in unseren Breiten. Der Reichtum an Farben, der fortwährende Wechsel von Hell und Dunkel, von Licht und Schatten einmal, von schwarzer Felsmasse und üppig buntem Pflanzenwuchs, setzt in Erstaunen. Der Reisende treibt das Maultier an, um bald die heißtrockene Luft der Samhara mit der feuchtkühleren jener Täler zu vertauschen, um bald alle Schönheiten unserer Alpenwelt mit dem Reichtum der Tropen vereint zu sehen. Bis zur Höhe von 1800 m herrscht in diesen Tälern und Niederungen tropische Vegetation, wir befinden uns in der Region der Kola, die eine Durchschnittstemperatur von 20° C hat: Wälder von Tamarinden, Baobabs, Sykomoren und riesenhaften Ölbäumen wechseln mit herrlichen Weideauen und blumengeschmückten Felsgesimsen. Flußpferde und Büffel weiden am Wasser, Antilopen gesellen sich dazu, und Löwen und Leoparden lauern ihnen auf. Das Tier- und Pflanzenleben der Kola schildert Brehm*) in dem Zugangstale von Mensa in den Bogosländern folgendermaßen:

„In diesem Teile der afrikanischen Schweiz mag es wohl kaum ein schöneres Gebirgstal geben als den „Ghor von Mensa". Überall, wo die Felswände nicht senkrecht oder überhängend sind, deckt eine reiche Pflanzenwelt die Gehänge, so mühsam sie auch ihr Dasein fristen mag. Viele Bäume keimten oben auf einer mehr als haushoch über dem Grunde gelegenen Felsplatte, sie fanden bald nicht mehr Nahrung und sandten nun von der Höhe lange Wurzeln in die feuchte Taltiefe. Die Wurzeln klammerten sich beim Niedersteigen an den Felsen an, verschlangen sich, bildeten Netze und Geflechte, trieben einzelne Schößlinge und tasteten weiter, bis sie endlich den feuchten Nährgrund erreichten.

Manchmal sieht man eine Wurzel, einem ungeheuren Taue vergleichbar, in anmutigen Windungen gegen 20 m emporklettern, um einem Bäumchen Nahrung zu geben, das in keinem Verhältnis zu ihr steht.

An anderen Stellen der Wände, wo zwischen den Urgesteinsblöcken sich bereits Dammerde sammelte, haben sich größere Pflanzen ansiedeln können und bilden einen mannigfaltigen, wenn auch nicht dichten Wald. Es sind außer Mimosen auch viele mir unbekannte Bäume; ja hier und da sieht man selbst den Baumriesen Afrikas, die gewaltige Adansonie, den Affenbrotbaum, Baobab, Tabaldin, Dinna oder wie dieser Dickhäuter der Pflanzenwelt sonst noch ge-

*) Dr. A. E. Brehm, Ergebnisse meiner Reise nach Habesch. S. 42 ff. Hamburg (Otto Meißner).

nannt werden mag. Im engen Felstal ist die größte Zahl dieser Bäume nicht zur rechten Entwickelung gelangt; sie erscheinen krüppelhaft auch schon während ihrer Jugendzeit.

Die Baumwelt zeichnet sich durch ihre schönen und wohlriechenden Blüten aus. Zu Ende der kleinen Regenzeit strömen von allen Seiten Wohlgerüche auf den Wanderer ein, so daß er glauben mag, er befinde sich in einem sorgsam gepflegten Garten. Andere Bäume erfreuen durch die Pracht ihrer Kronen, so die schattigen und zartblättrigen Tamarisken in den Weitungen des Ghors. Daneben ein prächtiger Riese, unserer Ulme sehr ähnlich; entwickelte Mimosen, die in der Samhara so zwerghaft waren; schöne Kigelien mit dunkelgrünem, hängendem Gelaub und den gurkenähnlichen, an langen schnurartigen Stielen herabhängenden Früchten von 5—8 Pfund Gewicht; endlich auch Sykomoren, prachtvolle Bäume.

Die Tierwelt ist so reich, daß in dem kleinen Gebiete der Bogosländer eine Gesellschaft von Naturforschern jahrelang unablässig sammeln und arbeiten könnte; besonders reich ist auch die Vogelwelt. Langschwänzige Meerkatzen hausen in den Bäumen, Paviane in dem Gefelse, Nashörner und Elefanten in den Sumpfniederungen, dort auch Nilpferde, Wildbüffel, Warzenschweine; Perlhühner auf dem rasigen Untergrunde der Wälder. So verbündet sich ein zahlreiches Heer von Tieren aller Art mit der Fülle der Pflanzen, die Sinne des Menschen fortgesetzt in Tätigkeit zu erhalten. Gesicht, Gehör und Geruch schwelgen in den Eindrücken, die auf sie einstürmen. Der an den Felswänden emporkletternde Blick, welcher erst entscheiden möchte, was für ein Gestein die Wände zusammensetzt, wird durch eine der blütenreichen Kakteen oder durch eine wundervolle Kronleuchter-Euphorbie, durch eine neue Mimose aufgehalten und verwirrt; das Ohr, das eben dem anmutigen Gesange eines kleinen Finken lauschen wollte, wird durch die glockenreinen Flötentöne eines Würgers abgelenkt; und so findet der Neuling in diesem Reiche nicht Zeit und Ruhe, sich dem Belauschen und Beschauen eines Gegenstandes hinzugeben.“

Ähnlichen Charakter trägt die mittlere Region der Woina-Deka von 1800—2500 m. Ein Weinstock, Vitis abyssinica, zieht hier große Gewinde zwischen die Waldbäume, nach dem Wein hat diese Zone ihren Namen. Nadelhölzer wie Zedern, Wacholderbäume von tannenartigem Wuchse, stattliche Eiben- und Heidekrautbäume begrenzen sie nach oben; nach unten, nach der Kola zu, wächst der Taubenbaum mit seinen hohen Stämmen und seiner Last grüner ovaler Blätter und im Herbste schneeweißer Blüten (Cordia abyssinica), der Darofeigenbaum (Ficus Daro), der der indischen Baniane ähnelt, die stattliche wildwachsende Musa Ensete, der wilde Zitronenbaum, der Kaffeestrauch u. a. m.

Im Walddunkel der Woina-Deka wuchert wilder Rizinus, schlingen sich schenkeldicke Bauhinien und andere Lianen durchs Baumgeäste, und Cissus- und Clematisarten ranken sich von Krone zu

Krone. Den Waldgrund überspinnen zarte Spargelstauden, schmücken Amaryllen und Lilien. Diese Region ist auch die Kulturregion Abessiniens, hier liegen die Felder der Ackerbauer, die Städte der Krieger und Priester. Der heißeste Monat hat hier noch eine Durchschnittstemperatur von 20° C. Wenn im April die ersten Vorboten der Regenzeit kommen, d. h. nach klaren Nächten und Morgen der Nordost Wolken bringt, oft auch Gewitter und Platzregen, wird der Boden mit dem eisernen Pflug bearbeitet, den ein Paar Ochsen ziehen. Man baut hinter den Dorngehegen oder Fenzgeflechten Sorghumhirse, Weizen, Gerste, Roggen, Mais, Einkorn, Erbsen, Linsen, Bohnen; auch Gemüse; endlich Tabak und Baumwolle; in den Südprovinzen herrscht Kaffeekultur. Nach dieser kleinen Aprilregenzeit von etwa 14 Tagen folgt schön Wetter bis in den halben Juni. Dann setzt für vier Monate die große Regenzeit ein, so, daß es anfangs nur zwei- bis dreimal wöchentlich etwa eine Stunde lang regnet, bis es in der mittleren Regenzeit Tag und Nacht hindurch regnet. Dann wachsen und grünen die Felder der Ernte zu. Mit der Sägesichel wird geschnitten, das Vieh tritt auf Lehmtennen die Körner aus; in Erdgruben, Körben und Töpfen wird der Erdsegen geborgen; auf der steinernen Handmühle wird soviel gemahlen, als täglich gebraucht wird. Auf glühenden Steinen wird Brot gebacken und schmatzend gekaut; zuvor wird es in eine dicke Brühe von rotem Pfeffer getaucht; rohes Fleisch, das noch blutet, vielleicht gar in barbarischem Gelüste vom Körper des noch lebenden Ochsen geschnitten ist, dazu verschlungen. Die Folge dieses Genusses von rohem Fleische, dem alles, auch der Kaiser, huldigt, sind allgemein verbreitete Bandwurmbeschwerden. Askaris, welche die europäischen Reisenden begleiten, behalten sich beim Dienstantritt sofort bestimmte freie Tage vor, an denen sie mit Kusso den lästigen Schmarotzer verjagen, um sofort wieder das Fleisch in alter Weise zu genießen. Der Abessinier liebt zu diesem Nationalgericht einen tüchtigen Trunk. In einer Art Bier aus Sorghum Talla, besonders aber Honigwein, Tetsch, wird tapfer gezecht, bei freudigem und traurigem Anlaß. Prachtvolle Sangarinder mit den großen leierförmig geschwungenen Hörnern, Dromedare und Maultiere weiden auf den Triften der Woina-Deka in großen Herden; Schafe und Ziegen steigen bis in die Deka hinauf.

Die Alpenwiesenregion jenseit der 2500 m-Grenze heißt Deka. Sie wird überragt von den gewaltigen Kugeldisteln (Echinops giganteus) mit ihren langen, stachlichten, silberglänzenden Blättern und kindskopfgroßen Blütenständen, den Kussobäumen (Brayera anthelminthica) mit seinen anmutig gefiederten Zweigen, den yukkaartigen Lobeliaceen der Dschibarras (Rhynchopetalum montanum).

Heidekräuter, Frauenmantel, Primel, Steinbrech, Quendel, Lobelie und Amaryllisarten bilden einen bunten Rasen.

Auf den Felsen wuchern Flechten und Moose; Farne wie Hirschzunge, Streifen- und Tüpfelfarn, Frauenhaar und Schlangenzunge

kommen vor. Auf den sonderbar gestalteten Felsen hocken Bartgeier, in der Luft schießt der „Himmelsaffe“ der Abessinier, der gewandte Helotarsus ecaudatus, ein Falke, seine Kapriolen; Steinböcke (Capra Beden) und Klippenantilopen klettern hier über das Gestein der Hochflächen und der steilen Hochgipfel. Zahlreich sind die Pyramiden, Pfeiler, Terrassenberge oder Amben, zahlreich auch rundliche Quellkuppen vulkanischen Gesteins und mächtige Basaltorgeln. Im Simengebirge erhebt sich der basaltische Ras Daschan bis 4620 m. Die Plateaus von Tigre bestehen vorwiegend aus Sandstein und kalkigen Bildungen, sonst aber herrschen überall die Lavengesteine der Tertiärzeit vor, in Amhara sowohl als in Schoa. In solchen Höhen fällt auch Schnee, doch haben die abessinischen Alpen keinen Firn und keine Gletscher.

In diesem Gebirgslande hausen die kriegerischen Abessinier, die in viele Stämme zerfallen; jetzt aber unter dem Drucke der Feinde ringsum geeint sind unter dem mächtigen Negus Negesti.

Die höchste Auszeichnung, nach welcher ein Untertan des Negus trachtet, ist der goldene Ehrenschild, eine Art Pour le mérite. Das schwarze Pantherfell um die Schultern des Kriegers ist gleichfalls eine hohe Auszeichnung, es verleiht den Adel; Mäntel aus Seide, Löwen- und Leopardenfelle sind weiter militärische Dekorationen. Der Negus hat jederzeit ein stehendes Heer von etwa 200000 Mann zur Verfügung. Die Soldaten sind, sofern sie nicht das Gefolge hoher Würdenträger bilden, bei den Bauern einquartiert, erhalten 30 Mark jährliche Löhnung, einige Hosen, die landesübliche Schama — ein Baumwolltuch mit roten Streifen — Getreide, Salz, roten Pfeffer, dazu hin und wieder Rind- oder Hammelfleisch. Das alte Fusil gras ist heute meist die Waffe des Soldaten, aber auch die Lanzen, die sichelförmigen Säbel, die langen, krummen Messer, die Schilde aus Elefanten- oder Büffelhaut, mit Metallbuckeln beschlagen, sind noch nicht ausgestorben. Stirnbinden, aus der Mähne des Löwen geschnitten, mit goldverzierten Bändern eingefaßt, verleihen dem Antlitze des Kriegers etwas besonders Wildes.

Sehr geschickt ist der Abessinier in technischen Arbeiten. Die Schmiede fertigen Lanzenspitzen, Klingen, Zäume und Steigbügel, Pflugschar und Hacke: die Edelschmiede wissen in Gold zu treiben, allerdings sind sie zumeist eingewanderte Inder und Armenier. Gerber und Schmiede gelten merkwürdigerweise als Hexenmeister. Die Weberei ist Sache der Frauen.

Überall im Lande trifft der Reisende Kirchen, meist umkränzt von ragendem Eukalyptus oder versteckt in hohem Wacholdergebüsch, überall sieht er den runden Bau, in dem das Allerheiligste, die Bundeslade steht, ringsherum ein breiter Gang, in dem die Gläubigen ihren Gottesdienst halten; denn an äußerlicher Frömmigkeit läßt es der Abessinier nicht fehlen. Nie geht er an einer Kirche vorbei, ohne die Schwelle zu küssen, von der nur die nicht kirchlich getrauten Frauen gewiesen werden durch den geschorenen Priester im grell-

farbigen Turban und weißem Gewande mit dem geweihten Rosenkranz aus Jerusalem um den Hals.

Die Priester besitzen einen großen Einfluß auf das Volk, alles, was die blauseidene Schnur, das Kennzeichen des Christen, um den Hals trägt, unterliegt ihrer Macht. Aber auch die Elendesten im Lande, die Bettler, rekrutieren sich aus den zahlreichen Mönchen und Priestern. Zu Tausenden durchziehen diese Heischgenossen das Land, zu Fuß und zu Pferde. Die letztere Spezialität ist die bedauernswerteste: durch den weitverbreiteten Aussatz und andere Hautkrankheiten sind sie der Füße beraubt, so daß ihnen der Kaiser ein Reittier schenkt. Auf diesem ziehen sie von Hütte zu Hütte, und selten bitten sie vergebens. Die Unreinlichkeit des Abessiniers, der den Körper lediglich einfettet, ist sicher schuld an dem Umsichgreifen solcher Leiden. Die Anschauung des Abessiniers vom Schönen des Lebens ist nach unseren Begriffen barbarisch. Wenn die Abessinierin die Augenbrauen ausreißt, an ihrer Stelle blaue Bogen malt, die Augenlider schwärzt, Wangen, Hände und Füße rot streicht — uns will Venus anders erscheinen.

Noch ist Äthiopien durch die kriegerische und kluge Politik seiner Kaiser ein selbständiger afrikanischer Staat, neben Marokko, dem schon die Axt an die Wurzel gelegt ist. Noch erteilt der Negus in patriarchalischer Weise Audienzen im Schatten eines Baumes, und der Fremdling steht vor ihm im Frack und Seidenhut, in Stern und Ordensband, Wort und Wille des Negus sind höchste Weisheit und Macht. Aber der Pfiff der Lokomotive tönt bereits an den Grenzen des Landes, und mit ihr kommt die Kultur, das Wetten und Wagen um Gold und Goldeswert, die „Interessen“ der Mächte. Freilich, ein kluger und energischer Kopf wie Menelik wird ihnen nicht erliegen, vielmehr für sein Land und Volk auch aus diesen neuen Dingen Nutzen zu ziehen wissen. Aber wird Abessinien stets einen Menelik auf dem Throne haben? Denn auch für ihn wird die Stunde kommen, da er die letzte Sorge für sein Land trägt, da er, in die weiße Schama gehüllt, auf der Bahre liegt und die Klageweiber sich die Haare raufen und die Brüste zerkratzen und heulen nach altem jüdischem Brauch. Eine Hütte über dem Grabe wird daran mahnen, daß die Erde einen Großen des Landes birgt.

3. Die Auffindung des Albert-Njansa.*)

Das Geheimnis der Nilquellen zu lösen, nachdem Speke 1859 den großen Quellsee Ukerewe im Hochlande aufgefunden und in den folgenden Jahren mit Grant erforscht hatte, brach im April 1861 von Kairo der Schotte Sir Samuel Baker mit seiner mutigen Frau auf. Schon bei Eratosthenes (200 v. Chr. Geb.) fand man die Nach-

*) Sir Samuel White Baker (=behkr), Der Albert-Njansa, das große Becken des Nils und die Erforschung der Nilquellen. Deutsch von J. E. A. Martin. Gera 1875 (Griesbach).

richt, daß der Nil aus Seen im Süden komme, und Ptolemäus wußte, daß er aus zwei Seen, die einige Grade südlich vom Äquator liegen, entspringe, daß sich die Abflüsse beider in einem dritten See vereinigten, der 2° nördlicher Breite liege. Diese Seen aufzusuchen und kartographisch festzulegen, war das Bemühen dieser Forscher.

In Chartum, damals dem Hauptquartier der arabischen Sklaven- und Elfenbeinjäger, stellte Baker seine Expedition zusammen. Auf Barken fuhr er den Weißen Nil aufwärts und langte am 3. Januar 1862 an der Einmündung des 110 m breiten Sobat, am 5. an der des Gazellenflusses (Bahr el Ghazal) an. Unter den primitiven Negerstämmen, die an den Ufern des Weißen Nils bis hinauf nach Gondokoro wohnten, den Nuêr, den Kitsch, den Bor, den Schir waren schon Missionsversuche gemacht worden, aber an ihrer tierischen Stumpfheit gescheitert. Sümpfe und Moräste begleiteten die Ufer des Nils. Hinter Gondokoro wurden die Ufer steiler und waldig, es war das Gebiet der kriegerischen Bari mit ihren Pfahldörfern. Der Aufenthalt in Gondokoro wurde für Baker dadurch wichtig, daß er mit Speke und Grant zusammentraf am 15. März 1863. Sie erzählten, daß am 28. Juli 1862 Speke den Nil bei den Riponfällen aus dem Ukerewe, den er seiner Königin zu Ehren Viktoria-Njansa getauft, hatte abfließen sehen, daß aber westwärts nach den Aussagen der Eingeborenen noch ein See sei, der vielleicht eine zweite Quelle darstelle.

Baker entschloß sich, diesen aufzusuchen. Aber seine Leute meuterten und zwangen ihn zum Marsche nach Osten in das Gebiet der Latuka, die friedlich in ihren bienenkorbartigen Hütten als Landbauer und Rinderzüchter in ihrem parkartigen Lande hausten. Dann ging es durch das Granitgebirge des Obbolandes, wo er fast alle Reittiere verlor an Krankheiten während der langen Regenzeit. In der zweiten Hälfte des Januars 1864 kreuzte er endlich wieder in Begleitung eines türkischen Elefantenjägers den Nil bei den Karumaschnellen, die eine nur $1^1/_2$ m hohe, aber 135 m breite Schwelle überspringen. Dort fließt der Nil (Viktorianil) in westlicher Richtung zwischen Waldufern abwärts, aufwärts in südlicher Richtung erreichte man Mruli in Unjoro. Bakers Ungeduld steigerte sich, den westlichen Quellsee zu erreichen, trotzdem er und seine Gemahlin am Fieber litten. Die Führer zogen aber nicht dem Nil entlang, sondern südwestlich am rechten Ufer des Kafu aufwärts. Durch Savannen und Mimosenwälder, die in voller Blüte standen, reisten die vom Fieber Abgemagerten und Entkräfteten unter Aufbietung ihrer ganzen Energie dem Ziele zu — wie sie aber den Mwutan-Nsige, den sie Albert-Njansa tauften, auffanden, mögen sie selbst erzählen, damit der Leser erkenne, unter welchen Mühsalen die geographischen Ergebnisse, die wir wie selbstverständlich aus unseren Lehrbüchern der Erdkunde hinzunehmen gewöhnt sind, erkämpft wurden:

„Wir kamen des Nachmittags am Flusse Kafu bei einer Krümmung

an, welche er von Süden her macht; hier mußten wir, da wir nach Westen gingen, notwendigerweise den Fluß überschreiten. Der Strom lief gerade in der Mitte einer Marsch und war, obgleich tief, doch so mit dicht verschlungenem Wassergras und anderen Wasserpflanzen bedeckt, daß durch einen Teppich von etwa 2 m dickem Unkraut eine von der Natur geschaffene schwimmende Brücke hergestellt war. Auf dieser sich wellenförmig bewegenden unsteten Oberfläche sprang die Mannschaft rasch hinüber, wobei sie bloß bis an die Knöchel einsank, obgleich unter der zähen Pflanzendecke sich tiefes Wasser befand. Über diese verräterische Oberfläche zu reiten war ebenso unmöglich als sich hinüber tragen zu lassen; ich ging daher voran und bat meine Frau, mir so schnell als möglich zu Fuße genau auf meiner Spur zu folgen. Der Fluß war etwa 72 m breit, ich hatte kaum den vierten Teil dieser Strecke zurückgelegt und mich umgeblickt, ob meine Frau dicht hinter mir folgte, als ich sie zu meinem Schrecken auf einer und derselben Stelle stehen und allmählich durch das Unkraut sinken sah, während ihr Gesicht verzerrt und ganz purpurrot geworden war. Fast in demselben Moment, da ich dies bemerkte, fiel sie um, als wäre sie geschossen worden. Alsbald stand ich an ihrer Seite; mit Hilfe von 8—10 meiner Leute, die zum Glück in meiner Nähe waren, schleppte ich sie wie einen Leichnam durch die nachgebende Pflanzendecke, und bis an den Gürtel einsinkend, arbeiteten wir uns nach der anderen Seite hinüber, indem ich sie so hielt, daß gerade der Kopf über dem Wasser war; sie zu tragen wäre unmöglich gewesen, da wir alle zusammen durch das Unkraut durchgebrochen wären. Ich legte sie unter einen Baum und wusch ihr Kopf und Gesicht mit Wasser, weil ich anfänglich glaubte, sie sei ohnmächtig geworden; aber sie lag vollkommen bewußtlos da, als wäre sie tot, die Zähne fest zusammengebissen, die Hände geballt, die Augen offen, aber starr. Es war ein Sonnenstich.

Von den Trägern waren viele mit Gepäck vorausgegangen; ich schickte eilig einen Mann nach, um einen „Angarep“ zurückzuholen, auf welchem sie getragen werden sollte, nebst einer Reisetasche mit anderen Kleidern, da wir sie durch den Fluß geschleppt hatten. Vergebens rieb ich ihr das Herz, und vergebens rieben die schwarzen Frauen die Füße, um sie wieder zum Leben zurückzubringen. Endlich kam das Tragbett, und nachdem wir ihr andere Kleider angezogen, wurde sie unter Trauer wie eine Leiche vorwärts getragen. Wir mußten beständig anhalten und ihr den Kopf unterstützen, da ein peinliches Röcheln andeutete, daß sie ersticken werde. Endlich erreichten wir ein Dorf und machten Halt für die Nacht.

Ich legte sie sorgfältig in eine elende Hütte und wachte bei ihr. Mit einem kleinen hölzernen Keil öffnete ich ihr die zusammengebissenen Zähne und schob einen nassen Lappen hinein, auf welchen ich Wasser tröpfelte, um ihre Zunge anzufeuchten, die so trocken wie Pelz war. Die gefühllosen Tiermenschen, welche die eingeborne

Begleitung bildeten, schrien und tanzten, als ob alles in bester Ordnung sei; ich befahl sogleich ihrem Anführer, zu Kamrasi, dem König von Unjoro, zurückzukehren, da ich nicht länger mit ihnen reisen möchte. Anfangs weigerten sie sich, bis ich endlich schwur, ich würde unter sie schießen, wenn sie am folgenden Morgen noch da wären. Mit Anbruch des Tages zogen sie ab, und ich war froh, ihrer ledig zu sein; ich hatte jetzt meine eigene Mannschaft und die von Kamrasi gestellten Führer.

Nahrungsmittel waren in dem Orte nicht zu bekommen. Meine Frau hatte sich nicht mehr gerührt, seitdem sie von dem Sonnenstich getroffen fiel; sie atmete nur etwa fünfmal in der Minute. Länger bleiben konnten wir nicht, meine Leute wären verhungert; so ward sie denn wieder auf das Tragbett gelegt, und wir setzten unseren Leichenzug fort. Ich war krank und gebrochenen Herzens, folgte mit Mühe dem Zuge, immer an ihrer Seite, durch wilde Parklandschaften, durch Flüsse und dichte Wälder und morastige Gründe. Wieder machten wir abends Halt in einem elenden Dorfe; ich war naß und mit Schlamm überzogen und zitterte an allen Gliedern. Die Kranke blieb bewegungslos. Um ein Licht anzuzünden, tat ich Fett in einen zerbrochenen Wasserkrug, zerriß einen Lappen und bildete daraus einen Docht. Einsam und still saß ich am Bett der Todkranken und wachte.

Am anderen Morgen begann wieder der Marsch. Obgleich schwach und krank und zwei Nächte ohne einen Augenblick Schlaf, fühlte ich doch keine Müdigkeit, lief mechanisch neben dem Tragbett her, als ob ich im Traum wäre. Dasselbe wilde Land wechselte mit Sumpf und Wald. Wieder kam der Abend, wieder ward die Kranke in eine elende Hütte gestellt, und ich zündete meine Lampe an. Alles neben mir schlief; nur das Geschrei einer Hyäne ließ sich hören, als wäre das Tier begierig nach seiner Beute. Ich verbrachte die Nachtzeit damit, daß ich nasse Tücher um den Kopf meiner armen Frau schlug und ihre Lippen anfeuchtete. Von menschlicher Hilfe entfernt, wandte ich mich im Gebet zu dem, der mehr vermag als die menschliche Kunst.

Meine Lampe war ausgebrannt, ich trat in die frische Morgenluft hinaus, da im Zustande der Kranken noch keine Veränderung sich gezeigt hatte. Da hörte ich plötzlich die Worte: Gott sei Dank! Ich eilte zurück in die Hütte; meine Frau war aus ihrer Erstarrung erwacht, sie sprach, aber verworren, und in ihren Augen glänzte der Wahnsinn.

Eine Beschreibung ihrer sieben Tage dauernden Gehirnentzündung will ich dem Leser ersparen. Der Regen goß in Strömen; wegen Mangel an Lebensmitteln konnten wir aber an keinem Orte ausruhen. Wir befanden uns auf der Grenze von Uganda, und Mtesas Volk hatte den ganzen Distrikt geplündert. In den Wäldern erbeuteten wir zuweilen wilden Honig, schossen auch mitunter einige Perlhühner. Sieben Nächte hatte ich nicht geschlafen; obwohl schwach

wie ein Schilfrohr ging ich doch während des Marsches immer an der Seite des Tragbettes. Als wir abends ein Dorf erreichten, legte ich die Kranke in eine Hütte, bedeckte sie mit einem schottischen Mantel und fiel nun selber bewußtlos auf meine Matte. Die Natur behauptete ihr Recht, der Schlaf übermannte mich. Meine Mannschaft steckte jeden Abend einen neuen Stiel in ihre Axt und suchte nach einer trockenen Stelle, um der Rettungslosen ihr Grab zu machen.

Die Sonne war schon aufgegangen, und ich schlief noch. Als ich erwachte, sprang ich entsetzt vom Lager auf; denn wie ein Blitz kam der Gedanke über mich, daß sie nun tot sein müsse. Sie lag auf ihrem Bette, blaß wie Marmor und mit jener ruhigen Heiterkeit, welche die Züge annehmen, wenn der Geist von den Sorgen und Schmerzen des Lebens befreit ist. Während ich aber angstvoll auf sie hinstarrte, hob sich sanft ihre Brust, nicht mit den krankhaften Schlägen des Fiebers, sondern natürlich. Sie schlief, und als sie bei einem plötzlichen Geräusch ihre Augen öffnete, waren sie ruhig und klar. Sie war gerettet! Gott allein weiß, was uns geholfen, nachdem alle Hoffnung schon geschwunden war. Welche Dankbarkeit mich in jenem Augenblick erfüllte, will ich nicht versuchen zu schildern."

Die Genesene hätte nun ganz besonders der Ruhe bedurft, aber man durfte nicht weilen, wenn man nicht verhungern wollte: so ward sie auf einer Bahre weiter getragen. Am 13. März 1864 erreichte man das Dorf Parkani. Baker sah im fernen Westen einen hohen Gebirgszug aufsteigen und vermutete, daß dahinter der ersehnte Mwutan Nsige liegen mochte. Allein der eingeborne Führer versicherte ihn, daß jenes Gebirge bereits die westliche Grenze des großen Sees sei und dieser schon ganz nahe ihnen zu Füßen liege, sobald man den nächsten Höhenzug überschritten habe. Würde man zeitig aufbrechen, so könne man schon am nächsten Mittag im See baden. Baker konnte vor Aufregung nicht schlafen; denn endlich stand er am Ziel seiner langen, mühevollen und gefährlichen Reise. „Der Tag brach in wunderbarer Klarheit an," erzählt er, „und nachdem wir in ein Quertal hinabgestiegen waren, arbeiteten wir uns am jenseitigen Abhang hinauf. Ich eilte der Höhe zu. Plötzlich lag in Glorie meine Beute vor mir. Tief unter uns, einem riesigen Becken von Quecksilber gleich, breitete sich ein großer Wasserspiegel aus mit einem unbegrenzten Horizont nach Süden und Südwesten, blitzend unter den Strahlen der Mittagssonne. Gegen Westen, 10—12 deutsche Meilen entfernt, erhoben sich vom Wasserspiegel blaue Gebirge bis zu 2000 m Höhe." Der östliche Abhang des Sees fiel jäh 500 m zur Talfläche hinab; der Zickzackpfad war aber so steil und gefährlich, daß die ohnehin sehr matten Entdecker zwei volle Stunden brauchten, bis sie an den Fuß des Abhangs gelangten. Dann mußten sie noch eine halbe Wegstunde über parkartig beschattete Wiesen zurücklegen, bis sie den Rand des Wassers

erreichten. „Die Wellen," erzählt Baker, „schlugen über helle Kieselbänke, ich stürzte durstig und ermattet in den See und trank mich satt an den Quellen des Nils." Da Speke das östliche Nilbecken mit dem Namen „Viktoria-Njansa" getauft hatte, so nannte Baker nun das westliche, nach seiner Meinung größere und bedeutendere Becken Albert-Njansa oder Albert-See.

Der Spiegel des Sees liegt 643 m ü. M., ist also 428 m niedriger als der Nil in Mruli; also geht der Wasserabfluß von Osten nach Westen. Unter 1° 14′ nördl. Br., wo Baker den See erreichte, fand er ihn etwa 90 km breit, nach Süden jedoch die Breite im Zunehmen. Das Wasser ist tief, süß, durchsichtig. Doch waren die östlichen Ufer von Salz geschwängert, und die Küstenbewohner laugten es aus, wodurch sie einen wichtigen Handelsartikel gewannen. Auch Fischfang wurde eifrig betrieben, und nach den großen Angelhaken zu urteilen, muß es sehr große Fische im See geben.

In dem Fischerdorfe Vacovia am Südende des Sees hielten die Reisenden Rast, dann fuhren sie in einem Ruderkahn nordwärts und gelangten nach 13 Tagen Fahrt immer an der Küste nach dem Dorfe Magango, an den Vereinigungspunkt des Nils mit dem See unter 2° 16′ nördl. Br. Etwa 32 km nördlich von diesem Vereinigungspunkte sah Baker von einer Anhöhe aus den Weißen Nil aus dem See wieder austreten und gegen Gondokoro fließen. Da er auf seiner Rückreise bei Dufile den Fluß wieder berührte, so blieb nur ein kleines Stück des Laufs zwischen diesem Orte und dem Albert-See noch unerforscht. Der Forscher ging den Viktorianil, den Einfluß des Albert-Njansa, aufwärts und entdeckte 30 km vor seiner Mündung einen großen 40 m hohen Nilfall, den er Murchisonfall nannte. Da er nun wieder zu den Karumaschnellen kam, war die Verbindung des Viktoria-Njansa und des Albert-Njansa durch den Viktorianil festgestellt. Baker ging später im Auftrage des Khedive in die „Äquatorialprovinz" als Pascha und Generalgouverneur, um sie dem Handel zu eröffnen 1869—1873.

Die großen Seen im Quellgebiet des Nils sichern den stetigen Wasserlauf, sie verhindern, daß der Nil auf seinem langen Laufe versiegt wie so mancher Steppen- und Wüstenfluß. Die periodisch fließenden abessinischen Zuflüsse bewirken die regelrechten Überschwemmungen in Nubien und Ägypten, indem sie pulsartig die Wasserführung steigern und so der Segen des Unternils werden.

4. Besteigungsversuche am Kilimandscharo.*)

Ein deutscher Missionar, Rebmann, der eine Station unter den Wanika westlich von Mombas gründete, entdeckte am 11. Mai 1848 auf einer Reise ins Dschaggaland mächtige Berge, die mit einem blendend weißen Wolkenschleier eingehüllt zu sein schienen. Seine

*) Quelle: Dr. Joh. Baumgarten, Ostafrika, der Sudan und das Seengebiet. Gotha 1890 (F. A. Perthes).

Führer bezeichneten das Weiß als „Kälte“ (Schnee), ein besonders schlauer aber hielt es für Silber und entsandte Dschaggaleute, die ihm von dem kostbaren Metall holen sollten, soviel sie fortbringen könnten. Sie brachten dem Enttäuschten — Wasser. Auf einer zweiten Reise vom November 1848 bis Februar 1849 war Rebmann so glücklich, den Kilima Ndscharo ohne Wolkenschleier zu sehen und unterschied deutlich zwei Gipfel, die durch einen Sattel verbunden waren. Der Genosse Rebmanns, Krapf, machte 1849 genau dieselbe Entdeckung. Und doch brachten die Nachrichten der beiden Männer in der Gelehrtenwelt nur ein Kopfschütteln hervor; die Vorurteile über das äquatoriale Afrika waren zu fest gewurzelt; englische Forscher erkannten in den Berichten eine Art Weihnachtsmärchen und wollten höchstens Gipfel von glitzerndem Quarz gelten lassen.

Dem deutschen Reisenden, Baron von der Decken, fällt das Verdienst zu, die Wahrheit jener angezweifelten Entdeckungen durch seinen Besteigungsversuch des Kilima Ndscharo bewiesen zu haben. Nachdem er Rebmann in seiner Missionsstation aufgesucht, der nach 14jähriger Arbeit eine Wanikagemeinde von zwei Christen, vier Hospitanten und drei Kindern um sich versammelt hatte, brach er am 28. Juni 1861 mit zwei Europäern, fünf Dienern, zwei Führern und 47 Trägern von Mombas nach Westen auf, zog durch Wanikadörfer, die von Dornhecken umgeben und mit Toren verwahrt waren, und deren Insassen durch lautes Schreien die Feuerfinken und Webervögel aus den Getreidefeldern scheuchten. Als das parallel zur Küste streichende Sandsteingebirge überschritten war, lag vor seinem Auge eine weitausgedehnte Grasebene, welche durch die allnächtlichen Regen im üppigsten Grün prangte; Baum- und Buschgruppen gaben ihr das Aussehen eines Parkes; Antilopen und Strauße zeigten sich herdenweis; die Luft war köstlich, erfrischend; die Akazien standen nach dem Regen in vollem Blattüberwurf und Blütenschmuck da. Bienen sammelten die Vorräte dieser Honiggruben; das grobe harte Gras des Vorjahres war niedergebrannt, und ein weicher, niedriger Rasen überzog das Land; es fehlten nur — die Menschen. Sie hatten sich vor den räuberischen Massai, die im Westen des Schneeträgers wohnten, als Viehräuber aber oft bis zur Küste vordrangen, in die Berge geflüchtet.

Am 14. Juli war dem Reisenden zum ersten Male der Anblick des Riesendomes vergönnt; der Schnee droben strahlte das helle Sonnenlicht noch heller zurück. Der Weg führte nach wie vor über eine mit Bergwarzen übersäte Grasfläche zum Dschipe-See, der durch die vom Kilimandscharo herabstürzenden Flüsse gespeist wird. Der Blick auf die Wasserfläche war durch einen Kranz von Papyrus und 5 m hohes Rietgras unmöglich gemacht, in dem Ufersaume hatten sich nicht bloß Antilopen, Wildschweine und Sumpfvögel, sondern auch Nashörner, Flußpferde und Löwen häuslich niedergelassen. Der Baron erlegte nicht weniger als vier gewaltige

Dickhäuter der zuerst erwähnten Art. Er war ins Dschaggagebiet eingetreten; so nennt man jene um den Südfuß des Kilimandscharo gelagerten Bezirke, aus denen sich der gewaltige Schneeberg erhebt. Der Bergriese steht auf einer Grundfläche von 75 km Breite und erhebt sich 5200 m über seine Umgebung in Form eines Doppelgipfels; von dem höheren westlichen, glänzend weißen Schneedome, dem Kibo, lief ein Sattel hinüber zu dem niedrigeren, in steilen Hörnern und Pfeilern abstürzenden Ostgipfel, dem Mawensi. Die Landschaft Dschagga war ein Paradies: in ihren Bananengärten, deren Früchte den 40fachen Nährwert der Kartoffel und den 20fachen des Weizens erreichen, wuchs das Brot der Eingeborenen heran; der Boden war durch natürliche Rinnsale und künstliche Wasserleitungen, sowie durch regelmäßige Düngung treffliches Kulturland geworden; die verständigen, fleißigen Wadschagga kannten nur Stallfütterung für ihre Haustiere, nicht mehr nomadisches Umherschweifen; die Luft auf der 12—1600 m über dem Meere gelegenen Ebene ist kühl, der Aufenthalt in den Bananenhainen besonders zur Mittagsstunde köstlich. Nur von der Neugier und Bettelhaftigkeit hatte der Reisende oft zu leiden, doch bei seiner energischen Haltung genügte der Rohrstock, um allzu dreiste Bettler im nötigen Abstand zu erhalten und im Notfalle eine Rakete, deren Abschießen selbst Sultane vor dem großen Zauberer zu Kreuz kriechen ließ; meinten sie doch, daß er Sterne vom Himmel schießen könnte. Leider nötigte ihn die Mutlosigkeit der wenigen Dschaggaleute, die bis zum Schnee des Kilimandscharo vorgedrungen waren und ihm hätten als Führer dienen können, so nahe dem Ziele umzukehren.

Im nächsten Jahre befand er sich wiederum im Dschaggagebiet, und die Freundschaft des Sultans von Moschi vermittelte ihm kundige Führer, so daß er am 27. November 1862 kurz nach Sonnenuntergang aufbrach, beim Lichte des Mondes und unter dem Geleucht der voranschreitenden Fackelträger den tiefen, steilwandigen Wallgraben, der Moschi schützend umgab, durchkreuzte und auf einer 2000 m über dem Meere gelegenen, mit Kurzgras bewachsenen Ebene die Gummidecken zum Lager ausbreitete. Unter wollenen Decken schlief man bis zum Morgengrauen; aber durchnäßt vom Tau und durchfroren machte sich die kleine Karawane frühzeitig auf, um die zitternden Glieder durch tüchtige Bewegung zu erwärmen. Geben wir nun dem Begleiter des Barons, Otto Kersten, selbst das Wort: „Zunächst kamen wir durch ein Wäldchen von nicht sehr hohen Bäumen, untermischt mit Unterholz und buschartigen, steifblättrigen Farnen, dann durch Wald von immergrünen, mit ellenlangen Bartflechten behangenen Bäumen, endlich auf eine allerliebste Grasfläche, die uns mit ihren violetten Glockenblumen und Erdorchideen lebhaft an die sommerlichen Wiesen der Heimat erinnerte. In der Nähe eines Felsens, an dessen Fuß ein klares Wasser rann, rasteten wir gegen Mittag, um unsere Mahlzeit bereiten zu lassen. Nach einem mehrstündigen Nachmittagsmarsch machten wir

gegen 5 Uhr Halt in der Nähe einer mit Regenwasser gefüllten Bodenvertiefung.

Um der Kälte der Nacht besser begegnen zu können, schlugen wir ein kleines, für zwei Mann ausreichendes Zelt auf. Die Leute suchten Holz für die Nacht zusammen, und ich selbst begab mich einige hundert Schritt seitwärts, stellte mein Meßgerät auf und nahm zahlreiche Winkel nach beiden Kilimandscharogipfeln und nach der Sonne. Finger und Zehen erstarrten bei der Arbeit vor Frost, ich war derartig durchfroren, daß ich mich nicht einmal durch Umherspringen und durch die kräftigsten Hand- und Armbewegungen erwärmen konnte, und erst, als ich den Tee eingenommen und mich in dickes Winterzeug gekleidet unter meine wollene Decke verkrochen hatte, fühlte ich mich behaglich. Am folgenden Morgen, dem 29. November, brachen wir zeitig auf und stiegen drei Stunden ohne Unterbrechung weiter. Wir kamen nur langsam vorwärts, weil wir uns von der anstrengenden Bewegung in der verdünnten Luft angegriffen fühlten. Um unsere Gesellschaft beweglicher zu machen, ließen wir den Troß der Träger und unsere ohnedies überflüssig gewordenen Führer zurück und wanderten, begleitet von einigen mit den Instrumenten und Gewehren belasteten Leuten, dem Kibo, dem Westgipfel des Kilimandscharo zu. Das Steigen wurde beschwerlicher; immer öfter mußte gehalten werden. Sämtliche Träger klagten über Schwäche und Kopfschmerz; auch ich fühlte mich unbehaglich, und sogar der allen Strapazen gewachsene Baron ging nicht frei aus. Eine Bodenwelle nach der andern erklommen wir, und noch sahen wir, als wir den nächsten Kamm erreicht hatten, immer neue Täler und Landrücken aufsteigen. Dazu verhüllte ein dichter werdender Nebel die Aussicht. Das Holz wurde spärlicher und hörte endlich ganz auf; Wasser fand sich gar nicht mehr, vermutlich, weil die vom Schnee genährten Rinnsale infolge einer eigentümlichen Bodenbildung nach einer anderen Seite hin Abfluß fanden. Was sollten wir unter diesen Umständen tun? Die Grenze des Schnees lag nur 700—1000 m über uns, und diese wenigstens zu erreichen, schien uns im höchsten Grade wünschenswert. Aber zur Rückkehr mahnte mit Dringlichkeit die Rücksicht auf unsere Schwarzen, welche ernstlich litten und bei längerem Verweilen, ohne Mittel sich zu erwärmen, wahrscheinlich den ungewohnten Verhältnissen erlegen wären. Der Entschluß, so nahe dem Ziele umzukehren, wurde uns nicht leicht; aber die Erwägung, daß bei unserer mangelhaften Ausrüstung eine vollständige Besteigung des schneebedeckten Gipfels ohnehin unmöglich sein würde, gewährte uns einen Trost. Nach mancherlei vergeblichen Versuchen gelang es uns, ein schwach glimmendes Feuer anzuzünden; wir nährten es mit zarten Heidekräutern und bestimmten aus dem Siedepunkt des Wassers und mit dem Barometer die Höhe auf 4280,5 m (5 m höher als der Gipfel des Finsteraarhorns). Daß bei einer solchen Verdünnung der Luft unsere Glieder schwer wurden, kann nicht verwundern. Schließlich begaben

wir uns auf den Rückweg, da das Wetter inzwischen sich nicht aufgeklärt hatte und überhaupt nicht aufhellen zu wollen schien."

Im Jahre 1883 versuchte der junge schottische Geologe Thompson eine Besteigung des Kilimandscharo. Die Wadschagga bezeichnen seine beiden Gipfel als Kibo und Mawensi, während bei den Massai die Bezeichnung Doenje (Berg) Ebor (weiß) landesüblich ist. Auch Thompson bezeugt, daß die südliche Abdachung, die Landschaft Dschagga, durch Bodengüte, Bewässerung und Klima alle Vorbedingungen für einen gedeihlichen Ackerbau bietet, besonders die große 16 km breite Terrasse, die von 1220—1830 m ansteigt. Hier lagen eine ganze Menge kleiner Staaten beständig im Kriege miteinander. Thompson erkannte im Kilimandscharo einen Vulkan, dessen einstige Tätigkeit durch den schönen Kratersee von Dschala (10 km Umfang) ihm unzweifelhaft bewiesen ward. Die Eingeborenen erzählen noch heute, daß an jener Stelle einst ein großes Massaidorf gestanden habe, das in die Luft gesprengt worden sei. Sie wollen noch heute das Blöken der Rinder und Schafe aus der Tiefe hören.

Wichtiger wurde die Besteigung, die im Juli 1887 Dr. Hans Meyer und Leutnant v. Eberstein ausführten. Die Reisenden brachen mit ihrer Karawane von 73 Trägern und 10 Soldaten von Mombas auf. Hören wir hierüber den gekürzten Originalbericht: „Unser Weg führte in eine Baumsteppe, deren Boden außer mit dürrem Gras mit großen, mächtigen Lavatrümmern bedeckt war. Außer Straußen habe ich auf dem Wege kein Wild gesehen. Wir hatten schöne Durchblicke auf den Dschipe und die Uguenoberge. Lagerplatz 1000 m hoch; 6 Uhr morgens (3. Juli) Thermometer 16° C, $6^1/_2$ Uhr abends 17° C. Am 3. Juli marschierten wir in mehr nördlicher Richtung durch den Habarifluß und kamen bald aus der Baumsteppe in einen Buschwald mit 2—3 m hohem Gras. Stark steigend überschritten wir guterhaltene Fährten und Trollbahnen großen Wildes (Rhinozeros und Elefant) und gingen durch den Unafluß, nachdem wir die sehr steile Uferwand herabgeklettert waren. Sofort, als wir das andere, ebenfalls sehr steile Ufer erklommen hatten, traten wir in üppige Felder voll Bananen, Zuckerrohr, Mais, Bohnen, Hirse, sowie auch Tabak ein, aus denen uns heimatliche Tierstimmen von Ochsen, Schafen und Ziegen entgegentönten. Die Gärten waren mit gutgepflegten Hecken umgeben. Bald wurden wir von den Eingeborenen mit „Rukafu" (guten Tag!) begrüßt. Gegen 11 Uhr kamen wir am Fuße des Hügels an, auf dessen Höhe der Kraal des Sultans von Marangu, Mareale, liegt. Mareale, ein sehr manierlicher, angenehmer, noch junger Mann, empfing uns im Kreise seiner Frauen und führte uns selbst, um uns seine Häuser, seinen Garten und seine Schmiede zu zeigen. Seine Hütten hatten einen runden Grundriß, waren spitz und endeten oben in einem kugelartigen Knopf, während sein eigenes Haus aus Lehmbatzen länglich ist mit Giebel wie unsere Dorfhäuser, von welchen es sich nur dadurch unterscheidet,

daß es bedeutend niedriger ist, keine Fenster hat, sondern nur an den Giebelseiten kleine Türen von 1 m Höhe, welche Schornstein, Fenster und Tür zugleich sind. Alles Vieh (Ziegen, Esel, Rinder) halten die Wadschagga jahraus jahrein in Ställen, durch welche in kleinen Kanälen das Wasser aus den Bächen geleitet wird. Das Dschaggaland ist bekannt seiner Schmiedekunst wegen. Dr. Meyer hat mit großen Kosten Ankäufe gemacht, um die von der Decken'sche Sammlung zu vermehren. Wir freuten uns daher sehr, daß Mareale am ersten Tage uns gleich seine besonders vorzügliche Schmiede zeigte. Unter einem Dache flackerte ein Feuer von Holzkohlen; die zwei Blasebälge bestanden aus zwei Ziegenhäuten, welche beide mit einem kurzen Rohre in Verbindung stehen. Die Schmiedewerkzeuge sind sehr einfach und bestehen aus einem Hammer, der im Vergleich zu unserem heimatlichen sehr groß ist, einer Zange, ähnlich der unsrigen, als Amboß dient ein großer Stein. Man verarbeitet zu Scheren und Messern (Schwertern) nur Eisendraht, während Spaten, Hacken u. a. aus dem nur zwei Tagereisen von hier gefundenen Uguenoeisen gemacht werden. Aus den Uguenobergen von den dort wohnenden Wapares ist die Schmiedekunst zu den Wadschaggas gekommen und von diesen zu einer erstaunlichen Fertigkeit und Kunst gefördert.

Mareales Niederlassung liegt 1460 m hoch. Temperatur morgens 7 Uhr $13^1/_2{}^0$ C, mittags 21^0 C, abends 6 Uhr 17^0 C. Wir blieben am 4., 5. und 6. Juli hier und hatten Gelegenheit, noch andere Dschaggasultane aus der Nachbarschaft kennen zu lernen. An ihrem Hofe wohnen einige Suahelis, welche Schreiber und Ratgeber der sonst ungebildeten Dschagganeger sind. Wir benutzten diese Tage, um uns auf unsere Besteigung vorzubereiten: Anfertigung von Bergstöcken, Beschlagen von Stiefeln u. dergl. Am 7. Juli gingen wir mit 30 Mann ab in nördlicher Richtung; unser Weg durchschnitt, stark steigend, mehrere vom Mawensi, welcher genau nördlich von Mareales Dorf liegt, kommende Bach- und Flußläufe; zuerst gingen wir durch Bananenwäldchen dahin, welche aber bei 1800 m aufhörten. Wir kamen in Buschwald und gelangten mit 2000 m Höhe in den mächtigen Kilimandscharo-Urwald; um $1^1/_2$ Uhr nachmittags schlugen wir unser Zelt auf. Lager 2080 m hoch; Temperatur morgens 7 Uhr $9^1/_2{}^0$ C, mittags $1^1/_2$ Uhr 15^0 C, abends 6 Uhr 9^0 C. Unser Marsch hatte uns häufig an Elefantenspuren, an Bäumen mit Moos bewachsen, über Bäche, die durch Lavagestein mit großer Geschwindigkeit fluteten, aufwärts geführt.

Am 8. Juli marschierten wir um 8 Uhr ab auf dem sich im hochstämmigen Urwald schlängelnden Wege; über Wurzelwucherungen auf lehmglattem Boden glitten wir unter den mit langem Moos bewachsenen Bäumen dahin, von welchen es beständig tropfte, da der ganze Urwald in einen dichten Nebelschleier gehüllt war. Der Urwald ist 2—3 km breit, liegt zwischen 2000 und 3000 m Höhe und ragt nur an den Flußläufen höher hinauf. Um 2 Uhr wurde

das Lager am „Seneciobach“ aufgeschlagen, 3000 m hoch. Temperatur morgens $2^3/_4{}^0$ C, mittags $17^1/_2{}^0$ C, abends 6^0 C. Der Lagerplatz war mit mittelhohem Gras bewachsen, außerdem noch mit vereinzelten Bäumen und buschigen Erlen, die uns Feuerholz lieferten. Nachmittags verzogen sich die Nebel, die schneebedeckten Berge traten ganz deutlich hervor, was ängstliche Leute unter unseren Trägern veranlaßte, sich auf die Erde zu werfen, als wären sie von dem hellen Schein geblendet. An Blumen kamen außer der mächtigen, wohl 2—3 m hohen Senecio Johnstoni, die bis 36 cm Stammumfang zeigt, in der Hauptsache nur Strohblumen vor. — Am 9. Juli früh ließ Dr. Meyer durch den Dolmetscher die Leute fragen, wer uns freiwillig noch weiter hinaufbegleiten wolle; es meldeten sich außer dem Dolmetscher 11 Leute, welche mit wollenem Hemd und Anzug, auch Stiefeln, versehen wurden. Um $9^1/_2$ Uhr traten wir den Aufstieg an. Um 2 Uhr 40 Min. nachmittags trafen Dr. Meyer und ich nach anstrengendem Steigen mit nur drei Leuten bei den ersten Schneeflecken an einem Bache an, der dort entsprang. Dr. Meyer taufte den Lagerplatz „Schneequelle“; die übrigen Leute kamen erst eine Stunde später an. Lagerplatz 4600 m hoch. Temperatur morgens 7 Uhr $+ 5^0$ C, abends 6 Uhr 0^0 C (Maximalthermometer $+ 17^1/_2{}^0$ C, Minimalthermometer $- 6^0$). Vor Kälte gingen wir schon um 6 Uhr zur Ruhe, nachdem wir ein Feuer zur Erwärmung unserer Leute angezündet hatten. Gutes trockenes Feuerholz fanden wir viel an Büschen trotz des Schnees.

Am 10. Juli brachen wir mit fünf sich meldenden Leuten um 7 Uhr 40 Min. vom großen Zelt auf, dieses zurücklassend; wir nahmen nur das kleine Zelt, wollene Decken, Unterzeug, Instrumente, photographischen Apparat, Teekanne, eine Flasche Kognak mit und gingen in nördlicher Richtung vor. Vegetation: Strohblumen, Moos, Gras, Disteln. Unser Aufstieg war sehr steil, die Leute folgten nur langsam über den nassen Fels, und so gelangten wir um $12^1/_2$ Uhr nachmittags innerhalb großer Felsen an einen für ein Lager günstigen Platz, 4900 m hoch. Temperatur morgens 6 Uhr $- 5^1/_2{}^0$ C, mittags $+ 2^1/_2{}^0$ C, abends 6 Uhr 0^0 C. Nachdem das Zelt aufgestellt war, entließen wir unsere Leute mit der Instruktion, übermorgen wiederzukommen. Dr. Meyer und ich gingen nachmittags bei schönstem Wetter über die Lavafelder spazieren.

Zwischen Kibo und Mawensi liegt in einer Höhe von 4700 m die 10 km lange Sattelhochfläche, welche sich im allgemeinen nach dem Mawensi zu neigt. Die Sattelfläche wird durch eine Hügelreihe in zwei Teile geteilt. Die südliche Hälfte zeigt Hügelrücken und Täler, die breitere nördliche Hälfte nur zwei mächtige Lavaströme, von denen der eine vom Kibo, der andere vom Mawensi ausgeht; beide haben nach Nordosten ihren Abfluß. Der Kibo ist auf der Nordseite wenig, auf der Südseite stark vergletschert.

Am 11. Juli standen wir um 6 Uhr auf. Wir fühlten starke Kopfschmerzen und hatten gar nicht geschlafen, auch der Kälte

Kibo Mawensi

Ostafrikanische Steppe und Kilimandscharo.

Aus HANS MEYER, Der Kilimandscharo. Berlin 1900.

wegen. Wir konnten kein Feuer machen, aßen schnell ein Stück Schokolade und gingen, jeder mit einem tüchtigen Bergstock bewaffnet, sehr steil bergan; auf steinhart gefrorenem Schnee hatten wir große Felsblöcke zu überwinden. Das Wetter, welches anfangs sehr gut gewesen war, verschlechterte sich immer mehr; es wurde schließlich so neblig und schneite, daß man kaum 50 Schritt weit sehen konnte. Um 11 Uhr konnte ich nicht mehr weiter — meine Glieder waren bleischwer, auch wurde ich unwohl — ich blieb sitzen und stellte das Kochthermometer auf. Dr. Meyer war noch etwa 250 m höher hinauf geklettert, mußte aber dann an einer etwa 30 m schroff aufsteigenden Gletscherwand auch umkehren. Jetzt war ich mit Kochen fertig, das Quecksilber blieb unterhalb der Skala stehen; unsere Barometer reichten nicht mehr aus; wir schätzten die Höhe, wo ich kochte, auf 5700 m. Wir hofften noch immer auf besseres Wetter, um dann noch einmal weitergehen zu können, als bei — 4° C der Schnee so dicht fiel, daß wir uns, um unsere Fußspuren wiederzufinden, zu einem fluchtähnlichen Rückzuge wandten. Nur mit äußerster Anstrengung fanden wir den Weg und langten halbtot an unserem Lagerplatze an.“

5. Zum Kibo-Gipfel des Kilimandscharo.*)

Die genaue Kenntnis des Kilimandscharo ist dem deutschen Forscher Dr. Hans Meyer zu danken. Auf drei Reisen, 1887, 1888, 1889, ging er dem afrikanischen Riesen zu Leibe, es gelang ihm auch, 1889 den Mawensi und den Kibo zu ersteigen und die höchste Spitze des Kibo-Kraters mit 6010 m zu bestimmen. Er taufte sie Kaiser-Wilhelm-Spitze. Im Jahre 1898 gelang ihm eine zweite Ersteigung von der Nordseite her. Am Morgen des 17. August brach er von der Grenzlandschaft Useri am Ostfuße des Mawensi aus auf. Sie ist mit Gasseni die nördlichste der bananengrünen Dschaggalandschaften, die als eine Kulturzone sich zwischen die baumarme Massaisteppe und den höher gelegenen Kilimandscharo-Urwald einschiebt. Hier gegen Norden berühren sich nun Steppe und Urwald ohne diese freundliche Zwischenzone; denn die Bergbäche fließen hier nur während der Regenzeit.

Die Steppe mit ihren Schirmakazien wird immer heißer, trockener und windiger. Hierher öffnet sich die große Nordostschlucht des Mawensi, die sich oben über 4000 m Höhe in eine riesige Caldéra erweitert, unten bis 1700 m in eine jüngere Eruptionszone mündet mit Lavakegeln und Tuffhügeln. Bei einem Massaikraal wurde das Lager aufgeschlagen: Bohnen-, Mais- und Maniokfelder umgaben

*) Quelle: Dr. Hans Meyer, Der Kilimandscharo. S. 111 ff. Berlin 1900 (Dietrich Reimer). Vgl. die Abbildung, die diesem Werke entnommen ist.

die grasgedeckten Hütten. Viehseuchen hatten den Stamm gezwungen, zum Feldbau überzugehen.

Von dort aus bahnte sich der Reisende mit seiner kleinen Karawane einen Pfad durch den Urwaldring aufwärts, durch Steppengräser, Mimosen, Baumeuphorbien usw., die hier mit Agaurien, stolzen Podocarpus- und hohen Wacholderbäumen vermischt stehen. Überall blitzt das Sonnenlicht durch die ziemlich lockeren Bestände wie in einem südeuropäischen Laubwalde. Weiter oben wuchern auf den Lichtungen Adlerfarne und Beifußbüsche. Lianen mit Dornen und Widerhaken hemmen das Vordringen, wo nicht der Elefant Bahn getrampelt hat. Von 2200 m Höhe an überziehen sich alle Bäume mit langwallenden Bartflechten, und gleichzeitig erscheinen die ersten Trupps des schönsten aller afrikanischen Affen, des Colobus caudatus, dessen weißer langer Behang mit den Bartflechten der Bäume eine wunderbare Schutzähnlichkeit hat. Der Elefant steigt bis 3500 m am Berg hinauf, die Elenantilope aber bis 4400 m.

Oberhalb der Waldgrenze bei 2300 m gab es noch schwere Arbeit in Adlerfarndickichten, in denen man auch das Lager aufschlug. Das Hochgebirge lag im Nebel; am andern Morgen aber: wolkenlos und klar in überirdischer Erhabenheit! Die Eiskrone des stumpfkegeligen Kibo ragte in den kalten fahlen Morgenhimmel — ihm gegenüber thronten die dunkeln zackigen Felsmauern des Mawensi über dem breit und massig hingelagerten Unterbau.

Über sonnige Graslehnen ging es einer jener Lavahöhlen zu, die hier dem Bergsteiger willkommene Unterkunft bieten, der Nguarohöhle. Hier blieben die Träger zurück, nur der Maler Ernst Platz, zwei Wanjamwesi und fünf Träger wanderten mit Dr. H. Meyer am nächsten Morgen bergwärts, einem kleinen Bach entlang, der sich in die grauen kahlen Lavadecken ein flaches Bett geschliffen hat. Von 3200 m an begleitet uns nur kniehohe Ericinellaheide. Wiederum bietet die „Stirnhöhle“ eines Lavastromes in 3675 m ein geschütztes Quartier. Hier kehrten die Träger zur unteren Höhle zurück, nur die beiden Wanjamwesi-Askaris blieben bei den beiden Europäern. Gegen Sonnenuntergang zeigte sich der Kibo in großartiger Klarheit. Unten auf dem leichtgewellten Wolkenmeer der Urwaldzone entfaltete sich ein wundervolles Farbenspiel, noch schöner war der ungeheure violette Schattenkegel, der über das Wolkenmeer in die Steppe hinauswuchs gegen Osten. Als er endlich erlosch, ging über der Eiskappe des Kibo strahlend ein Planet auf. Hier schon fanden sich trotz der starken Verwitterung des Gesteins Spuren einstiger Vergletscherung. Neben heidekrautartigen, gelbblühenden Euryops- und Ericinellenbüschen blühten hier aus graublättrigen dichten Polstern glänzendweiße Strohblumen (Helichrysum) zu Tausenden. An den wenigen feuchten Stellen starrte der halbmannshohe Blütenstand einer Lobelie wie ein dicker Lampenputzer kerzengerade empor, oder es hob sich das seltsamste Gewächs des oberen Kilimandscharo, der Senecio Johnstoni, wie riesiger Blumen-

kohl über das zwerghafte Gebüsch. Eine Eidechse huscht über den Sand, ein Steinschmätzer piept einmal, ein weißbrüstiger Rabe krächzt — aber sie helfen nicht über den Eindruck der Bergeinsamkeit hinweg. Nur das Spiel der Nebel über den zellenartig zersprungenen Lavabuckeln, die man nach ihrem Aussehen nicht mit Unrecht Schildkrötenhügel genannt hat, bringt etwas Leben in das Bild.

In 4450 m übernachteten hinter einer vor dem eisigen Bergwinde schützenden Felsgruppe die beiden Europäer, die Askaris eilten fröstelnd zur oberen Höhle zurück und versprachen in zwei Tagen wiederzukommen. Durch steile Schuttkare und Grate, bei 6° Kälte, mit Rucksack und Instrumenten beschwert und den Berglaternen in der Hand begann am Morgen vor Sonnenaufgang der Anstieg. ½6 Uhr leuchtete im Osten als Vorbote der Morgendämmerung ein weißer kegelförmiger Lichtschimmer auf, der mit seiner Basis den halben östlichen Horizont überspannte und mit seiner Spitze gegen den Zenith hin züngelte. Erst als er erlosch, stieg der breite Morgenschein im Osten auf, durchzogen von langen Zirrusstreifen.

Bei 5055 m wurde die letzte filzige Blütenpflanze, ein Senecio, gefunden; bis zum Gipfel aber gibt es trotz der bitteren Nachtkälte und der heißen Sonnenstrahlung noch überall Steinflechten. Windverschlagene Wanderheuschrecken lagen zu Tausenden tot am Boden bis hin aufs Eis. Der Kibo ist von der Ostseite her deutlich als ein durch einmalige ununterbrochene Lavaergüsse und Aufschüttungen von dem zentralen Kraterschacht aus aufgebauter Vulkan, als ein monogener Vulkan im Sinne der Stübelchen Vulkanlehre, zu erkennen. Die Luft war hier oben so sauerstoffarm, daß die Herzschläge auf 144 stiegen, die Atmung auf 48 Züge in der Minute, und in den Ohren sauste und summte es wie naher Sturm. Gegen 11 Uhr gelangte der vorausgehende Dr. Hans Meyer endlich in das Schuttkar, das zur Ostscharte im Kraterrande führte. Ein Riesenzirkus mit steilen schwarzbraunen, basaltischen Innenwänden und ziemlich flachem, eisbedecktem Boden öffnet sich in fast 6000 m Höhe — ein flacher Eruptionskegel hebt sich darin empor. Das Eis ist stark zerschmolzen, ähnlich dem „Büßerschnee“ in den Anden. An der Südwestwand ist die höchste Spitze, die Kaiser-Wilhelm-Spitze, 6010 m hoch. Die vulkanische Bergnatur regt sich nicht mehr, nicht einmal heiße Quellen, Fumarolen, Solfataren oder Mofetten sind zu beobachten. Nur der Wind spielt mit dem stiebenden Hochschnee. Der Kibo ist wohl jünger als der ruinenhafte Mawensi im Osten, der die älteste Ausbruchstelle bezeichnet. Drüben aber im Westen schwingt sich der schöne Meru aus der Ebene, der jüngste der Vulkane, der noch nicht als erloschen bezeichnet werden darf.

Gegen Sonnenuntergang langten die Bergsteiger übermüdet wieder in ihrem Biwak in der Hochgebirgswüste an, am folgenden Abend kehrten sie zur wohnlicheren Höhle zurück.

6. Am Meru.*)

Zu den stimmungsvollsten Bildern, die ich in Afrika genossen habe, schreibt Dr. Fritz Jäger*), gehört die Aussicht von Moschi am Kilimandscharo über die weite Steppenniederung hinweg nach dem Meru, wenn die Sonne eben untergegangen war. In tiefem Dunkel liegen die untersten Radialrücken des Kilimandscharo, die weite Steppe, die Meruvorhügel wie der Dom- und der Sargberg und schließlich der große Merukegel selbst, der sich 3800 m über die Steppe erhebt. Aber das Dunkel stuft sich ab in den zartesten Farbentönen vom tiefen Blauschwarz des nächsten Bergrückens zu Dunkelviolett in der Steppe und zum lichten Grauviolett des Meru. Auf den purpurnen Hintergrund des Westhimmels ist mit markigen Zügen sein Profil gezeichnet. Zur Linken steigt es steil und geradlinig aus einer Hügelgruppe an, in der der abgestutzte Sargberg auffällt, bis zum höchsten, fein gezähnelten Grat. Ein schön geschwungener, nach oben konkaver Bogen verbindet diesen mit der niedrigeren Spitze im Norden. Steil und geradlinig fällt die Profillinie zur Rechten von der Nordspitze hinab zur flachen Steppe.

Im Jahre 1901 bestieg Dr. Carl Uhlig den Meru zum ersten Male. Der Berg erhebt sich wie der Kilimandscharo aus einem von Brüchen begrenzten und durchsetzten Senkungsfeld, das als eine Abzweigung des großen ostafrikanischen Grabens angesehen werden kann. Dieser verläuft von der Jordansenke nach dem Roten Meer, an der Ostseite Abessiniens entlang, über die Linie Margherita-, Stefanie-, Rudolfsee nach dem Natron- und Manjarasee und dem Nordende des Njassa. Diese Grabenbrüche, entfernt ähnlich dem der oberrheinischen Tiefebene, nur viel größer, sind für das afrikanische Tafelland, wo fast jede Faltung fehlt, charakteristisch. Ein zweiter, der zentralafrikanische Graben, ist ebenfalls durch eine Seenkette bezeichnet: er verläuft von Dufile am Weißen Nil südlich zum Albert-, Albert-Edwardsee, Kivusee, Tanganjika. Diese Gräben sind mit Vulkanen besetzt, die teilweise noch tätig sind. Die größten liegen seitlich davon auf Querspalten. Dazu gehört auch der 4630 m hohe Meru unserer ostafrikanischen Kolonie.

Von Norden steigt er steil aus der Steppe auf. Im Osten schmückt eine Art Seenplatte seinen Fuß; im Süden liegen viele kleine parasitäre Kraterberge; ähnlich im Westen. Der Meru ist durch wiederholte Ausbrüche aus Tuff und Lava aufgeschüttet worden: er ist ein polygener Vulkan und steht so im Gegensatz zu seinen hohen Nachbarn Kibo und Mawensi. Die dem Südostpassat ausgesetzten Gehänge sind schon von tiefen Radialschluchten durchfurcht, Nord- und Westhang sind von der Flußerosion noch kaum angegriffen worden. Sie gehören abflußlosen Steppengebieten an, an der regen-

*) Quelle: Geogr. Zeitschrift 1906. Heft V. Der Meru, von Dr. Fritz Jäger. Gekürzt.

reicheren Südostseite sammelt sich das Kikulétwa- oder Darjámaflüßchen, das dem Pangáni zueilt.

In den Gipfel ist eine nach Osten offene Caldéra eingesenkt von 4 km Durchmesser. 1000 m hohe Felswände stürzen vom Kraterrand zum Kraterboden hinab — nur im Osten fehlen sie. Die große hufeisenförmige Caldéra enthält einen kleinen Zentralkegel, aus dessen Westfuß sich wie ein Gletscher 5 km lang und 1 km breit ein Lavastrom ergossen hat, der noch wenig verwittert ist und kaum 100 Jahre alt sein dürfte. Aus einigen Spalten am Zentralkegel steigen noch heute weiße Wasserdampfwolken auf. Die Caldéra scheint dadurch entstanden zu sein, daß große Lavamassen tief in den Förderschacht zurücksanken und auch erstarrte Teile, ihres Haltes beraubt, nachsanken.

Durch die Öffnung der Caldéra blicken wir hinaus auf die gelben Steppen, auf die vielen blinkenden Seen zwischen den niedrigen Tuffhügeln und die beiden großen flachen Krater, die dem südöstlichen Ausläufer der Seenplatte aufsitzen. Im Hintergrund das Paregebirge, der zackigschroffe Mawensi und der nähere Schneedom des Kibo, von dem die Gletscher in mächtigen Zungen herabhängen.

Die Steppe zu Füßen des Meru wechselt ihr Kleid mit den Jahreszeiten. Im November bis Anfang Januar ist Regenzeit: Frühling; da grünt und blüht alles, das Gras sprießt frisch empor; die Schirmakazien bedecken sich mit ihrem zierlich gefiederten Laub und schwängern die Luft mit ihrem Blütenduft; bunte Blumen, an denen Schmetterlinge und Käfer Honig naschen, sind in das Grün eingestreut. Heuschrecken schwirren, und Grillen lassen ihr schrilles Gezirpe ertönen; Schlangen, Eidechsen, Chamäleons verlassen ihre Verstecke, und eine fröhlich zwitschernde und singende Vogelwelt findet einen reichlich gedeckten Tisch.

Aber die sengenden Strahlen der Tropensonne, die nach der kleinen Regenzeit vom März bis Mai unbarmherzig niederbrennen, töten all dies Leben. Das Gras stirbt ab, Bäume und Dornbüsche schützen sich durch Abwerfen des Laubes vor allzu starker Verdunstung. Von der Tierwelt machen sich nur noch die großen Herdentiere bemerkbar: verschiedene Antilopenarten, Gnus und Zebras, denen auch das trockene Gras genügt, da sie bei ihrer Beweglichkeit häufig Tränken aufsuchen können. Die weiten strohgelben Grasflächen werden nur unterbrochen von den dornigen Bäumchen, deren oft häßliche, krüppelige Formen jetzt nicht mehr durch ein freundliches Blätterkleid verborgen werden. Wo die Busch- und Baumvegetation dichter wird, ist die ganze Steppe eine eintönige graue oder braunviolette Fläche. Einige Abwechselung der Farbe malen die Steppenbrände in das Bild, die alsbald große schwarze Flecken und Streifen ausfressen und sich nachts als leuchtende Schlangen an Hängen und über Ebenen hinziehen. Aber wenn sie erst größere Gebiete versengt haben, wenn nur verkohlte Zweige aus dem aschenbedeckten Boden in die Luft starren, dann liegt eine un-

heimliche, trostlose Öde über der Landschaft, in der die bizarr aufragenden Termitenhaufen die einzige Erinnerung an die Tierwelt bilden. Doch der erste Regen erweckt sofort wieder die Fülle des Lebens.

An den immerfließenden Bächen des Kikulétwa wird die Steppe von ganz schmalen Streifen üppigen immergrünen Waldes unterbrochen; schon von weitem erkennt man den Lauf der Bäche an dem dunkeln Uferwald. In diesen bachreichen Grassteppen im Südosten des Meru hausen die Massai in ihren Rinderkraalen mit ihren Verwandten, den Wakuáfi in Aruscha und Wandorobo, die aber teilweise schon zum Landbau übergegangen sind, wie ihn der Dschaggastamm der Wameru trieb. In den Massaikraalen sammeln sich hinter dem schützenden Dornverhau und dem Hüttenringe nachts die Rinder, auch Schafe, Ziegen und Esel. Das semitische Hirtenvolk hat unter der deutschen Herrschaft den Viehraub aufgegeben, es ist ein ruhiges Nomadenvolk geworden.

Wo der Regenwaldgürtel des Meru beginnt, liegt eine Kulturzone, in der dichte Bananenhaine mit filzig dichten Eleusinefeldern und Bohnenfeldern wechseln, die durch die Merubäche künstlich bewässert werden in der Trockenzeit. Hier liegt auch seit 1900 der deutsche Militärposten Aruscha am Fuße des Meru, der sich auch manchmal in der Regenzeit für ein, zwei Tage mit einem glitzernden Schneemantel schmückt, aber dann zumeist im Nebel steckt. Die „Boma“ ist ein rechteckiges Fort mit einem Opuntien- und Stacheldrahtgehege, einem mannstiefen Graben und einer starken Mauer mit Bastionen. Im Innern liegen Magazine und Kasernen. Ein Leutnant, ein Sanitätsunteroffzier und etwa 30 Askaris halten den Posten. Gärten und Anlagen umgeben die Station. In ihrem Schutze ist ein Dorf im „Küstenstil“ entstanden: weißgetünchte Giebelhäuschen, in denen Suaheli und Inder als Händler sich niedergelassen haben. Auch eine Missionsstation und eine deutsche Farm ist angelegt worden. Am Südwestfluß haben sich Buren als Viehzüchter niedergelassen seit 1904. Über der Station aber liegt der dunkle hochstämmige Urwaldring. Der Meruwald ist fast lianenfrei — und wo das Unterholz fehlt, leuchten aus grünem Teppich die rosafarbenen Balsaminen hervor. Häufig sind Lichtungen mit hochgewachsenen Wacholderbäumen — oder die Phönix reclinata, eine Fiederpalme, zieht das Auge auf sich, weil hier die Fächerpalmen überwiegen.

7. Deutsche Arbeit am Njassa.*)

Nachdem in den Jahren 1885 und 1886 die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft von der Sansibarküste und deren Hinterland Besitz ergriffen hatte, sahen sich die Araber in ihrem einträglichen Geschäft geschädigt, dem Sklavenhandel. Es war daher kein Wunder, wenn

*) Quelle: A. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894 (Buchh. der Berliner evangel. Missionsgesellschaft).

sie gegen die Eindringlinge, die die allgemeine Menschenliebe höher schätzten als das Geschäft, die Waffen erhoben, um ihre gefährdeten Handelsinteressen zu verteidigen. Diesen Araberaufstand Buschiris warf damals Hermann von Wissmann mit seinen Sudanesen nieder im Verein mit der Kaiserlichen Marine. Das geschah 1888—1890. Seitdem sind die Araber friedliche Untertanen unserer Kolonie, viele von ihnen sind als Wali, Kadi, Akida und Jumbe in den deutschen Verwaltungsdienst getreten. Der Sklavenhandel hat aufgehört.

Nach dem Aufstande waren in Deutschland 280000 Mark für einen Wissmanndampfer gesammelt worden, der die deutsche Flagge auf dem Viktoria-Njansa zeigen sollte. Aber wie ihn dorthin transportieren? Er war zwar zerlegbar gebaut worden, aber die Stücke waren viel zu schwer, als daß sie eingeborne Träger, die noch heute Hauptverkehrsmittel im deutschen Schutzgebiete sind, hätten dorthin bringen können. So entschloß man sich, den Dampfer nach dem Njassa zu schaffen, weil dahin der Wasserweg durch den Sambesi-Schire führte. Dort hatten am Nordende, in dem vulkanischen Bergleute des Kondevolkes, die Brüdergemeinde und auch die evangelische Berliner alte Missionsgesellschaft Fuß gefaßt, die 1891 unter Führung des Superintendenten Merensky eine Missionskarawane dorthin entsandte zu deutsch-evangelischer Arbeit. Diese zu schützen und am Nordende des Sees eine Station anzulegen, die die deutsche Herrschaft am See begründete, ging das Wissmannschiff auf vier eisernen Leichtern im Schlepptau des deutschen Dampfers Pfeil nach Tschinde an der Sambesimündung. Major von Wissmann führte die Karawane selbst, 30 Weiße — Offiziere, Matrosen, Techniker — und 230 Askaris, Sulus und Sudanesen. Aber der Wasserstand des Sambesi erlaubte Ende Juni 1892 dem deutschen Dampfer mit seinen 4 Fuß Tiefgang nicht die Einfahrt in den flachen Stromweg. Doch erklärten die Kommandeure der englischen Kanonenboote am unteren Schire ihre Bereitwilligkeit, die vier Leichter stromauf zu schleppen, und so langte man unter gewaltigen Anstrengungen Ende September 1892 in Port Herald an, $7^1/_2$ deutsche Meilen von der Schiremündung stromaufwärts.

Hier überließ Wissmann die weitere Führung seinem Vertreter Herrn v. Eltz und brach mit sechs Weißen und 100 Soldaten nach dem Nordende des Njassa auf, um einen geeigneten Ort für die Anlegung einer Militärstation und zugleich einen günstigen Hafenplatz zu suchen. Mit dankenswerter englischer Unterstützung bei Fortschaffung seiner 2000 Traglasten erreichte er glücklich das Südende des Sees und fuhr in kleinen Stahlbooten längs der Westküste nach Norden. Bereits auf dieser Fahrt war er so glücklich, eine arabische Dhau mit 100 Sklaven zu kapern und die Unglücklichen zu befreien. In der Rumbira-Bai an der Ostküste, $2^1/_2$ deutsche Meilen vom Nordende des Sees entfernt, fand er an einer Steilküste tiefen Ankergrund, und hier legte er ein befestigtes Lager, die Militärstation Langenburg, an. Welche Freude für die Missionare

in Wangemannshöh und den anderen Stationen, nicht bloß Rat, Gefälligkeiten, Erleichterungen bezüglich der Post und des Verkehrs durch Wissmann zu erlangen, sondern vor allem einen festen, obrigkeitlichen Rückenhalt zu gewinnen, so daß sie aufhörten, bloß „Weiße“ zu sein, die Gutes taten, Baumwollenstoff brachten, Streit schlichteten und Übeltäter „mit dem Munde“ straften. Als Wissmann den Häuptlingen sagen ließ, daß er ihr Land mit vielen Soldaten besuchen werde, ja als er einem Krieg ankündigte, weil er seinen des Mordes an einem Engländer beschuldigten Neffen nicht auslieferte, da war die Stimmung unter den Störenfrieden sehr gedrückt, unter den Missionaren sehr gehoben. Das gestohlene Vieh wurde zurückgesandt, der Verbrecher ausgeliefert; ja als Wissmann die räuberischen Babemba südlich vom Tanganjika, deren despotischer Häuptling Sklavenhändler war und aus den Schädeln seiner Untertanen sich Trinkbecher herstellen ließ, auf ihren Raubzügen beim Dorfe Nondo furchtbar heimschickte, da hatte das deutsche Ansehen außerordentlich gewonnen.

Der zerlegte Dampfer wurde unterdessen mittels der Leichter bis nach Mandala stromaufwärts „gestakt“ mit Bambusstangen; von Mandala aus erfolgte die Beförderung über das Schire-Hochland bis Mpimbi am Schire teils durch Träger, teils und mit größerem Erfolg durch zweiräderige Karren, die je 30 Zentner trugen und 15 Mann Bedienung erforderten. Mpimbi ist englische Truppenstation und Werft, hier wurde der „Wissmann“ montiert und am 12. Juni 1893 vom Stapel gelassen. Freilich Kessel und Maschine konnte man bei den Tiefenverhältnissen des Schire noch nicht aufstellen; er wurde durch den kleinen englischen Regierungsdampfer „Dove“ nach Fort Johnston am Ausflusse des Schire aus dem Njassa geschleppt. Nachdem man hier dem Dampfer auch die Lungen eingesetzt, trat er seine erste Reise nach Langenburg an, wo er am 22. September 1893 eintraf und sich seitdem als tüchtiges Fahrzeug bewährt hat.

Der Dampfer dient dem Verkehr: er fährt Karawanen mit ihren Gütern über den See, auch monatlich nach Fort Johnston am Südende, um die Verbindung mit der Schire-Sambesilinie und der Küste herzustellen. Vor allem aber liegt die Bedeutung der Militär- und Dampferstation in politischer Richtung. Sie macht den Arabern die deutsche Herrschaft fühlbar; sie unterbindet den Sklavenhandel an den Seen. Gouverneur Scheele traf im Januar 1894 daselbst ein, ließ durch Missionshandwerker ein schönes, festes Regierungsgebäude anlegen, plante außer dem südlichen Wasserweg nach der Küste auch einen direkten über Land nach Kilwa und war voll des Lobes über die Schönheit und Fruchtbarkeit des Kondelandes und ebenso über die Steinbauten und Kulturanlagen der Missionsstationen und ihr Verhältnis zu den umwohnenden Stämmen.

XI. Bilder aus Westafrika und dem Kongobecken.

1. Ankunft in Kamerun. — 2. Auf den Kamerunberg. — 3. Am Kamerunästuar. — 4. Über die Nil-Kongo-Wasserscheide. — 5. Die Erschließung des Kongos. — 6. Die Gründung des Kongostaates. — 7. Im Urwalde am Kongobogen. — 8. Die Erforschung des südlichen Kongobeckens. — 9. Die Landschaften des südlichen Kongobeckens.

1. Ankunft in Kamerun.*)

Schwere Regenwolken verhängten am Morgen des 15. Septembers eine dunkle Berglandschaft, die düster gegen das in hellem Sonnenschein rechts vor uns liegende Fernando Po mit seinem Clarence-Pik abstach. Mit dem Fernrohr wurden bald die Wipfel graugrün gefärbter Urwaldriesen kenntlich, welche dicht bis an den Strand herantraten. Hier und da hebt sich eine Kuppe ab, hinter welcher der Nebel dampft; in verschwommenen Konturen, die oft rasch wieder durch schwärzlichgraue Strichwolken verwischt werden, gibt sich der Steilabfall des innersten Winkels der Guineabucht kund. Das Ufer umsäumen die weißen Kämme der Brandungswogen, welche an Klippen oder in engen tief eingerissenen Schluchten zu feinem, oft minutenlang sichtbar bleibendem Nebel zerstieben. Kein Haus, keine Ansiedlung ist zu erkennen, nur der tropische Regenwald, wie er in dieser Eigenart gerade für das Kamerungebirge typisch ist, prägt in ernster Majestät der Landschaft ihren Charakter auf.

Allmählich gliedert sich die Szenerie. Zwar verhindert eine horizontale, scharf abgeschnittene Wolkenschicht den Ausblick auf die Höhen, aber in stets wechselnden Bildern schieben sich bei der Annäherung an Viktoria die dichtbewaldeten Landzungen und Klippen vor. Die Ambasbucht, jene Perle im deutschen Kolonialbesitz, gleicht dem dunkeln Rahmen eines Hochgebirgssees, aus dem freundlich die weißen Häuser der Faktoreien und Gouvernementsgebäude hervorleuchten. Sechs bizarrgeformte Klippen, an Größe gegen das freie Meer fast regelmäßig abnehmend, die Bibia- und Pirateninseln, kontrastieren seltsam mit den anmutig der Bucht vorgelagerten Eilanden Ambas und Mondole.

---

*) Aus Karl Chun, Aus den Tiefen des Weltmeers. Schilderungen von der deutschen Tiefseeexpedition. S. 79 ff. Jena 1900 (G. Fischer). Wenig gekürzt.

Die Einfahrt in die Ambasbucht übte einen mächtigen Zauber auf uns alle aus, da wir wochenlang die Sonne aus dem Meere auftauchen und am fernen Horizonte blutrot untergehen sahen. Mit einem Schlage waren wir in eine unvergleichlich großartige und stimmungsvolle Landschaft versetzt. Die Nebelwolken jagten, von dem in der Höhe herrschenden Sturmwind gepeitscht, an den Hängen des Gebirges entlang, und fast wie durch einen Zauber lüftete sich der Schleier, welcher neidisch den Ausblick benahm.

Zuerst tauchte der steil gegen die Küste abfallende, völlig bewaldete kleine Kamerunberg und bald darauf der langgezogene Rücken des über 4000 m hohen Kamerunpiks, des Mudongo ma loba der Eingeborenen, auf. Deutlich wurden in der oberen Waldregion die weißen Stationsgebäude von Buea sichtbar, der Sitz des Gouverneurs; weiter oben verlief die Baumregion, oft in lange Zipfel vorgezogen, gegen das hellgrün schimmernde Grasland, das allmählich an dem langgezogenen Kamm mit seinen tief eingerissenen Schluchten in die anscheinend vegetationslosen rotbraunen vulkanischen Gesteins-, Schutt- und Aschenmassen übergeht.

Weiter unten schweift der Blick über bewaldete Kuppen und Hügel zu den schmucken Gebäuden und anspruchslosen Hütten von Viktoria und zu dem düsteren die Bucht abschneidenden Kap Nachtigal mit seinen von der Axt noch nicht berührten Urwaldriesen, in deren Dunkel der Gorilla unbehelligt haust. Vorbei an den fast unzugänglichen Pirateninseln, auf deren größter und dem Lande zunächst liegender ein Negerdorf sichtbar wird, zwischen dem palmenumgürteten Ambas und Mondole hindurch nimmt der Dampfer seinen Kurs, um im Schutze der letzteren Insel den Anker fallen zu lassen. Weithin hallt der Schuß aus dem Böller wider, auf dem Gouvernement steigt die deutsche Flagge auf, und mühsam sucht vom Lande her das von Schwarzen in schmucker Matrosentracht geruderte Boot gegen die Wellen anzukämpfen. Wir erfahren von dem an Bord kommenden Regierungsbeamten, der, wie es in den Tropen gang und gäbe ist, in einer Person den Hafenmeister, Zollinspektor und Polizeimeister vereint, daß wir einer gastlichen Aufnahme sicher sind.

Ungeduldig, zum erstenmal den Fuß auf afrikanischen Boden und auf deutsches Schutzgebiet zu setzen, lassen wir uns ans Land rudern. Da gerade Markttag ist, herrscht an der Landungsstelle ein reges Treiben. In den langen, schmalen, aus einem einzigen Baumstamme gefertigten Kanūs häufen die von der Fischerei lebenden Neger die Früchte auf, welche sie gegen Fische eintauschten. In sitzender Stellung rudern fast nackte Männer und Weiber mit ihren kurzen, in eine scharfe Spitze auslaufenden Paddeln geschickt durch die Wogen; hier hockt am Strand ein Trupp von anspruchslosen Gebirgsnegern, dort drängt sich eine bunt bekleidete Menge vor, um die Neulinge anzugaffen und in unerschöpflichem Witz, der lachenden Beifall findet, sich zu ergehen. . . .

Viktoria, einst in englischem Kolonialbesitz, wurde durch die Bemühungen des unvergeßlichen Generalkonsuls Nachtigal dem am Kamerunflusse erworbenen deutschen Schutzgebiete angegliedert. Diese Ansiedlung an dem alten einst geschlossenen Kraterbecken der Ambasbucht hatten die aus Fernando Po vertriebenen Schwarzen gegründet, deren Nachkommen heute noch in auffällig sauberen und oft von kleinen Blumengärten umgebenen Häuschen wohnen. Sie setzen den mittelsten der drei Straßenzüge zusammen, aus denen die ganze Ansiedlung besteht. Die vorderste, dem Strande parallel laufende „Sodenstraße" hat ganz europäischen Charakter. Hier liegen die Faktoreien, das Bezirksamt, die Missionsgebäude nebst den in das Grün versteckten kleinen Kirchen. Von Bananen und Ölpalmen überschattet und malerisch durcheinander gewürfelt bilden endlich die Hütten der eingeborenen Bakwiri den hintersten Straßenzug, falls eine derartige Bezeichnung für das an Reinlichkeit und Sorgfalt der Herstellung bedenklich zurückstehende Negerviertel zutrifft.

Ein reizvoller Blick über das ganze Negerviertel eröffnet sich von dem schmucken, auf einem Hügel gelegenen Gouvernementsgebäude von Viktoria. Der Eindruck, welchen die majestätische Landschaft auf mich machte, als ich nach der Rückkehr von einer Hochgebirgstour gastliche Aufnahme darin fand und in der Frühe auf den Balkon trat, wird mir stets unvergeßlich bleiben.

Weit schweift der Blick hinaus über die blaue Salzflut, aus der sich in violettem Duft der sanft ansteigende Kegel des Piks von Fernando Po erhebt; friedlich liegt die Ambasbucht, umrahmt von dunkelm Urwald, mit ihren Inseln und Klippen zu unseren Füßen ausgebreitet, und im Hintergrunde ragt stolz das Kamerungebirge mit seinen wallenden Nebelschleiern auf. Nach drei Regentagen, während der ungeheuere Wassermengen niedergingen, hatte endlich die Sonne sich durchgerungen, begrüßt von dem anmutigen Gezwitscher zahlreicher Nektarinien und dem melodischen, an unsere Schwarzamsel erinnernden Schlage der Bülbül (Pycnonotus Gabonensis). Das schrille Konzert der Zikaden ist verstummt, und zahllose bunte Falter wiegen sich um die mit Blüten übersäten Gesträuche und Bäume.

Das Gouvernement wird von einem weit ausgedehnten botanischen Garten umgeben, der allerdings nicht einem europäischen gleicht. Vielmehr ist darin eine Idee verkörpert, welche Humboldt vorschwebte, als er die Anregung zur Gründung eines Jardin D'acclimatation in Orotava auf Tenerife gab. Das Gelände sollte nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch praktischen Zwecken dienen und die Bestrebungen landwirtschaftlicher Versuchsstationen mit den rein wissenschaftlichen Zwecken eines botanischen Gartens vereinen. Während freilich der Garten in Orotava über bescheidene Maße aus Mangel an Mitteln und Interesse von seiten der Regierung nicht hinauskam, imponiert die großartige Anlage in Viktoria schon rein äußerlich durch ihren Umfang, nicht minder aber auch durch die

verständnisvolle Bewirtschaftung. Hier werden die Erfahrungen über die Einwirkungen des Kameruner Regenklimas auf im Schutzgebiet nicht heimische Nutzpflanzen gewonnen und bereitwillig den Pflanzern übermittelt. Wenn die Kakaoproduktion der Kolonie einen ähnlichen Aufschwung genommen hat wie in Fernando Po und São Thomé, wenn sie jetzt schon Erträge abwirft, welche die Hoffnung erwecken, daß die Kolonie einmal sich aus eigenen Mitteln erhält, so soll dabei nicht vergessen werden, daß die Vorversuche im botanischen Garten mit den verschiedensten Kakaoarten die wertvollsten Winke abgaben. Sollte freilich der Garten zu einer großen Versuchsplantage erhoben werden, so müßte das hierfür ausgezeichnet geeignete, vom Limbefluß durchströmte Gelände noch wesentlich erweitert werden.

Wer indessen glaubt, daß ein botanischer Garten, in dem Pflanzungen von Kakao, Kaffee, Vanille, Pfeffer, Gewürznelken, Tabak, Baumwolle, Kautschukbäumen, Bananen und sonstigen tropischen Nutzpflanzen angelegt wurden, einen für das Auge eintönigen und wenig malerischen Eindruck darbietet, wird auf das angenehmste enttäuscht. Überall drängen sich in den Garten wie in die angrenzenden Kakaoplantagen die Urwaldriesen hinein, welche man als willkommene Schattenspender schont. In den Kakaoplantagen der Westafrikanischen Plantagengesellschaft fesselte weniger die Kultur als die heimische Vegetation fast sinnberückend die Aufmerksamkeit. Jene gewaltigen Baumriesen, umringt von Lianen und übersät von epiphytischen Orchideen und Farnen, jener Wechsel von Landschaftsbildern, welche die in üppigster Fülle strotzende Vegetation am Limbefluß bewirkt, das alles wirkte berauschend. Ein alter Ficus nicht weit vom Wohnhause des Gartendirektors bildet mit seinen Gehängen von Schmarotzern allein einen botanischen Garten für sich. In berückender Pracht eröffnete sich der Einblick in das Urwaldgebiet, das an wuchtiger Entfaltung und an Reichtum der Formen auf Erden seinesgleichen sucht. Weder am Kongo noch auf Sumatra noch auf Ceylon und den übrigen Inseln wurden uns Vegetationsbilder geboten, welche den Vergleich mit dem Kameruner Urwalde ausgehalten hätten. Ein Reisegenosse, der die südamerikanischen und hinterindischen Urwälder durchwandert hat, verversicherte, daß die Waldregion des Kamerunpiks sich ebenbürtig den großartigen Szenerien dieser vielgepriesenen Zonen an die Seite stelle.

Denn die gewaltigen während der Hauptregenzeit von Anfang Juli bis Ende September niedergehenden Wassermengen (in Debundja südlich von Bibundi an der Westseite des Gebirges fast 9 m jährliche Regenmenge!), dazu die feuchtwarme Treibhausluft und ein humusreicher, tiefgründiger vulkanischer Boden lassen es erklärlich erscheinen, daß im Kameruner Urwalde alle Bedingungen zusammentreffen, um diese überwältigende Entfaltung der Vegetation zu bedingen.

2. Auf den Kamerunberg.*)

Seitdem die rührige Woermannlinie ihre Dampfer „rund um Afrika" fahren läßt, ist es auch dem deutschen Touristen ein Leichtes, seine Ferienreisen bis nach Togo und Kamerun auszudehnen — und das Erfrischende einer längeren Seefahrt mit dem Besuche dieser deutschen Kolonien zu verbinden: 50 Tage Zeit und 1200 Mark Geld!

Die Reise geht von Hamburg über Boulogne, Southampton, Tenerife, Las Palmas, Konakry in Französisch-Guinea, Monrovia in Liberia, wo Kruneger als Arbeiter nach Kamerun mitgenommen werden, nach Viktoria und dauert 20 Tage.

In dem Hause eines Herrn von der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft fanden unsere Reisenden gastliche Aufnahme. Mitten in der sternklaren Oktobernacht brach eins jener tropischen Gewitter los, daß Blitz auf Blitz die Luft durchzuckte und zauberhaft Meer und Land beleuchtete. Regen rauschte hernieder, als habe der Himmel alle Schleusen geöffnet. In einer Stunde war alles vorüber, die Sterne strahlten wieder vom klaren Himmel, auf dem Rasen aber und in den Bäumen glitzerten Milliarden von Leuchtkäferchen.

Am nächsten Morgen ging es mit der Plantagenbahn 600 m am Abhange des Piks hinauf in der Richtung auf Buea, durch groß angelegte und gut gepflegte Pflanzungen und Urwald. Nirgends konnte man vor der Fülle der herrlichen Gewächse in die Tiefe sehen. Statt des Kakaos, der auch sonst in den Tropen viel angepflanzt wird, beginnt man neuerdings, sich mehr der Kultur gewisser Kautschukpflanzen zu widmen, da dieses Produkt durch die Raubkultur seltener zu werden beginnt, die Nachfrage auf dem Weltmarkt aber stetig steigt.

Über Wotutu gelangte man nach Soppo, wo wieder eins jener raschen Gewitter die Reisenden bis auf die Haut durchnäßte. Hier in 800 m Seehöhe war es schon erheblich kühler als in der Treibhausluft Viktorias. Von Soppo aus ging es mit schwarzen Führern und Trägern, die von Buea kamen, über die Sennerei, wo zwei Algäuer Sennen eine Herde von 70 stattlichen Kühen pflegen, aufwärts dem Pik zu.

Der Urwald hat sich in der kühleren Höhenlage etwas verändert: statt der steil aufstrebenden Riesen sieht man knorrige Stämme mit breiten Kronen, Baumfarne mischen sich drein. Zwischen Luftwurzeln windet sich der halb zugewachsene, schlüpfrige Pfad aufwärts in malerischen Krümmungen. Dicke Baumstämme müssen überklettert werden, und die Buschmesser säbeln Bahn. Die Farn-

*) Quelle: Velhagen und Klasings Monatshefte 1906, Heft 8. S. 221. Eine Besteigung des Kamerunberges von San.-Rat Dr. Kirchhoff und Dr. O. Krüger. Vergl. auch Chun a. a. O. S. 103 ff. und Hutter, Landschaftsbilder aus Kamerun. Geogr. Zeitschr. 1904. Heft 1, S. 8 ff.

wälder sind ganz eigentümlich: geheimnisvolles Zwielicht herrscht darin unter den graziös geschwungenen viel geteilten grünen Wedeln und um die stachligen schwarzen Stämme.

Nach zwei Stunden ist die obere Waldgrenze erreicht bei 2000 m. Ein weites Grasland auf steinigem Grund erschwert nun das Steigen. Kräftige Bergluft umfängt die Reisenden, die sie um so dankbarer genießen, als sie aus der Warmhausluft der Küste kommen. Wenn die Eingeborenen im Dezember, der Höhe der Trockenzeit, das Gras niedergebrannt haben, dürfte die Besteigung des Gipfels am leichtesten sein.

In fünf Stunden war man auf der ersten Terrasse, wo versteckt ein kleiner Unterschlupf, die „Johann-Albrecht-Hütte" des Kameruner Alpenvereins, eine Holzbude für die Weißen und ein Wellblechverschlag für die Schwarzen, liegt, — in 3000 m freudig als Rastort begrüßt. Hier wurden die Tropenkleider mit wärmeren vertauscht — und das Nachtlager aus Decken und Stroh bereitet. Ein Blechkoffer diente als Tisch beim Mahle.

Es war noch Zeit, vor dem Schlafengehen die nächste Höhe zu erklimmen und von ein paar großen Basaltblöcken aus die Aussicht zu genießen. Zunächst unter uns Buea und Soppo mitten im Grünen, dann rechts die Ambasbucht, den kleinen Kamerunberg und im Meere draußen Fernando-Po mit seinem schlanken Pik, links das große Kamerunmündungsgebiet mit seinen zahllosen Wasserfäden, deren Silberglanz scharf gegen das dunkle Mangrovewatt abstach, tiefer ins Land hinein nur grüner, dichter Urwald! Nach Sonnenuntergang stieg ein feuchter Nebel, und bald fing das übliche Gewitter wieder an zu spuken.

Am nächsten Morgen ging es zum Gipfel. Die Schwarzen froren jämmerlich und waren nur schwer zu bewegen, vorwärts und aufwärts zu steigen. Schnee ist ja hier oben hin und wieder da, und an geschützten Stellen hält er sich auch lange; denn Fröste sind in dieser Höhe nichts Seltenes. Die Vegetation wurde immer kümmerlicher, zuletzt nur noch Moose auf Lavablöcken. Endlich kamen wir an den Aschenkegel — auf dem die Herzogin-Elisabeth-Hütte, eine Wellblechbaude, den Stürmen kaum Stand hält. Der Gipfel ist eine Fläche, auf der lauter Aschenkegel aufgesetzt sind. Man konnte sich auf dem höchsten kaum vor dem orkanartigen Sturme halten, daß er einen nicht in den tiefen Krater hinabwehte. Leider war alles in Wolken gehüllt, die Aussicht vom vorigen Tage mußte als Entschädigung gelten, und auch beim Anstiege waren oft schöne Ausblicke möglich. Das Thermometer an der Hütte zeigte 3° C. Der Befehl zur Umkehr rief unter den frierenden Schwarzen große Freude hervor. Leicht war der Abstieg in der losen Asche, schwerer im Geblöcke der großen vulkanischen Bomben. Die untere Hütte diente wieder als Nachtquartier, am nächsten Morgen stiegen die Reisenden über die Mannsquelle ab. Sie liegt 2400 m hoch am Berge; der deutsche Botaniker Mann fand sie mit Burton 1861/62

auf, als sie die erste Besteigung machten. Sie ist besonders wichtig, weil in dieser Höhe bei der Kahlheit und der Durchlässigkeit der Aschen und Lapilli des Gipfels alle Niederschläge rasch versickern. Eine Antilopenherde war von weitem im Graslande sichtbar, außer einigen Affen und zahlreichen bunten kleinen Vögeln das einzige Getier, das sich am Mudongo ma loba zeigte. Über dieselben Stationen vollzog sich der Abstieg von dem „Berge Gottes"; denn das bedeutet der Name der Eingeborenen.

Der Berg ist das Wahrzeichen, die Landmarke Kameruns. Er ist das größte Glied einer Vulkanreihe, die sich von Annobom über São Thomé und Fernando Po landeinwärts zieht. An dem Granit des alten Kontinents ist dann die vulkanische Tätigkeit in dem „Kamerungebirge" emporgebäumt, und auch weiter im Innern hat sie die alten Granithorste gespalten und mit ihren Laven überzogen, z. B. den Kope, die Rumpi-, die Nlonakoberge u. a. m. So brach auch ein Abzugsventil aus den Tiefen der Erde durch den Kernstock des Manengubagebirges, dessen Wände dem ungeheueren Druck standhielten. Ein mächtiger Kraterkessel auf der höchsten Spitze ist des Zeuge: der sagenumwobene Eboggasee, wie ihn die Eingeborenen nennen.

3. Am Kamerunästuar.*)

Im NW. des vulkanischen Steilufers liegt an der Küste eine ausgedehnte, ungesunde Sumpf- und Mangroveniederung, das Ästuar des Rio del Rey, das sich seewärts mit vier langgestreckten Armen öffnet. Kleine Dampfer können in diese 40—60 km weit einfahren, und schmale, mehr oder minder tiefe zahlreiche Wasseradern, sogenannte Krieks, durchsetzen diese Niederungen, in denen fast beständig eine feuchtheiße, brütende Atmosphäre lagert. An Bedeutung und Größe steht dieses Ästuar wesentlich dem gleich näher zu betrachtenden, an den Abfall des Mudongo ma loba sich anschließenden Kamerunästuar nach. Beschaffenheit und Bildungsart ist beiden gemeinsam.

Der Küstensaum des Berges weicht zurück, das Land deutet sich nur als schmaler Streifen an, flach und niedrig, in Dunst und Grau gehüllt. Allmählich tauchen auch zur rechten Seite dunkle Landstreifen auf; noch ist nicht zu unterscheiden, ob Sand und Dünen, ob Wald und Gras sie bedecken. Das Wasser nimmt ein schmutziges, tiefes Grün an, und schnell vorbeitreibende Holzstücke und Sträucher zeigen fließendes Gewässer an. Näher und näher treten die Ufer zusammen. Wir erkennen ein graugrünes Blätterdach, soweit das Auge reicht; dann knorrige, kurze, wildverwachsene Stämme. Lange Luftwurzeln, ragend nach allen Seiten, scheinen festen Boden zu

*) Quelle: Hutter, Landschaftsbilder aus Kamerun. Geogr. Zeitschr. 1904. Heft 1, S. 3. Wenig gekürzt.

suchen, der ihnen Halt und Nahrung gibt; denn der schwarze Schlamm, der sich dicht über dem Wasser auf ihnen abgelagert hat, scheint mehr gehalten zu werden, als Halt zu gewähren gegen die steigenden und fallenden Fluten. Nur an einer Stelle, wo Meer und Strom sich treffen und Meeressand abgesetzt haben, wird ein weißer Fleck Landes sichtbar, ins Meer hinausragend: Kap Suellaba. Voraus scheint sich der Mangrovegürtel zu schließen; aber noch weiter darüber hinweg öffnen sich wieder und wieder unzählige breite und schmale Arme, so daß es wie ein Wunder erscheint, in diesem Labyrinth von Wasser und Buschwerk einen Weg zu finden. Und tatsächlich hat es in diesem Wirrnis von deltaförmigen ausgefressenen Flußmündungen, in diesem Netz von schmalen Wasseradern, diesem Mittelding zwischen Land und See, das kaum als Wattenregion angesprochen werden kann, jahrelanger Vermessungsarbeiten bedurft, um nur einigermaßen Klärung zu schaffen. Große Kanus gleiten über die dunkle Fläche; nackt bis auf einen Lendenschurz sitzen zehn bis zwölf mit kurzen lanzettartigen Rudern, sogenannten Paddeln, versehene Duala in ihnen, die, nachdem sie nachts weit draußen in See gefischt haben, jetzt ihren Dörfern zustreben oder den Fluten des breiten Kwakwakriek, der die Verbindung zwischen dem Sanagastrom (oder Lom) und dem Kamerunästuar bildet.

Das Kamerunästuar ist ein großes Sammelbecken, das der Reihe nach von Norden über Osten nach Süden die Wassermassen des Mungo, Wuri (des Kamerunflusses, wie er früher genannt wurde), Dibambu und Ndonga aufnimmt; und endlich kommuniziert der Sanaga durch den kurz vor seinem Eintritt in das Meer nach Norden abzweigenden eben genannten 1300 m breiten Kwakwakriek mit dem Ästuar. Mit einem fünfzackigen Ahornblatt vergleicht B u c h n e r treffend dieses ausgedehnte Becken, welches zwischen den langsam wachsenden Schlammbänken und Nehrungen noch offen ist und durch eine 8 km breite Einfahrt zwischen Kap Suellaba und Kap Kamerun die Flutwelle empfängt. „Die Spreite des Blattes stellt ein richtiges Haff dar.“ So stattlich aber auch die fünf Ausstrahlungen an ihrem unteren Ende sind, um so rascher verjüngen sie sich nach innen zu. Fünf mehr oder weniger große Flüsse beteiligen sich an dem Zustandekommen des Kamerunsystems; aber nur weiter im Innern, entfernt von der Küste, kann man diese Flüsse als solche erkennen und unterscheiden. Denn kurz vor ihrer Mündung, sobald sie die Mangrovezone betreten, da wo süßes und salziges Wasser sich mischen, spalten sie sich in Hunderte von kleineren Kanälen (die mehrerwähnten Krieks); die einzelnen Kanäle fließen wieder zusammen, trennen und vereinigen sich abermals und bilden so ein wahres Labyrinth von Wasseradern, an denen man nicht mehr erkennen kann, welch einzelnen Flußindividuen sie angehören.

Die Spitze des „Ahornblattes“, die am weitesten und tiefsten ins Land hineinzüngelt, ist der Wuri (der alte „Kamerunfluß“ im engeren

Sinne). „Er bietet an seinem Einfluß in das Becken das Bild eines weiten Sees mit flachen, dunkelbewaldeten Ufern, ein nicht gerade entzückender, aber doch anmutiger, freundlicher und freier Rundblick.“ Die Wasserfläche ist nirgends schmäler als 1200 m, ihre Länge von Südwesten nach Nordosten beträgt an 20 Seemeilen. Unten gegen die Mündung sieht man noch etwas Meereshorizont, in der anderen Richtung oberhalb Hickorydorf auf dem nördlichen, Duala auf dem südlichen Ufer, schwillt die Wasserfläche zu einem runden Becken an, von dem aus die Verästung zu dem Netzwerk der Kanäle und Inseln aufs neue beginnt; gerade gegenüber der Joßplatte vermag das Auge eben noch die Ausmündung eines großen Mungokrieks zu unterscheiden. Auf der 12 m hohen, langgestreckten sogenannten Joßplatte (also da, wo der Wuri in das Ästuar eintritt) liegt Duala (das frühere Kamerun im engeren Sinne), der Hauptort der Kolonie; denn das wird er auch fortan trotz Verlegung des Regierungssitzes nach Buea bleiben, schon als Handels- und Ankerplatz. Eine eigenartige Staffage aus früheren Handelszeiten hat diese alte Kaufmannsansiedelung leider verloren: die auf der weiten Wasserfläche verankerten Hulks, alte abgetakelte Segelschiffe, die, nicht mehr seetüchtig, als schwimmende Faktoreien dienten (1893, als ich Kamerun verließ, lagen ihrer noch drei im Flusse). „Traurig ragten ihre gekappten Masten wie amputierte Glieder in die Lüfte; graue, struppige Palmstrohdächer deckten die müden Leiber, deren Kiele in vergangenen Zeiten stolz die schäumende Meeresflut durchfurchten. Sechs Stunden liegen sie mit ihren Schnäbeln binnenwärts gewendet, dann kommt der Flutstrom und läßt sie die nächsten sechs Stunden nach der See schauen.“ — —

Die Bedeutung des Kamerunästuars als ruhigen, sicheren, geräumigen Ankergrundes (welche Eigenschaften, aber nicht in dem gleich hohen Maße, in der nördlichen Hälfte des Küstenstreifens der Kolonie nur noch Viktoria mit ihm teilt) ist um so mehr hervorzuheben, als die weitere südliche Hälfte hafenarm, ja hafenlos ist. Von Kap Suellaba, einer der wenigen Stellen der Nordküste, an welchen der den Schwemmbildungen unterliegende Sand zutage tritt — natürlich von den gänzlich verschiedenen Verhältnissen des Kamerunbergfußes abgesehen — bis beinahe hinunter zum Campo, dem Grenzfluß gegen Spanisch-Kongo, trägt die ganze Südküste ein ziemlich eintöniges Gepräge. Bis zur Deltamündung des Sanaga herrscht die gleiche Szenerie wie am Küstenland des Rio del Rey, wie an dem des Kamerunästuars: endlose, graugrüne Urwaldmassen im Hintergrund, die Marke zwischen Land und Wasser, das unbestimmte Zwitterding zwischen beiden — Brackwasser und Schwemmland und sumpfige Rhizophorenbestände. Vom Südufer des Sanaga an ändert sich die Form und damit das Bild des Küstensaumes. Das Alluvialgebiet hört auf, das Land tritt an die Oberfläche, und auf eine Strecke von 25—30 km treten die archäischen Gesteine des Vorlandes sogar direkt ans Meer. Statt der Mangrove nistet sich

ein Grasgürtel ein, aus dem vereinzelt die meerliebende Fächerpalme, die gleichfalls salzhungrige Kokospalme oder ein oder der andere Tropenriese in die Lüfte ragt. Langgezogene, blendendweiße Streifen leuchten, an ihre Wurzeln scheinbar anspülend, auf: die berüchtigte westafrikanische Brandung, die Kalema, setzt hier wieder ein, deren Reich ja so recht eigentlich der ganze Golf von Guinea vom Kap Three Points bis hinunter zum Kunene und noch über ihn hinaus ist. Daß ihre Brandungswogen nicht so mächtig gegen den Nordteil der Kamerunküste anzurollen vermögen, dankt die Kolonie außer der größeren Wassertiefe dort zum guten Teil dem Eiland Fernando Po, das, von der Natur selbst als riesiger Wellenbrecher aus den Tiefen des Weltmeeres herausgehoben, sich vor der Mitte seines Küstensaumes lagert. Einer zweiten Küstenlinie gleich schließen im Hintergrund die grünen Mauern geschlossener Urwälder den Anblick ab. Außer durch den mehrerwähnten Sanaga erhält der ganze 150 km lange Südsaum nur durch vier weitere große Flußmündungen, die des Nyong, Lokundje, Kribi und Campo, schwache Gliederung. Im Süden bekommt das Küstenpanorama Kameruns einen lebhafteren Charakter: die dem Randgebirge vorlagernden Terrassen treten ganz nahe an die See heran; und so schließt das Bild mit einem pittoresken staffelförmigen Aufbau, aus dem einzelne Spitzen, wie der Elefantenberg, der Lerchenberg, in nicht unbeträchtlicher Höhe (ersterer über 500 m, letzterer sogar 1020 m) emporragen — begehrte Landmarken beim Ansegeln des Gestades.

Die Kalema ist eine für die westafrikanischen Gestade überhaupt, und speziell für die Küstentiefebene Kameruns und ihre Entstehung so wichtige und eigenartige Naturerscheinung, daß ihrer eingehender Erwähnung geschehen muß.

Von einem erhöhten Standpunkt aus betrachtet, zeigt sich das Meer von langgezogenen regelmäßigen Wellentälern durchfurcht, welche, unabsehbar sich ausdehnend, aus Westsüdwest kommend, also auf der Kamerunsüdküste teils fast parallel zum Strand, teils unter einem ganz spitzen Auftreffwinkel anrollen. In voller, aber ruhiger Bewegung eilen die Wogenrücken dem Ufer zu, einer den anderen drängend, und heben sich höher und höher in dem allmählich seichter werdenden Wasser. Der Meeresboden nämlich an der ganzen Küste von Ober- und Unterguinea, also auch an der von Kamerun, senkt sich mit nur verhältnismäßig kurzen und wenigen Ausnahmen (so an der Nordküste Kameruns) vom Strand aus so außerordentlich sanft und gleichmäßig, daß eine Tiefe von 10 m oft erst auf 2 bis 3 Seemeilen Entfernung erreicht wird. Auf der flachen Böschung des Meeresgrundes rasch weiter rauschend, verwandelt sich jeder dieser langgestreckten Wellengänge in einen vollständigen Roller, der sich im Heranstürmen immer steiler aufrichtet und, in seinem unteren Teil durch Reibung am Boden gehemmt, mit seinem vorauseilenden oberen Teil nach vorn wölbt, um schließlich in einem

Bogen überzufallen. Während eines Augenblicks gleicht diese Wassermasse einem flüssigen, durchsichtigen Tunnel; im nächsten bricht sie in gewaltigem Sturz, donnernd wie fernes Geschütz, zusammen. Zugleich schäumt der ganzen Länge nach ein weißer Kamm auf und sprüht in dichtem Gischt in die Höhe; und Kamm und Gischt bilden sich so rasch und heftig, wie die Rauchwolke einer krepierenden Granate über den Boden dahinfährt.

Eine schwere Kalema ist ein großartiger Anblick, und er wirkt noch packender, wenn heftige Windstöße, etwa bei einem losbrechenden Tornado, den Rollern vom Lande entgegenwehend, ihre vordere ansteigende Hälfte treffen, sie zu höherem Aufbäumen zwingen und ihre zerfetzten Kämme hinwegführen; jeder heranstürmende Wasserwall ist dann mit einer sprühenden, flatternden Mähne geschmückt. „Von unvergleichlicher, geheimnisvoller Schönheit ist der Anblick der Kalema des Nachts, wenn das Wasser phosphoresziert, von blitzähnlichem Leuchten durchzuckt wird, oder wenn das Licht des Vollmondes eine zauberische, in höheren Breiten unbekannte Helligkeit darüber ergießt, und nicht minder des Abends, wenn die Farbenglut eines prächtigen Sonnenunterganges im wechselnden Spiel von dem bewegten Elemente widerglänzt.“ (Pechuël-Lösche.)

Die Wirkung der Kalema, ihre Aufgabe im Haushalt der Natur, ist trotz ihrer Vernichtungstendenz meist positiv, schaffend. Auch die Kalema gehört zu jenen geheimnisvollen Naturgewalten, die „ein Teil sind von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Zuvor noch kurz eine Erklärung, was sie eigentlich ist, woher sie kommt. Die verblüffend einfache, aber zweifellos richtige Lösung dieser Frage, die bis dahin ganz abenteuerliche Beantwortungen gefunden hat, gibt wieder Pechuël. Das Ergebnis seiner eingehenden Beobachtungen und Forschungen lautet kurz: „Die Kalema unterscheidet sich von der gewöhnlichen Meeresbrandung, die an allen Gestaden existiert, nur durch die eigenartige Form, welche sie an Flachküsten“ (und aus solchen besteht der weitaus größte Teil der westafrikanischen Küstenlinie) „annimmt. In ihrer Ausbildung unterliegt sie dem Einfluß der wechselnden Bodengestalt und den Niveauveränderungen, welche durch die Gezeiten oder zufällige, schnell vorübergehende Wasserverschiebungen bedingt werden, steht aber bezüglich ihres Ursprunges nicht in ursächlichem Zusammenhang mit den Bewegungen des Mondes. Im Golf von Guinea ist sie eine Fernwirkung atlantischer und antarktischer Stürme.“

Aus der Schilderung des Vorganges und des Verlaufes dieser Brandungsart läßt sich eigentlich schon unschwer ersehen, daß sie unter gewisser Bedingung erhaltend und aufbauend wirken kann, ja muß. Diese Bedingung ist das Einmünden von Wasserläufen in das offene Meer. Die von diesen mitgeführten Sinkstoffe werden durch die gegendrückende Brandung nicht nur an ruhiger Ablagerung auf den Meeresgrund verhindert, sondern ausgebreitet und wieder gegen den Strand gedrängt, auf dem nun ein kleiner Stand-

wall sich bildet. Die Angriffsrichtung der Kalema ist aber aus Westsüdwest bis Südwest, die Flußströmung in Kamerun an der Südküste geht von Osten nach Westen: es wird also diese Schiebung hauptsächlich an den südlichen Flußufern vor sich gehen, es entsteht allmählich eine Landzunge oder Nehrung, welche die Flußmündung nach Norden ablenkt, so daß mit der Zeit der Unterlauf des Flusses eine ganze Strecke parallel der Küste verläuft. Tatsächlich ist das z. B. derzeit der Fall beim Lokundje und Campo. Bei starker Kalema nun, bei Springfluten, oder nach starken plötzlichen Regen wird die Barre der Landzunge von der See aus oder von der Flußseite her an irgend einer Stelle durchbrochen: es bildet sich eine neue Mündungsstelle. Nach dem erstmaligen derartigen Durchbruch ist also dann eine neue, weiter in See vorgeschobene Strandlinie in Form einer mehr oder weniger langen, schmalen Insel, gleichlaufend zum früheren Strand, entstanden, dahinter ein gleichfalls schmaler Wasserlauf, das anfänglich abgelenkte Flußbett, das vorerst noch mit Fluß und Meer in Verbindung steht. Diese Verbindung kann nun entweder bestehen bleiben, zum mindesten wird das wahrscheinlich, wenn auch nicht immer, gegen den Fluß zu statthaben, während gegen die See zu die Kalema bald einen abschließenden Strandwall aufgeschüttet haben wird. Entstanden ist ein neues Stück Land und dahinter ein schmaler Wasserarm, ein Kriek. An der neuen Flußmündungsstelle wiederholt sich dann der gleiche Vorgang. Auf diese Art wird man sich wohl die zahlreichen, tatsächlich auch annähernd unter sich und mit der heutigen Strandlinie parallelziehenden Krieks in dem ganzen Gebiet zwischen dem Kamerunästuar und dem Lokundje entstanden denken müssen. So hat wohl der Sanaga im Laufe der Jahrtausende seine Mündung allmählich an seine jetzige Stelle vorgeschoben, so läßt sich auch am befriedigendsten die für den Wuri, Dibambu und Ndonga unverhältnismäßige Größe des Kamerunästuars erklären. Damit ist aber auch zugleich die Entstehungsgeschichte und das Gepräge der ganzen Küstentiefebene gegeben, wie sie sich westlich des Kamerunberges in der Rio del Rey-Landschaft, von seinem Ostfuß hinunter bis zum Campo erstreckt, dort oben in einer Tiefe von 75 km landeinwärts, hier von 65 km Breitenausdehnung am Wuri, über 60 am Sanaga, 45 am Nyong zu nur 20 km Breite am Campo sich verjüngend. Denn außer noch bestehenden Krieks, deren Rückbildung und Umwandlung in festes Land noch nicht stattgefunden hat, müssen wir uns eine Unzahl nicht mehr vorhandener denken. Die Umbildung in Land zu schildern ist nach dem Gesagten fast überflüssig. In dem anfänglich abgelenkten Flußbett, durch den neuen Durchbruch in einen Kriek, also eine offene Lagune verwandelt, verflacht sich das Wasser immer mehr; die Brackwasservegetation nimmt schnell Besitz; und hat nur erst 'mal die Mangrove mit ihrem beispiellosen Wurzelgewirr als bester Landbildner und natürliche Faschine Fuß gefaßt, so ist jedem Abbröcklungsversuch seitens des Flusses oder

der See ein fast unüberwindliches Hindernis entgegengesetzt. Aber bei fortschreitender Ausfüllung der Lagune erliegen auch ihre Pflanzenbestände, nachdem sie ihre Aufgabe getan, allmählich den veränderten Verhältnissen; langsam folgt eine anders geartete Vegetation, und dieser schließlich die Flora des festen Landes.

Wo einst die Meerflut rauschte, rauschen jetzt die Wipfel der fast die ganze Küstentiefebene deckenden Urwaldsmeere.

4. Über die Nil-Kongo-Wasserscheide.*)

Dr. Georg Schweinfurth schloß sich im Jahre 1869 in Chartum an eine Elfenbein-Expedition an, die der koptische Großkaufmann Ghattas nach dem Gebiete des Bahr el Ghasal führte. Dort unterhielten nämlich die Händler eine große Anzahl von Stationen, die mit bewaffneten Nubiern besetzt waren, zu denen die unterworfenen Eingeborenen das erjagte Elfenbein brachten. Von diesen Stapelplätzen oder Seribas wurden von Zeit zu Zeit auf Barken die angesammelten Zähne und auch andere Landesprodukte abgeholt.

Bis zur Meschera er Rek, einem Wirrsal von engen, papyrusverstopften Wasserfäden und kleinen bewaldeten Inseln, konnten die Nilbarken vorwärts dringen, dann aber lagen sie fest in diesem Papyrusdschungel, von dem sich oft Horste ablösten und den Gazellenfluß hinabschwammen, mehr vom Winde als von der Strömung getrieben.

Kurz vor Anbruch der Regenzeit, am 25. März, brach die Karawane zur Seriba des Ghattas auf mit 70 Nubiern als Trägern. Denn auf dem Lande ist hier in Busch und Savanne der Mensch Transportmittel. Der lange Zug ging unter Fahnen mit Halbmond und Andreaskreuz durch das Weideland der Dinka, langgeschossenen, knochig gebauten, braunschwarzen Rinderhirten. Weiler von kegelartigen Strohdachhütten werden von Sorghum-Hirsefeldern umgeben. Obwohl sie auch Schafe und Ziegen halten, dreht sich ihr Dichten und Trachten um ihre Rinderparks. Alltäglich häufen die Viehknechte den an der Sonne getrockneten Mist zusammen. Während der Nacht, wo die Herden im Weiler angepflöckt ruhen, wird er angebrannt, um durch den Rauch die lästigen Insekten zu verscheuchen. In den Morgenstunden werden die Kühe gemolken, doch ist der Ertrag ganz gering. Wenn gegen 10 Uhr der Nachttau schwindet, treibt man die Tiere aus: 2000—3000 Stück, der Stolz der Herdenbesitzer. Nie wird eins der Tiere geschlachtet, nur gefallene werden verspeist.

Das Land war Savanne, Steppe, mit einigen Wäldchen an feuchten Stellen. Nur ein größeres Walddickicht wurde durchzogen, wo

---

*) Quelle: Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. 2 Bde. Leipzig 1874 (F. A. Brockhaus).

häufige Spuren den Elefanten verrieten. In der Grassteppe sah man bald rechts bald links vom Wege Giraffen mit ihren wackeligen Köpfen über den holprigen Boden eilen, besonders abenteuerlich in der düsteren Nebelluft des Morgens anzusehen.

Die Seriba lag als ein viereckiger Raum hinter einem Palissadenzaun genau am Grenzpunkte dreier Stammesgebiete, dem der Dinka, der Djur und der Bongo und war von etwa 250 Mann besetzt. Große Sorghumfelder im Umkreise von zwei Meilen sorgen für die Ernährung der Besatzung. Kolossale Massen von Kupferstangen und Glasperlen sind für den Elfenbeinmarkt bei den Niam-niam in der Seriba angehäuft. Sie kommen von Alexandrien. Rinderraub und Menschenfang müssen auch zum Verdienst mithelfen. Ein Sklave des Ghattas war der Herr der Seriba.

Hier verlebte Schweinfurth bei stets ungeschwächter Gesundheit einen Tropenfrühling. Die ersten Regen hatten begonnen und kleideten die parkartige Landschaft mit ihren Grasflächen, Büschen und Einzelbäumen in das zarte Grün unseres Frühlings. Wie bei uns Tulpen und Hyazinthen in den Gärten, entsproßten dem Boden in Fülle die prächtigsten Zwiebelgewächse, und die tausenderlei Bäume mengten unter ihr frisches Laub bunte Prachtblüten. Im April war der Regen noch spärlich, aber alle Bäume und Sträucher blühten, und die Steppe war ein Rasen von reinem Grün mit zierlichen Kräutern und Zwiebelgewächsen. Nur langsam schoß das Gras zu der Riesenhöhe empor, die dem Reisenden das Vordringen erschwert. Der Boden war schwarzer Alluvialton, roter Raseneisenstein mit inselartigen Gneiserhebungen.

Vier Stunden südlich lag inmitten von Bambusdschungeln im Bongolande die Filialseriba Gir. Die Bongo sind ein Bauernvolk, daher feierten sie jetzt mit großem Lärm, mit Tanz und Kornbier das Fest der Aussaat unter dem großen Ficus lutea, der wie bei uns eine Dorflinde meist in der Mitte der Ansiedlungen steht.

In der Seriba Kurschuk Alis, im Westen am Djur gelegen, lernte Schweinfurth die ersten Niam-niam kennen, die gerade mit einer Expedition Einkehr hielten. In der Umgebung wimmelte es von Antilopen: Hartebeests und Leucotisantilopen wurden von Raubtieren begleitet, von Caracals und Servals, Luchsen und Katzen. In den Gruben der Raseneisensteinflächen hatten sich Regentümpel gesammelt, in denen hübsche Wasserpflanzen wuchsen. Rosenrote Diantheren zierten den roten Felsen wie bei uns die Pechnelken. Kleine Gardenienschirmbäume erfüllten die Luft mit Orangenblüten- und Jasminduft. Tausende von bunten Schmetterlingen belebten diesen afrikanischen Mai im Djurlande. Die Djurneger sind Eisenschmiede von Profession, die die Eisenkonkretionen des Raseneisensteins verwerten. Sorghum, auch Mais, Kürbisse usw. dienen auch hier zur Nahrung. Gegen Ende August beginnt die Sorghumernte im ganzen Gebiete; die große schwere Sorte aber ist erst Anfang Dezember reif. 15 Fuß hoch wächst der rohrartige Halm heran

mit großem, körnerreichem Ährenbüschel. Aus dem Mehl wird ein Teig hergestellt, der in Blätter gepackt und in heißer Asche gebacken wird. Solche Klumpen bilden das tägliche Brot der Bongo und der Djur.

Am 17. November verließ Schweinfurth sein Standquartier, um mit Abd-es-Ssammat südwärts ins Niam-niamland zu ziehen. Der Tondj wurde bei Kulongo durchschwommen. Das Land hob sich mehr und mehr. Nach der Regenzeit und den Steppenbränden glich es sehr der Herbstlandschaft unserer Zonen; denn viele Bäume standen entlaubt da, auf dem Boden lag ihr gelbes Laub oder stand dürres gelbes Gras, das die Brände verschont hatten. Prächtig waren die Sternnächte in dieser Zeit oder das Silberlicht des Mondes, das vom Himmel aus rötlich schimmerndem Hofe herniederfloß. Leider waren überall die Spuren des Sklavenraubs am Wege bemerkbar: Schädel und Knochen, verbrannte Hüttenpfähle. Terrassenförmig stieg das Land auf. Pilzförmige Termitenbauten aus dem Steppenton ragten hier und da aus der öden Landschaft auf.

In Ssabbi, der Hauptseriba Abd-es-Ssammats, machte Schweinfurth wiederum Station, um das Mittuland im Dezember und Januar zu durchschweifen. Soweit das Auge reichte, war die Savanne hier bald mit riesigen Steinblöcken von abenteuerlichster Gestalt, bald mit Baumgruppen im bunten Herbstlaub bedeckt. Graziöse Fächerpalmen schossen daraus hervor, und jeder Steinblock war mit Schlinggewächsen umsponnen. Violette Bergzüge hoben sich am Horizonte vom tiefblauen Himmel ab. Das Laubbunt und die Termitenhaufen in pompejanischem Rot und die silbergrauen Felsenmassen brachten Wechsel in das Grau und Gelbbraun, das sonst diesen Landschaften eigen ist.

Am 29. Januar 1870 setzte sich Abd-es-Ssammat mit seiner Karawane nach dem Niam-niamlande am oberen Uëlle, dem großen nördlichen Kongozuflusse in Bewegung, Schweinfurth betrachtete er während acht Monaten als seinen Gastfreund. Am 2. Februar stieß man auf die ersten Kulturen eines Niam-niamdorfes, bald sah man sich von dem sonderbaren Volke umringt, das durch sein Pudelhaar und seine bizarren Flechten und Zöpfe von den Bongos und anderen unserer Träger vollkommen abstach. Das sind die berühmten Elefantenjäger, die mit Bränden und Trommeln Treibjagd auf die Herden machen. Da gibt es kein Entweichen; überall mit Feuer zurückgetrieben, scharen sich zuletzt die Alten um die Jungen, bedecken sie mit Gras, pumpen Wasser aus ihren Rüsseln auf sie, solange es geht, um endlich, betäubt vom Rauch und ohnmächtig von der Hitze und den Brandwunden, den Lanzenstichen dieses Jägervolkes zu erliegen. Auf ihren Feldern wuchs eine andere Getreideart (Eleusine), sie kultivierten aber auch schon Knollengewächse (Colocasia). In Weilern wohnten 2—3 Familien zusammen in 8 bis 12 Hütten rund um einen Feuerplatz mit einem Pfahl zum Aufhängen von Jagdtrophäen: Gehörnen und Schädeln, auch von Men-

schen. Hinter den Hütten liegen die Speicher auf hohen Pfählen, dann folgt ein Ring von Rokko-Feigenbäumen, aus deren Rinde Kleider gemacht werden, dann folgen Paradiesfeigen und die Felder. Die Landschaft blieb parkartige Steppe — Schweinfurth drang bis zur Quelle des Djur vor, der im Oberlaufe Ssueh heißt. Je mehr er sich aber der Wasserscheide näherte, desto mehr wurde das Land zum Urwald. Endlos zog die lange Reihe der Träger durch das Dickicht, und die Spitze errichtete oft ihre Laub- und Grashütten, wenn die letzten noch die Rauchsäulen ihres letzten Lagers in der Ferne kaum aus den Augen verloren hatten. Flußsümpfe — Luche, wie in der Mark Brandenburg — waren von dichtem Waldgebüsch umringt. Die Wasser flossen immer noch dem Ssueh zu. Der Lindukū war der letzte Bach, der nach Norden seine Wasser sandte. Der nächste, der Mbrūole, eilte dem Uëllesystem zu. Die Wasserscheide war ohne auffällige Geländebildung: Rötliche Kuppen und Hügelwellen mit Gneisklippen. Nun galt es viele Täler und Bäche zu queren. Die Uferwaldungen erlangten hier die größte Üppigkeit, das Land glich mit seinem Netze von hundert und aberhundert verschlungenen Bächen einem stets gefüllten Schwamm. Hier hausten im Geäste Schimpansen. Pandanus- oder Schraubenbaumdickichte zeigten ein neues Florengebiet an. Die Sümpfe mußten durchwatet werden. Da gab es ein ewiges An- und Ausziehen, Abwaschen und Ablesen der ekelhaften Blutegel, die Kleider tränkten sich mit unnütz vergossenem Blute.

Der Urwald zog sich hier noch nicht als dichte, alles überkleidende Decke über das Land, sondern nur als ein dichtes Netz von Waldsäumen an den zahlreichen Bachläufen hin. Die Flußmaschen dazwischen sind noch sonnenheller, großlaubiger, parkartiger Buschwald. Der Italiener Piaggia hatte vor Schweinfurth das Niam-niamland gesehen und diese Uferwaldstreifen Galerien genannt. Solch ein Galerienwald besteht aus Bäumen mit gewaltigen Stämmen und einer Höhe, die alles bisher Gesehene, die Palmen Ägyptens nicht ausgenommen, in den Schatten stellte. In dicht gedrängten Reihen stehen sie in dem feuchten Tal. Im Innern dieser Säulengänge, die an ägyptische Tempelhallen erinnern, herrscht tiefer Schatten; denn nach außen sind sie mit dichten oft dreifachen Laubdecken verhangen, daß sie wie eine undurchdringliche Wand des dichtesten Blattwerks erscheinen. Das oberste Laubdach ist 15—25 m hoch; aus der Tiefe des Bachbettes gesehen ist die Galerie oder der Baumtunnel imposanter als von der Steppenfläche der Flußmasche, weil kaum die Hälfte des Waldes über das Bachtal hervorlugt.

Am Boden schier undurchdringliche Staudenmassen, Dschungel von Amoma und Costus, die den saftigen Humusschlamm verdecken, Farnbüschel, darunter einer an den Stämmen, den Schweinfurth Elefantenohr taufte; Unterholz aus sparrig verzweigten Sträuchern

mit großen Blättern, das spärliche Licht aufzufangen. Darüber eine Laube von Feigenbäumen, Schmetterlingsblütlern und Fieberrindenbäumen und ihren Verwandten, deren Äste verkettet durch dichte Lianengehänge, grün- und purpurlaubige Ranken, viel rotbeerigen Pfeffer; die Riesen der obersten Galerie gehören zu den Sterculien und Boswellien, dazu gesellen sich Caesalpinien, Ficus- und Artocarpusarten, Wolfsmilchgewächse usw. Die schmalen Pfade, auf denen diese Lauben durchquert werden, bilden bloßgelegte Baumwurzeln. Modernde Stämme, in dichte Moospelze gehüllt, hindern den Fuß. Treibhausluft von 25—30° C herrscht immer in den grünen Hallen. Schreiende Vögel lärmen in den Zweigen. Ameisen purzeln von allen Blättern wie Regen über den Eindringenden. Schmetterlinge in gelben und braunen Farben ersetzen die fehlende Blütenpracht in diesem traumdunklen Grün. Kaum dringt das Rauschen der obersten Wipfel bis in die tiefste Tiefe des Galerienwaldes.

Das ganze Land der Niam-niam oder Sandeh, wie sie sich selbst nennen, war von solchen Galerienwäldern parzelliert. Je mehr man sich dem Uëlle näherte, also aus den Kornländern in die Wurzel- oder Baumfruchtländer kam, desto mehr neue Pflanzen tauchten im Walde auf: Raphia und Elais = Wein- und Ölpalme — dazu Artocarpus = Brotfruchtbaum und eine Cecropia, ein Trompetenbaum; desto häufiger wurden die Bananenplantagen und Maniokkulturen.

Am 19. März 1870 hörte man von ferne einen großen Strom rauschen und stand bald an einem 250 m breiten, bräunlichen Gewässer, das zwischen hohen Uferwänden gen Westen floß: es war der Uëlle, den Schweinfurth noch für den Oberlauf des zum Tsad fließenden Schari ansah. Mit Kanus, die der Monbuttufürst Munsa zur Verfügung stellte, ward der Uëlle in drei Stunden von der langen Karawane überschritten. Die Monbuttu waren hellfarbiger als die Sandeh, ihre kunstfertigen Kanus verrieten schon ihre höhere Kultur. Bananenplantagen wechselten mit Ölpalmenhainen; köstliche Luft, frisches Wasser und kühlen Schatten gab es überall in diesem Hügellande. Munsas Residenz konnte eine Stadt genannt werden. Schon auf dem freien Vorplatze vor der Empfangshalle wurde Schweinfurth mit Kesselpauken und Hörnern aus Elefantenzähnen empfangen. Solche Musik kündete auch das Nahen des Kannibalenherrschers an, von dem erzählt wurde, daß er täglich Menschenfleisch genieße. Rotes Kupfer glänzte von seinem Körper wie der rote Schimmer einer sonntäglichen Küche, besonders in den durchbohrten Ohrmuscheln steckten dicke Kupferstäbe — das ist das Monbuttuzeichen. Kleider aus Feigenrinde deckten den unteren Teil des geschminkten Körpers. Für ein paar Bongohunde tauschte Schweinfurth hier einen Knaben der innerafrikanischen Zwerge, der Akka, ein, den er mit nach Europa nehmen wollte. Leider starb er auf der Rückreise in Berber an der Ruhr. Ein italienischer Reisender Giovanni Miani brachte später zwei junge Akka nach Verona.

Sie wohnen südlich der Monbuttu. Ihre Größe beträgt 1,40—1,50 m. Die Dolmetscher der Niam-niam erzählten von ihnen: „Wie Heuschrecken hüpfen die Akka im Grase herum; die Elefanten sehen schlecht, und die Akka sind flink, sie schießen ihre Pfeile ihnen in die Augen und jagen ihnen ihre Lanzen in den Bauch."

Das Monbuttuland bestand wiederum wie das ganze Innerafrika aus „roter Erde", die wir jetzt als Laterit bezeichnen. Die Galerienwälder waren oft gelichtet, um Bananen-, Mais- und Zuckerrohrgärten Platz zu machen. Der Reisende mußte hier mit seinem Freunde Abd-es-Ssammat zurückkehren. Unter Kämpfen zog er durchs Niam-niamland zurück. Leider ging ein großer Teil der Manuskripte und Sammlungen beim Brande der Seriba des Ghattas zugrunde. Im Mai 1871 kehrte Schweinfurth dorthin zurück; am 26. Juni schiffte er sich in der Meschera ein — am 21. Juli war er wieder in Chartum.

5. Die Erschließung des Kongos.*)

Am Morgen des 25. August 1876 erschollen die Trommeln in der Landschaft Udschidschi am Ostufer des Tanganjika, um die Expedition Henry Stanleys zum Aufbruch zu rufen. Durch Krankheit und Desertion war die Zahl seiner 300 in Bagamojo angeworbenen Träger auf 129 vermindert worden. An waldigen Hügelrücken, deren sumpfige Täler von Büffeln bevölkert wurden, stieg er am Westufer des Tanganjika empor, bis auf die Wasserscheide zwischen dem See und dem oberen Kongo oder Lualaba. Denn den Abfluß des Sees nach dem Kongo, den Cameron entdeckte, den Lukuga, hielt Stanley für einen verschlammten Zufluß. Die welligen Bergketten des Hochlandes senden überall klare Quellen aus, die Täler dufteten von Wohlgerüchen; die Felsen waren übersponnen von Schlingpflanzen, die Baumstämme von Moos. Mannshohe harte Gräser und Schilfdickichte schossen aus dem feuchten, fruchtbaren Erdreich empor, oft so hoch wie Bambus. Schlingpflanzen und Dornen hinderten das Vordringen in den pfadlosen Gegenden zwischen den oft 30 m hohen Baumstämmen — und doch reizten die zahlreichen Wildspuren den Jäger zur Weidfahrt.

Am 15. Oktober sah die Expedition die Stelle, wo der in der Nähe des Tanganjika entspringende Luama seine Wasser in den majestätischen Lualaba-Kongo ergießt, der hier eine Breite von 1300 m besitzen mochte. Mit stillem Entzücken ruhte Stanleys Auge auf dem stolzen Strome, den er sich bis zur Mündung zu verfolgen gelobte, um eins der großen Geheimnisse der geographischen Forschung zu entschleiern.

---

*) Quelle: Henry Morton Stanley, Durch den dunkeln Weltteil. Leipzig 1881 (F. A. Brockhaus).

Als Stanley nach Njangwe am Kongo herabstieg, traf er mit dem Araber Tippu-Tib zusammen, einem großen, schwarzbärtigen Manne in den besten Jahren; ein intelligentes Aussehen, der Ausdruck von Willenskraft in seiner Haltung wie in seinen Bewegungen gaben diesem Manne etwas Achtunggebietendes. Sein Eingreifen in Stanleys damaliges und späteres Leben sollte von hoher Bedeutung werden. Er allein kannte jene Waldwildnis nördlich von Njangwe, bis wohin Livingstone vorgedrungen war; er allein konnte die nötigen Flinten stellen, die ein Vordringen nach Norden unter durchaus feindliche Stämme ermöglichten. Nach längeren Verhandlungen erbot er sich, für die Summe von 22500 Mark die Stanleysche Expedition sechzig Lagerweiten zu begleiten, und zwar sollte jedes Lager mindestens um einen vierstündigen Marsch vom anderen entfernt liegen.

Njangwe unter 4° 15′ s. Br. am rechten Ufer des Lualaba war in jener Zeit der äußerste Punkt, bis zu welchem arabische Händler von Sansibar aus vordrangen, und in der Tat gab es auf dem Markte daselbst alles zu kaufen vom einfachsten Kochtopfe bis zum schönsten Mädchen aus den Landschaften der Umgebung.

Mit großer Streitmacht zog Tippu-Tib aus Njangwe am 5. November 1876 nach Norden in unbekanntes Land. Die Mannschaft Stanleys wurde durch die stattliche Bedeckung sehr ermutigt. Zwischen hohen Graswänden zog sich der schmale Pfad hin, senkte sich zu Gräben und Gewässern hinab und endigte am 6. November in dem dunklen, schaurigen Mitambawalde. Wasser träufelte fortwährend auf die Marschierenden herab, jedes Blatt goß wie eine Schale beim leisesten Anstreifen seinen Inhalt auf sie nieder, nicht minder die Schlinggewächse, die den Stamm umringelten, und die Girlanden, die sich von einem Baume zum anderen rankten. Die vielen Schichten der Zweige über den Köpfen der Reisenden dämpften den blinkenden Sonnenstrahl zum matten, feierlichen Zwielicht herab. Der Weg wurde sehr bald zu einem zähen, lehmigen Teige, und bei jedem Schritte spritzte schlammiges Wasser über die Füße. Man hatte Grabenränder hinab- und hinaufzuklettern. Die Kleider wurden schwer, Stanleys Helmhut drückte wie Blei. Der Schweiß drang aus den Poren, die Atmosphäre war erstickend. Die einzelnen Teile des Bootes mußten wie stumpfe Pflüge durch den zähen Boden geschleift werden. Bis zum 19. November war man so am rechten Ufer nach Norden vorgedrungen; am 20. setzte man auf das linke über mit Hilfe der Eingeborenen, der Wenya. Man saß in heiterer Stimmung an deren Lagerfeuern bis zum Abend. Am nächsten Morgen waren sie sämtlich verschwunden; doch kennzeichneten zwei Reihen aufgesteckter Menschenschädel zu beiden Seiten der Dorfstraße sie deutlich als Menschenfresser. Von diesem Tage ab wählte Stanley mit seinem noch einzigen weißen Begleiter Frank Pocock, Tippu-Tib und 33 Mann den Wasserweg zum weiteren Vordringen, während die Hauptmasse am linken Stromufer hinzog. Man suchte

Verkehr mit den Eingeborenen, um Nahrungsmittel zu kaufen. Doch diese steckten höchstens die Köpfe aus dem Dickicht und schrien „Ooh—hu—hu, Ooh—hu—hu, Ooh—hu—hu!“

Der Strom hatte an Breite zugenommen; 1600 m war die Entfernung beider Ufer; waldige Inseln teilten ihn, waldige Ufer begrenzten ihn. Hinter Stanleys Boote zogen nun sechs Kanus her, das schwimmende Lazarett, welches die Pocken- und Ruhrkranken, sowie die durch Dornen an den Füßen Verwundeten trug.

Als man am 18. Dezember in der Nähe eines menschenleeren Markt-Grasplatzes landete — die Landabteilung war noch zurück — wurde man von den Wilden mit Pfeilschüssen empfangen, so daß Stanley Mühe hatte, einen Lagerzaun aufzuführen. Kaum war er fertig und die ausgestellten Kundschafter zurückgerufen, als die Wilden zu Hunderten anrückten. Sie sprangen gegen das Lager und schleuderten mit ungeheuerer Kraft ihre Speere. Trotzdem die Snidergewehre selten ihr Ziel verfehlten, drängten sie sich doch so nahe an den Lagerzaun, daß die Mündungen der Gewehre fast ihre Brust berührten. Die Dämmerung machte dem Kampfe ein Ende, doch der Höllenlärm der feindlichen Kriegshörner aus Elfenbein dauerte fort.

Am nächsten Morgen gewahrte Stanley vom Flusse aus eine kaum $^1/_4$ Meile weiter nordwärts liegende Ansiedlung, aus einer Reihe von Dörfern bestehend und mit großen Palmen- und Bananenpflanzungen umgeben. Sofort brach der Vortrab zu Boot dahin auf, fand das erste der Dörfer leer, verbarrikadierte die Eingänge und behauptete dies Lager gegen die anstürmenden Wilden. Als ein Angriff zu Land und Wasser gleichzeitig erfolgte, rückte die Landabteilung noch im nächsten Augenblick an. Hier bei Vinya-Ndschara (2° 20′ s. Br.) raubte Stanley 23 Kanus und beschloß, nach der Umkehr Tippu-Tibs seinen Weg auf dem mächtigen Strome fortzusetzen.

In allen Dörfern des rechten wie des linken Ufers erschallten die Kriegstrommeln und Kriegshörner; mit wütenden Gebärden stellten sich die Männer am Rande des Uferdickichts auf, andere trieben ihre Kanus heran gegen die der Fremden und schossen ihre Speere ab. „Fleisch, Fleisch!“ war ihr Kriegsruf, bezeichnend für ihre Absichten. Bald sollte sich der Feindlichkeit der Menschen ein zweites Hemmnis hinzugesellen; man war in die Nähe der oberen Kongofälle (unmittelbar unter dem Äquator) gelangt, die später Stanleyfälle genannt wurden.

Am 7. Januar 1877 hörte man das Getöse der Fälle so nahe, daß die Kanus ans Ufer getrieben und nun auf einem durch den Urwald gehauenen Waldwege um den Katarakt herumgeschleppt wurden; auf der Mitte des Weges hatte man eine Art befestigten Kriegslagers errichtet; denn von allen Seiten tönten Kriegstrommeln, Kriegsgeschrei und Rufe nach Menschenfleisch. Sobald der erste Wasserfall überwunden war, atmete die ermattete Mannschaft auf,

doch sieben solcher Katarakte galt es zu überwinden auf ähnliche Weise und unter denselben erschwerenden Umständen. Der letzte erschien Stanley als der großartigste, weil der mächtige Strom seine ganze Wassermasse über einen nur 450 m breiten Felsendamm hinabschleuderte.

Am 28. Januar waren diese Mühsale überwunden, erleichtert setzte man die Wasserfahrt fort und machte die Beobachtung, daß der Strom seine Nordrichtung in eine nordwestliche verwandelte; bald gewann er auch an Breite, die sich von 3000 auf 3700 m steigerte. Zahlreiche Inseln spalteten die Fluten, doch Inseln wie Ufer wimmelten von feindseligen Menschen. Am 1. Februar fuhr man rechts vor der Mündung des Aruwimi, die seicht und durch viele Inseln verlegt war, vorüber. Seine Quelle vermutete Stanley an jenen Höhenzügen, die nach Nordosten die Quellflüsse des weißen Nils entsenden. Nun dehnte sich der Kongo gewaltig aus, er bildete drei, vier, ja sechs Arme, welche durch Reihen langer Inseln voneinander getrennt wurden.

Am 14. Februar erschallten die Kriegstrommeln an den Ufern wie nie vorher, und nachmittags 3 Uhr kämpften 63 Kanus gegen die Expedition. Sie waren besetzt von kühnen Bangalas, die dadurch gefährlich wurden, daß jedes Kanu durchschnittlich fünf Flinten besaß, so daß über 300 mit Metallstücken geladene feindliche Gewehre den 44 Sniderbüchsen der Expedition gegenüberstanden. Glücklicherweise hatten die Feinde keinen Begriff von der Tragweite ihrer Geschosse, und so ging auch dieses 31. Gefecht mit einem hartnäckigen überlegenen Feinde, wenn auch nicht ohne Verwundungen, so doch ohne Verluste an Menschenleben vorüber.

Am 18. Februar durchschnitten die Fahrzeuge Stanleys wiederum den Äquator. Der Kongo beschrieb also einen großen Bogen nach Norden über den Äquator hinaus. Bei der Ansiedlung Ikengo trieb der Hunger die Abgehetzten zur Landung auf einem gegenüberliegenden Strominselchen; hier endlich gelang es, mit den Eingeborenen in Tauschverkehr zu treten, und die schwarzen Ferkel, Ziegen, Schafe, Bananen, Pisang, das Kassawebrot, Mais, Mehl, Yams und Fische waren den Heißhungrigen eine längst ersehnte Erquickung. Vom 26. Februar mehrten sich im Strome die kleinen Grasinseln, die von Flamingos, Pelikanen, Störchen, Reihern, Gänsen, Enten usw. bewohnt waren; doch die immer näher an den Strom herantretenden Uferberge ließen in Stanley bange Besorgnis entstehen, er vermutete abermals Katarakte. Am 9. März floß unter 3° 14′ s. Br. ein bedeutender linker Zufluß mit 410 m breiter Mündung in den Kongo, der Kassai, der Kwango der Portugiesen. Nur etwa 10 km unterhalb dieser Stelle erfolgte der 32. und letzte Kampf mit den Schwarzen des Ufers, der, wenn auch siegreich, so doch mit vierzehn Verwundungen für die ohnehin schon bedenklich zusammengeschmolzene Expedition endete. Am 12. März langte man an einer Stelle an, wo der Strom sich von 1300 m plötzlich

auf 2300 m seeartig erweitert, und die auf Franks Vorschlag mit dem Namen Stanley-Pool belegt wurde. Doch rasch zog sich das Strombett wieder zusammen, und schon am nächsten Tage ertönte zum Schrecken Stanleys das Gebrause des ersten Kataraktes der unteren Kongofälle, der Livingstone-Fälle.

Die Bevölkerung der Ufer war hier durch den Handelsverkehr an Fremde gewöhnt; aber der Strom schien sich jedem Vordringen entgegenzustellen. „Felsriffe versperren ihm den Weg und vorspringende Bergwälle, Reihen ungeheuerer, quer durch den Strom gehender Steinmauern, so daß er sich in vielgekrümmtem Laufe bald durch tiefe Schlünde winden muß, bald wieder über hohe Terrassen in einer langen Reihe hoher oder niedriger Wasserfälle und Stromschnellen hinabstürmt. Itsi, der „König" von Ntamo am Beginn der Livingstone-Fälle, hatte berichtet, daß nur drei Katarakte vorhanden seien, welche er das „Kind", die „Mutter", und den „Vater" nannte. Das Kind, eine beinahe 200 m lange Strecke Wassers mit vielfach unterbrochener Oberfläche, und die Mutter, welche aus gefährlichen, eine halbe Meile weit hinabjagenden Stromschnellen bestand, hatten wir glücklich passiert, und auch uns weiter darüber hinausgearbeitet. Aber der Vater ist die wildeste Stelle eines Stromlaufs, die ich je gesehen habe. Man nehme einen $6^1/_2$ km langen und 800 m breiten Streifen des Ozeans und lasse einen Orkan auf ihm wüten, und man wird von diesen hochaufspringenden Wogen einen ziemlich genauen Begriff erhalten. Der Lärm war fürchterlich und betäubend. Ich kann ihn nur mit dem Donner eines durch einen Felsentunnel fahrenden Schnellzuges vergleichen. Stromschnelle folgte jetzt auf Stromschnelle."

Frank hatte an jedem Tage die Expedition um die Stromschnellen herumzuführen und mit den älteren Männern, den Weibern und Kindern ein Lager zu errichten. Den Rüstigen aber fiel die Aufgabe zu, wo es möglich war, mit kräftigem Ruderschlag die Katarakte zu durchfahren, anderenfalls eine breite Bahn mit Reisig zu bestreuen und die Kanus darauf um die Stromschnelle herum zu schleppen. Bei der Durchfahrt solcher Stromschnellen am 12. April wollte es das Unglück, daß, als man das prächtige Boot „Lady Alice" über die Strudel hinwegleiten wollte, die aus Pflanzen geflochtenen Taue rissen und Stanley mit den Tüchtigsten seiner Mannschaft in wütender Hast auf den Kämmen der stolzen Wogen blitzschnell stromab gejagt wurde und zwar immer hart an den Felsblöcken vorbei, die den Strom einengten. Bald wurde das Boot wie ein Kreisel gedreht, bald schien es im Abgrund zu versinken, um im nächsten Augenblick wieder auf den Schaumkämmen zu tanzen. Nur durch seine eiserne Ruhe gelang es, die Lady Alice aus den Wirbeln in eine ruhige Bucht des Ufers zu steuern. Langsam nur rückte man unter diesen Umständen vorwärts. Vom 16. März bis 22. April, also in 37 Tagen, hatte man $8^1/_2$ deutsche Meilen zurückgelegt.

Daß man der zivilisierten Welt näher rückte, merkte man zum Schrecken daran, daß die Waren der Expedition an Tauschwert immer mehr einbüßten. Mußte man doch vier Ellen starker Leinwand für ein einziges Huhn zahlen. Zucker, Kaffee und Tee waren aufgebraucht. Die Erkrankungen an Ruhr, Geschwüren, schleichendem Fieber mehrten sich, da die ausgemergelten Körper an Widerstandskraft täglich einbüßten; waren doch Schweine- und Ziegenfleisch Seltenheiten geworden, mußte man sich doch mit Kassawebrot, Erdnüssen, Erbsen, Yams oder grünen Bananen schon seit langem begnügen. Der Leiter der Expedition hatte längst sein letztes Paar Schuhe verbraucht. Seinen einzigen weißen Begleiter und Freund Frank Pocock, seinen Schiffsbaumeister Salám Allah und noch manchen teueren Gefährten mußte er an den Stromschnellen der Livingstone-Fälle lassen, bis er am 16. Juli nach übermenschlichen Strapazen an jenem Falle ankam, den Kapitän Tuckey bereits 1816 von der Westküste aus erreicht. Da der Zweck der Reise erfüllt und der große „Livingstone-Strom", der obere Kongo, mit dem Kongo Tuckeys in Verbindung gebracht war, so wurde die weitere Stromfahrt aufgegeben, und am 31. Juli wankten die abgematteten, geschwächten, erkrankten Reste der stattlichen Expedition über die Felsterrassen am rechten Stromufer hin, um das fünf Tagereisen entfernte Boma, eine portugiesische Niederlassung, zu erreichen.

Am 3. August hatte man sich bis Nsanda geschleppt, man errichtete Hütten und schlug das Zelt auf, der Häuptling des armseligen Ortes erbot sich, mit drei von Stanleys Leuten einen Führer nach dem ihm wohlbekannten Boma (= Embomma) zu entsenden, und Stanley schrieb, nachdem er sein regelmäßiges Mittagsbrot: drei gebratene Bananen, zwanzig Erdnüsse und einen Becher schlammigen Wassers verzehrt, folgenden Brief:

Dorf Nsanda, 4. August 1877.

An irgend einen Herrn in Embomma, der Englisch versteht.

Geehrter Herr!

Ich bin an diesem Orte von Sansibar aus angekommen mit 115 Seelen, Männern, Weibern und Kindern. Wir befinden uns in einem dem Hungertode sehr nahen Zustande. Von den Eingeborenen des Landes können wir nichts kaufen; denn sie lachen über unsere Zeug-, Perlen- und Drahtsorten. Ich habe mir daher die Freiheit genommen, drei meiner jungen, aus Sansibar gebürtigen Leute mit einem Knaben, Namens Robert Feruzi von der englischen Mission in Sansibar, mit diesem Briefe abzusenden, der Sie um Hilfe anfleht. Ich kenne Sie nicht, aber man hat mir gesagt, daß ein Engländer in Embomma wohnt, und da Sie ein Christ und ein Ehrenmann sind, so beschwöre ich Sie, mein Gesuch nicht unbeachtet zu lassen. Erwünschter als alles andere würden zehn bis fünfzehn mit Reis oder Korn beladene Träger sein, damit ich die ganz ausgehungerten Magen meiner Leute sofort füllen könnte. Diese Lieferungen müssen innerhalb zwei Tagen ankommen, oder ich werde eine entsetzliche Zeit mitten unter Sterbenden durchleben müssen. Natürlich leiste ich Bürgschaft für jede Ausgabe, die Ihnen durch dieses Geschäft veranlaßt wird. Wenn Sie kleine Luxusartikel wie Tee, Kaffee, Zucker und Zwieback zur Hand haben, so bitte ich, für mich selbst einen kleinen Vorrat davon zu

übersenden und dadurch die Schuld der Dankbarkeit nur noch zu vermehren, welche ich Ihnen für die rechtzeitige Ankunft der meine Leute vom Hungertode rettenden Vorräte zollen werde. Inzwischen versichert Sie seiner aufrichtigen Hochachtung

Ihr ergebener

H. M. Stanley,

Befehlshaber der anglo-amerik. Expedit. zur Erforschung Afrikas.

Nachdem der Brief und eine französische und spanische Übersetzung den im Schreiben genannten Boten ausgehändigt waren und die Expedition sich am 5. und 6. August noch bis zum Dorfe Banza Mbuko vorwärts geschleppt hatte, erwarteten alle teilnahmlos in dumpfem Hinbrüten das Ende; nur dann und wann drang das Wehklagen eines kleinen Kindes, das Wimmern einer verschmachtenden Mutter an Stanleys Ohr. Da nahten sich auf einmal von der Höhe die Boten mit zahlreichen Trägern, und Lobgesänge hallten durch die Luft. Am 9. August, am 999. Tage nach dem Aufbruche von Sansibar, war man soweit gestärkt, daß man nach Boma aufbrechen konnte, und bald stand Stanley vier weißen Männern gegenüber. Noch wagte er es nicht, sich mit ihnen auf einen Fuß zu stellen; die ruhigen blauen und grauen Augen erregten in ihm eine gewisse Scheu, die unbefleckte Reinheit ihrer Anzüge blendete und beschämte ihn. Nach drei Tagen eines durch herzliches Zuvorkommen angenehmen Aufenthaltes in Boma trug der Dampfer ihn und seine Leute durch die breite Pforte der Kongomündung in den offenen Ozean, er aber dankte in seinem Innersten „dem droben, der sein himmlisches Sternenbanner schützend über ihm gehalten". Das Rätsel des Kongostroms war gelöst, der Kongobogen konnte in die Karte Afrikas eingezeichnet werden, eine neue Wasserstraße ins Innere des dunklen Erdteils war erschlossen worden.

6. Die Gründung des Kongostaates.*)

Als Stanley nach seiner großen Durchquerung Afrikas in Marseille eintraf, wurde er von zwei Abgesandten König Leopolds II. von Belgien begrüßt, welche ihm einen großen Plan des Königs in bezug auf Afrika mitteilten, bei dessen Ausführung er auf Stanleys Hilfe rechnete. Wer die Erlebnisse des kühnen Forschers auf seiner großen dreijährigen Reise (1874—77) kennt, der wird begreifen, daß der Gedanke, in das Land schwerer Sorgen zurückkehren zu sollen, für ihn in seiner damaligen Körper- und Gemütsverfassung nichts Verlockendes hatte. Er wünschte zwar dem Unternehmen des opferfreudigen Monarchen das beste Gedeihen, stellte aber nur den Schatz seiner Erfahrungen zur Verfügung. Nachdem er sich in England in kurzer Zeit wunderbar gekräftigt hatte und an die Ausarbeitung seines Werkes „Durch den dunklen Weltteil" gegangen war, begab

*) Quelle: H. Stanley, Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Deutsch von Wobeser. 2 Bde. Leipzig 1885 (F. A. Brockhaus).

er sich nach dem europäischen Festlande, um König Leopold seine Aufwartung zu machen. Seine noch immer nicht gefestigte Gesundheit zwang ihn zu mehrwöchentlichem Aufenthalte in der Schweiz. Da traf ihn ein Brief der Kommissare des Königs, die ihn zu einer Unterredung nach Paris luden.

Von dieser Zusammenkunft im August 1878 ab rechnet Stanley den Beginn des großen geschäftlichen Unternehmens der Ausnutzung der gewaltigen Wasserstraße des Kongo, die Stanley durch seine Talfahrt erschlossen hatte. König Leopold berief im November desselben Jahres den Reisenden, sowie eine Anzahl bedeutender Kauf- und Finanzleute aus England, Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland zur Beratung nach seiner Hauptstadt. Es wurden Erwägungen darüber angestellt, wie weit der Kongo für Schiffe mit geringem Tiefgang fahrbar sei, welchen Schutz die anwohnenden Häuptlinge kaufmännischen Unternehmungen gewähren könnten, ob die Häuptlinge Durchgangszölle erheben würden, in welchen Mengen Ausfuhrprodukte geliefert werden könnten für den Fall, daß eine Eisenbahn vom unteren Kongo bis Stanley-Pool, wo die Katarakte des Unterlaufs überwunden sind, hergestellt würde. Zur Beantwortung dieser Fragen war eine neue Expedition nötig. Deren Organisation und Leitung wurde Stanley übertragen, während sich zur Tragung der Kosten eine „Association Internationale du Congo“ bildete.

Stanleys Dienstanweisung ging dahin, daß er dem Kongo entlang Handelsstationen anlegen und in deren unmittelbarer Nähe, sowie zu beiden Seiten der neuen Verkehrsstraße Grund und Boden erwerben solle durch Pacht oder Kauf. Weiter aber sollte eine Dampfschiffahrtsverbindung eingerichtet werden. Nachdem in der Generalversammlung am 2. Januar 1879 Stanleys Pläne und Kostenanschläge gebilligt worden waren, dampfte er nach Sansibar ab, um von seinen alten Gefährten diejenigen, welche ihr Glück an seinen Stern heften wollten, von neuem anzuwerben. Mittlerweile konnten in Europa alle jene Aufträge ausgeführt werden, welche sich auf Ausrüstungsgegenstände bezogen: Dampfer, Leichter, Boote, tragbare Holzhäuser, Wellblechmagazine, Wagen usw.

Nachdem unter Genehmigung des Sultans von Sansibar Stanley einen Teil seiner alten Veteranen wieder geworben, kam er am 14. August 1879 an der Mündung des Stromriesen an, um Niederlassungen zu gründen und so die Ufer friedlich zu erobern.

Die zivilisierten Begleiter des Reisenden waren bereits vor ihm in Banana angelangt. Ferner waren einige zwanzig Holzhütten nebst der „Villa“ des Chefs, sowie eine ganze Flottille von acht kleinen für die Flußfahrt bestimmten Dampfern und Booten bereits gelandet. Nachdem die Fahrzeuge montiert und in Gang gebracht worden waren, begann am 21. August 1879 das zivilisatorische Werk. Rasch rollte der Riese Kongo seine braunen Fluten ins blaue Weltmeer. Mit großer Geschwindigkeit schoß er dahin, an den Ufern

von dichten Mangrovemauern eingeschlossen, überragt von einzelnen Palmen. Zuweilen fuhr der Dampfer an holländischen Faktoreien vorüber, wo große zentnerschwere Palmölfässer sofort den Haupthandelszweig andeuten. Schlamminseln teilen den braunen Strom, alle dicht bewaldet. Bis 55 oder 60 km von Banana entfernt besitzt das Fahrwasser die für die größten Kriegsschiffe nötige Tiefe, die weitere Bergfahrt wird durch eine veränderliche Barre erschwert. Stanley gibt für die Trockenzeit 16, für die Regenzeit 22 Fuß geringste Tiefe für diese Stelle bei Ponta da Lenha an.

Die Uferlandschaft änderte sich, als man am 22. August von Ponta da Lenha nach Boma aufbrach; die Mangrovewälder verschwanden, da ihnen die Salzflut zu fehlen begann; seltsam wogende Gräser säumten die Ufer und bedeckten das Hinterland. Man überblickte an diesem Tage zum ersten Male die volle Breite des Stromes, die von Ufer zu Ufer 10 km betrug. Boma hatte schon damals eine ganze Anzahl von Faktoreien, die sich aus Warenlagern, Schuppen, Werkstätten und den Wohnhäusern der englischen, französischen, holländischen oder portugiesischen Firmen zusammensetzten. Kautschuk, Öl, Gummi, Nußkerne der Ölpalme, Erdnüsse, Elfenbein, Orseillemoos, Kaffee gingen von hier auf kleinen Dampfern nach der Hauptniederlage in Banana, wo regelmäßig eintreffende Ozeandampfer die Weiterbeförderung nach Europa übernehmen. Boma erweckt traurige Erinnerungen; war es doch lange Zeit hindurch einer der Hauptpunkte, wo die „schwarze Ware“ flottenweise nach Amerika verfrachtet wurde. Die Artikel, welche die Magazine zu Tauschzwecken enthalten, sind Baumwollenstoffe aus Manchester, Wollen-Savelist aus Rochdale, Decken aus Yorkshire, Messerschmiedewaren und Gewehre aus Sheffield und Birmingham, Töpfer- und Eisenwaren, Perlen und Messingdraht aus verschiedenen Teilen Europas, Branntwein und Rum aus Holland und Hamburg, Tabak und Fische aus Amerika.

Seit 1879 ist Boma beträchtlich gewachsen. Die französische katholische Mission hat sich daselbst niedergelassen; die internationale Assoziation hat hier ihre Maschinenschuppen, Kohlenlager, Vorratsräume, auch ein kleines Dorf für die angestellten Schwarzen errichtet und durch eine Decauville-Bahn mit schöner eiserner Landungsbrücke verbunden. Auf luftigem Hügel erhebt sich das Hospital dieser Gesellschaft. Eine nahe Kongoinsel ist mit Erfolg dem Gartenbau gewidmet worden; europäische Gemüse, Apfelsinen, Limonen, Melonen, Guaven und Ananas gedeihen in dem Boden vortrefflich, dazu Kartoffeln und Bataten, Tomaten, Zwiebeln, Steckrüben, Lattich, Kohl, rote Rüben, Möhren und Bohnen. Die Küche der Europäer ist auch mit Fleisch nicht schlecht versorgt; denn frisches Rindfleisch, Schafe, Ziegen, Hühner, Enten sind immer zu haben.

Während nun die kleine Flottille Stanleys das gesamte Gepäck der Expedition von Banana nach Boma beförderte (600 Tonnen), steuerte Stanley aufwärts, um günstige Lagerplätze zu suchen, nach

denen das gesamte Material von den Dampfbooten überführt wurde. Der erste dieser Landungsplätze war Mussuko, 135 km von der Küste entfernt, das man in vierunddreißig Tagen mit der besten Aussicht auf weiteren Erfolg erreicht hatte. Der Strom verändert sich von Boma ab wesentlich, indem er die seeartige Breite und die Gabelungen aufgibt und in einer breiten Bahn aus felsiger Schlucht herausströmt. Die Felswände nehmen an Höhe zu; der Fluß wird einmal bis auf 1300 m zusammengeschnürt, die Tiefe betrug immer noch an den schmäleren Stellen 45, 60, ja 90 m. Die Ufer bis zu den steilen Wänden waren mit tropischem Dickicht besetzt, aus dem sich Palmen und federartige Farne abhoben. Auch auf dieser Strecke traf man noch dann und wann Faktoreien.

Am 26. September ging Stanley mit der Dampfbarkasse „Espérance" von Mussuko aus abermals voraus, um den höchsten Punkt der Schiffahrt zu bestimmen, wo zugleich die Hauptstation errichtet werden sollte. Der Fluß nimmt sehr bald fast die Form eines Cañons an, da er von 200—300 m hohen, fast senkrecht aufsteigenden Felswänden eingeschlossen wird. Seine Breite vermindert sich auf einer Strecke bis auf 550 m, die Tiefe steigt dementsprechend außergewöhnlich, bis 100 m; die Strömung ist ungemein stark. Jedoch bald erweitert sich das Strombett wieder, die Strömung läßt nach, man erreicht die Mündung des an der Nordseite einströmenden Lufu und damit das am Nordufer liegende Vivi-Gebiet. Hier hört man schon das wilde Getöse der kleineren Fälle von Vivi, man ist an der Grenze der schiffbaren Strecke des unteren Kongo angelangt. Ein neun Knoten laufender Dampfer vermag bei der Bergfahrt von Banana nach Vivi in 13 Stunden zu gelangen.

Am Fuße des 290 m hohen „Burgbergs" breitete sich auf der Nordseite des Stroms ein 105 m hohes Plateau von 230 m Länge und 42 m Breite aus; die südliche oder Flußseite und ebenso die Ostseite waren schlechthin unersteiglich, die Nordseite hatte ihre Deckung durch den Burgberg, während die Westseite einen beschwerlichen Aufstieg bot; doch war durch einen Pfad Erleichterung zu schaffen. Für die Verteidigung des Platzes waren alle natürlichen Vorbedingungen gegeben. Durch Niederbrennen des hohen Grasdickichts wurde der Boden gesäubert. Im Norden des Plateaus in einer Mulde lag das Dorf Tschinsalla, wohin Stanley durch einen Dolmetscher eingeladen wurde. Die im kühlenden Baumschatten liegenden zwerghaften Wohnungen, die freundlichen Bewohner, die auffällige Fruchtbarkeit des Bodens: alles dies ließ in Verbindung mit der festungsartigen Lage das Plateau von Vivi als einen sehr geeigneten Punkt für Anlegung einer Station erscheinen. Er bat den Dolmetscher, die fünf Häuptlinge des Vivibezirks zu einem „Palaver" (Besprechung) in sein Lager am Flusse zu bescheiden.

Pünktlich und nüchtern erschienen am nächsten Morgen die Vivi-Häuptlinge in abgelegten Soldaten- und Lakaienuniformen; die

Matten zum Niedersitzen wurden ausgebreitet, der Salutschuß erdröhnte, und das Palaver begann, indem sich der Senior durch den Dolmetscher wörtlich also vernehmen ließ: „Der Mundele (weiße Mann) kann, wenn er bei uns bleiben will, von allem Lande, das nicht von Dörfern, Gärten oder Feldern besetzt ist, wählen; so viele Häuser bauen, Straßen anlegen und andere Arbeiten unternehmen, als ihm beliebt; er soll als der „Mundele“ von Vivi betrachtet werden, und kein anderer Weißer soll ohne seine Erlaubnis den Fuß auf das Gebiet von Vivi setzen; kein eingeborener Häuptling des Innern oder an den Stromufern im Bezirk von Vivi soll einen der in seinem Dienste stehenden Leute belästigen; es sollen ihm Arbeitskräfte geliefert werden, und die Leute von Vivi, welche Lust dazu haben, sollen bei ihm arbeiten; jede Gesellschaft, weiße oder schwarze, eingeborene oder fremde, soll auf dem Wege durch das Gebiet von Vivi bei Tag und Nacht ohne Hindernis gehen; wenn eine Veruneinigung zwischen seinen Leuten, weißen und schwarzen, und der Bevölkerung von Vivi entsteht, sollen nicht die Häuptlinge selbst die Rache ausüben, sondern die Klage vor den Mundele von Vivi bringen, damit dieser über Recht und Unrecht entscheide; wenn einige ihrer Untertanen bei einer unrechten Tat ertappt werden, soll der weiße Mann den Häuptling rufen, damit er die Klage vernehme und, wenn das Verbrechen erwiesen ist, nach Landessitte die übliche Strafe zahle. Alles dies soll schriftlich aufgesetzt werden; der weiße Mann soll es vorlesen und der englische Dolmetscher übersetzen; zunächst müssen wir aber wissen, was die Häuptlinge als Gegenleistung für diese Zugeständnisse erhalten werden.“

Die Größe des Vividistriktes betrug 45 qkm; der unbebaute, aber anbaufähige Teil mochte 500 Acker betragen, alles übrige war bergiges, mit Felsstücken besätes Terrain oder trockenes Vorland am Flusse; doch weil an dieser Stelle die Schiffahrt ihr Ende erreichte, die Anlegung einer Straße von hier aus stromaufwärts möglich war und die Einrichtung eines Hafens keine Schwierigkeiten machte, so bot Stanley 32 Pfd. Sterling (640 Mark) in Waren bar und einen monatlichen Pachtzins von 3 Pfd. Sterling (= 64 Mark). Die Bedingungen wurden angenommen und der Vertrag von allen Beteiligten förmlich unterzeichnet.

Nun begann die Arbeit. Nachdem von dem vorigen Lager Reis und Fleischvorräte, Hacken, Spitzäxte, Schaufeln, Brechstangen, Schmiedehämmer, Zelte und Segeltuchhütten durch die Boote herzugeschafft worden waren, fingen am 1. Oktober 1879 etwa 100 Mann an, einen Aufstieg nach dem Felsplateau herzustellen durch Fels und halbverbranntes Schilf. Auch 56 schwarze Männer von Vivi ließen sich anwerben als Arbeiter, entfernten vom Plateau Gras und Steine, ebneten die Ameisenhaufen usw. Die Europäer führten auf den Dampfbooten das gesamte Gepäck der Expedition herzu. Stanley entwarf mit Rücksicht auf Feuersgefahr und Verteidigung den Plan, der jedem Gebäude auf dem Plateau seinen Platz an-

wies, ebenso dem Garten. Und bald erwuchsen unter Leitung eines Ingenieurs aus den fertig mitgebrachten Bestandteilen die eisernen Vorratskammern; ein Oval, wo man die Felsstücke ausgebrochen und gegen 2000 Tonnen schwarzer Alluvialerde niedergelegt, bezeichnete den mit Gemüsen und Fruchtbäumen bepflanzten Garten; eine zweistöckige Villa aus Holz ward zur Aufnahme des Chefs der Station Vivi bestimmt; Schuppen für die Heu- und Kleievorräte, Ställe für Ziegen, Enten, Schweine, Werkstätten für Schmiede und Zimmerleute vervollständigten die Gruppe der Gebäude, die nun die Station Vivi darstellten. Bereits am 6. Februar 1880 konnte Stanley nach Europa berichten, daß die Ausgangsstation für weitere Unternehmungen fertig sei.

Bald finden wir ihn unterwegs auf einer Kundschafterreise nach den oberhalb Vivis liegenden Isangilafällen; er unterhandelt wiederum mit den beteiligten dreißig Häuptlingen, um das Recht zu erlangen, eine Straße nach Isangila durch ihr Gebiet zu führen, die sie in keiner Weise zu belästigen, sondern durch Stellen schwarzer Mitarbeiter in ihren Bezirken zu fördern versprechen sollen. Es war eine Straße, auf welcher die schweren Dampfer und Leichter stromauf geschafft werden sollten, um oberhalb der Katarakte von Isangila in den Strom gesetzt zu werden. Mit Energie machte sich Stanley mit 106 Männern ans Werk. Am 18. März 1880 wurde durch eine Reihe von langen Stöcken mit weißen Fahnen die Wagenstraße abgesteckt; die Arbeiter, welche das Meßband zogen, mußten sich der Trittleitern bedienen; denn das Gras war 3 und 4 m hoch. Das Roden des Grases war die erste Arbeit; das Ausfüllen von Vertiefungen, Schluchten und Spalten, das Beseitigen von Bäumen, Sträuchern und großen Felsblöcken folgte. Brücken mußten über die nicht auszufüllenden Schluchten geschlagen werden. Durch eingeborene Arbeiter verstärkt, rückte die Arbeit gut vorwärts. Bereits am 21. Februar 1881 war die etwa 80 km lange Wagenstraße von Vivi nach Isangila vollendet und die Beförderung der gewaltigen Lasten der Boote, Kessel usw. über Berg und Tal bewerkstelligt.

Von der Stadt Isangila rückte die kleine Kolonne etappenweise vorwärts; die folgenden Stationen sind Majanga, weiter am Stanley-Pool: Leopoldville, an der Kassaimündung Kwamouth. Da Stanley von einer zu Dampfer unternommenen Kundschafterreise in den auf dem linken Ufer oberhalb Stanley-Pool einmündenden Kassai und Mfini, wobei er den 1860 qkm großen Leopold II.-See entdeckte, krank zurückkehrte, übergab er die Leitung der Unternehmung an Dr. Pechuël-Lösche und reiste nach Europa ab, wo er im Oktober 1882 eintraf.

Er stattete dem Komitee der Association Internationale du Congo Bericht über das seither Geleistete ab, daß man 670 km weit vom Meere bis zur Einmündung des Kassai vorgedrungen sei, Stationen gegründet, einen Dampfer und ein Segelboot nach dem oberen Kongo geschafft habe, während ein kleiner Dampfer und ein Segelboot

die Verbindung zwischen der zweiten und dritten Station unterhielten. Zur Sicherung dessen, was man erworben, schlug Stanley den Bau einer Eisenbahn vom unteren nach dem oberen Kongo (von Vivi nach Isangila) vor, ferner betonte er die Notwendigkeit, daß die internationale Assoziation sich einen Freibrief der europäischen Staaten verschaffte, welcher gestattete, den Bahnbau auszuführen und das Land zu regieren, kurz, welcher die Sicherheit biete, daß die Verwaltung über das erworbene Land in keine andere Hand als in die ihrige übergehen könne. Er forderte die Konsolidierung des Werkes, indem man von allen Häuptlingen längs des Wegs zwischen den einzelnen Stationen das Abtreten ihrer Rechte an die Gesellschaft verlangte.

Nach sechswöchentlichem Aufenthalte ging der kühne Forscher gestärkt nach dem Kongo zurück, wo er seinen Stellvertreter und auch verschiedene Leiter der Stationen nicht mehr vorfand. Sie hatten sich nach Europa zurückbegeben, die Expedition war tatsächlich ohne Führer und die Verwirrung groß. Seine ganze Energie war nötig, um Ordnung zu schaffen; er sandte auch den Kapitän Elliot mit 74 Mann aus, damit er der Assoziation ein Stück Küste zwischen Kongomündung und dem französischen Gabun sichere. Die Chefs der Kongostationen erhielten Auftrag, mit den Häuptlingen an den Flußufern des Kongo gleichfalls Verträge über Gebietsüberlassungen abzuschließen.

Nachdem Stanley mit großer Mühe zwei neue Dampfboote, den „Royal“ und „A. I. A.“ (die Initialen der Gesellschaft) von Vivi auf dem Landwege nach Isangila befördert und die halb verfallene Station Leopoldville wieder geordnet, brach er am 9. Mai 1883 mit stattlichem Geschwader auf, um stromaufwärts neue Niederlassungen zu gründen und durch neue Verträge das Gebiet der Assoziation zu vergrößern. Wir haben die dabei erforderlichen Arbeiten bei Gründung Vivis ausführlich dargelegt und damit den Typus aller ähnlichen Stationen gezeichnet. Hier seien daher nur die Hauptpunkte dem Namen nach genannt: Kimpoko am oberen Ende des Stanley-Pools, Bolobo, Äquator-Station an der Mündung des schwarzen Flusses unter der Linie, endlich Stanley-Fall-Station. Nachdem überall die Gebäude errichtet und europäische Leiter eingesetzt waren, überließ Stanley die weiteren Gebietserwerbungen dem tüchtigen Kapitän Hanssens und dampfte am 10. Dezember 1883 heimwärts.

Die Gründung des Kongostaates schloß sich also an die große innerafrikanische Stromader an. Es galt zuerst die drei schiffbaren Stromstrecken mit geeigneten Fahrzeugen zu besetzen und die Fahrt durch feste Stationen zu sichern. Diese drei Strecken waren:

zwischen dem Ozean und Vivi = 176 km, der untere Kongo,
zwischen Stanley-Pool und Fallstation = 1718 km, der obere Kongo,
zwischen Njangwe, dem Meru- und Bangweolosee = 1500 km, die Quellflüsse des Kongos, besonders der Luapula.

Es galt zweitens die Kataraktstellen durch gute Umgehungsstraßen zu überwinden: die Livingstonefälle, durch die der Kongo den westafrikanischen Rand seines Beckens durchbricht, die Stanleyfälle, in welchen er die Terrassen des ostafrikanischen Seenhochlands herabstürzt. Das erste Hindernis ist jetzt durch die Kongoeisenbahn von Vivi-Matadi bis Leopoldville (441 km) überwunden. An den Quellflüssen haben sich die Engländer von Süden her festgesetzt, der Bangweolosee ist ganz britisch, der Merusee an seinem Ostufer. Die geplante Kap-Kairobahn wird vielleicht einmal die Stanleyfälle umfahren. Eine dritte Aufgabe bestand darin, von der Hauptader aus die Nebenflüsse zu befahren und als Handelsstraßen zu erschließen, auch daran ist fleißig gearbeitet worden.

Eine Berliner Konferenz aller Mächte 1884 einigte sich dahin, dem Kongostaat ein Gebiet von 2252780 qkm zuzusprechen, ihn unter die Souveränität Leopolds II., des Königs der Belgier, zu stellen und für alle Zeiten neutral zu erklären. Boma wurde Landeshauptstadt. Der Handel und die Schiffahrt auf dem Kongo (und gleichzeitig dem Niger) wurden allen Staaten freigestellt. Die Hauptausfuhrartikel sind Palmöl und Palmnüsse, Elfenbein und Kautschuk.

7. Im Urwalde am Kongobogen.*)

Die Stationen des Kongostaates liegen meist an den Strömen, weil diese bequeme Zugangs- und Abfuhrstraßen im Urwalde bilden. Ngali aber ist eine Binnenstation, die von Mongo am großen Kongobogen aus nach Norden neun Wegstunden entfernt liegt. In Mongo besteht eine Faktorei der belgischen Handelsgesellschaft für den oberen Kongo auf einer steilen Anhöhe über dem Strome, der gerade hier eine Einschnürung seines vielarmigen Flußnetzes zeigt. Man genießt von oben die Aussicht über die zahlreichen Sturminseln und Urwaldufer. Gegen Süden schließt die Wasserscheide des Lopori das Bild ab.

Nördlich der Faktorei liegt ein großes Eingeborenendorf von etwa 300 Hütten. Sie sind so angeordnet, daß sie mehrere elliptische Plätze umsäumen, die hintereinander liegen. Die Häuser ruhen hier auf einem rötlichen oder gelblichen Lehmunterbau, in den hübsche Ornamente eingedrückt sind. Der Oberbau aber besteht aus Rinde und aus Brettern, das Dach aus den Blättern verschiedener Scitamineen wie Marantaarten. Wie überall am Kongo haben sie rechteckige Grundrisse und Giebeldächer, die bald steil, bald scharf gefirstet, bald wie bei den Bakongo unterhalb Mongos abgerundet sind. Diese bauen auch die Wände aus Palmblattrippen und dichten sie mit Gras. Auch das Dach wird unterhalb der Ubangimündung meist aus Gras, oberhalb davon vorwiegend

*) Nach Franz Thonner, Im afrikanischen Urwald. S. 30 ff. Berlin 1898 (Dietrich Reimer).

aus den festen Blättern der Raphia-Palme hergestellt. Hunde mit spitzen Köpfen und großen Ohren schlafen auf dem Unterbau der Häuser im Schatten des überhängenden Daches. Die Plätze sind mit den Hauptnährpflanzen, dem Maniokstrauche*) und der großfrüchtigen Banane**) bepflanzt. Dazwischen aber wuchert allerhand blütenübersätes Strauchwerk und eine Fülle schöner Schlingpflanzen. Der Maniok ist ein Wolfsmilchgewächs, das 30—60 cm lange, gelbe Wurzelknollen hat, die büschelig zusammenstehen wie bei einer Georgine. Die Eingeborenen bereiten daraus durch Wässern, Zermalmen in Holzmörsern, Auskochen des giftigen Milchsafts eine Art Brote, die Schikwange, die, in Blätter eingewickelt, kloß-, wecken- oder hörnchenförmig verkauft werden. Die Bananen werden meist unreif gekocht und geröstet, selten reif vom Baume gegessen. Das Mobiliar der Hütten besteht in flachgewölbten Pritschen aus Palmrippen, einigen runden, aus einem Stück Holz geschnitzten Schemeln, einem Gestell zum Aufhängen von Kürbisflaschen, Felltaschen, Matten aus Bast, sowie einigen großen Lehmtöpfen und Schalen.

Allmählich steigt der Weg an und führt in den großen Wald, der den mittleren Teil des Kongobeckens bedeckt und vom Uëlle im Norden bis zum Sankuru im Süden, vom Semliki im Osten bis zur Sanga im Westen reicht. Bei dem Worte Wald pflegt den Europäer ein wohliges Gefühl zu beschleichen, in Erinnerung mancher erquickenden Wanderung unter rauschenden Wipfeln. Im afrikanischen Urwalde ist das Wandern keine Lust, sondern mehr eine Turnübung, die bald im Überklettern wegesperrender Äste und Bäume, bald im Überspringen morastiger Stellen, bald im Durchwaten überschwemmter Bachgebiete besteht, wo eine schöne Balsamine wuchert, ähnlich unserer Impatiens. Meist zieht der Reisende es dann vor, sich in der Hängematte oder auf dem Rücken starker Träger über solche feuchte Hindernisse tragen zu lassen. Dabei schlagen ihm aber die Äste und Zweige des üppigen Unterholzes und der dazwischen wachsenden Stauden ins Gesicht und überschütten ihn mit Ameisen. An vielen Stellen ist der geschlängelte Urwaldpfad mit krautigen, aufrechten oder kletternden Scitamineen verwachsen. Dicke strickähnliche, unregelmäßig hin und her gebogene Lianen hängen von den hohen Bäumen herab. Die Kronen der Bäume kommen nicht zur Geltung, nur dort, wo in der Nähe der Dörfer Lichtungen geschlagen sind, bilden sie sich aus und werden auf ihren schlanken Stämmen eine Zierde der Landschaft. Leistenförmige Stützplatten ziehen von den Wurzeln an dem Stamm hinauf, besonders bei den Wollbäumen.

Moderiger Kellergeruch erfüllt häufig die stickige Luft; denn es verwesen hier viele abgefallene Zweige und Früchte, ja ganze Bäume.

---

*) Manihot utilissima = Maniok oder Kassawestrauch.

**) Musa paradisiaca = Pisang oder Banane.

Blühende Gewächse sind verhältnismäßig selten. Auf den Stämmen wuchern Farne aller Art, Moose, Pilze; Orchideen sind nicht häufig. Auch hört man selten die Stimme eines Vogels oder eines vierfüßigen Tieres. In der Nähe der größeren Flüsse schnauben wohl die Flußpferde, der Urwald aber ist säugetierarm. Zahlreich sind die Ameisen, die den Unrat des Waldes aufräumen. Zahlreich auch die Schmetterlinge in der Nähe der Dorflichtungen. Zum Trocknen aufgehängte Wäsche war oft von Hunderten verschiedener Falter bedeckt. Auch Honigbienen summen vorbei, Tausendfüße huschen durchs Laub. Die Stationen belagern ganze Heere von Küchenschaben oder Kakerlaken. Der Sandfloh ist mehr am unteren Kongo daheim, er kommt aber auch hier vor und beißt sich ein. Moskitos sind nicht so häufig, daß man des Nachts mit dem Schleiernetz schlafen müßte. Die Eingeborenen scheuchen sie mit Rutenbündeln. Bei Sonnenuntergang zirpen Tausende von Grillen im Walde. Kühl ist auch der Urwald — und selbst im Mittagsstrahle der Tropensonne kann der Europäer auf seinen schattigen Pfaden marschieren.

Ein großes Eingeborenendorf von etwa 300 Hütten, Kanya, liegt halbwegs Ngali, dann senkt sich der Urwaldpfad, durchzieht die Ruinen eines im Kriege niedergebrannten Dorfes und führt schließlich durch ausgedehnte, für Kakao und Kaffee bestimmte Rodungen nach der auf sanftem Abhange gelegenen Station Ngali. Auf einem geräumigen Platze liegt das Wohnhaus der zwei Weißen, aus den Blattrippen der Raphia, der Bambus- oder Weinpalme, erbaut und wie gewöhnlich in drei Räume geteilt: den Speise- und Empfangsraum in der Mitte, den Schlaf- und Wohnraum zu beiden Seiten. Die ringsum laufende Veranda bietet tagsüber erträglichen Aufenthalt. Wirtschafts- und Arbeiterhäuser, Kasernen für die Bangalasoldaten des Kongostaates liegen in der Nähe des Hauses. Alles ist von einem hohen Stangenzaun umschlossen, an den sich das große Eingeborenendorf Mondunga anreiht, ein älterer eng gebauter Teil im Norden, wo das Bächlein fließt, das der Station klares Wasser zuführt, wo auch die Zuchtbeete für die jungen Kaffee- und Kakaobäumchen liegen — und ein jüngerer, weitläufiger gebauter, mit kleinen Pflanzgärten von Tabak, Mais und Zuckerrohr im Süden. Daran schließen sich Maniok-, Reis- und Gemüsefelder bis in die Waldrodungen hinein. Im Walde liegen die Rindenschäl- und Trockenplätze der Eingeborenen.

Die Pflanzgärten ernähren vorwiegend die Eingeborenen; Fleisch wird auf der Jagd im Walde erbeutet; Affen, Antilopen und Wildschweine kommen hier vor; oder es werden Hunde geschlachtet oder Hühner. Menschenfleisch wird im geheimen überall gern noch verzehrt, in gewissen, noch wenig berührten Gegenden, am Ubangi, wird sogar Handel mit geräuchertem Menschenfleisch getrieben trotz der strengen Strafen der Regierung. Häufig stößt der Reisende auf Fischzäune in den Flüssen, die nur in der Mitte eine enge Durchfahrt frei lassen. Auch diese wird beim Fischfang abgeschlossen,

die Fische werden dann gegen den Zaun getrieben und mit dem Speere harpuniert. Die Fische werden getrocknet und auch vertauscht auf den Handelswegen, die in Einbäumen die Flüsse entlang oder auf Fußpfaden durchs Dickicht ziehen.

Zerstreut im Urwalde liegen viele hübsche Dörfer, meist eingehegt durch einen Graben und eine Palisade. Die Soldaten werden ausgesandt, um Elfenbein und Kautschuk von den Eingeborenen zu kaufen; denn die Landolphia, die Kautschukliane, und die Kickxia, der Kautschukbaum, kommen noch häufig vor. Die Landolphiafrüchte sind kugelförmig wie Apfelsinen; sie bergen unter ihrer gelben und rötlichen Lederschale eine Anzahl Samen, die von einem saftigen, süßsäuerlichen Mantel umgeben sind, der gerne verzehrt wird. Doch mehr als sie wird der Kautschuksaft geschätzt, der durch Anschneiden der Pflanzen gewonnen, dann gekocht und zu Klumpen geformt wird. Für 1 kg bezahlen die Soldaten mit so viel Kupferdraht, in Stücken von etwa 30 cm Länge, daß sie den Wert von 50—60 Centimes darstellen. In Europa kostet das Kilogramm 7—8 Franken. Da hier noch viele Elefanten leben, wird auch Elfenbein zu den Stationen gebracht. Nördlich an der Mongalla wird neben Maniok auch Mais gebaut als Brotfrucht. Da Salz fehlt, wird es durch Verbrennung von Gräsern und anderen Pflanzen in besonderen Salzhütten gewonnen und als Tauschobjekt auch nach Süden ausgeführt. Die Hütten nehmen nach Norden Kreisform im Grundriß an und haben kegelförmige Laubdächer.

Beim Roden schneiden die Eingeborenen die dünnen Urwaldstämme nahe am Boden weg, die alten Bäume aber 1—2 m darüber, so daß säulenartige Stümpfe stehen bleiben. Wird solche Rodung vernachlässigt, so füllt sie sich bald mit rankendem und blühendem Gebüsche: Winden-, Malvengewächse, Blumenrohr- und Pfeilwurzarten usw. Selten nur geht der Wald in Grasland über wie z. B. bei Ebonda am Kongo zwischen den Stationen Ndobo und Buma. Breitblättrige, anderthalb Meter hohe Gräser wechseln dann mit Stauden vorzugsweise aus den Familien der Leguminosen und Kompositen. Dazwischen stehen einzelne Bäume, namentlich Ölpalmen, und an feuchten Stellen und längs der Bachläufe Baumgruppen und Baumzüge.

Die bronzebraunen Neger tragen ihr schwarzes, spiralig gerolltes Haar in dicken Frisuren, haben auch bisweilen ein Kinnbärtchen. Die Tätowierung beschränkt sich meist auf einige Narbenreihen auf der Stirne, auf Brust und Oberarm. Rotholzpulver wird in die Wunden eingerieben. Die Zähne werden meist spitz gefeilt. Die Haut wird mit Palmöl und Ruß gesalbt am Oberkörper.

Aus selbstgefertigtem, weichgeschlagenem Rindenstoffe tragen sie eine Art Schurz, der durch eine Schnur um die Hüften vorn und hinten gehalten wird; die Frauen meist nur die Schnur aus einer dünnen Liane, auf die oft Perlen aufgereiht sind. Die Kinder läßt man auf der Hüfte reiten. Um Arme und Beine wird gerne

Draht gewunden, der auch als Zahlmittel gilt, wie oben schon erwähnt.

Der Mann rüstet sich zur Jagd mit Messerspeeren und Flechtschilden und geraden Messern. Wurfmesser sind hier noch selten. Um das Jagdglück auf sich zu lenken, errichten die Eingeborenen gerne Fetische in ihren Dörfern; sie stecken Stäbe in die Erde, die zusammengebunden sind. Bei Vollmond geht es laut in den Dörfern zu. Hölzerne Trommeln werden rhythmisch geschlagen, Gesang und Händeklatschen schallt dazu, und Männer und Weiber tanzen zuckend und stampfend, bald an Ort und Stelle, bald vorwärts zu ihrem Gegenüber, in langweiligem, anstrengendem Einerlei.

Die Frau wird gekauft. Sie darf nicht an der Mahlzeit des Mannes teilnehmen. Die Sprachen der verschiedenen Stämme und Dorfgemeinschaften stimmen meist ziemlich überein, doch kommt es vor, daß einzelne Gruppen der Bevölkerung eine völlig abweichende Sprache haben inmitten ihrer Umgebung — also wohl von weither zugewandert oder Reste größerer alter Stämme sind, die von späteren Eroberern übrig gelassen worden sind.

8. Die Erforschung des südlichen Kongobeckens.*)

Während Stanley durch seine Stromfahrt 1876/77 die Wasserlinie des Kongo aus dem Dunkel hervorzog und durch seine letzte Durchquerung von West nach Ost 1887/89 Klarheit schuf über den rechten Zufluß Aruwimi, verdankt die wissenschaftliche Welt die Enthüllung der zahlreichen von Süden her in den Hauptstrom einmündenden Zuflüsse der Forschertätigkeit zweier deutscher Männer: Pogge und Wissmann. 'Wir folgen ihnen auf ihrem Zuge, bei welchem die südnördlich strömenden Wasseradern in der Hauptsache quer durchschritten wurden in der Richtung von West nach Ost.

Am 1. Juni 1881 verließen Wissmann und Dr. Pogge die Station Malandje im Osten der portugiesischen Kolonie Angola an der Spitze einer Karawane, welcher die deutsche Flagge voranwehte. Hatten sie über die wellige Savanne sich in der Hängematte tragen lassen, so erfolgte von da ab das Vordringen der europäischen Reisenden auf Reitochsen. Wissmann ist des Lobes voll über diese Tiere, die er für unentbehrlich hält in jenen Landschaften; sie gehen alle Gangarten: Schritt, Trab, Galopp und Karriere, durchwaten Sümpfe, schwimmen mit dem Reiter im Sattel sicher durch breite Flüsse, steigen mit Gewandtheit steile Böschungen hinauf und hinab, wittern Fallgruben, sind zum Springen abzurichten und bekunden einen großartigen Ortssinn; bei einer Verirrung braucht man sie nur umzuwenden

*) Quelle: H. Wissmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von 1880—83 ausgeführt von Paul Pogge und Hermann Wissmann. Berlin 1889 (Walther & Apolant).

und kann sicher sein, daß sie genau der getretenen Spur folgen. Sobald das unabhängige Afrika betreten worden war, begannen die Betteleien und Zollplackereien der Dorfhäuptlinge; ein schwarzer Herold erschien und meldete das Nahen der Dorfhoheit, bald folgte diese selbst in einer roten, schmierigen Uniform, welche den Oberkörper bedeckt, indes bunte Taschentücher zu einem Hüftentuch Verwendung gefunden haben. Ein widerspenstiger Ziegenbock, den man an den Hörnern zum Opferaltare zerrt, und ein Körbchen Maniokmehl sind die fürstlichen Geldgeschenke, die der Häuptling in feierlicher Rede überreicht, nachdem er sich auf eine Strohmatte niedergelassen. Mit unerschütterlicher Ruhe taxiert Pogge den wirklichen Wert der Gaben, mißt 4 Ellen Kaliko ab und fügt einige Flaschen verdünnten Branntweins als Gegengeschenk hinzu.

Durch lichten Hochwald bewegte man sich südostwärts und überschritt in einer Höhe von 1260 m die Wasserscheide zwischen dem Kuische und Lui, von denen der erste zum Kuanza (Westküste), der andere zum Kuango, also zum Kongo sich wendet; denn der Kuango eilt zum Kassai, dem bedeutendsten Zuflusse des Kongo. Man war damit in das Kongobecken eingetreten.

Nun senkte sich der Weg ins Tal des Kuango, der in raschem Laufe sein Sandsteinbett durcheilt. Er hatte damals zur Zeit seines niedrigen Wasserstandes 35 m Breite, wovon nur 8 m auf das eigentliche Flußbett entfielen. Hatte diese tiefste Wasserlinie 7 m Wasserstand, so waren die seitlichen Erweiterungen des Flußbettes nur $^1/_2$ m tief mit Wasser bedeckt. Doch sah man deutlich, daß in der Regenzeit der Wasserstand um 4 m wächst. Nachdem am 1. Juli mittels 9 m langer Baumstämme eine Brücke hergestellt war, überschritt man den Strom, bahnte sich durch ein bewaldetes Hochplateau, das von Bienen und Ameisen wimmelte, den Weg durch die tief eingeschnittenen Bäche und Zuflüsse des Kuango und erreichte den ersten Urwald, dessen Riesenstämme Behänge von Lianen trugen. Man tat sich gütlich in seinem Schatten, zumal der im Unterholz aufschießende Amomum seine schönen sauersüßen Früchte spendete. Am 20. Juli wurde Kimbundu am Luelle erreicht, das Residenzdorf des gleichnamigen Makosa-Häuptlings, wo im Hause eines portugiesischen Händlers das Quartier aufgeschlagen wurde. Kimbundu mit seinen strohgedeckten, bunt durcheinander gewürfelten Lehmhütten ist der Knotenpunkt zahlreicher Karawanenstraßen.

Nach reiflicher Überlegung wählten Wissmann und Dr. Pogge nicht die Oststraße zur Residenz des Lundareichs, sondern eine nördliche Richtung, dem Luelle folgend, weil diese Route mehr Aussicht auf guten Erfolg der Reise bot. Am Luelle zogen sie bald im Urwald, bald durch Wiesengründe nordwärts. Antilopen weideten in üppigem Grase, Schlangenhalsvögel hockten in den Zweigen am Bachesrande, und nachts ließ der Ibis seinen Schrei hören. Die Wege in dem Lande der Kioque waren in gutem Stande, und in ihren Dörfern gab es zu billigen Preisen Ziegen,

Schweine, Hühner, Wild, Hirsebier, Maniok, Kartoffeln, Erdnüsse und Bananen. Am 16. August bog man vom Luelle ostwärts ab, überschritt ein mit dürrer Savanne bedecktes Plateau, um dann zum Tal des Tschikapa, der zum Kassai eilt, hinabzusteigen. Der Boden war rote, fette Erde, wo sich Termitenhaufen auftürmten, die schwarzen Träger aus Kimbundu schwelgten in dem Überfluß der reichen Dörfer, besonders in Tauben und Hühnern, die sie freilich in ihrer Fühllosigkeit lebendig rupften, laufen ließen, wieder einfingen und dann lebend in heißem Wasser brühten. Im Tschikapa legte Wissmann die Angelleine aus, die er um die Hand gewunden; die Beute bestand aus drei rotgoldigen Karpfen und einem Wels von je 12—20 Pfund. Ein anderer Wels von riesiger Größe hätte ihn mit fortgerissen, wenn nicht ein Träger die Leine zerschnitten hätte. Übrigens näherten sich auch die ersten Leoparden dem Lager. Am Westufer des Tschikapa zog die Expedition auf Urwaldpfaden und durch Savannen nordwärts; es gab unzählige kleine Bäche zu überschreiten, welche durch Bodenwellen geschieden waren; es waren die Wässerchen, die westöstlich auf den Tschikapa stießen. 65 m breit bei $3^1/_2$ m Tiefe wälzte dieser seine gelben Fluten nordwärts, große Steine, Sandbänke, Stromschnellen waren im Überfluß vorhanden. Die Regenzeit hatte Ende August eingesetzt, und täglich gab es einige tüchtige Regenschauer.

Die Reisenden waren aus den Gebieten der Kioque in die der Aqua-Lunda eingetreten, eines tiefschwarzen, kräftigen Negerstammes, der aber im Bau der Hütten, wie in der Herstellung der Bogen, Pfeile und Messer Trägheit und Liederlichkeit als hervorragende Charakterzüge erkennen ließ. Die Kleidung bestand entweder aus Rindenstoff oder auch nur aus zwei kleinen Häuten, die man vorn und hinten am Gürtel befestigt hatte. In ihren Hütten nahm die Bettstatt aus gespaltenen Palmenstengeln mit einer Haut als Decke die Hälfte des Raumes ein; außer einem Holzmörser zum Stampfen des Maniok und einigen Töpfen war nichts von Geräten zu bemerken. Das Haar war auf dem Hinterkopfe wie ein Chignon zusammengedreht, der übrige Schädel mit einem kleinen, spatenähnlichen Werkzeug rasiert. Die Gleichgültigkeit der Aqua-Lunda ist ohne Zweifel die Folge jener grenzenlosen Despotie der Großkönige, die in jedem Augenblick das Leben der Untertanen durch Hinrichtungen, die Freiheit durch Verkauf und das Eigentum durch Erpressungen gefährden. Die Richtung der Expedition blieb dieselbe: nordwärts am Westufer des Tschikapa. Galeriewälder der Seitenbäche reichten aus den Niederungen über die Wasserscheiden hinweg und wuchsen mit denen des nächsten Tales zusammen. Ananas trat wild auf, Züge grauer Papageien ließen sich sehen, auch der König der Tiere meldete sich, man fand die Hälfte einer Pferdeantilope als Rest seines Mahles in der Nähe des Lagers.

Ende September, als man sich der Mündung des Stromes in den Kassai näherte, wechselte der Landschaftscharakter wiederum:

wie in einem Parke wandelte die Karawane dahin; hellgrüne Matten, dunkle, boskettartige blühende Gebüsche und Palmenhaine wechselten miteinander. Dörfchen und Einzelgehöfte lagen am Wege, bis man Kikassa am Kassai erreichte. Wissmann brannte vor Begierde, den Strom zu sehen, und brach sich einen Weg durch einen Urwaldstreifen, der bei Hochwasser die Uferlinie des Flusses bildete, watete durch zwei Lagunen und über eine breite Flußpferd-Wiese, bis er vor dem 300 m breiten, ruhig fließenden Wasser stand, dem das Auge weithin nach Norden folgte. Die Frage nach seiner Richtung, seinem Ziel, seinen Anwohnern enthielt für den staunenden Forscher die stille Verpflichtung, auf einer späteren Reise auch dieses Problem zu lösen. Das rechte Ufer des Kassai stieg steil auf zu einem 50 m über dem Flußspiegel liegenden Plateau, während auf dem linken der höhere Talrand erst in 1500 m Entfernung sich bemerkbar machte. Große viereckige Fischnetze aus Rohrfaser und Kanus von 8—12 m Länge und $^3/_4$ m Breite lagen an der Fährstelle.

Als am 3. Oktober die Karawane übergesetzt war, befand sie sich auf vollständig neuem Boden: Von 1450 m Meereshöhe am Westrande des Kongobeckens war sie auf 540 m herabgestiegen; die mit Krüppelbäumen bestandene, zeitweilig vom Galeriewald unterbrochene Savanne lag hinter den Reisenden, dazu das erste Drittel des Erdteils; kurz, sie hatten den Schritt aus Westafrika in das zentrale Gebiet getan. Hier machten sie die Bekanntschaft eines großen, in viele Stämme geteilten Negervolks, der Baluba, die sich bis zum Lualaba ausdehnen. Der Weg nach Osten führte durch herrliches Parkland, über kurze, saftige Wiesen, die von Waldbosketts unterbrochen und von schäumenden Bächen, in denen sich Palmen spiegelten, durchzogen waren. Auf den gut gehaltenen, von Ölpalmen und Bananen eingerahmten Feldern stand Mais, Bananen, süße Kartoffeln, Zuckerrohr; alle Feldarbeit besorgen die Frauen, die Männer betrachten das süße Nichtstun und das Berauschen durch Hanfrauchen als ihr Vorrecht. Die Hütten waren von Gärten umfriedigt, wo Kürbisse, Pfeffer, Hanf, Tabak und Tomaten trefflich gediehen. Auf großen Märkten wurden die Erzeugnisse von Feld, Garten, Wiese (Pilze) und Hühnerhof (Eier) in erstaunlicher Fülle feilgeboten.

Am 30. Oktober wurde das Tal des Lulua, der von rechts in den Kassai fällt, erreicht und in des Häuptlings Mukenge Residenz, in Lubuku, dem Lande der Freundschaft, ein längerer Halt gemacht. Das Wissmann angewiesene Lehmhaus von 36 m Länge und 10 m Breite war des Häuptlings eigenes Schloß, der seiner ersten Gabe, bestehend in einem Mähnenschaf, frischen Fischen, Eiern, Hirsebier, Ananas, Maniokmehl usw. die Bitte an die Reisenden anfügte, während ihres Aufenthaltes nichts zu kaufen im Dorfe, sondern ihn etwaige Wünsche wissen zu lassen. Und wie der Häuptling, so das Volk der Baschilange, eines Stammes der Baluba.

Ihre Geisteskraft war gut entwickelt. Oft fragten sie nach dem Grunde der Dinge, so z. B. warum Wissmanns kleines Gewehr eine viel größere Kraft besitze als ihre Waffen. Ihr Gerechtigkeitsgefühl greift zu Gottesurteilen, und zwar am liebsten zum Hanfrauchen, um Schuld und Unschuld zu finden. In Handelssachen sind die Baschilange freilich Kinder; am besten spricht hierfür die Tatsache, daß ihnen die westwärts wohnenden Kioque oft ihre Waren, Gummi und Elfenbein, ablocken, sie monatelang mit dem Zahlungsversprechen hinhalten, bis die Gutmütigen die Geduld verlieren und leer heimziehen. 30—50 rechteckige, mit Gras überkleidete Hütten, deren jede in Koch- und Schlafraum abgeteilt ist, bilden ein Dorf, wo in der Regel die Häuser der Verwandten einander benachbart sind. Fast alle halbe Stunden stößt man auf ein solches Dörfchen, deren je vier bis zehn eine Gemeinde (Baqua oder Bena) bilden. Wie in der Mitte unserer Dörfer die Kirche, so steht dort im Zentrum der Niederlassung ein großer Pavillon mit hohem, turmartigem Dache: die Herberge der Fremden und zugleich das Haus für die Versammlungen der Männer. Die Frauen werden durch Kauf erworben, indem der Werbende dem Vater der Erwählten einige Zeit hindurch das Ergebnis der Jagd und ein Hüftentuch aus europäischem Tuch überbringt. Sobald er die dritte Frau heimführt, muß er ein zweites Haus bauen; denn nur zwei Gattinnen dürfen unter einem Dache wohnen. Die Knaben werden im Alter von vier bis sechs Jahren beschnitten. Eine seltsame Erscheinung in Lubuku ist, daß der Riambakultus, das Hanfrauchen, nach der Art des Islam mit Feuer und Schwert von einer Gemeinde zur anderen verbreitet worden ist, daß unter der Herrschaft dieses berauschenden Giftes sanfte Sitten gediehen, daß man den Fremden, besonders den Kioque, das Land öffnete, durch diese Feuergewehre eintauschte und so einzelnen Rottenführern die Gründung größerer Reiche ermöglichte, deren es zur Zeit von Wissmanns und Pogges Besuch zwei gab, Mukenge und Tschingenge.

Den Lulua bezeichnet Wissmann als den schönsten Fluß, den er gesehen. Zwischen Inseln, bestanden mit Urwald und Palmen, floß er in verschiedenen Armen seinen Weg; Pandanusdickicht deckte die Felsenufer der Inseln, Granitblöcke überragten die Wasserfläche, und weiter stromab, wo er ruhig floß, lagen Sandbänke, auf denen Krokodile den Panzerleib sonnten, Wildgänse und schönfarbige Reiher einherstolzierten.

Am 1. Dezember wurde der Marsch zur nächsten Wasserader, die dem Kassai tributpflichtig ist, fortgesetzt über ebenes Land, das mit Granitblöcken bestreut, mit Ölpalmen besät, von tiefen waldigen Schluchten zersägt war; Meerkatzen, Nashornvögel und graue Papageien belebten die Bäume, und zur Nachtzeit erhoben sich Hunderttausende von Flugfüchsen, um der Jagd obzuliegen. Vom 12. Dezember ab machte sich wiederum die flache, sandige Savanne breit mit ihrem 3 m hohen, trockenen, verfilzten Grase. In der Nähe

des Lagers mußte stets ein Umkreis durch Feuer gesäubert werden, damit man vor nächtlichen Überraschungen sicher war. Steppenbrände waren dabei nicht zu fürchten, da sich das Feuer mit Zweigen ausschlagen ließ. Häuptling Mukenge, welcher die Reisenden eskortierte, benutzte die Gelegenheit, um in seinen Dörfern die Steuern einzutreiben: Kupferkreuze, Elfenbein, Gummi, Sklavinnen. Unter 5° 45′ s. Br. und 23° 14′ ö. Gr. fand man den durch die Negerphantasie und frühere Reiseberichte zu einem See erster Größe aufgebauschten Munkambasee, ein von Binsen umgürtetes unbedeutendes Becken, das sich bei 5 km Länge und 2 km größter Breite in sieben Stunden umreiten ließ. Das Wasser war trinkbar, von kleinen Welsen belebt, in den Binsen hausten schwarze Wasserhühner, Enten, Strandläufer, schwarze und weiße Geier, Bussarde, Schildraben und Purpurreiher, schwarze Störche mit weißen Flügeln.

Sobald am 3. Januar 1882 der Fluß Lubi in großen Kanus überschritten war, befand sich die Expedition im Lande der Bassonge, ebenfalls eines Balubastammes, der zwar dem Kannibalismus ergeben ist, sonst aber als das am höchsten stehende Volk des südlichen Kongobeckens gelten muß. Ihre Dörfer bestehen aus einer 20 m breiten geraden Straße, zu deren beiden Seiten die hohen geräumigen Häuser mit übermannshohen Türen in einer gewissen Regelmäßigkeit stehen. Die Zwischenräume sind durch Gärten ausgefüllt. Die Wohnungen stehen auf einem Unterbau von Lehm, so daß der Fußboden stets trocken ist. Beim Eintritt bemerkt man im Vorraum die Feuerstelle, dahinter die Schlafstätte mit breiten Betten aus Palmenzweigen. Ein hängendes Gestell unter dem Dach nimmt die Netze und andere Geräte auf. Die Räumlichkeiten sind sehr sauber gehalten, der Körper wird durch häufiges Baden gepflegt und erhält durch leichtes Einölen eine glänzend braune Farbe. Wohltuend berührt es, die Frau nicht als Lasttier behandelt zu sehen, sofern die Arbeitsteilung ihr die häusliche Arbeit, dem Manne die Feldbestellung zuweist. Man sieht die Eheherren mit der Hacke auf ihrem Acker tätig. Das Haar wird chignonartig auf dem Wirbel zusammengedreht, sonst ist der Schädel rasiert. Als ein unbedingtes Erfordernis der Frauenschönheit wird das Wegschlagen der beiden oberen Schneidezähne mittels Holzmeißels und Hammers angesehen.

Am 14. Januar tat sich vor dem Auge der Reisenden ein weites Tal auf; von dem Häuptling Katschitsch, einem blinden Greise mit weißem Haar, hörten sie, daß hinter einem Streifen Urwaldes der Lubilasch oder Sankuru sich verberge, der nur dem Lualaba und Kongo an Größe nachsteht im zentralen Afrika. Ein Übersetzen lehnte der Alte entschieden ab, angeblich, weil er es nicht verantworten könne, wenn die Fremdlinge von den Menschenfressern jenseits verspeist würden, in Wahrheit aber, um die Expedition, die sich beim Schwinden ihrer Vorräte nach Wissmanns eigenem Ausdruck kaum noch „fortwürgte“, möglichst zu entlasten. Auf einem Urwaldpfade schlich und kroch der Reisende durch das Lianendickicht

bis zum Lubilasch, der dem Kassai an Mächtigkeit gleich schien. In den Dschungeln sah er zahlreiche Spuren von Elefanten und Büffeln, eine Herde Flußpferde stürzte sich vor Wissmanns Augen schwerfällig in die braunen Fluten. Des Alten Märchen von Menschenfressern steigerte die Angst der Träger so, daß es fast zur Meuterei kam; da bekundete ein einfaches Negerweib, Mukenges Schwester, eine wahrhaft heroische Gesinnung, indem sie erklärte: „Ich bleibe bei Kassongo und Kabassu (Pogge und Wissmann); mögen unsere Söhne sagen, daß unsere Männer Memmen sind; mich sollen sie nicht beschimpfen!“

Häuptling Katschitsch mußte, damit er Kanus lieferte, eingeschüchtert werden. Man machte ihm weis, daß Pogge der größte Fetischero (Zauberer) sei und mit seinem Sambi (Gotte, Geiste) in der Nacht sprechen werde. Alles war in gespanntester Erwartung beim Eintritt der Dunkelheit. Wissmann eröffnete ein Schnellfeuer aus Chassepots nach dem Walde zu, ließ rotes bengalisches Feuer abbrennen, Raketen in weitem Bogen aufsteigen, die alle nach dem Flusse zu niedergingen und schloß seine pyrotechnische Vorstellung mit einem Kanonenschlage. Das wirkte. Am nächsten Morgen waren die Führer bereit, und am 28. Januar früh 10 Uhr ging das Übersetzen vor sich. Am rechten Ufer fragte Wissmann nach dem Namen des Stromes. „Sankuru“, hörte er wiederholt und deutlich und hätte fast einen Luftsprung ausgeführt, daß er endlich den Gegenstand so vieler Fabeln und Annahmen gefunden. Am rechten Ufer also Sankuru, am linken Lubilasch!

Man befand sich auch jenseits des Flusses noch im Gebiet des Reiches Koto, welches Katschitsch regierte, die Landschaft blieb dieselbe: wellige Grassavannen mit eingestreuten Akazien, nur die Dörfer der Bassonge von Palmenhainen beschattet; von Kannibalismus war keine Spur zu entdecken.

Am 14. Februar trat den Reisenden im Lande der Bene-Ki eines Stammes der Bassonge, eine ganz eigenartige Erscheinung entgegen: Riesenstädte mit republikanischer Verfassung, indem Regierungs- und Rechtsfragen von einem Rat der Alten erledigt wurden. Die längste dieser Städte zog sich 17 km lang auf dem Scheitel eines Höhenzuges hin; zu beiden Seiten der 20—40 m breiten Straße lagen die Gehöfte, dann folgten an den beiderseitigen Abhängen nach unten Gärten, Bananenstreifen, Felder, zwischen denen die Fußpfade zum Wasserholen wie die Zähne eines Kammes ins Tal führten. Die Erzeugnisse des Land- und Gartenbaues waren entzückend anzusehen. Leider wiesen aber die Perkussionsgewehre in den Händen der gutmütigen Schwarzen auf den Verkehr mit den Arabern hin, man bekam also hier die erste Fühlung mit dem Osten. Heute sind diese eigenartigen Städterepubliken durch arabische Habgier und Sklavenjagd vertilgt. In welchem Rufe diese Islambekenner standen, zeigte sich am deutlichsten darin, daß je weiter nach Osten um so mehr die Leute mit Weib, Kind und

Habe vor der Expedition das Weite suchten, da die weißen Männer für Araber gehalten wurden. Diese östlichsten Bassonge waren übrigens berüchtigte Kannibalen, die selbst den an Krankheiten Gestorbenen nur ein Grab in ihrem Magen gönnten; sie schnitten den Toten die äußersten Glieder an Zehen und Fingern ab, wohin die Krankheiten fahren, wickelten sie in Blätter und überantworteten sie dem Wasser! Die nächsten Verwandten verzehrt man beim Dahinscheiden nicht — selbst, sondern überliefert sie einer Nachbargemeinde in der Gewißheit, daß sie Gleiches mit Gleichem vergelten werde.

Im Tal des Lomani, der dem Sankuru zufließt, zog die Expedition nordwärts bis dahin, wo er nach West abbog; nun galt es das letzte und schwerste Stück Arbeit im südlichen Kongobecken: das Überschreiten der Wasserscheide zwischen Lomani und Lualaba, um Njangwe zu erreichen. Durch hohes Filzgras und Akaziengebüsch, durch Pfützen, Lachen und Tümpel, über feuchten Lehmboden arbeiteten sich die Geschwächten, fast von allen Mitteln Entblößten nach Ost. Sumpfvögel und Elefanten schienen sich in diesem Morast wohl zu fühlen, immer höher wurde das Gras, immer tiefer das Wasser, die Reitstiere versanken und reckten oft nur die Nüstern über Wasser; Dr. Pogge, der durch einen Kieferbruch schon lange leidend war, schleppte sich kaum noch fort, sein Bart war grau geworden; Schlafdecken, Kleider und Wäsche faulten, das Eisen rostete. In dieser Sumpfwildnis gedachten die Reisenden am 22. März 1882 des Geburtstages ihres Kaisers. Man mußte Kanus zimmern, und erst am 9. April konnte man den Marsch fortsetzen, da die tiefsten Stellen jetzt im Kanu überwunden werden konnten. Am 15. endlich lag der Kongo vor ihren Augen und drüben im Bananenwalde die gelben Häuser der Araberniederlassung Njangwe.

Dr. Pogge kehrte von hier zu Mukenge zurück, Wissmann erreichte am 15. November 1882 Saadani an der Sansibarküste. In den Jahren 1883/85 vollendete er die Erforschung der südlichen Kongozuflüsse, besonders des Kassai. In Malandje traf er seinen Freund Dr. Pogge wieder, ließ ihn, weil er fieberkrank, an die Küste tragen, doch erlag er kurz vor der Heimfahrt den Strapazen seiner Reise und der heimtückischen Krankheit trotz sorgsamster Pflege.

9. Die Landschaften des südlichen Kongobeckens.*)

Das Stromgebiet des Kassai, des südlichen größten Nebenstromes des Kongo, ist altes deutsches Forschungsgebiet. Gegen 20 deutsche Forscher haben in den Jahren von 1875—1886 seine Gefilde aufgesucht. Sie waren die ersten Europäer unserer Zeit, die dorthin

*) Originalbeitrag zu den Grube'schen Charakterbildern von Leo Frobenius, dem Führer der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition, für den ich dem Verfasser auch an dieser Stelle herzlich danke. D. H.

kamen, und sie hatten bis heute kaum ausländische Nachfolger. Seitdem Wissmann im Jahre 1887 den Kassai verlassen hat, war in seinem Gebiet noch Le Marinel, der belgische Schüler Wissmanns, eine Zeitlang wissenschaftlich tätig. Ungefähr 20 Jahre, bis 1905, setzte die wissenschaftliche Arbeit aus. Und dann war es mir vergönnt, die Deutsche Inner-Afrikanische Forschungs-Expedition in jene Länder zu führen, und wir haben uns bemüht, wenigstens die größeren Lücken der älteren deutschen Forschung auf diesem Gebiet auszufüllen. Zuerst bereisten wir den Kuango-Kuilu. Dann ließen wir uns zum Zweck von Beobachtungen am mittleren Kassai nieder, gingen zum oberen Kassai, erforschten die unbekannten Strecken bis zum Tschikapa und bis Kikassa an den Poggefällen des Kassai, marschierten zurück nach Norden, die Ländereien um Kalambas alte Wohnsitze herum durchpilgernd, gingen nach Südosten über den 7. Breitegrad hinweg und wandten uns dann in einem mächtigen nach Westen offenen Bogen dem Sankuru zu, den wir hinabfuhren und in einzelnen Punkten des näheren untersuchten.

Das Land, das wir so in mancherlei Kreuz- und Querzügen durchpilgerten, repräsentiert im großen und ganzen eine nach Norden zu sich senkende Fläche, welche von einer Unzahl größerer und kleinerer Flüsse durchzogen ist, die sich sämtlich mit dem Kassai vereinigen und somit dem Kongogebiet zugehören. So hatten wir denn reichlich Gelegenheit, die Gestaltung des Kongobeckens und den Wandel seiner Landschaften kennen zu lernen. Wie es geworden ist, dies mächtige Becken, und seine heutige Eigenart, das möchte ich hier kurz skizzieren:

Etwa zwischen dem 11. und 13. Grad südlicher Breite liegt ein Plateau, von welchem nach Süden zu die Gewässer des Sambesi abfließen und welches nach Norden zu die Quellströme des Kassai und Kongo entsendet. Es sind schwammige Hochsteppen, die ca. 1500 m hoch gelegen sind. In der Regenzeit bedecken mächtige Seen dieses Gelände. Das ist der Typus, den wir uns als älteren, gewissermaßen als ursprünglichen, für das westliche Zentralafrika vorzustellen haben. Es ist die Stufe des hohen Schwammlandes.

Die von hier abfließenden Quellen und Flüsse haben zunächst keine ausgesprochene Richtung. Sobald sie aber weiterhin eine solche gewonnen haben — in unserem Falle die nach Norden abfließenden Kassaizuflüsse, — halten sie sie auch unbedingt fest. Sie waschen nun das Land mehr und mehr ab. Sie entziehen dem Schwammlande zur Rechten und zur Linken die Feuchtigkeit und schwellen auf solche Weise sehr bald stark an. Sie durchbrechen die Gebirge und stürzen über die Felskanten in mächtigen Wasserfällen herunter. Und so sehen wir zwischen dem 5. und 7. Breitenkreis mit zwei Ausnahmen alle Ströme mehr oder weniger mächtige Wasserfälle bilden. Während sie herunterrinnen, waschen sie die

lehmigen Massen, aus denen dieses alte Plateau bestand, aus und führen den Sand mit hinab. Die Eisenbestandteile aber färben die Gewässer braun. Das ist das zweite Gebiet, die Region des Terrassenlandes.

In der Höhe von ungefähr 500 m ändert sich der Typus: Wir sind im eigentlichen Becken angelangt, dessen Höhe sich etwa auf 300—500 m hält. An den großen Strömen sind hier Dünen aufgeworfen. Hinter den Dünen liegt morastiges Sumpfland. Auch in den Tiefen der Strom- und der Flußbetten ziehen sich weite Sumpfgelände hin, die in Zeiten des Regens überschwemmt sind und in Zeiten der Dürre mehr oder weniger schlüpfrige, humusfarbene Oberfläche zeigen, soweit sie nicht mit üppigem „Busch" bedeckt sind. Die Strecke, die die Ströme vom hohen Schwammlande bis zur Sohle des Beckens zurücklegen, also von etwa 1500 m bis etwa 500 m herab, entspricht ungefähr derjenigen, welche der Kassai auf der Sohle selbst hinwandert, und hier ist der Höhenunterschied nur 200 m. Daraus ist zu ersehen, daß die Wucht und die Stromgeschwindigkeit stark nachlassen müssen, der auf den Höhen im Terrassenlande herausgewaschene Sand fällt infolgedessen zu Boden. Die Stromläufe sind einer ständigen Versandung ausgesetzt. Unzählige Sandbänke tauchen in der Trockenzeit aus dem Kassai empor, der sich zwischen ihnen immer neue Kanäle sucht und in Bogenläufen die Randdünen wieder abbricht und so immer breiter wird. Der Kassai hat an einer Stelle ungefähr 15 Kilometer Breite, und der Kongo, dessen Verhältnisse vielleicht weniger klar, aber großartiger sind, mißt an seinem nördlichsten Bogenpunkte 32 Kilometer in der Breite. Während das Niederschlagen des Sandes, das Auftürmen der Sandinseln und Dünen ein charakteristisches Zeichen der Stromläufe ist, bezeichnet die Sumpfregion des Hinterlandes den Sohlentypus zum andern. Infolge des schwachen Bodengefälles und der Dünenbildung der Stromläufe wässert das Land schwer ab. Es entstehen Schwemmsümpfe, die zumal während der Regenperiode oft kilometerweit das Land überziehen. Das ist der Typus des Sohlenlandes.

Im folgenden sollen diese drei Regionen skizziert werden.

a) Im Sohlenlande.

Eine alte Vorstellung des innerafrikanischen Sohlenlandes als eines „großen Waldes" habe ich nicht bestätigt gefunden. Man meinte, jener Waldtypus, den Stanley am oberen Aruwimi fand, bedecke das ganze Kongobecken, und man neigte dazu, von einer großen Tiefebene zu reden, welche mit solchem undurchdringlichen Waldpelze bewachsen sei. Wir haben es weder mit einer großen Ebene zu tun, noch mit einem Walde, der aus der Tiefe emporragt. Wohl das ganze Kongobecken ist mehr oder weniger wellig. Es blieben Teile des früher höheren Landes stehen, teilweise wurden neue Wellen angeschwemmt. Durch diese Wellen graben sich die Flußbetten hin-

durch. Sie sind nicht hoch. Die Hügel mögen oft nur 15—30 m Höhe haben. Aber dadurch, daß das rinnende Wasser steile Böschungen hineinschneidet, scheinen sie dem Wanderer höher. Es ist ein bös' Ding, diese steilen Böschungen auf und ab zu marschieren. Feuchtdumpf ist die Luft; der Wassergehalt der Luft erschwert den Atem.

In den Tiefen — der Sumpf mit dem Busch, die Böschungen zu den Hügelspitzen hinaufkriechend — der Wald: das ist das Charakteristische. Solche Sumpfbetten durchwandert man zuweilen stundenlang, ohne auch nur einen Baum zu sehen. Das sind immer die anstrengendsten Teile der Märsche. Der Fuß strauchelt im Sumpfe über Wurzeln, die Hand wird von rauhen Blättern wund gerieben, die Zweige reißen den Hut vom Kopfe. Das Auge findet keinen Ruhepunkt in diesem Gewirr dunkelgrüner Blätter, graugrüner Lianen und grünbrauner Luftwurzeln. Die alten Reisenden haben übertrieben, wenn sie sagen, man sähe den Himmel nicht. Aber das Licht erscheint hier nicht freudig. Durch die wässerige Atmosphäre hindurch erscheint der Himmel nicht blau. Die Expedition wälzt sich langsam und keuchend durch totes Gelände. Nur wo größere fließende Gewässer in der Nähe sind, spielen Affen in den Zweigen, kreischen Papageienzüge über den Wipfeln hin, fallen Schwärme fliegender Hunde in die Kronen der Bäume an den Böschungen ein. Das geringe Leben ist fast schweigsam. Reife Früchte fallen, erschüttert durch die Tritte der Expedition hie und da zu Boden. An der Losung der wenigen größeren Tiere, welche diese Büsche durchziehen, sitzen Hunderte buntfarbiger, flatternder Schmetterlinge; die Schmetterlinge in Afrika sind schmutzige Tiere. Und auch die Träger schweigen.

Ein Rinnsal, eine zerfallene Brücke darüber, — wir nähern uns also einem Dorfe. Die Brücke mag dem Eingeborenen, der nur seine Jagdwaffen trägt, genügen, unserem schwerbepackten Trosse nicht. Also herab mit den Kleidern! Unsere Soldaten ziehen das Beil aus dem Rucksack. Der Führer muß in Afrika alles als erster tun. Ich steige also hinab in die braune Flut, suche einige passende Lianen und Palmstämmchen, und während der Troß allmählich hinter uns aufrückt, errichten wir unseren kleinen Brückenbau. Wenn der fertig ist, mögen die schwarzen Führer den Übergang überwachen, der Vortrab rückt weiter. Bald lichtet sich vor uns der Busch, das Land steigt ein wenig an, Baumriesen, die alles Unterkraut abtöten, weil ihr geiziges Kronenwerk der Tiefe keinen Sonnenstrahl gönnt, ragen zum blendenden Himmel empor. Dann lichtet sich der Wald noch weiter; wir steigen über einige der gestürzten Riesenleiber hinweg und befinden uns in einem Acker oder, besser gesagt, Garten der Waldbewohner. Hier sind die Waldrecken gefällt. Ihre Riesenarme strecken sie noch im Tode über die dunkelgrünen Maniokblätter hinweg. Die Expedition steigt und klettert mit Mühe über die gefällten Waldsäulen. Aber nun ist schon alles fröhlichen Mutes; denn wir haben den Garten erreicht, zu dem ein Dorf gehören muß, und

da jedes dieser Walddörfer nur eine solche Plantage hat, so ist der Weg zum Weiler bald gefunden.

Noch einmal tauchen wir in dem Walde unter. Gleichzeitig verstummt aber auch die soeben erwachte Fröhlichkeit; denn nun ist es die Frage: Wie werden wir aufgenommen werden? Diese Kinder des Waldes sind düster, sie sind schweigsam, sie leben zurückgezogen. Es sind nicht Wanderer wie die Söhne der Steppe. Sie sind das genaue Spiegelbild der sie umgebenden Natur. Diese Menschen haben gar schnell den Pfeil auf der Sehne. Die Expedition hat sie kennen lernen, und sie haben uns schon arge Not gebracht. Das ist die Frage: ist das Dorf leer, oder sind die Eingeborenen darin geblieben? Wenn die Eingeborenen geflohen sind, dann müssen wir uns auf ein Gefecht gefaßt machen.

Aber gottlob! bleiben sie meist. Dann hocken sie mit gleichgültiger Miene in den Winkeln der Straße. Nur der Dorfschulze kommt uns entgegen, bietet uns Gruß und als Zeichen der Unterwerfung und des Friedens ein grünes Blatt, das er zu meinen Füßen niederlegt, und eine Hand voll Erdnüsse. Das Lager wird aufgeschlagen. Mein Begleiter ergreift seine Gitarre, und unter der Einwirkung der fröhlichen nordischen Musik und durch die Erkenntnis unserer Gutmütigkeit taut die düstere Stimmung auf, und die schwarzen Wildlinge sammeln sich um meinen Hocker, um mir für guten Lohn an Salz oder Perlen von ihren Sitten und Gebräuchen zu erzählen.

Die Nacht über müssen unsere Posten die Straße des Dorfes auf und ab promenieren und die Lagerfeuer anschüren, an denen sie gutem Brauche nach, ihr Pfeifchen anzünden. — Durch den Wald klingt der Schrei des Leoparden, der einer der seltenen kleinen Antilopen nachjagt.

b) Im Terrassenland.

Zwischen dem Sohlenland in der Tiefe und dem Schwammland in der Höhe liegt das Terrassenland. Es ist ein echtes Übergangsland: ein überaus welliges Gelände, welches in seinen Tälern die Eigenart der Sohle und auf seinen kleinen Hochebenen die des Schwammlandes hat. Der Wald kriecht aus den Tiefen empor. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß der Wald nur dort größere Ausdehnung erlangt hat, wo er nicht durch Menschenhand daran verhindert wurde. Wenn die Buschmenschen des Sohlenlandes eine Lücke in die dichte Decke schneiden, um ihre Plantage darin anzulegen, so schadet solche Wunde dem Urwüchsigen nichts. Wenn der Wald aber von der Böschung aus auf die Hügelkämme und Hochebenen steigen will, so lernt er seinen Todfeind kennen, den Steppenbrand. Wenn die Regenzeit vorüber ist und das Gras auf den Höhen zu trocknen beginnt, dann machen die Menschen sich auf zur Kleinjagd. Wenn der Wind günstig steht, d. h. wenn er vom Dorfe her dem Bache zu bläst, wird das hohe Gras entzündet, das in seiner Blütezeit bei 2—3 m Höhe das Haupt des

Menschen weit überragt. Es ist eine echte Niederjagd, für unsere Begriffe vielleicht etwas sehr niedrig: Mäuse, Ratten, Eidechsen, junge Vögel, Marderarten usw., höher hinauf reicht das Ergebnis nicht. Halb verkohlt liegen die kleinen Leichen zwischen der Grasasche und werden dort von den Hunden des Dorfes aufgespürt. In Öl und mit viel Pfeffer zubereitet, dienen sie auf Wochen hinaus als leckere Zuspeise zum trocknen Hirse- und Maniokbrei. Dieser Brand vernichtet alles keimende Baumleben. Nur Akazienarten und verschiedene kümmerliche Bäumchen, die aus der Entfernung eine gewisse Ähnlichkeit mit dem italienischen Olivenbaume haben und auffallend regelmäßig über das Land hin ausgestreut sind, vertragen die heiße Folter. Deshalb vermag der Wald nicht über die Böschung hinweg auf die Hochsteppe zu gelangen; das Feuer aber findet an der feuchten Böschungskante seinen Meister in den nebeligen Wasserdämpfen, die aus der Tiefe der Bach- und Sumpfaue emporsteigen.

Solche Landschaft macht einen eigenen Eindruck. Kommt man von fern her über die Steppe, so sieht man nur leichte Konturen der Wellenkämme. Das Rinnsal ist 150 m tief in das Gelände eingeschnitten. Die Wände der Böschung sind ganz schroff, und so sieht der Wanderer nicht eher etwas von der wuchernden Pracht in der Tiefe, als bis er am Böschungsrande steht. Die Höhe selbst aber ist gar selten ein einheitlich grüner Grasteppich. Überall ragen die olivenartigen Krüppelbäumchen empor, so daß ein solcher Hügelrücken einem gespickten Hasen nicht unähnlich ist.

Der Marsch über solches Gelände erscheint dem Reisenden des Morgens unendlich viel angenehmer als die Waldpromenade. Ein kühler Nebel steigt aus den Tiefen der Strombetten empor. Man erhebt sich erfrischt vom Lager, — wir hatten einmal 6° des Nachts gegenüber 45° des Mittags, — die Leute sind vergnügt, weil es auf diesen Hochebenen mehr zu essen gibt, als in der Tiefe des Waldes; der Blick ist nicht von vornherein begrenzt durch das ewig gleiche Buschgewirr, und so klingt das Trompetensignal gleichsam als Ausdruck der Fröhlichkeit der ganzen Expedition über die Felder hin.

Zunächst plaudert und lacht alles, bis nach einer Stunde etwa der vor mir hergehende Führer auf eine etwas dunklere Hügelkontur zeigt und die freundlichen Worte ausspricht: „Luisullu na ditu“, d. h. „ein Bach und Wald“, und die Vorstellung von diesem Bach mit Wald ist ein klein wenig störend. Nun gilt es, 100—150 m herunterzuklettern, sich durch ein mehr oder weniger sumpfiges Tal zu winden und die andere Böschung wieder hinaufzuklettern! Es ist vielleicht eine Luftlinie von 500 m. Wenn man an der ersten Böschungskante angekommen ist, sieht man auf der andern Seite ganz dicht vor sich den Weg aus dem Walde wieder aufsteigen, — es sind, wie gesagt, 500 m, und man muß hierfür mindestens eine halbe Stunde Kletterei rechnen. Das erste Mal trösten wir uns noch, aber auf solche Schluchten treffen wir fast nach jeder

Marschstunde, wenn nicht öfter. Überhaupt bis 10 Uhr morgens machen derartige kleine Abwechselungen nichts aus. Dann entwickelt die Sonne aber ihre tropische Glut, wir wechseln den Filzhut gegen den Tropenhelm, steigen wieder zu einem Luisullu na ditu herunter und machen gegen 12 Uhr etwa die Bemerkung, daß der Henker dies Terrassenland holen solle und der Busch trotz alles Stolperns doch seine guten Seiten habe. Gegen 1 Uhr denkt kein Träger mehr an Plaudern oder gar Lachen, und die Soldaten haben die schwierige Aufgabe, den zusammenklappenden Trägern nachzuhelfen.

Gegen 2 Uhr mag uns aber auch einmal in dieser flimmernden Tropensonne eine Erquickung winken. Von einem der Wald- und Buschtäler erstreckt sich, dem Auge deutlich erkennbar, ein Äderchen dunklerer Farbe in das hellere Grün der Steppe hinein. „Ngaschigaschi!“ Ananas! Holla, das ist ein Vergnügen! Wie der Wind sausen die ersten Träger an mir vorbei, und wenn es sonst wie eine Schnecke in die Tiefe heruntergeht, so geht es jetzt mit Windeseile. Denn wenn die Ananas sich aus der Tiefe schon in das Gras hinein ausbreitet, dann muß es ein schweres und reiches Feld sein. Und richtig! zwischen den Büschen breitet sich auf dem Boden eine Ananas neben der andern mit ihren stacheligen Blättern aus. Als echtes Unkraut, welches sie hier ist, hat sie alle andern Blattpflanzen verdrängt. In aller Eile sind die Leute darüber her. Die Lasten werden wild heruntergeworfen. Auf die Ritzwunden an Händen und Füßen, die die beleidigte Pflanze verursacht, achtet keiner. Der guten Sitte zufolge werden mir die ersten schönen Exemplare gebracht, und wir beschließen daher, uns und den Leuten ein improvisiertes Frühstück zu gönnen. — Die Ananas ist erst nach der Entdeckung Amerikas in Westafrika eingeführt worden. Sie ist aber weit über das Gebiet der von Europäern besuchten Gegenden hinweggewandert, und wir haben sie bis zum oberen Sankuru hin gefunden. In welchen Massen sie teilweise vorkommt, mag man aus folgendem erkennen. Kurz vor dem Eintreffen am Sankuru hatte ich etwa 350 Leute bei mir. Wir kamen sehr durstig und hungrig an einem solchen Felde an. Wir lagerten zwei Stunden, die Leute haben also gründlich geschmaust. Dann haben sie noch gehörig aufgepackt, so daß ich rechnen kann, daß wir ungefähr 1500 Ananas mitgenommen haben, und da jeder etwa drei genossen haben mag, so kommen wir auf 2500 Ananas. Als ich abmarschierte, sah ich noch überall die reifen, schönen Früchte aus dunklem Grunde emporleuchten. Das Feld war nur ganz wenig geschröpft.

Gestärkt pilgert die Kolonne von dannen. Außerdem hat der Führer verraten, daß wir binnen kurzem in Kulturgelände kommen werden. Und richtig! Bald sehen wir an Stelle des ewig gleichen dunkelgespickten Grasrückens gleichmäßige, hellere Linien die Ebene durchschneiden; die spargelbeetartigen Felder der Steppenbewohner tauchen auf. Bräunliche Kegelhütten aus Stroh, eine Rauch-

säule, Hundekläffen: wir marschieren am ersten Gehöfte vorbei. Der Herr des Hauses kommt uns mit freundlichem „Mojo“ entgegen. Mojo ist der Gruß, Mojo heißt Leben, Glück. Wie ganz anders das freundliche Wort als der düstere Formgruß des Waldbewohners! Von nun an geht es durch eine Feldanlage nach der andern; und in jedem Ackergelände ein Gehöft! Jede Familie hat hier ihre Felder, während im Walde das ganze Dorf einen großen Garten gemeinsam besaß. Im Walde waren es die Frauen, die das Stecken und Pflücken und das Umgraben des Bodens besorgten, und hier ist das alles Aufgabe der Männer.

Von einer Hügelspitze lacht uns das freundlich mit Schlingpflanzen bekleidete Gehöft des Häuptlings entgegen. Gestützt auf seinen Speer und begleitet von seinen Söhnen kommt der alte Patriarch uns entgegen, er führt mich auf den Ehrensitz vor seinem Hause und läßt mir eine Schale mit Hirsebier reichen, an der er selbst erst nippt, um mir zu zeigen, daß ich wegen Vergiftung keine Sorge zu tragen brauche. Ich blicke von der Spitze des Hügels über das Land: So weit das Auge reicht — Felder und Gehöfte, und aus allen Gehöften kommen die Männer herbei, kleine Gaben zu bringen und sich einen Gast aus dem Expeditionstrosse auszusuchen.

Als abends der Mond über den Feldern emporsteigt, erklingt die Trommel, Bauern und Expeditionsleute zum Tanze zusammenrufend. Der Sohn meines Wirtes hat sich vor mir auf die Erde gekauert und bläst in den Abendzauber der afrikanischen Steppe ein kunstvolles Stücklein auf der Flöte.

c) Im Schwammlande.

Es war an einem der letzten Dezembertage 1905, und wir zogen just den oberen Lulua herauf. Wir hatten wunderliche Dinge gehört von einem Volke, das in Pfahlbauten hause, das eine ganz andere Sprache rede als die andern dunklen Menschen, das gar wüst und ursprünglich in all seinem Gebaren sei, und somit hatten unsere Leute große Furcht vor den ferneren Erlebnissen. Allnächtlich fingen die Posten einige der Träger ab, welche hatten fortlaufen wollen, und jeden Tag entrannen wirklich einige, so daß auch ich dem Schicksal der Expedition mit einiger Sorge entgegensah. In dieser Zeit war es etwa, daß wir eines Tages ein kleines Plateau emporstiegen und daß ich zu meinem Erstaunen in der Mitte dieses Plateaus über eine Grasdecke hinwegschritt, welche wie ein Gummiball meinem Schritte nachgab. Sie war von kurzen Halmen bedeckt, und nur wenige Blümchen wie unser Wiesenschaumkraut gaben dem Grün eine besondere Farbe. Aus der Mitte dieser eigenartigen Bildung ragten einige Ölpalmen hervor, die mir zunächst als junge Gebilde ihrer Familie erschienen. Ebenso war es mit einigen Akazien, welche am Rande der Schaukeldecke mit andern Büschen gemeinsam standen. Am Ende der Schaukeldecke wurde das Gras höher. Es war nicht

mehr so filzig, und aus einigen zerrissenen Stellen, welche offenbar von einer Herde Büffel herstammten, trat ein bräunlicher Schlamm hervor, auf dessen feuchter Oberfläche eine Verwitterungsschicht lagerte, die Perlmutterglanz hatte. Es sah aus, als habe man Petroleum hier ausgegossen. Wieder ein wenig weiterhin kam ich dann an schwarzen Moorboden, aus dem ein ammoniakartiger Geruch emporstieg, und endlich an ein Rinnsal, welches an der Seite dieses eigenartigen Geländes hinfloß. Dies Gewässer war in keiner Weise in das Gelände hineinversenkt.

Später haben wir dann solche Gebiete öfter passiert. Es waren Hochmoorbildungen, und die jungen Bäumchen waren gar nicht jung, sondern es waren alte Exemplare, die nur nicht die Größe ihrer in der Tiefe und in einem gut entwässerten Gebiete stehenden Verwandten erreichten. Dies Gelände aber, wie ich es eben beschrieb, ist der Typus des Schwammlandes in der Trockenzeit. In der Regenzeit bedeckt ein stehendes Gewässer die schwankende Grasdecke. In sehr trockenen Jahren soll die schwankende Bewegung der Grasdecke aufhören, und es sollen dann wohl Steine zutage treten. Die Eingeborenen behaupten steif und fest, diese Schwammländer wären alle steinig.

Es war wirklich ein wildes, rauhes Volk, welches wir in den Tälern dieser Gebiete antrafen. Pfahlbauern im weitesten Sinne des Wortes, Leute, die ihr halbes Leben im Sumpfe zubringen, wenn sie sich auch nicht in den Hochmooren ansiedeln, sondern in den Sohlensümpfen der tiefer eingeschnittenen Flüsse, leidenschaftliche und ausgezeichnete Jäger, Menschen von einer Roheit, wie ich sie sonst in Afrika nicht gesehen habe.

Die Leute sind zur Jagd gezwungen; denn hier oben ist ein Wildreichtum, der einen an süd- und ostafrikanische Verhältnisse denken läßt. Die Elefanten durchziehen in der Nacht die Dörfer der Bauern, die sich gegen sie nicht zu wehren vermögen. Die Büffel verwüsten ihre Anpflanzungen, und es wird seltener eines der Tiere zur Strecke gebracht, als der Tod eines Jägers auf solchem Pirschgange beklagt. Und was Elefanten und Büffel nicht vernichten, das zerstören die Warzenschweine. Durch solcherlei Gelände, nämlich abwechselnd Schwammland und Terrassenformation kamen wir bis zum Sankuru. Dort harrte unser ein schwerer Plateauanstieg, und unsere armen Kerle hatten nicht allzuviel zu essen. Eines Morgens ertönte der Ruf „Nsevu!“ Ein Elefant! Die Nüstern aller Träger flogen vor Erregung. Die Lasten nieder! Ich ging dann auf die Pirsche. In guter Morgenstunde fiel der erste Schuß, der den Oberteil des Rückgrates eines alten Bullen durchschlug. Wir pirschten den ganzen Tag hinter ihm her. Abends konnte ich ihn mit einem Augenschuß aus seinem Rudel von fünf Stück herausschießen; nachts verwüstete eine andere Familie von acht Tieren ein naheliegendes Dorf, und am nächsten Tage sah ich gegen Abend ein drittes Rudel zwei Kilometer entfernt. Das ist der Wildreichtum des Schwammlandes.

XII. Bilder aus dem südafrikanischen Tafellande.

1. Im nördlichen Deutsch-Südwestafrika. — 2. Zum Omatako, dem höchsten Gipfel Deutsch-Südwestafrikas. — 3. Mit der Feldbahn nach Windhuk. — 4. Quer durchs Namaland. — 5. Die Kalahari. — 6. In den Diamantgruben und Goldbergwerken Südafrikas. — 7. Im Kaffernviertel von Johannesburg. — 8. Zu den Sambesifällen.

1. Im nördlichen Deutsch-Südwestafrika.*)

Deutsch-Südwestafrika ist unsere wichtigste Kolonie, weil hier der Deutsche selbst, des subtropischen Klimas wegen, das durch die bedeutende Höhenlage des größten Teiles sehr gemäßigt wird, eine zweite Heimat sich schaffen kann, ein Neudeutschland auf der südlichen Halbkugel. Der Krieg, der mit so bedeutenden Mitteln um dies Gebiet geführt worden ist, zeigt die weise Weitsichtigkeit unseres Kaisers, der wohl weiß, daß für den Bevölkerungsüberschuß Deutschlands, der schon längst mit seinem Kapital an Geld und Arbeitskraft über unsere Grenzen in fremde Besitzungen ging, fast nutzlos fürs Vaterland, dieses Land, in seinem besiedlungsfähigen Gebiete ebenso groß wie die Heimat, eine große Zukunft hat.

Der Wüstengürtel, die Namib, die sich in einer Breite von 60—70 km über dem altkristallinischen Gneisuntergrunde längs der Küste hinzieht, hat freilich wenig Einladendes, aber überall ziehen sich grüne Flußtäler quer hindurch, die durch das Grundwasser, das sie das ganze Jahr hindurch enthalten, einen üppigen, ausdauernden Uferwald nähren. Das sind die Vorboten und zugleich die Brücken ins besiedlungsfähige Hinterland. Aus der Vogelschau betrachtet, ziehen sie sich wie grüne Bänder aus dem grünen Binnenland durch den weißen Wüstengürtel fast bis an die Küste, die freilich leider sehr hafenarm ist. Der beste Hafen, die Walfischbai, ist zudem von England besetzt worden und daher für uns wertlos.

Der Norden Deutsch-Südwestafrikas ist das Land der Owambo, eines kräftigen Bantustammes, der das Eisenerz des Landes zu verarbeiten versteht und sogar mit Messern, Speeren und Eisenperlen einen regen Tauschverkehr mit den südlich wohnenden Hereros unterhielt. Auch an Kupfererzen ist das Land reich, besonders in den bekannten Otawiminen, die jetzt durch eine Privatbahn der

*) Nach einem Vortrage von Dr. Georg Hartmann: Meine Expedition 1900 ins nördliche Kaokofeld und 1901 durch das Amboland. Berlin. (Wilh. Süsserott.)

englisch-deutschen South-West-Africa Co. mit dem Landeplatz Swakopmund verbunden sind. Diese Gesellschaft besitzt außer der Erzbaugerechtsame auch ein Landgebiet von der Größe des Königreichs Sachsen im Amboland. Der Direktor der Compagnie, Dr. Georg Hartmann, hat im Jahre 1900 und 1901 den Versuch gemacht, einen geeigneten Weg für eine Eisenbahn zur Küste in rein ostwestlicher Richtung aufzufinden, etwa den palmenbewachsenen Tälern des Uniab, Hoanib oder Hoarusib folgend, aber es fand sich an der ganzen Küste von Kap Cross bis Kap Frio kein günstiger Hafen, der als Endpunkt hätte dienen können. Seine Reisen haben das nördliche deutsche Gebiet erkundet, das freilich noch nicht viel von der deutschen Macht zu sehen und zu hören bekommen hat.

Hinter dem Wüstengürtel erhebt sich ein wildes Gebirgsland, der Abfall der innerafrikanischen Hochtafel, 1000 m durchschnittlich hoch. An diesem Rande, der hier den Namen Kaokofeld führt, beginnen die Flüsse netzartig Hunderte von Rinnen und Tälern einzusägen, so daß die Tafel von Westen aus durchaus gebirgshaft wirkt. Dahinter sind als Zeugen große Tafelberge stehen geblieben. Hier wohnen zwei Reststämme der gelben Hottentotten, die Toppnaers und Swartboois, und die rätselhaften Bergdamara, die wie die Paviane in den Klüften ein scheues und verborgenes Leben führen. Auch ein Hererostamm, die Owatjimba, haust hier bis ins Mossamedesgebiet über den Kunené hinaus. Die besten Arbeiter in den Otawiminen waren aber bisher die Owambo, die am Kunené auf dem eigentlichen Tafellande im Norden in mehreren sich befehdenden Stämmen hausen. Dr. Hartmann fand im Ambolande herrliche Parklandschaften mit Palmenhainen. Der Kunené hat immerfort Wasser und zieht selbst durch die Küstenwüste als ein breiter Silberstreifen mit frischgrünen Schilfflächen zu beiden Seiten. An der Westgrenze des Ambolandes stürzt er in herrlichen Fällen über den Rand der südafrikanischen Tafel. Besonders schön ist der dritte Katarakt, der 100 m tief in ein enges Felsental stürzt. Hier ist noch ganz Wildafrika: Undurchdringliche Dornbuschsteppe ringsum; Elefantenherden zu mehreren Hundert Stück am Flusse; dazu Rhinozerosse, Flußpferde und Krokodile, die an den Furten auf die Treckochsen lauern; Giraffen und Antilopen in der Steppe, dazu zahlreiche Löwen. In der Nacht verraten sich durch ihr Wolfsgeheul die Hyänen. Dr. Hartmann besuchte zwei Owambohäuptlinge, den fremdenfeindlichen Tyrannen Negale und den gutmütigen Kambonde.

„Negale saß auf einem Stuhl, er hatte europäische Kleidung an. Neben ihm kniete sein Ratgeber, ein dicker, großer Owambo mit einem schlauen Bauerngesichte. Für mich und Oberleutnant Winkler standen zwei Stühle dem Häuptling gegenüber bereit. Ich habe selten ein so häßliches Gesicht gesehen wie das von Negale. Er blickte unausgesetzt vor sich hin, nur selten streifte uns ein

scheuer Blick. Nach dem Austausch einiger Begrüßungsworte entstand eine Verlegenheitspause, die ich absichtlich etwas lange werden ließ, weil ich merkte, daß Negale etwas verlegen und nervös wurde. Endlich sagte ich, daß wir sehr durstig seien und daß wir gern etwas Bier trinken möchten. Fast unmerklich glitt ein Lächeln über seine Züge. Ganz leise sprach er einige Worte. Plötzlich erschien eine Owambofrau, ließ sich auf die Knie vor ihm nieder, erhielt mit gesenktem Blick ihren Auftrag, wobei wir nur hörten: I ongeama omuhona (ja, Herr und Löwe). Dann erhob sie sich, ging, den Blick auf dem Boden, rückwärts bis zur Tür und verschwand eiligst. Sie brachte zwei Becher Bier, wir leerten sie und verabschiedeten uns auf das freundlichste von Negale.

Weit gemütlicher war der Empfang bei Kambonde, der wegen seiner Gutmütigkeit bekannt ist. Er hat nur einen Fehler, daß er von morgens 10 Uhr ab sich in angeheitertem Zustande befindet. Man muß ihn deshalb in geschäftlichen Angelegenheiten vorher aufsuchen. Eines Tages paßte es mir nicht, ich kam erst nach 10 Uhr. Da ich warten mußte, war ich schon wieder weggegangen. Ein Owambovormann holte mich aber wieder zurück mit der Entschuldigung, daß sein Herr sich noch ankleiden müsse. Ich merkte dem Häuptling gleich an, daß er nicht ganz normal war. Er nahm mich bei der Hand und führte mich durch allerlei Gänge ins Allerheiligste, wo die Hauptfrau war. Kambonde wollte sich auf einem Stuhl neben ihr niederlassen, fiel aber auf der anderen Seite gleich wieder herunter, und als noch einige Owambofrauen hereinkamen, hielt ich es für geraten, mich zurückzuziehen."

2. Zum Omatako, dem höchsten Gipfel Deutsch-Südwestafrikas.*)

Von Windhuk ging der Weg nach Okahandja, dann hinein in die sonngedörrte Steppenlandschaft mit ihren Termitenhügeln, an deren harten Lehmwänden Champignons wuchsen. Ich sah, wie frachtfahrende Hereros und ihre Weiber die Pilze schälten und roh aßen, machte auch einen Versuch und fand sie sehr schmackhaft. In Okanatjikuma, einer Wasserstelle mit großer Werft, konnte ich zum ersten Male die beiden Spitzen des Omatako, den großen und den kleinen, sehen. Der große Omatako erhebt sich als ein ziemlich regelmäßiger Granitkegel aus der Grassteppe zu 2680 m, er ist somit der höchste Berg Deutsch-Südwestafrikas. An der Ost- und Nordseite zeigt die schön geschwungene Profillinie des Kegels

*) Nach Kurt Dinter, Eine Wanderung nach dem Omatako — Abdruck aus der wissensch. Beilage des deutschen Kolonialblattes im Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt vom 3. März 1901. Vergl. auch Franz Seiner, Bergtouren und Steppenfahrten im Hererolande. Berlin 1904 (W. Süsserott).

im unteren Teile eine senkrechte Stufe — das ist der „Kranz“ eine Reihe senkrechter Felswände, bis zu der ein breiter Ringsaum stachlichten Buschwaldes den Bergfuß umgürtet. Die Hereros in der Werft hatten sich kleine Gärten an beiden Ufern des Regenflusses angelegt und bauten darin Mais, Tabak, Kürbisse — für Wein und Feigen, die ihnen die Missionare gern abgeben, fehlt ihnen die Ausdauer; sie wollen nach 3—4 Monaten ernten und essen. Die Weiber und Sklaven arbeiteten in den Gärten, die Männer kauerten gruppenweise zusammen und schwatzten den lieben langen Tag von ihren Ochsen.

In strömendem Regen kam ich in Orombusomasse an und richtete sofort mit meinem Hottentotten einen großen, wasserdichten Pontok als Unterschlupf ein. Man brachte hier als „Präsent“ ziemlich saubere Butter, natürlich muß sofort ein reichliches Gegengeschenk folgen, so daß die ganze Geschichte auf einen Tauschhandel hinausläuft. Gegen Mittag des folgenden Tages sahen wir den Ketjo links vor uns etwa 300 m über die Ebene sich erheben. Am Wege blühten zu Millionen betäubend duftendes Crinum und braunfleckige Dogmia. Ein heftiges Gewitter brach los; wir mußten es über uns ergehen lassen mitten auf freiem Felde und bis kurz vor Sonnenuntergang fußtief im dahinströmenden Wasser waten. Die Nacht verbrachten wir unter einem „Omutentereti“ (Boscia puberula), nachdem wir mit Mühe und Not das nasse Holz zusammengetragen und in Brand gesetzt hatten. An den Zweigen hingen verschiedene Sachen zum Trocknen. Den Baum nennen die Buren Witgat; er liefert ihnen in seinen dicken fleischigen Wurzeln geröstet ein stark süßes Kaffeesurrogat, und auch die Hereros kauen sie gern — er liefert weiterhin in seinen Beeren, die große, süß-pfefferige Samen enthalten, einen Beitrag zur „Feldkost“, wie die Buren die eßbaren wilden Früchte insgesamt nennen. Der folgende Morgen war herrlich, all unsere gestrige wässerige Trübsal wie weggeblasen. Die beiden steilen Gipfel des Omatako trugen einen weißen, scharf abgeschnittenen Wolkenring um ihre Mitte, sie waren nur etwa 12 km noch entfernt. Der wolkenbruchartige Regen hatte die tischglatte Ebene so aufgeweicht, daß wir barfuß gehen mußten, ein mühsames Waten im Morast, das uns erst am Nachmittag zu der Werft Okahandja am Omatako brachte. Ich begrüßte den Werfthäuptling, den Omuhona, hing dann meine Hängematte zwischen einem Wagen und einem Dornbusch auf und zündete meine Pfeife an. Währenddessen kochte mein Bursche Reis mit Erbswurst und einen Kaffee, während die Eingeborenen gaffend zuschauten. Sie hatten sich dazu kleine Klappstühlchen mitgebracht, aber der Koch wies ihre zudringlichen Fragen mit kurzem „burru“, burru“ (ich verstehe nicht) ab; denn er war ein Nama, sie Hereros. Ich machte den Leuten schließlich klar, daß ich am nächsten Morgen den Omatako besteigen wolle und einen Träger brauche. Sie waren erst starr und stumm vor Staunen, dann begann aber ein Lärmen

und Erörtern herüber und hinüber, als wenn eine Rotte Tollhäusler tobte. Die einen hielten die Besteigung für unmöglich, die meisten aber taten nur so, um für die Begleitung möglichst viel Schillinge zu erpressen. Da ich genau wußte, daß man in 6—7 Stunden bequem hinauf und herunter kam, bot ich 5 Mark bar Geld. Das entfesselte aber einen Entrüstungssturm, sie forderten zehn Schillinge, ein Pfund, zwei, zehn Pfund durcheinander. Mit Seelenruhe hörte ich alles an, bis schließlich der „Kapitän" einen jungen Kerl brachte, der für fünf Schillinge uns begleiten wollte. Unterdessen war die Sonne zur Rüste gegangen, es wurde mir ein Pontok angewiesen, und als ich eingerichtet war, schickte ich dem Häuptling durch meinen Jungen 4 m gute englische Leinwand als „Präsent". Die Rinder- und Kleinviehherde wurde eingetrieben und in den verschiedenen Kraalen untergebracht. Die Weiber kamen aus der Werft mit großen eiförmigen Milchtöpfen, aus dem Holz der Giraffenakazie kunstvoll geschnitzt und mit Brandmustern verziert, um zu melken. Omeichi, d. i. süße Milch, und Omeire, d. i. saure, bildet die Hauptnahrung dieses Hirtenvolkes. Der Häuptling brachte einen jungen Ziegenbock als Gegengeschenk, ich bat aber, ihn bis nach der Besteigung des Berges für mich aufzuheben.

Frühzeitig marschierten wir am anderen Morgen bergwärts. Ich mußte all mein Gepäck, Wäsche, Proviant, Papier usw. mitnehmen, da mir der Kapitän nicht für die Sicherheit der Ausrüstung bürgen konnte. Wir versteckten am Fuße des Berges das Überflüssige, beluden uns mit Feldflasche, Wassersack und Kochtöpfen mit Curryreis und stiegen über das kantige grobe Granitgeröll an. Zwei Fuß hohe Akanthazeen stachen uns dabei mit ihren nadelspitzen Blattdornen in die Beine. Langsam ging es durch den Dornbusch bis an den 10—15 m hohen Steilrand des „Kranzes", an dem wir jedoch bald eine günstige Einstiegstelle fanden. Dicht standen unter dem Kranz buschige Akazien, Terminalien, Boskien; ein spitzblättriger Feigenbaum überzog mit netzartigen dicken Wurzeln die senkrechten Felsen.

Oberhalb des Kranzes wurde der Aufstieg etwas leichter, weil die dornigen Akazienarten und die fürchterliche Akanthazee nicht mehr im Geröll wuchs. Dafür blühten gelb, rot und violett Dicrostachisbüsche. Das Blockwerk lag locker und rutschte unter jedem Tritt. Glücklicherweise stiegen wir noch im Bergschatten von Westen an. Trotzdem strengte das Steigen in der dünnen Höhenluft so an, daß wir nach je 30 Schritten eine Pause machten. Endlich hatten wir steil aufklimmend die letzten Sträucher hinter uns und sahen vor uns die aus mächtigen braunroten Blöcken aufgebaute Gipfelkuppe, in welchen einige wunderschöne alte Olivenbäume den Stürmen trotzten. Der Hererojunge hob einen Stein auf und warf ihn in das Trümmermeer. Der getroffene Block klang wie ein mit leichtem Hammer geschlagener Amboß. Von Block zu Block springend erreichten wir die Spitze noch lange vor Mittag. Ein

großartiger Blick ringsum! Im Norden starre Felsgrate am Horizont, nordwestlich das mächtige Sandsteintafelland der Etjoberge, nordöstlich in schwachen Umrissen das Massiv des Waterberges*), im Osten der Rand der Kalahari, das Sandfeld, im Südosten der Tummelplatz der Antilopen, das Springbockfeld, nach Süden fast ebenso hoch die andere Spitze des Omatako, nach Südwesten lichte Buschsavanne, im Westen das Bergland von Omaruru. Und unten zu unseren Füßen breitet sich die Steppe mit ihren „Vleys" und Wassertümpeln aus, der Omuramba schlängelte sich hindurch, eingefaßt von einem breiten Dornbaumgürtel. Wie Maulwurfshügel liegen die Lehmhütten von Okahandja-na-matako und einer anderen nahen Werft drunten. Selbst der Hottentott genoß ein wenig die weite Aussicht mit, aber es war ihm lieb, daß ich ihn zu den alten flechtenbehangenen Ölbäumen schickte, damit er Feuer mache und Reis wärme und Kaffee koche. Derweil suchte ich zwischen den rötlich-braunen Steinen nach Pflanzen, fand aber nur einen kleinen Farn, eine weißblühende Clematis und wenig sonst. An den Steinblöcken sah ich die frische Wirkung des Blitzstrahls. Nach einer Raststunde unter den Oliven, deren Zweige bis aufs Geröll niederhingen, ging es auf demselben Wege abwärts. Die Sachen lagen unberührt im Versteck. Im Dorfe wurden wir angestaunt, ich selbst war hoch befriedigt, teils von dem Berggenuß auf der Höhe, teils von dem Gedanken, etwas geleistet zu haben, was seit dem Ingenieur Anderson, dem ersten Besteiger des höchsten Gipfels unseres Schutzgebietes kein Weißer mehr unternommen hatte. Oberleutnant Streitwolf aus Okahandja hat den Gipfel als Dritter bestiegen und gemessen. Schlimmer erging es dem Redakteur Seiner, der beinahe verdurstet wäre in der Glut der besonnten Granitblöcke und beim Abstiege ein aufregendes Abenteuer mit einer Pavianherde bestand.

3. Mit der Feldbahn nach Windhuk.**)

Die Eisenbahn Swakopmund-Windhuk ist die Eingangspforte deutscher Kultur ins Hereroland geworden. Die Hereros sind ein Bantustamm, der vom Kunené her, dem nördlichen Grenzfluß Deutsch-Südwestafrikas, vor etwa 100 Jahren einwanderte und um 1840 sein heutiges Gebiet besetzte, indem er die Bergdamara und Buschleute unterjochte und zu Sklaven machte. Da sie nach Süden nicht weiterwandern konnten mit ihren Rinderherden, weil sich ihnen dort die hellfarbigeren Namahottentotten entgegenwarfen, so wichen

*) Vergl. das Bild: Am Waterberg.

**) Nach Aufsätzen im Dresdner Anzeiger vom 6. April 1905: Dr. Kuhn über die Hereros — und 7. Mai 1900: Leutnant Kell, Aus Deutsch-Südwestafrika. — Ferner nach Franz Seiner, Bergtouren und Steppenfahrten im Hereroland. S. 12 ff. Berlin 1904 (Wilhelm Süsserott).

Dornbusch Pontok Acacia Giraffae

Am Waterberg.

(Charakterbild aus Deutsch-Südwestafrika.)

Nach einer Photographie.

sie nach Osten aus. In den Kämpfen mit den deutschen Truppen sind sie noch weiter in dieser Richtung gedrängt worden, und Samuel Maharero soll mit dem Reste seines Stammes am Ngamisee hausen. Rinder sind ihnen Reichtum und Macht, alle ihre Lieder und Tänze beziehen sich auf die geliebten Horntiere, die Osombombe. Obwohl sie im Grunde ein träges Volk sind, für ihre Rinder ist ihnen keine Arbeit zu schwer. Zwischen Omaruru und Karibib lag ein Viehposten Osombimbombe, d. h. die braunen Ochsen mit einem weißen Rückenstreifen. Wie sorgfältig und geschickt muß der Herero bei der Zucht gewesen sein, um eine Herde (= Posten) von so seltener Zeichnung zusammenzubringen, daß man seine Stellung danach benannte. Der bekannte Häuptling Kambasembi am Waterberg war vor 50 Jahren ziemlich arm an Rindern; 1897 beim Ausbruch der Rinderpest ließ er 22000 Rinder impfen, die Gesamtzahl aber betrug das Drei- bis Vierfache. Denn der schwarzbraune Rinderzüchter hungert lieber selbst, als daß er dem Kalbe die Muttermilch entzöge. Dieser Viehreichtum kommt aber nur einigen Häuptlingsfamilien zu; die Masse des Volkes ist arm und lebt von der Wartung der Rinderposten. Mit dem Besitz oder Verlust der Herden wechselt das Aufblühen und Vergehen der Hererostämme. Vor dem Aufstande waren besonders maßgebend: in Omaruru Michael, der Sohn des Jeremias, in Waterberg Kambasembis Söhne David und Salatiel, im Osten der alte Tetjo, in Otjimbingue der alte Zacharias Seraua und in Okahandja Samuel Maharero. Die rheinische Mission hat sich unter diesem Volke große Verdienste erworben; die alttestamentlichen Namen der Häuptlinge zeugen von ihrem Wirken. Diese Missionare hatten sogar hie und da die Eingeborenen zum Gemüsebau zu bewegen gewußt, in Otjimbingue sogar zum Weizenbau — und so wesentlich dazu beigetragen, das Volk seßhaft zu machen. Jetzt ist das Volk im Sandfeld verdurstet, vertrieben, verstört, die gerechte Strafe für seine Grausamkeit und seinen Hochmut, der im Weißen nur „gelbe Dinger", Owirumbo, sah, sie selbst aber waren Menschen, Owa-Herero. In Gefangenenlagern haben die Missionare ihre verirrten und entkräfteten Schäflein gesammelt.

Wo der Swakop nach Westen zu sein „Rivier", sein Trockenbett, öffnet, liegt inmitten der Namīb, der Sandwüste, der Eingangshafen unseres Schutzgebiets, ein Nothafen, der den guten Hafen der Walfischbai, den die Briten besetzt halten, ersetzen muß. Die wütende Brandung der See hat die Granitmole, die aus dem festesten Gestein des Küstenuntergrundes mit hohen Kosten erbaut worden war, schon wieder unbrauchbar gemacht. Dennoch muß zunächst an diesem Platze festgehalten werden. Sandwogen türmen sich hinter den Wellblechhäusern und Kasernen und Lagerschuppen auf, Sand liegt in den Straßen, Sand weht durch alle Fugen in die Häuser. Doch schon hat man auch hier den Kampf aufgenommen: an den Häusern laufen Fußsteige hin aus — Bierflaschen, die man

mit den Hälsen nach unten in den Sand gesteckt hat. Zum Bahnhof führt ein glatter Weg — aus gestampftem Pferdedünger. Man muß sich zu helfen wissen in „Wild-Südwest“!

Eine kleine, kräftige Maschine zieht den Wagenpark längs des graugrünen Streifens, des Swakopbettes; das englische Gebiet drüben ist voller hoher Wanderdünen. Vom Januar bis zum März führt das Trockenbett auch Wasser, in der übrigen Zeit findet man es nur, wenn man im Sande nachgräbt. Mitten im Dünengewirr taucht der schwarze Diabaskegel der Nuberokoppe auf, die Landmarke mit dem schwarz-weiß-roten Grenzpfahl gegen das englische Gebiet. Der Pferdeposten Nonidas (10 km) ist die erste Station — der Ausflugsort der Swakopmunder. Hier quert die alte Ochsenwagenstraße den Swakop und steigt steil an den mit Quarzadern durchsetzten Felsen in die Höhe. Durch eine „Salzpfanne“ erreicht die Eisenbahn dann Station Richthofen mit gutem Trinkwasser. Nun verläßt die Bahn den Swakop und steuert auf das kahle Hanoasgebirge zu zur Station Rössing, wo die Frachtfahrer vom Norden her landen, um ihre durstigen Tiere zu tränken. Denn die Bahn schafft von Richthofen her gutes Wasser herzu.

Nun senkt sich die Bahn zum Khanflusse hinab, der in seinem cañonartigen Granittale jährlich ein paarmal „abkommt“ und auf Dämmen mit Durchlässen gequert wird. Weißrosae Edelweiß blühen hier im Gefelse; große Landschildkröten wohnen in den Uferspalten. Der Zug erhält Vorspann, um das rechte Khanufer zu erklimmen. Gelbe glühende Wüste täuscht das Auge mit glitzernden Luftspiegelungen, als ob die nahen Felsen sich in blaugrauem Wasser spiegelten. Bei der Station Kubas ist die Namib endlich überwunden: der Busch beginnt. Hier tritt auch in gewaltiger Menge tadellos weißer Marmor zutage, der mit dem carrarischen sich messen könnte. Zu Mittag trifft der Zug in Jakalswater ein — und gegen Abend läuft er endlich in den hellerleuchteten Bahnhof von Karibib ein. Hier muß der Reisende in einem „Hotel“ sich ein Unterkommen suchen für die Nacht. Denn erst am Morgen früh 7 Uhr dampft der Zug durch Busch und Steppe mit gelbbraunen Termitenbauten auf Windhuk zu. Am Spätnachmittag erreicht er Okahandja mit seinen mächtigen Giraffenakazien. Perlhühner und Zwergtrappen huschen durch die Steppe — nach 12stündiger Fahrt endlich hält der Zug vor dem Bahnhofe von Windhuk.

Im Schutze der „Oberstadt“, des Forts und der Verwaltungsgebäude liegt an der breiten Kaiser-Wilhelmstraße das Geschäftsviertel mit seinen Gasthöfen, Warenhäusern und Speichern. Die Villen der Beamten haben hübsche Veranden, die mit den Gehörnen der zahlreichen einheimischen Antilopenarten geschmückt sind. Kleine Vorgärten sind überall zwischen Haus und Straße. Kleinwindhuk in dem tiefen Talkessel des Awis, mit seinen heißen Quellen, seinen Staubecken für künstliche Bewässerung ist eine Gartenbaukolonie, die wegen ihrer hübschen Aussicht auf das Auas-

gebirge sehr gern von Großwindhuk aus besucht wird. Der Ort liegt 1625 m über dem Meere, also höher als die Schneekoppe, leichter Frost ist deshalb nichts Seltenes. Dennoch gedeiht ein guter Wein hier, der dem Kapwein bereits Konkurrenz macht. Aus dem saftiggrünen Laub der Obstbäume lugen Feigen, Granatäpfel, Orangen, Zitronen, Aprikosen und Pfirsiche, Äpfel und Birnen hervor. Ein Bananenhain zeugt davon, daß trotz der Höhenlage die Tropensonne sich geltend macht. Bergdamaras sind die fleißigen Arbeiter der deutschen Farmer Kleinwindhuks.

Die Eisenbahn Swakopmund-Windhuk hat eine Länge von 382 Kilometern. 1400 m davon entfallen auf Brücken. Die größte führt bei Okahandja über den Swakop und ist 380 m lang, zur Hälfte Eisenkonstruktion, zur anderen Pfahljochbau. Die Strecke soll weiter bis Rehoboth ausgebaut werden und so auch das Namaland erschließen. Eine Zweigbahn führt auch nach Norden über Omaruru nach den reichen Kupferminen des Otawigebiets. Sie wird das noch wenig erschlossene und unterworfene Nordgebiet, das Owamboland, der deutschen Macht näherbringen.

4. Quer durchs Namaland.*)

Der südliche Teil unserer deutschen Kolonie Deutsch-Südwestafrika, vom Wendekreis des Steinbocks bis zum Grenzfluß des Oranje, öffnet sich nach Osten gegen die Kalahari und ist auch gegen Westen durch einen breiten Streifen Sandwüste gegen das Meer abgeschlossen. Hier faßte am 1. Mai 1883 an dem einzigen guten Hafen dieser Küste, der Angra-Pequenabucht, der Bremer Großkaufmann Lüderitz festen Fuß, indem er ein Gebiet von 560 qkm von einem Hottentottenhäuptling erwarb. Mit dieser ersten Erwerbung war zwar in materieller Hinsicht wenig, in ideeller aber viel erreicht; denn das war der Anfang unserer Kolonialpolitik.

Das Großnamaland liegt hinter dem fast wasserlosen Dünengürtel. Die Nama-Hottentotten sind noch im Aufruhr, und die kämpfenden deutschen Truppen mußten ihre Zufuhren von Lüderitzbucht, wie jener Hafen heute heißt, mit Ochsenwagen herbeischaffen, bis endlich das Steppenland durch eine Eisenbahn Lüderitzbucht—Kubub leichter zugänglich gemacht worden ist. Hoffentlich wird sie bald nach Keetmanshoop weitergeführt. Der Weg, den die neue Eisenbahn nehmen soll, ist mit deutschem Blut bezeichnet; denn schon vor dem Aufstande war die Straße nicht sicher vor wegelagernden Hottentotten. Wir lernen das Land auf

*) Eine Fußwanderung im Großnamalande in Deutsch-Südwestafrika von Kurt Dinter. Wiss. Beilage der Leipziger Zeitung 1899, Nr. 112. Mit Benutzung von A. Volz, Unsere Kolonien, Land und Leute. Leipzig 1891 (F. A. Brockhaus).

diesem Wege kennen, indem wir mit dem „Reichsbotaniker“ Kurt Dinter den Weg vom Innern nach der Küste zu Fuß machen.

Südwestlich von Keetmanshoop liegt Inachab. Nachdem der Forscher mehrere Touren, nach dem Fischfluß, nach Keetmanshoop, Bersaba und auf den Geitsi-gubib-berg, von dort aus gemacht hatte, beschloß er per pedes apostolorum nach Lüderitzbucht zu wandern, um dort den Wörmanndampfer zu erreichen, der ihn nach Swakopmund führen sollte. Er lud zwei wegkundigen Hottentotten seine Wassersäcke aus Segeltuch, seine Töpfe, Tiegel, seinen Schlafsack, seine Decken und seine dicke Pflanzenmappe auf und trug auch selbst einen Teil des Gepäcks auf dem Rücken. Nach einem mehrstündigen Marsch erreichte er den Fuß des Inachabberges, an dessen Abhängen die Aloë hereroënsis noch vorkommt, deren Verbreitungsgebiet im Norden liegt. Müde ließ sich der Reisende im Schatten des steilen Ufers eines ausgetrockneten Flußbettes nieder, wie sie hier häufig sind, und hielt im sandigen „Rivier“ einen erquickenden Schlummer. Noch vor der größten Hitze wurde Paviankranz, eine Werft am Konkip-Ufer gelegen, erreicht. Der Rest des Tages und der folgende Sonntag wurde in Gesellschaft der englischen Buren Mr. Souton und Mr. Hite verlebt, die hier neben ihrem soliden Frachtwagen ihr halbkugeliges Mattenhaus aufgeschlagen hatten und ein Hirtenleben führten wie Abraham und Lot, an die ja auch die Ortsnamen erinnern, welche die rheinischen Missionare unter den Nama den größeren Ansiedlungen gegeben haben: Bersaba, Bethanien u. a. Manchmal haben diese Buren, mögen sie nun Briten, wie jene, oder Holländer oder Hugenottennachkömmlinge sein, auch ein solides Giebelhaus, das aus geschälten Dornbaumstangen besteht und mit Binsen-, Stechgras- oder Schilfmatten gedeckt ist. Eine Kommode, einige Katteln, d. s. feste rechteckige Rahmen, mit Ochsenhaut überflochten, auf vier Beinen, wie sie in ganz Südwestafrika als Bettstellen dienen, sind der ganze Hausrat. Man lebt von saurer und süßer Milch, ißt Reis und Brot; Fleisch liefert die ansehnliche Schaf- und Ziegenherde. Hier um Paviankranz sind die Weideverhältnisse nicht besonders gut, um so schöner ist hier der ausgedehnte parkartige Wald von Acacia erioloba, von Kameldornbäumen, und von Euclea- oder Ebenholzbäumen, der sich am Ufer des Konkip lang und breit und licht hinzieht. Der große Frachtwagen, der 50—70 Zentner trägt, fährt für die Truppe von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop Fracht, was damals schon für den Zentner 23—25 Mark einbrachte. Der Bur benutzt die Gelegenheit, im Hafen oder in der Garnison überflüssiges Vieh zu verkaufen. Der Aufenthalt bei den gastfreundlichen Buren war recht kurzweilig, sie verstanden die Landessprache, das Nama, und konnten viel von den Sitten und Bräuchen der Hottentotten erzählen. Diese Sprache spricht sich schwer, weil die Wortbedeutung sich nach der Tonhöhe ändert; so bedeutet z. B. ga im Hochton: überlisten, im Mittelton: vernichten, im Tiefton: weise. Sie hat auch viererlei

Schnalzlaute im Anlaut der Wörter, die ebenfalls die Wortbedeutung vervielfältigen können. So bedeutet ab ohne Schnalzer: Loch. Tritt ein dentaler Schnalzlaut davor, wie wir ihn manchmal als Zeichen des bedauernden Verzichtens gebrauchen, ab, heißt es: Wassergraben; ein Palatal, der wie der Pfropfen knallt, der aus der Flasche gezogen wird, ! ab = Fluß; ein Zerebral, der wie das Knattern brennenden Tannenholzes klingt ǂ ab = Speichel usw. Die Buren erzählten auch Erstaunliches von den Belästigungen ihrer Ziegen durch die Paviane, die hier in Herden in den Felsen hausen. Am Sonntag war Rinderimpfung auf der Werft. Zwei Soldaten, die darauf eingelernt waren, kamen an, und kurz nach Mittag waren die 600 Ochsen, Kühe und Kälber der Buren geimpft. Am Nachmittage wurde getrunken und auf der fast in jedem Burenhause vorhandenen Ziehharmonika musiziert.

Am Spätnachmittage brach der Reisende auf, nachdem er seine Hottentotten abgelohnt und dafür einen Buschmann angenommen hatte. Um Mitternacht erreichten beide die Tränkstelle Haswater, aber die Quelle war versiegt, und daher hatten auch die zwei Hottentottenfamilien ihre Pontoks aus Gestänge und Akazienbastmatten abgebrochen und waren mit ihren Ziegen weitergezogen. Es war gut, daß es Nacht und daher kühl war, so konnte Wasser gespart werden. Der nächste Vormittag war um so heißer, als der Reisende den fünfstündigen Weg durch das schmale Aukamtal nach der Wasserstelle Haikum hinaufzog. Links lagen die Tafelberge der großen, von Buschmännern bewohnten Huibhochebene. Im Tale flogen aufgescheucht eine Menge smaragdgrüne, kleine Papageien auf. Endlich gegen Mittag, als in den Segeltuchsäcken längst kein Wasser mehr war, winkte von ferne die Tränkkrippe. Mit dem leeren Segeltuchsack und dem Becher in der Hand eilte der halbverdurstete Europäer zum Brunnen und trank und trank, zur Freude des kleinen Buschmanns, der wie ein Zugochse vier bis fünf Tage ohne Wasser aushalten kann. Während ringsum lauter Sandsteintafelberge aufragten, war das Gestein an Ort und Stelle ein grober Gneis; die Pflanzensuche ergab daher auch einige neue Granitpflanzen.

Mit Sonnenaufgang des nächsten Tages gelangte der Reisende durch die ziemlich große Hottentottenwerft Aukam nach Zachanabis, einer Wasserstelle, bei der eines Buren leerstehendes Mattenhaus willkommenen Unterschlupf bot. Ein als Wächter zurückgelassener Hottentott versorgte ihn mit frischer Ziegenmilch. Als der Reisende früher einmal hier 50 Schritte vom Brunnen in seiner Hängematte lag und ein großes Feuer neben sich hatte, wurde er durch eine Herde frecher Paviane aufgestört, die ohne Respekt vor den Menschen zum Brunnen niederstiegen unter großem Lärm. In der nächsten Nacht gelangte Dinter bis zur Schakalskoppe, wo der Bruder von Mr. Hite seine Werft hatte, mitten durch einen ungeheueren Schwarm von Wanderheuschrecken, die die Salsolabüsche buchstäblich mit ihren Körpern bedeckten. Eilends sammelte sich der Busch-

mann einen Sack voll, schüttelte sie über dem Nachtfeuer langsam aus, raffte aus dem Brand die gebratenen Tiere auf und aß sie mit Wohlbehagen. Dinter ließ sich einen Hut voll zum Morgenimbiß reservieren, sie schmeckten fade wie die Sardinen, die in den Fischerdörfern der Riviera so häufig gegessen werden. Kaum blitzten die ersten Sonnenstrahlen über die geradlinigen Hochflächen mit ihren langweiligen Tafelbergen, da begann sich's in den Brackbüschen zu regen, wie wenn ein dichter Regen auf dürres Buchenlaub niederraschelt. Die ganze Wolke war auf der Weiterreise, und man konnte jetzt sehen, wie viele Milliarden hier beisammen waren. Sie lassen keinen jungen Schößling am Baume, selbst die dicken Maisstengel zernagen sie. Der Bur, der keinen Feld- und Gartenbau treibt, nutzt die Landplage für seine Tiere aus: er läßt die Heuschrecken sammeln, dörren und an seine Hühner, Schweine, Ziegen, Hunde verfüttern. Der Bruder von Mr. Hite mästete sogar seine Pferde und Ochsen damit, und den Namas und Buschmännern war das Erscheinen der Heuschrecken auch ein Fest. Dinter ließ sich von dem Buren, der alle Heilpflanzen des Landes kennt, weil er in Krankheitsfällen ganz auf Selbsthilfe angewiesen ist, viel aus der „Pharmakopaea namaquensis" mitteilen: wie die Namaweiber aus der pulverisierten „Gawib", einer Komposite, die häufig auf den steinigen Tafelbergen, aber auch auf dem Granit von Kubub wächst, sich den Buchu herstellen, ein Parfüm und Insektenpulver, das sie in hübschen Büchsen, die sie aus den Gehäusen der Landschildkröten fertigen, allzeit bei sich tragen. Um Honig- und Zuckerwasser zur Gärung zu bringen, legen die Nama die Wurzel der Coccinia, einer nicht seltenen Kürbispflanze, in das Gebräu. Eine Apocynacee, die hier an den Tafelbergen als ein unscheinbares Kräutlein wächst, entwickelt in der Erde milchsaftreiche Knollen, die den Durst sehr gut löschen; schade nur, daß sie nicht im ganzen Lande gemein ist. Auch tierische Arzeneien kennt der Hottentott, eine solche scheint der Burmester zu sein, der gegen die Stiche und Bisse der zahlreichen Skorpionen, Wespen und „Grasschlangen", d. s. eine Art Insektenlarven, mit gutem Erfolge angewandt wird. Es ist aber, horribile dictu, der eingedickte Urin der Fledermäuse, den er in den Höhlen des Oranjeufers sammelt. Der Mist der Klippdachse, jener flüchtigen Felsenkaninchen, hilft gegen Kopf- und Magenbeschwerden usw. Durch einen scharfen Nachtmarsch gelangte der Reisende auf einem Fußpfad nach Kubub, wohin auch ein schöner gerader Transportweg führt. Jetzt im Sommer, d. i. im März, war die Vegetation in der Dürre erstorben. Denn Kubub hat im Gegensatz zum östlichen Teil des Landes Winterregen, die mehr als Landregen, denn als Gewitter fallen. Daher ist die Pflanzenwelt im Winter hier am schönsten.

Es galt nun, die 120 km breite Wüste der Küste zu queren. Nur in Ukama gibt es auf dieser Strecke Wasser. Am nächsten Morgen ward Tsirub erreicht — der Brunnen war versiegt. 10 Stun-

den weiter liegt Ukama, mitten in der Wüste. Dort endlich gab es Wasser, aber brackig, salzig. Dennoch trank man es in langen Zügen, als ob es das beste Quellwasser sei. Aus Decken und dem Segeltuchschlafsack ward eine Art Zelt gebaut, sogar in der Wellblechochsentränke ein Bad genommen, dem Europäer eine Wohltat, dem zwiebelscharf schweißduftenden Buschmann ein Greuel, er mußte aber auch hinein. Ein Farmer aus Kubub, Herr Klinghardt, hat diesen Brunnen gebaut, das ganze Namaland ist ihm dafür dankbar.

Schrecklich war die Dünenwüste. Die festen, an 100 m hohen Gneisberge der Küste waren oft bis zum Kamme unter dem gleichförmig feinen Sande begraben. Der Hauptweg, aus vielen verwischten Geleisen bestehend, wand sich mäanderhaft zwischen den langen Reihen der schweren Dünen von allen Formen und Größen hin. Da er aber wegen der Rinderpest schon wochenlang unbenutzt war, hatten sich an vielen Stellen 10 m breite und entsprechend lange Sandwehen quer darübergelagert. In dieser furchtbaren Öde war es ein Glück, daß der Wind von hinten kam und das Sandtreiben das Vorwärtsdringen nicht hinderte. Mitten auf dem Wege standen zwei Frachtwagen, die im Sande stecken geblieben waren. Eine Hottentottenbande hatte sich über die willkommene Beute hergemacht: Hüte, Manchester, Saarbrückner Steingut, Zigarren, Kakao, Strümpfe, Painkiller, Transvaaltabak und hundert andere Dinge lagen im wildesten Durcheinander im Sande, halb übersiebt vom Sande, vieles zerbrochen; alles Trinkbare und der Plattentabak war gestohlen. Kurz, es sah um die Wagen herum und auf den Wagen selber aus, als hätten Paviane hier gehaust. Aber acht der Räuber hatten unsere Truppe erwischt, sie mußten in Keetmanshoop Erdarbeiten verrichten; das ist für die ans Vagabundieren gewöhnten Hottentotten schlimmer als der Galgen. Der Reisende war froh, als er nachmittags in Lüderitzbucht anlangte und wieder von Kultur und Komfort sich umgeben sah. Am nächsten Tage brachte ihn der Wörmanndampfer „Melitta Bohlen“, der aus Kapstadt kam, nach Swakopmund; denn er wollte 120 km landeinwärts bei der verlassenen Missionsstation Salem im Swakoptale im Dienste des Landes Anpflanzungsversuche machen.

5. Die Kalahari.*)

Die ganze Strecke vom Oranjefluß im Süden, unter 29.° s. Br. bis zum Ngamisee im Norden, und vom 24.° ö. L. bis in die Nähe der Westküste ist ein abflußloses Wüstengebiet. Doch ist dieser Landstrich durchaus nicht entblößt von Pflanzenwuchs und lebenden Wesen; Gras, auch eine Menge Schlingpflanzen, strecken-

*) Quelle: David Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Aus dem Englischen von Dr. H. Lotze. Leipzig 1858.

weise selbst Gebüsch und Bäume bedecken ihn. Der Boden ist sehr wasserarm, aber an verschiedenen Teilen von den Betten früherer Flüsse durchschnitten; Herden von Antilopen, welche nur sehr wenig Wasser bedürfen, schweifen über die pfadlosen Ebenen hin. Die Bewohner, Buschmänner und Bakalahari, stellen dem Wilde und den zahllosen Nagetieren und kleineren Arten des Katzengeschlechts nach, welche sich von jenen nähren. Der Boden ist im allgemeinen hellgefärbter, weißer Sand, beinahe reine Kieselerde. Die Betten der alten Flüsse enthalten viel Schwemmland, und da sie durch die glühende Sonnenhitze ganz ausgetrocknet werden, so bleibt das Regenwasser nur in einigen Tümpeln mehrere Monate des Jahres hindurch stehen.

Die Menge Gras, welche in dieser merkwürdigen Wüste wächst, ist überraschend. Das Gras sproßt gewöhnlich in Bündeln, mit kahlen Stellen dazwischen, oder die Zwischenräume werden von Rankenpflanzen eingenommen, deren Wurzeln tief unter dem Boden liegen und daher wenig von den Wirkungen der sengenden Sonnenhitze verspüren. Besonders zahlreich sind hier Gewächse mit Wurzelknollen; diese Pflanzen sind so eingerichtet, daß sie Nahrung und Feuchtigkeit darin aufspeichern für die anhaltende monatelange Trockenheit. Es gibt hier eine Pflanze, die für gewöhnlich keine Wurzelknollen hat, solche aber unter Umständen bildet, wenn sie zur Erhaltung ihres Lebens dienen. Eine ganz ähnliche Erscheinung findet sich auch in Angola bei einer traubentragenden Rebenart, welche zu gleichem Zwecke in gleicher Weise ausgestattet ist. Die Pflanze aber, die ich hier insbesondere im Auge habe, gehört zu der Familie der Kürbisse (Cucurbitaceae) und trägt eine kleine, scharlachrote, eßbare Gurke. Eine andere Pflanze, Leroschua genannt, ist für die Bewohner der Wüste ein wahrer Segen. An der Oberfläche sieht man nur kleine lineare Blätter und einen Stengel, der nicht dicker ist, als der Kiel einer Rabenfeder; gräbt man aber 30—40 cm tief in den Boden, so stößt man auf eine Wurzelknolle, welche zuweilen die Größe eines Kinderkopfes erreicht. Entfernt man die Rinde, so zeigt sich, daß die Knolle aus einem Zellgewebe besteht, welches etwa wie bei einer jungen Rübe mit Flüssigkeit erfüllt ist. Infolge der Tiefe unter dem Boden, worin die Knolle sich befindet, ist diese Masse gewöhnlich köstlich kühl und erfrischend. Eine andere Pflanzenart, Mokuri genannt, findet sich in anderen Teilen des Landes, wo die Hitze den Boden ausdörrt; es ist eine krautartige Schlingpflanze, welche unter der Erde eine Anzahl Wurzelknollen bildet, von denen manche die Größe eines Mannskopfes erreichen. Sie liegen sämtlich in einem Umkreis von einer bis anderthalb Armeslänge wagerecht um den Stengel herum. Die Eingeborenen schlagen den Boden ringsherum mit Steinen, bis sie aus der Verschiedenheit des Tones hören, wo die wasserspendende Knolle unter dem Boden liegt, graben dann etwa 20 cm tief nach und finden sie.

Die wunderbarste Pflanze der Wüste aber ist die Kaffergurke oder Wassermelone (Cucumis caffer). In Jahren, wo der Regen reichlicher fällt, sind unabsehbare Strecken des Landes buchstäblich mit diesen Melonen bedeckt; dies war früher, wo die Regenmenge größer war als gegenwärtig, alle Jahre der Fall. Jetzt kommt diese Ergiebigkeit kaum einmal in 10—11 Jahren vor, und die letzten drei Male fiel sie mit außerordentlich nassen Jahren zusammen. Dann freuen sich Tiere und Menschen an den reichen Vorräten. Der Elefant, der Herrscher des reichen Sumpfwaldes, schwelgt in dem Genusse dieser Frucht, und seinem Beispiele folgen die verschiedenen Nashornarten, obschon sie von Natur in der Wahl ihrer Nahrung ganz von jenem abweichen. Mit gleicher Begierde laben sich daran die verschiedenen Antilopenarten, und selbst Löwen, Hyänen, Schakale und Mäuse scheinen sämtlich die allgemeine Wohltat zu kennen und zu würdigen. Diese Melonen sind jedoch nicht alle eßbar: einige sind süß, andere so bitter, daß die ganze Familie dieser Kürbisse von den Buren „die bittere Wassermelone" genannt wird. Die Eingeborenen unterscheiden sie dadurch voneinander, daß sie eine Melone um die andere mit einer Axt anhauen und die Zunge in den Spalt stecken. So wissen sie freilich am schnellsten, ob sie süß oder bitter sind. Die bitteren sind giftig oder wenigstens schädlich, die süßen dagegen sind ganz gesund. Diese eigentümliche Erscheinung, daß ein und dieselbe Pflanzenart sowohl süße als bittere Früchte trägt, kommt auch bei einer roten, eßbaren Gurke vor, welche man dort zu Lande oft findet. Sie ist ungefähr 10 cm lang bei einem Durchmesser von 4 cm, im reifen Zustande hell scharlachrot. Selbst Melonen in einem Garten können bitter gemacht werden, wenn einige bittere in der Nähe sind, da die Bienen leicht den Blütenstaub von einer Pflanze zur anderen tragen.

Dem nördlichen Teile der Kalahari sind die „Salzpfannen" eigentümlich, flache, aber sehr lange Becken, die zur Regenzeit gefüllt sind, während in der Trockenzeit das Wasser verdampft und nur eine Rinde von Salz zurückbleibt. Als Livingstone beim Zuge durch die Wüste einst einen solchen Salznapf, Makarikari der Eingeborenen, zu Gesicht bekam, warf die untergehende Sonne gerade einen bläulichen Duft über die weißen Salzkristalle, so daß das Ganze eine täuschende Ähnlichkeit mit einem See hatte. Livingstones Begleiter warf bei diesem Anblick den Hut in die Luft, er meinte, den e r s t e n Blick auf den Ngamisee getan zu haben; Livingstone erging es nicht besser; schienen ihm doch sogar die Wellen zu tanzen und die Bäume sich darin zu spiegeln; ja die ausgeschirrten Tiere, die Pferde, Hunde samt den Hottentotten eilten den trügerischen Teichen entgegen. Eine Herde Zebras sah in der Luftspiegelung Elefanten so täuschend ähnlich, daß Livingstones Begleiter sein Pferd sattelte, um sie zu jagen. Allein plötzlich war es, als ob der Nebel zerriß, und sofort verschwand das Trugbild.

6. In den Diamantgruben und Goldbergwerken Südafrikas.*)

Durch Dünensand und Sumpf führt von Kapstadt aus die Eisenbahn gegen die Randberge der Karru. Nur hie und da leuchten die schönen rosaen Blütenkelche der Proteabüsche herüber, in denen sich Zucker ausscheidet, so daß man nach Regen wohlschmeckendes Zuckerwasser daraus schlürfen kann. An den sumpfigen Stellen blühen im Winter der Südhalbkugel prächtige Callastauden. An einigen Punkten haben deutsche Ansiedler seit den 70er Jahren mit Erfolg das Ödland in Gartenland verwandelt und versorgen die Hauptstadt Südafrikas jetzt mit Gemüse.

Bei Paarl und Wellington beginnt das Hügelland, die Kornkammer der Kapkolonie: Weizenfelder und Weingärten überall. Dann geht's durch niedrigen Busch in dem engen Tulbaghpasse aufwärts durch das Faltengebirge des Karrurandes, das weiter nach Osten den Namen Zwarteberge trägt. Solcher enger junger Paßtäler hat dieses Randgebirge viele, sie erinnern besonders, wenn Neuschnee auf den Bergen liegt, an unsere Alpentäler. Durch den Mitchellpaß kommt man in einen weiten Karrukessel, der den Namen Bokkeveld trägt und rings von hohen Gebirgsrücken abgeschlossen wird.

Schafweiden dehnen sich hier aus, und auch die Straußenzucht zur Federgewinnung hat schon Fuß gefaßt. Das einheimische Fettschwanzschaf ist meist mit dem arabischen oder dem Merino gekreuzt und liefert eine sehr gute Wolle, die für die europäische Webindustrie einen guten Teil des Rohstoffs liefert. Der graugrüne Rhenosterbusch wuchert überall auf den Weidesteppen und schützt im Sommer das spärliche Gras vor dem Verdorren. Aber auch hier zeitigt der Ackerbau schon gute Erträge, besonders Weizen, auch Wein, selbst Südfrüchte wie Orangen, Apfelsinen und Mandarinen.

Bei Karruport tritt man aus einem engen Sandsteintal plötzlich auf die große Karru, eine weite wellige Fläche, die nur im Norden für das Auge durch die blauen Tafelberge des Nieuwe Veldes begrenzt wird. Was mag bei diesem Anblick das Herz der ersten Ansiedler bewegt haben, die eben erst die pfadlose Wildnis des Mitchellpasses überwunden hatten! An den steilen Abhängen des Nieuwe Veldes, das kein Faltengebirge, sondern der Steilrand einer Hochfläche ist, die gegen die Karru abbricht, liegt das freundliche Landstädtchen Beaufort-West. Tiefe Cañons, die den Plateaurand durchschnitten haben, öffnen sich gegen Süden, gegen die Stadt. Ein Eruptivgesteinsgang, der durch die Erosion der Sandsteine bloßgelegt worden ist, zieht sich als schmaler Rücken gegen 24 km durch die flache Ebene der Karru. Unmittelbar hinter Beaufort-

*) Quelle: Reiseskizzen aus Südafrika von Dr. E. Philippi. Geographische Zeitschrift 1905, 7. Heft.

Tagebau der Kimberleymine.

Nach einer Photographie.

West war er durchbrochen, jetzt haben die Bewohner diese Lücke geschlossen und dadurch ein Staubecken von Riesengröße geschaffen, in dem alle Gewässer der Schluchten des Nieuwe Veldes sich sammeln. Auf künstlich bewässertem Boden gedeiht hier in dem milden Höhenklima die Orange und Feige, sogar die Dattelpalme kommt zur Fruchtentwickelung.

Der Karru fehlt die Grasnarbe, der Boden trägt nur kleine Sträucher und Stauden, die sich mit ihren Wurzeln eine gewisse Nährfläche sichern, bei Beaufort-West beträgt der Abstand z. B. oft über 1 m; Bäume stehen nur in den Flußbetten, in denen auch in der Trockenzeit unterirdisch Wasser zirkuliert. Die Karru zeigt an vielen Stellen nackten Fels. Darüber liegt ein uraltes Trümmergestein, das mit seinen gekritzten Geschieben und der geschrammten Felsunterlage beweist, daß Südafrika auch eine Eiszeit gehabt hat. Bei Riverton unweit Kimberley ist der Boden von diesen Moränengeschieben aus dem Perm oder Obercarbon auf viele Quadratmeter von den Gewässern des Vaal freigewaschen worden, und der feinkörnige Diabas zeigt dieselben Erscheinungen, wie sie vor Jahren die Rüdersdorfer Glaziallandschaft in der Mark bot, ehe sie vom Steinbruchsbetrieb zerstört wurde, nur noch schöner und überzeugender: Schrammen und Hohlkehlen, Rundhöcker und sogar Gletschertöpfe. Das Grundmoränenconglomerat hat all diese Eiszeitzeugen unverwittert erhalten. Doch liegen diese deutlichsten Spuren jener uralten Gletscherzeit Südafrikas schon auf den 1200—1500 m hohen nördlichen Tafelländern, die Karru liegt etwa 600—800 m hoch.

Hinter Beaufort-West erklimmt die Bahn diese höheren Plateaus. Wir kommen ins „Land der Kopjes“, jener Zeugenberge, die wir auch in den Wüstentafeln, in der schwäbischen Alb, in der sächsischen Schweiz wiederfinden. Sie haben im Burenkriege als natürliche Festungen eine wichtige Rolle gespielt. Von de Aar an, dem wichtigen Bahnknotenpunkt und dem Hauptstützpunkte der englischen Armee in jenem Feldzuge, verschwinden die Kopjes mehr und mehr; vom Oranjefluß ab deckt den Felsboden der Ebenen teils roter Lehm, teils junger Süßwasserkalk, und es entwickelt sich eine geschlossene Grasdecke, die der Schaf-, auch der Pferdezucht dient.

Jenseits des Modderrivers liegt in öder reizloser Gegend die Diamantenstadt Kimberley. Fünf Minen werden hier ausgebeutet, zwei davon, die De Beers- und Kimberleymine*) liegen im Weichbilde der Stadt, die drei übrigen bei der Nachbarstadt Beaconsfield.

Die kostbaren Edelsteine finden sich hier in einer eigentümlichen Breccie, die der Bergmann blue ground, blaue Erde nennt. Die Grundmasse ist ein wasserhaltiges Magnesia-Eisenoxydul-Silikat, dem kohlensaurer Kalk beigemengt ist. Darin liegen Bruchstücke eines serpentinartigen Gesteins von gleicher chemischer Zusammensetzung

*) Vergl. das Bild: Die Kimberleymine.

wie die Grundmasse, vermengt mit Trümmern von Quarzit, bituminösem Schiefer, Diabas usw. Der Diamant findet sich darin mit grünem Enstatit, Granaten, Magnesiaglimmer, Titaneisen usw. als seltener Gemengteil. An der reichsten Stelle der reichsten Grube, der Kimberleymine, ist sein Anteil an der blauen Erde nur $^1/_{2\,000\,000}$.

Eigenartig ist die Lagerung der Fundmasse, die unverwittert dunkelblaugrün aussieht. Sie füllt Röhren von 2—300 m Durchmesser, die senkrecht durch flach gelagerte Gesteine setzen. Man nimmt an, daß es Tuffröhren sind, ähnlich denen, die aus der Eifel, der Alb, der Rhön bekannt sind, wo sie leider keine Diamanten enthalten. Ihre Entstehung muß man sich denken als eine gewaltige Explosion, die einen glatten, runden Schußkanal in der Erdkruste aussprengte, der sich dann mit den zurückfallenden Trümmern der zersprengten Gesteinschichten und dem zerstäubten Magma der Tiefe wieder füllte. Da viele der Diamantoktaeder zerbrochen sind, gewinnt die Erklärung, daß sie vor der Explosion schon gebildet waren und den Sprengprozeß und den Sturz mitgemacht haben, an Glaubwürdigkeit.

Die ersten Diamanten wurden in den Flußkiesen des Oranje bei Hopetown gefunden. 1870 fand man den blue ground der Du Toits Pan-Mine bei Kimberley, 1871 die Gruben Bultfontein, De Beers und Kimberley, 1891 den großen Schlot der Wesseltonmine bei Beaconsfield. Die Gruben wurden anfangs in quadratische „Claims“ geteilt, und bis zum Jahre 1877 durfte kein „Digger“*) ihrer mehr als zwei besitzen. Je mehr aber der Abbau in die Tiefe ging, desto größer wurden die Schwierigkeiten für solchen Kleinbetrieb. Wasser trat aus, und Nebengestein stürzte nach. Im Laufe der Jahre bildeten sich Aktiengesellschaften, die die Gruben ausbeuteten — und heute hat die De Beers-Gesellschaft alle Kimberleyminen in Besitz. Ihre Beamten bewohnen die alte Diggerstadt, die mit ihren kleinen Wohnhäusern und ihren Wellblechkirchen keineswegs einen reichen und wohlhabenden Eindruck macht. Der Tagbau in den Minen ist als wenig gewinnbringend und gefährlich aufgegeben worden. Statt dessen hat man im „reef“, im Nebengestein der Schlote, Schächte abgeteuft, die durch 10 m mächtige Rotlehme und Süßwasserkalke, durch einen Olivindiabas, durch dunkle Tonschiefer und jenes oben erwähnte Glazialkonglomerat, durch einen Mandelstein-Diabas in alte Quarzite hinabführen.

Die einheimischen schwarzen Arbeiter, meist Kaffern, unterwerfen sich in einem Kontrakte der Gesellschaft, die sie innerhalb eingezäunter Bezirke, der sogenannten Compounds, während ihrer Arbeitsperiode gefangen hält und erst nach tagelanger, äußerst eingehender Untersuchung ihres Körpers auf etwa geschmuggelte Edelsteine wieder frei gibt. Weiter aus Betschuanaland muß das Zimmerholz der Gruben herangeschafft werden; die Kohlen werden aus

*) Engl. to dig = graben.

England über Port Elizabeth mit der Eisenbahn bezogen. Doch werden wahrscheinlich die Kohlengruben von Wankies in Rhodesia oder die Südtransvaals bald Ersatz schaffen. Auch in den Stormbergen bei Molteno finden sich Kohlen.

Andere wichtige Diamantminen liegen bei Jagersfontein im ehemaligen Oranjestaate; berühmt ist die riesige Premiermine bei Pretoria wegen ihrer großen Steine. Und auch in Deutsch-Südwestafrika ist die blaue Erde nachgewiesen worden, leider bisher noch keine Diamanten. Neben dem Großminenbetrieb besteht noch die Flußwäsche der Diggers z. B. am Vaal.

Der Witwatersrand in Transvaal ist der größte Bergwerksbezirk Südafrikas: 75 km lang zieht sich durch den Rand ein goldführendes Conglomerat, dessen quarzitischen Kitt einst eine Goldlösung imprägniert haben muß. Dieses Goldvorkommen ist einzig in seiner Art; denn sonst findet sich das edle Metall entweder gediegen in Quarzgängen oder als Seifengold in jungen Schuttmassen der Flüsse, die es aus zerstörtem Gebirge auswuschen. Die Größe des abbauwürdigen „Flözes“ entschädigt für den geringen Goldgehalt des Gesteins; denn auf eine Tonne kommen im Durchschnitt nur 23 g Gold. Aber die Anwendung des neuen Cyanidverfahrens im Großbetrieb gestattet, daß von allem vorhandenen Gold nur 2 bis 5 % verloren gehen. Stellenweise sieht man drei Reihen von Schachtanlagen hintereinander; die erste bearbeitet die ausgehenden Schichten, die zweite die mittleren Tiefen von 1000—1800′ und die dritte solche von 1800—2400′. Die vierte ist auch schon geplant, die Spekulation aber hat sich schon der Tiefe von 7000—8000′ bemächtigt, obwohl dann der Abbau sicher unmöglich wird. Die Produktion des Randes belief sich 1904 auf 113777 kg Feingold im Werte von 317,2 Millionen Mark, 1889—1904 auf 8577746 kg Feingold im Werte von rund 2380 Millionen Mark.

Die Goldgräberstadt Johannesburg ist erst 1886 entstanden: mit ihren prächtigen öffentlichen Gebäuden, ihren Villen, ihrem lebhaften Straßenverkehr mit elektrischen Bahnen, Droschken und Neger-Rickschas macht sie einen großstädtischen Eindruck. Die Viehweide, aus der sie sich erhob, ist fleißig mit Eucalypten und Kiefern aufgeforstet worden. Lästig ist nur der rote Staub und die ungesunden Geldverhältnisse: die Preise aller Lebensbedürfnisse, besonders aber des Grund und Bodens sind riesig hoch. Neuerdings arbeiten Chinesen in den Goldgruben, doch haben sie sich auch hier wegen ihres Schmutzes in leiblicher wie seelischer Beziehung als ein lästiges, wenn auch notwendiges Übel erwiesen. 1905 waren es 47217 neben 87673 Schwarzen.

Pretoria, die alte Hauptstadt Transvaals, liegt nördlich vom Rand in hügeliger Gegend in frisches Grün eingebettet; es ist ruhiger und vornehmer als Johannesburg. Weiter nach Norden liegt ein flachwelliges Granitgebiet, überall mit dichtem Graswuchs bedeckt.

7. Im Kaffernviertel von Johannesburg.*)

Durch weite Haufen trockenen Tons, den Lärm und Rauch von Fabriken und Ziegeleien dringt man langsam, wenn man die breiten Straßen und die schönen Paläste von Johannesburg hinter sich gelassen hat, bis zu der „Blechstadt", dem Kaffernviertel von Johannesburg, vor. Über diese interessante Enklave der schwarzen Eingeborenen inmitten der höchst kultivierten Niederlassung der Weißen gibt J. Langley Levy im Daily Expreß einen anschaulichen Bericht. Das Kaffernviertel ist über eine englische Meile lang und etwa dreiviertel Meile breit. Es ist mit großer Regelmäßigkeit angelegt und in einförmige Häuserviertel eingeteilt. Nähert man sich der „Blechstadt", so empfängt den Besucher schon in weiter Entfernung eine schwere stickige Luft, die von den Ausdünstungen verwesender Tiere und Pflanzen herrührt, eine verpestete, übel riechende Atmosphäre. Die Straßen sind ungepflastert, und man hat vergebens versucht, an den Seiten Bürgersteige anzulegen, da sich der Unrat der Gassen auch über sie ergießt. In der roten Erde, die von einem Gewimmel krabbelnder Kaffernkinder bedeckt ist, stößt man allenthalben auf tiefe Löcher, in denen Regenwasser steht, und auf unregelmäßige Hügel, während Myriaden schwirrender Moskitos darüber hinsummen. Sein eigentliches Charakteristikum aber erhält dieser Ort durch seine merkwürdigen Häuser. Niemals wohl begegnet man einer sonderbareren Architektur als in diesen Hütten der Kaffern. Das Hauptbaumaterial, aus dem nämlich diese Gebäude hergestellt sind, liefert das Weißblech, mit dem die eingeführten Petroleumkisten ausgeschlagen sind, und das Blei, das zur Verpackung des Tees gebraucht wird. Aus diesem Abfall und aus allerlei Holzleisten, die das Fachwerk bilden, sind die Wohnungen hergestellt. Jeder Mann ist sein eigener Architekt und Bauherr, und auf Schönheit oder Komfort legen die Kaffern bei der Einrichtung dieser 12—14 Fuß hohen Ställe viel weniger Gewicht als auf Einfachheit und Schnelligkeit. Zuerst wird gewöhnlich ein genau quadratischer Grund abgesteckt, und dann werden an allen vier Ecken 10 Fuß hohe starke Pfähle eingeschlagen. Hat man diese Grundpfosten noch durch Querstäbe verstärkt und gestützt, so begibt sich die ganze Familie auf die Suche, um auf Schuttstätten und Abfallhaufen das notwendige Blech für die Ausfüllung der Wände zu erlangen. In den Kolonien wird Petroleum selten in Fässern verkauft, sondern es befindet sich in gewöhnlichen Blechgefäßen, aus denen man mit einer besonderen Pumpe das Petroleum nach Bedarf abzieht. Diese Blechgefäße werden dann verschiedenartig verwendet, sie dienen, grün bemalt, als Blumenkästen, werden als Eimer und Tröge für das Vieh verwendet, erfüllen als Kessel und Trinkgefäße ihren Zweck, werden aber auch vielfach achtlos

*) Aus dem Dresdner Anzeiger vom 27. Juli 1906.

fortgeworfen und wandern auf den Kehricht. Von hier nun liest sie der Kaffer eifrig auf, schneidet sie auf, hämmert das Blech flach und nagelt es dann als Wandbekleidung an die aufrechtstehenden Leisten. Hat man erst einmal genügendes Material beisammen, so ist das Haus in wenigen Stunden vollendet und wird dann nur noch mit einem Wellblechdach versehen und erhält ein Abzugsloch für den Rauch, das durch eine dürftige Verkleidung mit Blech das Aussehen eines Schornsteines erhält. Der Luxus einer bestimmten Feuerstätte ist bei ihnen nicht vorhanden, vielmehr wird das Feuer überall, wo es ihnen gerade bequem ist, angemacht, und dichte Rauchwolken erfüllen die ohnehin schon dunstige und trübe Luft. Diejenigen unter den 80000 Kaffern von Johannesburg, die nicht direkt in den Minenbezirken wohnen, haben ihr Heim in diesen dunklen Gassen der „Blechstadt" aufgeschlagen. Blickt man von weiter Ferne auf die langausgedehnten niederen Häuser, so verschwimmt alles Einzelne unter dem heißen Glanz der afrikanischen Sonne in ein Meer von Feuer und blitzendem Lichte. Die Blechwände, an denen die Strahlen abprallen, glänzen wie Silber, die Dächer sind in eine einzige schimmernde Helle getaucht, und man glaubt unter dem flimmernden Mantel der Sonne eine wundersam funkelnde Glanzstadt ausgebreitet zu sehen. Aber kommt man näher und nahe, dann ist die Enttäuschung um so schrecklicher, und das Bild des Lichtes zerfällt in eine erbärmliche Anhäufung von Schmutz und Unkultur. Die Kaffern haben eine außerordentlich starke Nachkommenschaft, und die Gassen sind daher stets angefüllt mit nackten, kupferfarbenen Kleinen, die in einem unentwirrbaren Gewimmel durcheinanderkriechen. Mit augenscheinlichem Behagen krabbeln sie auf den von Ameisen bedeckten Straßen umher oder patschen in dem stinkenden, fauligen Wasser. Es sind plumpe unschöne Wesen, diese Kinder. Sie entwickeln sich viel schneller als unsere europäischen Babies und bedürfen auch zu ihrem Fortkommen augenscheinlich viel weniger Pflege. So sind sie fast immer von den vielen Stechmücken dicht bedeckt, leiden aber gar nicht unter den Stichen der Tiere, sondern strampeln und schreien vor Vergnügen. Die ebenfalls nur wenig bekleideten Mütter lehnen meist gleichmütig an den Blechwänden der Wohnungen und ziehen ihre Sprößlinge nur gelegentlich unter den Füßen eines vorbeistampfenden Maultieres hervor oder treiben das Rudel der Kleinen auseinander, wenn ein schwerfälliges Ochsengespann sich mühsam den Weg durch das lebendige Pflaster bahnt . . . Für die Reinlichkeit wird auf höchst merkwürdige Weise gesorgt. Hören die Mütter einmal auf, in den gutturalen Lauten ihrer harten Sprache miteinander zu schwatzen, dann greifen sie wohl ein kleines nacktes Kind aus der Menge, nehmen den Mund voll Wasser, spitzen die Lippen und gießen dann den dünnen Wasserstrahl über das krähende und strampelnde Kleine, das sich dann im Schmutz der Straße wieder trocken wälzt. Die Männer kehren erst gegen Abend von

der Arbeit heim, doch stets vor 9 Uhr; denn nach den Gesetzen von „Jo'burg" darf kein Schwarzer nach dieser Zeit noch in dem europäischen Teile der Stadt sich aufhalten. Dann lehnen auch die Männer sich gegen die Blechwände, rauchen ihre Tonpfeifen und entladen ihren Ingrimm gegen die weißen Bedrücker, sprechen über die Möglichkeit einer Befreiung. Seit dem Kriege mit den Buren herrscht unter diesen Kaffern eine ständige Erregung, und gerade jetzt wieder sind unter ihnen die Flammen der Empörung stark angefacht und drohen hell emporzulodern.

8. Zu den Sambesifällen.*)

Auf den Hochflächen Südafrikas ist der große, zweirädrige Karren, mit vielen Ochsenpaaren bespannt, noch immer abseits der Eisenbahnen das wichtigste Verkehrsmittel. Der Reisende Eduard Mohr schildert uns anschaulich den Übergang eines solchen Gefährtes durch eine „Drift" des „gelben Flusses", des Vaal, der bei Hopetown sich mit dem Oranje verbindet.

„Mit donnerndem Lärm polterten die schwerfälligen Wagen über die runden, abgeschliffenen Felsstücke, die im Flußbette liegen. Jedes andere Fuhrwerk als das afrikanische würde unfehlbar durch die furchtbaren Stöße in Trümmer zermalmt werden. Plötzlich wird ein Halt notwendig; die Ochsen müssen verschnaufen. Bald geht der „Foreloper" wieder vor, die 16 Ochsen ziehen an, ihre 64 Beine stampfen das Wasser zu Schaum, bei der bedeutenden Spannung knirscht laut die eiserne Kette, lärmend und wild durcheinander rufen die Kaffern die Namen der Zugochsen, um sie zu ermuntern: „trek Swartkopp, Kleefeld, Royemann; trek Engelmann!" — so heißen die faulsten Ochsen des Gespannes. Mächtig knallen die riesigen Peitschen, die schwere Wagenmaschine erreicht endlich, dank den Anstrengungen der keuchenden Tiere, wohlbehalten das andere Ufer."

Jetzt führen die Eisenbahnen vom Kap der guten Hoffnung und von Natal aus ohne Strapazen auch Vergnügungsreisende auf die Hochflächen, hinein nach Rhodesia, bis an die Viktoriafälle des Sambesi. Ja die Eisenbahn hat den Sambesi bereits auf einer großartigen, dreibogigen Eisenbrücke unterhalb der Fälle überschritten und Kalomo, die Hauptstadt des Barotselandes, erreicht. Sie wird weiter gebaut werden am Westufer des Tanganjika und den Anschluß an die Kongowasserstraße suchen, ferner nach der Endstation der britischen Ugandabahn hinzielen; das äußerste Ziel aber ist Chartum; dann wird ein Riesenwerk englischer Energie fertig sein: die Kap-Kairobahn.

---

*) Nach Eduard Mohr. Nach den Viktoriafällen des Sambesi. Leipzig 1876. T. von Held, Die Viktoriafälle. Daheim 1906, Nr. 21. Dr. E. Philippi, Reiseskizzen aus Südafrika II, Rhodesia, Geogr. Zeitschr. 1905. 10. Heft.

Von Kapstadt führt ein Luxuszug den Reisenden bis Buluwayo in Rhodesia. Die öden Steppen Transvaals werden von Parklandschaften abgelöst. Wellblechansiedlungen an der Bahn zeigen, daß hier junges Kolonialland ist. Vor der Stadt durchfährt die Eisenbahn ein Granitgebiet, ein Gewirr von rundlichen Kuppen mit darüber hingestreuten riesigen Steinbällen, als hätten Zyklopenhände hier Kurzweil getrieben. Im gelblichen Verwitterungsgrus wachsen starre Kandelabereuphorbien und rotblühende Aloëstauden. Das sind die Matoppoberge, in denen der Mann begraben liegt, nach dem des Matabele-Maschonaland seinen Namen Rhodesia trägt. In dem Gipfel einer rundlichen Granitkuppe, von der man einen weitreichenden Ausblick hat, ist die Gruft gemeißelt; auf einer Bronzeplatte stehen die Worte:

Here lie the remains
of
Cecil John Rhodes.

Buluwayo ist erst seit 1893 eine europäische Stadt; es war vordem die Hauptstadt des mächtigen Sulufürsten Lobengula, der mit seinen Matabele die Maschona unter eiserner Zuchtrute hielt. Buluwayo bedeutet „Mordplatz“ in der Sulusprache. Jetzt ist die Stadt eine weitläufig angelegte Kolonie von etwa 5000 Weißen, hat moderne Gasthäuser, Wellblechläden, Lehmhütten, schöne Gärten, breite staubige Straßen und Plätze. Der „Buschbaas“, der Löwe, haust aber noch in der Umgebung, besonders in der Nähe des großen Tafelberges im Nordosten, des Thabas Induna.

Überall im südlichen Rhodesien finden sich an schwer zugänglichen Plätzen Burgruinen, die in alter Zeit ein noch unbekanntes Volk zur Sicherung der Goldgewinnung im Lande erbaute. Die bekannteste Ruinenstätte dieser Art ist die von Simbabje bei Victoria. In der Nähe von Buluwayo liegen Rundbauten ähnlicher Art am Khamiflusse auf steiler Uferhöhe.

Durch lichten Akazien- und Mopanewald (Copaifera mopane, ein Laubholz mit derben elliptischen Blättern und blutrotem Kernholz), dann hinter dem Gwaiflusse durch Wiesengelände mit vereinzelten Palmengruppen, durch das Kohlenbecken von Wankies, dessen Schätze für den zukünftigen Goldbergbau sehr wichtig sind, fährt der Zug in 14 Stunden zur Station Viktoriafälle. Das Gebiet der Fälle ist ein Plateau von Basalt, von zahlreichen Flußläufen durchschnitten, und auch der Sambesi bildet hier einen tiefen Cañon. Während auf dem Plateau nur Akazien- und Mopanewald im gelbroten Sande gedeiht, wird die Pflanzenwelt in der Nähe der Fälle zum üppigen Urwald. Schon von weitem liegen über dem grünen Walde weißballige Wolken, schon von weitem hört man ein dumpfes Geräusch wie von fernrollenden Wagen — so verraten sich die Fälle von ferne, bis auf 30 km in der Runde. Livingstone, der sie zum ersten Male sah, erzählt, daß die Makololo, ein jetzt untergegangener Bantustamm, die Fälle: Mosi-oa-tunja, d. h. Rauch macht

Getöse, nannten. Der feine Sprühregen, in dem sich die von der stürzenden Flut herabgerissene und niedergepreßte Luft emporwirbelnd befreit, erzeugt einen ständigen Regenbogen über dem schäumenden „Altar der Wasser“ — er ernährt an dem schaurigen Schlund, in den sich die Wasser ergießen, den Urwald mit seinen hochstämmigen Laubbäumen, seinen Palmen, Lianen und Farnkräutern. Im Norden fließt der Strom verschlafen und ruhig zwischen Palmen-, Bambus- und Papyrusinseln, in der Trockenzeit in viele Arme aufgelöst — etwa $1^1/_2$ km breit. Da legt sich plötzlich eine 120 m tiefe Querschlucht vor seinen Lauf, die etwa 70—90 m breit ist. Tobend stürzt er hinab in vielen einzelnen Fällen, der bedeutendste ist der Teufelsfall — und erzwingt sich einen schmalen Ausgang aus der Querschlucht, über die die Eisenbrücke gespannt ist. In spitzigen Mäandern windet sich der Cañon weiter, die Wassermasse ist hier auf etwa 100 m zusammengedrängt, sie muß also sehr tief sein, aber noch nie hat der tosende Wirbel eine Messung der Tiefe zugelassen. Die breiten Viktoriafälle sind wahrscheinlich dadurch entstanden, daß der Sambesi sein Bett oberhalb der Schlucht, die er sich selbst gegraben hat, so verlegte, daß er nicht mehr in einem einzigen schmalen Fall am Anfang der Schlucht, sondern quer über die alte Seitenwand der „gorge“ hinunterstürzt, um drunten mit fliegender Schnelligkeit dahinzueilen, von langgezogenen Schaumbändern durchzogen. Der harte graubraune Basalt zwängt die Wassermassen zusammen — und doch wundert man sich, daß sie bei dem markerschütternden Donnern und Toben des Elements Widerstand leisten können.

Englischer Unternehmungsgeist hat bereits an den herrlichen Fällen, die über die grünbemoosten Wände ihre Wassersträhne herabsenden, einer Menge ungeheuerer weißer Straußenfedern ähnlich in ihrer krausen Schönheit, ein Hotel errichtet. Er wird nicht ruhen, bis die Kraft der Wasser wie am Niagara Turbinen treibt, die elektrische Kraft in Dynamos erzeugen; man schätzt die Kraft der Fälle auf 35 Millionen Pferdestärken. Hoffentlich zerstören die geplanten Anlagen nicht das einzigartige tropische Naturbild: inmitten eintöniger Buschsavannen die Farbensymphonie von hinreißender Schönheit, das düstere Graubraun der Basaltwände mit ihren leuchtendroten Aloëblüten, den glitzernden Schaum der zerstäubten Wassermassen, das satte Grün der Uferwälder unter dem stahlblauen sonnenglänzenden Tropenhimmel — die donnernden Gesänge der Wasser, die einen überwältigenden Hymnus singen von der Kraft und Schönheit der Gottesnatur.

XIII. Bilder von afrikanischen Inseln.

1. Auf den Pik von Tenerife. — 2. Madagaskar.

1. Auf den Pik von Tenerife.*)

Afrika ist ein verhältnismäßig inselarmer Erdteil. Doch hat die Nordwestküste vier selbständige Inselgruppen, die wegen ihrer Lage am alten Seeweg nach Ostindien, am heutigen nach Südafrika und auch Südamerika von Bedeutung sind als Kohlen- und teilweise auch als gegen Amerika vorgeschobene Posten als Kabelstationen: es sind die Azoren, die Madeiragruppe, die Kanaren und die Inseln des grünen Vorgebirges. Ihrer Entdeckungsgeschichte entsprechend gehören sie mit Ausnahme der Kanaren den Portugiesen.

Als Alexander von Humboldt im Juni 1799 auf seiner „Reise in die Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents" die schönste der Kanarischen Inseln, Tenerife, besuchte, schrieb er:

„Kein Aufenthalt scheint mir geeigneter, die Schwermut zu verscheuchen und einem schmerzhaft ergriffenen Gemüt seinen Frieden wiederzugeben, als der von Tenerife und Madeira. In dem südlichen Europa sind die Veränderungen der Witterung noch zu merklich, als daß es den nämlichen Vorteil darbieten könnte. Tenerife aber, gleichsam am Eingange der Tropen gelegen, nimmt, obgleich nur um einige Schiffstagereisen von Spanien entfernt, an den Schönheiten teil, welche die Natur in den Äquinoktialländern verschwendet hat. Die Vegetation entwickelt hier schon einige ihrer schönsten und großartigsten Formen, jene der Bananen und Palmen. Die Luft ist rein und gesund, im Sommer zufolge der Erhebung über den Meeresspiegel gemäßigt. Im Winter treten zwar Nebel und Kälte ein, aber die Luft behält eben infolge der Nachbarschaft des Meeres eine gewisse Milde, und in Laguna sah man es niemals schneien.

Unser Weg nach Orotava zur Westküste führte uns in das Tal von Tacoronte hinab, in jenes herrliche Land, von welchem die Reisenden aller Nationen mit so vieler Begeisterung gesprochen

*) Mit Benutzung von Humboldt-Bonplands Reise in den Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents in den Jahren 1799 bis 1804 und Aufsätzen von F. Örtel, Auf den Glücklichen Inseln, Dresdner Anzeiger 1903, Nr. 137, 141, 144, 151, 157 und Dr. K. Boeck, Zum Gipfel der Hölle, ebenda, 1905, Montagsnummern im Juli' August, September.

haben. Ich habe in der heißen Zone Gegenden gefunden, wo die Natur noch majestätischer und reicher in der Entwickelung organisierter Formen ist; aber, nachdem ich die Ufer des Orinoco, die Kordilleren von Peru und die schönen Täler von Mexiko durchwandert habe, bekenne ich, nirgends ein mannigfaltigeres, anziehenderes und in der Verteilung der Massen von Grün und Felsen harmonischeres Gemälde gesehen zu haben als hier auf der Insel Tenerife."

Die südliche Lage der Madeira- und Kanarengruppe in Verbindung mit ihrer Meerlage und der Nähe Europas ließ sie schon Humboldt wie prädestiniert erscheinen, dereinst, wenn die Verbindung zur See nicht mehr „einige Schiffstagereisen" erforderte, als Gesundungsstationen Europas eine Rolle zu spielen. Das ist heute erfüllt. Tausende von Lungenkranken, suchen diese Inseln auf, um in der warmen, feuchten, gleichmäßig milden Luft Genesung oder wenigstens Hemmung ihrer Leiden zu finden — die Deutschen bevorzugten Madeira, die Engländer Tenerife. Die gebirgige Vulkannatur der Inseln gestattet außerdem in jeder Höhenlage, die einer bestimmten Durchschnittstemperatur entspricht, für die verschiedenen Kranken Genesungsheime anzulegen; denn Madeira erreicht im Pico Ruivo 1850 m, Tenerife im Pico de Teyde gar 3760 m, Gipfel, die im Winter ihr Haupt mit Schnee einhüllen. Freilich erreicht ein trockener Ostwind aus der Sahara bisweilen die östlichen Gestade. Ein Reisender, der Anfang März auf Tenerife ankam, schildert einen solchen „Leste" mit folgenden Worten: „Schon vor Laguna, der Bergstadt von Santa Cruz de Tenerife, wehte uns ein Wind entgegen, der alles andere eher als ein südliches Mailüfterl war. Das war echter nordischer Märzenwind. Kurz hinter der Stadt wuchs er zu einem handfesten Sturme an, der in den uralten, prachtvollen Eukalypten an der Straße ein unheimliches Konzert anstimmte. Jeden Augenblick krachten oben in den Baumkronen, die von der Wucht des Sturmes auf und ab wogten, Äste herunter, für uns bedrohlich genug, und die Wedel der vereinzelt in den Feldern stehenden Palmen knatterten aneinander. Das Sonderbarste und Unheimlichste war aber der gelbe feinkörnige Sand, der uns in immer dichteren Massen umwirbelte. Und dabei hatte es in der Nacht vorher geregnet, so daß noch Pfützen auf der Straße standen! Ringsum Sand, den uns der heulende und pfeifende Sturm in Nase, Mund, Ohren und Augen trieb. Die Luft um uns gelb und so undurchsichtig, daß wir nicht 20 m weit sehen konnten. Die Sache war mir rätselhaft, bis mir die gelben Sanddünen vom Strande von Las Palmas auf Gran Canaria einfielen. Also Sandgrüße aus der Sahara! Und das auf einer Fahrt, die durch die schönste Tropenlandschaft ging." Die Kurorte liegen deshalb auf der W e s t seite der Insel im Lee dieses lästigen Kontinentalwindes — eine schöne Fahrstraße führt von Santa Cruz über Laguna, Tacoronte nach den beiden Orotavas, dem Hafen und der Oberstadt.

Diese Straße wird von Santa Cruz bis Laguna von einer elektrischen Straßenbahn benutzt. In Schlangenwindungen steigt sie ins Gebirge auf und bietet überall schöne Blicke über Berg und Tal und Stadt und Meer. Fußgänger, Reiter, Maultiertreiber und hochbeladene Karren beleben die „Carretera". Die vulkanische Natur der Insel tritt überall deutlich zutage, trotz des tropisch-üppigen Pflanzenwuchses. Schon im Hafen von Santa Cruz wird der Blick unwillkürlich auf die zerrissenen Lavaberge der Anaga gelenkt. „Es sieht aus, als hätten Giganten die Berge zerstampft, als hätten sie mit Riesenfingern in die Gipfel gegriffen und Blöcke herausgerissen. Bis dicht an diese Berge erstreckt sich die Stadt mit ihren hellen, zum Teil würfelförmigen Häusern, hin und wieder überragt von Barocktürmen und unterbrochen von grünen Inseln, aus denen allenthalben Palmen hervorragen." Nach Norden senkt sich das Anagagebirge zum Sattel von Laguna herab, und steigt dann an zum Cumbrewall, dem Hauptkamm der Insel. Im Westen guckt über diesen Zug das weiße Köpfchen der jüngsten Quelle aller vulkanischen Ergüsse dieser Insel, des Pico de Teyde, des „Gipfels der Hölle". 1798 noch warf er aus seinen Flanken Lava aus — und der Reisende wird trotz aller Pracht der lachenden Fluren von Tacoronte und Orotava das Gefühl des Mißtrauens nicht los, daß er auf unsicherem Boden wandelt.

Als Humboldt 1799 diese Insel besuchte, wurde der fruchtbare Boden von den Insulanern vornehmlich durch den Weinbau ausgenutzt. „Damals umspannen noch grüne Ranken knorriger Weinstöcke die düsteren Lavablöcke, die uns jetzt aus den Feldern unhold entgegenstarren im Bunde mit nicht minder feindselig dreinblickendem Nopalgestrüpp, das in Unmassen statt des durch die Reblaus entwerteten Weins angepflanzt wurde als Nährpflanze für andere Läuse, für Cochenille. Aber auch der reiche Erlös aus diesen Purpurspendern ist versiegt, seitdem es der allgewaltigen Schwarzkünstlerin Chemie gelungen ist, aus schmierigem Steinkohlenteer die ebenso leuchtenden Farbstoffe des Anilins und Alizarins hervorzulocken. Doch die ‚Kaktusgeister', die einst der Weinbauer als Retter in der Not ins Land rief, wird er nun nicht los, so verzweifelt er auch gegen die üppig wuchernden, stachlichten Büsche der Euphorbia canariensis u. a. ankämpft und dafür bescheidentlich Kartoffeln und Zwiebeln baut. Sie wurden nun Ausfuhrartikel an Stelle riesiger Fässer voll gedörrter Cochenilleläuse. Erst als in England eine Vorliebe für Tomaten und Bananen Platz griff, wurden auch diese mit Eifer und Erfolg angepflanzt und dorthin verhandelt. In neuester Zeit erst kehren die Islennos zu ihrer ersten Liebe, dem Weinbau, zurück; freilich kann dieser kaum je wieder den früheren Nutzen abwerfen, da die spanischen Winzer den Handel mit Südweinen an sich gerissen und die Preise heruntergebracht haben. Auch beharren unbegreiflicherweise die kanarischen Winzer bei der uralten Gewinnung des Rebensaftes durch Austrampeln mit den

Füßen; viele ‚veredeln' ihn dazu noch mit dem Destillat ihrer Kartoffeln, mit Fusel, um ihn zu „verlängern'."

In Orotava besucht jeder Reisende den riesigen Drachenbaum (Dracaena draco), der schon im 15. Jahrhundert als Grenzbaum genannt wird. Sein Umfang beträgt in der Nähe der Wurzeln 14 m; der Stamm teilt sich bald in eine Menge dicker Äste, die wiederum kandelaberartig auseinandergehen und mit den bekannten Blätterbüscheln enden, die von innen heraus immer weiter wachsen. So bildet der Baum einen flachgewölbten Schirm aus lauter Endbüscheln seiner Äste. Der botanische Garten, der viele Tropen- und Subtropenpflanzen enthält, ist jetzt sehr vernachlässigt, doch erfreut sich das Auge gern an der schweren Blütenpracht, dem dunkeln, satten Grün und dem fremden, bizarren Laub, freut sich der herrlichen Königspalmen mit ihren weißen Stämmen, des riesigen Gummibaums, in dessen Zweigen sich warme Frühlingsluft wiegt, wenn bei uns Schnee und Eis die Fluren deckt. Von Orotava aus besteigt man den Pik. Eine steile Gasse führt an den Cumbrehängen hinauf zur Kirche San Juan, der Weg geht zwischen Mauern hin, hinter denen üppige Bananengärten, Weinberge, Mais-, Weizen- und Bohnenfelder liegen, die mit dem in Sammelbecken gespeicherten Bergwasser künstlich bewässert werden. Die Wohnhäuser der kanarischen Bauern, in deren Blute wenig von den Ureinwohnern dieser Inseln, den von den spanischen Eroberern ausgetilgten Guanchen zu spüren ist, werden mit zunehmender Höhe immer dürftiger; geschichtete Steine sind die Wände, eine Türöffnung vertritt zugleich das Fenster; weiter oben stehen schließlich nur noch Strohhütten. Der „Monte verde" liegt ganz in der Region der baumartigen Heiden, die etwa so hoch sind wie bei uns das Unterholz; weiße und violette Blütenrispen zieren diesen Busch, in dem ab und zu ein düsterer Lorbeerbaum steht, auch Wacholder und Kiefer. Braune verwilderte Ziegen bevölkern diesen Erikawald. Eigentümlich klirrt der Fuß der Reittiere in dem Steingeröll; die Luft wird kälter und stählerner wie im Hochgebirge.

Da gelangen wir auf eine Hochebene, die mit grauem und gelbem Gestein bedeckt ist, zwischen dem die ballenförmigen Klumpen der Retama, des kanarischen Riesenginsters, wuchern. Er begleitet uns mit seinen weißen Blüten bis zu einer Höhe von 2800 m. Humboldt nennt ihn botanisch Spartocytisus nubigenus. Hier oben steht man gewöhnlich über der Wolkenschicht, die der Passat um die Flanken des mächtigen Vulkans legt. Von dem ganzen Archipel ragen nur die höchsten Spitzen aus dem Wolkenmeer, das glatt, weiß, im Sonnenschein strahlend daliegt wie ein unabsehbares Feld voll weißer Federn und Flocken. Weiß und rein glänzt auch die Kuppe des Pik dem Bergsteiger entgegen.

Nun geht's über gelblichweißen Bimsstein und zwischen großen schwarzen Lavablöcken aufwärts — das weiße Dampfwölkchen des Kraters lockt empor. Die kugeligen Obsidianbomben erzählen von

den Ausbrüchen von 1558, 1646, 1677, 1704, 1706, 1730, 1798. An der Grenze der Retama wird beim Feuer im Schutze einiger großer Auswürflinge übernachtet. Das Mondlicht erscheint in dieser Höhe fast blendend weiß — gespenstisch schwarz sind alle Schatten der sonderbar geformten Lavablöcke, gespenstisch liegt der Bergschatten wie ein großes Dreieck auf dem Wolkenmeer. Seit 50 Jahren bietet ein Haus in 3270 m den Besteigern Unterschlupf, das von dem Astronomen Piazzi 1856 errichtet wurde, der hier oben in der reinen Luft seinen Studien oblag. Es liegt auf einer kleinen Ebene, der Alta Vista, dem hohen Blick, bis zu der die Maultiere der Reisenden und auch der Nevēros gelangen, d. s. die einheimischen Schneesucher, die zur Kühlung der Getränke hier oben das Gipfeleis holen ähnlich wie am Ätna. Über der Alta Vista beginnt das Malpays, das Lavabruchfeld des Pik, in Wahrheit ein schlechtes, von aller Dammerde freies Land, in dem der Fuß schwer Halt findet beim nächtlichen Anstieg. Denn die letzte Kuppe, den Piton oder Pan de Azukar, den Zuckerhut, erklimmt man gern frühzeitig, um das Schauspiel des Sonnenaufgangs auf diesem Hochgipfel im schwarzblauen Ozean zu haben. Hören wir erst Humboldt, den scharfen Beobachter, der mit wissenschaftlichem Interesse den Rundblick vom Pik schildert — um dann von einem anderen Besteiger, Dr. Kurt Boeck, zu vernehmen, wie er die Schönheit dieses Erdenflecks genossen hat. Humboldt schreibt:

„Wir beobachteten jetzt, während der Dämmerung, eine auf hohen Bergen ziemlich allgemeine Erscheinung, die uns aber auf diesem Vulkan doch auffallend war. Eine Lage von weißen und flockigen Wolken entzog uns den Anblick des Ozeans und der niederen Gegenden der Insel. Die Lage schien nur 1552 m hoch zu sein; die Wolken waren so gleichförmig verbreitet und hielten sich so genau in einer wagerechten Ebene, daß sie aussahen wie eine ungeheuere mit Schnee bedeckte Fläche. Die großartige Pyramide des Pik, die vulkanischen Spitzen von Lanzarote, Fuerteventura und Palma erhoben sich wie Klippen aus der Mitte dieses ungeheueren Dunstmeeres; ihre schwärzliche Färbung bildete zur Weiße der Wolken den auffallendsten Gegensatz.

Während wir uns durch die zerbrochenen Laven des Malpays durcharbeiteten, wobei wir uns oft mit den Händen helfen mußten, bemerkten wir eine sonderbare Lichterscheinung. Wir glaubten nach Osten zu kleine, in die Luft geworfene Raketen zu sehen. Leuchtende Punkte erhoben sich über den Horizont und schienen sich anfangs senkrecht zu bewegen; aber allmählich verwandelte sich ihre Bewegung in eine wahre horizontale Schwingung (Oszillation), welche acht Minuten lang dauerte. Wir dachten schon, daß diese leuchtenden Punkte, welche an verschiedenen Orten hin und her flogen, der Anfang eines neuen vulkanischen Ausbruchs seien, und unsere Reisegefährten, selbst unsere Wegweiser, wurden von dieser Erscheinung in nicht geringes Erstaunen gesetzt. Doch die Täuschung

hörte bald auf, als wir sahen, daß die leuchtenden Punkte Bilder mehrerer Sterne waren, welche durch die Dünste vergrößert wurden.

Endlich stieg die Sonne aus den Fluten empor, aus denen sie sich nur ungern loszumachen schien; denn der untere Rand verweilte länger am Horizont, als wir vermuteten. Die Sonnenscheibe, sehr abgeplattet, erschien rein begrenzt: es gab während des Aufganges kein doppeltes Bild oder eine Verlängerung des unteren Randes.

Der Weg, den man quer über das Malpays zu nehmen genötigt ist, strengt sehr an; er geht steil aufwärts, und die Blöcke von Lava weichen unter den Füßen des Wanderers. Diese Lavatrümmer haben scharfe Kanten, und es finden sich oft Löcher zwischen ihnen, in die man bis zur Hälfte des Körpers hineinfällt. Nach drei Stunden kamen wir an dem Ende des Malpays auf einer kleinen Ebene an, welche man La Rambletta nennt; in der Mitte derselben erhebt sich der Piton oder Zuckerhut noch 154 m höher. Am Fuße des Kegels fanden wir die Luftlöcher, welche die Eingeborenen unter dem Namen Nasenlöcher (Narices del Pico) bezeichnen. Wässerige und heiße Dünste dringen von Zeit zu Zeit aus mehreren Spalten, welche sich in dem Erdreich befinden, hervor; das Thermometer stieg hier auf 43°. Die Dünste haben keinen Geruch und scheinen reines Wasser zu sein.

Der schroffste Teil des Berges blieb uns noch zu besteigen übrig, der kegelförmige Gipfel des Vulkans. Der Abhang dieses kleinen Kegels, mit vulkanischen Aschen und Bruchstücken von Bimsstein bedeckt, ist so steil, daß es fast unmöglich wäre, die Spitze zu erreichen, wenn man nicht einem alten Lavastrome folgte, welcher aus dem Krater geflossen zu sein scheint, und dessen Trümmer den Verwüstungen der Zeit widerstanden. Diese Trümmer bilden eine Mauer von verschlackten Felsen, welche sich mitten durch die beweglichen Aschen erstreckt. Wir bestiegen den Piton, indem wir uns an die Schlacken hielten, deren Kanten sehr scharf sind und die uns oft in der Hand zerbröckelten. Wir brauchten nahezu eine halbe Stunde, um einen Hügel zu ersteigen, dessen senkrechte Höhe noch nicht 175 m beträgt. Der Vesuv, welcher dreimal niedriger ist als der Vulkan von Tenerife, endigt in einem dreimal höheren Aschenkegel, aber sein Abhang ist viel sanfter und zugänglicher. Der Pik ist einer von den unzugänglichsten Vulkanen. Wenn der Piton mit Schnee bedeckt ist, wie zu Anfang des Winters, ist es fast unmöglich, ihn zu erklimmen.

Als wir auf der Spitze des Piton ankamen, waren wir erstaunt, daselbst kaum so viel Platz zu finden, um bequem sitzen zu können. Wir wurden durch eine kleine kreisförmige Mauer von porphyrartiger Lava, deren Hauptmasse Pechstein war, aufgehalten. Diese Mauer entzog uns den Anblick des Kraters. Der Westwind*) wehte

*) d. i. der Gegenpassat.

mit solcher Heftigkeit, daß wir Mühe hatten, uns auf den Beinen zu erhalten. Es war 8 Uhr morgens, und wir waren erstarrt vor Kälte, obwohl sich das Thermometer ein wenig über dem Gefrierpunkte erhielt. Seit langer Zeit waren wir an eine sehr hohe Temperatur gewöhnt, und der trockene Wind vermehrte die Empfindung der Kälte, weil er jeden Augenblick die warme Luftschicht wegführte, welche sich durch die Hautausdünstung um uns bildete.

Wir würden wegen des schon erwähnten felsigen Kammes, welcher den Krater wie eine Brustwehr umgibt, gar nicht zum Schlunde gelangt sein, wenn sich nicht auf der westlichen Seite eine Öffnung fände, welche durch den Erguß sehr alter Lava hervorgebracht zu sein scheint. Durch diese Öffnung stiegen wir auf den Boden des Trichters hinab, dessen Figur elliptisch ist; die größte Breite schien uns 150 m, die kleinste 50 m zu sein. Die Wärme war nur an einigen Spalten bemerkbar, aus denen sich Wasserdämpfe mit einem eigenen Brausen entwickelten. Als wir das Thermometer hineinhielten, stieg das Quecksilber schnell fast bis an den Siedepunkt. Wir überzeugten uns, daß die Tiefe des Kraters seit langer Zeit unverändert geblieben war, wie es bei solchen Vulkanen der Fall ist, die nach der Seite zu ihre Eruptionen haben. Bei einem Vulkan, dessen Tätigkeit vorzugsweise gegen die Spitze gerichtet ist, verändert sich die Tiefe des Kraters vor und nach jedem Ausbruch.

Als wir wieder auf den äußeren Rand des Kraters zurückgeklettert waren, richteten wir unseren Blick nach Nordwest, wo die Küsten mit Dörfern und Weilern geziert sind. Zu unseren Füßen gaben Haufen von Dünsten, die beständig von den Winden getrieben wurden, das mannigfaltigste Schauspiel. Die schichtförmige Passatwolke, welche uns von den niederen Gegenden der Insel trennte, war an mehreren Stellen durch kleine Luftströme unterbrochen worden, welche die von der Sonne erhitzte Erde uns zuschickte. Der Hafen von Orotava, die darin vor Anker liegenden Schiffe, die Gärten und Weinberge, mit denen die Stadt umringt ist, wurden durch eine Öffnung sichtbar, welche mit jedem Augenblick größer zu werden schien. Von der Höhe dieser einsamen Gegenden berührten unsere Blicke eine bewohnte Welt; wir genossen den auffallendsten Gegensatz, den die entblößten Seiten des Pik, seine steilen, mit Schlacken bedeckten Abhänge, seine aller Vegetation beraubten Ebenen mit dem lachenden Anblick bebauter Gegenden darstellen; wir sahen die Pflanzen nach Zonen (Gürteln) geordnet, je nachdem die Wärme der Atmosphäre mit der Höhe der Lage abnimmt.

Die scheinbare Nähe, in welcher man von dem Gipfel des Pik die Dörfer, die Weinberge und die Gärten der Küste sieht, wird durch die außerordentliche Durchsichtigkeit der Luft vermehrt. Trotz der großen Entfernung unterschieden wir nicht nur die Häuser, das Segelwerk der Schiffe und die Stämme der Bäume, wir sahen auch in sehr lebhaften Farben die reiche Vegetation der Ebenen prangen.

Diese Durchsichtigkeit kann als eine der Hauptursachen der Schönheit des Landes unter der heißen Zone betrachtet werden; sie hebt den Glanz der Farben der Pflanzen und trägt zu der magischen Wirkung ihrer Harmonien und Gegensätze bei. Wenn eine große Masse von Licht, welche um die Gegenstände schwebt, während eines Teiles des Tages die äußeren Sinne ermüdet, so wird der Bewohner mittägiger Klimate durch moralische Genüsse entschädigt. Eine helle Klarheit in den Begriffen, eine innere Heiterkeit entspricht der Durchsichtigkeit der umgebenden Luft. Man empfindet diese Eindrücke, ohne nötig zu haben, die Grenzen Europas zu verlassen; ich berufe mich auf die Reisenden, welche die durch die Wunder der Einbildungskraft und Künste berühmten Länder, die glücklichen Klimate von Griechenland und Italien, besucht haben.

Wir wünschten, uns des Anblickes des ganzen Archipels der „glücklichen Inseln“ erfreuen zu können und verlängerten deshalb unseren Aufenthalt auf dem Gipfel des Pik; aber vergebens. Wir entdeckten zu unseren Füßen Palma, Gomera und Groß-Kanaria. Die Berge von Lanzarote, die beim Aufgang der Sonne von Dünsten befreit waren, wurden bald in dunkle Wolken gehüllt. Bei durchaus heiterer Zeit umfaßt das Auge von der Spitze des Vulkans ein Stück Oberfläche der Erde von 150000 qkm, dem vierten Teil der Oberfläche Spaniens gleich.

Man könnte sagen, der Vulkan erdrückt mit seiner Masse die kleine Insel, welche ihm zur Grundlage dient; er schwingt sich aus dem Schoß der Gewässer zu einer Höhe, die dreimal größer ist als die, in welcher im Sommer die Wolken schweben. Wenn sein Krater, welcher seit Jahrhunderten halb erloschen ist, Feuerbüschel ausströmte, wie der Stromboli der Äolischen Inseln, so würde der Pik von Tenerife, einem Leuchtturm ähnlich, dem Schiffer in einem Umfange von mehr als 1950 km zur Richtung dienen.“

Dr. Boeck, der im März schon eine Pikbesteigung ausführte, wo noch reichlich Schnee lag, ward für die Anstrengung der Besteigung durch ein wolkenfreies Rundbild auf dem Zuckerhut belohnt, das er in begeisterten Worten schildert: „Es war eine Offenbarung der Natur, ja sogar ein Weltwunder, das diese bevorzugte Stelle nur nach einer klaren Winternacht bietet, aber niemals im dunstreichen Sommer! Wie sich die geisterhaft vom Mond durchstrahlte Nacht allgemach in Dämmerung und aus dieser durch ein kaleidoskopisches Farbenspiel zur Tageshelle wandelte; wie der Kegel des grünlichen Tierkreislichtes zuerst der Morgenröte und dann dem mit majestätischer Langsamkeit aus dem Ozean tauchenden Sonnenball wich, und wie über alle Erwartung hoch der Meereshorizont auf allen Seiten mauergleich um mich herumstand, so daß ich mir vorkam, als schwebte ich in einem Luftballon inmitten eines unermeßlich weiten Trichters über einer Mondlandschaft, da hörte mein Herz vor Staunen und Bewunderung fast auf zu schlagen. Und als sich dann von der zarten Horizontlinie in dem unendlichen Ozean

leise die Umrisse der anderen „glücklichen Inseln“ lösten und beim Höhersteigen der Sonne der scharf begrenzte, dreieckige Schatten des Piks immer weiter und weiter über das dunkelblaue Meer hinauswuchs, um schließlich bis zur fernen Insel Gomera hinüberzureichen; als ich gewahr wurde, daß auch nicht das kleinste Wölkchen zwischen mir und der wie eine Landkarte unten ausgebreiteten, wunderbaren Insel schwamm, konnte ich mich vor Frohlocken kaum von dem für mein Auge wohl nie wiederkehrenden Anblick trennen, obwohl der teigige, mit Schwefelsäure durchsetzte Boden Stiefel und Kleider zerfraß und aus zahlreichen Rissen und Spalten lästige, heiße Dämpfe aufstiegen, während Ohren und Nasen fast erfroren. Während ich so in einem Schönheitsrausche schwelgte, schliefen meine ‚Arrieros‘, in ihre dicken, weißen Mantas gehüllt abseits des ärgsten Dampfes neben ein paar funkelnden Drusen herrlicher Schwefeloktaeder den Schlaf der Gerechten auf dem ‚Gipfel der Hölle‘“.

2. Madagaskar.*)

Ähnlich wie vor Nordwestafrika im Atlantischen liegen auch vor Südostafrika im Indischen Ozean einige bedeutsame, selbständige Inseln, vom Festland getrennt durch die über 3000 m tiefe Rinne von Mosambique. Es sind das, von kleinen Inseln abgesehen, einmal die Gruppe der Comoren, die fast 600000 qkm große Insel Madagaskar, die Gruppe der Maskarenen mit Réunion und Mauritius und der Amiranten- und Seychellenarchipel. Diese Inseln weisen ihrer Natur nach mehr nach Indien hinüber als nach Afrika; politisch gehören sie ebenfalls wie Indien teils zu England teils zu Frankreich, nur daß hier das Besitzverhältnis umgekehrt ist wie dort; denn der größte Teil ist französisch.

Die große Insel Madagaskar ist ein Restland eines alten Festlandes. Im Osten liegt ein langes Hochland aus Urgestein, mit Graniten und tertiären vulkanischen Gesteinen übergossen. Diese bilden auf dem Hochlande schöne Quellkuppenlandschaften. Im Ankáratrazuge erreicht dieses alte Gebirgsland eine Höhe von 2600 m. Rings um dies Alt-Madagaskar legt sich ein im Westen und Süden sehr breiter Gürtel eines flachwelligen jüngeren Landes; Jura- und Kreideschichten sind nachgewiesen, darüber Tertiärablagerungen mit ganz eigenartigen Tierresten, z. B. eines ausgestorbenen Flußpferdes, einer Riesenschildkröte, die jetzt nur noch auf den nördlich von Madagaskar gelegenen Aldabra-Inseln gefunden worden ist, ferner eines straußartigen Riesenvogels, des Aepyornis maximus. Ein Urwaldgürtel scheidet das innere Hochland heutzutage von dem niedrigeren Küstenland, nur im Osten ist er durch ein Längstal

*) Quellen: Prof. Dr. R. Hartmann, Madagaskar. Prag 1886 (F. Tempsky) und James Sibree, Madagaskar, Leipzig 1881 (F. A. Brockhaus).

zerrissen und verdoppelt. Dieser Gürtel ist die Heimat einer ganz eigentümlichen Tierwelt und Pflanzenwelt. Eigenartig bleibt auch der Gegensatz zwischen der felsigen Nordwestküste, die fast fjordartig zerschlissen erscheint, und der von der Strömung glattgeschliffenen langen Südostküste mit ihren Nehrungen und Lagunen.

Die Pflanzenwelt Madagaskars gibt an Üppigkeit den gleichgelegenen Ländern der heißen Zone nichts nach, hat aber viele eigentümliche Züge. Die Stranddünen bedecken dichte Gehege von Winden und Fettpflanzen (Mesembryanthemum). Der Strand, sofern er unter dem Einfluß von Ebbe und Flut steht, zeigt wuchernde Mangrovewälder, in deren zur Flutzeit schwimmenden, zur Ebbezeit frei über dem Boden stehenden Wurzeln riesige Krabben wühlen, während Muscheln sich an die Stämme und Blätter klammern. Jeder Eindruck, den der Fuß in diesen Boden macht, läßt Modergeruch hervorströmen, und nur das Rauschen des Ozeans und das Gekrächze der Sumpfvögel unterbricht die Stille dieser Strandregion. Der Urwaldgürtel ist am schönsten an der Ostküste entwickelt, die die Regenwolken des Südostpassats zur Entladung bringt. Eine Fülle herrlicher bachdurchrauschter Felsschluchten mit Wasserfällen bildet im Verein mit der grünen Urwaldpracht herrliche tropische Gebirgslandschaften: Pandanus, Keulenholzbaum, Bambus, Sago-, selten Kokospalmen, besonders die Fächerbanane, Ravenala madagascariensis, der sogenannte „Baum des Reisenden", mit ihrem Riesenfächer zweizeilig gestellter Blätter sind die Zierden dieses Baumwaldes, den der Botaniker Hildebrandt in folgenden Worten feiert: „Gegen das satte Blattgrün der schweren immergrünen Laubmasse heben sich in scharfem Gegensatz die freudig bunten Zinken der eben ausgeschlagenen Baumspitzen ab. Hier wölbt sich eine riesige schneeweiß- oder rosablumige Schirmkrone, gleichsam eine einzige Blüte; dort spannen sich Ranken feuerroter Lianen von Wipfel zu Wipfel. Andere Schlingpflanzen umwinden wie zartgewobene Vorhänge in Goldgelb, Weiß und Lila die Säulenstämme des Waldrandes. Am wildrauschenden Gebirgsbach erhebt sich, 10 m hoch, aus vielerlei niedrigen Farngestalten der Baumfarn, gleichsam eine Märchenkönigin unter den Pflanzen, das Zartweibliche mit der Majestät vereinend. Daneben wuchern Fiederpalmengebüsche und stachelblättrige, kandelaberästige Pandanusbäume, sowie die prächtigen Blattbüschel mehrerer Cordylinen, welche den Eingeborenen heilig sind. In solchen Schluchten entwickeln sich auch die baumwuchernden Orchideen am üppigsten, der Riese unter ihnen ist Angraecum sesquipedale." Erinnert diese Urwaldpracht an die Pflanzenfülle der Sundainseln, so weisen andere Gebiete mit dem benachbarten Südafrika Verwandtschaft auf, besonders die Heidestrecken an der trockenen Südwestküste, denen die in Scharen auftretenden Heidekräuter und Kompositen mit reichem Blütenflor in Gelb und Rosenrot ihr charakteristisches Gepräge verleihen. Sobald die regelmäßigen Regen des Nordostmonsuns den Boden tränken,

entsprießen der versengten Erde weiße Pulsatillen, gelbe Kompositen, blaue Lobelien, rosenfarbene Vinkas, lilafarbene Erdorchideen, weiße Amaryllis und in überraschender Menge Adlerfarne. Veilchen und Vergißmeinnicht sind unter Bärlappe gemischt, und später erscheinen die Steppengräser, von Winden und Schlingfarn durchwoben. Ein vermittelndes Glied zwischen den Formen des Urwaldes und der Steppe stellt der Busch dar, besonders aus Lorbeer, Myrte und Kompositen bestehend, in deren Schatten Lippenblütler und Rubiaceen wuchern. Die ausgedehnten Hochflächen des Inneren sind bis auf die Schluchten und Mulden nur wenig bewaldet. Aber die Hügel, auf denen viele der alten Städte stehen, sind meist mit herrlichen Baumgruppen gekrönt, die zwischen den roten Tonhügeln und den kahlen Granitbergen auffallen. Es sind wie bei Ambóhimánga, der alten Hauptstadt Madagaskars, meist ulmenähnliche Feigenbäume, die im Südwinter ihre Blätter abwerfen, oder die knorrigen, eichenähnlichen Amóntána, eine Siphonienart von großer Lebenskraft. Sumpfige Hochmoore sind zahlreich auf den Hochsteppen; ein dunkelrotes Gras verleiht ihnen oft einen ganz eigentümlichen Ausdruck.

Noch sonderbarer ist die Tierwelt der Insel.

Ihren Wäldern und Savannen fehlen alle größeren Katzen, die Löwen und Leoparden Afrikas, ebenso auch die Dickhäuter, von denen nur ein Flußschwein vorhanden ist, nach dem die Eingeborenen die ganze Insel gelegentlich Nóssi-ndámbo = Wildschweininsel nennen; es fehlen auch die Zebras, Antilopen, Giraffen der afrikanischen Savanne — und in den Bäumen klettern keine Affen. Ihre Stelle vertreten die Lemuren oder Halbaffen; der laute Schrei dieser nächtlichen Baum- oder Felsentiere tönt klagend und widerhallend durch die Urwälder Madagaskars, das ihr Hauptquartier ist; denn Indien und die Sundainseln beherbergen nur einzelne Arten; merkwürdigerweise auch das entlegene Guinea. Besonders merkwürdig ist das Aye-Aye, das Fingertier (Chiromys madagascariensis), das mit seinen meißelförmigen Zähnen Baumrinden zerbeißt, um zum Mark oder zu Insektenlarven zu gelangen, die es dann mit seinen überaus langen Fingern herausklaubt. Da man diese seltsame Tiergattung fossil auch im unteren Tertiär Frankreichs und der westlichen Vereinigten Staaten nachgewiesen hat, zeigt sich hier eine eigentümliche Erhaltungsweise einer sonst fast überall im Kampfe ums Dasein untergegangenen Tiergruppe auf der raubtierarmen Insel. Die Madagassen zähmen sich diese hübschen Tiere und richten sie sich zum Zeitvertreib ab. Weit verbreitet war auch in der Tertiärzeit die Gattung der Zibethkatzen, von denen auf den Comoren und auf Madagaskar auch mehrere Arten erhalten sind; darunter wiederum nur hier die merkwürdige Fossa (Cryptoprocta ferox). Eigentümlich sind ferner der Insel 10 Arten des Madagaskarigels (Centetidae). Ungeheuer zahlreich sind die Ratten auf der Insel, so daß sie eine Landplage bilden. 33 Vogelgattungen finden sich nur hier — und

gerade die Vogelwelt weist mehr Verwandtschaft mit der indomalayischen als der afrikanischen auf; viele afrikanische Arten fehlen hier ganz. Ein ähnliches Verhältnis zeigen auch die Eidechsen, Chamäleons, Laubfrösche. Sehr zahlreich sind von den Reptilien die Krokodile, die an den Flüssen zur Plage werden wie auf dem Lande die Ratten. Prächtig sind die Schmetterlinge und Käfer der Insel entwickelt, Heuschrecken dienen als Volksnahrung. Die Küstenebenen leiden unter den Moskitos wie alle Tropentiefebenen. Im allgemeinen zeigt also die Tierwelt Madagaskars einen altertümlichen Charakter, sie beweist, daß wir hier ein Restland eines größeren Tertiärkontinents vor uns haben, zu dem wahrscheinlich auch Vorder- und Inselindien gehörten. Die Korallenriffe, die an der madagassischen Küste und an den umliegenden Inseln auftreten, ebenso wie am Tschagosarchipel, in der Palkstraße usw. zeigen an, daß wir auf bewegtem, teils sinkendem, teils steigendem Lande stehen.

Eine unsichere Stellung nimmt auch die Menschenwelt in ihrer Rassenzugehörigkeit ein. Der herrschende Stamm der gelbbraunen Howa oder Owa gehört sicher zu den Malayen, während die an der Westküste wohnenden Stämme der Sákaláwa mehr Bantuart zeigen. Der Name Madagaskar weist in seiner Vorsilbe auf südafrikanischen Ursprung, wo ähnlich gebildete Namen häufig sind, z. B. Makololo, Matabele, Marutse usw. Aber die Sprache aller Madagassen, das Malagássi, gehört zum malayischen Sprachenstamm und ist dem Tobadialekt der Batak auf Sumatra nächstverwandt. Wie schon aus den Ortsnamen hörbar, hat es einen sanften, musikalischen Klang. Es fehlen ihm alle harten Kehllaute, es ist reich an Vokalen und Liquiden: es ist das Italienisch der Südhemisphäre. Auch die Hautfarbe der Howa erinnert oft an Südeuropäer.

Der schlanke, ebenmäßige Bau der Männer, die meist gerade, selten eingedrückte Nase, die zwar fleischigen, aber nicht wulstigen Lippen unterscheiden sie wesentlich vom Negertypus. Die nationale Tracht besteht in einem um die Lenden gewundenen Zeugschurz, worüber ein langer Überwurf (die Lamba) aus Baumwolle, Seide oder Raphiafasern getragen wird, dessen Falten sehr geschmackvoll geordnet sind. Die Offiziere tragen eine seidene Lamba, welche bei denen von Adel rot, bei den übrigen weiß oder buntstreifig ist. Die Frauen tragen unmittelbar auf dem Körper ein sackartiges, an den Hüften festgeknotetes Unterkleid (Saimbo), während als Oberkleid eine Ärmeljacke oder ein den Missionshemden der Südsee-Insulanerinnen ähnliches, weites Kattunkleid dient, das sich vom Hals bis zu den Knöcheln erstreckt. Auch sie bedienen sich der Lamba. Das Ordnen des Haares erfordert bei den Frauen viel Kunstfertigkeit, um alle die Flechten, Zöpfchen, Rosettchen und Schnecken herzustellen. Ein Hut aus Stroh oder ein ausgedienter europäischer Amazonenhut, Sonnen- und Regenschirm gehören zum unentbehrlichen Bedarf der Howa. Der breite Strom europäischer Zivilisation, der freilich auf seinen Wellenkämmen viel Abschaum

führt, hat in den höheren Ständen die Nationaltracht verdrängt. Die nationalen Waffen — Schild, Lanze, Pfeil, Bogen — haben dem europäischen Feuergewehr Platz gemacht.

Die Wohnungen zeigen meist rechteckigen Grundriß; die Giebel liegen im Norden und Süden, Fenster und Türen an der den Monsunregen weniger ausgesetzten Westseite. Die Wände aus durchknetetem Lehm oder Ton, das steile Dach aus Binsen oder Heu, welch letzteres durch Bambuslatten befestigt wird, machen den Eindruck einer gewissen Dauerhaftigkeit. In feuchten Gegenden sind Pfahlbauten häufig. Das Stubengerät besteht aus einigen Wasserkrügen, hölzernen Mörsern, flachen Holzschüsseln, Kochtöpfen, geflochtenen Matten, nett gearbeiteten Körben. Auf einem Eckbrettchen gewahren wir auch hier und da europäische Waren, Geschirr aus Porzellan, Glasflaschen usw. In der Nähe der Westwand ist eine viereckige Stelle des Bodens als Herd ummauert. Die Töpfe ruhen auf Steinen, der Rauch muß sich durch Türe, Fenster und Dachritzen einen Ausweg suchen. Eine mit Matten belegte Estrade stellt die Bettstatt dar, während feinere Matten die Wände, gröbere den Fußboden bekleiden. Eine Howahütte ist in der Regel durch Palisadenzaun oder Mauer eingefriedigt und schließt den Viehpferch mit ein, einen von Kuhdünger usw. strotzenden, übelriechenden Ort. Die Hauptstadt Antanánarivo, d. h. das Volk der Tausende, trägt nicht mehr den Charakter einer Howastadt. Die steildachigen Holzhäuser mit den Hörnern, d. s. die gekreuzten Giebelbalken, die je nach dem Range des Inwohners höher aufragten, sind durch Luftziegelhäuser in englischem Geschmack ersetzt worden, die das Eigenartige der alten Stadt vernichtet haben, so gesund sie auch sein mögen. Die Häuser schauten alle mit dem Giebel nach Norden, so daß man die Zeit nach dem Stande der Sonne zum Hause bezeichnete, z. B. 2 Uhr nachmittags erreichte der Sonnenschein durch die Westtür den Reismörser — danach hieß die Stunde „die Stelle, wo der Reis gestoßen wird".

Die Hauptnahrung der Madagassen bildet der Reis. Überall in den Flußtälern sieht man die Reisfelder, die man vor der Bestellung unter Wasser setzt und von Rinderhufen durchkneten läßt. Die Frucht wird im Mörser enthülst und gekocht. Auch einheimische Gemüse, Bataten, Maniok, Bohnen, Melonen, Papayen, Orangen, Pfirsiche, Weintrauben, Bananen gehören zu den landesüblichen Gerichten und sind Gegenstände des Land- bzw. des Gartenbaues, während Rinder der Zeburasse, die man früher auch zu Stiergefechten benutzte, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Truthühner, Gänse, Enten, Tauben die Fleischspeisen liefern. Beim Essen bedient man sich hölzerner Löffel oder an deren Stelle zusammengebogener Wakoablätter, führt wohl auch die Speisen direkt mit dem Finger zum Munde. Bei Hofe wie auch in den Adelskreisen ist europäisches Tafelgeschirr in Gebrauch, der Speisezettel weist europäische Gerichte auf, man setzt Weine und Liköre vor, ja sogar das Aus-

bringen von Gesundheiten und Musik finden sich unter den Tafelfreuden.

Die Howa sind nicht ohne technisches Geschick und daher in manchen Industriezweigen nicht unbedeutend, die einheimische und echte Seidenraupe liefern ihnen den Rohstoff, aus dem sie mit liegenden Webstühlen Seidenzeuge herstellen; ferner finden wir bei ihnen Baumwollengewebe, auch solche aus den Blättern der Raphiapalme und selbst noch geklopftes Rindenzeug. Ihrer geschickten Hand verdanken sie einen gewissen Ruf in der Verfertigung und Färbung der Matten aus Gräsern, dem Bast des Papyrus und Binsen; ebenso wegen ihrer Filigranarbeiten in Gold und Silber und ihrer Bambusschnitzereien.

Der Handel Madagaskars entwickelt sich besonders an der Ostküste, in dem Hafen der Hauptstadt: Tamatave. Die Ausfuhr umfaßt vorwiegend Rinder, Reis und Mais nach Mauritius, Réunion und den Seychellen, dazu auch Häute, Talg, Wachs, Schweine, Schmalz, gesalzenes Fleisch, Kaffee, Vanille, viele Matten und Säcke aus den Blättern der Schraubenpalme, des Pandanus; nach Europa besonders Kautschuk; während die wichtigsten Einfuhrgegenstände Baumwollengewebe, fertige Kleidungsstücke, Schirme, Wäsche, Porzellan- und Glaswaren, Wein, Rum, Liköre, Petroleum und Eisengeräte sind. Die französische Regierung, die seit 1895 die Insel durch einen Generalgouverneur verwaltet, hat schon viel getan, gute Straßen nach den Häfen anzulegen, nach Tamatave führt von der Hauptstadt auch eine Telegraphenlinie. Gebahnte Straßen werden mit Hilfe der Tragsessel zurückgelegt, welche von 8—12 Leuten, die sich in schnellster Gangart fortwährend ablösen, täglich bis 60 km weit getragen werden. Das landesübliche Großgeld ist das französische Fünffrankenstück, welches in vier und mehr Teile, deren Wert nach dem Gewicht bestimmt wird, zerlegt wird.

Das Christentum hat durch die Mission unter den Howas rasch Anhänger gefunden. Als Frankreich auf Madagaskar Fuß faßte, brach sogar ein Religionskrieg zwischen protestantischen und katholischen Howachristen aus. Aber der Generalgouverneur machte diesem Streite dadurch ein Ende, daß er öffentlichen Unterricht einführte und bestimmte, daß den Eltern volle Freiheit in bezug auf die Erziehung der Kinder gelassen werde.

Empfehlenswerte Geschenkbücher

aus dem Verlag von

Friedrich Brandstetter in Leipzig.

Im Verlage von **Friedrich Brandstetter** in **Leipzig** ist erschienen:

Geographische Kulturkunde.

Eine Darstellung der Beziehungen zwischen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiseberichten zur Belebung des geographischen Unterrichts.

Von **Leo Frobenius.**

Mit 18 Tafeln und 43 Kartenskizzen im Text.

59 Bogen gr. 8°. Geheftet 10 M., in Leinen geb. 11.50 M.

Wie Grubes Geographische Charakterbilder in die breiten Schichten unseres Volkes Kenntnisse der Länderkunde getragen hat, so hat dieses Buch den Zweck, die Völkerkunde populär zu machen. Die Forschung hat ergeben, daß die Kultur mit der Bodenbeschaffenheit und dem Klima in engstem Zusammenhange steht, und an der Hand lebensvoller Charakterbilder aus der Feder hervorragender Reisender zeigt nun Frobenius, wie gesetzmäßig sich die Kulturentwicklung auf geographischer Grundlage in allen Weltteilen vollzieht.

Die wissenschaftliche Grundlage, der Gedankenreichtum der Ausführungen und die lebendigen Erzählungen von Augenzeugen machen das Buch zu einem prächtigen Geschenkswert für alt und jung.

Die Helden des Deutschtums.

Von **Dr. W. Opitz,**

Oberlehrer am Realgymnasium in Zittau.

Mit Abbildungen zur Landeskunde. Erste Folge.

16 Bogen 8°. Geb. 3.50 M.

Wie in unsern Tagen die überschüssige Bevölkerung des aufgeblühten Deutschen Reichs hinüberzieht in die Neue Welt, um bessere Arbeitsbedingungen und billigeres Land zum Feldbau zu gewinnen, so zogen einstmals vom 10. Jahrhundert an, aber besonders im 11. bis 13. Jahrhundert Scharen von Ansiedlern aus allen deutschen Gauen in das slavische Gebiet östlich der Saale und Elbe. Und während unsere jetzigen Auswanderer oft nichts Eiligeres zu tun haben, als ihr Volkstum abzuwerfen und fremde Eigenart anzunehmen, trugen die damaligen Kolonisten siegreiche deutsche Kultur und deutsche Sprache über die alte Grenze in die Fremde hinaus; sie hielten fest an ihrem Volkscharakter und erwarben so neues deutsches Gebiet, von dem aus das Reich zu neuer Blüte erstehen sollte.

Die Geschichte dieser Kulturarbeit wird hier in einzelnen Lebensbeschreibungen der Führer dieser Bewegung der deutschen Jugend geschildert, und je mehr die Slaven in der Gegenwart den mühsam gewonnenen deutschen Besitz uns streitig zu machen suchen, desto mehr muß dem deutschen Volk in Erinnerung gebracht werden, welch heiliges, von den Vätern ererbtes Gut es heute dort zu verteidigen gilt.

Verlag von **Friedrich Brandstetter** in Leipzig.

Märchen einer Grossmutter

von **E. Wuttke-Biller** (E. Biller)

Mit dem Bildnisse der Verfasserin, 3 farbigen Vollbildern und Buchschmuck von Walter Tiemann.

In geschmackvollen Pappband 4.50 M.

Diese Sammlung reizender Originalmärchen der beliebten Jugendschriftstellerin stellt eine späte Gabe ihrer ewig jugendlichen Phantasie dar und wird ohne Zweifel bald eines der beliebtesten deutschen Volksbücher werden. In reicher Abwechslung tritt uns hier bald der goldene Humor, bald der sinnige Ernst eines regen Erzählertalentes entgegen, das sich nicht nur an die deutsche Jugend aller Altersklassen wendet, sondern auch manchem Erwachsenen, der den Sinn für echte Märchenpoesie im hastigen Treiben des Alltags noch nicht verloren hat, reinen Genuß in stillen Feierstunden bieten wird, besonders denen, die berufen sind, den eigenen oder anvertrauten Kindern den Zauber deutscher Dichtung in die Seele zu senken. Die liebevolle Ausstattung durch Walter Tiemanns Meisterhand gibt dem Buche ein reizvolles Äußere, so daß es in jeder Weise dem Gabentische zur Zierde gereichen wird.

Deutsche Sagen.

Kaiser Otto mit dem Bart — Der gute Gerhard — Herzog Ernst — König Rother — Der Graf im Pfluge — Herzog Adelger — Roland — Wartburgkrieg — Tannhäuser — Lohengrin.

Erzählt und erläutert von **Albert Richter.**

Mit einem Titelkupfer. 5. Auflage. 18 Bogen gr. 8.

Eleg. geb. 3.50 M.

Zu dem Schönsten, Anziehendsten und Erwärmendsten in unserem reichen Sagenschatz gehören die geschichtlichen Sagen, in denen alle Tugenden und Vorzüge deutschen Wesens sich spiegeln und die daher noch heute zur Hebung deutschen Geistes so mächtig beitragen können. Von diesen Sagen nun hat der Verfasser mit kundiger, sicherer und schonender Hand eine Anzahl ausgewählt, sie schlicht und anmutig erzählt und nach allen Seiten und namentlich in kulturgeschichtlicher Beziehung erläutert. Jeder Kenner der Sagenliteratur wird anerkennen, daß die gewählten zu den poetischesten und ansprechendsten unseres ganzen Sagenschatzes gehören, und daß sie mustergültig naiv und bündig, warm und anschaulich erzählt sind, während in den Erläuterungen ein reicher Gehalt von Belehrung jeder Art enthalten ist, der den Reiz des Gebotenen noch wesentlich erhöht, so daß das Buch ein wertvolles, anziehendes Festgeschenk für die Jugend beider Geschlechter ist.

Vierklee.

Erzählung für junge Mädchen. Von **W. Egbert.**

12 Bogen gr. 8. Eleg. geb. 3 M.

Auf diese Erzählung, welche sich — neben großer Naturwahrheit in der Anlage und Ausgestaltung der Kindercharaktere — eines durchaus gesunden und ungesuchten Humors zu rühmen hat, sei besonders aufmerksam gemacht; sie kann — was Inhalt und Durchführung betrifft — am passendsten mit den beliebten Schriften Johanna Spyris verglichen und denselbsten mindestens gleichgestellt werden.

Als ein Pendant zu A. W. Grubes Geschichtsbildern, in welchem vorzugsweise die politische Geschichte (Fürsten und Staatengeschichte) zur Darstellung gelangt, ist in gleichem Verlage ein Werk erschienen, das sich die Aufgabe gemacht hat, die Geschichte des deutschen Volks ausschließlich in Beziehung auf Handel und Verkehr, auf Kunst und Wissenschaft, auf Sprache und Sitte u. s. w. der Beobachtung zu unterziehen.

Es sind dies:

Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte.

Von **Albert Richter,**

Zweite Auflage.

2 Bände. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt. Geh. 10 M., eleg. in 1 Bd. geb. 11.50. M.

In diesem Werke wird das materielle, wie das geistige Leben des deutschen Volks in anschaulich gehaltenen, mit reichem Detail ausgestatteten Bildern vor die Augen der Leser geführt, und zwar, unterstützt durch stattliche Illustrierung, welche dem Werke nicht nur einen Schmuck zu verleihen, sondern, da die Illustrationen meist alten Originalen nachgebildet sind, auch ein tieferes Eindringen in die Kulturverhältnisse der Vorzeit zu ermöglichen und das Verständnis des Textes zu fördern bestimmt sind.

Statt weiterer Auseinandersetzung über den Inhalt des Buches, das namentlich der heranwachsenden Jugend aufs wärmste empfohlen zu werden verdient, möge hier nur ein kleiner Teil (der Anfang) des Inhaltsverzeichnisses folgen.

Die Germanen der Völkerwanderungszeit.
Dorfansiedlungen nach der Völkerwanderung.
Die ersten städtischen Ansiedlungen.
Die altdeutschen Volksrechte.
Staatseinrichtungen zur Zeit Karls des Großen.
Landwirtschaftliche Verhältnisse zur Zeit Karls des Großen.
Wissenschaft und Schule im karolingischen Zeitalter.
Das Christentum der Deutschen vor Bonifacius.
Das Verfahren bei Bekehrung und Taufe der Deutschen.
Bildung der deutschen Geistlichkeit im früheren Mittelalter.
Die Benediktinerabtei St. Gallen.
Die Geistlichen des früheren Mittelalters als Künstler.
Die deutschen Frauen im Zeitalter der Ottonen.
Die deutschen Städte unter den Bischöfen.
Der Ursprung der Ratsverfassung in den deutschen Städten.
Bürgerrecht, Aus- und Pfahlbürger.
Das Äußere einer mittelalterlichen Stadt.
Der volkswirtschaftliche Umschwung in Deutschland während des 13. Jahrhunderts.
Der Sieg der Zünfte über die Geschlechter.
Das Lehnswesen.
Die Ministerialen oder Dienstmannen.
Die Erziehung des Ritters und die Schwertleite.
Mittelalterliche Burgen.
Ritterliche Waffen und Rüstungen.
Die Turniere.
Das Raubritterwesen.
Die Ritterheere.
Mittelalterliche Söldnerheere.
Fahrende Ritter.
Die Spielleute des Mittelalters.
Der Minnedienst.
Mittelalterliche Tänze.
Rechtszustände im Mittelalter.
Gottesfrieden und Landfrieden.
Das Fehderecht des Mittelalters.
Die Vehmgerichte.
Acht und Bann.
Gottesurteile.
Die rechtliche und soziale Stellung der deutschen Juden im Mittelalter.
Judenverfolgungen im Mittelalter.
Das altdeutsche Haus und seine Einrichtung.
Essen und Trinken im Mittelalter.
Mittelalterliche Tracht.
Altdeutsches Badewesen.
Heilkunde im Mittelalter.
Süddeutsche Bauern im 13. Jahrhundert.
Naturalleistungen und Frondienste der Bauern im späteren Mittelalter.
Landwirtschaft im Mittelalter.
Mühlen im Mittelalter.
Verkehrswesen im Mittelalter.
Das deutsche Münzwesen im Mittelalter.
Mittelalterliche Steuern.
Wissenschaft und Volksglaube im Mittelalter.
Volksbildung im Zeitalter der Scholastik.
Ein Volksprediger des 13. Jahrhunderts.
Das Leben in einem deutschen Cisterzienserkloster.
Handschriftenhandel im Mittelalter.
Einrichtungen mittelalterlicher Universitäten.
Deutsche Mystik im 14. Jahrhundert.
Bibel, Predigt und Kirchenlied im 15. Jahrhundert.

476369

G Grube, August Wilhelm
G Geographische Charakterbilder; bearb. von Stübler

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED